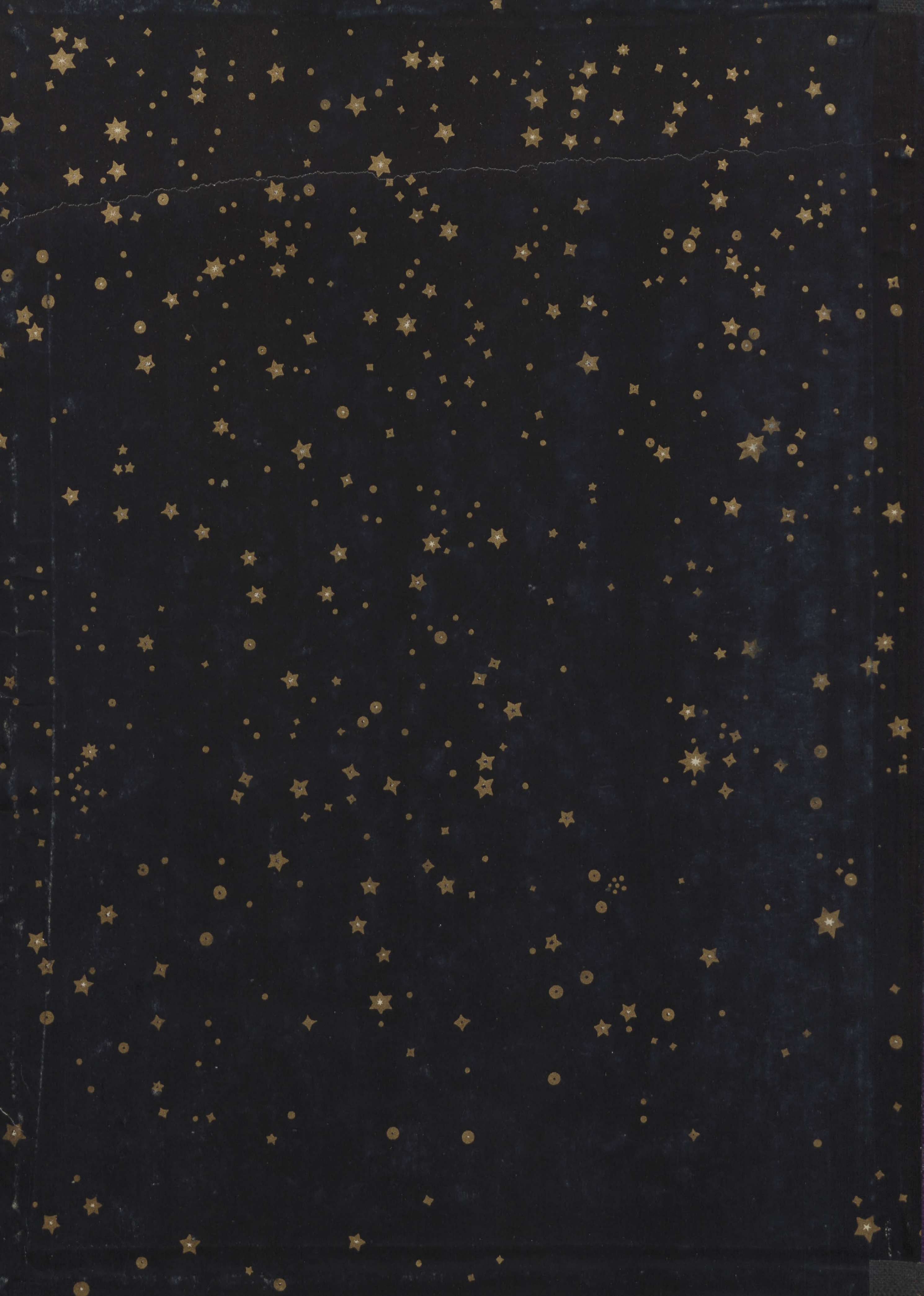
FRANZ STUCK

WELTGESCHICHTE

ULLSTEIN & Co. BERLIN



12. 11. 1915

~~Leſeſaal~~ ~~IV, 260.~~

I 3075 q

~~Behring~~

Stadt-
bücherei
Elbing

Weltgeſchichte

Die Entwicklung der Menſchheit in Staat und Geſellſchaft, in Kultur und Geiſtesleben

Herausgegeben von

Dr. J. von Pflugk-Harttung

Univerſitäts-Profeſſor a. D., Archiv-Rat am
Königlichen Geheimen Staats-Archiv in Berlin

unter Mitwirkung von

Dr. J. Beloch, Univerſitäts-Profeſſor in Rom; **Dr. C. Bezold**, Univerſitäts-Profeſſor in Heidelberg; **Dr. E. Brandenburg**, Univerſitäts-Profeſſor in Leipzig; **Dr. K. Brandi**, Univ.-Prof. in Göttingen; **D. Dr. Th. Brieger**, Univ.-Prof. in Leipzig; **Dr. C. Brockelmann**, Univerſitäts-Profeſſor in Königsberg; **Dr. A. Brückner**, Univerſitäts-Profeſſor in Berlin; **Dr. A. Conrady**, Univerſitäts-Profeſſor in Leipzig; **Dr. P. Darmſtaedter**, Univerſitäts-Profeſſor in Göttingen; **Dr. W. Friedensburg**, Univ.-Prof. a. D., Kgl. Archiv-Direktor in Stettin; **Dr. K. Haebler**, Prof., Bibliotheksdirektor in Berlin; **Dr. E. Haeckel**, Univerſitäts-Profeſſor in Jena; **Dr. W. Hauſenſtein** in München; **Dr. K. Th. v. Heigel**, Univerſ.-Prof., Präſident der Kgl. bayr. Akademie der Wiſſenſchaften in München; **Dr. E. Heyck**, Univerſ.-Prof. a. D. in Berlin; **Dr. M. Hoernes**, Univerſitäts-Profeſſor, em. Kuſtos am k. k. naturhiſtoriſchen Hofmuſeum in Wien; **Dr. G. Kaufmann**, Univerſ.-Prof. in Breslau; **Dr. LL. D. K. Lamprecht**, Univ.-Prof. in Leipzig; **Dr. F. v. Luſchan**, Univ.-Prof., Direktor am Kgl. Muſeum für Völkerkunde zu Berlin; **Dr. O. Nachod** in Berlin; **Dr. K. J. Neumann**, Univerſ.-Prof. in Straßburg; **Dr. W. Oncken**, weil. Univerſ.-Prof. in Gießen; **Dr. M. Philippſon**, Univ.-Prof. a. D. in Berlin; **Dr. R. v. Poehlmann**, Univerſitäts-Prof. in München; **Dr. R. Stübe**, Gymnaſial-Oberlehrer in Leipzig; **Dr. H. Ulmann**, Univ.-Prof. in Greifswald; **Dr. J. Walther**, Univ.-Prof. in Halle; **Dr. H. v. Zwiedineck-Südenhorſt**, weil. Univ.-Profeſſor in Graz.

[Bd. 1.]

Berlin
Verlag von Ullſtein & Co

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

51

Copyright 1910 by Ullstein & Co, Berlin

Stadtbücherei Elbing

57129

[Bd. 1.]

Geſchichte des Altertums

J. Walther:
Die Vorzeit der Erde

E. Haeckel:
Entwicklungsgeſchichte des Menſchen

F. v. Luſchan:
Raſſen und Völker

M. Hoernes:
Die Anfänge menſchlicher Kultur

J. Beloch:
Die Griechen bis auf Alexander den Großen

K. J. Neumann:
**Die helleniſtiſchen Staaten
und die römiſche Republik**

R. v. Poehlmann:
**Römiſche Kaiſerzeit
und Untergang der antiken Welt**

Leitung der illuſtrativen Ausſtattung
Kunſtmaler Carl Langhammer, Berlin

~~BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
POZNAŃ~~

Inhaltsverzeichnis

I. Die Vorzeit der Erde (J. Walther)

Seite

1. Einleitung 3-7

Die Bewegung im All. Meſſung der Entfernungen. Die Fixſternſyſteme. Erde und Welt. Begriff der Erdgeſchichte. Geologiſche Dokumente und aſtrophyſiſche Unterſuchung.

2. Die Erde als Stern 7-9

Aſtrale Entwicklung: Die drei Stadien des Glühens. Abſonderung des Mondes und Erſtarrung.

3. Die Erde als Schauplatz des Lebens 10-15

Verdickung der Erſtarrungskruſte. Die Sonne als Mutter des organiſchen Daſeins. Abſchnitte der Erdgeſchichte. Die älteſten Arten des Lebens. Der große Weltwinter. Flora und Fauna. Die Urſäuger.

4. Die Erde als Heimat des Menſchen 15-19

Ausbildung klimatiſcher Gegenſätze. Entſtehung geſchloſſener Feſtländer. Entwicklung der Vögel und Säugetiere bis zum Menſchen. Das Feuer und ſeine Bedeutung für das Menſchengeſchlecht.

II. Entwicklungsgeſchichte des Menſchen (E. Haeckel)

1. Aufgabe der Geſchichte 23-25

Arbeitsteilung und Spezialiſierung „Weltgeſchichte“. Die verwandten Wiſſenſchaften.

2. Geſchichte und Urgeſchichte 25-26

Primatogenie; Prähiſtorie; Kulturgeſchichte. Die Stufen der historia universalis.

3. Urſprung des Menſchen 26-30

Uebernatürliche Schöpfungsſagen. Die moderne Phylogenie; ihre Quellen und Urkunden.

4. Stammesgeſchichte des Menſchen 30-37

Stufen der organiſchen Erdgeſchichte. Aeltere und neuere Progonotaxis. Urtiere und Urpflanzen.

III. Raſſen und Völker (F. von Luſchan)

1. Einleitung 41-49

Allgemeine Geſichtspunkte der Völkerkunde. Anthropologiſche Gliederung der einzelnen Erdteile.

2. Afrika 49-59

Südafrika: die Kaffern; die Buſchmänner; die Hottentotten. Oſtafrika: die Bantuvölker. Arabiſche und indiſche Einflüſſe. Stämme hamitiſcher Abkunft. Semitiſche und hamitiſche Sprachen. Einflüſſe von Norden her. Verhältnis der Bantu zu den Negern von Oberguinea.

3. Die Südſee 59-66

Die Polyneſier. Die Melaneſier. Die Bewohner der mikroneſiſchen Inſelwelt. Ozeaniſche Schiffahrt, Schiffbau und Fiſcherei. Fehlen der Eiſentechnik und Webekunſt. Das Mattenflechten, Fehlen der Keramik. Die Ernährung. Die Genußmittel. Die Bewohner Neu-Hollands.

4. Amerika 67-72

Bevölkerungsſtatiſtik. Phyſikaliſche Beſchaffenheit. Der Yankeetypus. Die Negerfrage, Verſuche der Löſung: Exilierung und Internierung; Aufheiratung; Felix Adlers Ethik. Die Indianer.

5. Aſien 72-76

Das Raſſengemenge im Oſten. Indochina. Indien: Die Kolh-Stämme, die drawidiſchen Völker und die „Arier“. Die Mohammedaner. Vorderaſien: Anſäſſige, Wandervölker und Sekten.

6. Europa 76-79

Unklarheit der Grundformen. Die extremen Kurzköpfe: Einwanderung aus Vorderaſien. Die Neandertalraſſe; Hypotheſe ihres Urſprungs. Die langſchädligen Typen. Die ariſche Frage.

IV. Die Anfänge menſchlicher Kultur (M. Hoernes)

1. Einleitung 81-84

Die drei Hauptabſchnitte der Menſchheitsgeſchichte; ihre getrennte Betrachtung und Behandlung.

Seite

2. Die paläolithiſche Periode 85-98

Aelteſte Zeugniſſe: Die Eolithen. Das Erdbild im Diluvium; der Menſch, ſeine Stellung zur Tierwelt. Leibliche Ueberreſte. Einteilung des Diluviums. Die diluviale Kultur. Uebergang zur geologiſchen Gegenwart.

3. Die neolithiſche Periode 98-112

Beginn der menſchlichen Herrſchaft über die organiſche und anorganiſche Umgebung. Formen des Geſellſchaftslebens in der Steinzeit. Annäherung an die hiſtoriſche Kultur. Neue Menſchenraſſen; Rätſel ihrer Herkunft. Dauer der Steinzeit. Lehren der Urgeſchichte.

4. Die Bronzezeit 112-122

Das erſte Auftreten der Metalle: Gold und Kupfer, die Bronze. Die Bronzezeit: ihr Weſen, ihre Dauer; die einzelnen Stufen und Unterſchiede, ihre weltgeſchichtliche Bedeutung.

5. Vorgeſchichtliche Eiſenzeiten 122-135

Die Hallſtatt-Periode im Norden Europas; ihre Ablöſung durch die La Tène-Periode.

V. Die Griechen bis auf Alexander den Großen (J. Beloch)

Die Frühzeit

1. Die Anfänge 139-145

Einwanderung von Norden her: Geographie des Landes, ihr Einfluß auf die Bewohner: Die Dialekte. Die Schichtung der Stämme. Das ägäiſche Meer und die Expanſion.

2. Die älteſte griechiſche Kultur 145-155

Archäologiſche Funde: Periode von Ilion. Verbreitung der altägäiſchen (frühminoiſchen) Kultur: Die mittelminoiſche Kultur; das mykeniſche Reich. Die Blütezeit Kretas.

3. Die Homeriſche Zeit 156-162

Aufkommen des Dipylonſtils. Verarbeitung des Eiſens. Ausbildung der Einzelſtaaten. Läuterung der Gottesvorſtellungen. Das heroiſche Epos: ſeine Sagenkreiſe und Dichter. Der Name „Hellenen".

4. Die Seeherrſchaft 162-168

Bedeutung der Seeſtädte. Erfindung der Münzprägung. Koloniale Expanſion. Entwicklung des Exporthandels. Einführung der Sklavenarbeit. Aufkommen des Handwerkerſtandes.

5. Anfänge der Freiheitsbewegung 169-181

Loslöſung vom Konventionalismus. Annahme der Buchſtabenſchrift. Abſchluß der großen Epen; Archilochos, der erſte Individualiſt. Steigerung der ethiſchen Anſchauungen. Die Kunſt im Dienſte der Religion. Ende der Königsmacht; die Adelsherrſchaft. Die Tyrannis in den Stadtſtaaten. Gründung des Amphiktionenbundes, der heilige Krieg. Die Fremdherrſchaft in Kleinaſien.

6. Die Begründung des Perſerreichs und der griechiſchen Vormächte . . . 182-190

Vernichtung Lydiens. Erweiterung des perſiſchen Reiches. Sparta peloponneſiſche Vormacht. Athen: Peiſiſtratos, Begründung der Seeherrſchaft. Revolution gegen die Peiſiſtratiden; die attiſche Demokratie. Geſellſchaftliche Stellung des Adels. Der Sport im Leben der Nation. Konventionalehe und Jünglingsliebe. Zeitgedanken in der Dichtung. Anfänge der Muſik. Die Geburt der Tragödie.

7. Die religiöſe Reform und die Begründung der Wiſſenſchaft 190-196

Vorſtellung vom Tode. Die Myſterien. Das orphiſche Syſtem. Anfänge der Naturwiſſenſchaft bei Thales. Anaximandros. Verſuch der mechaniſchen Naturerklärung. Herakleitos und die Pythagoreer. Parmenides und die Eleaten. Hekatäos; Begründung der kritiſchen Wiſſenſchaft.

Die Zeit des atheniſchen Reiches

8. Die Freiheitskriege 197-208

Der ioniſche Aufſtand. Mardonios in Griechenland. Marathon. Die Alkmeoniden in Athen. Ariſteides. Themiſtokles; Ausbau der Flotte. Der Rachezug des Xerxes: Thermopylä, Einnahme von Athen. Salamis. Plataä. Gründung des atheniſchen Bundes. Der Freiheitskampf der Griechen auf Sicilien.

9. Die Demokratie 209-218

Die Freiheitsbewegung: Fall der Tyrannis von Syrakus. Aufſtand der Sikeler. Bewegung in Italien und Kyrene. — Sparta: Der Heilotenaufſtand. Wiederaufrichtung der Herrſchaft im Peloponnes. Athen: Befeſtigung der Seeherrſchaft. Themiſtokles' Sturz, Kimon. Fortſchritt der demokratiſchen Reform. Atheniſch-korinthiſcher Krieg. Höhepunkt der Atheniſchen Macht. Perikles. Das atheniſche Reich.

10. Kultur der Perikleiſchen Zeit 218-230

Die Aera des Friedens: Wirtſchaftlicher Aufſchwung. Wachstum der Bevölkerung. Geſteigerter Geldverkehr; allgemeine Annahme der attiſchen Währung. Die Löhne. Die Lebensbedürfniſſe. Regelung der Staatsausgaben. Die großen Künſtler und ihre Werke. Das ſittliche Niveau der Zeit.

Seite

11. Die Aufklärung . . . . 231 - 240

Die wiſſenſchaftliche Bewegung: Mathematik und Aſtronomie. Medizin: die Aerzteſchulen; Hippokrates. Erweiterung der naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe: Begründung der Erkenntnistheorie. Die Geſchichtſchreibung als Kunſtform: Herodotos. Kritik der geltenden Werte. Die neue Bildung der Jugend. Kampf der Sophiſten für die neuen Werte. Die Geſchichtſchreibung als Wiſſenſchaft: Thukydides. Die techniſche Literatur. Demokritos Syſtem der Naturerklärung. Spartas geiſtiger Ruin.

12. Der peloponneſiſche Krieg . . . . 240 - 254

Der kerkyreiſch-korinthiſche Krieg. Athens Friedensbruch. Spartas Eingreifen. Rückſchlag gegen Perikles. Der Einfall in Attika, die Peſt. Perikles' Sturz. Friedensverhandlungen. Der Krieg in Sicilien. Kleons Strategie, Friede des Nikias. Die ſiciliſche Expedition: Völlige Niederlage der Athener.

Reaktion und Revolution

13. Der Fall der Demokratie . . . . 255 - 263

Demokratie und Demagogie. Die Reaktionsarbeit der Hetärien. Verfaſſungsänderung in Athen. Abfall Euböas. Sturz der Oligarchie. Alkibiades. Schlacht bei den Arginuſen, Athens Sieg. Gericht über die Feldherren. Athens endgültige Niederlage bei den Ziegenflüſſen. Einnahme Athens. Die Entwicklung zur Militärdiktatur in Sicilien.

14. Die Reaktionszeit . . . . 263 - 275

Sparta griechiſche Vormacht. Neuordnung der Nation. Reaktion in Athen; die Herrſchaft der Dreißig, ihr Sturz. Der perſiſche Thronfolgeſtreit, Zug der Zehntauſend; Befreiung Kleinaſiens. Der Freiheitskrieg im Weſten: Dionyſios I., ſein Kampf gegen Karthago. — Spartas Krieg gegen Perſien. Die Mittelſtaaten gegen Sparta. Ende der ſpartaniſchen Seeherrſchaft. Der Friede des Antalkidas.

15. Die Wiedererhebung der Demokratie . . . . 276 - 286

Reaktion gegen die Oligarchie. Thebens Befreiung. Bündnis zwiſchen Athen und Theben. Der neue Seebund. Spartaniſche Gegenrüſtungen. Friede; Ausſchließung Thebens vom Frieden, Schlacht bei Leuktra; Ende der ſpartaniſchen Vorherrſchaft. Athens Politik. Neue Wirren im Peloponnes. Schlacht bei Mantineia: Ende der thebaniſchen Angriffspolitik. Athens Krieg gegen Amphipolis; Hilfe Philipps von Makedonien, ſein doppeltes Spiel. Kriſis im Seebund. Ende der thebaniſchen Vormacht. — Zuſammenbruch des ſiciliſchen Reiches.

16. Das Geiſtesleben ſeit dem peloponneſiſchen Kriege . . . . 286 - 300

Reaktion gegen die Aufklärung. Sokrates. Die Sokratiker. Die Kyniker. Platon, Gründung der Akademie. Die ſophiſtiſche Advokatur und Geſchichtſchreibung. Die pythagoreiſche Schule. Ariſtoteles: Verbindung von Philoſophie und Naturwiſſenſchaft. Die Poeſie: Niedergang des Dramas. Die bildenden Künſte: Der Tempel- und Theaterbau. Skopas und Praxiteles. Der Erzguß des Lyſippos. Höhepunkt der griechiſchen Malerei.

17. Wirtſchaftsleben und Geſellſchaft im vierten Jahrhundert . . . . . . 300 - 304

Folgen der Kriege: Verheerung des Grundbeſitzes. Die Reſtauration: Aufſchwung der Städte. Demokratiſierung der Geſellſchaft. Steigender Wohlſtand; Erhöhung der Anſprüche. Reform des Kriegsweſens. Die Revolution in der griechiſchen Geſellſchaft. Hoffnung auf die Monarchie.

Einheit und Weltherrſchaft

18. Die griechiſche Einheit . . . . 305 - 313

Makedonien und die griechiſche Kultur, König Archelaos. König Philippos, ſeine Ratgeber, ſein Ziel. Philipps Siege und Stellung im theſſaliſchen Bund. Eroberung Olynths und der Chalkidike. Friede mit Athen. Krieg gegen Phokis. Philipp erobert Epeiros. Demoſthenes. Bund der Griechen gegen Philipp, ihre Niederlage bei Chäroneia; die Unterwerfung. Griechenlands Neuordnung und Einigung. — Befreiung Siciliens durch Timoleon.

19. Die Eroberung Aſiens . . . . 314 - 325

Aufruf zum Nationalkrieg. Philipps Ermordung. Alexanders Anfänge. Der Perſerkrieg. Eroberung Kleinaſiens und Aegyptens. Spartas Befreiungsverſuch. Schlacht bei Gaugamela: Ende des perſiſchen Reiches. Zug nach dem Indus. Innerer Ausbau des neuen Weltreiches: Alexanders Tod. — „Alexander der Große."

VI. Die helleniſtiſchen Staaten und die römiſche Republik (K. J. Neumann)

Das 1. Jahrh. des Hellenismus und die Entſtehung des röm. Staates.

1. Entſtehung und Charakter des Hellenismus . . . . 329 - 336

Der Kampf des Hellenentums gegen den Orient. Das politiſche Leben der griechiſchen Welt. Makedoniens Sieg über Perſien. Das Weltreich Alexanders. Die helleniſtiſche Kultur und Weltpolitik. Realismus im geiſtigen Leben. Orientaliſche Myſtik und griechiſche Philoſophie: Götterkult, Synkretismus und Chriſtentum. Papyrusfunde, Finanzweſen. Helleniſtiſches und römiſches Recht.

Seite

2. Die Nachfolger Alexanders des Großen und der Zerfall des Alexanderreichs 336-348

Wirkung der Todesnachricht in Europa. Das Kompromiß des Eumenes. Neuordnung der Satrapien; die zentralen Tendenzen der Reichsverweſer, die zentrifugalen der Satrapen. Ausſterben der Dynaſtie. König Antigonos. Die Territorien. Die Schlacht bei Ipſos und die Teilung des Alexanderreiches.

3. Die Konſolidierung der helleniſtiſchen Monarchien 348-354

Lyſimachos und Seleukos, die Erben des Antigonos in Aſien. Ptolemäos in Aegypten. Kaſſandros in Makedonien. Koalition gegen Demetrios Poliorketes. Ptolemäos Keraunos' Expanſionskrieg. Ausgang der Diadochen. Die Epigonen: Beginn der Politik des helleniſtiſchen Gleichgewichts.

4. Die Völker und Stämme Italiens und die Entſtehung der lateiniſch-römiſchen Nation 355-360

Italia diis sacra. Urbevölkerung; Gliederung der Stämme, die Dialekte. Kultureinflüſſe. Einheit des Staates als Grundlage der nationalen Einheit.

5. Die Etrusker und die Anfänge Roms 360-364

Roms Gründung: latiniſche Siedlung und etruskiſche Kultur. Die Etrusker; das Rätſel ihrer Herkunft. Zeit der Gründung. Der etruskiſche Städtebund. Rom unter den Tarquiniern.

6. Ein halbes Jahrhundert römiſcher Adelsrepublik 364-370

Vertreibung der etruskiſchen Dynaſtie, Rom Adelsrepublik. Neuordnung des Staates; das Prinzip der Kollegialität. Die Inſtitution des Diktators. Erweiterung der Republik. Roms Bündnis mit den Latinern. Die Volskerkämpfe. Die Seceſſion der Plebs: Einführung des Volkstribunates.

7. Der römiſche Bauer und der neue Staat 370-382

Grundherrſchaft und Hörigkeit. Grundlage des neuen Staates: die Bauernbefreiung. Centurienordnung. Kodifizierung des neuen Rechts im Geſetz der zwölf Tafeln. Kriege gegen Aequer und Volsker, Wiederaufnahme des Fidenatenkrieges. Beginn des Kampfes um Süd-Etrurien.

8. Von der Eroberung Süditaliens bis zur Unterwerfung Latiums . . . 382-389

Der Vejenterkrieg. Einfall der Kelten, Einnahme Roms. Organiſation Süd-Etruriens. Abſchluß des Ständekampfes. Neuordnung Latiums; etruskiſcher Krieg. Bündnis mit Samnium. Handelsvertrag mit Karthago. Spannung zwiſchen Rom und Latium; der Krieg. Auflöſung des latiniſchen Bundes, Roms Sonderbündniſſe.

9. Die Zeit des großen Samniterkrieges und die neue römiſche Heeresordnung 390-399

Großgriechenlands Geiſtesgeſchichte. Die Römer in Campanien. Ausbruch des Samniterkrieges. Roms Niederlage: Das Caudiniſche Joch. Umgehung des Friedensvertrages, der neue Krieg, Roms Niederlagen. Reorganiſation des Heeres. Der Krieg nach zwei Fronten; Wechſel der Wirtſchaftsordnung. Rom und Karthago.

10. Die Unterwerfung Italiens und der Ausgleich des römiſchen Ständekampfes 399-403

Sturm der Samniten, Etrusker und Gallier gegen Rom, ihr Sieg und ihre Niederlage. Der Kampf um Tarent: König Pyrrhos, Roms Niederlage. Pyrrhos in Sicilien. Die Schlacht bei „Beneventum". Vollendung des italiſchen Bundes. Das hortenſiſche Geſetz d. J. 287 v. Chr.

11. Makedonien und die Staatenbünde Griechenlands 404-408

Antigonos Gonatas; ſein Keltenſieg. Aetoliſcher und achäiſcher Bund. Antigonos und die griechiſchen Staatenbünde. Einigung von Makedonien und Griechenland. Der chremonideiſche Krieg. Aufſtand Arats von Sikyon. Die ſpartaniſche Bewegung unter Kleomenes. Soziale Reformen. Gründung des helleniſchen Staatenbundes unter Antigonos. Niederlage Spartas bei Sellaſia. Antigonos' Erbſchaft und Nachfolger.

12. Die Epigonen in Aſien und Aegypten 409-411

Die Pergamener: Begründung der Herrſchaft durch Philetairos; ſeine Nachfolger. Das neue Partherreich. Pergamons Kriege mit Syrien und Aegypten.

13. Rom und Karthago. Die Eroberung Siciliens und Oberitaliens . . . 412-418

Gründung Karthagos. Der Tag von Salamis und Himera: der Kampf um Sicilien. Der Staat Karthago, Rom und Karthago. Der erſte puniſche Krieg. Sicilien römiſche Provinz. Verluſt Sardiniens. Erweiterung der römiſchen Macht. Organiſation der eroberten Länder. Die Reformen des C. Flaminius. Rom und die griechiſche Bildung.

14. Das erſte Jahrhundert helleniſtiſcher Kultur 418-424

Weltanſchauung und Religion: Die peripatetiſche Schule. Platons Akademie. Die Stoa. Die kyniſche Bettelphiloſophie. Die Wiſſenſchaften: Alexandria und die Alexandriniſche Gelehrtenwelt.

Seite

Begründung und Vollendung der römiſchen Weltherrſchaft.

15. Der hannibaliſche Krieg 425-428

Karthago in Spanien. Der Streit um Sagunt. Der zweite puniſche Krieg. Cannä. Hannibal vor Rom. Erhebung Philipps von Makedonien; Abfall von Syrakus und Capua. Roms Wiedererſtarken. Scipio in Spanien; Hasdrubals Untergang. Der Tag von Zama; Ende der karthagiſchen Großmacht.

16. König Philipp von Makedonien, Flamininus und die Griechen 428-431

Der griechiſche Bundesgenoſſenkrieg; Eindruck der römiſchen Niederlagen: Friede; Philipps Einfall in Illyrien, Bündnis mit Hannibal. Roms Friede mit Karthago und Philipp. Philipps Bündnis mit Syrien gegen Aegypten. Roms Eingreifen. Der Krieg. Philipps Reue. Flamininus. Die Entſcheidung bei Kynos Kephalä.

17. Seleukiden, Arſakiden, Makkabäer 432-440

Antiochos III: Wiederaufrichtung des Seleukidenreiches. Konflikt mit Rom, Einfluß Hannibals. Antiochos „Schützer der griechiſchen Freiheit“. Krieg mit Rom: Niederlage bei Magneſia. Das neue Partherreich. Die Reaktion im Judentum. Erhebung der Makkabäer.

18. Der Untergang der Antigoniden, der Fall von Karthago und Korinth . . 440-444

Helleniſtiſche und römiſche Perſönlichkeiten: Catos Kampf gegen Scipio. Die Schlacht bei Pydna: Fall Makedoniens. Dritter puniſcher Krieg. Catos Ceterum censeo. Der Fall von Karthago. Provinz Afrika. Ende des achäiſchen Bundes. Zerſtörung von Korinth. Neuordnung Griechenlands.

19. Alexandriner und Pergamener. Die Helleniſierung Roms 445-452

Roms Freundſchaft mit den Ptolemäern. Angriff Syriens auf Aegypten; Roms Intervention. Die Attaliden in Pergamon. Pergamon als Kultur- und Kunſtſtadt. Rom und die griechiſche Bildung. Beginn der römiſchen Literatur. Die helleniſtiſch-römiſche Geſchichtſchreibung. Polybios.

Revolution und Bürgerkriege.

20. Weltverkehr und Wirtſchaft ſeit dem Zeitalter der puniſchen Kriege. Die agrariſche Reform des Tiberius Gracchus 453-458

Roms ſoziale Entwicklung. Die agrariſche Frage. Ti. Gracchus, ſeine Geſetzesanträge. Widerſtand des Senates. Annahme der Anträge. Ende des Ti. Gracchus.

21. Der Kampf zwiſchen Legislative und Verwaltung. Gaius Gracchus. Marius 458-468

Die Reformkommiſſion. C. Gracchus der Volkstribun. Einführung der Getreideverteilung. Antrag auf Verleihung des Bürgerrechtes an die Bundesgenoſſen; C. Gracchus’ Ende. Die agrariſche Reaktion. Der jugurthiniſche Krieg; Marius’ Aufſtieg. Völkerbewegung der Cimbern und Teutonen. Die Heeresreform des Marius. Saturninus und Glaucia. Kompromittierung des Marius.

22. Bundesgenoſſenkrieg und italiſcher Einheitsſtaat 468-469

Wiederaufrollung der Bundesgenoſſenfrage. Einigung der italiſchen Nation.

23. Sulla und die Reaktion 470-475

Das Reich des Mithradates. Kampf des Orients gegen Rom. Der Bürgerkrieg in Rom; Sulla. Marius’ ſiebentes Konſulat. Schreckensherrſchaft der Marianer. Sullas Siege im Oſten und Rückkehr. Vernichtung der Marianer. Sulla als Diktator; Reſtauration der Senatsherrſchaft. Sullas Tod.

24. Pompejus und der junge Caeſar 475-484

Agitationen gegen die ſullaniſche Verfaſſung. Pompejus’ erſte Waffentaten. Der Fechter- und Sklavenkrieg. Konſulat des Pompejus und Craſſus. Ende der ſullaniſchen Verfaſſung. Vernichtung der Seeräuber. Pompejus in Aſien, Ende des Mithradates und des Seleukidenreiches. Ordnung der jüdiſchen Angelegenheiten. Die ägyptiſche Frage. Cicero und Catilina. Pompejus’ Rückkehr. Das erſte Triumvirat. Caeſars Konſulat.

25. Die Eroberung Galliens und die Anarchie der Hauptſtadt 484-488

Pompejus und Caeſar; ihre Ziele und Wege. Romaniſierung Galliens durch Caeſar. Konferenz von Lucca. Anarchie in Rom: Pompejus Konſul ohne Kollegen. Pläne des Senates.

26. Der Bürgerkrieg und die Monarchie Caeſars 488-490

Frage der Wiederbeſetzung der galliſchen Statthalterſchaft, Pompejus’ Verfaſſungsbruch, Caeſars Ultimatum. Eroberung von Italien. Erſter ſpaniſcher Krieg Caeſars. Caeſar Diktator und Konſul. Zug gegen Pompejus: Pharſalus. Caeſar in Aegypten, Kleinaſien und Afrika. Zweiter ſpaniſcher Krieg. Triumpheinzug in Rom. Das neue Regiment. Caeſars Ermordung.

Seite

27. Der Fall der römiſchen Republik 491-500

Der Kampf um Caeſars Erbe. Oktavianus. Das zweite Triumvirat. Schlacht bei Philippi. Beſeitigung des Sextus Pompejus. Oktavians Wandlung zum Prinzeps. Die Schlacht bei Aktium: Caeſar Auguſtus.

28. Römiſches Geiſtesleben. Beginn der Romaniſierung des Hellenismus . 501-503

Die Redekunſt und die Geſchichtſchreibung: Prieſterchronik, Memoiren, Annaliſtik. Die Dichtung. Römiſche Religion, Hellas, der Orient und Rom.

VII. Römiſche Kaiſerzeit und Untergang der antiken Welt (R. von Poehlmann)

Die Zeit des Prinzipats.

1. Die Begründung des Prinzipats und das juliſch-claudiſche Kaiſerhaus . 507-528

Die Aera des Friedens. Organiſation der neuen Gewalt. Der Kaiſerkult Aeußere Politik. Tiberius. Kaiſer und Senat. Die Majeſtätsprozeſſe. Caligula. Caeſarenlegenden. Claudius. Arbeit im Innern. Eroberung Britanniens. Die Weiberwirtſchaft. Nero. Der Brand Roms, die Chriſtenmorde. Qualis artifex pereo!

2. Der Bürgerkrieg und die Dynaſtie der Flavier 528-534

Das Vierkaiſerjahr. Veſpaſians Reſtitutionsarbeit. Der Kampf gegen die Juden. Titus. Domitian: Kampf gegen den Senat. Das Prinzipat wird zur Tyrannis. Die Kataſtrophe.

3. Nerva, Trajan, Hadrian und die Antoninen 534-542

Nerva. Trajan und ſein Syſtem. Hadrian. Römiſche Orientpolitik. Grenzſchutz. Hadrians Reiſen und Kunſtliebhaberei. Antoninus Pius. Marcus Aurelius: die neue Geiſtesrichtung. Die Markomannenkriege, Anſiedlung von Barbaren an den Grenzen. Commodus.

4. Das Soldatenkaiſertum und die abſolute Monarchie 542-548

Septimius Severus: Ende der auguſteiſchen Verfaſſung. Caracalla. Elagabal. Orientaliſierung Roms. Alexander Severus: Konzeſſionen an den Senat. Zerſetzung des Reiches. Zuſammenſchluß der feindlichen Völker an den Grenzen. Wiederbelebung des Reiches durch Aurelian. Probus.

Die Kultur der römiſchen Kaiſerzeit.

5. Die materielle und geiſtige Kultur 549-574

Welthandel und Weltinduſtrie. Nachblüte der Kunſt und des Kunſtgewerbes. Pompeji. Die ſtädtiſche Kultur. Romaniſierung der Provinzen. Entwicklung der römiſchen zur Weltliteratur. Das auguſteiſche Zeitalter. Tacitus. Der Klaſſizismus. Das Verdienſt der griechiſchen Renaiſſance. Verfall der Kunſt. Auflöſung des wiſſenſchaftlichen Denkens. Die Stoa.

6. Das religiöſe Leben 574-598

Die Dekadence der Antike. Seneca. Die Neuplatoniker. Siegeszug der orientaliſchen Myſtik. Iſis. Dionyſos. Mithras. Elemente der Myſterien im Chriſtentum. Die chriſtliche Frauenfrage. Die Botſchaft des Heils. Soziale Miſſion des Chriſtentums. Haltung der Gebildeten. Chriſtliche Literatur und Wiſſenſchaft. Auguſtinus.

Die abſolute Monarchie und die Auflöſung des Reiches

7. Die Diokletianiſch-konſtantiniſche Monarchie 599-606

Reform der Wehrverfaſſung und Verwaltung. Kaſtenmäßige Erſtarrung der Geſellſchaft Latifundienweſen und Kolonat. Teilung des Reiches. Kämpfe der Mitregenten. Konſtantin der Große und ſeine Nachfolger.

8. Der Staat und das Chriſtentum 606-628

Roms Toleranz. Der chriſtliche Fanatismus. Das privilegierte Gottesgnadentum. Konflikt mit der Staatsgewalt. Taufe Konſtantins. Der Streit des Arius und Athanaſius. Die Ketzerpolitik der Caeſaren. Julianus Apoſtata. Untergang des Heidentums.

9. Zerfall des weſtrömiſchen Reiches 626-631

Verfall von Land und Volk. Das Maſſenelend. Die Landflucht. Die patriotiſche Geſinnungsloſigkeit. Barbariſierung des Heeres. Das Föderatenſyſtem. Untergang des Reiches.

Zeittafel

Regiſter

Verzeichnis der Tafeln und Beilagen.

Seite

Die Verbreitung der diluvialen Eisdecken und Gletſcher. Farbig ausgeführte Doppelkarte nach einem Entwurf von Prof. Joh. Walther in Halle a. S. 16

Thron des Häuptlings Ndſchoya von Bamum (Nordweſt-Kamerun). Original im Königlichen Muſeum für Völkerkunde zu Berlin 48

Einige menſchliche Typen. Doppeltafel nach Originalphotographien des Königlichen Muſeums für Völkerkunde zu Berlin 72

Wildpferd, Eber und Biſonrinder, diluviale Tierfresken in der Höhle von Altamira (Nordſpanien) 88

Gräberfunde der erſten Eiſenzeit aus Oeſterreich und Bosnien nach Originalen der Sammlung des k. k. naturhiſtoriſchen Hofmuſeums zu Wien . . . 128

Langſeite eines bemalten Sarkophags aus Hagia Triada (Kreta) nach einer farbigen Originallithographie der „Monumenti antichi", mit Genehmigung der Reale Academia dei Lincei in Rom 144

Kultur der mykeniſchen Zeit. Tafel mit erklärendem Deckblatt 152

Der Poſeidontempel zu Paeſtum. Photographiſche Aufnahme 160

Die Arkeſilaos-Schale, gefunden in Volci (Etrurien). Original im Cabinet des médailles zu Paris 176

Das dreileibige Ungeheuer (Typhon) und Schlange. Farbig übermalte Skulpturen von der Akropolis zu Athen 184

Die Entwicklung der antiken Keramik bis zum Hellenismus. Vierteilige Tafel mit erklärendem Deckblatt 192

Porträtſtatue des Sophokles. Original im Lateran-Muſeum zu Rom . . . 232

Reliefs vom Parthenon-Frieſe der Akropolis zu Athen, Gruppen aus dem Feſtzuge am Tage der Panathenäen darſtellend. Originale im Britiſchen Muſeum zu London 240

Porträtherme des Perikles. Original im Britiſchen Muſeum zu London . . 248

Die Akropolis von Athen, im Vordergrunde die Pnyx. Photographiſche Aufnahme 256

Die griechiſche Welt um das Jahr 433 v. Chr. Farbig ausgeführte Doppelkarte mit dem Verbreitungsgebiet der griechiſchen Dialekte nach einem Entwurf von Profeſſor J. Beloch, Rom 272

Der Hermes des Praxiteles. Original im Muſeum zu Olympia 288

Porträtbüſte Alexanders des Großen. Original im Louvre zu Paris . . . 312

Die Alexanderſchlacht. Moſaik aus Pompeji. Original im Muſeum zu Neapel 320

Die ſogenannten Ptolemäer-Kameen. Sardonyx-Gemmen in Wien und St. Petersburg als Ptolemäos Philadelphos und Arſinoë oder Alexander d. Gr. und Olympias gedeutet 344

Bemalte griechiſche Tonfiguren aus Tanagra, Korinth und anderen Orten. Originale im Königlichen Muſeum zu Berlin 352

Zwei farbige etruskiſche Tonſarkophage: 1. Sarkophag aus Caere, Original im Britiſchen Muſeum zu London. 2. Sarkophag aus Chiuſi, Original im archäologiſchen Muſeum zu Florenz 360

Seite

Etruskiſches Wandgemälde mit Tanzdarſtellungen in der Tomba delle Leonesse (Grab mit den Löwinnen) zu Corneto-Tarquinia 376

Die ſogenannte Aldobrandiniſche Hochzeit. Helleniſtiſches Wandgemälde. Original im Vatikan zu Rom 408

Das Reich Alexanders des Großen. Farbig ausgeführte Doppelkarte mit einem Deckblatt: Die Reiche der Diadochen nach dem Tode Antiochus' des Großen um 187 v. Chr. 416

Mumienbildniſſe aus Fayum (Ägypten). Drei Beiſpiele helleniſtiſcher Porträtkunſt. Originale im Königlichen Muſeum zu Berlin 424

Der große Zeus-Altar von Pergamon. Rekonſtruktion im Kgl. Muſeum zu Berlin 432

Die Venus von Milo. Original im Louvre zu Paris 440

Gaius Julius Caeſar. Büſte im Britiſchen Muſeum zu London 480

Odyſſeelandſchaft: Zerſtörung der Schiffe durch die Läſtrygonen. Wandgemälde aus dem erſten Jahrhundert v. Chr., früher in einem Hauſe auf dem esquiliniſchen Hügel, jetzt in der Bibliothek des Vatikan zu Rom . . 488

Kaiſer Auguſtus. Statue von Prima Porta. Original im Vatikaniſchen Muſeum zu Rom 512

Das Forum Romanum. Photographiſche Aufnahme 520

Reiterſtandbild des Kaiſers Mark Aurel auf dem Kapitol in Rom 544

Die Weltkarte des Beatus. Farbige Doppelkarte mit einem erklärenden Deckblatt von Profeſſor Dr. Sieglin, Berlin 560

Publius Virgilius Maro zwiſchen den Muſen Klio und Melpomene. Moſaik, gefunden im Jahre 1897 in einer römiſchen Villa zu Hadrumetum (Nordafrika) 568

Blick in das Innere eines Hauſes zu Pompeji. (Reg. VII. Ins. II. Via nona 25.) Aquarell von Profeſſor Alexander Kips 576

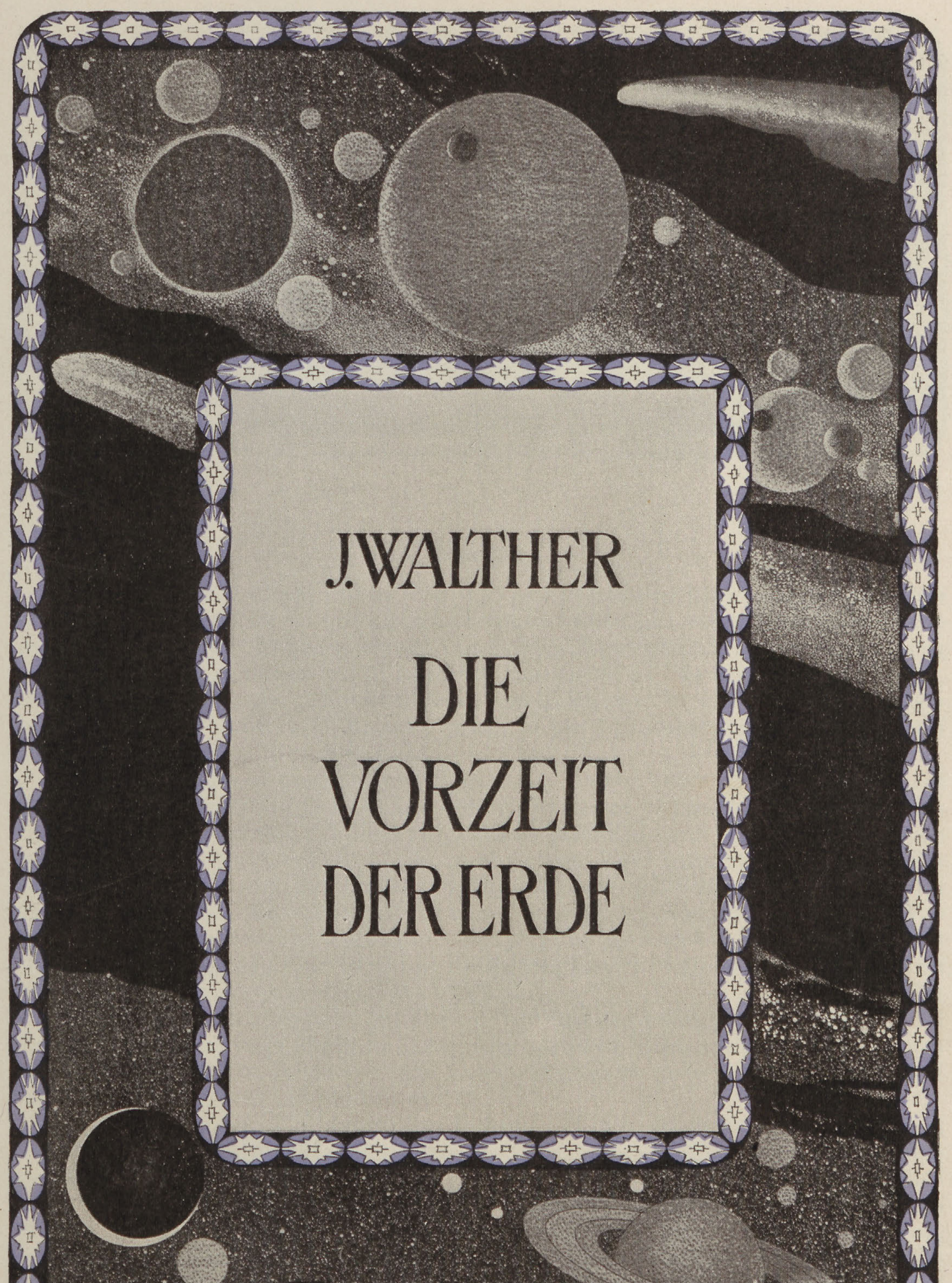
Thronender Dionyſos. Wandgemälde aus der casa del naviglio zu Pompeji. Original im Muſeum zu Neapel 584

Madonna mit dem Jeſusknaben. Wandgemälde im Coemeterium maius zu Rom 592

Der Konſtantinsbogen zu Rom. Photographiſche Aufnahme 608

Das römiſche Reich zur Zeit ſeiner größten Ausdehnung. Farbig ausgeführte Doppelkarte mit einem Deckblatt: „Die Verbreitung des Chriſtentums um das Jahr 325 nach Profeſſor Dr. A. Harnack" 616

Chriſtusbilder der Katakomben Roms (in der Katakombe des Petrus und Marcellinus, des Ponzianus und der Nunziatella) aus dem dritten bis ſechſten Jahrhundert 624



J. WALTHER

DIE VORZEIT DER ERDE

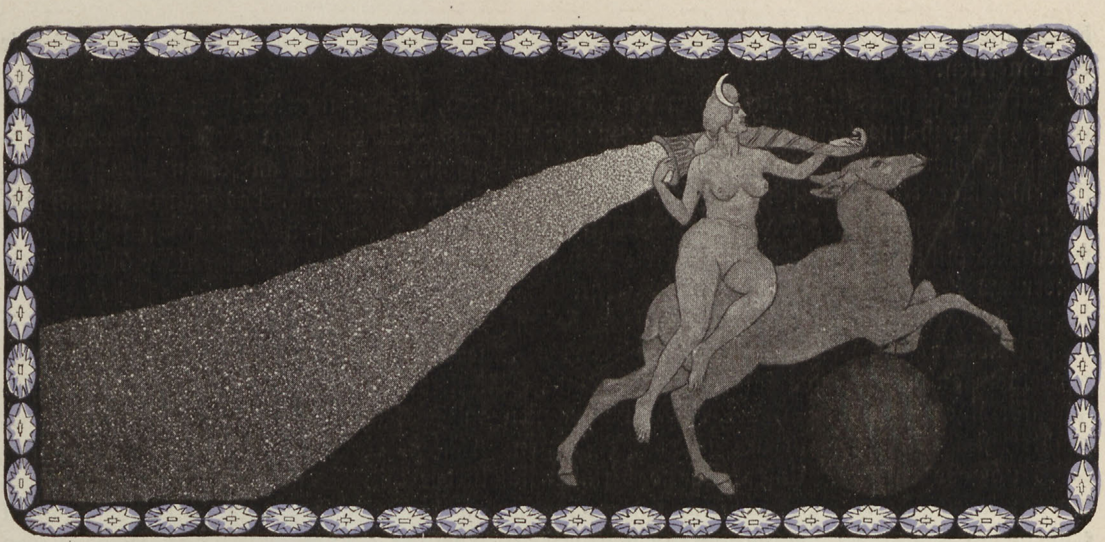
Titelblatt nach einer Zeichnung von Franz Chriſtophe.

Die Vorzeit der Erde

von

Johannes Walther

Univerſitäts-Prof. in Halle a. S.



Franz Christophe fec.

Einleitung.

Wenn wir in ſtiller Nacht unſeren Blick zum Firmamente emporrichten, wo Tauſende hellleuchtender Himmelslichter in wunderbaren Gruppen vereint ihre ruhige Bahn ziehen, dann wirkt der Anblick dieſer einfachen, von ehernen Geſetzen beherrſchten Sternenpracht ſo mächtig auf unſere Seele, daß uns ein Gefühl erhabener Ruhe beſchleicht. So haben ſinnende Dichter, ernſte Weltweiſe und naive Naturvölker zum Himmel emporgeblickt und den ruhig harmoniſchen Einklang der Sphären in Gegenſatz geſtellt zu den wechſelnden Empfindungen und der ſorgenvollen Unruhe des Menſchenherzens.

Der Naturforſcher iſt gewohnt, den Himmel mit anderen Augen zu betrachten und den Glanz ſeiner Sterne anders zu beurteilen. Jeder der fernen Lichtpunkte iſt ihm eine wildbewegte Welt. In jagender Eile fliegt die gewaltige Feuerkugel durch den kalten Weltenraum; mit fernwirkender Anziehungskraft begabt, zieht ſie eine Schar leuchtender oder dunkler Begleiter raſtlos mit ſich fort und ſprüht in verſchwenderiſcher Fülle Wärme und Lichtſtrahlen nach allen Seiten aus. Der weiße, gelbe oder rötliche Glanz der Himmelslichter gibt ihm Aufſchluß über ſtürmiſch verlaufende Entwicklungsvorgänge im Weltenſyſtem, und aus ihren ſeltſam abgeänderten Bewegungen erkennt er die Exiſtenz dunkler Begleiter, die wie erblindete Augen zwiſchen den glänzenden Lichtern verteilt ſind.

Wenn ein Belagerungsgeſchütz ſein Geſchoß mit einer Geſchwindigkeit von $^1/_2$ km in der Sekunde davonſchleudert, ſo fliegen die Lichtſtrahlen von jedem Stern mit einer Geſchwindigkeit von 300000 km in der Sekunde — und dieſe unüberſehbare Fülle von Bewegungen wirkt auf den naiven Menſchen als erhabene Ruhe!

Da es nicht möglich iſt, die wirklichen Entfernungen von einem Stern zum anderen in klare Vorſtellungen zu bringen, weil alle dieſe Zahlen weit über das Maß menſchlicher Begriffe hinausragen, hat man den Raum, den das Licht in einem Jahre durcheilt, als „Lichtjahr“ bezeichnet und ſo ein Mittel gewonnen, um Raum und Zeit im Weltgebäude verſtändlich zu machen. Indem wir ſo geſchult unſer Auge nach dem Punkt am Himmelsgewölbe richten, um den ſich unſere Sternenwelt zu drehen ſcheint, ſehen wir als äußerſten Lichtpunkt im Bild des kleinen Bären einen Stern 2. Größe, der dem wirklichen Himmelspol ſeit Jahrtauſenden ſo nahe ſteht, daß man ihn als den „Polarſtern“ bezeichnet. Im Laufe der Zeiten hat er freilich ſeine Stellung zum Drehungspol beſtändig geändert; erſt im Jahre 2100 wird er wirklich nahezu im Nordpol ſtehen. Aus kleineren Unregelmäßigkeiten in ſeinen Bewegungen hat man ſchließen können, daß er ſich mit zwei dunklen Begleitern als ſog. Doppelſtern um einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt bewegt. Er iſt ſo fern von uns, daß ſein Licht bis zu unſerer Erde

56 Lichtjahre braucht; ſeit einem halben Jahrhundert könnte er erloſchen ſein, ohne daß wir es bemerkten.

Aber dieſe gewaltige Entfernung von 56 Lichtjahren, für die uns jede Vorſtellungsmöglichkeit fehlt, muß uns klein erſcheinen, wenn wir unſeren Blick von dem Polarſtern nach dem milchig ſchimmernden Sternenband lenken, das, zart geſchwungen und an ſeinen Rändern verfließend, hier dichtgeſchloſſen, dort in mehrere Streifen zerlegt, um das ganze Firmament zieht. Die vergleichende Sternenkunde zeigt uns, daß die mit bloßem Auge kaum unterſcheidbaren Lichtpunkte der Milchſtraße ſo weit von uns entfernt ſind, daß ihr Licht über 7000 Jahre unterwegs iſt, ehe es auf unſere Erde trifft.

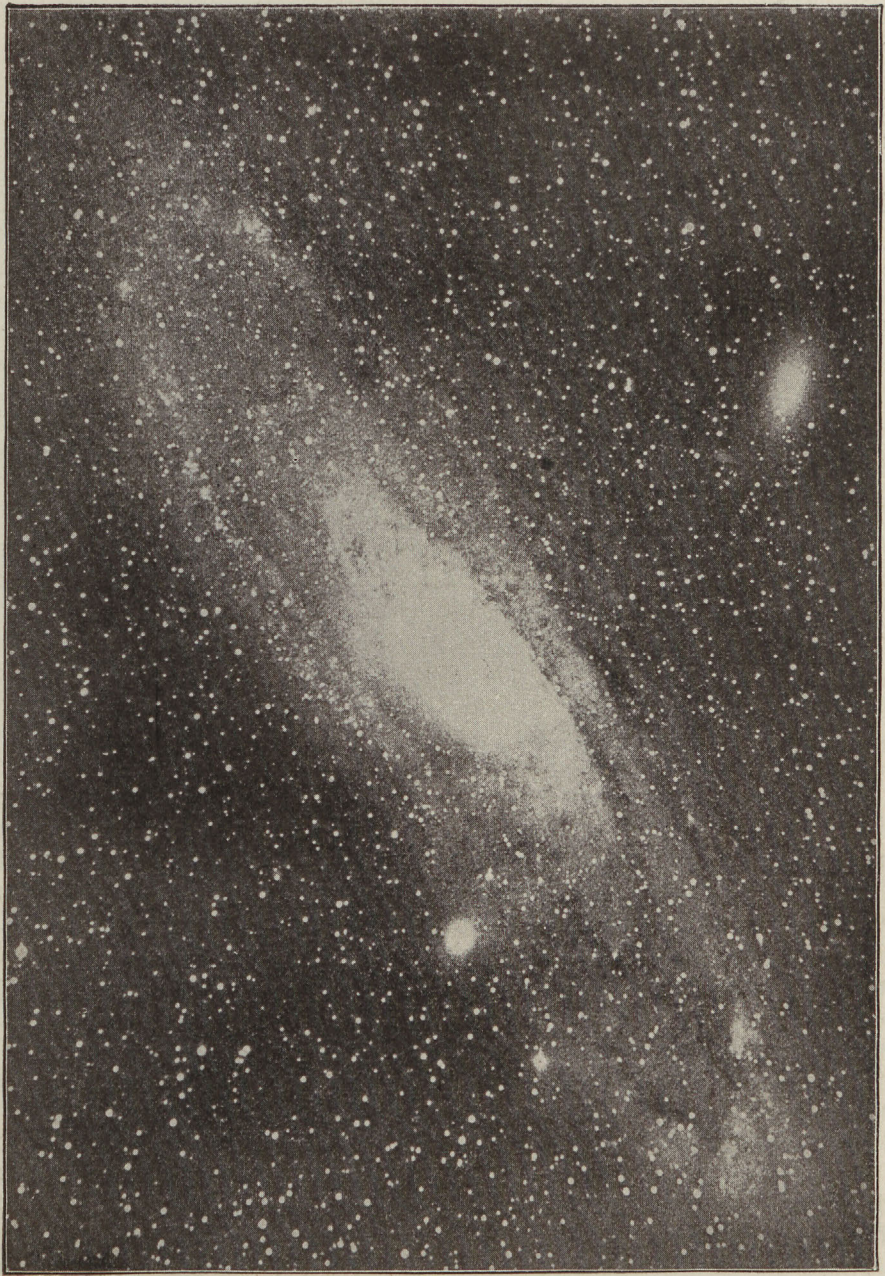
Neuere Unterſuchungen von Scheiner haben gelehrt, daß unſere Sonne mit mehr als drei Millionen ähnlicher Geſchwiſter (Fixſterne) zu einem einheitlichen Sternſyſtem gehört, das, von einem anderen Syſtem aus, das Bild eines Spiralnebels gewähren würde; ein gewaltiger linſenförmiger Sternhaufen, von innen nach außen an Zahl abnehmend, würde, von dort betrachtet, ſich am Rande in unregelmäßige Zungen zerteilen, die wie die Flügel eines Schaufelrades umgebogen ſind. Unſere Sonne befindet ſich in der mittleren Region des Syſtems, und wenn wir nach deren Rande blicken, ſehen wir alſo das dichtgehäufte, bald heller, bald dunkel erſcheinende Band der Milchſtraße, während die Fläche der Fixſtern-Linſe dem ſternärmeren Gebiete rechts und links der Milchſtraße entſpricht.

Heller und größer, weil uns näherſtehend, leuchtet aus dem Sternengewimmel der Milchſtraße das Bild der Kaſſiopeja hervor. Auch die Kaſſiopeja erſcheint in ihrer Gruppierung als ein Symbol wunderbarer Ruhe, und doch blitzte in ihr am 11. November 1572 ein neuer Stern auf, der mit hellerem Glanze als die Venus ſogar am Tage ſichtbar war, und deſſen Schickſale Tycho de Brahe genau verfolgt hat. Noch im Februrr 1573 ſandte die „Nova" als Stern 1. Größe weißglühendes Licht aus. Ihr Glanz verminderte ſich, ihre Farbe wechſelte in gelbweiß, gelb und orange. Im Jahre 1574 war ſie nur noch ein Sternchen 6. Größe, deſſen roter Schein langſam für das bloße Auge verſchwand. Immermehr erloſch ſein Schimmer, und nach kurzer Zeit war die Stelle des Himmels, wo er geleuchtet hatte, ſchwarz und leer.

Wir durchſchreiten die Milchſtraße und treffen auf das Sternbild der Andromeda, deſſen zierlich geſtaltete Lichtgruppe uns hier nicht näher intereſſieren würde, wenn nicht ein zarter Lichtnebel durch ſie hindurchleuchtete, der wohl das merkwürdigſte und lehrreichſte Objekt am Himmelsgewölbe iſt. Schon durch ein gutes Opernglas ſehen wir die ſpiralige Anordnung heller und dunkler Streifen, die von einem helleuchtenden Kerne ausgehen. Bald erkennen wir auch die linſenförmige Lichtſcheibe, auf die wir von der Seite heraufblicken; die Ähnlichkeit des hier perſpektiviſch verzerrten Bildes (ſ. S. 5) mit den oben beſchriebenen Spiralnebeln iſt klar und deutlich. Selbſt das größte Fernrohr hat nicht vermocht, die Millionen von Fixſternen aufzulöſen, welche den Andromedanebel bilden, und doch lehrt uns die Spektralanalyſe ſeines Lichtes, daß er nicht aus glühenden Gaſen, ſondern aus glühenden Sternen zuſammengeſetzt iſt. Tauſende und aber Tauſende von Sonnen, von Planeten und Trabanten umgeben, ziehen im Syſtem der Andromeda ihre geſetzmäßig geregelte Bahn. Ein Beobachter, der eines der kleineren erkalteten Sternchen bewohnte, würde allabendlich auch das Andromeda-Sternenſyſtem als ein ſternbeſätes Firmament erblicken, durchzogen von einer lichteren Milchſtraße; und durch die leuchtenden Sternenpunkte ſchimmerte ihm unſer Fixſternſyſtem als ein ferner Spiralnebel, deſſen drei Millionen Sonnen in einem zart ſchimmernden Spiralnebel verſchwimmen, in welchem es unmöglich ſein würde, irgend einen der erkalteten, dunklen Planeten zu ſehen, welche, wie unſere Erde, um die fernen Sonnen ihre kleine Bahn beſchreiben.

So gewinnen wir, indem wir uns im Geiſte auf ein dunkles Sternchen des Andromedaſyſtems verſetzen, von dieſem Standpunkt aus ein neues Raumbild für unſere Erde und die ſich darauf abſpielenden Geſchicke des Menſchengeſchlechtes. Wir verlaſſen den geozentriſchen Standpunkt, den eine vergangene Kulturperiode wiſſenſchaftlich formuliert hatte, und lernen unſere eigene Welt und diejenigen Vorgänge, die man als „Weltgeſchichte" zu bezeichnen pflegt, richtiger einſchätzen.

Jahrtauſendelang hat der kleine Menſch mit ſeinem ſtolzen Herzen geglaubt, daß die Sonne geſchaffen ſei, um ſeinen Arbeitstag zu erhellen, daß das ganze Fixſternſyſtem nur



Andromedanebel.
Nach Photographs of Stars, Star-clusters and Nebulae by Isaac Roberts.

exiſtiere, um den dunkeln Nachthimmel zu ſchmücken, daß neue Sterne am Himmel aufblitzen, um ihn vor Gefahren zu warnen, und daß die harmoniſchen Geſetze der Sternbewegungen ſeinem Herzen eine Augenweide, ſeinem Verſtand ein lehrhaftes Beiſpiel ſein ſollen. Jetzt hat die Naturwiſſenſchaft dieſen zartgefärbten Schleier zerriſſen, und wir erkennen, daß die Geſchicke der Menſchheit ſich als eine winzig kleine Epiſode auf einem Hintergrund von weltenbewegenden und welterſchütternden Vorgängen abſpielen.

Die Aſtronomie lehrt uns die Welt richtig ſehen; ſie zeigt uns, daß die Erde ein kleines, dunkles Sternchen iſt, an Maſſe verſchwindend gegenüber dem großen Sonnenball und mit dieſem wiederum eingeordnet in eine höhere dynamiſche Einheit; getrennt von den nächſten Sternen durch ungeheure Räume und doch mit ihnen verbunden durch die Kräfte der Anziehung und die blitzſchnell dahineilenden Wärme- und Lichtſtrahlen.

In gewiſſem Sinne vertieft die Sternkunde zugleich mit dem Raum auch unſer Zeitbild; denn wenn unſer Auge neben helleren Sternen, von denen das Licht nur wenige Jahre bis zu uns braucht, kleinere Sterne beobachtet, deren Licht erſt nach 100, 1000 oder 10 000 Jahren zu uns kommt, dann ändert ſich auch unſere Vorſtellung von den Zeiträumen.

Freilich kann der wiſſenſchaftlich denkende Geiſt für die zeitlichen Abſtände hiſtoriſcher Ereigniſſe nur dann den rechten Maßſtab gewinnen, wenn er ſich auch mit den Ergebniſſen geologiſcher Forſchung vertraut macht. Lange bevor Menſchen auf der Erde erſchienen und ſich mit ihr im Laufe der Zeiten veränderten, hatte ſchon unſere Erde Veränderungen größten Stiles erfahren, und was man vom menſchlichen Standpunkte die „Weltgeſchichte“ nennt, das ſind nur die letzten Nachklänge von den Veränderungen, welche uns die unvergleichlich längere „Erdgeſchichte“ verſtehen lehrt. Durch dieſe Erkenntnis hat ſich das Denken des gebildeten Menſchen frei gemacht von einem Dogma, das vor dreitauſend Jahren im Orient entſtand und mit der Bibel über die ganze Erde verbreitet worden war. Hat doch auch die moderne Bibelkritik und Altertumskunde gezeigt, daß der Pentateuch auf älteren aſſyriſchen Berichten fußt.

Das alte Wunderland am Euphrat läßt uns Blicke tun in eine hohe Kultur, die dort vor 8000 Jahren blühte, und die doch nur den Abſchluß jahrtauſendlanger, noch älterer Kulturentwicklung bedeutet. Und ſo ſind die Zeiten vorbei, wo auch gelehrte Menſchen glaubten, daß unſere Erde im Jahre 3761 v. Chr. geſchaffen worden ſei.

Während ſo die hiſtoriſche Forſchung immer entlegenere Perioden unſerem Verſtändnis näher bringt, kommt ſie in Berührung mit den letzten Phaſen noch weiter zurückliegender, geologiſcher Vorgänge. Lange vor Babylons Kultur, während der Eiszeit, exiſtierten ſchon Menſchen, welche geſellig lebten, ihre Nahrung am Feuer zubereiteten und ſich Waffen und Werkzeuge von beſtimmten Formen bildeten.

Aber die Geologie läßt uns noch viel fernere Zeiten unterſuchen. Wie die Blätter einer Chronik liegen die Erdſchichten übereinander. Tiefe Taleinſchnitte, wie der berühmte Coloradocañon in Arizona laſſen die normale und horizontale Überlagerung der Schichten leicht verfolgen und erlauben, jede einzelne Bank genau zu meſſen. Wo bei bergbaulichen Unternehmungen und Brunnenbohrungen tiefe Bohrlöcher abgeteuft werden, da hat der Geologe ebenſo bequeme Gelegenheit, die Aufeinanderfolge der Steinlagen mit der größten Sicherheit zu meſſen und zu unterſuchen. Aber auch wo ſolche tiefe natürliche Talaufſchlüſſe oder künſtliche Bohraufſchlüſſe fehlen, kann der Geologe ſich leicht über die Schichtenfolge einer Gegend orientieren und Hunderte, ja Tauſende von Metern der den Erdboden zuſammenſetzenden Geſteine ſtudieren, ihren Verſteinerungsgehalt ſammeln und ihre Bildungsbedingungen unterſuchen unter Anwendung einer Methode, deren Handhabung wenigſtens im Prinzip ſehr einfach iſt: Wenn durch Schollenverſchiebung in der Erdrinde die urſprünglich horizontal übereinander abgelagerten Geſteinstafeln ſchräg aufgerichtet oder gebogen worden ſind, kann man ihre Überlagerung auch ohne Bohrlöcher prüfen indem man einfach die hervortretenden Schichtenköpfe, die jetzt nebeneinander liegen, überſchreitet.

Ein Blick auf den Wildhauſer Schafberg (ſ. S. 9) läßt erkennen, daß ein auf dem rechten Grasabhang des Berges angelegtes Bohrloch genau dieſelben 300 Meter Schichten durchſinken würde, die man ſchrittweiſe zu Tage anſtehend betrachten kann, wenn man vom Gipfel nach links über die Felſengrate hinwegſchreitet. So findet das geübte Auge des Geologen ſelbſt in einer ſcheinbar ebenen oder flachwelligen Landſchaft Gelegenheit, den inneren Bau der Erdrinde bis in beträchtliche Tiefe genau zu unterſuchen, ſelbſt wenn keine tiefreichenden Bohrlöcher oder Taleinſchnitte vorhanden ſind. Jede einzelne Schicht können wir meſſen und die Überreſte der einſt auf ihr lebenden Organismen unterſuchen. In lückenloſer Reihe fügen ſich die Profile aneinander, ſo daß uns ein Beobachtungsmaterial von 20—40 000 m Geſtein zur Verfügung ſteht. Wo ſich aber die geologiſchen Dokumente im Dämmerſchein einer längſt vergangenen Urzeit verlieren, da ſetzt die aſtrophyſiſche Unterſuchung ein und führt uns in jene älteſten Zeiten zurück, da ſich der chaotiſche Weltenſtoff zur Erdkugel zuſammenfügte.

Damals ſonderte ſich aus dem mattſchimmernden Nebelſchleier unſeres Sonnenſyſtems, nicht

Cañon des Colorado in Arizona. Photogr. Aufnahme der U. S. Geol. Survey.

plötzlich wie der neue Stern in der Kaſſiopeja, vielmehr langſam an Lichtſtärke wachſend, ein kleiner leuchtender Fleck heraus, anfangs wohl unregelmäßig geſtaltet, dann ſchärfer ſich abgrenzend und eine kleine Linſe bildend, deren Umfang wahrſcheinlich bis zur Mondbahn reichte.

Von dieſem Augenblick ab gab es eine Erde im Sonnenſyſtem, ein kleines, ſein Sonderdaſein führendes Sternchen, abhängig von der Sonne und in ſeinen Schickſalen weſentlich von dieſer beeinflußt.

Tauſende, ja Millionen ähnlicher kleiner Sternchen ſind im Laufe der Äonen immer wieder entſtanden. Immer neue werden in unſerem Fixſternſyſtem geboren, von denen wir niemals Kunde erhalten. Indem ſich die zarte Nebelmaſſe verdichtet, nimmt langſam ihre Eigenwärme zu, bis ſie endlich als kleinſtes, weißleuchtendes Lichtpünktchen aufblitzt. Aber die Kälte des umgebenden Weltenraumes verbraucht raſch die eben gebildete Wärme.

Das weiße Licht der meiſten Sterne läßt auf Temperaturen von weit über 7000° ſchließen. Gelbe Sterne ſind etwa 7000° heiß, rotes Licht deutet auf eine Temperatur von 3000°. Dieſe Stadien mag auch unſere Erde durchlaufen haben, indem ſie immer mehr Eigenwärme an den Weltenraum verlor.

Wir wiſſen nicht, wie lange dieſe aſtrale Vorzeit der Erde gedauert hat. Bei der Kleinheit unſeres Planeten iſt es wahrſcheinlich, daß er nur kurze Zeit eigene Lichtſtrahlen ausſandte. So kurz dieſe Periode aber auch war, ſo haben wir doch gutes Recht, ſie zu trennen von den ſpäteren Entwicklungsphaſen, und ſo wollen wir zuerſt die Erde als Stern, dann als Schauplatz des Lebens und endlich als Heimat unſerer eigenen Geſchlechter kurz betrachten.

1. Die Erde als Stern.

Unſere Erde iſt ein kleiner Himmelskörper von wechſelnder Maſſe und Geſtalt, der ſich um ſeine Achſe dreht und gleichzeitig um den Mittelpunkt unſeres Planetenſyſtems in einer nahezu kreisförmigen Bahn bewegt. In dem großen Raum, deſſen äußerſte Grenze durch die Neptunbahn beſtimmt wird, iſt die Maſſe ſo verteilt, daß etwa 324400 Teile als Sonne im Mittelpunkt ruhen, während 433 Teile als Planeten darum kreiſen. Einem dieſer Teilchen würde unſere Erde entſprechen. Wollten wir ſie in richtigem Verhältnis von Größe und Entfernung zur Sonne darſtellen und dieſer die Größe einer Kegelkugel geben, ſo würde unſere Erde in der Größe eines Hirſekornes in 14 m Abſtand von der Sonne aufzuſtellen ſein. Die Geſchichte dieſes kleinen Weltenſtäubchens beſteht aus zahlreichen, auf lange Millionen von Jahren verteilten Veränderungen. Dieſelben vollzogen ſich wahrſcheinlich anfangs kataſtrophenartig in kürzeren Zeitabſchnitten, und in gewiſſem Sinne können die kleinen vulkaniſchen Ausbrüche der Gegenwart als die letzten Nachklänge jener älteſten Kataſtrophen betrachtet werden.

Während in den Anfangsſtadien die Änderung der Eigenwärme der Erde als wichtigſte geologiſche Kraft angenommen werden muß, erkennen wir deutlich, daß die Veränderungen des Erdballes allmählich immer mehr in Abhängigkeit von den Wärme- und Lichtſtrahlen der Sonne gekommen ſind.

Obwohl keines Menſchen Auge die älteſten Phaſen der aſtralen Entwicklung der Erde belauſchen konnte, ſo ſehen wir doch am Himmelsgewölbe ähnliche Vorgänge überall mit leuchtender Schrift aufgezeichnet. Wir meſſen die Temperatur der Sterne und beſtimmen die auf ihnen vorhandenen Elemente, wir vergleichen die Farbe des von ihnen ausgeſtrahlten Lichtes mit den Lichtſtrahlen irdiſcher Wärmequellen und können leicht eine Reihe von Entwicklungsſtadien aus den verſchiedenartigen Eigenſchaften der Himmelskörper erſchließen.

Da ſehen wir zuerſt kosmiſche Nebel, aus ſchwachglühenden Gaſen beſtehend, in denen nur wenige Elemente erkennbar ſind. Dann folgen Nebel mit Lichtkernen und endlich weißglühende, ſpindelförmige Geſtirne, die ſich in Feuerbälle von verſchiedener Größe zerteilen. Immer zahlreicher werden die Fraunhoferſchen Linien, immer deutlicher und größer die Zahl der geſonderten Elemente. Es iſt die Periode der zunehmenden Temperatur, der Verdichtung und der Elementarſonderung, welche wir an ſolchen Himmelskörpern beobachten.

Durch feinſinnige Kombinationen hat Scheiner geſchloſſen, daß ein größerer Himmelskörper ziemlich lange auf dem weißglühenden Stadium verharrt. Seine Temperatur iſt in dieſer Zeit weit über 7000°. Es folgt nun die Zeit der Temperaturabnahme, und Hand in Hand damit geht die Sonderung der Elemente und Verbindungen nach Dichte und Schwere. Die leichteren Gaſe ſtreben nach der Peripherie und bilden hier eine glühende Atmoſphäre; die ſchwereren Maſſen ſinken nach der Tiefe und ſammeln ſich im Kern. Dem Geſetz der allgemeinen Abkühlung ſind ſowohl die Sternenſyſteme wie die einzelnen Sterne unterworfen, und wenn es gelingt, im Andromedanebel vorwiegend gelbe Lichtſtrahlen nachzuweiſen, während unſer Sternenſyſtem bis zu den äußerſten Grenzen der Milchſtraße zur Hälfte aus weißglühenden Sonnen beſteht, ſo muß man unſer Syſtem als das jüngere betrachten. Aber ſchon $^3/_8$ der darin vereinten Sonnen ſenden gelbes Licht aus und ſind damit in die Phaſe derjenigen Himmelskörper getreten, deren Temperatur nur noch 7000—5000° beträgt.

Da der Zentralkörper unſeres Planetenſyſtems zu den gelbleuchtenden Sonnen gehört, ſind wir über deren phyſikaliſche Beſchaffenheit ziemlich gut orientiert. Die Sonderung einer leichteren Atmoſphäre von einem ſchwereren Kern iſt deutlich erkennbar, glühende Feuergarben ſteigen auf und nieder, und die erſten Verdichtungen an der Oberfläche des glühenden Balles machen ſich bemerkbar.

So gehen werdende Himmelskörper langſam aus dem gelbglühenden Stadium durch orangegelbe und rote Phaſen in den nur noch dunkelrotglühenden Zuſtand hinüber, und Hand in Hand damit ſinkt ihre Oberflächentemperatur auf 4000—2000°.

Mit gutem Recht müſſen wir in der Entwicklung unſerer Erde hier eine bedeutungsvolle Veränderung einordnen, deren Umſtände durch die Forſchungen von G. Darwin aufgeklärt ſind. Denn als unſere Erde in der Sonderung der Stoffe ſo weit vorgeſchritten war, daß ihre Oberflächenſchicht noch ein ſpezifiſches Gewicht von 3 beſaß, verlor ſie einen beträchtlichen Teil ihrer Maſſe, der jetzt als Mond ſeine Mutter umkreiſt. Darwin hat berechnet, daß die Erde damals noch linſenförmig war und ſich mit einer Geſchwindigkeit von etwa 4 Stunden (Tageslänge) um ihre Achſe drehte. Auch läßt ſich zeigen, daß die abgeſchleuderten Randteile anfangs aus einem Schwarm großer und kleiner Stücke beſtanden, die, dem Saturnring vergleichbar, die Erde umkreiſten. Nach und nach vereinigten ſie ſich miteinander, und der immer größer werdende

Der Wildhauſer Schafberg vom Nordabhang des Laniberg (Gräppelen-Alp).

Aus Dr. Alb. Heim: „Das Sentisgebirge“.

Hauptmond nahm allmählich alle ſeine kleinen und kleinſten Brüder in ſich auf. Noch jetzt erkennen wir an den ſeltſamen Ringbergen des Mondes (die man früher irrtümlich mit den irdiſchen Vulkanen verglichen hat) die beim Aufſchlagen der kleinen Satelliten entſtandenen Schußnarben.

Wenn ein Stern durch das glühende Stadium hindurchgegangen iſt und ſeine Erſtarrungskruſte gebildet hat, dann verſchwindet er aus dem Bereich der ſichtbaren Himmelskörper, und doch kommt es gelegentlich vor, daß die tumultuariſchen Bewegungen in ſeinem Kern die erkaltete Rinde durchbrechen und ſich weißglühende Lavafluten aus der klaffenden Wunde ergießen. Dann bemerken wir das Aufblitzen eines neuen Sternes am Himmel. Aber wie Tycho an der Nova der Kaſſiopeja beobachtete, heilt die Wunde raſch zu, und nach wenigen Monaten oder Jahren iſt das dunkle Stadium wieder erreicht. Ob auch unſere Erde ſolche Kataſtrophen erlebt hat, läßt ſich nur vermuten, nicht belegen.

Aber eines läßt ſich mit aller Entſchiedenheit über die Aſtralvorzeit der Erde vom Nebelfleck bis zum dunklen Stern erklären: es fehlte ihm jegliches Leben. Noch war kein flüſſiges Waſſer auf der Erde, noch war ihre Oberflächentemperatur weit über 100 Grad, und wahrſcheinlich ſandte auch die Sonne noch nicht ihre Lichtſtrahlen auf die Erde herab. Die Naturforſchung aber lehrt uns, daß ſich nur im Sonnenlicht Leben erzeugen und erhalten kann, daß alles organiſche Leben bei Temperaturen über 100 Grad vernichtet wird, und daß die lebendige Subſtanz eine Flüſſigkeit iſt, die nur bei Anweſenheit von Waſſer exiſtieren kann.

2. Die Erde als Schauplatz des Lebens.

Solange eine dünnere Erdkruſte den glühenden vulkaniſchen Dämpfen den Durchtritt geſtattete, wurde zwar die Temperatur der Erdoberfläche noch durch die Wärme des Erdkernes beeinflußt, aber, wie uns die Kataſtrophe von Martinique vor wenig Jahren gelehrt hat, ſind die dabei hervorbrechenden Gaſe ſo giftig, daß ſie die Bildung und Vermehrung des Lebens verhindern.

Langſam verdickte ſich die Erſtarrungskruſte, und geologiſche Profile lehren, daß ſchon in der älteſten (algonkiſchen) Periode, welche die Geologen zu unterſcheiden vermögen, die Erdrinde viel zu dick war, um eine Temperaturerhöhung der Erdoberfläche von unten her zu geſtatten.

In der langen Reihe der ſeither verfloſſenen Jahrmillionen iſt alſo das irdiſche Klima nicht mehr von der Erdwärme abhängig geweſen. Die weitverbreitete Vorſtellung, als ob das feuchtwarme Klima früherer Erdperioden und die darauffolgende Eiszeit mit der allgemeinen Abkühlung unſeres Planeten zuſammenhänge, beruht auf einem Irrtum. Seit undenklichen Zeiten würde die Erdoberfläche mit blauen Eisdecken und lebenfeindlichen Schneefeldern bedeckt ſein, wenn nicht die Sonne ihre lebenerweckenden und lebenerhaltenden Strahlen zu uns herabſchickte.

Soweit geologiſche Dokumente zurückführen, erzählen ſie uns von beſtändig wechſelnden klimatiſchen Zuſtänden der Erdoberfläche, von Kälteperioden und heißen Wüſten, von feuchten Urwäldern und trockenen Steppenzeiten, und dieſer ganze Wechſel war bedingt durch die Wärmeſtrahlen der Sonne, die Wärmeleitung unſerer Atmoſphäre und die jeweiligen geographiſchen Verhältniſſe der Erdoberfläche. Jede Verminderung der Sonnenwärme mußte eine Abkühlung des irdiſchen Klimas, jede Veränderung im Gasgehalt der Atmoſphäre eine Verſchärfung oder Verminderung der klimatiſchen Gegenſätze erzeugen. Wenn ein großer Kontinent unter den Fluten des Ozeans verſank oder neues Land aus deſſen Grunde auftauchte, verwandelte ſich ein mildes Inſelklima in ein Kontinentalklima mit heißen Sommern und kalten Wintern oder umgekehrt.

So liegt es nahe, auch die Anfänge des Lebens auf der Erde an die Licht- und Wärmeſtrahlen der Sonne anzuknüpfen, denn unſere Erde konnte nur Leben tragen, ſeitdem und ſolange die leuchtende Sonne ihr die Lebenskraft ſpendet.

Indem der Geologe von den jüngſten Ablagerungen der heutigen Meere und Flüſſe, durch die Äonen der Erdgeſchichte hindurchſchreitend, eine lückenloſe Reihe von 20—40000 m Geſteinen durchwandert, jede Schicht nach Lage und Beſchaffenheit unterſucht, die zahlloſen Verſteinerungen, die darin eingebettet ſind, ſammelt und ſich aus Geſteinen und Verſteinerungen ein klares Bild von den wechſelnden Zuſtänden unſeres Erdballs geſtaltet, treten ihm einige Tatſachen mit völliger Sicherheit entgegen:

1. In den langen Millionen von Jahren, welche nötig waren, um dieſe mehr als 20000 m Geſtein übereinanderzuſchichten, iſt das Leben auf der Erde niemals unterbrochen geweſen.
2. Nachweislich haben die größten vulkaniſchen Ausbruchsperioden oder ähnliche gewaltſame Umgeſtaltungen keinen direkten Einfluß auf die Lebewelt der Erde gehabt. Denn oft beobachten wir dieſelben Tier- und Pflanzenarten ſowohl unter wie über 500 m vulkaniſchem Geſtein.
3. Es läßt ſich aber als durchgängige Regel bezeichnen, daß im Laufe der geologiſchen Perioden alle Arten, Gattungen und Ordnungen der Tiere und Pflanzen ſich bald raſcher, bald langſamer gewandelt haben.
4. Beſonders charakteriſtiſche Tier- und Pflanzenformen, die, wie nur einmal geprägte Schaumünzen, nur in einem kurzen Zeitabſchnitt exiſtierten, werden als Leitfoſſilien bezeichnet und ſpielen bei der Altersbeſtimmung der Erdſchichten eine beſonders wichtige Rolle.
5. Im Laufe der langen Erdperioden haben ſich nicht allein beſtändig die Arten der Tiere und Pflanzen geändert, ſondern es ſind auch beſtändig kleinere und größere ſyſtematiſche Gruppen ausgeſtorben und neu entſtanden.

Mit Hilfe der leitenden Verſteinerungen hat man in tabellariſcher Anordnung von oben nach unten folgende Zeitabſchnitte in der Erdgeſchichte unterſcheiden gelernt:

Zeitalter	Formation	Wichtige Ereigniſſe in Mittel-Europa
IV. Neuzeit	12. Alluvium (Gegenwart)	Verbreitung der Menſchenraſſen. Ausbildung des heutigen Geländes.
	11. Diluvium (Schneezeit)	Auftreten des Urmenſchen. Bedeckung von Nordeuropa mit Schnee- und Eisdecken, deren Ausdehnung mehrfach ſchwankt (interglazial).
	10. Tertiär Pliozän	Fremdartige Tierwelt. Gemäßigtes Klima wie heute. Langſame Ausdehnung polarer Eisdecken.
	Miozän	Auftreten der Menſchenaffen. Einwanderung derſelben mit Elefanten, Rhinozeronten und Steppentieren aus Aſien. Feuchtes Waldklima. Entſtehung der Alpen und der deutſchen Gebirge. Ausbruch vieler Vulkane.
	Oligozän	Tropiſches Klima. Das Meer bedeckt Norddeutſchland, an deſſen Küſten ſumpfige Moore (Braunkohle) entſtehen.
	Eozän	Heißes Klima. Hügeliges Flachland ohne Gebirge. Auftreten der plazentalen Säugetiere; darunter die kleinen huftierartigen Uraffen.
III. Mittelzeit	9. Kreide	Meer mit ſchwankenden Grenzen. Ablagerung großer Sandmaſſen, im Norden mit Kreideſchlamm abſchließend. Reiche marine Tierwelt.
	8. Jura	Das Meer erobert Deutſchland; nimmt an Tiefe und Reinheit des Waſſers zu, iſt reich beſiedelt mit Meerestieren, von Korallenriffen bewachſen, deren Ränder als Atolle und Inſeln hervortreten. Herrſchaft der Reptilien (Krokodile, Seedrachen, Flugdrachen).
	7. Trias	Deutſchland eine mit roten Dünen bedeckte Sandwüſte; vereinzelte Oaſen reich beſiedelt. Wiederholte Vorſtöße des Meeres, das endlich (Muſchelkalk) Deutſchland bedeckt, aber wieder verlandet und ſumpfigen Niederungen Platz macht, auf denen unter Sagopalmen gewaltige Kriechtiere leben. Dazwiſchen ſeltene kleine Urſäuger.
II. Altzeit	6. Perm	Weitergehende Abtragung der Gebirge. Rieſige Vulkane (Porphyr, Melaphyr). Dazwiſchen kleine Kohlenſümpfe, fiſchreiche Seen und von großen Lurchtieren belebte Wälder. Kurzes Eindringen des Zechſteinmeeres, deſſen Waſſer durch ein Wüſtenklima verdampft wird (Bildung der Salz- und Edelſalzlager).
	5. Karbon	Ablagerung mächtiger Maſſen von Schlamm (Dachſchiefer) und Sand (Grauwacke). Auffaltung eines breiten Gebirges (mitteldeutſche Alpen), an deſſen Fuß ausgedehnte Sümpfe, reich an Farngewächſen, Schachtelhalmen, Siegelbäumen, Schuppenbäumen, zur Bildung der Steinkohle Anlaß geben. Fiſchreiche Seen, kleine Lurchtiere, große Inſekten.
	4. Devon	In Nordeuropa ausgedehnte Wüſtenländer, in denen ſeltſame Panzerfiſche leben und die älteſten doppelatmenden Wirbeltiere auftreten. Nach Deutſchland dringt das Meer. Ausbruch von Vulkanen (Grünſtein). Bildung kalkiger Riffe. Ausfüllung des Meerbeckens. Hervortreten flacher Inſeln.

Zeitalter	Formation	Wichtige Ereigniſſe in Europa.
	3. Silur	Flaches Meer mit wechſelndem Umriß, belebt von den älteſten Vertretern der heute noch lebenden Tierſtämme.
I. Urzeit	2. Kambrium	Meer mit den ausſterbenden Geſchlechtern der Urzeit. Seine Sedimente in Deutſchland meiſt unkriſtalliſiert und dadurch verſteinerungsleer, in Böhmen, Schweden und England aber ſehr verſteinerungsreich.
	1. Algonkium	Meeresablagerungen ſchlecht erhalten, daher noch bis jetzt nur vereinzelte Reſte von Organismen gefunden.
		Großer Kontinent in Nordeuropa, auf dem Sandſteine und Konglomerate in großer Mächtigkeit (über 4000 m) gebildet werden.
	Alle Geſteine durch ſpätere Umwandlung verändert zu kriſtalliniſchen Schiefern.	

Jeden dieſer Zeiträume, deren Dauer wir nur nach Millionen von Jahren ſchätzen können, während deren Hunderte und Tauſende Meter Geſtein gebildet worden ſind, hat man in einzelne Stufen und Zonen gegliedert, deren Unterſuchung und Beſchreibung die Aufgabe der ſtratigraphiſchen Geologie iſt.

Wenn ſo das ewig wechſelnde Leben im Laufe langer Zeiträume ununterbrochen auf der Erde exiſtierte, erſcheint es von beſonders hohem Intereſſe, die älteſten Formen desſelben kennen zu lernen, die uns überliefert ſind.

Betrachten wir von dieſem Geſichtspunkte aus die reichen Faunen der kambriſchen Periode, ſo ſehen wir eine Lebewelt vor uns, die zwar durch einzelne Glieder mit der folgenden Silurfauna verknüpft iſt, ſich aber von dieſer grundſätzlich unterſcheidet. Mit Ausnahme zweier Muſcheltierchen, deren Verwandte heute noch im flachen Meere leben, beſteht die kambriſche Fauna aus hochentwickelten Tierformen, die zum größten Teil vor Beginn oder während der Silurzeit ausſtarben. Manche derſelben ſind ſo zahlreich und gut erhalten, daß man nicht nur die Anatomie ihrer Hartgebilde, ſondern ſogar ihre Entwicklung genau und ſorgfältig ſtudieren konnte. Da erkannte man, daß ſie ſich in jeder Hinſicht ſo weſentlich von den ſeit der Unterſilurzeit bis zur Gegenwart lebenden Gruppen unterſcheiden, daß es berechtigt erſcheint, in ihnen die Vertreter einer älteſten Lebewelt zu erblicken, die ſchon im Kambrium und Silur ausſtirbt. Verkümmerung der Augen und ähnliche Degenerationserſcheinungen machen in manchen Fällen wahrſcheinlich, daß ihr Tod durch Altersſchwäche erfolgt iſt, und da in den meiſt ſtark umgewandelten älteren algonkiſchen Ablagerungen noch Spuren derſelben Fauna gefunden werden, betrachten wir die kambriſche Tierwelt nicht als einen Anfang, ſondern als das Ende noch älterer Lebeweſen.

Erſt mit dem Silur begegnet uns in ziemlicher Vollſtändigkeit die Lebewelt, welche ſeither ununterbrochen die Meere und Feſtländer der Erde beſiedelt hat und jetzt noch bewohnt. Die urzeitlichen Formen ſind größtenteils verſchwunden, der altzeitliche Charakter deutlich, aber die verwandtſchaftlichen Beziehungen zur mittel- und neuzeitlichen Lebewelt leicht zu erkennen. Noch iſt das Leben auf das Meer beſchränkt, große Feſtländer tragen den Charakter lebloſer Urwüſten. Keine Pflanze hatte das Ufer erklommen, kein Vierfüßler drang in die lebenfeindlichen Sandwildniſſe; kein Inſekt, kein Flattertier belebte die Atmoſphäre. Als älteſte Vertreter des Wirbeltierſtammes treffen wir ſeltſam geſtaltete, extremitätenloſe Fiſche mit feſten Knochenpanzern.

In der folgenden Devonzeit vollzieht ſich die ſo bedeutſame Beſiedelung des Süßwaſſers, des Landes und der Luft. Gewalttätige Einwirkungen müſſen es geweſen ſein, welche Waſſertiere zwangen, auf die Kiemenatmung zu verzichten und in beſonderen Ausſtülpungen des Darmſyſtems (Lungen) atmoſphäriſchen Sauerſtoff zu veratmen. Noch heute lebt im öſtlichen Auſtralien ein Vertreter der doppelatmenden Fiſche (Ceratodus), der während der niederſchlagsreicheren Zeit wie jeder andere Fiſch im Waſſer mit Kiemen atmet, in Perioden großer Dürre aber, wie ſie das wechſelnde Wüſtenklima mit ſich bringt, ſich durch Lungenatmung am Leben hält.

Das Auftreten der älteſten doppelatmenden Fiſche in den devoniſchen Urwüſten eines nordiſchen Landes legt die Vermutung nahe, daß die durch Flüſſe aus dem Meere eingedrungenen Fiſche während furchtbarer Trockenperioden zum größten Teil zugrunde gingen, bis auf wenige auserwählte Formen, welche ſich durch Luftatmung den neuen Bedingungen anpaßten.

In der nächſtfolgenden Karbonperiode ſind kleine und große Lurchtiere weit verbreitet (Stegocephalen), welche durch ihren Knochenbau mit den doppelatmenden Devonfiſchen eng verwandt, doch ſchon als wohlgebildete Vierfüßler überall das Feſtland bewohnten.

Daß ihnen dies möglich war, ſcheint mit einem anderen Vorgang zuſammenzuhängen; denn während der Oberdevonzeit verwandelten ſich ausgedehnte Meeresgebiete in inſelreiche Niederungen und moraſtige Sumpfländer. Bei der darauffolgenden Entſtehung hoher Kettengebirge ſüßten gewaltige Regenmengen die brackigen Sümpfe überall aus, ſo daß eine im Meere entſtandene, im Brackwaſſer reich entwickelte Flora die Flüſſe entlang weit in die Feſtländer hineindrang und bald große Flächen derſelben beſiedelte. In den ſumpfigen Übergangsgebieten entſtanden die Steinkohlen, welche dem viel ſpäter erſt entſtehenden Menſchengeſchlecht ſo wichtig werden ſollten.

Obwohl es unmöglich iſt, die Länge der Zeiträume nach Zahlen zu beſtimmen, welche bis zum Auftreten des erſten vierfüßigen Landtieres verfloſſen waren, ſo gewährt uns doch die Mächtigkeit der bis dahin gebildeten Meeresabſätze, die man auf mehr als 10000 m veranſchlagen muß, einen ungefähren Maßſtab für die Dauer der urzeitlichen und altzeitlichen Entwicklung unſeres Planeten.

Obwohl das Meer ſchon längſt von bunten Algen und Tangen, von herrlichen Korallen und prächtigen Schaltieren, eleganten Seelilien, ſeltſamen Krebſen und abenteuerlich geſtalteten Fiſchen erfüllt war, fehlte den alten Feſtländern alles Leben. Kahl und öde, von Steinfeldern, Sanddecken und Tonebenen überzogen, dehnten ſich die alten Urwüſten. Jetzt drangen vom Ufergebiet der Meere, durch die Lagunen der Flüſſe und deren Lauf entlang die Pflanzen kühn in das Feſtland hinein. Zwiſchen und auf ihnen fand eine Fülle von Inſekten Nahrung, und damit konnte das Aufblühen der feſtländiſchen Wirbeltiere einſetzen, das in der Entſtehung des Menſchengeſchlechts ſeine höchſte Blüte erreichte.

In dichten Beſtänden hatten die Siegelbäume, Schuppenbäume, Schachtel- und Farnblattgewächſe der Karbonzeit raſch die Erdoberfläche erobert. Begünſtigt durch ein feuchtes, gleichmäßiges Klima verbreiteten ſich ihre Sporen und Samen von Land zu Land.

Die Altzeit der Erde wurde durch eine Klimaperiode abgeſchloſſen, die ſich dadurch auszeichnet, daß auf ausgedehnten Gebirgsländern in Südafrika, Auſtralien und Oſtindien ungeheure Mengen von Schnee fielen, die ſich allmählich zu ſolcher Höhe anhäuften und zuſammenpreßten, daß rieſige Eisdecken darunter hervordrangen und weithin die Länder überſchritten. Transvaal und Kapland, Dekhan und Bengalen, Tasmanien und Neu-Süd-Wales waren unter blauen Eispanzern begraben, die bis zum Meeresufer drangen und hier ihre Schmelzwaſſer mit der tierreichen Salzflut miſchten. Eisberge löſten ſich vom Ufer, ſchwammen weit ins Meer hinaus, erniedrigten ſeine Temperatur und änderten ſeinen Salzgehalt.

Um das Maß der klimatiſchen Kontraſte voll zu machen, zeigen andere Regionen nahezu in derſelben Zeit die Ausdehnung ungeheurer Wüſten. Ein Meer, das Deutſchland überflutet hatte, wurde bis zur Trockne eingedampft, ſo daß die damals gebildeten Stein- und Kaliſalzlager an volkswirtſchaftlicher Bedeutung mit den Kohlenlagern der vorhergehenden Karbonzeit wetteifern.

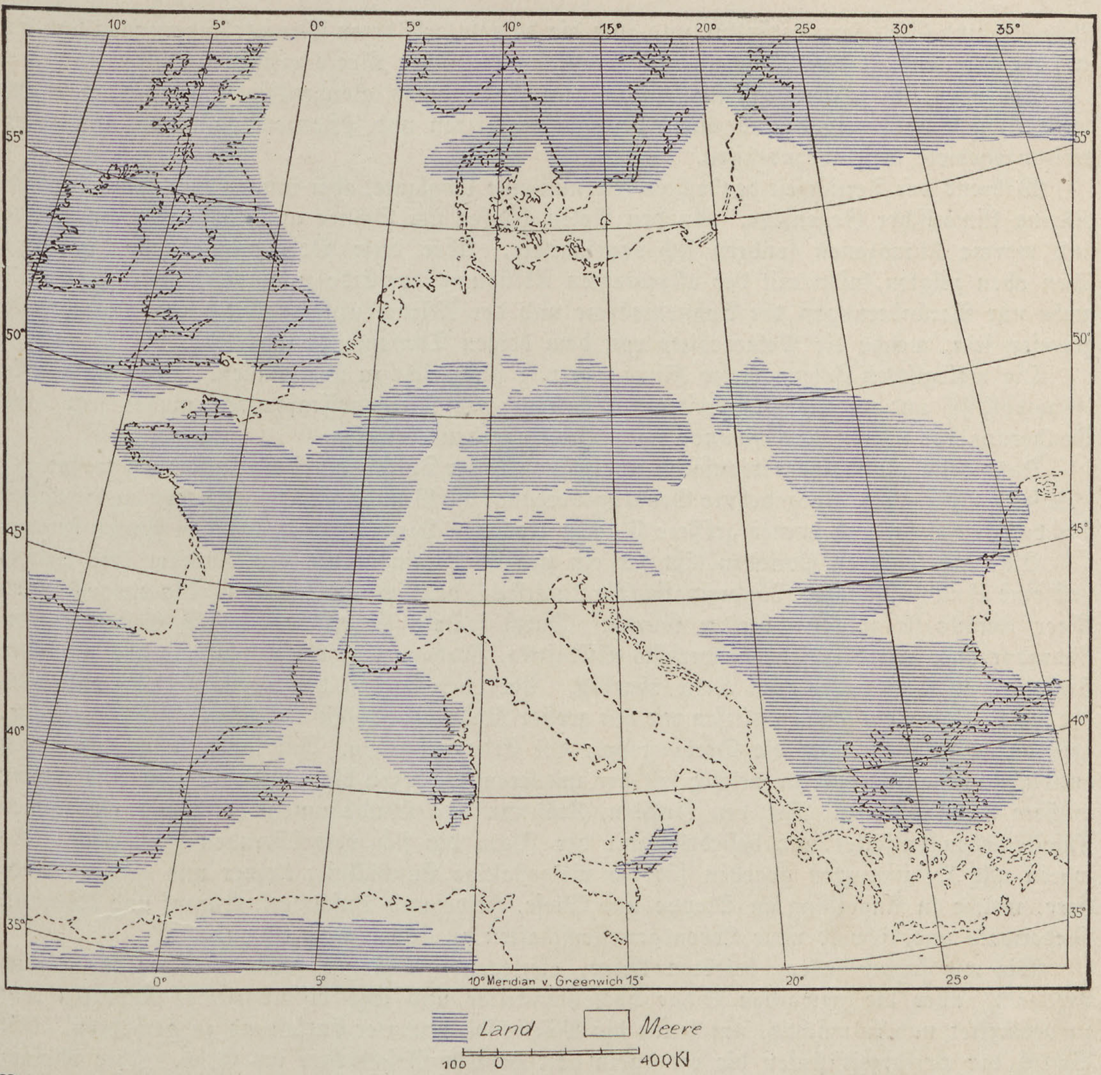
Der große Weltwinter, deſſen Spuren wir in den Randgebieten des indiſchen Ozeans überall erkennen, und die vernichtende Wirkung der darauf folgenden Wüſtenbildung konnten nicht ohne Einfluß bleiben auf die Geſchicke des irdiſchen Lebens. Es erſcheint uns leicht verſtändlich, daß dieſe Klimaänderungen zwar nicht raſch und kataſtrophenartig, aber um ſo gründlicher die Lebewelt unſeres Planeten verändern mußten. Die geologiſche Chronologie hat dieſen Erſcheinungen ſchon ſeit langen Jahren Rechnung getragen, indem ſie mit der Permzeit das Altertum der Erde enden und mit der Triasperiode das Mittelalter der Erdentwicklung beginnen läßt. Dort ſehen wir die Sterbeſtunde uralter Tier- und Pflanzengeſchlechter, hier das Aufblühen einer neuen Flora und Fauna.

Im Meere lebten jetzt ſchwarmweiſe Ammoniten und Belemniten. Der Stamm der Reptilien blühte in ungeahnter Weiſe auf und ſpielte durch Mannigfaltigkeit der Lebensweiſe und Geſtalt während der Mittelzeit dieſelbe Rolle, die in der Neuzeit den Vögeln und Säugetieren zufällt. Fiſchſaurier und Seedrachen, Schildkröten und Seeſchlangen von 18 m Länge fanden im Meere reiche Nahrung. Auf dem Lande bewegten ſich kriechende, ſchreitende, ſpringende und hüpfende Reptilien, von denen uns oft nur die Fährten erhalten ſind, die in den ſeltneren Funden wohlerhaltener Skelette eine Ergänzung finden. Beſonders Nordamerika ſcheint ein Schöpfungszentrum für wunderbare Reptilienformen geweſen zu ſein. Hier lebten die gigantiſchen Dinoſaurier, bald als plumpe Waſſer- und Sumpftiere, bald als gepanzerte Ungeheuer oder muskelſtarke Räuber. Pflanzenfreſſer von 25 m Länge, Raubtiergebiſſe mit fingerlangen Dolchzähnen deuten auf die Verſchiedenartigkeit ihres Lebens.

In dichten Beſtänden überzogen Kräuter, Strauchwerk und Urwälder das Land. Nachdem die ältere Flora in dem Weltwinter faſt überall zugrunde gegangen war, hatten ſich höhere Pflanzengenoſſenſchaften raſch entwickelt und weit verbreitet. Eine reiche Inſektenwelt iſt uns an manchen Lokalitäten wunderbar erhalten und läßt verſtehen, warum jetzt auch die Eroberung der Luft durch flatternde Reptilien und durch die älteſten Zahnvögel raſche Fortſchritte machte.

Um ſo merkwürdiger erſcheint es, daß in den langen Zeiträumen der Trias, Jura und Kreideperiode das Geſchlecht der Säugetiere, dem ſpäter eine ſo wichtige Rolle zu ſpielen beſchieden war, nur geringe Fortſchritte in ſeiner Entwicklung erkennen läßt. Einige kleine zahnbeſetzte Kiefer und vereinzelte Zähnchen, die man in der Trias von Schwaben und England, im Jura von England und Amerika, an beſonders günſtigen Fundorten entdeckt hat, zeigen dem anatomiſch geſchulten Blick Einzelheiten genug, um Geſtalt, Bau und Lebensweiſe der Urſäugetiere beurteilen zu können. Alle Reſte deuten darauf hin, daß die Urſäuger maus- bis rattengroß waren, von Inſekten oder Würmern lebten und nur wenige pflanzliche Nahrung bevorzugten. Ihre Haut dürfte, wie beim Igel, mit harten Stacheln und Borſten bedeckt geweſen ſein; ihr Vorkommen in der Nähe des Meeresufers deutet vielleicht darauf hin, daß ſie im Sand der Küſtendünen ihre Baue anlegten. Ihre nahe Verwandtſchaft mit den beiden eierlegenden Urſäugern, die jetzt noch in Auſtralien leben, macht es wahrſcheinlich, daß ſie ihre Jungen noch in den Eihüllen zur Welt brachten. Bei den häufigen Überflutungen des Landes durch den Spiegel des Ozeans konnten ſie wohl auf ſchwimmendem Treibholz immer wieder eine Küſte erreichen und ſo die großen, geologiſchen Umgeſtaltungen der Erde während der langen Mittelzeit überdauern. Es entzieht ſich unſrer Kenntnis, weshalb ſie in der langen Zeit nur ſo wenige Fortſchritte machten und bis zum Schluß der Kreideperiode zwiſchen den vielgeſtaltigen Reptilien eine beſcheidene und unbedeutende Exiſtenz führten. Sicher iſt nur eins: daß ſie in dieſer Zeit einen faſt unerſchöpflichen Vorrat an Lebenskraft und Energie aufſpeicherten, der ſie befähigte, in dem Augenblick, wo mächtige Feinde zugrunde gingen, und ſich neue günſtige Lebensbedingungen über weite Strecken hinweg boten, mit raſchem Schritt eine Entwicklungshöhe erſtiegen, wie ſie kein zweites Geſchlecht auf der Erde je erreichte.

Wenn wir das Tempo und die Lebhaftigkeit der Umbildung und Neubildung organiſcher Formen auf unſerem Planeten ſorgſam betrachten, dann ſcheinen die Geſchicke der Tiere des Meeres wie der Bewohner des Landes ſeit den älteſten Zeiten bis in die jüngſten Entwicklungsphaſen der Raſſen und Völker nicht mit dem gleichen, ſtetigen Gange einer Maſchine oder eines Uhrwerkes zu erfolgen; vielmehr können wir lange Perioden kaum merklicher Umgeſtaltungen und kürzere Epiſoden raſcher, energiſcher Fortſchritte deutlich unterſcheiden. Wohl ſehen wir, daß alles dem Wechſel unterworfen iſt, aber lange Perioden hindurch ändert ſich nur wenig. Dann aber genügt oft ein kleiner Anſtoß, um eine Fülle von Kauſalreihen auszulöſen, die in raſcher Folge alles ändern, was lange Zeit nur geringen Schwankungen unterworfen war. Wir bezeichnen dieſe Periode intenſiver Umgeſtaltung und Weiterentwicklung als die Anaſtrophe des Formenkreiſes und wollen nun das raſche Aufblühen des Stammes ſchildern, in den der Naturforſcher unſer eigenes Geſchlecht einzureihen begründete Urſache hat.



Mitteleuropa zur
Zeit des Oligozän.

Entworfen von Profeſſor
Johannes Walther, Halle.

3. Die Erde als Heimat des Menſchen.

Wie die hiſtoriſchen Dokumente des Menſchengeſchlechtes immer zahlreicher und beſtimmter werden, je mehr wir uns der Gegenwart nähern, ſo ſtrömen auch dem Geologen, indem er durch Aeonen hindurch wandernd ſich den letzten Perioden der Erdbildung nähert, ſeine in Stein gegrabenen Dokumente immer reichhaltiger und ausdrucksvoller zu. Immer ſchwieriger wird es, aus der Fülle der Einzelheiten das Grundlegende und Weſentliche herauszuheben und in dem mannigfaltigen Wechſelſpiel geographiſcher, klimatiſcher und biologiſcher Änderungen die Leitlinien der Entwicklung zu erkennen.

Eng verbunden mit den Ablagerungen der oberen Kreidezeit treten uns die Geſteine der älteſten Tertiärzeit entgegen. Oft iſt es unmöglich, in den allmählichen Übergängen irgendeine Grenze aufzufinden, und doch endet mit der Kreide das Mittelalter der Erde — mit dem unterſten Tertiär aber beginnt die neue Zeit, in der ſich die Entſtehung des Menſchengeſchlechtes vollzieht.

Vom äquatorialen Tropenland bis zu den Abhängen grönländiſcher Vulkane wuchſen immergrüne Gewächſe; nirgends begegnen uns die Ablagerungen, wie ſie am Rande von

Eisdecken und Gletſchern entſtehen, und auch die damals gebildeten Meeresablagerungen ſind bis in hohe Breiten mit den Muſcheln und Schnecken tropiſcher Meere erfüllt.

So fügen ſich zahlreiche Tatſachen zu dem Bilde eines gleichmäßigen Klimas, das auf der ganzen Erde herrſchte und allen beweglichen Tieren und Pflanzen geſtattete, ihre Verbreitungsgebiete weit auszudehnen.

Während der Tertiärzeit beobachten wir nun eine langſame, aber immer deutlichere Herausbildung klimatiſcher Gegenſätze. An den Polen häufen ſich Schnee und Eismaſſen an. Kalte und warme Klimazonen ſondern ſich voneinander. Aber dieſe Vorgänge hängen, wie wir ſchon oben zeigten, nicht mit der allgemeinen Abkühlung der Erde zuſammen; es können vielmehr nur Veränderungen der Sonnenwärme und der Wärmedurchläſſigkeit unſrer Atmoſphäre geweſen ſein, welche die Polargebiete von dem heißen Tropenlande ſonderten.

Die biologiſchen Folgen dieſer Klimaänderung ſind leicht zu überſchauen. Denn an Stelle kosmopolitiſch und regellos verbreiteter Pflanzen- und Tiergenoſſenſchaften mußte jetzt eine Sonderung der Floren und Faunen nach Breitengraden eintreten.

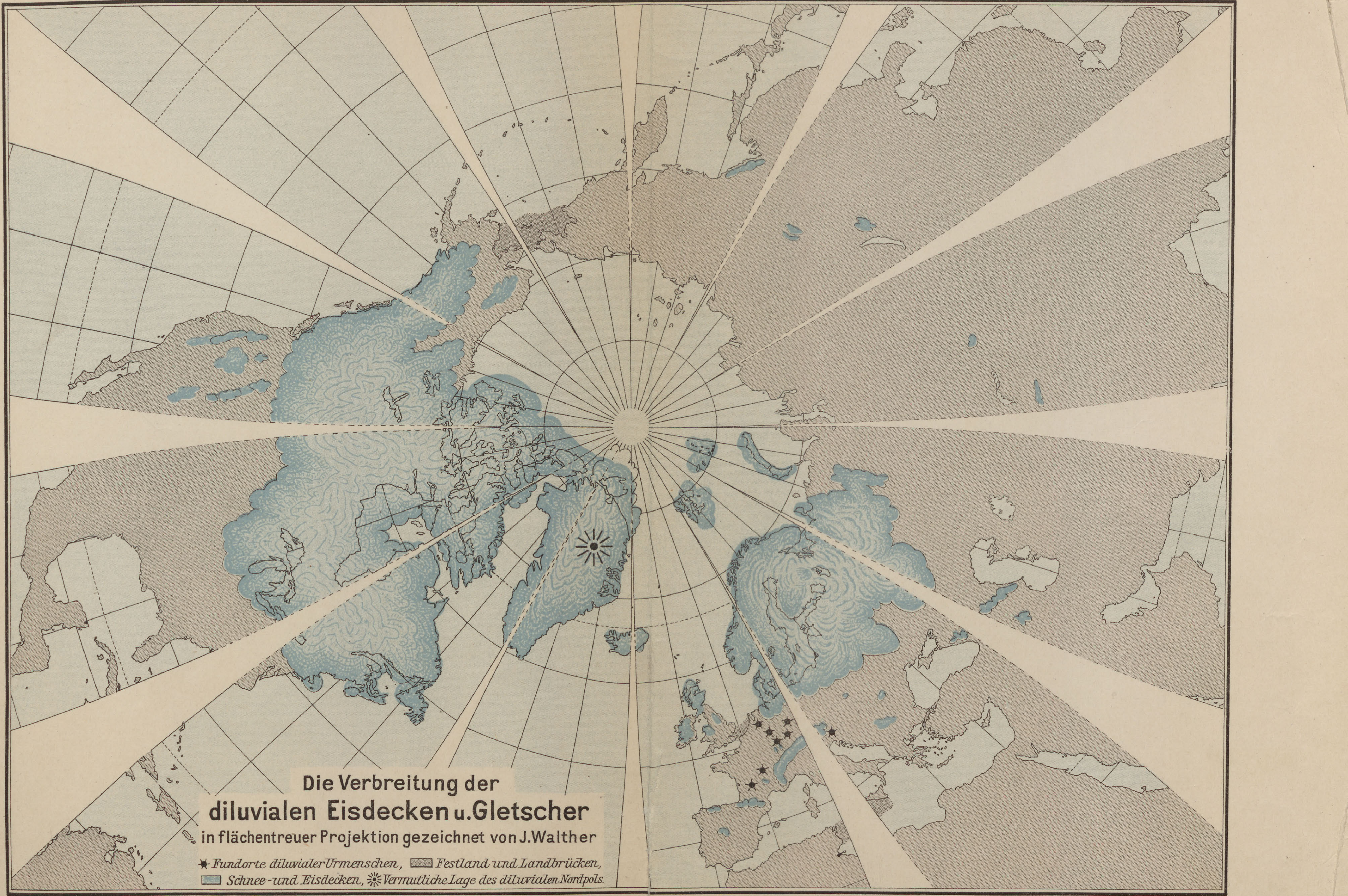
Das zweite, nicht minder wichtige Grundphänomen der Tertiärzeit iſt die Entſtehung großer, geſchloſſener Feſtländer. Ausgedehnte Senkungsvorgänge am Grunde des Ozeans ließen die Gewäſſer ſich dort ſammeln, und immer größere Flächen trockenen Landes ſtiegen aus den Fluten heraus.

Schon in früheren Perioden läßt ſich ein großer Kontinent um den Nordpol (die Arktis) und eine ähnliche ſüdpolare Ländermaſſe (die Antarktika) deutlich unterſcheiden. Ein vielgeſtaltiges Meer trennte ſie wie ein breiter Gürtel. Durch ſpätere Einbrüche hat ſich Grönland von Labrador und Skandinavien, andrerſeits Südafrika, Madagaskar, Auſtralien und das ſüdlichſte Amerika von dem ſüdpolaren Kern abgelöſt. Aber bei Beginn der Tertiärperiode und noch ehe die Kältepole entſtanden, dürfen wir mit großer Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß zwei große, geſchloſſene Ländermaſſen die Drehungspole der Erde umgaben. Auf ihnen lebte eine üppig entwickelte Pflanzenwelt, in welcher ſeit der mittleren Kreidezeit die Blütenpflanzen eine immer größere Rolle ſpielten. Mit den Gräſern, Kräutern und Waldbäumen hatte ſich ein reiches Inſektenleben entfaltet und beſiedelte mit der Flora die ſich vergrößernden Feſtländer. So waren alle Bedingungen gegeben für die vielgeſtaltige Entwicklung kleiner und großer Landtiere, welche in Anpaſſung an Steppe und Wieſe, Heide und Buſchwerk, Sumpf und Röhricht, Niederwald und Urwald neue Lebensgenoſſenſchaften zu bilden vermochten.

Wie wir früher ſahen, belebten kleine, eierlegende Urſäuger ſchon ſeit der Trias das Feſtland. Aber die gewaltige Schar hochentwickelter und ſehr differenzierter Reptilien war zu verbreitet und zu mächtig, um jenen die Möglichkeit reicherer Entfaltung zu gewähren. Mit Schluß der Kreidezeit ſinken die bis dahin herrſchenden Geſchlechter ins Grab. Ihre Rieſenleiber wurden in den Erdſchichten begraben, und nur verkümmerte Zweige erinnern noch an die alte Machtfülle. Auch die dauernde Eroberung der Luft war den Reptilien nicht beſchieden. Das Prinzip einer zwiſchen dem verlängerten kleinen Finger und dem Oberſchenkel ausgeſpannten Flughaut hatte ſich nicht auf die Dauer bewährt. Mit den letzten Dinoſauriern ſterben die letzten Flugſaurier in der oberen Kreidezeit aus — ein reich bewachſenes, von Inſekten belebtes Feſtland wartet der neuen Herren, und nun ſetzt jene beiſpiellos raſche, das Leben der ganzen Erde umgeſtaltende Entwicklung der Vögel und Säugetiere ein. Die durch widrige äußere Umſtände ſo lange zurückgehaltene Gruppe der Urſäuger durcheilt in raſchen Schritten neue Entwicklungswege und erlebt eine ſo mächtig aufſtrebende Anaſtrophe, daß trotz aller lithologiſchen Übergänge zwiſchen Kreide und Eozän der Verſteinerungsgehalt beider Formationen grundverſchieden erſcheint. Dort die letzten Nachkommen ausſterbender Reptilien, hier die unendliche Fülle der neuentſtandenen Säugetiere: Beuteltiere und Faultiere, Nagetiere und Inſektenfreſſer, Huftiere und Raubtiere, Delphine und Fledermäuſe, und mit dieſen jetzt noch lebenden Gruppen verbreitet ſich eine Anzahl ausgeſtorbener Geſchlechter raſch über die Erde.

Deutlich läßt ſich die ſüdpolare Heimat der Beuteltiere, Faultiere, Toxodontien, Typotherien, Prototherien, ſowie der Straußvögel und Pinguine erkennen, während die meiſten übrigen Formen in der Arktis wurzeln und ſich von hier langſam verbreiten.

Mitten zwiſchen der nördlichen Fauna der plazentalen Säugetiere treten uns im unterſten Tertiär von Europa und Nordamerika auch die älteſten Primaten entgegen, die zwar noch als



Die Verbreitung der
diluvialen Eisdecken u. Gletscher
in flächentreuer Projektion gezeichnet von J. Walther

✶ *Fundorte diluvialer Urmenschen,* ▨ *Festland und Landbrücken,*
🟦 *Schnee- und Eisdecken,* ☼ *Vermutliche Lage des diluvialen Nordpols.*

Beilage zu „J. von Pflugk-Harttung, Weltgeschichte."

Verlag Ullstein & Co., Berlin.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

mittelgroße omnivore Vierfüßler mit den Urhuftieren aufs engſte verwandt ſind, aber doch ſchon in ihrem Schädelbau die erſten Anlagen der ſpäteren Herrentiere erkennen laſſen.

Indem wir die räumliche Verbreitung der ſich aus ihnen entwickelnden Halbaffen, Affen, Menſchenaffen und Menſchen ins Auge faſſen, ſehen wir, wie ſich das Heimatsgebiet der letzteren immer mehr verengt. Die mittelzeitlichen Urſäuger bewohnten noch kosmopolitiſch die ganze Erde. Die plazentalen Säugetiere finden wir nur auf der nördlichen Halbkugel, und auch die Reſte der Urprimaten treten im Eozän von Euraſien und Nordamerika auf. Die weitere Entwicklung zu den Menſchenaffen vollzieht ſich aber nur diesſeits des atlantiſchen Ozeans und gibt den Naturforſchern recht, welche ſchon längſt hervorgehoben haben, daß Euraſien die Wiege unſeres Geſchlechtes ſei.

In der älteren Tertiärzeit war Europa und das ſüdliche Aſien ein verhältnismäßig ebenes Land. Gebirgszüge, die während der Karbonzeit entſtanden waren, hatten Regen und Wind längſt abgetragen und erniedrigt. Weder die deutſchen Mittelgebirge noch die Alpen, weder der Apennin noch die Gebirge des Balkans, weder Hindukuſch noch Himalaja hoben ſich als höhere Bergländer über das weite Hügelland. Während der mittleren Tertiärzeit aber begann hier überall der Gebirgsbildungsprozeß zu wirken. Hohe alpine Faltenketten ſtiegen in ſchön geſchwungenem Bogen empor, und an langen Bruchlinien verſchoben ſich die Schollen der Erdrinde. Wo ſich vorher weite Ebenen, ſumpfige Niederungen und trockene Steppenländer ausdehnten, hoben ſich überall kleine und große Gebirgszüge heraus, ſteigerten und regulierten die Menge der Niederſchläge und überzogen ſich bald mit dichten Wäldern.

Es iſt gewiß kein Zufall, daß wir die älteſten Reſte der Menſchenaffen gerade in dieſer Zeit in Europa und Aſien beobachten. Die Ausbildung der Extremitäten zur Greifhand, der aufrechte Gang und manche andre Eigentümlichkeit unſerer tieriſchen Vorfahren laſſen ſich leicht durch das Leben auf den Bäumen des Waldes erklären. In der Miozän- und Pliozänperiode waren Menſchenaffen über ganz Europa und Aſien verbreitet; um ſo auffallender iſt es, daß die reichen Knochenfundſtellen Nordamerikas noch keine Spur derſelben geliefert haben.

Das Auftreten von Feuerſteinſcherben mit deutlichen Gebrauchsſpuren (Eolithen) in miozänen Schichten läßt darauf ſchließen, daß die tieriſchen Ahnen des Menſchengeſchlechts ſchon eine gewiſſe Intelligenz und Geſchicklichkeit beſaßen, und auch aus allgemeinen Gründen iſt es wahrſcheinlich, daß Hand in Hand mit der langſamen Entwicklung des Körpers auch die geiſtigen Fähigkeiten ganz allmählich zunahmen.

Wenn nun eine ununterbrochene Entwicklungsreihe vom rohen Uraffen durch Menſchenaffen und Affenmenſchen zu den höchſten Blüten geiſtiger Kultur hinüberleitet, müſſen wir uns darüber klar werden, durch welche Charaktere wir den eigentlichen Menſchen von ſeinen tieriſchen Vorfahren unterſcheiden können. Da man wiederholt beobachtet hat, daß Affen Steine zum Aufſchlagen von Nüſſen benutzen, kann die Benutzung von rohen Steinwerkzeugen nicht als Unterſcheidungsmerkmal dienen. Wohl aber vermag die alte, heilige Prometheusſage uns einen Fingerzeig zu geben, was in den Zeiten einer urſprünglichen Kultur als das weſentliche Merkmal menſchlicher Bildung gegolten hat. Kein einziges Tier und ſelbſt keiner der noch lebenden Menſchenaffen verſteht Feuer zu machen oder zu erhalten. Dagegen kennen alle Menſchenraſſen dieſe Kunſt. Das Feuer muß gehütet werden, am Feuer ſammelt ſich die Familie und die Horde; am Feuer werden eine ſchwer verdauliche Nahrung genießbar und leicht verderbliche Nahrungsmittel haltbar gemacht. Mit dem Feuer kann man den ſtrengen Winter vertragen und bei ſeinem Scheine dunkle Schlupfwinkel und tiefe Höhlen bewohnen. Staunen und Bewunderung, Angſt und Freude, ſtilles Behagen und Geſundung ſtrömen uns aus der wärmenden und leuchtenden Flamme entgegen. So iſt das Feuer aufs engſte verknüpft mit der Empfindungswelt der tiefſtehenden wie der höchſten Kultur.

Leicht ſind die Spuren des Feuerbrandes geologiſch wiederzuerkennen. Holzkohle und Aſche, angebrannte Herdſteine und Knochen von Beutetieren können nicht durch Waſſer zuſammengetragen werden, bezeichnen vielmehr die Stelle, wo ein Feuer gepflegt worden iſt.

Die Bedeutung des Feuers für die Entwicklung und das älteſte Auftreten des Menſchen gewinnt aber noch eine viel höhere Bedeutung, wenn wir die geologiſchen Umſtände ins Auge faſſen, unter denen ſie zum erſtenmal gefunden werden.

BIBLJOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU
BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Die Ausbildung unſrer heutigen Klimazonen, ebenſo wie des Umriſſes der Ozeane und Kontinente war in der Pliozänzeit zum Abſchluß gekommen. Am Fuße der Alpen und in Norddeutſchland wuchs dieſelbe Flora, welche wir auch jetzt nach der ſogenannten Eiszeit daſelbſt beobachten. Zwar lebten Elefanten und Rhinozeronten, Rieſenhirſche, Bären und Wölfe in Gegenden, wo ſie ſeither völlig ausgeſtorben ſind, aber im übrigen unterſchied ſich das voreiszeitliche Europa nur wenig von dem der Gegenwart. Da ſetzte eine eigentümliche klimatiſche Erſcheinung ein, deren geographiſche und biologiſche Wirkung von der allergrößten Bedeutung auch für die Geſchichte des Primatengeſchlechtes werden ſollte.

Es handelt ſich nicht um eine allgemeine Abkühlung der Erde, nicht um eine unerklärbare Kältekataſtrophe, ſondern es begann in Skandinavien und Kanada ununterbrochen zu ſchneien, während große Gebiete von Nordaſien von dieſen Schneemengen frei blieben. Der gefallene Schnee aber taute nicht und wuchs zu immer höher werdenden Schneemaſſen an. Unter dem Druck der laſtenden Schneemengen verwandelten ſich ſeine tieferen Schichten in blaues Eis, und dieſes drang als breiter, flüſſiger Strom unter der Schneekalotte nach allen Seiten heraus. Eine Verlagerung des Poles um etwa 10 Grad gegen Spitzbergen würde es leicht erklären, warum nur Nordeuropa und Nordamerika, nicht aber Nordaſien von Eisfeldern überzogen wurden. Eine gleichzeitige ſtärkere Fleckenbildung auf der Sonne macht es verſtändlich, warum das Abſchmelzen von Eis und Schnee nur einen ſo geringen Betrag erreichte. Die lang andauernde Sonnenfleckenperiode erlitt mehrfache Schwankungen und Unterbrechungen. So kam es, daß während der großen, diluvialen Schneezeit mehrfach das Abſchmelzen das Vorrücken der Eisdecken überwog. Von den verſchiedenen, auf dieſe Weiſe ſich einſchaltenden Interglazialzeiten iſt beſonders eine bemerkenswert, die auf den größten Vorſtoß des Eiſes folgte und den ſtärkſten Rückzug der Gletſcher bedingte.

Das von einer reichen Flora und Fauna beſiedelte Europa wurde durch die von Skandinavien nach Süden vordringenden Eismaſſen unaufhaltſam entvölkert. Wälder und Wieſen, Moore und Heiden, die eine reiche Tierwelt ernährt hatten, ſchwanden vor den Eismaſſen dahin. Mehr als die Hälfte von Europa wurde völlig unbewohnbar, und ſo drängte ſich ein Strom hungernder und frierender, kranker und ermatteter Tiere vor den Eisdecken her. Die heutige Oſtſee exiſtierte nicht, und auch über den Ärmelkanal führte eine gangbare Brücke.

Als aber die fliehende Fauna Norddeutſchland und Belgien durchwandert hatte, ſtellte ſich ihr ein neuer Feind entgegen. Unter dem Einfluß der nordiſchen Vergletſcherung waren auch die Gletſcher der Alpen gewachſen. Rieſengebirge und Erzgebirge, Vogeſen und Schwarzwald, ſowie das franzöſiſche Zentralplateau entſandten eben ſolche Gletſcher wie die Karpaten und andre Hochländer des öſtlichen Europas. So blieb nur ein ſchmaler Raum eisfrei, und auf dieſem von Schneeſtürmen durchtobten, in düſtre, kalte Winternacht verſunkenen Landſtrich ſtauten ſich die ermatteten Scharen der flüchtenden Tiere.

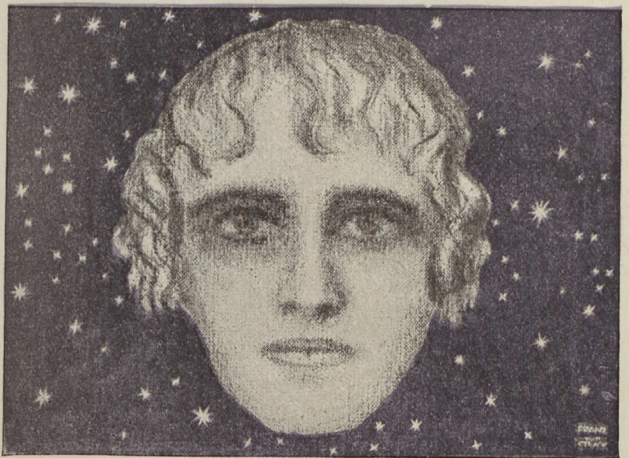
Hier iſt es auch, wo wir die älteſten Spuren des feuerbenutzenden Menſchen treffen. Bei Heidelberg, Düſſeldorf und Weimar, in Belgien, Böhmen und Kroatien, neuerdings auch in Südfrankreich, hat man vereinzelte Knochenreſte des Urmenſchen gefunden, der aus Feuerſtein primitive Werkzeuge zu bilden verſtand, der die Kunſt des Feuers kannte und von dem Fleiſch der Elefanten, Nashörner, Bären, Hirſche und Rinder lebte. Von ſeinen rohen Sitten zeugt die Feuerſtelle von Krapina in Kroatien, wo zahlreiche zertrümmerte und verkohlte Menſchenſchädel die Überreſte der Kannibalenmahlzeiten ſind.

Die urſächliche Verknüpfung der geſchilderten Tatſachen iſt ebenſo naheliegend wie einfach: durch die wachſenden Eisdecken wurden die über Europa verſtreuten, tieriſchen Vorfahren des Menſchengeſchlechts mit der geſamten übrigen Fauna auf dem eisfreien Gebiet zuſammengedrängt, und niemals hat wohl der Kampf ums Daſein mit der anorganiſchen Natur wie mit den Leidensgefährten aus der diluvialen Tierwelt ſo erbitterte und furchtbare Formen angenommen wie auf dieſem älteſten Schlachtfeld der Menſchheit. Das Mittel aber, das den werdenden Menſchen befähigte, aller Schwierigkeiten Herr zu werden und aus einer untergehenden Welt ſich als Sieger zu erheben, war nicht das Steinwerkzeug, ſondern der lodernde Feuerbrand.

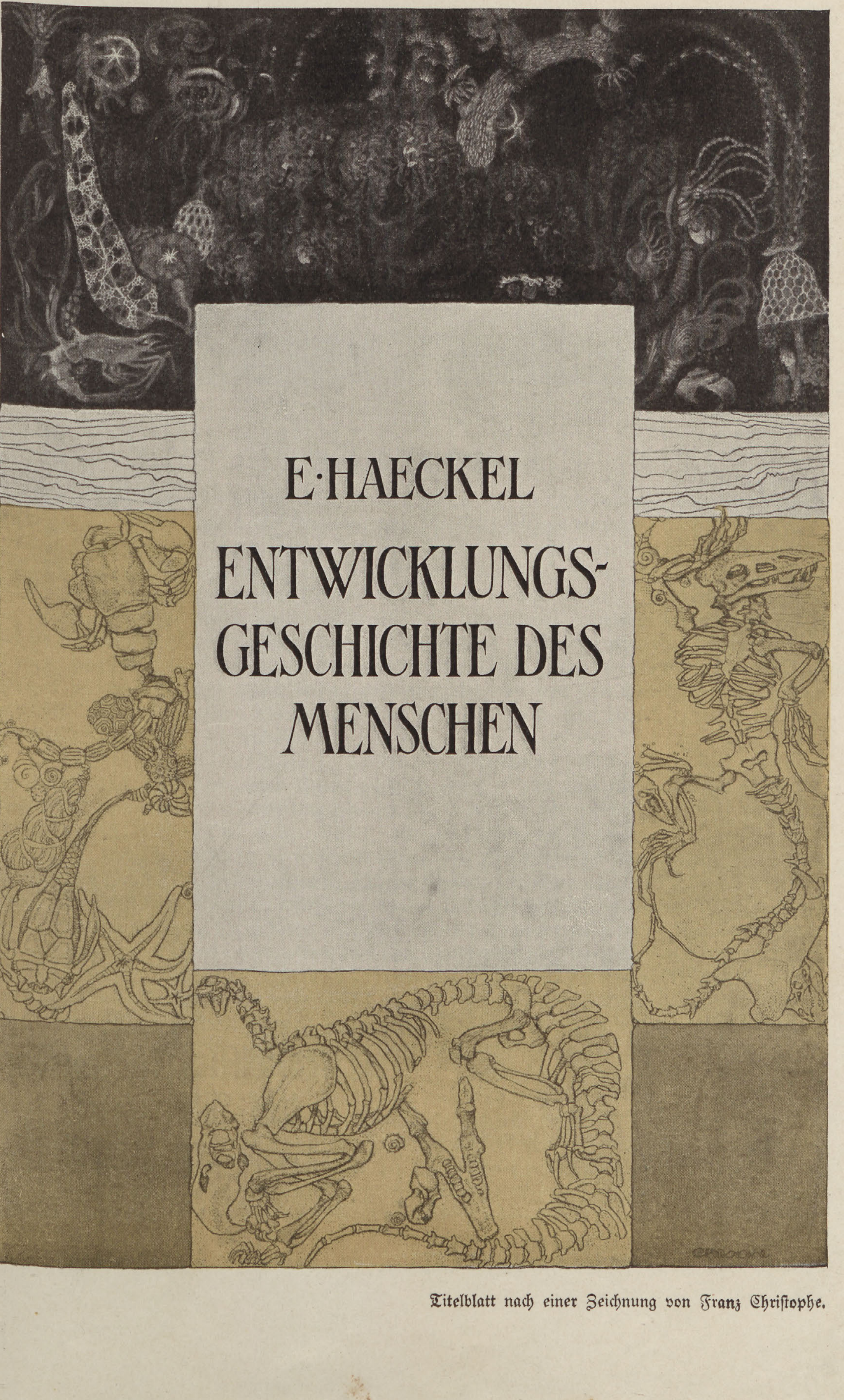
Eines Künſtlers Meiſterhand hat das Titelblatt dieſes Buches mit einem Bilde geſchmückt, das wie ein wunderbares Rätſel wirkt: Auf ſternenüberſätem Hintergrund ein Menſchenantlitz, ernſt und ſtaunend in die Ferne blickend. Und das große Auge dieſes Menſchen leuchtet mächtiger als der flimmernde Schein der Himmelslichter. Wenn wir uns vertiefen in dieſes widerſpruchsvolle und doch ſo harmoniſche Bild, dann erkennen wir in ihm ein ſchönes, eindrucksvolles Symbol der beiden großen weltbeherrſchenden Mächte:

Dort der weite, unendliche Himmelsraum, erfüllt mit den leuchtenden und dunklen Welten, deren fernes Licht uns nur ahnen läßt, was vor Jahrtauſenden geſchah und nach langen Äonen geſchehen wird, — hier ein ſinnendes Auge, das über das Sternenſyſtem da draußen nachdenkt und die Fähigkeit beſitzt, die Unendlichkeit einer Welt in den kleinſten Raum einzuſchließen.

Dort draußen in weiter Ferne eine unüberſehbare Zahl leuchtender Sonnen, gewaltige Kräftequellen von faſt unerſchöpflicher Macht, aber doch von ehernen Geſetzen beherrſcht und durch die Kälte des Weltenraumes zu eiſigem Tode beſtimmt — hier ein ſchwaches Lebeweſen, durch die bittere Not, durch die ſchwerſten Schickſale zu höherer Entwicklung gedrängt, im Kampf mit der Natur geſtählt und befähigt zu kühnen Taten in heiligem Wollen, mit dem lodernden Feuerbrand ſich freimachend aus den Banden roher Tierheit, mit der kraftſpendenden leuchtenden Flamme emporſteigend zu immer weiteren Höhen der Kultur und Macht über ſich ſelbſt und über die Natur.



Titelzeichnung zu Ullſteins Weltgeſchichte von Franz von Stuck.
Original im Beſitze der Verlagsbuchhandlung.


E·HAECKEL
ENTWICKLUNGS-GESCHICHTE DES MENSCHEN

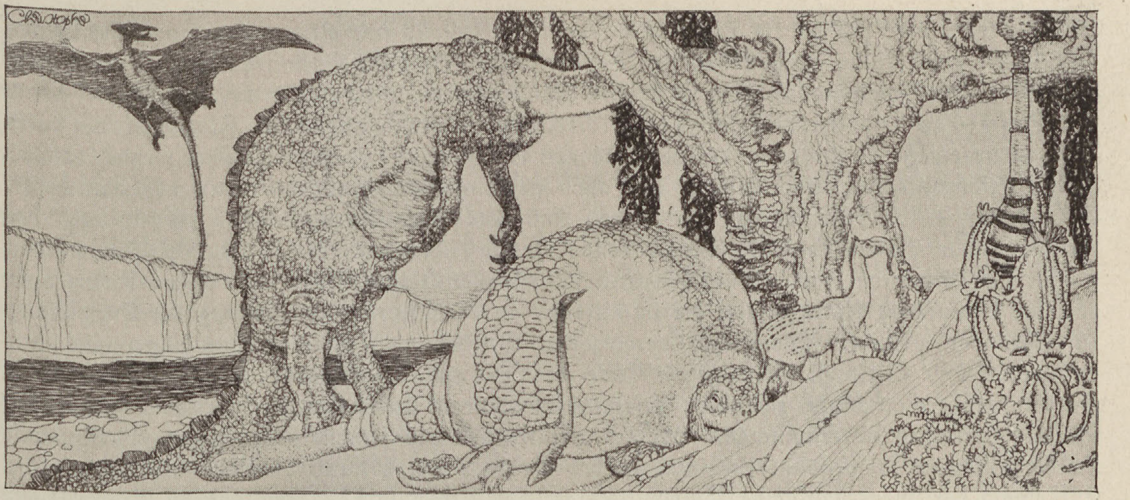
Titelblatt nach einer Zeichnung von Franz Chriſtophe.

Entwicklungsgeſchichte des Menſchen

von

Dr. Ernſt Haeckel

Univerſitäts-Profeſſor a. D. in Jena.



Franz Chriſtophe fec.

1. Aufgabe der Geſchichte.

Die erſtaunlichen Fortſchritte aller Wiſſenſchaften im 19. Jahrhundert, und beſonders in deſſen zweiter Hälfte, haben die Stellung und die Aufgabe der einzelnen Wiſſenſchaftszweige gewaltig verändert. Dieſer großartige Fortſchritt betrifft in hervorragendem Maße das umfangreiche Erkenntnisgebiet, das wir ſeit alter Zeit Geſchichte (Historia) nennen, und das hergebrachterweiſe noch meiſt als Weltgeſchichte (Historia universalis) bezeichnet wird. Je überraſchender ſich die einzelnen Zweige dieſes weiten Wiſſensgebietes neuerdings entwickelt haben, deſto weiter ſind ſie einerſeits infolge der unvermeidlichen Arbeitsteilung auseinandergegangen und ſpezialiſiert worden, andrerſeits aber in engere Berührung mit anderen, früher weit abliegenden Wiſſenszweigen gelangt. Es muß daher unſere erſte Aufgabe ſein, uns den Begriff der ſog. „Weltgeſchichte“ auf ihrem jetzigen Standpunkte klar zu machen und ihre Beziehungen zu den verwandten Wiſſenſchaften zu erläutern.

Geſchichte und Weltgeſchichte. Da die alte Bezeichnung „Weltgeſchichte oder Univerſalgeſchichte“ durch den allgemeinen Sprachgebrauch geheiligt und auch für unſer populäres Geſchichtswerk demgemäß in Anwendung gebracht iſt, ſo müſſen wir gleich von Anfang an darauf aufmerkſam machen, daß ſie nicht wörtlich, als „Geſchichte des Weltganzen“ (Univerſum) zu nehmen iſt, ſondern vielmehr in engerem Sinne als „Geſchichte der Menſchheit“; ſie umfaßt das geſamte Gebiet der Völkergeſchichte, Kulturgeſchichte und Staatengeſchichte, außerdem aber auch neuere Wiſſenſchaftszweige, welche die erſteren in engſte Berührung mit der Naturgeſchichte bringen: ſo die moderne Urgeſchichte, Vorgeſchichte und Stammesgeſchichte. Jene irreführende Bezeichnung rührt noch aus jener alten, jetzt überwundenen Anſchauung her, wonach der Menſch ſich in weſentlichen Gegenſatz zur Natur ſtellte und ſeine eigene Geſchichte als „Geiſteswiſſenſchaft“ von der „Naturwiſſenſchaft“ getrennt wiſſen wollte. Dieſe unnatürliche Scheidung muß jetzt als überwunden gelten, ſeitdem wir die „Stellung des Menſchen in der Natur“ (— nicht außerhalb derſelben —) klar begriffen und das große Welträtſel ſeines Urſprungs gelöſt haben.

Geſchichte und Naturgeſchichte. Wie der Begriff der „Weltgeſchichte“ nach Umfang und Inhalt ſich im Laufe des 19. Jahrhunderts weſentlich verändert hat, ſo gilt dasſelbe auch für den alten Begriff der „Naturgeſchichte“, der jetzt mit dem erſteren in unlösbare Verbindung getreten iſt. Noch in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts verſtand man unter Naturgeſchichte faſt allgemein die beſchreibende Syſtematik der Tiere und Pflanzen, die genaue Unterſcheidung ihrer unzähligen Arten, ihrer Lebensweiſe und Verbreitung. Erſt in der zweiten Hälfte desſelben, nachdem Charles Darwin durch ſeine Reform der Entwicklungslehre der Biologie ein weit höheres Ziel geſteckt und ihre getrennten Zweige in die engſte Verbindung gebracht hatte, fing man an zu begreifen, daß auch die Tiere und Pflanzen, ebenſo wie die Menſchen, eine wirkliche

„Geſchichte“ hinter ſich haben, und daß ihr heutiger Zuſtand nur als das Ergebnis einer langen hiſtoriſchen Entwicklung verſtändlich und erklärt wird. Damit fiel für immer die unnatürliche Schranke, welche man zwiſchen der Geſchichte der Menſchheit und der Tierwelt aufgerichtet hatte.

Geſchichte und Entwicklungsgeſchichte. Der wichtigſte allgemeine Fortſchritt, der durch dieſe naturgemäße Verbindung der verſchiedenen Geſchichtszweige herbeigeführt wurde, beſtand in der Erkenntnis und Anerkennung des allen gemeinſamen Grundgedankens der natürlichen Entwicklung — im Gegenſatze zu der älteren Annahme einer übernatürlichen „Schöpfung“ der Dinge. Zwar hatten einzelne hervorragende Denker ſchon vor mehr als 2000 Jahren den großartigen Gedanken einer natürlichen Entwicklung aller Dinge gefaßt, und ſpäter hatten auch einzelne bedeutende Naturforſcher die unmittelbar zu beobachtende Erſcheinung der Entwicklung zu ergründen geſucht. Allein ihre vereinzelten Beſtrebungen blieben ohne allgemeine Anerkennung und Wirkung. Erſt gegen Ende des 18. und im Beginne des 19. Jahrhunderts wurden größere Anläufe zu einer zuſammenhängenden Entwicklungsgeſchichte einzelner Erſcheinungsgruppen unternommen. Laplace erklärte 1796 in ſeinem großartigen „Weltſyſtem“ mathematiſch die Bewegungserſcheinungen der Weltkörper und durch die Nebularhypotheſe die Entſtehung der Planetenſyſteme, deren „mechaniſchen Urſprung nach Newtonſchen Grundſätzen“ Kant ſchon 1755 in ſeiner „Allgemeinen Naturgeſchichte und Theorie des Himmels“ zu erklären verſucht hatte. Charles Lyell erklärte 1830 in ſeinen „Prinzipien der Geologie“ durch natürliche Entwicklung den ganzen Bau der Erdrinde und die Entſtehung der Gebirge, nachdem ſchon vorher (1822) Karl von Hoff die „Geſchichte der natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche“ in demſelben Sinne aufgefaßt und der von Werner 1785 begründeten Geognoſie eine genetiſche Grundlage gegeben hatte. Gleichzeitig begründete (1828) Karl Ernſt von Baer die Entwicklungsgeſchichte der Tiere, indem er durch ſcharfſinnige „Beobachtung und Reflexion“ die wunderbaren Vorgänge enthüllte, durch welche im Laufe von 21 Tagen aus einem einfachen Hühnerei der vollſtändige Vogel entſteht. Wenig ſpäter ſchuf Schleiden, der durch Begründung der Zellentheorie (zugleich mit Schwann, 1838) einen der größten Fortſchritte der Biologie herbeigeführt hatte, die Entwicklungsgeſchichte der Pflanzen. Alle dieſe bedeutenden Fortſchritte der hiſtoriſchen Naturwiſſenſchaft ſtrebten einem und demſelben großen Ziele zu, der gemeinſamen Erklärung des „Geſchehens“ durch Erkenntnis der Entwicklungsgeſetze.

Geſchichte und Stammesgeſchichte. Ein ganz neues und unendlich fruchtbares Gebiet hiſtoriſcher Forſchung wurde 1859 von Charles Darwin erſchloſſen. In ſeinem epochemachenden Werke „Über die Entſtehung der Arten im Tier- und Pflanzen-Reich“ brachte dieſer große Naturforſcher die 50 Jahre früher von Jean Lamarck begründete, aber faſt vergeſſene Abſtammungslehre (Deſzendenztheorie) zu allgemeiner Geltung und gab ihr durch ſeine Zuchtwahllehre (Selektionstheorie) das noch fehlende kauſale Fundament. Dadurch wurden die bis dahin geltenden myſtiſchen Vorſtellungen von einer übernatürlichen „Schöpfung“ der einzelnen Organismenarten verdrängt und ihre Entſtehung durch natürliche Entwicklung erklärt, durch allmähliche Umbildung verknüpft mit Abſtammung, durch die Wechſelwirkung der Vererbung und Anpaſſung im „Kampfe ums Daſein“. Zugleich wurde damit der ſyſtematiſchen Zoologie und Botanik eine hiſtoriſche Aufgabe geſtellt: der Aufbau des „Natürlichen Syſtems“ der Organismen auf Grund ihrer wirklichen Stammverwandtſchaft. Den erſten Verſuch zur Löſung dieſer Aufgabe unternahm 1866 Ernſt Haeckel, indem er in ſeiner „Generellen Morphologie der Organismen“ deren Entwicklungsgeſchichte in zwei verſchiedene Zweige teilte: die individuelle und die phyletiſche Geſchichte. Die Ontogenie oder Keimesgeſchichte beobachtet direkt die Entſtehung und Verwandlung der organiſchen Individuen (Embryologie und Metamorphoſenlehre). Dagegen unterſucht die Phylogenie oder Stammesgeſchichte den Formenwechſel der ganzen Ahnenreihe, welche die Vorfahren der jetzt lebenden Organismen ſeit Beginn des organiſchen Lebens auf der Erde durchlaufen haben; ſie ſucht alſo die Stammbäume der einzelnen Arten genealogiſch zu ermitteln, wobei ſie ſich in erſter Linie auf die greifbaren Urkunden der Paläontologie ſtützt; denn deren Objekte, die Petrefakten oder Verſteinerungen, ſind ja die realen Überreſte der ausgeſtorbenen Vorfahren. Die Lücken, welche durch die Unvollſtändigkeit dieſer foſſilen Urkunden bedingt ſind, werden in glücklicher Weiſe ergänzt durch die Ergebniſſe der vergleichenden Anatomie und Ontogenie; denn die letztere iſt — dem biogenetiſchen Grundgeſetze zufolge — eine abgekürzte Wiederholung der Phylogenie; — „die Keimesgeſchichte iſt ein Auszug der Stammesgeſchichte". Wie weit es möglich iſt, auf dieſem Wege die Stammverwandtſchaft der organiſchen Formen wirklich annähernd zu ergründen, hat Ernſt Haeckel ſpäter eingehend in ſeiner „Syſtematiſchen Phylogenie" (1894) gezeigt; einen populären Auszug derſelben enthält ſeine „Natürliche Schöpfungsgeſchichte".

Geſchichte und Anthropogenie. Unter den zahlreichen bedeutenden Folgerungen, die ſich aus Darwins Entwicklungslehre ergaben, war die weitaus wichtigſte die Löſung der dunkeln Frage vom Urſprung des Menſchen. Daß der Menſch hinſichtlich ſeiner körperlichen Organiſation ein echtes Säugetier iſt, und daß er zuſammen mit den nächſtverwandten Affen in deren höchſt entwickelte Gruppe geſtellt werden muß, die Herrentiere (Primates), das hatte ſchon Linné (1735) in ſeinem grundlegenden „Systema Naturae" erkannt. Als dann ſpäter (1801) Lamarck die natürliche Hauptgruppe der Wirbeltiere aufſtellte und den Menſchen in dieſer Gruppe an die Spitze der Säugetiere erhob, hatte er nicht gezögert, dieſe Verwandtſchaft auch hiſtoriſch zu deuten und zum erſten Male mit Beſtimmtheit „die Abſtammung des Menſchen vom Affen" zu behaupten (1809). Aber erſt 1863 zeigte Thomas Hurley in ſeiner Schrift über „die Stellung des Menſchen in der Natur", daß nunmehr dieſe Hypotheſe wiſſenſchaftlich zu begründen und daß damit die „Frage aller Fragen" gelöſt ſei. Darwin ging darauf (1871) in ſeinem Werke über „den Urſprung des Menſchen und die geſchlechtliche Zuchtwahl" näher auf die Urſachen dieſes wichtigſten hiſtoriſchen Ereigniſſes ein. Die weiteren Fragen, welche anderen Tierformen als ältere Vorfahren der Herrentiere zu betrachten ſeien, hat ſodann (1874) Ernſt Haeckel in ſeiner Anthropogenie zu beantworten geſucht. Der erſte Band dieſes Werkes behandelt die Keimesgeſchichte, der zweite die Stammesgeſchichte des Menſchen.

2. Geſchichte und Urgeſchichte.

Durch die klare Erkenntnis der Abſtammung des Menſchen von einer Reihe Primaten wurde ein neuer Zweig hiſtoriſcher Forſchung begründet, der ganz auf dem Boden der modernen Tierkunde, der vergleichenden Zoologie ſeine Wurzel hatte. Dieſe Herrentiergeſchichte (Primatogenie) ſchien durch eine tiefe Kluft von der Geſchichte der Menſchheit geſchieden, wie ſie bis dahin allgemein als „Weltgeſchichte" betrachtet worden war. Aber dieſe Kluft wurde bald vollſtändig ausgefüllt durch einen anderen modernen Zweig der hiſtoriſchen Forſchung, der ebenfalls erſt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Geltung gelangte, die „Urgeſchichte" oder Prähiſtorie. Während die „Weltgeſchichte" im engeren Sinne ſich ausſchließlich mit den Kulturvölkern beſchäftigt hatte (— bald mehr als politiſche Staatengeſchichte, bald mehr als eigentliche Kulturgeſchichte —) lenkten die großen Fortſchritte der modernen Anthropologie und Ethnographie die intenſive Aufmerkſamkeit auf die Geſchichte der Wilden oder Naturvölker. Die primitiven Zuſtände ihrer körperlichen und geiſtigen Organiſation, ihrer Sitten und Lebensweiſe ergaben auffällige Übereinſtimmung mit den Urzuſtänden der vorgeſchichtlichen Menſchen, d. h. jener längſt ausgeſtorbenen Raſſen, die uns durch die Entdeckung der Pfahlbauten, der primitiven Werkzeuge und Waffen der Steinzeit, Bronzezeit, Eiſenzeit uſw. zugänglich wurden. Es ergab ſich, daß während langer Zeiträume vor dem Auftreten des Kulturmenſchen die Erde von rohen Naturmenſchen bevölkert war, die noch unter der Bildungsſtufe der niedrigſten, heute übrig gebliebenen Wilden (den Weddas, Auſtralnegern uſw.) ſtanden. Die Forſchungen von Lubbock (1874) und Mortillet (1882), ſowie von vielen Prähiſtorikern ſetzten im Laufe der letzten 30 Jahre die Tatſache außer Zweifel, daß dieſe prähiſtoriſchen Urmenſchen eine lange Vorgeſchichte durchlaufen hatten, ehe ſie ſich zu den älteſten Stufen der Barbaren und ſpäter der Kulturmenſchen entwickelten; zugleich ergab ſich, daß die Zeitdauer jenes vorgeſchichtlichen Zeitalters (bald auf hunderttauſend Jahre, bald auf das doppelte oder vielfache geſchätzt) jedenfalls viel länger war, als diejenige der Kulturgeſchichte, die früher nur auf 5—6, ſpäter auf 8—9 Jahrtauſende geſchätzt wurde. Die vergleichende Anatomie der Skelette (und beſonders des Schädels) der älteſten Urmenſchen lehrte, daß ſie einer niederen Art unſeres Geſchlechtes angehörten, und daß ſie die verbindende Brücke zu den älteren Affenmenſchen (Pithekanthropen) bildeten, die ſich unmittelbar an die Menſchenaffen anſchließen.

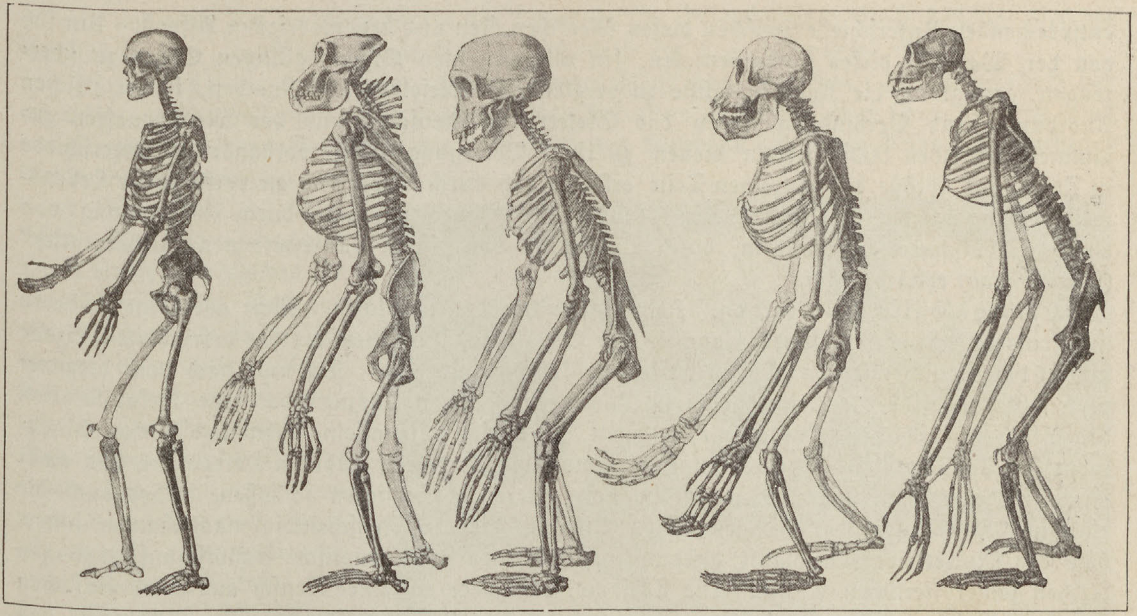
Sonach ergibt ſich folgende Überſicht über die Hauptgebiete der Weltgeſchichte:

1. Weltgeſchichte (Univerſalhiſtorie) im eigentlichen Sinne des Worts: Wiſſenſchaft vom Werden und Vergehen im Weltall;
   Entwicklungsgeſchichte des Weltalls (oder hiſtoriſche Kosmologie). Kosmogenie (im Zuſammenhang mit Aſtronomie und Kosmophyſik).
2. Erdgeſchichte (Geogenie), geologiſche Hiſtorie. Wiſſenſchaft vom Werden und Vergehen des Erdkörpers; Bildung der Kontinente und Meere, der Gebirge und Geſteine;
   Entwicklungsgeſchichte der Erde (oder hiſtoriſche Geologie).
3. Lebensgeſchichte (im weiteſten Sinne), Biogenie. Wiſſenſchaft vom Werden und Vergehen der organiſchen Lebensformen auf der Erde;
   Entwicklungsgeſchichte der Organismen (oder hiſtoriſche Biologie). (Protiſten, Pflanzen, Tiere, Menſchen.)
4. Stammesgeſchichte (Phylogenie). Wiſſenſchaft vom Werden und Vergehen der einzelnen Lebensformen oder Arten;
   Entwicklungsgeſchichte der organiſchen Stämme (Phyla) und der Arten (Species), aus denen ſie ſich zuſammenſetzen. — Hiſtoriſche Syſtematik (Deſzendenztheorie verbunden mit Paläontologie).
5. Keimesgeſchichte (Ontogenie). Wiſſenſchaft vom Werden und Vergehen der lebendigen Einzelweſen;
   Entwicklungsgeſchichte der Individuen oder Einzelweſen (Zellen, Perſonen, Stöcke). Nach dem biogenetiſchen Grundgeſetze iſt die Keimesgeſchichte eine gedrängte, durch Vererbung und Anpaſſung bedingte Wiederholung der Stammesgeſchichte. (Die Ontogenie iſt eine Rekapitulation der Phylogenie). Embryologie und Metamorphologie.
6. Menſchengeſchichte (Anthropogenie). Wiſſenſchaft vom Werden und Vergehen des menſchlichen Organismus;
   Entwicklungsgeſchichte des Menſchen im weiteſten Sinne. (Ontogenie und Phylogenie.) Da der Menſch zur Klaſſe der Säugetiere (Mammalia) und dieſe zum Stamme der Wirbeltiere (Vertebrata) gehört, auch ſeine Entwicklung nach denſelben Geſetzen verläuft, iſt die Anthropogenie nur ein Zweig der Wirbeltier-Geſchichte.
7. Urgeſchichte (Prähiſtorie). Wiſſenſchaft vom Werden und Vergehen der älteſten Menſchenarten (Urmenſchen oder Protanthropen, vor dem Beginn der Kultur, im weiteſten Sinne);
   Entwicklungsgeſchichte der Naturmenſchen (der älteſten Raſſen des Menſchengeſchlechts und der modernen „Wilden“).
8. Kulturgeſchichte (und politiſche Hiſtorie). Wiſſenſchaft vom Werden und Vergehen der menſchlichen Kultur. (Im weiteſten Sinne.)
   Entwicklungsgeſchichte der Kulturmenſchen, ihrer Sitten und Anpaſſungen, ihres geiſtigen Lebens und ſozialen Wirkens.

◆

3. Urſprung des Menſchen.

Die Frage von der Entſtehung des Menſchen iſt der Schlüſſel zur Erkenntnis ſeines wahren Weſens; mit vollem Recht hat ſie Huxley 1863 als die „Frage aller Fragen“ bezeichnet. Die vernunftgemäße und wiſſenſchaftliche Beantwortung dieſer Frage kann allein die Entwicklungslehre geben. Im Gegenſatz dazu ſuchten faſt alle Geſchichtswerke älterer und neuerer Zeit die Antwort durch Schöpfungsſagen zu geben, und dieſe ſchloſſen ſich meiſtens an die Glaubenslehre der herrſchenden Religion an. So blieb in der europäiſchen Kulturwelt die ſemitiſche Schöpfungsſage vorherrſchend, wie ſie im erſten Buche Moſis dargeſtellt iſt. Selbſt noch in vielen modernen Weltgeſchichten bildet den Anfang ein Auszug aus den erſten Kapiteln der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte. Die kritiſche und vorausſetzungsloſe Wiſſenſchaft hat uns jetzt



Menſch (homo) Gorilla (gorilla) Schimpanſe (anthropithecus) Orang (satyrus) Gibbon (hylobates)

Die Skelette von fünf Menſchenaffen (Anthropomorpha).

Nach Ernſt Haeckel: Der Kampf um den Entwicklungs-Gedanken. 1905. Verlag von Georg Reimer, Berlin.

überzeugt, daß dieſe übernatürlichen Schöpfungsſagen, ebenſo wie viele ähnliche Mythen älterer und neuerer Zeit, ganz dem Gebiete der Dichtung angehören. Unſere moderne Entwicklungslehre hat an die Stelle dieſer poetiſchen Phantaſiegebilde die Stammesgeſchichte oder Phylogenie geſetzt. Ihr wichtigſter Satz, die vielumſtrittene „Abſtammung des Menſchen vom Affen", iſt ein ſpezielles Deduktionsgeſetz, das ſich mit logiſcher Notwendigkeit aus dem generellen Induktionsgeſetz der Deſzendenztheorie ergibt. Wir haben daher zunächſt die Quellen und Urkunden zu prüfen, auf welche ſich die Stammesgeſchichte und ihre Anwendung auf den Menſchen gründet: die morphologiſchen Zeugniſſe der vergleichenden Anatomie und Ontogenie, die hiſtoriſchen Beweismittel der Paläontologie und der Urgeſchichte, die phyſiologiſchen Dokumente der Blutsverwandtſchaft und der Pſychologie.

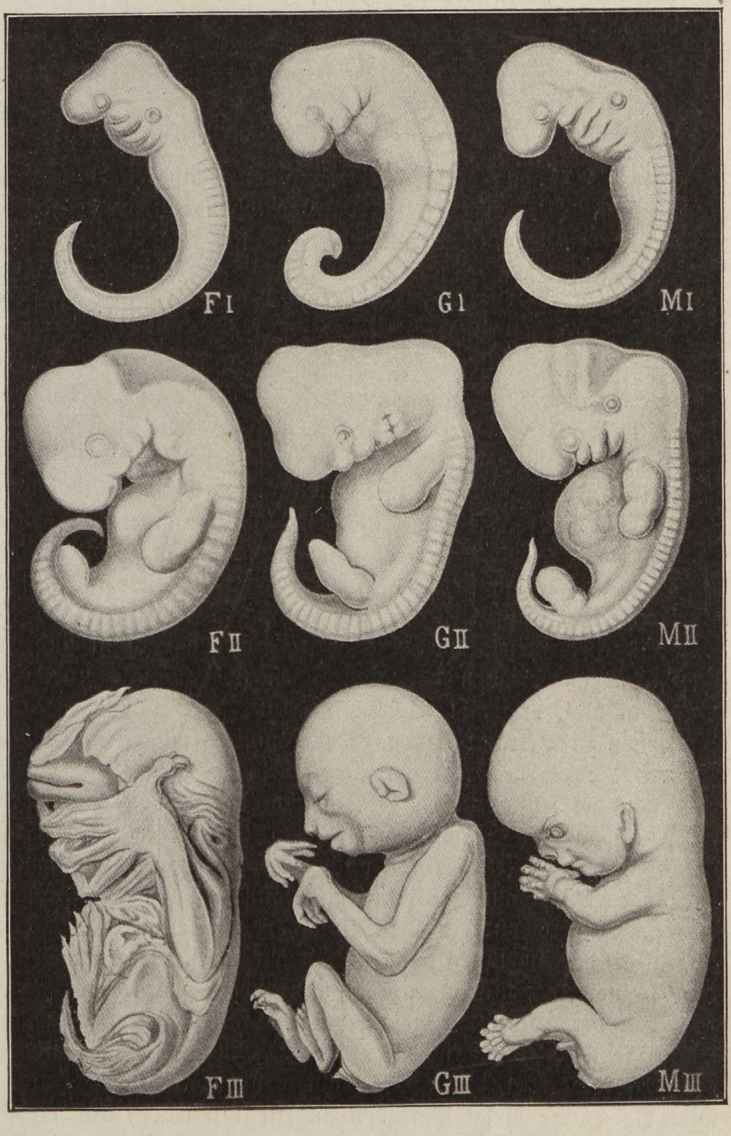
Anatomiſche Urkunden. Körperbau des Menſchen. Die vergleichende Anatomie unterſcheidet im Körperbau der Tiere eine geringe Anzahl von Hauptgruppen oder Typen, die durch die beſondere Lagerung und Anordnung der wichtigſten Körperteile charakteriſiert ſind, und auf die ſich alle die unzähligen Tierformen — als Variationen eines Themas — zurückführen laſſen. Cuvier, der Begründer der vergleichenden Anatomie, unterſchied zunächſt vier ſolche Hauptzweige des Tierreiches (1812); ſpäter wurde ihre Zahl auf das Doppelte und Dreifache erhöht. Ein einziger von dieſen Typen iſt der Zweig der Wirbeltiere (Vertebrata); er iſt ſo auffällig von allen anderen verſchieden, daß wir bei keiner einzigen Tierform in Zweifel ſein können, ob ſie zu den Wirbeltieren oder zu den Wirbelloſen gehört. Bei ſämtlichen Vertebraten, von den niedrigſten Schädelloſen und Fiſchen aufwärts bis zum Menſchen, iſt die Lagerung der Organe und die Zuſammenſetzung des Körpers aus denſelben gleich. Aber der Grad ihrer Ausbildung iſt vielfach abgeſtuft und geſtattet uns ſechs bis acht ſehr verſchiedene Klaſſen zu unterſcheiden. Die oberſte und vollkommenſte von dieſen iſt die Klaſſe der Säugetiere (Mammalia). Die Stellung des Menſchen innerhalb dieſer höchſtſtehenden Klaſſe wurde ſchon von Linné dahin beſtimmt, daß die höchſt entwickelte Ordnung der Herrentiere (Primaten) ſowohl den Menſchen und die Menſchenaffen umfaßt, als auch die übrigen Affen und die Halbaffen. Die ſorgfältigſte Vergleichung aller einzelnen Organe derſelben führte ſchon Huxley (1863) zu dem wichtigen Pithekometra-Satze: „Die anatomiſchen Unterſchiede zwiſchen den Menſchen und den nächſtverwandten Menſchenaffen (Anthropoiden) — Gorilla, Schimpanſe, Orang, Gibbon — ſind geringer, als die entſprechenden Unterſchiede zwiſchen dieſen Menſchenaffen und den niedrigſten Affen“. Um ſich von der Wahrheit dieſes fundamentalen, für alle einzelnen Organe gültigen Satzes zu überzeugen, genügt es, die Knochengerüſte zu vergleichen. Dieſelben 200 Knochen, in der gleichen Anordnung und Verbindung, ſetzen das Skelett der Menſchen und der Menſchenaffen zuſammen; dieſelben 300 Muskeln dienen zu ihrer Bewegung. Die vorhandenen Unterſchiede in Form und Größe der einzelnen Teile erklären ſich durch Anpaſſung an verſchiedene Lebensweiſe, während die Übereinſtimmung des ganzen Baues ſich nur durch Abſtammung von einer gemeinſamen Stammform, durch Vererbung von einem ausgeſtorbenen „Urherrentier“ (Archiprimas) erklären läßt.

Embryologiſche Urkunden. Keimesgeſchichte des Menſchen. Nicht allein im gröberen und feineren Körperbau, ſondern auch in der Entwicklung desſelben aus der befruchteten Eizelle ſtimmt der Menſch mit den Menſchenaffen vollkommen überein. Da nun nach dem biogenetiſchen Grundgeſetze die Keimesgeſchichte (Ontogenie) einen Auszug oder eine Rekapitulation der Stammesgeſchichte (Phylogenie) darſtellt, ſo dürfen wir allein ſchon aus dieſer fundamentalen Tatſache auf die gemeinſame Abſtammung aller dieſer höheren Herrentiere von einer Reihe niederer Primaten und weiterhin von älteren Säugetieren ſchließen. Aber auch die einzelnen Hauptſtufen der ontogenetiſchen Bildung, die der Menſchenkeim nacheinander innerhalb des Mutterleibes durchläuft, geſtatten weitreichende phylogenetiſche Schlüſſe auf die langen Reihen ſeiner tieriſchen Ahnen. Die Tatſache, daß jeder einzelne Menſch aus einer einfachen Eizelle entſteht — einer kernhaltigen Plasmakugel von 0,2 mm Durchmeſſer — beweiſt, daß auch die älteſten Vorfahren des Menſchen (wie aller anderen Tiere) einzellige Organismen waren. Die Kiemenſpalten an den Halsſeiten des menſchlichen Embryos lehren, daß wir von waſſeratmenden Fiſchen abſtammen. Selbſt noch in einem ſpäteren Stadium der Keimbildung, wo bereits die fünf Hirnblaſen und die drei höheren Sinnesorgane (Naſe, Auge, Gehörbläschen) und zwei Paar floſſenförmige Gliedmaſſen an dem großen Kopfe des geſchwänzten Embryos angelegt ſind, iſt die Übereinſtimmung im embryonalen Körperbau des Menſchen und aller Amniontiere (Säugetiere, Vögel, Reptilien) ſo vollkommen, daß man ſie kaum unterſcheiden kann.

Foſſile Urkunden. Paläontologie des Menſchen. Wenn man vom ſtrengen Standpunkte der kritiſchen Geſchichtsforſchung in der Urſprungsfrage des Menſchen das größte Gewicht auf materielle handgreifliche Urkunden ſeiner Abſtammung legt, ſo ſtehen allen anderen Quellen die verſteinerten Reſte ſeiner ausgeſtorbenen Vorfahren voran. Denn die foſſilen Reſte der prähiſtoriſchen Urmenſchen und Affenmenſchen, weiterhin die Petrefakten von älteren und niederen Herrentieren legen unmittelbar das handgreifliche Zeugnis für ihre Stammesgeſchichte in der Tertiärzeit ab. Wenn wir aber von dieſen weiter rückwärts gehen in die Sekundärzeit und die noch ältere Primärzeit, ſo liefert uns die hiſtoriſche Reihenfolge der Wirbeltierklaſſen, völlig entſprechend der Stufenleiter ihrer hiſtoriſchen Entwicklung, unmittelbar die foſſilen Denkmäler, die von den Hauptſtufen in der Stammesgeſchichte der Vertebraten — und alſo auch von der älteren Vorfahren-Kette des Menſchen — ſicheres Zeugnis ablegen. Daß dieſe paläontologiſche Urkunde aus bekannten Gründen höchſt lückenhaft iſt, vermindert nicht den unſchätzbaren Wert ihrer poſitiven Daten.

Phyſiologiſche Urkunden. Blutsverwandtſchaft des Menſchen. Während bisher vorzugsweiſe die angeführten drei morphologiſchen Urkunden, die Paläontologie, die Anatomie und die Ontogenie, zur Ergründung der menſchlichen Stammesgeſchichte benutzt wurden, hat uns neuerdings in ganz unerwarteter Weiſe auch die vergleichende und experimentelle Phyſiologie eine Urkunde von höchſtem Werte geſchenkt. Durch die bedeutungsvollen Verſuche von Hans Friedenthal (1901) wurde nachgewieſen, daß das Blut des Menſchen bei der Miſchung mit dem Blute niederer Affen giftig auf dasſelbe einwirkt; das Serum des erſteren zerſtört die Blutzellen des letzteren (und umgekehrt). Das iſt aber nicht der Fall, wenn man Blut von Menſchen und Menſchenaffen miſcht; beide vertragen ſich gut miteinander. Da wir nun ſchon früher aus anderen Verſuchen wußten, daß die Miſchung von zwei verſchiedenen Blutarten nur bei nahe verwandten Tieren einer Familie ohne Nachteil möglich iſt, ſo ergibt ſich daraus unmittelbar die enge Blutsverwandtſchaft des Menſchen mit den Menſchenaffen, der Urſprung des erſteren aus einer älteren Stammform der letzteren. In überraſchender Weiſe beſtätigt hier die Phyſiologie das „Fauſt"-Wort von Goethe: „Blut iſt ein ganz beſonderer Saft".

Pſychologiſche Urkunden. Seelenverwandtſchaft des Menſchen. Die Beweiskraft der angeführten morphologiſchen und phyſiologiſchen Urkunden iſt ſo ſtark, daß ſchon jetzt von allen unbefangen denkenden Gebildeten die Entſtehung des Menſchen aus einer Reihe ausgeſtorbener Primaten und weiterhin niederer Säugetiere als hiſtoriſche Tatſache betrachtet wird; wenigſtens gilt das für die Körperbildung. Dagegen wurden noch oft ſtarke Bedenken oder ſelbſt entſchiedene Ablehnung geäußert bezüglich der Geiſtestätigkeit. Das hochentwickelte Seelenleben des Kulturmenſchen erſcheint vielen noch heute als eine ſo erſtaunliche und wunderbare Tätigkeit, daß ſie nicht durch Entwicklung aus dem niederen Seelenleben der Primaten abgeleitet werden könne. Aber auch für dieſe ſchwierigſte und bedenklichſte Frage der „Weltgeſchichte" gilt bei unbefangener Vergleichung das „Pithekometrageſetz" von Huxley. Auch in bezug auf alle einzelnen Seelentätigkeiten iſt der Unterſchied zwiſchen dem Menſchen und den Menſchenaffen geringer, als der entſprechende Unterſchied zwiſchen letzteren und den niederen Primaten, den Halbaffen, und ihren älteren Säugerahnen. Die vergleichende Pſychologie, geſtützt auf die Fortſchritte der modernen Ethnographie, lehrt uns nun weiterhin die lange Stufenleiter von Entwicklungsformen des Seelenlebens innerhalb des Menſchengeſchlechts kennen. Die Geiſteswerke eines höchſt entwickelten Kulturmenſchen, eines Goethe und Schiller, Shakeſpeare und Darwin, Laplace, Lamarck und Giordano Bruno, ſind ſo erhaben über das tieriſche Seelenleben der niederen Barbaren und Wilden, daß dieſe letzteren näher den Menſchenaffen ſtehen, als jenen Geiſteshelden. Zudem gilt auch hier das biogenetiſche Grundgeſetz. Denn die ſtufenweiſe Entwicklung der Seelentätigkeit in den erſten Lebensjahren jedes Kindes wiederholt in großen Zügen denſelben Entwicklungsgang, den diejenige unſerer Wirbeltierahnen von den Fiſchen aufwärts bis



Keime (Embryonen) von drei Säugetieren auf drei ähnlichen Entwicklungsſtufen (F = Fledermaus, G = Gibbon, M = Menſch).

Aus: Ernſt Haeckel, Anthropogenie. Mit Erlaubnis des Verlags W. Engelmann, Leipzig.

zu den Primaten im Laufe von Jahrmillionen durchlaufen hatte. Die Urkunden der vergleichenden Anatomie und Ontogenie ergänzen auch hier diejenigen der Phyſiologie und Pſychologie. Denn das Gehirn, als das Werkzeug aller Seelenfunktionen, läßt uns in der Stufenreihe von den niederen zu den höheren Wirbeltieren noch heute alle Etappen ſeiner Vervollkommnung erkennen; und das Phronema oder „Denkorgan“, derjenige Teil der Großhirnrinde, der das eigentliche „Geiſteswerkzeug“ iſt, gelangt erſt bei den höheren Säugetieren zu ſeiner vollen Ausbildung.

4. Stammesgeſchichte des Menſchen.

Die hiſtoriſchen Geſichtspunkte, von denen aus wir die großen Fragen nach der Entſtehung und Entwicklung der Menſchheit zu beantworten haben, erſcheinen durch die angeführten Erkenntnis-Fortſchritte der letzten Dezennien klar und ſicher feſtgeſtellt. Wenn wir nun demgemäß im Sinne der Deſzendenztheorie mit Hilfe der angeführten phylogenetiſchen Urkunden den tieriſchen Stammbaum des Menſchen näher zu ergründen wünſchen, ſo müſſen wir in ſeiner langen Vorfahrenkette zunächſt eine Anzahl von feſten Entwicklungsſtufen zu beſtimmen ſuchen. Bei dem jetzigen Zuſtande unſerer empiriſchen Kenntniſſe können wir vorläufig die 30 Stufen unſerer Ahnenreihe oder Progonotaxis unterſcheiden, die in der Tabelle, S. 36, überſichtlich zuſammengeſtellt ſind. Die erſte Hälfte derſelben umfaßt die älteren Ahnenſtufen, deren Organiſation und Geſchichte wir bloß auf Grund der vergleichenden Ontogenie und Anatomie erſchließen, weil foſſile Urkunden fehlen; das ſind erſtens die wirbelloſen Vorfahren (Stufe 1—11) und zweitens die älteren Wirbeltiere, die noch kein hartes und verſteinerungsfähiges Skelett beſaßen (Stufe 12—15). Die zweite Hälfte hingegen enthält die Wirbeltierahnen, die ein ſolches feſtes Skelett erworben hatten und daher in foſſilem Zuſtande erhalten bleiben konnten; dahin gehören alle Wirbeltiere von den Fiſchen aufwärts bis zum Menſchen. Da uns von dieſen „kiefermündigen“ Vertebraten (den Gnathoſtomen) zahlreiche Verſteinerungen bekannt ſind, und da deren Reihenfolge in den verſchiedenen Perioden der organiſchen Erdgeſchichte uns unmittelbar ſichere hiſtoriſche Tatſachen in die Hand gibt, wollen wir zunächſt dieſe jüngere Reihe unſerer längſt ausgeſtorbenen Tierahnen in Betracht ziehen. Dabei müſſen wir einen Blick auf die Perioden der Erdgeſchichte werfen, die die neuere Geologie unterſcheidet, und auf die Länge der hiſtoriſchen Zeiträume, in denen die ſedimentären Gebirgsſchichten abgelagert wurden.

Geologiſche Perioden. Aus dem geſetzmäßigen Aufbau der ſedimentären Geſteinsſchichten, die die feſte Rinde unſeres Erdballs zuſammenſetzen, hat die neuere Geologie ſchon ſeit längerer Zeit mit Beſtimmtheit erkannt, daß zu deren Abſatz ſehr lange Zeiträume erforderlich waren. Entſprechend der Reihenfolge der übereinanderliegenden Schichten und dem verſchiedenen Charakter der in ihnen eingeſchloſſenen Verſteinerungen hat man eine Anzahl von größeren und kleineren Schichtengruppen unterſchieden und entſprechend eine Anzahl von Perioden, innerhalb deren ſich die abgelagerten Schlammſchichten zu feſtem Geſtein verdichteten. Gewöhnlich werden jetzt 12—15 Perioden der organiſchen Erdgeſchichte unterſchieden und dieſe auf vier bis fünf Zeitalter ſo verteilt, wie es die Tabelle auf S. 32 überſichtlich zeigt. Die Berechnungen, welche über die Länge dieſer Perioden angeſtellt wurden, und die ſich auf die verſchiedene Dicke und Mächtigkeit der innerhalb derſelben gebildeten Schichten ſtützen, haben zu ſehr verſchiedenen Ergebniſſen geführt. Während einige Geologen die ganze Länge der organiſchen Erdgeſchichte annähernd auf 100—200 Jahrmillionen ſchätzen, nehmen andere die doppelte bis vierfache Zahl oder noch mehr an. Wenn wir der Einfachheit halber nur die beſcheidenſte Zahl, 100 Millionen Jahre, annehmen, ſo kommt wahrſcheinlich die größere Hälfte davon auf das erſte und älteſte Zeitalter, die archozoiſche Ära oder Primordialzeit; die mächtigen laurentiſchen und algonkiſchen Gebirgsmaſſen, die während desſelben abgelagert wurden, enthalten keine Verſteinerungen, weil die darin eingeſchloſſenen organiſchen Überreſte durch die nachträgliche Metamorphoſe des Geſteins (Urgneis und kriſtalliniſche Schiefer) zerſtört wurden. Dagegen finden ſich in den oberſten archozoiſchen Schichten, im kambriſchen Syſtem, die älteſten bekannten Petrefakten, meiſtens niedere wirbelloſe Tiere. Wirbeltiere fehlen noch ganz.

Das zweite Zeitalter der phylogenetiſchen Geſchichte, der paläozoiſche Zeitraum oder die Primärzeit, umfaßte wahrſcheinlich zwiſchen 30 und 40 Jahrmillionen. Die vier Perioden, die in demſelben unterſchieden werden, ſind für unſere ältere Stammesgeſchichte von größter Bedeutung; denn im unterſten, ſiluriſchen, Syſtem finden ſich die älteſten Verſteinerungen von Wirbeltieren, und zwar von Fiſchen (Selachier und Ganoiden); im folgenden, devoniſchen, Syſtem erſcheinen die älteſten lungenatmenden Vertebraten, die Lurchfiſche (Dipneusta); im anſchließenden karboniſchen Syſtem (der Steinkohle) treten die älteſten landbewohnenden und vierfüßigen Wirbeltiere auf, die Lurche (Amphibia) — und zwar die Panzerlurche (Stegocephala); endlich erſcheinen in der jüngſten, permiſchen Periode die älteſten Amnioten, Reptilien aus der Gruppe der Tokoſaurier. Aber es fehlen noch alle höheren Reptilien, Vögel und Säugetiere.

Erſt im dritten Zeitraum der phyletiſchen Geſchichte, im ſekundären oder meſozoiſchen Zeitalter, erſcheinen dieſe höchſtentwickelten Wirbeltierklaſſen. Dieſer Zeitraum war viel kürzer als die vorhergehenden: er umfaßte wahrſcheinlich nur 10—12 Millionen Jahre. Die drei mächtigen Schichtengruppen, die innerhalb desſelben abgelagert wurden, Trias, Jura und Kreide, ſind ſehr reich an intereſſanten Verſteinerungen von Wirbeltieren. Ganz überwiegend herrſchen die Reptilien, weshalb man auch das meſozoiſche Zeitalter „das Reich der Reptilien“ genannt hat. Die rieſigen ſchwimmenden Seedrachen (Haliſaurier), die fliegenden Luftdrachen (Pteroſaurier), die gewaltigen Landdrachen (Dinoſaurier) und endlich die älteſten Vögel (Saururen) prägen der meſozoiſchen Vertebratenfauna ihren abenteuerlichen Charakter auf. Aber alle dieſe ſeltſamen und oft koloſſalen Reptilien der Sekundärzeit ſind für unſeren menſchlichen Stammbaum ohne Bedeutung. Dagegen ſind für ihn höchſt wichtig die kleinen und unanſehnlichen Monotremen (Pantotherien und Allotherien), die als die älteſten Säugetiere zuerſt in der Triasperiode auftreten. Sie haben ſich entweder aus Tokoſauriern der Permperiode entwickelt, oder direkt aus Panzerlurchen (Stegocephalen), von denen auch dieſe letzteren abſtammen. Aus den älteſten Monotremen ſind die Beuteltiere der Juraperiode hervorgegangen und aus dieſen die erſten Zottentiere (Mallotherien) der Kreideperiode, die Stammformen aller Placentalien.

Der vierte große Zeitraum der organiſchen Erdgeſchichte bildet das tertiäre oder känozoiſche Zeitalter; es war viel kürzer als das vorhergehende und umfaßte wohl nur 3—4 Jahrmillionen (andere Geologen berechnen 6—8 Millionen oder noch mehr). Man hat dieſe Periode mit Recht als das Zeitalter der Säugetiere bezeichnet, weil dieſe höchſt entwickelte Vertebratenklaſſe nunmehr die Hauptrolle ſpielt und die Stelle der zurücktretenden Reptilien einnimmt. Von den vier Perioden, in die man die Tertiärzeit einteilt, ſind die beiden älteren, eozäne und oligozäne, noch überwiegend durch Zottentiere oder Placentalien niederer und mittlerer Organiſation charakteriſiert; erſt in den beiden jüngeren Perioden (miozänen und pliozänen Zeit) entfaltet die Säugetierklaſſe ihren vollen Reichtum an höchſtentwickelten Placentaltieren, an ihrer Spitze die Primaten. Wahrſcheinlich erſt in den letzten Abſchnitt der Tertiärzeit fällt die Umbildung eines Zweiges der Menſchenaffen in die älteſten Menſchen.

Als fünften und letzten Zeitraum der phyletiſchen Geſchichte unterſcheiden wir das quartäre oder anthropozoiſche Zeitalter, charakteriſiert durch die volle Entwicklung des Menſchengeſchlechts, ſeine Ausbreitung über die ganze Erde und den gewaltigen Einfluß, den ſeine Herrſchaft auf die ganze übrige Natur ausübt. Als zwei Perioden desſelben werden von den Geologen die diluviale und alluviale unterſchieden; die neueren Forſchungen über die Eiszeit haben hier zu jenen wichtigen Entdeckungen geführt, die in anderen Abſchnitten dieſes Werkes geſchildert werden. Die meiſten Geologen nehmen neuerdings an, daß die Dauer dieſer anthropozoiſchen Ära mehr als 100 000 Jahre beträgt. Immerhin erſcheint ſie kurz gegenüber der ungeheuren Länge der übrigen Hauptperioden der organiſchen Erdgeſchichte. Um dieſe anſchaulich zum Bewußtſein zu bringen, hat man die angenommene Minimalzeit von 100 Jahrmillionen durch chronometriſche Reduktion auf einen Tag projiziert. Durch dieſe „verjüngende Projektion“ (von Heinrich Schmidt) verteilen ſich die 24 Stunden des „Schöpfungstages“ folgendermaßen auf die fünf angeführten phylogenetiſchen Perioden:

I. Archozoiſche Periode (52 Jahrmillionen), von Mitternacht bis ½1 Uhr mittags	12 Std. 30 Min.
II. Paläozoiſche Periode (34 Jahrmillionen), von ½1 Uhr mittags bis ½9 Uhr abends	8 „ 5 „
III. Meſozoiſche Periode (11 Jahrmillionen), von ½9 Uhr bis ¼12 Uhr abends	2 „ 38 „
IV. Känozoiſche Periode (3 Jahrmillionen), von ¼12 Uhr abends bis 2 Min. vor Mitternacht	— „ 43 „
V. Anthropozoiſche Periode (0,1—0,2 Jahrmillionen)	— „ 2 „

Wenn man die Kulturperiode der Menſchheitsgeſchichte, die gewöhnlich als „Weltgeſchichte“ bezeichnet wird, nach üblichem Herkommen auf 6000 Jahre ſchätzt, ſo würde deren Länge nur fünf Sekunden von dem ganzen biogenetiſchen Schöpfungstage betragen. Die nachſtehende Tabelle gibt eine Überſicht über die fünf Zeitalter und ſechzehn Perioden der organiſchen Erdgeſchichte, wobei als hypothetiſche Minimalzahl der Zeitlänge 100 Jahrmillionen angenommen ſind:

Fünf Zeitalter der Phylogenie. Hauptperioden der Stammesgeſchichte.	Allgemeiner Charakter der organiſchen Erdbevölkerung.	Sechzehn Perioden der Phylogenie.	Hiſtoriſche Reihenfolge der Wirbeltierſtufen.
I. Erſtes Zeitalter: Archozoiſche Ära (Primordialzeit) ca. 52 Jahrmillionen.	Beginn des organiſchen Lebens, nur waſſerbewohnende niedere Organismen. Herrſchaft der Algen und Wirbelloſen.	1. Laurentiſche Periode (Urgneiszeit). 2. Algonkiſche Periode (Präkambriſche Zeit). 3. Kambriſche Periode (Skandinav. Zeit).	Verſteinerte Reſte von Wirbeltieren fehlen vollſtändig. Keine Landbewohner bekannt.
II. Zweites Zeitalter: Paläozoiſche Ära (Primärzeit) ca. 34 Jahrmillionen.	Herrſchaft der Farnpflanzen (Pteridophyten). Reich der Fiſche.	4. Siluriſche Periode (Grauwackenzeit). 5. Devoniſche Periode (Rotſandzeit). 6. Karboniſche Periode (Steinkohlenzeit). 7. Permiſche Periode (Dyaszeit).	4. Erſte Fiſche (Selachier, Ganoiden). 5. Erſte Lurchfiſche (Dipneusta). 6. Erſte Lurche (Amphibia). 7. Erſte Reptilien (Tocosauria).
III. Drittes Zeitalter: Meſozoiſche Ära (Sekundärzeit) ca. 11 Jahrmillionen.	Herrſchaft der Gymnoſpermen (Nadelwälder), Koniferen, Cykadeen. Reich der Reptilien.	8. Triaſſiſche Periode (Triaszeit). 9. Juraſſiſche Periode (Jurazeit). 10. Kretaſſiſche Periode (Kreidezeit).	8. Erſte Säugetiere (Monotrema). 9. Erſte Beuteltiere (Didelphia). 10. Erſte Zottentiere (Placentalia).
IV. Viertes Zeitalter: Känozoiſche Ära (Tertiärzeit) ca. 3 Jahrmillionen.	Herrſchaft der Angioſpermen (Laubwälder), deckſamige Blumenpflanzen. Reich der Säugetiere.	11. Eozäne (Alttertiärzeit). 12. Oligozäne (Mitteltertiärzeit). 13. Miozäne (Neutertiärzeit). 14. Pliozäne (Jungtertiärzeit).	11. Älteſte Halbaffen (Prosimiae). 12. Älteſte Weſtaffen (Platyrhinae). 13. Älteſte Oſtaffen (Catarhinae). 14. Älteſte Affenmenſchen (Pithecanthropi).
V. Fünftes Zeitalter: Anthropozoiſche Ära (Quartärzeit) ca. 200—500 Jahrtauſende.	Herrſchaft des Menſchen; ſeine Kultur verändert den ganzen Charakter der Flora und Fauna.	15. Diluvialperiode (Altquartärzeit). 16. Alluvialperiode (Jungquartärzeit).	15. Naturvölker (niedere Menſchenraſſen). 16. Kulturvölker (Mongoliſche und mediterrane Raſſen).

Die angeführte hiſtoriſche Reihenfolge, in der die verſteinerten Überreſte der ausgeſtorbenen Wirbeltiere nacheinander in den einzelnen Perioden der Erdgeſchichte auftreten, gehört zu den wichtigſten Urkunden unſerer menſchlichen Stammesgeſchichte. Denn dieſe empiriſch feſtgeſtellte zeitliche Reihenfolge entſpricht vollkommen den theoretiſchen Anſchauungen über die Stammes-Verwandtſchaft der Vertebratenklaſſen, welche die vergleichende Anatomie und Ontogenie durch kritiſch-morphologiſche Forſchungen feſtgeſtellt hat. Vom Silur angefangen, kann daher die Reihenfolge der wichtigſten Stufen unſerer Wirbeltier-Ahnen, beginnend mit alten „Urfiſchen“ (Selachiern), als geſichert betrachtet werden (Tabelle II, S. 36).

Präſiluriſche Ahnen. Anders verhält es ſich mit den präſiluriſchen Vorfahren, d. h. mit jenen niederen Tierformen der Ahnenreihe, die während des archozoiſchen Zeitraums gelebt haben (Tabelle I, S. 36). Da ſie uns wegen Mangels feſter Skeletteile keine foſſilen Reſte hinterlaſſen haben, und da ſomit für ſie die paläontologiſche Quelle verſagt, ſind wir hier ganz auf die beiden anderen Urkunden angewieſen, auf die vergleichende Anatomie und Ontogenie. Dieſen verdanken wir aber die wichtigſten und intereſſanteſten Aufſchlüſſe. Als nächſte Vorläufer der Fiſche (der älteſten kiefermündigen und paarnaſigen Wirbeltiere) erſcheinen da zwei niederſte Wirbeltierklaſſen, die Cykloſtomen und Akranien; und ihnen geht früher voraus eine lange Reihe von Wirbelloſen-Ahnen.

Kieferloſe Ahnen (Rundmäuler und Schädelloſe). Die beiden niederſten und älteſten Klaſſen der Wirbeltiere, die man als „Kieferloſe“ oder „Unpaarnaſen“ zuſammenfaſſen kann, ſind gegenwärtig durch wenige lebende Formen vertreten; dieſe ſind aber von höchſtem hiſtoriſchen Intereſſe, weil ſie helles Licht auf den Urſprung aller kiefermündigen Vertebraten (von den Fiſchen aufwärts bis zum Menſchen) werfen. Die Rundmäuler (Cyclostoma) ſind heute noch durch die allbekannten Pricken oder Neunaugen (Petromyzonten) vertreten. Die älteren Schädelloſen (Acrania) haben nur in dem berühmten Lanzelot oder Lanzettiere (Amphioxus) einen letzten Epigonen hinterlaſſen. Beide Klaſſen unterſcheiden ſich von den Fiſchen, mit denen ſie früher vereinigt waren, durch viele und auffällige Merkmale: den Mangel von Kiefern, Rippen und paarigen Gliedmaßen, das Fehlen der Schwimmblaſe, die unpaare Bildung der Naſe uſw. Der geſamte Körperbau iſt in beiden Klaſſen viel einfacher als der der echten Fiſche. Beide kieferloſe Klaſſen ſind unter ſich wieder weſentlich verſchieden. Die jüngeren Cykloſtomen beſitzen bereits einen wirklichen Schädel und in dieſem eingeſchloſſen ein Gehirn, das ſich aus fünf Blaſen zuſammenſetzt (wie bei den Gnathoſtomen). Dagegen fehlt den Akranien ſowohl Schädel als Gehirn. Auch zeigt uns Amphioxus, als einziger überlebender Reſt der Schädelloſen, ſo viele andere Merkmale primitiver Organiſation, daß er jetzt allgemein als das annähernde Urbild der älteſten Urwirbeltiere (Prospondylia) — der Wurzel des ganzen Vertebratenſtammes — angeſehen wird. Die Cycloſtomen dagegen vermitteln den phyletiſchen Übergang von den Schädelloſen zu den älteſten Fiſchen.

Wirbelloſe Ahnen. Während jetzt die Grundzüge unſeres Stammbaumes innerhalb des Wirbeltierſtammes dergeſtalt geſichert ſind, erſcheinen dagegen die Verhältniſſe ihrer Abſtammung von älteren, wirbelloſen Tieren noch vielfach unſicher und unterliegen ſehr verſchiedener Auffaſſung. Indeſſen ſtimmt doch neuerdings die große Mehrzahl der modernen Zoologen in der Überzeugung zuſammen, daß der weitaus größte Teil der Wirbelloſen oder Invertebraten keine direkten Verwandtſchafts-Beziehungen zu den Wirbeltieren beſitzt. Das gilt namentlich von den großen Stämmen der Gliedertiere (Articulata: Inſekten, Krebſe, Anneliden), den Weichtieren (Mollusca: Kraken, Schnecken, Muſcheln), den Sterntieren (Echinoderma: Seeſterne, Seeigel, Seelilien), den Neſſeltieren (Cnidaria: Meduſen, Korallen, Polypen). Es bleiben alſo von der formenreichen Maſſe der Wirbelloſen nur wenige Klaſſen übrig, unter denen wir nach direkten Vorfahren der Wirbeltiere ſuchen können. Die wichtigſten von dieſen ſind die Manteltiere, Wurmtiere und Gaſträaden.

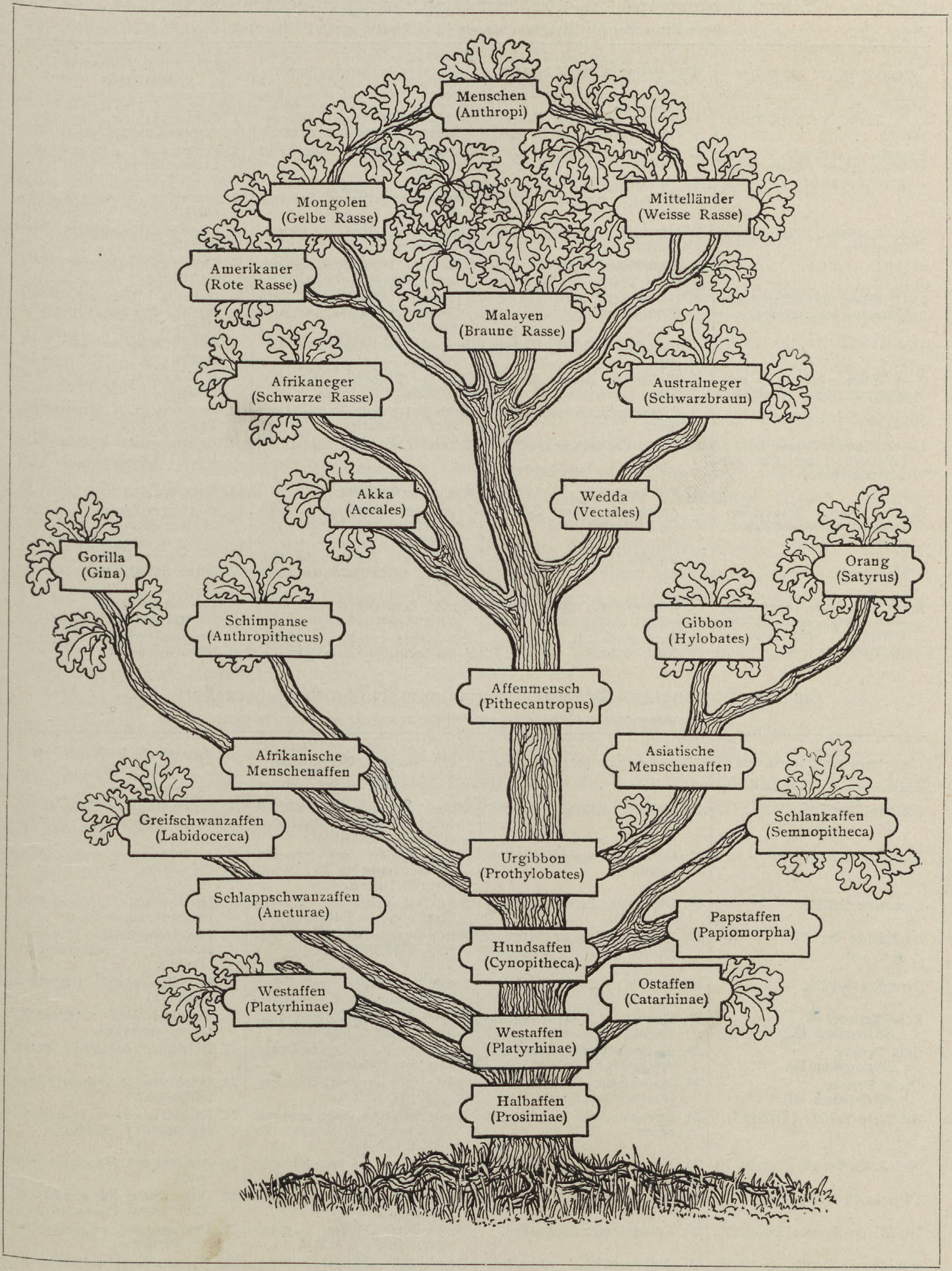
Die Manteltiere (Tunicata) werden neuerdings faſt allgemein als die nächſten Stammverwandten der Wirbeltiere betrachtet. So verſchieden beide im erwachſenen Zuſtande erſcheinen, ſo auffallend ſtimmen ſie in der Embryonalentwicklung überein. Insbeſondere zeigt die jugendliche Larve des Amphioxus im weſentlichen denſelben Körperbau, wie diejenige der Aſcidie oder Seeſcheide unter den Tunikaten. In ganz gleicher Weiſe zeigen beide eine Zuſammenſetzung des Körpers aus ſechs Primitivorganen: die äußere Oberhaut (Epidermis) und das Nervenzentrum (Markrohr) entſtehen aus dem äußeren Keimblatt (Ektoderm); das Darmrohr und der innere Achſenſtab (Chorda) aus dem inneren Keimblatte (Entoderm); die Muskeln und die Gonaden aus dem mittleren Keimblatte (Meſoderm). Da auch der Embryo des Menſchen und aller Wirbeltiere in einer gewiſſen frühen Entwicklungsperiode den gleichen Bau zeigt wie dieſe Chordalarve (Chordula), ſo ſchließen wir daraus nach dem biogenetiſchen Grundgeſetze, daß alle Manteltiere und Wirbeltiere von einer gemeinſamen niederen Stammform (Chordaea) abſtammen; und deren Urſprung iſt unter den niederen Wurmtieren (Vermalia) zu ſuchen.

Vermalien-Ahnen. Die weiteſte und empfindlichſte Lücke, die heute noch in der Stammesgeſchichte der Wirbeltiere beſteht, betrifft die Reihe der Ahnenſtufen, welche zwiſchen den einfachſten Chordatieren und den viel älteren Gaſträaden beſteht.

Zweifellos ſtammen die Chordaten (Wirbeltiere und Manteltiere) von ausgeſtorbenen Gaſträatieren ab (ebenſo wie alle anderen Gewebtiere oder Metazoen); das beweiſt ihre Ontogeneſe. Aber welche Zwiſchenformen in dieſer langen Ahnenkette unter den heute noch lebenden Wurmtieren (Vermalia) und den älteren Plattentieren (Platodes) hypothetiſch anzunehmen ſind, darüber gehen die Anſichten der Zoologen weit auseinander. Unter den verſchiedenen hierüber aufgeſtellten Hypotheſen iſt zurzeit am wahrſcheinlichſten die Annahme, daß aus einem Zweige der Gaſträaden zunächſt niedere Platodarien, dann höhere Platodinien entſtanden ſind; und daß aus dieſen Platoden (aus der Klaſſe der Strudelwürmer, Turbellaria) weiterhin einfache Provermalien (ähnlich Gaſtrotrichen), ſpäter Frontonien (heutigen Enteropneuſten verwandt) hervorgegangen ſind. Aus den Wurzeln dieſer Vermalien oder Würmerſtämme könnten ſich die Stammformen der Chordonier entwickelt haben, die Urchordatiere oder Prochordonia (den modernen Copelaten ähnlich). Offenbar ſind gerade in dieſem Teile der Phylogeneſe ſehr viele Ahnengruppen ausgeſtorben, ohne lebende Reſte zu hinterlaſſen.

Gaſträa-Ahnen. Im Gegenſatz zu der Unſicherheit der Vermalienſtrecke ſtoßen wir mit der Gaſträaſtufe auf einen feſten Punkt unſerer Ahnenreihe, der die größte Sicherheit und Wichtigkeit beſitzt. Wir begegnen jetzt der bedeutungsvollen Tatſache, daß alle Metazoen oder Gewebtiere — d. h. alle vielzelligen und gewebebildenden Tiere — trotz der außerordentlichen Verſchiedenheit ihrer ſpäteren Organiſation — bei ihrer Entwicklung aus der Eizelle eine und dieſelbe zweiblätterige Keimform durchlaufen. Auf dieſer Stufe beſteht der ganze Körper nur aus zwei einfachen Zellſchichten, den beiden „primären Keimblättern“ (Ektoderm und Entoderm); ſie bilden die Wand eines eiförmigen Säckchens, deſſen einfache Höhle der Urdarm iſt, ſeine einzige Öffnung der Urmund. Da durch die Gaſträatheorie (1872) die allgemeine Homologie oder Gleichwertigkeit dieſes Keimzuſtandes (Gastrula oder Becherlarve) bei allen Metazoen nachgewieſen iſt, ſo ſchließen wir daraus nach dem biogenetiſchen Grundgeſetze auf die gemeinſame Abſtammung aller Gewebtiere von einer urſprünglichen Stammform: Gastraea. In dem heute noch lebenden Pemmatodiscus iſt das Urbild derſelben getreu erhalten; aber auch der gemeine Süßwaſſerpolyp (Hydra) und die einfachſten Formen der Schwämme (Olynthus) haben ſich nur wenig davon entfernt.

Protiſten-Ahnen. Bei allen bisher betrachteten Tierformen unſerer Progonotaxis beſtand der Körper aus verſchiedenen Geweben, und ſelbſt auf der einfachſten letztgenannten Stufe aus zwei Zellenſchichten, die durch Arbeitsteilung verſchiedene Form und Funktion gewonnen haben. Die Gaſträatheorie lehrt aber weiterhin, daß die zweiblättrige Keimform der Gaſtrula überall in ähnlicher Weiſe aus einer einfachen Eizelle hervorgeht. Dieſer bedeutungsvolle ontogenetiſche, jederzeit leicht zu beobachtende Vorgang der Keimblätterbildung (oder Gaſtrulation) beleuchtet zugleich klar den phylogenetiſchen Weg, auf dem urſprünglich die vielzelligen Gewebtiere (Metazoa) aus einfachen Urtieren (Protozoa) entſtanden ſind. Die befruchtete Eizelle oder Stammzelle (entſtanden aus der Verſchmelzung der weiblichen Eizelle und der männlichen Spermazelle) teilt ſich wiederholt in viele Zellen, und dieſe ordnen ſich ſo, daß ſie die einſchichtige Wand einer einfachen Hohlkugel bilden. Dieſe Keimblaſe (Blastula) iſt die ontogenetiſche Wiederholung eines ähnlichen Ahnenzuſtandes (Blastaea), und dieſer kann als ein kugeliger Zellverein (Coenobium) von geſelligen Infuſorien aufgefaßt werden. Durch Einſtülpung oder Invagination der einſchichtigen Blaſtula entſteht die zweiblättrige Gaſtrula. Gleich allen anderen geſelligen Zellvereinen von Protiſten ſind auch dieſe Blaſtäaden (ähnlich den heute noch lebenden Volvocinen und Magoſphären) durch Aſſoziation aus iſoliert lebenden Einzelzellen hervorgegangen.


Menschen (Anthropi)
Mongolen (Gelbe Rasse)
Mittelländer (Weisse Rasse)
Amerikaner (Rote Rasse)
Malayen (Braune Rasse)
Afrikaneger (Schwarze Rasse)
Australneger (Schwarzbraun)
Akka (Accales)
Wedda (Vectales)
Gorilla (Gina)
Orang (Satyrus)
Schimpanse (Anthropithecus)
Gibbon (Hylobates)
Affenmensch (Pithecantropus)
Afrikanische Menschenaffen
Asiatische Menschenaffen
Greifschwanzaffen (Labidocerca)
Schlankaffen (Semnopitheca)
Urgibbon (Prothylobates)
Schlappschwanzaffen (Aneturae)
Papstaffen (Papiomorpha)
Hundsaffen (Cynopitheca).
Westaffen (Platyrhinae)
Ostaffen (Catarhinae)
Westaffen (Platyrhinae)
Halbaffen (Prosimiae)

Stammbaum der Herrentiere (Primates).

Ältere Progonotaxis des Menſchen (Hypothetiſche Vorfahren-Kette I).

Ältere Ahnenreihe des Menſchen, ohne foſſile Urkunden, vor der Silur-Zeit.

Hauptſtufen der Ahnenreihe	Stammgruppen der Ahnenreihe	Charakter der Ahnengruppen	Lebende nächſte Verwandte der Ahnenſtufen
1.—5. Stufe. Protiſten-Ahnen.	1. Monera (Einfachſte Urorganismen, ohne Organe).	Strukturloſe (kugelige) Plasmakörper. (Zellen ohne Kern).	1. Chromacea (= Phycochromazeen) Chroococcus.
Einzellige Organismen. 1.—2. Stufe. Plasmodome Protophyten.	2. Algaria, einzellige Algen.	Einfachſte Plasmodome Zellen, mit Zellkern.	2. Paulotomea (= Palmellacea, Eremosphaera).
	3. Lobosa, einzellige Rhizopoden.	Plasmophage Zellen mit Amöben-Bewegung.	3. Amoebina (Amoeba, Leucocyta).
3.—5. Stufe. Plasmophage Protozoen.	4. Infusoria, einzellige Infuſionstiere.	Plasmophage Zellen mit Geißel-Bewegung.	4. Flagellata (Euflagellata, Zoomonades).
	5. Blastaeades, geſellige vielzellige Infuſorien (Cönobien).	Hohlkugeln, deren Wand eine einfache Zellenſchicht bildet.	5. Catallacta (Magosphaera, Volvocina).
6.—11. Stufe. Wirbelloſe Ahnen (Metazoa Invertebrata).	6. Gastraeades, älteſte und einfachſte Gewebtiere.	Eiförmige Säckchen, deren Körperwand nur aus zwei Zellſchichten beſteht.	6. Gastrula (Pemmatodiscus, Hydra, Olynthus, Orthonectida).
	7. Platodaria, ältere Plattentiere.	Einfachſte Platoden, ohne Nephridien.	7. Cryptocoela(Convoluta, Proporus).
6.—8. Stufe. Cölenterien ohne After und ohne Leibeshöhle.	8. Platodinia, jüngere Plattentiere.	Jüngere Platoden, mit Nephridien	8. Rhabdocoela (Vortex, Monotus).
	9. Provermalia, älteſte Wurmtiere.	Älteſte Rotatorien, Stammformen aller Coelomarien.	9. Gastrotricha (Trochozoa, Trochophora).
9.—11. Stufe. Vermalien (Wurmtiere) mit After und mit Leibeshöhle.	10. Frontonia, Rüſſelwürmer.	Vermalien mit Kiemendarm.	10. Enteropneusta (Balanoglossus, Cephalodiscus).
	11. Prochordonia.	Älteſte Chorda-Tiere.	11. Copelata.
12.—15. Stufe. Monorhinen-Ahnen (kieferloſe und unpaarnaſige Wirbeltiere).	12. Acrania I. Ältere Schädelloſe (Prospondylia).	Primitivſte Vertebrata, durch Gliederung der Chordaea entſtanden.	12. Amphioxus-Larve (jüngere Form).
	13. Acrania II. Jüngere Schädelloſe.	Urwirbeltiere von Lanzelot-Bildung, jedoch mit einfachem Herzen.	13. Amphioxus-Larve (ältere Form).
Älteſte Wirbeltiere, ohne paarige Gliedmaßen, ohne verkalkte Skeletteile, mit unpaarer Naſenbildung.	14. Cyclostoma I. Ältere Rundmäuler (Archicrania).	Älteſte Schädeltiere (Craniota) mit einfacher Hirnblaſe.	14. Petromyzon-Larve (jüngere Form).
	15. Cyclostoma II. Jüngere Rundmäuler.	Schädeltiere von Prickenbildung, mit dreiteiliger Hirnblaſe.	15. Petromyzon-Larve (ältere Form).

Neuere Progonotaxis des Menſchen (Hypothetiſche Vorfahren-Kette II).

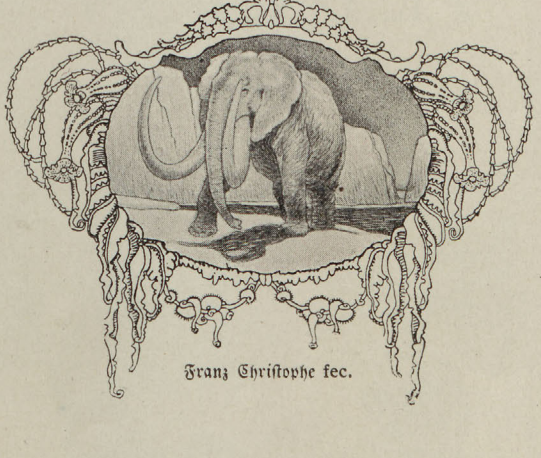
Jüngere Ahnenreihe des Menſchen, mit foſſilen Urkunden, im Silur beginnend.

Perioden der Erdgeſchichte	Stammgruppen der Ahnenreihe	Charakter der Ahnengruppen	Lebende nächſte Verwandte der Ahnenſtufen
Siluriſche Periode.	16. Selachii, Urfiſche (Proselachii).	Älteſte Fiſche, ohne Wirbel-Knochen, mit Knorpelſkelett und Placoidbedeckung.	16. Notidanides: Chlamydoselachus, Heptanchus, Hexanchus.
Siluriſche Periode.	17. Ganoides, Schmelzfiſche (Proganoides).	Jüngere Fiſche, mit teilweiſer Verknöcherung des Skeletts und Ganoidbedeckung.	17. Accipenserides, Störfiſche. Polypterus.
Devoniſche Periode.	18. Dipneusta, Lurchfiſche (Paladipneusta).	Älteſte lungenatmende Wirbeltiere, noch mit Fiſchfloſſen.	18. Neodipneusta: (Ceratodus, Protopterus).
Karboniſche Periode.	19. Amphibia, Lurche (Stegocephala).	Älteſte landbewohnende und vierfüßige Wirbeltiere.	19. Phanerobranchia (Proteus, Siredon); Salamandrina (Triton).
Permiſche Periode.	20. Reptilia, Schleicher (Proreptilia).	Älteſte Amniontiere, mit Allantois und Amnion, ohne Kiemen.	20. Rhynchocephalia, Ureidechſen (Hatteria).
Trias-Periode (Meſozoikum I).	21. Monotrema, Gabeltiere (Promammalia).	Älteſte Säugetiere, noch eierlegend, ohne Milchwarzen.	21. Ornithodelphia (Echidna, Ornithorhynchus).
Jura-Periode (Meſozoikum II).	22. Marsupialia, Beuteltiere (Prodidelphia).	Älteſte lebendig gebärende Säugetiere, mit Milchwarzen.	22. Didelphia (Didelphys, Perameles).
Kreide-Periode (Meſozoikum III).	23. Mallotheria, Urzottentiere (Prochoriata).	Älteſte Zottentiere mit Plazenta.	23. Insectivora, Erinaceus (Igel, Spitzmaus).
Alt-Eozän-Periode (Tertiär I).	24. Lemuravida, ältere Halbaffen.	Älteſte Primaten, nahe verwandt den älteſten Inſektivoren; Gebiß: 3. 1. 4. 3.	24. Pachylemures (Tarsius?, Hyopsodus †, Adapis †).
Neu-Eozän-Periode (Tertiär II).	25. Lemurogona, jüngere Halbaffen.	Höhere Formen der Lemuren Gebiß: 2. 1. 4. 3.	25. Autolemures (Eulemur, Stenops).
Oligozän-Periode (Tertiär III).	26. Dysmopithera, Weſtaffen.	Älteſte echte Affen (in Amerika); Gebiß: 2. 1. 3. 3.	26. Plathyrhinae (Nyctipithecus, Anthropops, Homunculus).
Alt-Miozän-Periode (Tertiär IV).	27. Cynopitheca, Hundsaffen.	Geſchwänzte Oſtaffen (Catarhinae); Gebiß: 2. 1. 2. 3.	27. Papiomorpha (Cynocephalus, Presbytis).
Neu-Miozän-Periode (Tertiär V).	28. Anthropoides, Menſchenaffen.	Schwanzloſe Oſtaffen; Gebiß: 2. 1. 2. 3.	28. Hylobatida (Hylobates, Satyrus).
Pliozän-Periode (Tertiär VI).	29. Pithecanthropi, Affenmenſchen (ſprachlos).	Übergangsformen von ausgeſtorbenen Anthropoiden zum Menſchen.	29. Anthropitheca (Schimpanſe, Gorilla),
Pleiſtozän-Periode (Quartär-Zeit).	30. Homines (Loquaces), ſprechende Menſchen.	Höchſtentwickelte Primaten, mit artikulierter Sprache.	30. Veddales (Weddas von Ceylon), Auſtralneger.

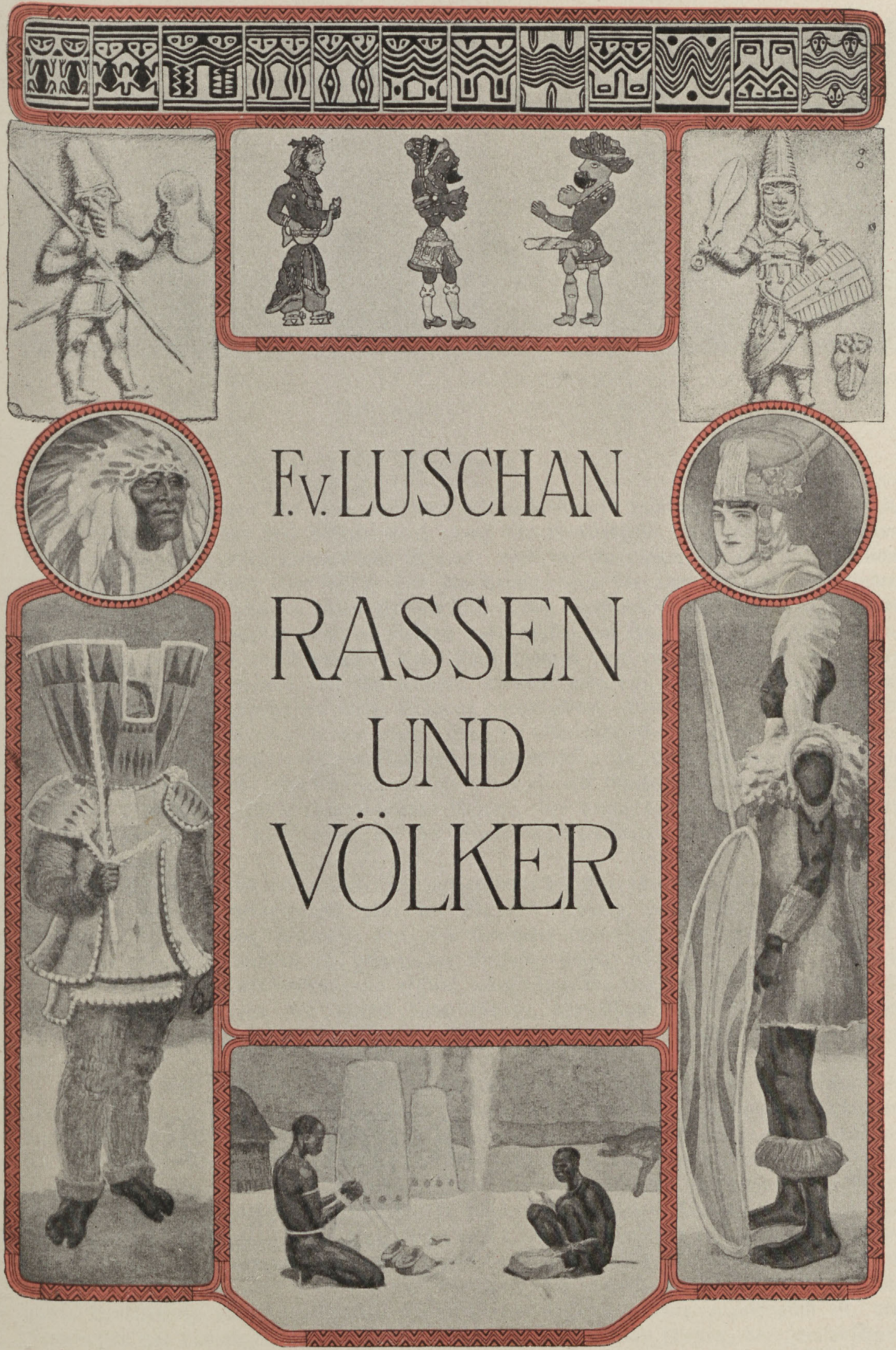
Die urſprüngliche Abſtammung des Menſchen, wie aller anderen vielzelligen Organismen, von einfachen einzelligen Protiſten wird durch die unumſtößliche Tatſache bezeugt, daß noch heute jeder Menſch im Beginn ſeiner individuellen Entſtehung eine einfache Zelle iſt. Dieſe Eizelle beſitzt beim Menſchen genau dieſelbe Form wie bei allen anderen lebendig gebärenden Säugetieren; ſie iſt eine Plasmakugel von etwa 0,2 mm Durchmeſſer, dem bloßen Auge kaum als feines Pünktchen ſichtbar; unter dem Mikroſkop zeigt ſich, daß ſie von einer dicken Hülle umſchloſſen iſt und einen Zellkern einſchließt. Die jungen Eizellen beſitzen noch keine Hülle und bewegen ſich als nackte Zellen ganz gleich den einfachſten einzelligen Urtieren, den Amöben.

Jedenfalls iſt nach dem biogenetiſchen Grundgeſetze dieſe einzellige Keimform als die erbliche Wiederholung einer entſprechenden einzelligen Stammform zu deuten. Neuere Unterſuchungen haben viel Wahrſcheinlichkeit für die Annahme ergeben, daß eine Reihe von Protiſtenahnen zu unterſcheiden iſt, die verſchiedenen Klaſſen dieſer formenreichen Gruppe angehören. Phyſiologiſche Erwägungen führen zu der Überzeugung, daß unter dieſen Protiſtenahnen zwei Gruppen zu unterſcheiden ſind: ältere Urpflanzen (Protophyta) mit vegetalem Stoffwechſel (Plasmodomen) und jüngere Urtiere (Protozoa) mit animalem Stoffwechſel (Plasmophagen). Die letzteren ſind aus den erſteren durch Umkehrung des Stoffwechſels (Metaſitismus) entſtanden. Von den Protozoen-Ahnen gehörten wahrſcheinlich die jüngeren zu den Infuſorien (Flagellata), die älteren zu den Rhizopoden (Lobosa). Von den Protophyten-Ahnen waren vermutlich die jüngeren einfachſte Algarien oder „einzellige Algen" (ähnlich Palmella), dagegen die älteren kernloſe Zellen oder Moneren (gleich den heutigen Chromaceen oder Phykochromaceen). Zu dieſen letzteren gehören die einfachſten Organismen, die wir lebend kennen: kugelige Plasmakörner ohne Struktur und ohne Zellkern: Chroococcus. Mit der ſpontanen Entſtehung ſolcher Chromaceen hat wahrſcheinlich das organiſche Leben auf unſerem Erdball bogonnen; wie dieſe Archigonie (als eine beſtimmte Form der ſogenannten „Urzeugung") zu denken iſt, hat neuerdings Ernſt Haeckel in ſeinem Werke über „Welträtſel" und „Lebenswunder" eingehend erörtert.

Unbefangene Vergleichung und denkende Beurteilung der heute bekannten Tatſachen der vergleichenden Anatomie und Ontogenie, Phyſiologie und Paläontologie, führt uns demnach zu der Überzeugung, daß der Menſch als vollkommenſtes Wirbeltier desſelben Urſprungs iſt, wie alle anderen Vertebraten. Weit entfernt davon, in dieſer klaren phylogenetiſchen Erkenntnis einen Grund der Entwürdigung zu finden, erblicken wir darin vielmehr den kräftigſten Anſporn zu immer höher ſteigender Entwicklung.



Franz Chriſtophe fec.



F. v. LUSCHAN

RASSEN UND VÖLKER

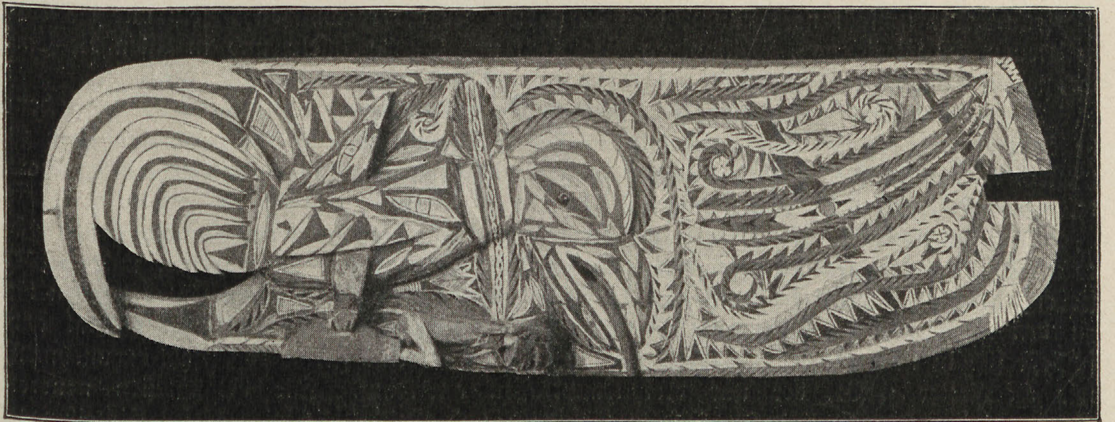
Titelblatt nach einer Zeichnung von Franz Chriſtophe.

Raſſen und Völker

von

Dr. F. von Luſchan

Univ.-Profeſſor und Direktor am Kgl.
Muſeum für Völkerkunde zu Berlin.



Schnitzerei aus Neu-Irland.

Einleitung.

Unter den vielfachen Verſuchen, die menſchlichen Raſſen in beſtimmte Gruppen zu teilen, iſt der bibliſche nach den drei Söhnen Noah gewiß der ehrwürdigſte. Er entſpricht vollkommen den Kenntniſſen des alten Orients und iſt heute noch der Ausgangspunkt für viele ähnliche Syſteme. Noch ſehr viel älter freilich ſind die Bemühungen der alten Ägypter, die Unterſchiede, die ſich ihnen zwiſchen ihren eigenen körperlichen Eigenſchaften und denen ihrer Nachbarn im Süden, im Weſten und im Norden aufdrängten, in Wort und Bild feſtzuhalten. Kennen wir doch ſchon aus dem alten Reich Darſtellungen von dunklen Niloten und wenig ſpäter auch von Syrern und von Nordländern, die mit geradezu bewundernswerter Naturtreue die typiſchen Eigenſchaften dieſer Stämme wiedergeben. Seither hat man bis auf den heutigen Tag eigentlich niemals aufgehört, über die Verſchiedenheiten unter den Menſchen nachzudenken, aber einen erſten, wirklich als wiſſenſchaftlich zu bezeichnenden Verſuch, die Menſchen in verſchiedene „Raſſen“ zu teilen, hat doch erſt Linné gemacht. Es war allerdings ein Verſuch mit völlig unzureichenden Mitteln, der heute nur mehr einen hiſtoriſchen Wert hat und uns vor allem durch die für Linné ſo bezeichnende übertriebene Schematiſierung intereſſant iſt:

„Der Amerikaner iſt rötlich, choleriſch, aufgerichtet; der Europäer weiß, ſanguiniſch, fleißig, der Aſiate gelblich, melancholiſch, zäh; der Afrikaner ſchwarz, phlegmatiſch, ſchlapp. Der Amerikaner iſt hartnäckig, zufrieden, frei; der Europäer beweglich, ſcharfſinnig, erfinderiſch; der Aſiate grauſam, prachtliebend, geizig; der Afrikaner ſchlau, träge, indolent. Der Amerikaner iſt bedeckt mit Tätowierung und regiert durch Gewohnheiten, der Europäer iſt bedeckt mit anliegenden Kleidern und regiert durch Geſetze, der Aſiate iſt gehüllt in weite Gewänder und regiert durch Meinungen, und der Afrikaner iſt mit Fett geſalbt und regiert durch Willkür.“

Linné iſt 1707 geboren; ſein Schema gilt noch heute vielen als ſehr geiſtreich. Der nächſte Verſuch ſtammt von Blumenbach, geboren 1752, der fünf menſchliche Varietäten unterſcheidet, die kaukaſiſche, die mongoliſche, die äthiopiſche, die amerikaniſche und die malaiiſche. Zur kaukaſiſchen rechnet er alle Europäer (mit Ausnahme der Lappen und Finnen), die Weſtaſiaten bis zum Ob, dem Kaſpiſchen Meere und dem Ganges, und die hellen Nordafrikaner. Die mongoliſche Varietät umfaßt zunächſt alle Aſiaten, ſoweit ſie nicht zu den Kaukaſiern und Malaien gehören, dann die Lappen, Finnen uſw. und die nordamerikaniſchen Eskimoſtämme. Zur äthiopiſchen Varietät gehören alle Afrikaner mit Ausnahme der hellen Bewohner des Nordrandes und zur amerikaniſchen alle amerikaniſchen Indianer, alſo die ganze Bevölkerung von Amerika mit Ausnahme der Eskimo. Ganz unzulänglich iſt, den Kenntniſſen der damaligen Zeit entſprechend, die Behandlung der fünften, der „malaiiſchen“

Varietät. Die umfaßt nach Blumenbach die Bewohner der ozeaniſchen Inſeln und die Eingeborenen der Mariannen, Philippinen, Molukken und Sunda-Inſeln und in Aſien die Einwohner der Halbinſel Malakka.

Die anatomiſche Beſchreibung, die für dieſe Varietät gegeben wird, entſpricht weder dem hellen polyneſiſchen noch dem dunklen melaneſiſchen Typus. Sie ſcheint zuſammenhalten zu wollen, was notwendig getrennt werden muß, und läßt überdies die Bewohner des kontinentalen Neu-Hollands völlig unberückſichtigt.

Dem Fortſchreiten der ethnographiſchen Kenntniſſe entſprechend werden dann die ſpäteren Schemata immer umfangreicher. Buffon ſtellt ſechs Raſſen auf, Hunter und Peſchel ſieben, Agaſſiz acht, und ſo könnte man faſt für jede einzelne Ziffer einen Autor nennen bis zu den 22 Raſſen Mortons und den 60 Raſſen Crawfords, und nur ſelten einmal entſchließt ſich in neuerer Zeit ein Gelehrter, auch wiederum eine geringere Anzahl anzunehmen, wie Hochſtetter z. B., der nur drei Hauptraſſen anerkennt. Die bekannteſten neueren Schemata ſind von Huxley, Fr. Müller, Topinard und Peſchel. Einige dieſer Einteilungen legen auf die ſomatiſchen Eigenſchaften das größte Gewicht, andere auf die ſprachlichen, wieder andere auf die geographiſche Verbreitung; alle leiden an den Fehlern, die naturgemäß den künſtlichen Einteilungen überhaupt anhaften, und trennen Raſſen, die ſicher nahe verwandt ſind, oder bringen völlig getrennte Raſſen in unmittelbare Nähe. Am auffallendſten in dieſer Beziehung iſt Huxleys Zuſammenfaſſung der Neu-Holländer mit den alten Ägyptern, während er das neuholländiſche Element in Ozeanien völlig überſieht. Ebenſo werfen die meiſten dieſer Verſuche den dunklen Afrikaner mit dem ebenſo dunklen Melaneſier der Südſee zuſammen. Tatſächlich befriedigt uns kein einziger der bisher vorhandenen Einteilungsverſuche. Es kann ſogar behauptet werden, daß auch alle zukünftigen Verſuche dieſer Art zwar im einzelnen richtiger und reicher gegliedert ſein werden, aber deshalb doch nicht dem tatſächlichen Befund wirklich entſprechen können.

Beſonders berühmt war wohl der Verſuch von Retzius, die menſchlichen Raſſen allein nur nach der Schädelform einzuteilen, in orthognathe und in prognathe Dolichokephalen und in orthognathe und in prognathe Brachykephalen, aber auch dieſer hat nur theoretiſchen Wert. Natürlich gibt es Völker mit langen und mit kurzen Schädeln und Völker mit geradem und mit vorſtehendem Kaugerüſt, aber dieſe Einteilung läßt ſowohl die wichtige Höhe der Hirnkapſel außer acht, als auch die Breite oder Schmalheit des Geſichts und vor allem die Form der Naſe und die Bildung des Naſenſkeletts, die von ſo außerordentlicher Bedeutung für die vergleichende Betrachtung der menſchlichen Typen ſind.

Der wirkliche Mißerfolg all dieſer Verſuche iſt aber im weſentlichen darauf zurückzuführen, daß die einzelnen Autoren immer wieder von neuem zwei Begriffe zuſammenwerfen, die gar nicht ſcharf genug voneinander getrennt werden können — Raſſen und Völker.

Raſſen ſind größere oder kleinere Gruppen von Menſchen, die durch ihre körperlichen Merkmale, alſo im weſentlichen durch ihre anatomiſchen Eigenſchaften untereinander zuſammenhängen, Völker aber ſind ſoziale Gruppen, die politiſch oder ſprachlich oder religiös oder ſonſt irgendwie geiſtig zuſammengehören. Theoretiſch würde es alſo ſehr einfach ſein, die Begriffe von Raſſe und Volk auseinanderzuhalten, um ſo ſchwerer aber erweiſt ſich dies in der Praxis, und ein großer Teil der irrigen Anſchauungen, die gegenwärtig über anthropologiſche Fragen bei der großen Maſſe herrſchen, iſt auf eine Verwechſlung dieſer beiden Begriffe zurückzuführen.

Beſonders verhängnisvoll war in dieſer Beziehung die von dem Wiener Linguiſten Fr. Müller gepflegte Vorſtellung, daß die menſchlichen Raſſen nach ihrer Sprache einzuteilen ſeien. So iſt, was er Ethnographie nannte, eine an ſich ausſichtsloſe Verquickung rein ſprachlicher Stammbäume mit einigen anatomiſchen Tatſachen und allerhand ethnographiſchen Einzelheiten, es iſt weder Fleiſch noch Fiſch, hat aber lange Zeit großes Anſehen genoſſen. Nun kann ſicherlich der Wert der vergleichenden Sprachforſchung für die Lehre vom Menſchen gar nicht hoch genug veranſchlagt werden, aber Anthropologie und Völkerkunde ſind in erſter Linie Naturwiſſenſchaften und müſſen zunächſt mit naturwiſſenſchaftlichen Methoden betrieben werden. Freilich werden die großen Probleme der Anthropologie erſt durch Zuſammenarbeiten mit den anderen Diſziplinen zur ſchließlichen Löſung kommen, aber inzwiſchen heißt es getrennt marſchieren und vereint ſchlagen! In dieſem Sinne muß man ſich auch ängſtlich hüten, etwa von einem indogermaniſchen Volksſtamm zu reden; von einem ariſchen Typus oder einem ariſchen Schädel zu ſprechen, iſt genau ſo töricht, als wenn man von einer blauäugigen oder von einer langköpfigen Sprache reden wollte. Der anatomiſche Begriff der Raſſe und der linguiſtiſche Begriff der Sprachenfamilie dürfen nicht miteinander verwechſelt werden.

Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, daß wir von vornherein annehmen, Ähnlichkeit der geiſtigen Eigenſchaften, vor allem der Sprache, und erſt recht die Übereinſtimmung im anatomiſchen Bau ſei an ſich gleichbedeutend mit gemeinſamer Abſtammung und mit unmittelbarer naher Verwandtſchaft. Pferd, Eſel und Zebra haben eine große Zahl von gemeinſamen anatomiſchen Eigenſchaften, aus denen wir mit Recht ſchließen, daß ſie untereinander verwandt ſind und einen ganz nahen gemeinſamen Ahnen haben müſſen; dasſelbe gilt wohl vom Schakal und Hund, von Gemſe und Ziege uſw., aber die Delphine, die genau wie Fiſche ausſehen, und die der harmloſe Laie auch für ſolche hält, ſind Säugetiere, und ebenſo haben auch die großen Cetaceen, die Wale, Fiſchform nur angenommen, ſeit ſie vom Feſtland ins Meer gekommen und Waſſertiere geworden ſind, während ihre Ahnen Landtiere geweſen waren. Seit mehr als hundert Jahren haben wenigſtens einzelne Naturforſcher ſich mit dieſen Erſcheinungen beſchäftigt, aber noch heute iſt ihre mechaniſche Unterlage, die Konvergenz, als Begriff manchen Leuten noch nicht in Fleiſch und Blut übergegangen. Die Fiſchform an ſich iſt alſo nicht ein Zeichen von unmittelbarer naher Verwandtſchaft, ſie iſt nur eine Konvergenzerſcheinung; der glatte, ſchiff- oder ſpindelförmige Leib, die Floſſen, der kurze ſteife Hals, die verkümmerten oder miteinander verwachſenen Halswirbel, alle dieſe Eigenſchaften ſind einfach für das Schwimmen mechaniſch zweckmäßig oder notwendig und haben ſich beim Übergang vom Land- zum Waſſerleben allmählich entwickelt. Sie hängen mit der Umwelt, dem Milieu, zuſammen und haben mit der allgemeinen Urverwandtſchaft, die natürlich auch zwiſchen Fiſchen und Säugetieren beſteht, nichts zu tun.

Auch die Ähnlichkeit einzelner Cetaceen untereinander, wie etwa die der Pottwale und der Bartenwale (Phyſeter und Balaena) gehört hierher; man hat früher die beiden Tiere für unmittelbar verwandt gehalten und ſie in eine Familie geſetzt; jetzt hat das Studium foſſiler Formen ergeben, daß ſie nur aus äußeren Gründen einander ähnlich ſehen und aus ganz verſchiedenen Gruppen von Säugetieren ſtammen, die voneinander ſo weit entfernt ſind, wie etwa Wiederkäuer und Raubtiere.

In ähnlicher Weiſe hat man noch vor nicht ſehr langer Zeit die echten Strauße in Südafrika, die ausgeſtorbenen Rieſenvögel von Madagaskar, den Kaſuar von Neu-Holland, den Emu, den Kiwi und die Moa-Arten von Neu-Seeland ſowie die Rhea- oder Nandu-Arten im ſüdlichſten Südamerika für unmittelbar verwandt gehalten, ja, man hat die Gruppierung ihrer Verbreitungsgebiete rings um den Südpol ſogar als einen ſicheren Beweis für die Exiſtenz eines von Tieren bewohnt geweſenen antarktiſchen Feſtlandes betrachtet, das die gemeinſame Heimat aller dieſer Ratiten geweſen ſei. Heute wiſſen wir das beſſer, heute wiſſen wir, daß alle dieſe ſtraußenartigen Vögel aus ganz verſchiedenen Gruppen von Vögeln ſtammen, von hühnerartigen, reiherartigen uſw., die nur da oder dort aus äußeren Gründen allmählich auf das Fliegen verzichtet haben, Laufvögel geworden ſind und im Zuſammenhang damit auch ein tellerartig flaches Bruſtbein bekommen haben, während das Sternum aller anderer Vögel eine hohe Criſta zum Anſatz der Flugmuskeln beſitzt.

Einzelne Ichthyoſaurier, echte Reptilien, haben Delphinen, alſo Säugetieren, zum Verwechſeln ähnlich geſehen, und andere foſſile Reptilien, die Iguanodonten, hatten den Habitus von Kängurus. Geſtielte Augen, wie wir ſie von unſeren Schnecken kennen, finden ſich genau ebenſo auch bei manchen Krebſen und in ganz abenteuerlicher Ausbildung auch bei Tiefſeefiſchen. Ein ganz beſonders ſchöner Fall von Konvergenz liegt bei den großen Kiefern der Hirſchkäfer vor, die in faſt unheimlicher Weiſe den Hörnern unſerer Hirſche gleichen und wie dieſe dem Kampfe der männlichen Tiere um die weiblichen dienen. In ganz gleicher Art ſehen wir auch in der Pflanzenwelt bei weit voneinander entfernten Spezies völlig übereinſtimmende Bilder, einmal, wo es ſich z. B. um Schutz gegen Kälte handelt, filzartige

Behaarung, ein andermal Stacheln zum Schutz gegen weidende Tiere, wobei dieſe Stacheln bald aus Blättern, bald aus Blattſcheiden, bald aus Wurzeln entſtanden ſind. Ebenſo können Euphorbiaceen und Aſklepiaden ſogar ſukkulent werden und dann wie Kakteen ausſehen.

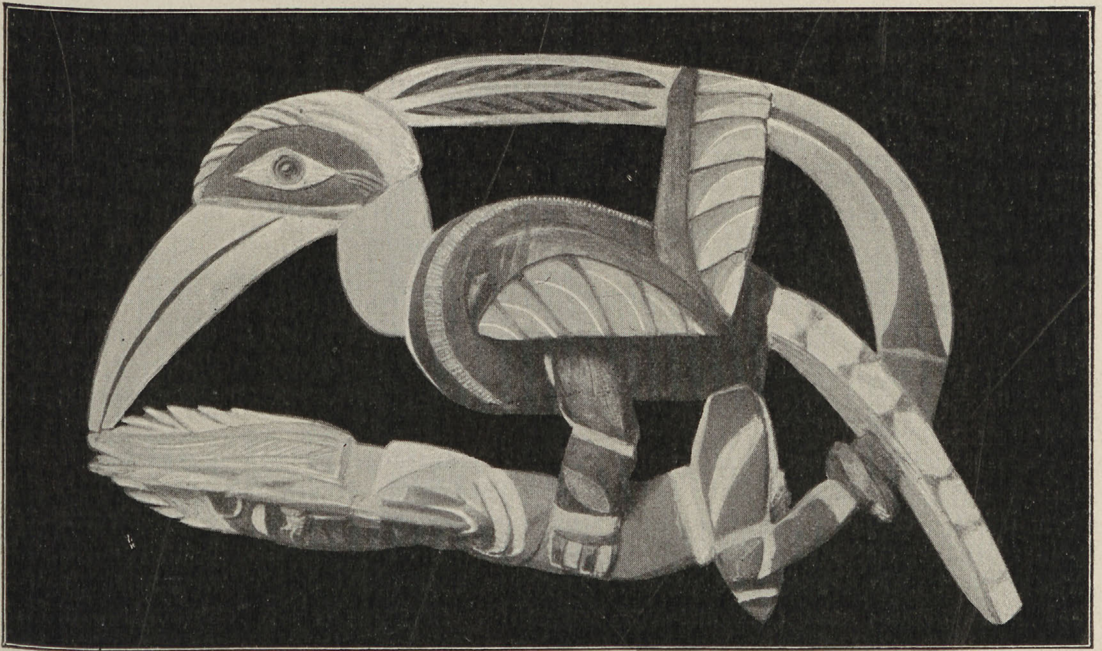
Solche Tatſachen mahnen zur äußerſten Vorſicht auch bei der Beurteilung der anatomiſchen Eigenſchaften des Menſchen; vor allem wird man niemals aus der gleichen Hautfarbe auf unmittelbare Verwandtſchaft ſchließen dürfen. Die Hautfarbe und auch die der Augen und der Haare iſt überall nur eine Funktion der Umwelt. In einem tropiſchen Klima iſt ein dunkler Teint von Vorteil, genau wie bei uns etwa beim Waſſerſport im Hochſommer oder auf Gletſcherwanderungen. Hochblonde Leute würden ſich bei ſolchen ihre Haut verbrennen und müſſen ſie entweder durch Schleier und Handſchuhe ſchützen oder es machen wie einzelne blonde Hochgebirgsführer, die ſich Geſicht und Hände mit einer dunklen Farbe ſchwärzen, während brünette Leute ſolche Vorſichtsmaßregeln nicht nötig haben. Im Gegenſatz dazu iſt ein brünetter Teint gänzlich gleichgültig in Ländern mit trübem Himmel und mit wenig Sonne; in ſolchen nimmt das Pigment in der Haut, in den Haaren und in den Augen langſam ab, genau ſo, wie etwa Tiergattungen, die ſich von der Oberwelt in Höhlen und Grotten zurückziehen, allmählich ihr Augenlicht verlieren und mit der Zeit ganz blind werden, einfach weil ſehend zu ſein in einer abſolut dunklen Umgebung keinerlei Wert hat. Natürlich gibt es in jeder tieriſchen Familie ab und zu einmal zufällig ſchlechter ſehende oder ganz blinde Individuen; unter normalen Verhältniſſen ſind dieſe im Kampf ums Daſein ſo minderwertig, daß ſie ſeltener als die gut ſehenden zur Fortpflanzung gelangen und daher mit der Zeit ausgemerzt werden. In der ewigen Nacht unſerer Höhlen und Grotten exiſtiert eine ſolche Minderwertigkeit der Blinden nicht, und ſo entſtehen da allmählich die ganz blinden Tierſpezies — natürlich nicht von einer Generation zur andern, ſondern im Verlauf von ungezählten Jahrtauſenden.

Ganz genau ebenſo iſt das Auftreten blonder, d. h. pigmentarmer Menſchenraſſen zu erklären. Blond ſein kann für die anthropologiſche Betrachtung nichts anderes bedeuten, als die Abſtammung von Ureltern, die lange Zeit in einem lichtarmen Lande gelebt haben. Gäbe es in der Antarktis Menſchen, ſo würden dieſe mit der Zeit vermutlich ebenſo blond werden als irgendwelche Skandinavier, natürlich auch nicht von heute auf morgen, ſondern im Verlaufe großer geologiſcher Epochen.

In ähnlicher Weiſe führt die Entdeckung und das Fortſchreiten der Kochkunſt, ſowie nicht zum mindeſten auch die ſtets zunehmende Kunſt unſerer Zahnärzte allmählich zu immer ſchlechteren Zähnen und vielleicht ſogar zu einer wirklichen Verminderung der Zahnzahl, und ebenſo führt jetzt die Möglichkeit einer vollſtändigen Korrektur der Myopie durch Brillen naturgemäß zu einem unaufhörlichen Überhandnehmen der Kurzſichtigen — einfach weil Zahn-Karies und Myopie heute für die Ernährung und für die Gattenwahl ſo gut wie bedeutungslos geworden ſind.

Haut- und Augenfarbe ſind alſo für das einzelne Individuum und für kleinere Menſchengruppen ſicher bedeutungsvolle Merkmale, aber ſie ſind faſt belanglos für die Erforſchung unſerer Stammesgeſchichte. In Landſtrichen mit viel Sonne werden die Menſchen dunkel, und ſie werden hell in ſonnenarmen, kalten und nebelreichen Ländern.

Andere körperliche Eigenſchaften werden vermutlich ſogar durch Moderichtungen beeinflußt; ſo iſt es möglich, ſo unwahrſcheinlich das auch zunächſt klingen mag, daß die großen Hakennaſen, oder kleine geſchlitzte und ſchief ſtehende Augen, vielleicht auch dicke wulſtige Lippen und breite Naſen da oder dort durch eine beſtimmte Geſchmacksrichtung fixiert werden. Durch eine Art von ſexueller Ausleſe können ſolche Formen aus ſeltenen und urſprünglich nur zufälligen Erſcheinungen zu typiſch vererbbaren Eigenſchaften werden; dazu iſt nichts weiter nötig, als daß eine gewiſſe Geſchmacksrichtung lange genug anhält. Wenn in einer überwiegend breitnaſigen Geſellſchaft irgendwie die Tendenz auftritt, ſchmälere Naſen, wie ſie innerhalb der normalen Variationsbreite immerhin auch in einer ſonſt breitnaſigen Geſellſchaft naturgemäß vorkommen, ſchön zu finden und bei der Gattenwahl zu bevorzugen, ſo geraten natürlich die breitnaſigen Leute ins Hintertreffen, indem ſie ſpäter und ſeltener heiraten, und ſie würden ſchließlich ganz ausſterben, wenn nur die gleiche Geſchmacksrichtung



Schnitzwerk aus Neu-Irland. Ein Buceros trägt die Seele eines Toten ins Jenſeits.
(Original im Königlichen Muſeum für Völkerkunde zu Berlin.)

lange und intenſiv genug wirkſam bleibt. So kann der wechſelnde Geſchmack allmählich die Form und die Proportionen des Geſichts und ſogar des Knochengerüſts beeinfluſſen. Beſſer geſchützt erſcheint in dieſer Hinſicht die Form der Hirnkapſel; jedenfalls wird dieſe mit ſehr großer Gleichmäßigkeit vererbt, und es iſt ſicher kein Zufall, daß die Anthropologen immer von neuem gerade die Hauptmaße der Hirnkapſel zur Grundlage aller vergleichenden Betrachtungen gemacht haben und ſpeziell dem Verhältnis von Breite und Länge der Hirnkapſel (100 mal B : L = Längen-Breiten-Index) ſo großes Gewicht beilegen.

So erſcheint das Moment der ſexuellen Ausleſe für die Entſtehung von extremen Lang- und Kurzſchädeln zunächſt ausgeſchloſſen, aber man wird auch hier an die Möglichkeit gewiſſer konſtanter Korrelationen denken können, in dem Sinne etwa, daß aus anatomiſchen Gründen, deren Mechanik uns im einzelnen noch nicht klar iſt, einem ſchmalen und hohen Geſicht auch an ſich ein ſchmaler und langer Schädel entſprechen könne; ebenſo beſtehen ſicher Korrelationen zwiſchen der Körperhöhe und der Schädellänge, aber auch dieſe ſind gegenwärtig noch nicht näher ſtudiert. Daß durch den konſtanten Druck einer beſonders kräftigen Kaumuskulatur an ſich ſchmale Schädel noch ſchmäler werden können, muß in einem ſolchen Zuſammenhang wohl auch in Erwägung gezogen werden. Mehrfach iſt auch geſagt worden, die Bevölkerung der Gebirgsländer hätte ihre kurzen Schädel vom Bergſteigen bekommen; für eine ſolche Vermutung müßten aber beſſere mechaniſche Gründe beigebracht werden als bisher geſchehen iſt. Inzwiſchen wird man die Tatſache, daß da oder dort in Gebirgsländern Menſchen mit beſonders kurzen Schädeln leben, wohl einfacher in anderer Weiſe zu erklären verſuchen müſſen. Jedenfalls könnte man ſich ebenſogut vorſtellen, daß urſprünglich größere Landſtriche von einer mehr oder weniger ungemiſchten, extrem breitköpfigen Bevölkerung bewohnt waren, und daß ſpäterhin langköpfige Leute, vielleicht mit überlegener Kultur, in dieſelben Gegenden eingewandert ſeien; da wäre es möglich geweſen, daß in den Ebenen, in den großen Flußtälern und längs der großen Heerſtraßen die Urbevölkerung vollſtändig zurückgedrängt und nahezu verſchwunden ſei, während ſie ſich im Hochgebirge, in den entlegenen Seitentälern und abſeits vom großen Verkehre dauernd erhalten habe. Eine ſolche Erklärung iſt ja naturgemäß zunächſt auch nur rein hypothetiſch, aber ſie iſt vielleicht anſprechender, als die Vermutung, daß die kurzen Schädel irgend etwas mit dem Bergſteigen zu tun hätten.

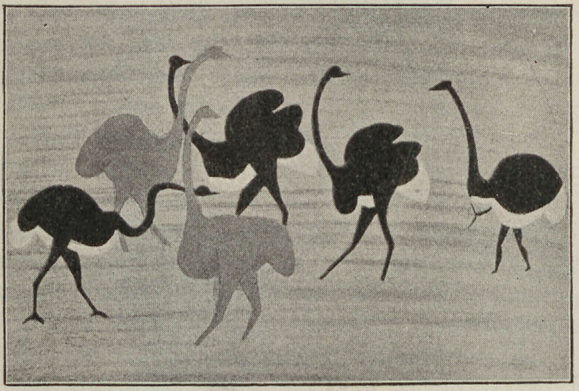
Noch ſehr viel bedenklicher iſt die Vorſtellung, daß die Form der Hirnkapſel etwa durch die Art der Lagerung der Neugeborenen beeinflußt werden könnte. Man hat allerdings ganz ernſthaft behauptet, daß Säuglinge auf einem harten Kopfkiſſen ihren Kopf abwechſelnd auf die rechte und auf die linke Seite legen und dadurch lange Schädel bekommen, während ein weiches Kopfkiſſen dauernde Rückenlage und damit eine Abflachung der Hinterhauptgegend und das Entſtehen von kurzen Köpfen bedingt oder wenigſtens befördert. Man wird natürlich gerne zugeben können, daß bei kranken, beſonders bei hydrokephalen und knochenweichen Kindern eine derartige Beeinfluſſung nicht völlig ausgeſchloſſen iſt, aber es ſteht auf der anderen Seite ganz feſt, daß der Kopf eines geſunden Kindes auf die Art der Lagerung nicht mehr reagiert, als etwa eine Billardkugel oder ein Gummiball, und ebenſo lehrt uns das Studium der künſtlichen Deformationen, daß immer entweder eine zirkuläre Einſchnürung mit Bindentouren nötig iſt, oder ſyſtematiſch ausgeübter Druck und Gegendruck zwiſchen Brettern, Kiſſen u. dgl., wenn es zu einer irgendwie bemerkenswerten Veränderung der natürlichen Schädelform kommen ſoll.

Völlig dunkel ſind gegenwärtig noch die Zuſammenhänge zwiſchen großen und kleinen Raſſen; aus dem ſüdlichen und aus dem tropiſchen Afrika kennen wir richtige Pygmäen ſchon ſeit langer Zeit; ebenſo zweifelt heute niemand mehr daran, daß die Negrito der Philippinen ein echtes Zwergvolk ſind, und daß es wirkliche Pygmäen auch auf der Halbinſel Malakka gibt. So kennen wir recht kleine Leute auch unter den alten Peruanern und ſonſt aus Amerika; und auch aus der Südſee mehren ſich jetzt die Nachrichten von dem Vorhandenſein ganz kleiner Menſchen, von denen bisher allerdings nur da oder dort verhältnismäßig unſcheinbare Überreſte nachgewieſen werden konnten; immerhin aber wiſſen wir ſchon heute, wie in allen Erdteilen große und kleine Menſchen nebeneinander vorkommen oder früher einmal vorkamen. Man hat mehrfach nachzuweiſen verſucht, daß alle die großen menſchlichen Raſſen von Pygmäen abſtammen, aber dieſe Anſicht iſt nicht ohne Widerſpruch geblieben und bisher iſt nicht einmal abſchließend feſtgeſtellt worden, ob wirklich die afrikaniſchen, die ſüdaſiatiſchen und die melaneſiſchen Pygmäen und etwa auch noch die kleinen alten Amerikaner unmittelbar untereinander verwandt ſind oder nicht; ebenſo iſt bisher die Anſicht derjenigen, die in den Pygmäen nur Kümmerformen der großen Raſſen ſehen wollen, weder bewieſen noch widerlegt worden.

Von großem Intereſſe ſind die Verſuche, die Menſchen nach den Kulturformen einzuteilen. So pflegt man z. B. Neu-Holländer, Buſchmänner u. a. als „unſtete Völker“ zuſammenzufaſſen und hervorzuheben, daß ſie im weſentlichen zwar als Sammler die Pflanzenwelt und als Jäger die Tierwelt ausnützen, ohne jedoch dabei zu irgendeiner Art von Ackerbau oder Tierzüchtung gelangt zu ſein.

Im Gegenſatz dazu wird bei den wirklichen Nomaden gerade die oft ſehr hoch entwickelte Tierzucht hervorgehoben, mit der dann freilich nicht ſelten ſchon ein primitiver Ackerbau verbunden ſein kann, während Induſtrie und Arbeitsteilung ſich erſt in ſpäteren Stadien menſchlichen Fortſchritts entwickelt haben. Über das Verhältnis von Viehzucht zum Ackerbau haben ſich gerade in den letzten Jahren unſere Anſchauungen ſehr geändert, wenn ſie auch noch nicht zu voller Klärung gelangt ſind. Selbſt über den wirklichen Urſprung des Pfluges ſind wir zurzeit noch nicht mit Sicherheit unterrichtet; jeder Vorausſicht nach hat er ſich aus dem mit einem Stelzentritte verſehenen Grabſtock entwickelt, den wir noch heute ab und zu ſogar in Neu-Seeland und wiederum im öſtlichen Sudan finden. Es iſt nicht unmöglich, daß ein näheres Studium der verſchiedenen Formen des Pfluges im alten Ägypten uns noch die Zwiſchenformen liefern wird, vor allem jenes Stadium, in dem auf den primitiven Grabſtock nicht nur eine von oben nach unten wirkende Kraft, ſondern auch die Zugkraft eines Zweiten — ſei es nun Menſch oder Tier — einzuwirken beginnt. Im übrigen gibt es noch heute ſehr große Ländermaſſen, in denen eine recht ausgedehnte Bodenkultur nur durch einfachen Hackbau betrieben wird. So hat im ganzen tropiſchen Afrika der Pflug erſt in den letzten Jahren da oder dort durch die Europäer Eingang gefunden, während z. B. an der Oſtküſte, wo doch ſonſt arabiſcher und indiſcher Einfluß ſeit unvordenklicher Zeit nachweisbar iſt, die Eingeborenen immer noch an ihrem primitiven Hackbau feſthalten.

Ganz beſonders lehrreich ſind die Bemühungen, die verſchiedenen Völker nach dem Grade ihrer Kultur in verſchieden bewertete Gruppen zu teilen. Schon Linné hat neben ſeinen eingangs erwähnten vier Hauptraſſen auch einen homo monstrosus und einen homo ferus aufgeſtellt, und noch heute bemüht man ſich, die Gegenſätze zwiſchen Kulturvölkern und Wilden in beſtimmte Formen zu bringen. Immer noch iſt in gewiſſen Zeitungen oder manchmal auch in Parlamentsberichten von „Wilden“ die Rede. In einer großen öſterreichiſchen Stadt habe ich einmal geſehen, wie die Jungen einen ſinghaleſiſchen Gelehrten, der Goethe und Shakeſpeare im Urtext zu leſen pflegte, mit dem Jubelruf verfolgten: „A Schwarzer, a Wilder!“ Und einer unſerer höchſten Beamten hat einſt öffentlich von den Samoanern geſprochen als von „einer Handvoll Wilden“. Die Urſache ſolcher irrigen Vorſtellungen liegt natürlich an der geringen Wertſchätzung, deren ſich früher die Lehre vom Menſchen zu erfreuen gehabt hat. Woher ſoll auch jemand wiſſen, wenn er es nicht irgendwo gelernt hat, daß die ganz dunklen Singhaleſen eine uralte Kultur und Philoſophie haben, daß die Samoaner, wie andere Polyneſier, ſich längſt zu einer reichgegliederten Arbeitsteilung aufgeſchwungen haben und ſich auch einer höchſt verwickelten Kosmogonie und vieler anderer merkwürdiger Traditionen erfreuen, oder daß die Japaner im Verhältnis zu ihrer kleinen Statur mehr Gehirn haben als der Durchſchnittseuropäer!



Darſtellung einer Straußenjagd. Buſchmann-Malerei aus einer Höhle im Herſchel-Diſtrikt. Ein Buſchmann hat als Strauß verkleidet eine Straußenherde angeſchlichen (nach Stow).

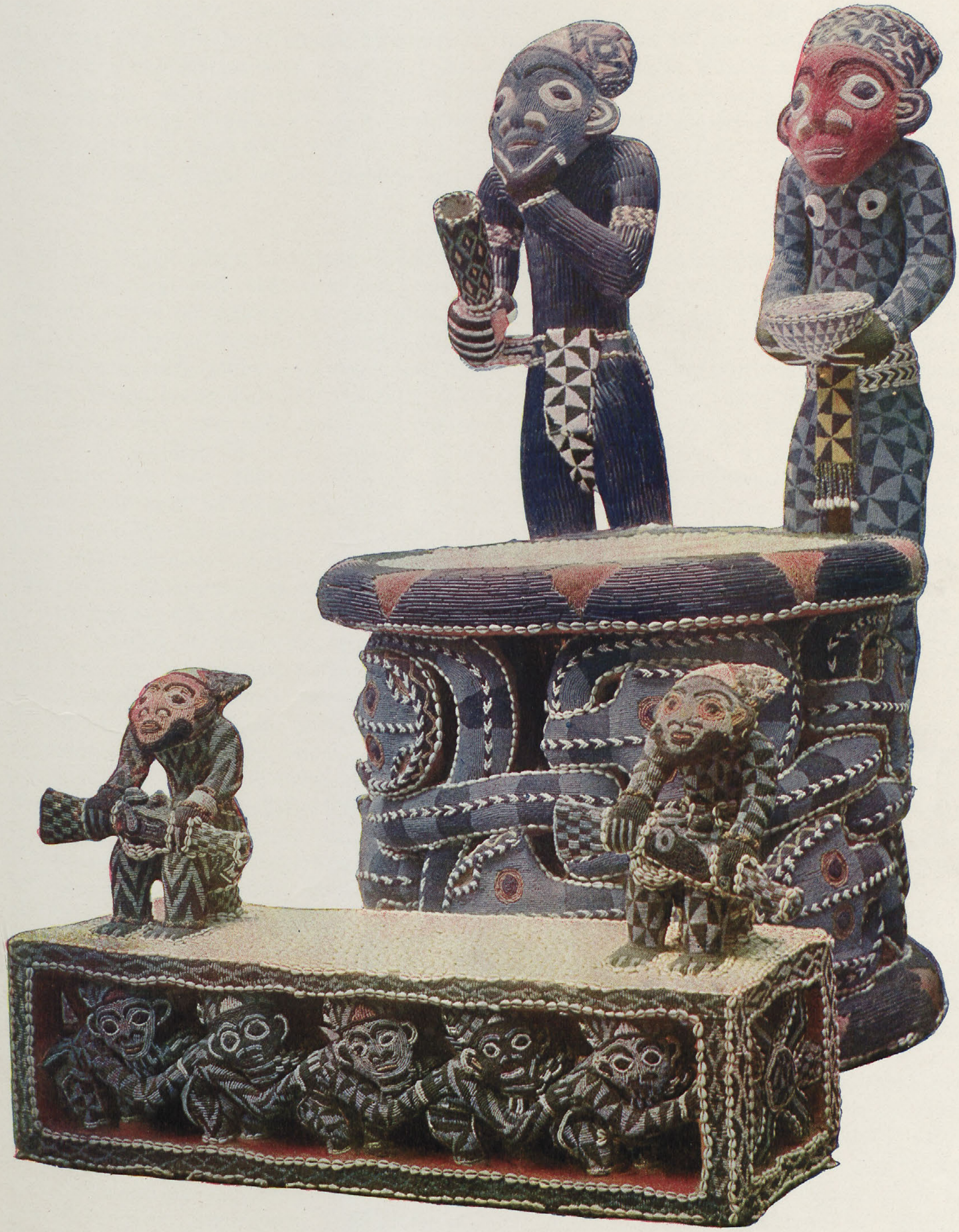
Aber auch die Fachleute bemühen ſich noch heute vergebens, Grenzen zwiſchen den Kulturvölkern und den primitiven oder ſog. Naturvölkern abzuſtecken. Daß die dunkle Hautfarbe im weſentlichen als Schutzmittel gegen den Sonnenbrand ſich entwickelt und mit der ethiſchen Dignität nicht das geringſte zu ſchaffen hat, habe ich ſchon oben angedeutet; aber auch die mehr oder weniger vollſtändige Kleidung, die für manche Leute als ein untrügliches Kriterium der Kultur gilt, verliert ihre Bedeutung, wenn man ſich nur daran erinnert, wie z. B. die alten Griechen gerade auf ihren nackten Körper ſtolz waren und wußten, daß es bei den Barbaren eine Schande ſei, nackt geſehen zu werden. Nicht viel beſſer ſteht es mit der Bedeutung der Reinlichkeit. Viele Bantu reinigen ſich nach jeder Mahlzeit lange und ſorgfältig die Zähne mit einer ſcharfen Bürſte, aber wie viele deutſche und ruſſiſche Bauern gibt es, die niemals von einer Zahnbürſte auch nur gehört haben. Die Mehrzahl der Wilden pflegt täglich zu baden, während es viele Europäer gibt, die ſich niemals waſchen. Ganz bedeutungslos erſcheint auch der Beſitz oder das Fehlen der Schrift, wenn man ſich an die enorme Überzahl der Analphabeten über die Schreibkundigen z. B. in Rußland erinnert und im Gegenſatz dazu an das großartige Gedächtnis der meiſten polyneſiſchen Stämme. Sogar über die Anthropophagie hat man in den letzten Jahren anders urteilen gelernt als früher und mehrfach ernſte und tiefe religiöſe Vorſtellungen erkannt, die ihr urſprünglich zugrunde liegen; und was Menſchenopfer angeht, ſo ſei daran erinnert, wie vor der Schlacht bei Salamis die Griechen drei gefangene Perſer, Neffen des Xerxes, dem Dionyſos geopfert haben!

Je beſſer wir jetzt die „Wilden“ kennen lernen, um ſo beſſer ſehen wir, daß es nirgends eine Grenze gibt, die ſie ſcharf und ſicher von den Kulturvölkern ſcheidet; immer müſſen Zwiſchenſtufen aufgeſtellt werden, und wie man vorzeiten zwiſchen die aktiven und paſſiven Raſſen, zwiſchen die „Tag- und Nachtmenſchen“ die Mongolen als „Dämmerungsmenſchen“ eingeſchaltet hat, ſo hat erſt kürzlich noch ein ſehr angeſehener Autor zwar die Griechen noch zu den wirklichen Kulturvölkern geſtellt, die Römer aber ſchon zu den Halbbarbaren. Tatſächlich gibt es jetzt nirgends wirkliche „Wilde“, nirgends Menſchen, die ſich völlig unabhängig von irgendwelchen Kulturſtrömungen entwickelt haben. Überall, wo man jetzt dieſen Dingen ernſthaft nachgeht, entdeckt man Zuſammenhänge, Entlehnungen und Übertragungen; nirgends gibt es heute einen noch ſo kleinen Stamm, der nicht irgendwie und irgendeinmal fremdem Einfluſſe ausgeſetzt war.

Vor etwa dreißig Jahren konnte ein noch jetzt hochangeſehener Ethnograph ſagen, daß „Afrika erſt vor einem Vierteljahrhundert von Europäern betreten worden“ ſei, jetzt wiſſen wir, daß fremder Einfluß in Afrika ſchon in der allerfrüheſten, prähiſtoriſchen Zeit begonnen haben muß. In Madagaskar ſind es die Howa, die ihren körperlichen Eigenſchaften nach ſich als Indoneſier erweiſen, wie ja auch ihre Sprache und ihre materielle Kultur faſt rein indoneſiſch ſind. Während aber die indoneſiſche Einwanderung auf Madagaskar einer verhältnismäßig ſpäteren Zeit angehört, hat es zweifellos ſchon lange vorher indoneſiſchen Einfluß auch auf dem afrikaniſchen Feſtlande gegeben, und ebenſo kann die Bedeutung indiſcher und arabiſcher Kultur für Indoneſien gar nicht hoch genug veranſchlagt werden, ja ſogar antik griechiſcher Einfluß läßt ſich bis nach der fernen Südſee verfolgen. Der Raub des Ganymed, von dem eine berühmte Replik ſich im Vatikan befindet, läßt ſich zunächſt in der Ghandara-Kunſt nachweiſen; da iſt die äußere Form noch faſt dieſelbe, wenn auch der Inhalt ſchon ein anderer geworden iſt, ein Vorgang, der ſich vielfach auf dieſem Gebiete wiederholt, ähnlich wie auch auf dem weiteren Wege nach Oſten viele Motive der Ghandara-Kunſt äußerlich beibehalten werden, aber ihren Inhalt wechſeln, wofür aus den Denkmälern von Borobuddur auf Java viele Belege beigebracht werden könnten. Die weiteren Wege dieſer Art von Beeinfluſſung ſind im einzelnen noch unbekannt und werden es vielleicht immer bleiben, aber es ſcheint faſt unmöglich, ein Motiv, das ſich unter den Schnitzwerken von Neu-Irland immer und immer wiederholt, die von einem Vogel entführte menſchliche Figur, als bodenſtändig zu betrachten und nicht auf weſtlichen Einfluß zurückzuführen. In ſeiner einfachſten Form iſt dieſer Typus von Schnitzwerken hier durch Abb. auf S. 45 vertreten, aber dem Überwuchern von Beiwerk entſprechend, das vielfach die melaneſiſche Kunſt auszeichnet, hat auch dieſes Motiv ſich in Neu-Irland ſelbſtändig weiter entwickelt bis zu Formen, wie deren eine hier S. 41 wiedergegeben iſt; aber da und dort wird uns von den Eingeborenen geſagt, es ſei der Totenvogel, der die Seele des Verſtorbenen ins Jenſeits bringt. Der Inhalt hat alſo auf dem Wege vom Mittelmeer nach dem Bismarck-Archipel mehrfach gewechſelt, die äußere Form aber iſt dieſelbe geblieben, und in ähnlicher Weiſe hat es den Anſchein, als ob auch die Kopfbänke von Neu-Guinea in irgendeiner Art auf eine vorderaſiatiſche Kunſtform zurückgingen.

So iſt fremder Einfluß überall nachweisbar, aber trotzdem möchte ich gerade das Mehr oder Minder ſolchen Einfluſſes als das einzige wirklich einigermaßen berechtigte Kriterium der Kultur bezeichnen. Wenn es alſo auch keine „Wilden“ im früheren Sinne des Wortes gibt, ſo gibt es doch zweifellos Menſchen mit primitiver Kultur, deren verhältnismäßige Minderwertigkeit uns vielleicht in keiner Weiſe klarer vor Augen tritt, als wenn wir die Schwierigkeiten betrachten, die beſonders in früherer Zeit die europäiſchen Verwaltungen in den Schutzgebieten fanden. Der Offizier freilich hatte in der Regel ſchon beim Truppendienſt gelernt, mit primitiven Menſchen auszukommen, ſie zu verſtehen und zu ſchätzen und ſie dann auch in freundſchaftlich-patriarchaliſcher Weiſe zu beherrſchen; ganz anders der Verwaltungsbeamte der alten Schule, für den der Eingeborene nur zu oft „der Hund“ oder „das ſchwarze Schwein“ geweſen iſt! Alle die großen Kolonialkriege, von denen die Geſchichte der letzten Jahrhunderte ſpricht, wären zu vermeiden geweſen, wenn die Verwaltung von vornherein es verſtanden hätte, den Gedanken des Eingeborenen zu denken, to think black, ſchwarz zu denken, um ein Wort zu gebrauchen, das von Miß Kingsley geprägt iſt.

Dieſe allgemeinen Andeutungen habe ich abſichtlich ſo ausführlich gehalten. Es iſt ganz unmöglich, auf zwei Druckbogen eine umfaſſende Naturgeſchichte des Menſchen zu geben — der mir hier zugemeſſene Raum würde nicht einmal genügen, auch nur die Namen der einzelnen Raſſen, Völker und Stämme, Landſchaften und Inſeln aufzuzählen, aber es ſchien mir nützlicher, den Leſer über die allgemeinen Geſichtspunkte der Völkerkunde zu orientieren und ihn zu eigenem Nachdenken anzuregen, als ihn hier mit einer Fülle von Einzelheiten



Thron des Häuptlings von Bamum, Kamerun
Original im Königlichen Muſeum für Völkerkunde zu Berlin

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

und Namen zu überſchütten, die er ebenſogut in irgendeinem Handbuch finden kann. Dementſprechend wird auch im folgenden nur eine kurze Überſicht über die anthropologiſche Gliederung jedes einzelnen Erdteils gegeben werden, bei der mehr Gewicht auf die großen Probleme und einzelne, noch der Löſung harrende Fragen gelegt werden ſoll, als auf die feſtſtehenden und ohnehin allgemein bekannten Tatſachen. Dabei ſoll jede Art von ſchematiſcher Einteilung ängſtlich vermieden werden. Bei dem gegenwärtigen Stande der Völkerkunde iſt es durchaus nötig, ſich nach Art der modernen Zoologie und Botanik auf Gliederung in „anthropologiſche Provinzen“ zu beſchränken und von „Einteilungen“ abzuſehen, die ebenſo unzulänglich als unfruchtbar ſind.

In dieſem Sinne ſei hier zunächſt mit

Afrika

begonnen. Hier liegen die Dinge verhältnismäßig ſehr einfach; es hat ſogar eine Zeit gegeben — und ſie liegt noch nicht ſehr fern hinter uns — in der man geneigt war, die Bevölkerung von Afrika für im weſentlichen einheitlich zu halten. Beſonders von Berlin aus hat der um die Erforſchung der Bewohner des dunklen Kontinents ſo hoch verdiente Robert Hartmann mehrfach betont, daß, wenn man etwa von Ägypten aus den Nil aufwärts reiſe, man niemals wiſſen könne, wann eigentlich der helle Ägypter aufhöre und der dunkle Afrikaner anfange.

Heute ſind wir nicht mehr auf dieſem Standpunkte. Wenn wir auch im allgemeinen wohl alle darüber klar ſind, daß der Prozeß der Menſchwerdung ſich nur an einer Stelle vollzogen hat, und daß ſchließlich alle Menſchenraſſen einen gemeinſamen Urſprung haben, ſo ſind wir doch im Laufe der letzten Jahrzehnte auch für Afrika dahin gelangt, eine ganze Reihe von Menſchengruppen aufzuſtellen, die voneinander ſcharf und weſentlich verſchieden ſind, wenn ſie auch natürlich, beſonders an den Grenzen ihrer Verbreitungsgebiete, ineinander übergehen und miteinander zu verfließen ſcheinen.

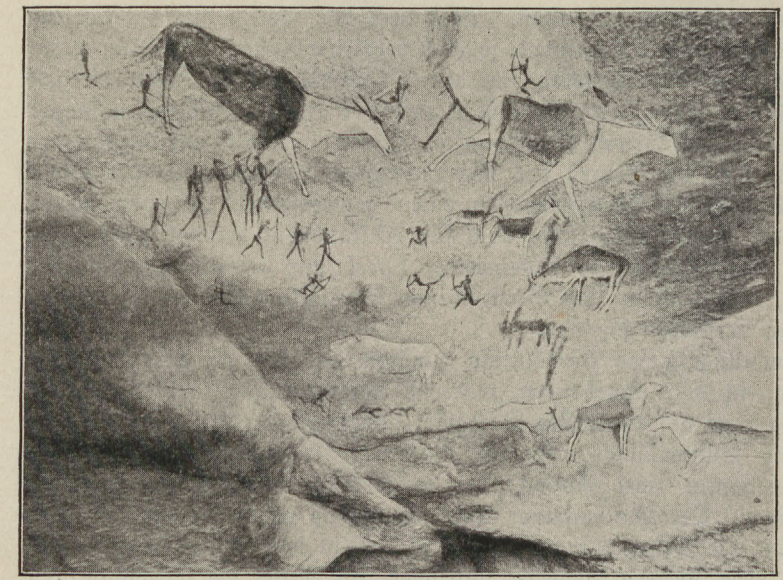
Beginnen wir die Betrachtung dieſer Verhältniſſe zunächſt da, wo ſie am einfachſten liegen, nämlich in Südafrika, in den ungeheuren, teilweiſe ſteppenartigen Gebieten ſüdlich vom Zambeſi, ſo fallen uns da ſchon auf den erſten Blick zwei voneinander gänzlich verſchiedene Menſchenraſſen ins Auge, die Buſchmänner und die Kaffern. Im ganzen Bereiche der Menſchheit gibt es kaum wiederum zwei Raſſen, die ſo weit voneinander unterſchieden ſcheinen, als gerade dieſe beiden. Die Buſchmänner ſind, wenigſtens ſoweit ſie als raſſenrein gelten können, zwerghaft klein; die Männer nur ſelten über 1,40 m hoch, die Frauen in der Regel noch ſehr viel kleiner. Die Kaffern hingegen ſind groß, im Mittel die durchſchnittliche Größe des Europäers noch um mehr als Fingerbreite überragend. So kann der typiſche Buſchmann unter dem wagerecht ausgeſtreckten Arm eines Kaffern bequem hindurchgehen und oft genug auch noch ſeine Hand aufrecht auf den Kopf legen, ohne anzuſtoßen. Noch ſehr viel auffallender iſt der Unterſchied in der Hautfarbe. Der richtige Kaffer iſt negerhaft dunkel, und gerade die dunkelſten Schattierungen von braun entſprechen dem Schönheitsideal ſeiner Raſſe. Wo jemals hellere Haut bei einem oder dem anderen Individuum unter den Kaffern gefunden wird, wird man immer europäiſche Blutmiſchung annehmen müſſen, die, wenn ſie auch jetzt verhältnismäßig ſelten erfolgt, doch für frühere Jahrhunderte anläßlich der Strandung von Schiffen uſw. hiſtoriſch geſichert iſt.

Der Buſchmann hat eine ganz helle Haut, die in der Regel mit fahlem Laub verglichen wird und die noch ſehr viel heller erſcheint, wenn man je einmal in die Gelegenheit kommt, ein Stückchen Buſchmannhaut mit Seife oder Benzin gründlich zu reinigen. Eine ſolche Haut hat dann etwa die Farbe wie die eines neuen engliſchen Reitſattels und iſt ſehr viel heller als die mancher Südeuropäer. Unter den anderen anatomiſchen Eigenſchaften, die den Buſchmann auszeichnen, ſeien hier in aller Kürze nur hervorgehoben: der verhältnismäßig kurze und breite Hirnſchädel, die ſtark gekrümmte Lendenwirbelſäule, das dementſprechend ſehr ſtark nach vorn geneigte Becken und die außerordentliche Kleinheit und Kürze der Hand- und Fußknochen. Auch ſonſt ſind die Proportionen nicht die eines nur einfach verkleinerten Europäers oder Kaffern, vielmehr iſt der Rumpf verhältnismäßig ſehr viel länger und das Bein verhältnismäßig kürzer. Das aber ſind Eigenſchaften des kindlichen Körpers, und ſo hat es den Anſchein, als ob beim Buſchmann das Körperwachstum ſchon in der Kindheit zum Stillſtand gekommen ſei.

Auch die Weichteile des Buſchmanns ſind anders als die ſeiner großen dunklen Nachbarn. Die Haare ſind in engen Spirallöckchen gerollt. Der niedrigen und breiten Ohrmuſchel fehlt völlig das Läppchen. Die Geſäßgegend iſt mächtig ausladend, der Penis auch im nicht erigierten Zuſtande in ſehr merkwürdiger Weiſe faſt horizontal orientiert, anders als bei jeder andern menſchlichen Raſſe.

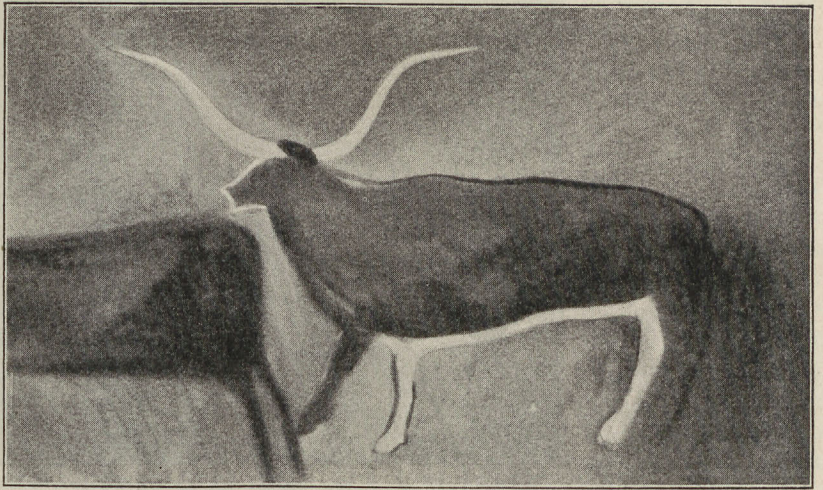
Völlig eigenartig iſt die Sprache der Buſchmänner und beſonders durch ihre zahlreichen Schnalzlaute uns ſo fremdartig, daß es zurzeit, von einigen zufällig hier anweſenden Miſſionaren abgeſehen, in Europa nur zwei oder drei Leute gibt, die eine Buſchmannſprache wirklich beherrſchen.

Ebenſo iſt das ethnographiſche Charakterbild des Buſchmanns ein durchaus und in jeder Beziehung eigenartiges. Der Buſchmann iſt Jäger und Sammler; ein kleiner Bogen, ein paar unſcheinbare, aber bei näherer Betrachtung doch bewunderswert zweckmäßig erſcheinende vergiftete Pfeile und eine lederne Sammeltaſche bilden faſt den ganzen Beſitz dieſes Volkes, das man gerade ſeiner ſcheinbaren Armut wegen lange Zeit gering geſchätzt und ganz an die unterſte Stufe der menſchlichen Kulturentwicklung geſetzt hat. Wir wiſſen jetzt, daß die Buſchmänner trotz ihrem ſcheinbar ſo geringen techniſchen Beſitz auf einer verhältnismäßig ſehr hohen geiſtigen Stufe ſtehen, ſchöne Erzählungen und Sagen beſitzen und vor allem eine geradezu bewundernswerte künſtleriſche Geſchicklichkeit. Ihre alten Höhlenwohnungen und Unterſchlupfe unter überhängenden Felſen ſind bedeckt mit bunten Malereien und mit in glatte Steinflächen eingeſchlagenen vertieften Zeichnungen. Von beiden Arten dieſer Kunſtleiſtung ſeien hier nur wenige Proben mitgeteilt, wobei ich ganz beſonders auf die zuerſt von Stow veröffentlichte Darſtellung einer Straußenjagd aufmerkſam machen möchte. Hier ſieht man eine kleine Straußenherde ſo künſtleriſch ſchön und zugleich naturwahr dargeſtellt, daß man ſie zunächſt einem ganz großen japaniſchen Künſtler zuſchreiben möchte. Erſt bei näherer Betrachtung ſieht man dann, wie einer der Strauße ſich als ein Buſchmann entpuppt, der in ſolcher Verkleidung ſich an eine Straußenherde angeſchlichen hat, um aus unmittelbarer Nähe ſeinen vergifteten Pfeil anbringen zu können. Die Buſchmannkunſt iſt für uns ganz beſonders intereſſant auch dadurch, daß von unſeren eigenen Voreltern in Europa, die ſonſt ſicher auch auf einer ganz primitiven Kulturſtufe geſtanden haben, ſchon aus der paläolithiſchen Zeit Kunſtleiſtungen erhalten ſind, die auf das allerengſte mit der Buſchmannkunſt verwandt ſind. So würde man die auf der Tafel nach Seite 88 abgebildeten Proben dieſer älteſten europäiſchen Kunſt leicht den Buſchmännern zuſchreiben können, und ebenſo könnten mehrere von unſeren Buſchmannbildern ebenſogut etwa aus Altamira oder aus einer franzöſiſchen Höhle ſtammen.



Jagdſzenen. Buſchmannmalerei aus einer Höhle in den Drakensbergen.

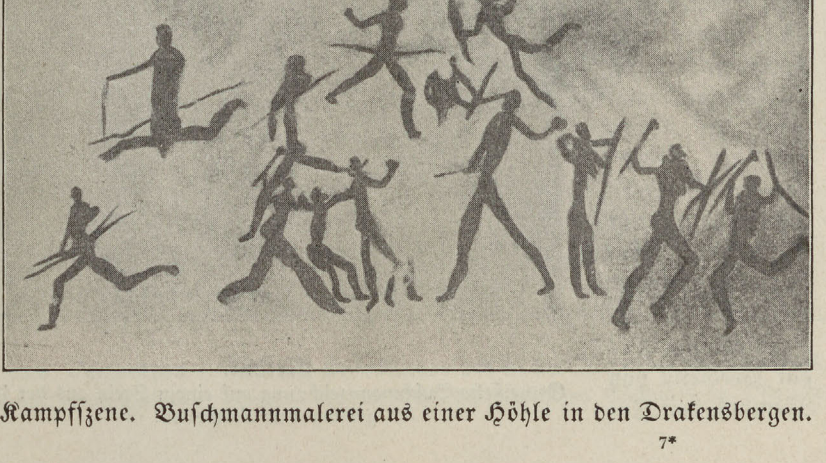
Aber noch ein drittes Volk finden wir neben Buſchmännern und Kaffern in Südafrika, die Hottentotten. Sie ſind ebenſo hell wie die Buſchmänner, aber ſie ſind ſehr viel größer



Ochſe. Buſchmannmalerei aus einer Höhle in den Drakensbergen.

als dieſe und bleiben oft gar nicht ſehr weit hinter der Durchſchnittsgröße des Europäers zurück. Ihre Stellung im anthropologiſchen Syſtem iſt auch heute, obwohl man ſich ſeit Jahrzehnten mit ihr beſchäftigt, noch nicht völlig geklärt. Sicher iſt nur, daß ihre Sprache ſich zwar ſcheinbar und bei ganz oberflächlicher Betrachtung an die der Buſchmänner anſchließt, in Wirklichkeit aber in jenen großen Kreis afrikaniſcher Sprachen gehört, den man jetzt als den hamitiſchen zu bezeichnen pflegt. Meinhof hat in völlig überzeugender und keinen Zweifel ermöglichender Weiſe dargetan, daß alles, was in der Sprache der Hottentotten an die der Buſchmänner anklingt, vor allem auch ihre Schnalzlaute, einfach nur Lehngut ſind, das im Laufe wahrſcheinlich tauſendjähriger Nachbarſchaft von einem Volk zum andern übergegangen iſt. Das unveränderliche und dauerhafte Skelett einer Sprache iſt aber die Grammatik, und da unterliegt es gar keinem Zweifel, daß die Grammatik aller Hottentottenſprachen eine rein hamitiſche iſt.

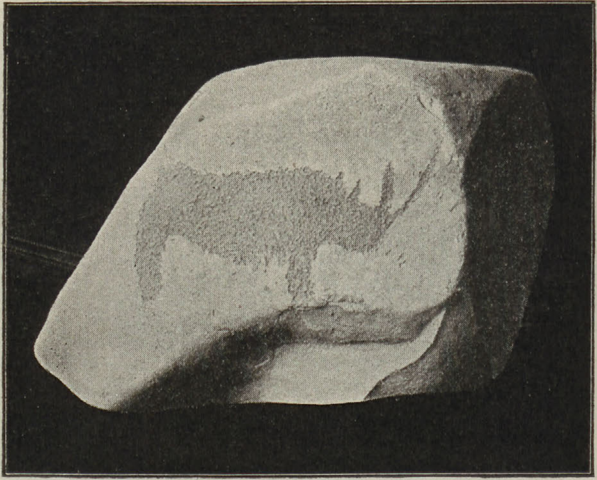
Wir werden uns alſo das Verhältnis der Hottentotten zu den Buſchmännern in Zukunft wohl ſo vorzuſtellen haben, daß die Hottentotten den letzten Überreſt einer uralten hamitiſchen Einwanderung bedeuten. Dabei iſt es nicht anders gegangen, als wie es regelmäßig bei großen und kleinen Völkerwanderungen in Afrika und anderswo zugeht. Kein geringerer als Lepſius hat zuerſt gezeigt, und ich habe in den letzten Jahren immer wieder von neuem darauf hingewieſen, daß neue Einwanderer ſich den alten Bewohnern des Landes gegenüber immer numeriſch in großer Minderheit befinden. Sie haben die Brücken hinter ſich abgebrochen, ſie haben kein ſtammverwandtes Hinterland, ſie haben keine oder nur wenige Frauen mit ſich und ſie ſind an das neue Klima nicht ſo gewöhnt, wie die alte, anſäſſige Bevölkerung. Sie gehen alſo mit ihren phyſiſchen Eigenſchaften um ſo raſcher in der alten Bevölkerung auf, je weiter ſie ſich von der Heimat entfernt haben, je größer ihre numeriſche Minderheit war, je weniger Frauen ſie mit ſich hatten und je ungünſtiger das ungewohnte Klima auf ſie einwirkt. Völlig anders iſt es aber mit den pſychiſchen Eigenſchaften: Sprache,



Kampfſzene. Buſchmannmalerei aus einer Höhle in den Drakensbergen.

Grammatik, Religion und wo etwa Schrift in Frage kommt auch dieſe — all das entwickelt ſich unabhängig vom numeriſchen Verhältnis zwiſchen den Einwanderern und der alten Bevölkerung: da entſcheidet nur die abſolute Tüchtigkeit und Überlegenheit. Es ſiegt die höher entwickelte Sprache, die verfeinerte Grammatik, die weiter vorgeſchrittene Religion und, wo das überhaupt in Frage kommt, auch die beſſere Schrift.

So iſt es in Vorderaſien gegangen, wo ſemitiſche Einwanderer, für die Abraham der Heros eponymos iſt, die vorſemitiſche, armenoïde Urbevölkerung oberflächlich ſemitiſiert haben; ſo ſind große Teile von Nordoſtdeutſchland germaniſiert worden — und genau ebenſo muß man ſich hamitiſchen Einfluß bis nach der Kapkolonie hin tätig vorſtellen.



Zweihörniges Rhinozeros.
Gemeißelte Buſchmannzeichnung auf einem Stein aus Kimberley.

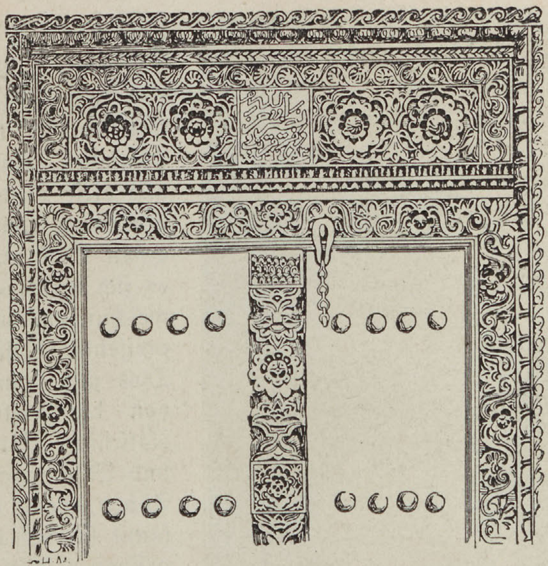
Für alle ſprachlichen Einzelheiten verweiſe ich auf Lepſius, Schleicher, Reiniſch und Meinhof. Nur auf eine ethnographiſche Tatſache möchte ich auch an dieſer Stelle hinweiſen, weil ſie mir von der allergrößten Bedeutung zu ſein ſcheint und in der Regel überſehen oder unterſchätzt wird: Die Buſchmänner ſind noch heute Jäger und „Sammler", die Hottentotten aber ſind Hirten, wie alle Hamiten ſeit ungezählten Jahrtauſenden.

So alſo liegen die Verhältniſſe in Südafrika. Im Oſten, nördlich vom Zambeſi bis hinauf zum Oſthorn von Afrika, faſt bis zum Kap Guardafui, haben wir zumeiſt Leute wohnen, die ſprachlich und ſomatiſch verhältnismäßig einheitlich erſcheinen, und die man mit einem, ihrer eigenen Sprache entnommenen Worte als „Bantu" = „Menſchen" zu bezeichnen pflegt. In den Kreis dieſer Sprachen gehören übrigens auch alle Kafferndialekte, und wir ſehen faſt das ganze tropiſche Afrika von Leuten bewohnt, die eine Bantuſprache reden. Im Weſten reicht ihr Gebiet von den Herero im Süden bis hinauf faſt an die Nordweſtgrenze von Kamerun, im Oſten werden Bantuſprachen geſprochen vom Kap der guten Hoffnung bis an die Südgrenze der Galla-Völker, und im Innern des Kontinents iſt das ungeheure Stromgebiet des Kongo und die Region der großen Seen auch weſentlich nur von Bantu-redenden Völkern bewohnt.

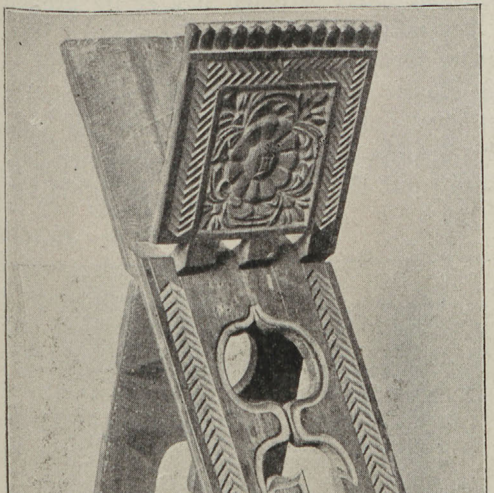
Wiederum iſt es ein Verdienſt von Meinhof, den Zuſammenhang zwiſchen den einzelnen, ſcheinbar oft recht weit auseinander weichenden Bantuſprachen wiſſenſchaftlich klargelegt und vor allem die Geſetze des Lautwechſels in den Bantuſprachen erkannt zu haben, ſo daß wir jetzt mehr als je von einer wirklichen und engen Einheit aller Bantuſprachen überzeugt ſind.

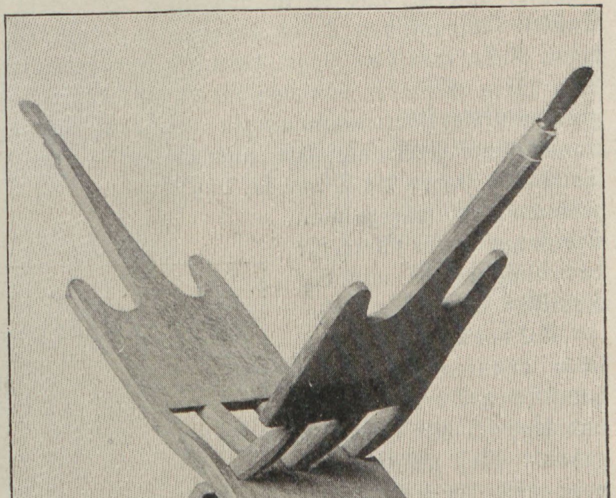
Elefant.
Gemeißelte Buſchmannzeichnung auf einem Stein aus der Umgebung von Kimberley.

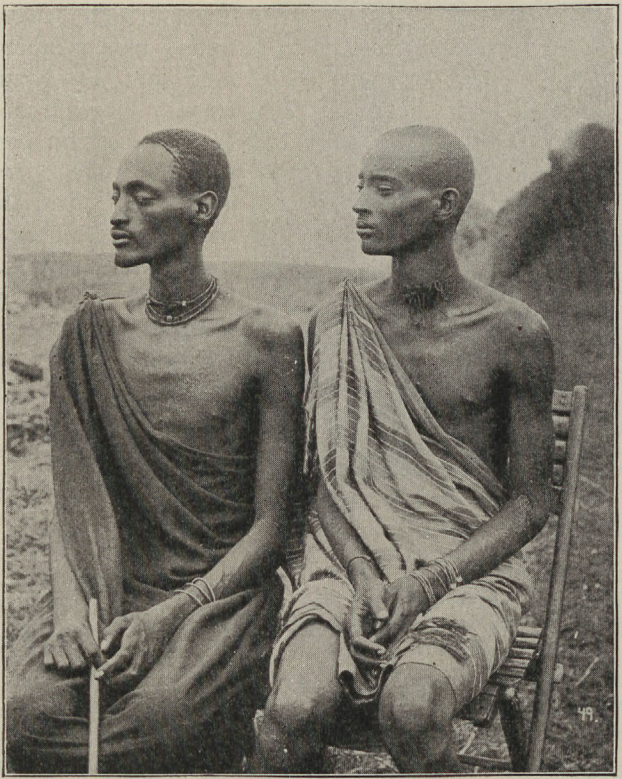
Dieſer Spracheneinheit aber entſpricht durchaus nicht eine phyſiſche. Wir finden im Gegenteil ganz Oſtafrika mit fremden Elementen förmlich durchſetzt. So iſt es zunächſt eine Naturnotwendigkeit, daß arabiſcher und indiſcher Einfluß ſich gerade an der Oſtküſte geltend machen. Meeres- und Windſtrömungen bringen es mit ſich, daß monatelang jeder Baumſtamm, der von der indiſchen oder arabiſchen Küſte abgetrieben wird, längs der Swahîli-Küſte dahintreibt, und monatelang gibt es dann einen Gegenſtrom, der, was er an der Swahîli-Küſte ergreift, nach Arabien oder der Weſtküſte von Vorderindien anſpült. So muß es einen Verkehr zwiſchen dieſen beiden Gebieten gegeben haben, faſt ſo lange ſie überhaupt von Menſchen bewohnt waren, und es entſpricht einer ehernen Naturnotwendigkeit, daß arabiſcher und indiſcher Einfluß ſich an der Oſtküſte Afrikas geltend machen.


Obere Hälfte einer geſchnitzten Tür aus einem alten Araberhauſe auf Sanſîbar mit arabiſchen und indiſchen Einflüſſen in der Ornamentik.

Aber auch im Innern ſehen wir da und dort, in großen und kleinen Gruppen zerſtreut, Leute, welche ſich durch hellere Haut, ſchmalere und höhere Naſen, weniger gewulſtete Lippen, oft auch durch weicheres und weniger krauſes Haar von der großen Menge ihrer dunklen Nachbarn unterſcheiden. Von Norden nach Süden aufgezählt gehören hierher zunächſt die Somâl und die Galla, ferner die Maſſai und nicht zum wenigſten auch wohl die größeren

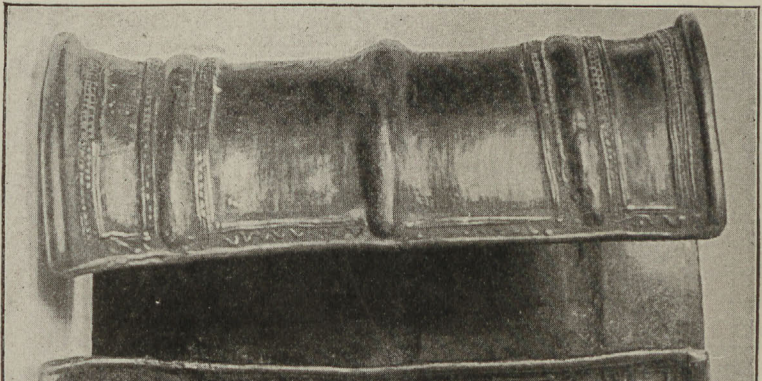

Geſchnitztes Korânpult aus Bagamoyo.
Swahîli-Arbeit unter arabiſch-türkiſchem Einfluß.


Mbuſî, Kokosnußraſpel in der Art eines Korânpultes.
Typiſch für die Art des arabiſchen Einfluſſes in Oſtafrika.



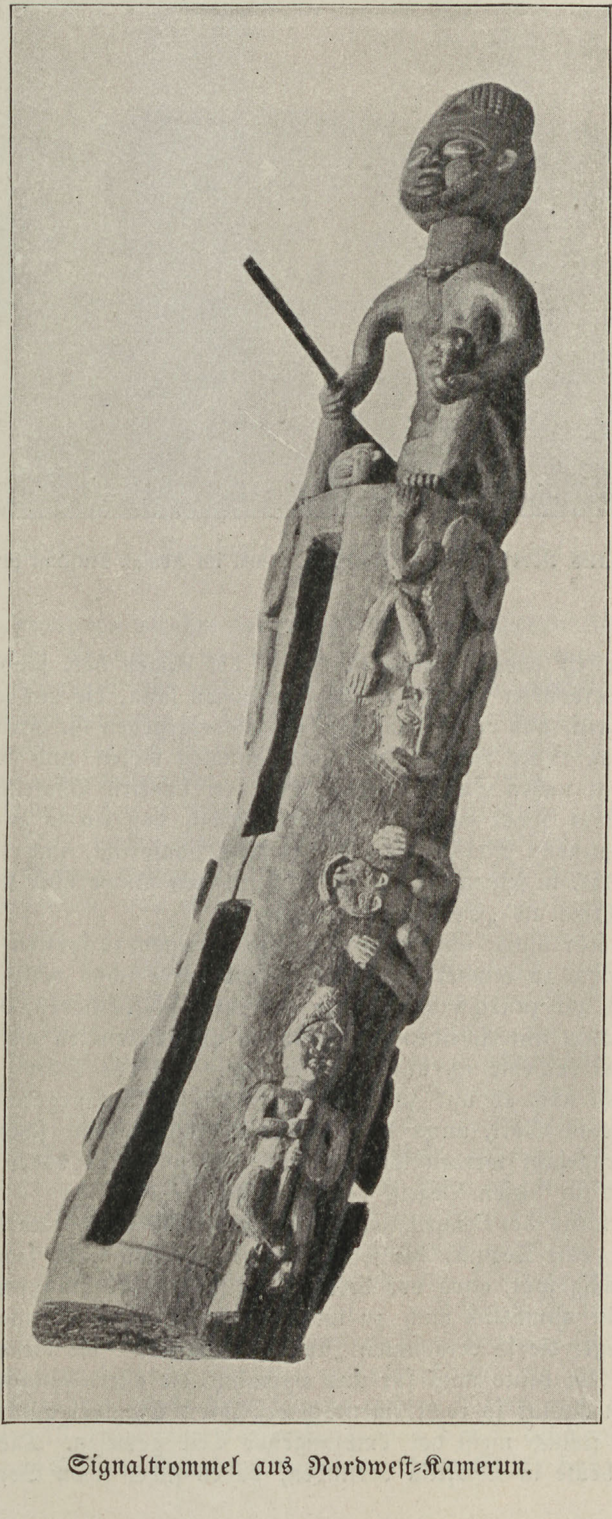
Sultan Kiſſilerobo von Mpororo mit ſeinem Neffen. Typiſche Hima. Photographie des Herrn Oberleutnants Weiß.

oder kleineren Gruppen, die wir in der Seenregion als Hima oder Tuſſi jetzt von Jahr zu Jahr beſſer kennen lernen. Man müßte blind ſein, wollte man überſehen, eine wie gewaltige Kluft alle dieſe Leute von den dunklen Oſtafrikanern trennt, und auch auf den erſten Blick muß man erkennen, daß es ſich hier nicht um individuelle Abweichungen, ſondern um ganz durchgreifende Raſſenunterſchiede handelt. Dies gilt vom Lebenden ſo gut wie von der Betrachtung der Schädel. Natürlich gibt es Übergangsformen und Miſchlinge zwiſchen dieſen beiden Typen, wenn auch im allgemeinen bekannt iſt, daß dieſe hellen und ſchmalnaſigen Oſtafrikaner in der Regel bemüht ſind, ihr Blut rein zu erhalten und ſich nicht gern mit ihren dunkleren, breitnaſigen Nachbarn vermiſchen. Darüber, wohin dieſe hellen Afrikaner im anthropologiſchen Syſtem gehören, werden wir zunächſt von der Linguiſtik Aufklärung zu erwarten haben. Freilich ſteht es auch ſchon ethnographiſch feſt, daß z. B. der materielle Beſitz der Somâl ſich eng an den der alten Ägypter anlehnt, und es iſt von mehr als einem Somali direkt berichtet, daß er im großen Antiken-Muſeum von Kairo ganz verblüfft erklärte, das müßten doch ſeine Verwandten ſein, deren Reſte man hier zeige, denn ihr ganzer materieller Beſitz entſpreche dem ſeines Volkes. Nun hören wir aber von den Linguiſten, daß ſich im Maſſai und im Somali ſo viele direkte grammatikale Übereinſtimmungen mit dem Altägyptiſchen finden, daß man notwendig eine unmittelbare Verwandtſchaft, nicht nur etwa eine oberflächliche Beeinfluſſung anzunehmen hat. Tatſächlich liegen die Dinge ſo, daß man auch die Somâl- und Maſſaiſprachen als hamitiſch bezeichnen muß, ſolange man überhaupt dieſes Wort für das Altägyptiſche und das Koptiſche anwenden will.



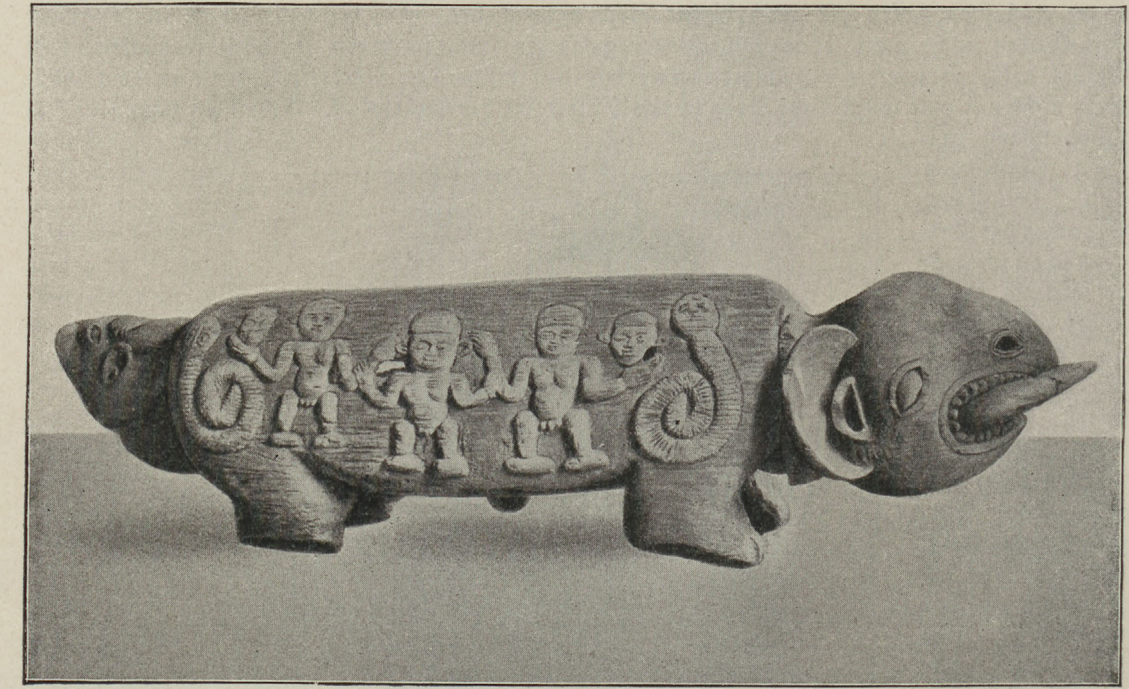
Bronzearmband aus Nordweſt-Kamerun.

Auf das Verhältnis zwiſchen den ſemitiſchen und hamitiſchen Sprachen kann und darf ich hier nicht eingehen. Daß es ſich um verwandte Sprachgruppen handelt, die aus derſelben gemeinſamen Urſprache hervorgegangen ſind, unterliegt nicht dem allergeringſten Zweifel. Die glänzenden Unterſuchungen von Erman und von Sethe haben dieſe Verwandtſchaft ſehr viel enger erſcheinen laſſen als man bisher angenommen hat, und wenn ſie auch in manchen Einzelheiten nicht ganz ohne Widerſpruch geblieben ſind, ſo haben ſie doch wenigſtens das Gefühl dafür in weitere Kreiſe getragen, daß das brüderliche Verhältnis zwiſchen Ham und Sem nicht nur eine willkürliche Notiz in der Völkertafel der Geneſis iſt. Auf einen gewiſſen Zuſammenhang zwiſchen hamitiſchen und ſemitiſchen Sprachen hat übrigens ſchon im Jahre 1851 W. H. J. Bleek aufmerkſam gemacht, der in ſeiner Doktordiſſertation: De nominum generibus linguarum Africae uſw., Bonn 1851, ganz klar nachweiſt, daß nicht nur das Koptiſche und das Semitiſche, ſondern auch alle andern Sprachen Afrikas, bei denen der Unterſchied des männlichen und weiblichen Geſchlechts die ganze Grammatik durchdringt, eines Urſprungs ſind. So hatte dieſer ungewöhnlich geniale Mann, der ſpäter als Bibliothekar an der Sir G. Grey's Library in Kapſtadt wirkte, und deſſen allzu früher Tod eine noch heute unausgefüllte Lücke zurückließ, ſchon als Student eine der wichtigſten und für die Kenntnis der großen Zuſammenhänge in Afrika bedeutendſten ſprachlichen Geſetze entdeckt und gewürdigt. Bleek, der übrigens trotz ſeines in der Regel engliſch ausgeſprochenen Namens ein guter Deutſcher und ein richtiger Vetter von Ernſt Haeckel und ein Onkel des eben erwähnten Ägyptologen Sethe geweſen war, hat ſpäter noch mehrfach auf grammatiſche Übereinſtimmungen im hottentottiſchen Nama, im Galla und im Altägyptiſchen hingewieſen, und ſein Verdienſt iſt es auch, als Erſter gezeigt zu haben, daß das grammatiſche Geſchlecht ſich nur in den indogermaniſchen, in den hamitiſchen und in den ſemitiſchen Sprachgruppen findet und ſonſt nirgends.



Signaltrommel aus Nordweſt-Kamerun.

Leider ſind die Sprachen der verſchiedenen Hima und Tuſſi noch ſehr wenig bekannt. Einzelne ſcheinen ſogar ganz die Sprache ihrer Bantu-Nachbarn und Untertanen angenommen zu haben, aber über ihre Abſtammung können wir trotzdem nicht einen Augenblick im Zweifel ſein, da ſie ihre phyſiſchen Eigenſchaften da-



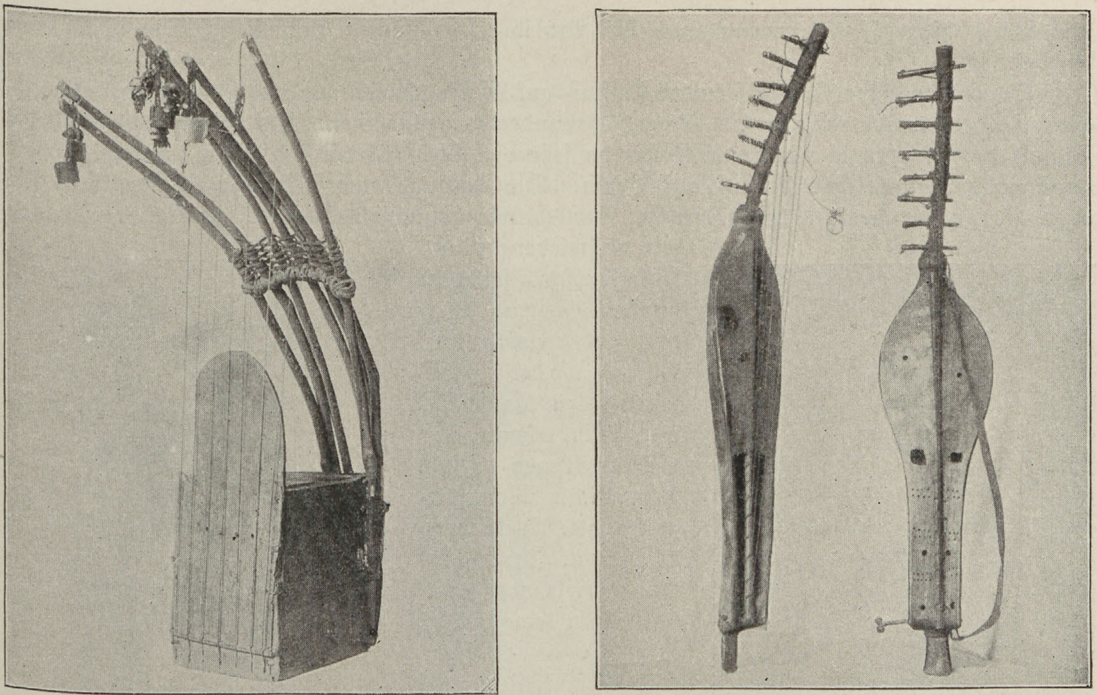
Alte Signaltrommel aus Nordweſt-Kamerun. Original im Königl. Muſeum für Völkerkunde zu Berlin.

für um ſo beſſer erhalten haben, wovon ſich jeder, der Augen hat, ſchon aus den von Jahr zu Jahr zahlreicher werdenden Photographien überzeugen kann, die uns jetzt von Angehörigen dieſer Stämme vorliegen, und von denen eine hier wiedergegeben iſt. Kein Menſch wird jemals behaupten wollen, daß Leute mit ſo hohen und ſchmalen Naſen und ſo wenig gewulſteten Lippen in irgendeinem nahen Zuſammenhang mit den dunklen Oſtafrikanern ſtehen können. In dieſem Sinne iſt es ſicher auch ſehr bedeutungsvoll, daß ein ſo ausgezeichneter Kenner der Maſſai, wie Hauptmann Merker, ſie als „Semiten" anſpricht, und daß ein nicht minder guter Beobachter, Rehſe, in ſeinem demnächſt erſcheinenden Buche über Kiziba die dort lebenden Hima auch ſchlechthin als „Semiten" bezeichnet.

Es iſt natürlich ſehr billig, über derartige Bezeichnungen zu ſpotten und höhnend an die zehn verlorenen Stämme zu erinnern, aber es iſt doch heute ſchon völlig klar und über jeden Zweifel erhaben, daß wir zunächſt in Oſtafrika allerhand Völker haben, die ſomatiſch ſich von den umwohnenden Bantu unterſcheiden und ſprachlich am bequemſten als Hamiten zuſammengefaßt werden. Dabei verhehle ich mir ſicherlich nicht, daß das Wort „Hamiten" nicht eindeutig iſt und vielleicht auch ab und zu zu Mißverſtändniſſen Anlaß geben mag, aber ich kenne gegenwärtig kein beſſeres Wort, unter dem die eben beſchriebenen, ſchmal- und hochnaſigen Oſtafrikaner zuſammengefaßt werden könnten, und ich werde es daher ſo lange anwenden, bis ein beſſeres Wort für dieſen Begriff bekannt wird.

Der materielle Beſitz der Oſtafrikaner iſt in erſter Linie durch eine hochentwickelte Eiſentechnik gekennzeichnet, eine Technik, die jeder Wahrſcheinlichkeit nach ſogar hier zu Hauſe iſt und erſt verhältnismäßig ſpät, etwa vor drei Jahrtauſenden, über Ägypten nach den Mittelmeerländern und dann allmählich auch zu uns gelangt iſt. Das iſt eine Tatſache, die ſicher zum Nachdenken anregt: die ſo verachteten „ſchwarzen Wilden" als die eigentlichen Entdecker gerade jener Technik, die heute noch für uns eigentlich die allerwichtigſte iſt und unſerer ſo viel gerühmten hohen Kultur ſo recht eigentlich erſt ihren Stempel aufdrückt.

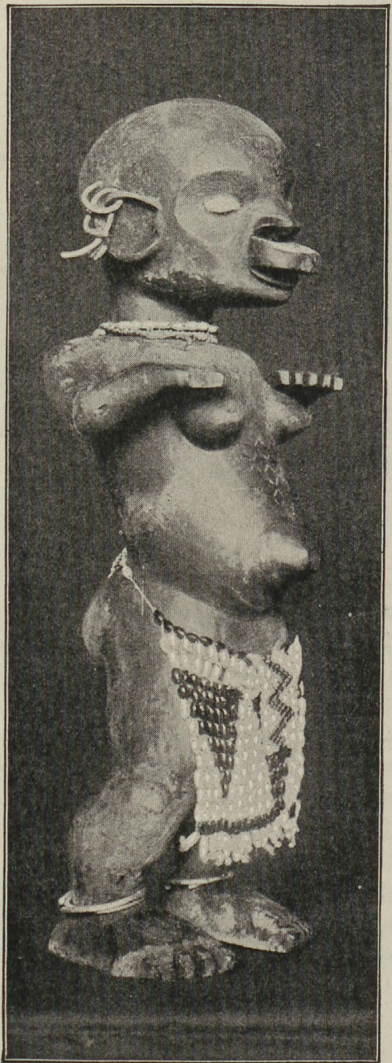
Sonſt iſt Afrika freilich meiſt der empfangende Teil geweſen. Die Araber, Beludſchen und Inder, die wir heute in Oſtafrika vorfinden, haben ſicher ſchon Vorgänger auch in prä-



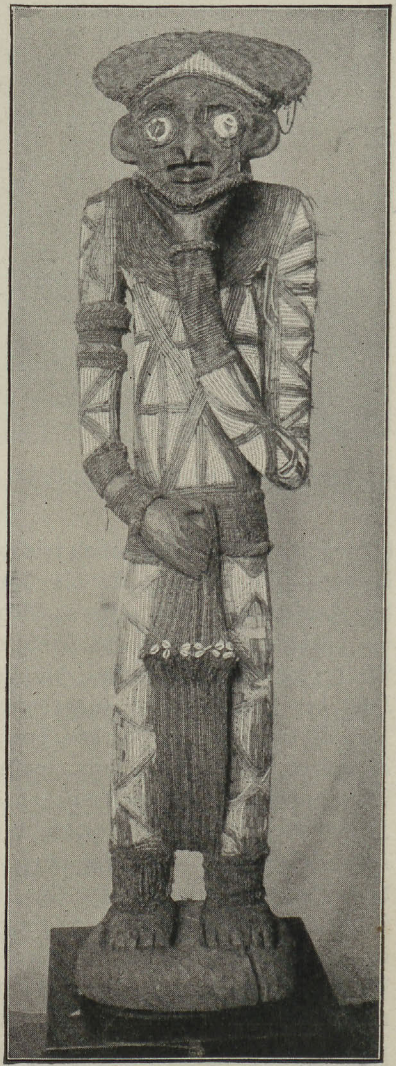
Saiteninſtrumente aus Weſtafrika. Originale im Königlichen Muſeum für Völkerkunde zu Berlin.

hiſtoriſcher Zeit gehabt, genau wie wir ihre eigene Geſchichte viele Jahrhunderte weit zurückverfolgen können. So ſtellen z. B. die Häuſer mit flachen Dächern (Temben und verwandte Formen), die Zapfentüren, die reflexen Bogen und die Pfeile der Somali zweifellos aſiatiſchen Import vor, ebenſo wohl auch das Rindenzeug, die Kokospalme und die Banane. Auch die vollendete Mattentechnik der Swahîli, die ſich in wenigen Jahrzehnten von der Küſte bis mitten in das Herz des Kongobeckens ausgebreitet hat, ſcheint fremden Urſprungs.

Aber auch von Norden her iſt Afrika immer fremdem Einfluſſe zugänglich geweſen, und es würde ſehr unrecht ſein, wollte man die Sahara für eine wirkliche Scheidewand zwiſchen Mittelmeer und Ober-Guinea halten; hier haben ſicher ſchon ſeit Jahrtauſenden regelmäßige Handelsbeziehungen beſtanden, und ebenſo haben ſeit dem 15. Jahrhundert portugieſiſche und andere Seefahrer nicht nur europäiſche, ſondern auch indiſche und andere aſiatiſche Waren auf dem Seewege eingeführt. Auf ſolche Weiſe iſt auch die Armbruſt nach Afrika gelangt, wo ſie allerdings im Laufe weniger Jahrhunderte zu dem ganz elenden Schießgerät degeneriert iſt, das wir heute bei den Fan-Völkern finden. Ähnlich ſehen wir vielfach auch Helme in Afrika mit ſagittalen Kammleiſten (Criſten), die wohl kaum bodenſtändig ſind, ſondern auch auf europäiſchen Einfluß zurückgehen. Der frühgriechiſche Helm, den wir von den Ägineten und von altkorinthiſchen Bronzen kennen, der römiſche Fechterhelm, viele mittelalterliche Formen, der bayriſche Raupenhelm und eine große Zahl anderer moderner Uniformhelme ſind ſelbſtverſtändlich Zweige eines Stammes, aber ich halte es für wahrſcheinlich, daß auch die afrikaniſchen und pazifiſchen Helme mit Kammleiſten auf europäiſchen Einfluß zurückgehen. Auf S. 79 iſt eine Kopfbedeckung der Ja-unde in Kamerun abgebildet, deren Form unverkennbar an europäiſche Helme mit Viſier, Nackenſchutz und Ohrklappen erinnert, und ebenſo kann man zwei andere Helmformen, die ſich mehrfach auf Benin-Platten finden, mit voller Sicherheit auf europäiſche, und zwar auf portugieſiſche Vorbilder zurückführen. Ebenſo kennen wir eine in Benin von Eingeborenen gegoſſene große Drehbaſſe, die unmittelbar einem portugieſiſchen Original nachgebildet iſt; ſo habe ich vor einigen Jahren auch wirklich ein portugieſiſches Geſchütz des frühen 16. Jahrhunderts erwerben können, das an der Kongomündung gefunden wurde und ſich jetzt im Berliner Zeughaus befindet. Beide Stücke ſind ſich äußerlich faſt bis zum Verwechſeln ähnlich, wenn auch die Art ihrer techniſchen Herſtellung eine völlig verſchiedene iſt.



Ahnenfigur aus Uſaramo.
Holzſchnitzerei mit Perlenbehang im Kgl. Muſeum für Völkerkunde zu Berlin.



Lebensgroße Grabfigur.
Holzſchnitzerei mit Perlenſchmuck aus Bamum in NW.-Kamerun.

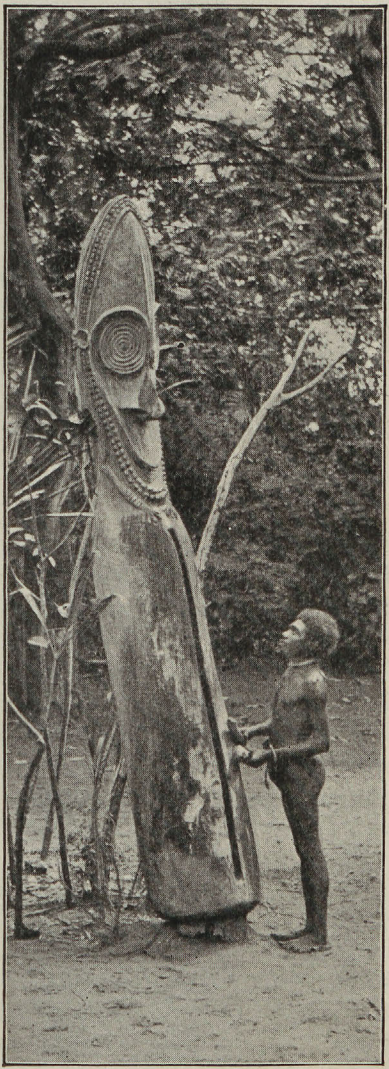
So hat zu allen Zeiten fremder Einfluß auf Afrika gewirkt, und es iſt ſicher grundfalſch, einen ſolchen gerade nur für die letzten Jahrhunderte anzunehmen. So iſt natürlich auch die Technik des Gießens in verlorener Form da ſehr viel älter, als der im ſpäten 15. Jahrhundert beginnende portugieſiſche Einfluß auf Benin. Die Anfänge einer „Bronzezeit" verlieren ſich in Afrika genau ebenſo in prähiſtoriſches Dunkel, wie bei uns in Europa. In Ägypten kennen wir verſchiedene Gußtechniken ſchon ſeit den älteſten Zeiten, aber noch ſind wir völlig unwiſſend, wo der Erzguß wirklich zu Hauſe iſt und wann, wie und auf welchen Wegen er ſich allmählich über die ganze alte Welt verbreitet hat. Inzwiſchen kennen wir jetzt aus Weſtafrika eine große Zahl von Waffen, Schmuckſtücken und auch von Tongefäßen, die derart an prähiſtoriſche Formen in Europa erinnern, daß ein unmittelbarer Zuſammenhang zwiſchen dieſen beiden Kulturkreiſen in einer ſehr frühen Vorzeit ſchon heute als nahezu geſichert erſcheint — wenn auch die ſtringenten Beweiſe für dieſe Annahme wohl erſt von ſyſtematiſchen Ausgrabungen zu erwarten ſein dürften, an denen es bisher auf weſtafrikaniſchem Boden noch faſt völlig mangelt.

Einſtweilen wird für ſehr viele Einzelheiten im materiellen Beſitz der Afrikaner die Frage noch offen bleiben müſſen, inwieweit ſie bodenſtändig ſind oder entlehnt und übertragen. Weſentlich leichter wird dieſe Entſcheidung naturgemäß für die ſehr viel komplizierteren Erſcheinungen aus dem Bereiche der geiſtigen Kultur. So iſt es auf den erſten Blick klar, daß eine große Zahl von Erzählungen der Swahîli arabiſchen und indiſchen Urſprungs ſind; man kann ihre Quellen unmittelbar in „Tauſend und eine Nacht" und im Pantſchatantra nachweiſen; aus dieſem letzteren iſt ſogar die Art der Einſchachtelung einer Erzählung in eine andere direkt übernommen, und die zuerſt von Steere mitgeteilten Swahîli-Erzählungen von dem Eſel des Wäſchers ſtimmen bis auf die letzten Einzelheiten mit dem Beginn des vierten Buches des Pantſchatantra überein.

Eine der wichtigſten, zugleich aber ſchwierigſten Fragen der afrikaniſchen Völkerkunde betrifft ſchließlich das Verhältnis der Bantu zu den eigentlichen Negern in Ober-Guinea. Somatiſch ſtehen ſich beide Gruppen ſo nahe, daß die Unterſchiede manchmal ganz verwiſcht erſcheinen und oft mehr gefühlt als exakt definiert werden können. Die Löſung dieſes ſchwierigen Problems wird nur von den Sprachforſchern zu erwarten ſein, und ſchon jetzt ſcheint den ſcharfſinnigen Unterſuchungen von Meinhof und Weſtermann der Nachweis gelungen, daß, was die Bantu von den Guinea-Negern trennt, im weſentlichen auf hamitiſchen Einfluß zurückgeht. Von hamitiſchen Stämmen iſt aber — wenn wir von der ganz oberflächlichen arabiſchen Schicht abſehen — auch der ganze Nordrand von Afrika bewohnt, und ebenſo gehören auch die alten Bewohner der Kanariſchen Inſeln, vor allen die Guanchen von Tenerife, in denſelben Kreis. Mit dieſen ſtimmen aber die Menſchen der paläolithiſchen Cromagnonraſſe von Frankreich und die Basken in der Schädelform auf das merkwürdigſte überein, ſo daß hier eine feſte Brücke zwiſchen Afrika und Europa geſchlagen erſcheint. So bildet die Erforſchung der hamitiſchen Wanderungen und Zuſammenhänge eine der wichtigſten und ſchönſten, freilich auch ſchwierigſten Aufgaben der Völkerkunde.

Südſee.

Nicht ganz ſo verwickelt, aber immer noch ſchwierig genug liegen die Verhältniſſe in der Südſee. Da haben wir zunächſt die Polyneſier, die vor allem ſprachlich, aber auch in ihren anatomiſchen Eigenſchaften und in ihrem materiellen Beſitz ſich als eng untereinander verwandt erweiſen, obwohl ſie räumlich ſehr weit zerſtreut ſind. Wir haben Polyneſier von Neu-Seeland im Weſten bis nach Hawaii im Norden und im Oſten bis faſt an die Weſtküſte von Amerika reichend, bis nach Rapanui, der Oſterinſel, dieſer wirklichen ultima Thule der Südſee. Überall da wird ein und dieſelbe Sprache geſprochen, die, wenn ſie auch dialektiſch vielfach ſtark auseinandergefallen iſt, doch ihre abſolute Einheit und Einheitlichkeit nirgends verkennen läßt. Weniger groß allerdings iſt die Übereinſtimmung in den phyſiſchen Eigenſchaften. Da, wo der Polyneſier ſich einigermaßen rein von fremdem Blute erhalten konnte, iſt er hell, ſchlichthaarig und kurzſchädelig, dabei auch nach unſeren Begriffen in der Regel äſthetiſch ſchön, was ſchon die großen Seefahrer des 18. Jahrhunderts zu ihrem Leidweſen immer wieder von neuem erfahren mußten, indem ihre Matroſen in Scharen deſertierten und es vorzogen, auf dieſen paradieſiſch ſchönen Inſeln bei ihren ſchönen und liebenswürdigen Eingeborenen zu bleiben, anſtatt zu dem ſkorbutbringenden Salzfleiſch ihrer Schiffe zurückzukehren.



Signaltrommel aus Ambrym, Neu-Hebriden. Photo J. W. Lindt, Melbourne.

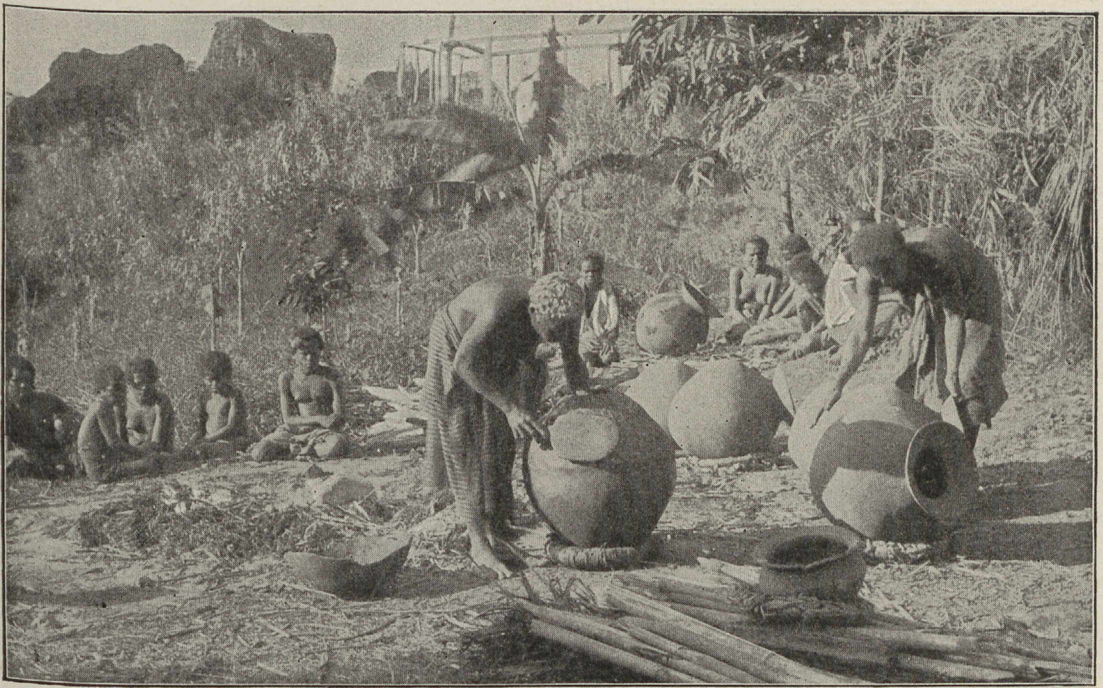
Völlig unterſchieden von dieſen Polyneſiern ſind die ganz dunklen Menſchen, die man gewöhnlich als Melaneſier zuſammenfaßt. Sie ſind negerhaft dunkel, ausgeſprochen kraushaarig, langſchädelig, häufig prognath, manchmal ſogar mit faſt ſchnauzenartig vorſpringendem Kaugerüſt. Sprachlich ſind dieſe Melaneſier durch eine ans Unglaubliche grenzende Zerklüftung

Frauen von den Gilbert-Inſeln (Südſee). Nach einer photographiſchen Aufnahme.

ausgezeichnet, derart, daß auf Neu-Guinea z. B. die Sprache eines Dorfes oft nur in zwei oder drei Nachbardörfern verſtanden wird und jede Art von direkter Verſtändigung zwiſchen weiter voneinander entfernten Gebieten oft völlig unmöglich iſt. Gleichwohl fangen wir in den letzten Jahren an, auch für alle dieſe melaneſiſchen Sprachen das Gemeinſame und die verwandten Beziehungen kennen zu lernen, ſo daß ſich ſchon gegenwärtig mit einiger Wahrſcheinlichkeit annehmen läßt, daß wir im weſentlichen es nur mit zwei oder drei melaneſiſchen Sprachgebieten zu tun haben. Somatiſch zerfallen die Melaneſier in mindeſtens zwei große Gruppen, deren Abgrenzung freilich ſehr ſchwierig und einſtweilen noch völlig unſicher iſt. Keinesfalls iſt ſie ſo einfach, wie man noch vor etwa zehn Jahren ſich vorſtellte, als man mit der Trennung von Oſt- und Weſtmelaneſiern alles Erreichbare erreicht zu haben glaubte. Eine weitere Aufgabe iſt die nähere Erforſchung einer alten, zwerghaft kleinen Unterſchicht, die allem Anſcheine nach jetzt noch vielfach ſprachlich zur Geltung kommt, wenn ſie auch ſomatiſch an vielen Orten nur durch Miſchlinge, nicht mehr durch Individuen reiner Raſſe vertreten iſt. Wenn aus einzelnen wenigen, bisher überhaupt bekannten Skelettknochen ein Schluß erlaubt iſt, würden wir z. B. für die Admiralitäts-Inſeln, von denen jetzt nur Menſchen von etwa Durchſchnittsgröße bekannt ſind, auch Pygmäen annehmen müſſen, die an Größe hinter den afrikaniſchen noch weit zurückbleiben. Ein in der Berliner Sammlung befindlicher Humerus mißt nur 24,8 cm und läßt auf ein Skelett ſchließen, das vielleicht nur 130 oder 132 cm hoch war.

So ſehr nun aber die negerhaft dunklen Melaneſier, was die äſthetiſche Wirkung ihres Körpers anlangt, hinter den hellen Polyneſiern zurückſtehen, ebenſoſehr überragen ſie ſie an Kunſtfreude und an Geſchick zu reichgeſchnitzten und bemalten Bildwerken. Wo immer wir wirkliche und hochentwickelte Kunſtübung bei Polyneſiern finden, da hat es ausnahmslos auch den Anſchein, als ob melaneſiſche Blutmiſchung vorläge und als ob gerade dieſer neben der dunkleren Haut, dem längeren Schädel und dem krauſeren Haar auch die größere Kunſtfertigkeit zu danken wäre.

In früherer Zeit pflegte man den Polyneſiern und Melaneſiern als dritten gleichberechtigten Zweig auch die Mikroneſier anzugliedern, alſo vor allem die Bewohner der Karolinen ſowie der Gilbert- und Marſhall-Inſeln. Wir wiſſen heute, daß Mikroneſien zunächſt

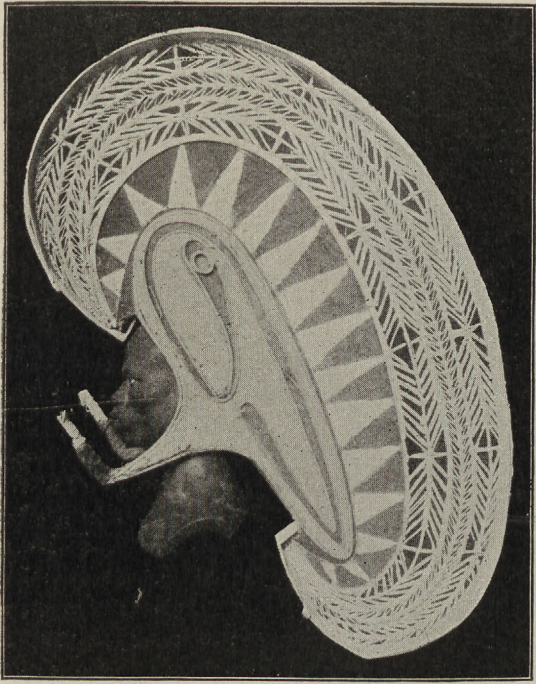


Töpferei der Eingeborenen auf den Fidſchi-Inſeln (Südſee). Nach einer photograph. Aufnahme.

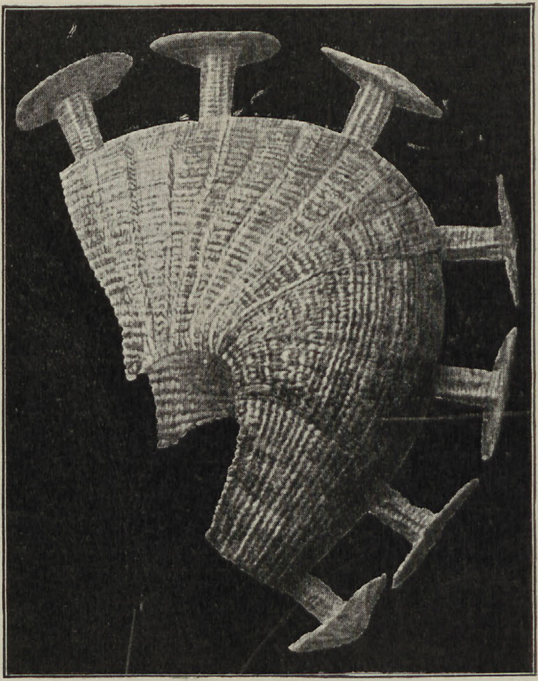
nur ein geographiſcher Begriff iſt. Sprachlich und vor allem auch ſomatiſch erweiſen ſich die Bewohner dieſer mikroneſiſchen Inſelwelt nicht ſelten entweder als reine Polyneſier oder als reine Melaneſier, oft auch als Miſchlinge zwiſchen dieſen beiden Raſſen. Ganz beſonders lehrreich ſind in dieſer Beziehung die Verhältniſſe auf Nauru, wo helle und dunkle, lang- und kurzſchädelige, kraus- und ſchlichthaarige Ozeanier ſich vermutlich ſchon ſeit ſehr vielen Jahrhunderten miteinander vermiſchen, und wo trotzdem immer noch die beiden Grundtypen ſich noch ſo weit rein erhalten haben, daß vielleicht ein Viertel der Bevölkerung melaneſiſch, ein anderes Viertel rein polyneſiſch ausſieht und nur etwa die Hälfte der Leute allerhand Miſchtypen zeigt. In den letzten Jahren freilich ſind auch Neger und leider auch große Mengen von chineſiſchen Kulis nach Nauru gebracht worden, ſo daß da die urſprünglichen Verhältniſſe der Inſel ſehr bald völlig verſchwinden werden.

Gemeinſam iſt allen Bewohnern der ozeaniſchen Inſelwelt, von den Bergſtämmen im Innern der größeren Inſeln natürlich abgeſehen, eine außerordentliche Entwicklung der Schiffahrt, des Schiffbaues und der Fiſcherei. Vom kleinen Einbaum angefangen, der nur eine Perſon faßt, bis zu ganz großen Fahrzeugen, die hundert und mehr Krieger und Ruderer aufnehmen können, finden ſich alle Größen vertreten, und ebenſo finden wir, wenigſtens auf einzelnen Inſelgruppen, auch große Doppelkähne und vor allem Auslegerboote von einer geradezu raffinierten Technik. Sehr häufig iſt bei dieſen der eigentliche Schiffskörper zwar ſehr lang, aber außerordentlich ſchmal, oft kaum einen Meter breit bei einer Länge von 20 m und darüber; die ganze Bemannung hält ſich dann dauernd auf der Brücke

Fadenſpiel auf Nauru.
Photo von Frau Landeshauptmann Brandeis.

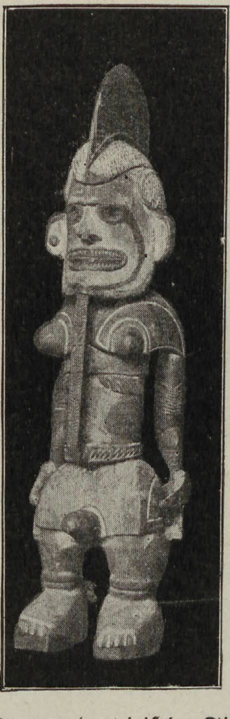


Helm aus Neu-Irland.



Helm aus Hawaii.

auf, die das Boot mit dem großen Ausleger verbindet, während in dem eigentlichen Schiffskörper nur ab und zu ein paar Leute tätig ſind, um das allenfalls eingedrungene Waſſer auszuſchöpfen. Sehr häufig iſt, der Auslegerbrücke entſprechend, auch auf der anderen Seite des Bootes eine Plattform ausgebaut, die nicht ſelten eine gedeckte Hütte trägt; ſelbſt zweiſtöckige Aufbauten kommen ab und zu ſowohl auf gewöhnlichen Auslegerbooten als wie auf Doppelkähnen vor.

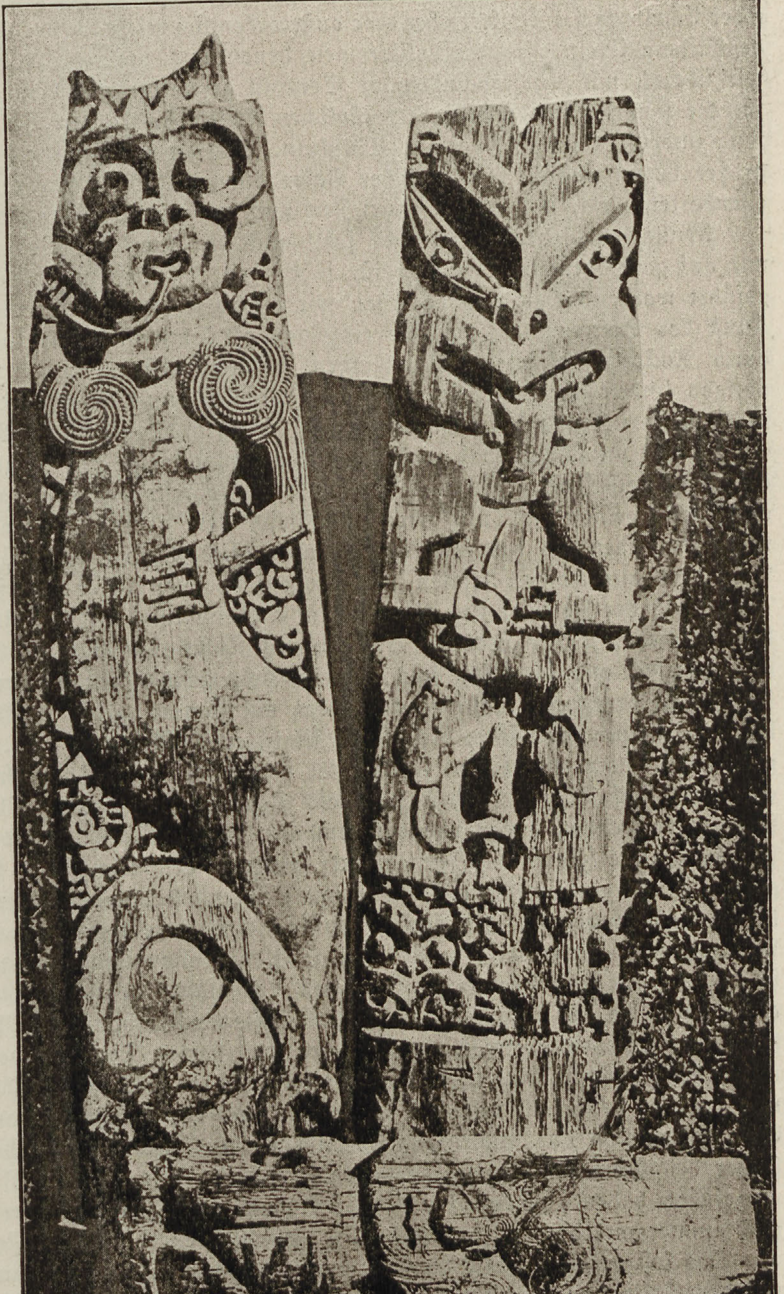


Hermaphroditiſche Figur aus Neu-Irland, zum Ahnenkult gehörig.

Bei dieſer hohen Entwicklung des Schiffbaues ſind auch größere Seefahrten von einer Gruppe zur anderen ſicher ſchon in ſehr früher prähiſtoriſcher Zeit unternommen worden, und auch die überall vorhandenen Mythen knüpfen regelmäßig an ſolche Fahrten an. Die erſten Beſiedelungen der Inſeln ſind oft genug wohl unfreiwillig geweſen; es iſt ja von vornherein anzunehmen, daß einzelne Fiſcherboote und auch ganze Flottillen von ſolchen nicht ſelten, von Wind und Wellen abgetrieben, nach einem fremden Geſtade gelangten. Die neuere Geſchichte von Ozeanien kennt über hundert beſtimmte Nachrichten von ſolchen Fällen. Am häufigſten ſind die Berichte über Boote, die irgendwo in Mikroneſien abgetrieben waren und nach den Philippinen verſchlagen wurden. Jetzt werden die Verſchlagenen meiſt auf europäiſchen Schiffen in ihre Heimat zurückgebracht, aber man kennt nicht wenige Fälle, in denen die Eingeborenen ganz energiſch jede europäiſche Hilfe ablehnten und ohne weiteres erklärten, den guten Wind abwarten und dann mit ihrem eigenen Fahrzeug und aus eigener Kraft wieder nach der alten Heimat zurückgelangen zu wollen. Fälle, in denen Eingeborene monatelang in ihrem kleinen Kahn auf hoher See ausgehalten haben, ſind vielfach überliefert; freilich mögen die anderen Fälle, in denen ſie ſchließlich an Erſchöpfung zugrunde gegangen oder durch Sturzſeen vernichtet wurden, ſehr viel häufiger ſein;

immerhin ſind die nautiſchen Kenntniſſe der meiſten Ozeanier jedenfalls ſehr groß und achtunggebietend. Die lange Dauer einzelner Irrfahrten wird freilich nur durch die Möglichkeit verſtändlich, mit Zuhilfenahme von Mattenſegeln uſw. häufig Regenwaſſer auffangen zu können, und durch den Fiſchreichtum, der die oft genug wohl nur ſpärlichen Lebensmittelvorräte immer wieder zu erneuern geſtattet. Mehrfach ſind übrigens aus Ozeanien wirkliche Konſerven bekannt, vor allem von den Marſhall-Inſeln, wo getrocknetes Taro-Pulver luft- und waſſerdicht und ſtark komprimiert in vielfachen Hüllen von Pandanusblättern verpackt wird, die mit Bindfaden aus Kokosfaſern verſchnürt ſind. Dieſe Konſerven haben manchmal die Größe einer Erbswurſt, es gibt aber auch viel größere, und es ſind ſolche von einem Meter Länge und darüber bekannt. Geradezu bewundernswert aber ſind die Seekarten, die aus dünnen Stäben zuſammengebunden werden und auf den Marſhall-Inſeln ihre höchſte Entwicklung gefunden haben. Da gibt es ſolche, die genau wie eine moderne europäiſche Karte alle Inſeln der Gruppe in ihrer richtigen Lage und Entfernung angeben, und andere, die, gleichfalls dem nautiſchen Unterricht dienend, rein ſchematiſch Windrichtungen, Dünung uſw. aufweiſen.

Gemeinſam iſt ferner allen Ozeaniern das abſolute Fehlen jeder Metalltechnik; nur nach dem Weſten von Neu-Guinea iſt vielleicht ſchon in früherer Zeit ab und zu einmal ein kleines Stückchen Eiſen von Indoneſien her gelangt, aber ſonſt werden eiſerne Werkzeuge und Geräte erſt jetzt von den Europäern nach Ozeanien gebracht, oft ſogar in ausgezeichneter Qualität, und beſonders Beile



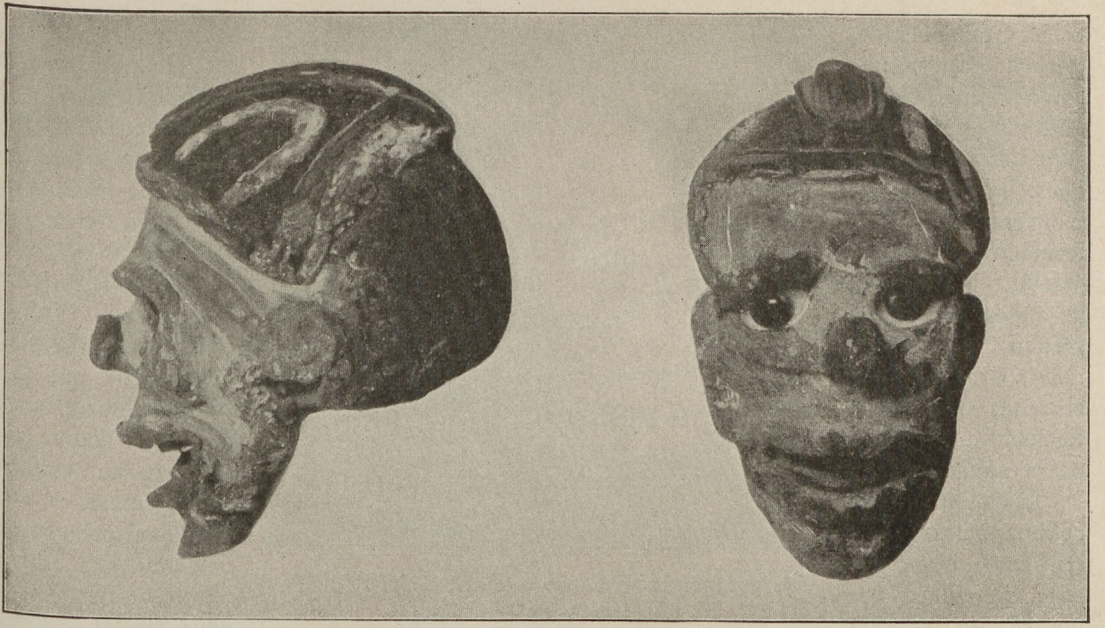
Alte Holzſchnitzwerke der Maori auf Neu-Seeland.
(Der Typus der Seejungfrau iſt auch aus Indien bekannt.)

werden auf manchen Gruppen nur in allermodernſten Formen geſchätzt, ſo daß ältere Formen, wie ſie für unſeren europäiſchen Haushalt eigentlich noch die Regel bilden, auf manchen Südſeeinſeln keinen Tauſchwert haben und zurückgewieſen werden. Dem urſprünglichen Fehlen jeder Eiſentechnik entſpricht aber eine außerordentlich reiche Verwendung von Surrogaten. Schön geſchliffene Steinbeile, die vollkommen denen aus unſeren Pfahlbauten entſprechen, finden wir überall mit bewundernswerter Sorgfalt geſchäftet und beim Haus- wie Kanoe-Bau und für die ſonſtigen Bedürfniſſe des täglichen Lebens überall in Verwendung. Aber auch Werkzeug und Geräte aus Knochen, Muſcheln, ſcharfen Steinſplittern und ſpitzen Zähnen ſind in großer Mannigfaltigkeit in täglicher Anwendung. Auch die großen Schnitzwerke, oft aus faſt eiſenhartem Holz, ſind in der alten Zeit nur mit metalloſen Geräten hergeſtellt worden!

Ähnlich wie jede Metalltechnik fehlt auch die Kunſt des Webens faſt überall in Ozeanien; nur auf ganz wenigen Gruppen iſt, ſicher von Indoneſien her, ein primitiver Webſtuhl eingeführt worden, aber auch da ſehen wir oft zwar jetzt die Weberei entwickelt, aber ohne die Kunſt des Spinnens, ſo daß die einzelnen oft kaum mehr als ſpannenlangen Pflanzenfaſern durch Knüpfen miteinander verbunden werden müſſen, um längere Faden zu liefern. Im übrigen finden wir ſonſt gewebte Zeuge reichlich erſetzt durch eine großartige Entwicklung des Mattenflechtens und durch Rindenzeuge, die durch Klopfen von Baumbaſt hergeſtellt werden. Es iſt nicht unmöglich, daß dieſe Technik urſprünglich in Indien zu Hauſe iſt und von da ſich einerſeits nach Indoneſien und Ozeanien ausgebreitet hat und andrerſeits nach der Oſtküſte von Afrika gelangt iſt, um dann allmählich den ganzen afrikaniſchen Kontinent zu durchwandern; jedenfalls hat aber in Ozeanien dieſe Technik ihre höchſte Entwicklung gefunden. Beſonders aus Hawaii kennen wir Rindenzeuge von ſchier unerſchöpflicher Mannigfaltigkeit, Zeuge von der Zartheit des allerfeinſten Seidenbatiſtes bis zu ſolchen von der Konſiſtenz und dem Ausſehen dicken Leders. Da und auf Tahiti hat ſich auch die Kunſt entwickelt, dieſe Rindenzeuge mit ſorgfältig aus hartem Holz geſchnitzten kleinen Druckſtempeln in bunten Farben zu verzieren, während beſonders auf Samoa große geſchnitzte oder aus Pandanusblättern zuſammengenähte, bemuſterte Matrizen in Gebrauch ſind, auf welche das Rindenzeug gelegt und dann mit einem Farbbeutel überſtrichen wird, ähnlich wie bei unſeren Bürſtenabzügen. Auf Tahiti wurden zu Cooks Zeit ſogar natürliche Blätter und zarte Farne als Matrize verwendet, genau wie bei dem um 1860 in Wien „erfundenen" Naturſelbſtdruck. Die Fidſchi-Gruppe ſcheint die Heimat einer anderen Technik zu ſein, bei der das Rindenzeug in großen, meiſt geometriſchen Muſtern mit glänzenden dunklen Lackfarben bemalt wird. In den letzten Jahrzehnten hat die Einfuhr europäiſcher gewebter Stoffe die alte Rindenzeugtechnik faſt vollſtändig verdrängt; ſo gehören z. B. die alten Rindenzeuge von Tahiti und Hawaii ſchon heute zu den großen Koſtbarkeiten der ethnographiſchen Muſeen. Anderswo hat ſich die Technik bis auf den heutigen Tag noch ſiegreich erhalten; ſo hallen in Samoa noch jetzt die Täler von dem taktmäßigen Schlagen der harten Tapahämmer wider, das von weitem wie unſer Dreſchen klingt. Hier werden ab und zu noch große Prunkſtücke von 15 m Länge und darüber hergeſtellt und hier laſſen ſich auch europäiſche und amerikaniſche Damen richtige Sommertoiletten aus Rindenzeug anfertigen. Auch die einheimiſchen Frauen ſind auf Samoa bisher bei ihrem Rindenzeug geblieben, wenn ſie auch ſchon ſeit Jahrzehnten die Nähmaſchine eingeführt haben, ſo daß die jetzt üblichen, recht geſchmackloſen Jacken, Röcke uſw. zwar noch immer aus dem alten Rindenzeug beſtehen, aber mit der Maſchine genäht ſind.

Das faſt vollſtändige Fehlen einer eigenen textilen Technik hängt in der Südſee vielleicht mit der Seltenheit geeigneter Pflanzenfaſern zuſammen. Zwar liefert die Hülle der Kokosnuß ein ganz unvergleichliches Material für dickere Bindfaden, Schnüre und Taue, und ebenſo beſitzt Neu-Seeland in ſeinem Phormium tenax ein Faſermaterial, das ſich längſt ſchon auch den europäiſchen Markt erobert hat und von großer Bedeutung für den Welthandel geworden iſt, aber ſonſt ſtehen den Ozeaniern faſt überall nur wenige oder minderwertige Pflanzenfaſern zur Verfügung, ſo daß vielfach Menſchenhaar zu Schnüren, Gürteln, Schmuckſtücken und Verzierungen aller Art verwendet wird.

Neben dem gänzlichen Fehlen der Metalle und neben der räumlich ſo ſehr geringen Verbreitung der Weberei iſt für die meiſten Gruppen der Südſee auch das Fehlen jeder Art von

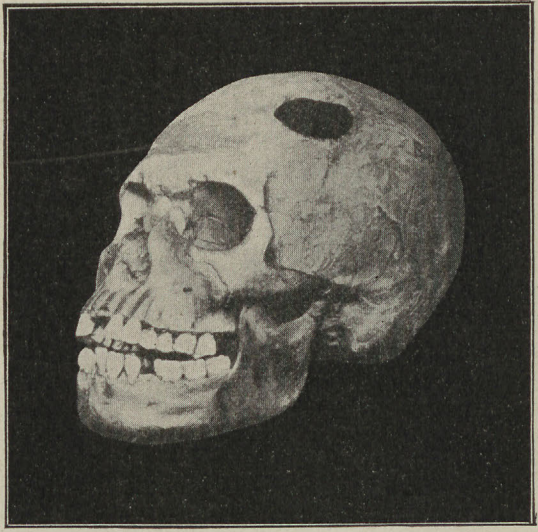


Präparierter Schädel eines Verſtorbenen aus Neu-Irland.

Keramik bemerkenswert. Auf Fidſchi allerdings, ſowie auf einigen Plätzen von Neu-Guinea werden große und ganz vorzügliche Töpfe hergeſtellt, die z. T. auch richtige Markt- und Handelsware bilden, aber ſonſt iſt die Keramik im allgemeinen in der Südſee eine überaus ſeltene Kunſt. Um ſo reichlicher haben ſich da überall Surrogate entwickelt, entweder kunſtvoll geſchnitzte und manchmal reich verzierte Gefäße, oft, wie auf den Admiralitätsinſeln oder ab und zu in Mikroneſien, von ungeheurer Größe, ſo daß bei feſtlichen Gelegenheiten Hunderte von Perſonen aus einer einzigen ſolchen Schüſſel bewirtet werden können; anderswo gibt man für den täglichen Gebrauch Kalebaſſen und anderen Kürbisgefäßen den Vorzug, wiederum anderswo verſteht man Schüſſeln und Schalen zu flechten und ſie durch Überzug mit harzartigen Maſſen dicht zu machen. Solche Gefäße ſind neuerdings beſonders von der Admiralitätsgruppe bekannt geworden, in vollendeter Technik und bis zu Größen, die hinter denen einer europäiſchen Badewanne nicht zurückbleiben. So ſehen wir überall in der Südſee zwar techniſche Errungenſchaften fehlen, die bei uns und für den oberflächlichen Betrachter als am Anfang einer jeden Kulturentwicklung ſtehend gelten, und ohne die geſittetes Leben für manchen unmöglich erſcheinen möchte — aber wir ſehen dieſen Mangel durch bewundernswürdige und in jeder Beziehung vollwertige Surrogate erſetzt.

Die Ernährung der Eingeborenen iſt heute eine vorwiegend vegetabiliſche und in erſter Linie auf Taro, Kokosnuß und Brotfrucht geſtellt. Fleiſchnahrung iſt auf den meiſten Inſeln oft nur den Feſttagen vorbehalten; auch für dieſe iſt es eine Dreizahl, die hauptſächlich zu nennen iſt: Schwein, Hund, Huhn. Das Schwein der Ozeanier wird in der Regel als Papuaſchwein beſtimmt; ſeine Geſchichte und Herkunft iſt noch in völliges Dunkel gehüllt, wobei freilich feſtſteht, daß ein nicht geringer Teil der heutigen Schweine in der Südſee von europäiſchen Tieren abſtammt, die ſchon ſeit den Zeiten der erſten Entdeckungsreiſen abſichtlich ausgeſetzt worden waren. Auch über den ozeaniſchen Hund gehen die Anſichten der wenigen Autoren, die ſich überhaupt mit ihm beſchäftigt haben, noch auseinander. Es ſcheint, daß er ſeinen nächſten Verwandten in Indien hat; jedenfalls gilt ſein Fleiſch vielfach in Polyneſien als ein beſonderer Leckerbiſſen, und auch ſeine Eckzähne bilden neben den Eberhauern das geſuchteſte Material für Körperſchmuck aller Art. Das Huhn ſcheint aus Indoneſien eingeführt.

Der Mangel gebrannter Tongefäße macht ſich in der Küche der Ozeanier nirgends bemerkbar. Waſſer wird überall leicht und einfach in Holz- und Kürbisgefäßen durch Einwerfen heißer Steine bis zum Sieden erhitzt, und heiße Steine dienen auch in der Regel zum Kochen des Fleiſches. Selbſt ganze Schweine werden in wenigen Stunden gar gekocht, indem man ſie erſt in abgebrühte Bananenblätter hüllt und in Erdlöcher legt, die ganz mit heißen Steinen ausgekleidet und angefüllt werden.


Trepanierter Schädel aus Neu-Britannien.

Tabak und alkoholiſche Getränke ſind erſt durch die Europäer eingeführt; dafür iſt ein anderes Genußmittel, die Kawa, ſpeziell für die Polyneſier typiſch und von ihnen allmählich auch zu manchen anderen Ozeaniern übergegangen. Kawa wird aus der Wurzel von Piper methysticum gewonnen; früher wurde die in Stücke geſchnittene und getrocknete Wurzel durch Kauen im Munde zerkleinert, auf einigen Inſelgruppen von Mädchen, auf anderen von Knaben; immer wurde der ſo gewonnene Extrakt in ſchön geſchnitzte Schalen geſpuckt, mit Waſſer verdünnt, durchgeſeiht und in feierlicher Weiſe, die nur mit dem Teezeremoniell in Japan verglichen werden kann, und mit peinlicher Beobachtung der Rangordnung den Gäſten kredenzt. Heute iſt mit dem Verfall der alten Sitten auch das Kauen der Kawa größtenteils verſchwunden, und man zerkleinert die Wurzeln zwiſchen Steinen oder mit einem europäiſchen Reibeiſen, aber das alte Zeremoniell iſt noch in der Regel beibehalten. Die noch immer ſehr verbreitete Angabe, Kawa ſei ein alkoholiſches Getränk, iſt irrig. Die Zeit, die zwiſchen dem Zerkleinern der trockenen Wurzel und dem Genuſſe liegt, iſt viel zu kurz, als daß man nur entfernt an irgendeine Art von alkoholiſcher Gärung denken könnte; hingegen iſt durch die Unterſuchung von Lewin feſtgeſtellt, daß die Kawawurzel ein Alkaloid enthält, das Kawain, das in ſeinem chemiſchen Aufbau und in ſeiner phyſiologiſchen Wirkung große Ähnlichkeit mit dem Kokain hat.

Im Anſchluſſe an die Ozeanier müſſen hier noch die Bewohner des kontinentalen Neu-Holland genannt werden. Sie ſind ſehr kulturarm, in raſchem Ausſterben begriffen und politiſch völlig bedeutungslos, dafür aber wiſſenſchaftlich intereſſanter als wohl irgendwelche andere primitive Stämme. Negerhaft dunkel, langſchädlig und ſehr prognath, unterſcheiden ſie ſich von den Negern beſonders durch ihr nicht krauſes, ſondern nur welliges Haar, durch oft ſehr ſtarken Bartwuchs und durch mächtige Brauenwülſte. Im Norden, beſonders in der Nähe von Neu-Guinea ſind ſie ab und zu mit Melaneſiern vermiſcht, ſonſt ſtellen ſie wohl eine recht einheitliche Gruppe dar. Rindenkähne, Botenſtäbe, der Bumerang und die bei verſchiedenen Stämmen ſehr verſchieden gearbeiteten Wurfhölzer zum Schleudern von Speeren ſind die wichtigſten Stücke aus ihrem materiellen Beſitze, während ihre geiſtige Kultur beſonders durch eine ungemein verwickelte Bezeichnung der Verwandtſchaftsgliederung charakteriſiert erſcheint.

Die Anlage von Reliefnarben wird in Neu-Holland bis zu ganz extremen Graden geübt. Beſonders der Rumpf und die Schultern werden mit oft fingerdicken langen Wülſten „verziert". Rätſelhaft iſt noch immer die mika genannte Operation, bei der eine künſtliche Hypoſpadie erzielt wird. Man bringt ſie jetzt mit perverſen Praktiken in Zuſammenhang, hat aber die frühere Annahme, es handle ſich um einen raffinierten Eingriff zur dauernden Verhinderung der Konzeption, noch nicht ganz aufgegeben, obwohl behauptet wurde, daß den Neu-Holländern jede Kenntnis des Zuſammenhanges zwiſchen Kohabitation und Konzeption abginge.

Die alten Bewohner von Tasmanien ſind ausgeſtorben. Trotz der großen Nähe von Neu-Holland waren ſie mit den Auſtraliern nicht unmittelbar verwandt. Sie müſſen zu den Melaneſiern geſtellt werden.

Amerika.

Auch eine ganz knappe ethnographiſche Skizze der neuen Welt muß mit einer ſtatiſtiſchen Feſtſtellung beginnen. Die Geſamtbevölkerung der beiden amerikaniſchen Kontinente ſchätzte A. v. Humboldt 1825 auf

13 Millionen Weiße,
9 „ Indianer,
6 „ Neger,
6 „ Miſchlinge aller Art
34 Millionen;

75 Jahre ſpäter konnte man von

80 Millionen Weißen
10 „ Indianern
10 „ Negern,
37 „ Miſchlingen
137 Millionen

ſprechen; heute dürfte die Geſamtbevölkerung des Doppelkontinents rund 150 Millionen betragen, von denen etwa 86 Millionen, alſo ſehr viel mehr als die Hälfte, allein auf die Vereinigten Staaten entfallen; aber auch in dieſen kommen heute nur 9 Menſchen auf den qkm, während die Bevölkerungsdichte für ganz Amerika auf nur rund 3 Menſchen für den qkm anzuſetzen iſt. Wie wenig das iſt, ergibt ſich am beſten aus dem Vergleiche mit Europa mit ſeiner mittleren Bevölkerungsdichte von 40. Während in Deutſchland 112, in Großbritannien 133, in den Niederlanden 154 und in Belgien ſogar 227 Einwohner auf den qkm kommen, beträgt dieſe mittlere Dichte in Braſilien kaum 2 und in den ſüdlich von Braſilien gelegenen Ländern im ganzen noch nicht $^{1}/_{10}$.

Schon allein dieſe nüchternen Zahlen geben eine Vorſtellung von der Zukunft des Erdteils. Amerika iſt, von Norden nach Süden betrachtet, ſehr viel länger als die alte Welt, aber auch an der breiteſten Stelle nicht halb ſo breit wie Aſien. Da die klimatiſchen Gebiete im großen und ganzen zonenförmig angeordnet ſind, bedingt das allein ſchon einen reicheren Wechſel des Klimas für Amerika, das ja tatſächlich aus dem arktiſchen Gebiete im Norden bis tief hinunter in die kalte gemäßigte Zone des Südens reicht. Die größere Nähe der Meere bedingt außerdem einen weiteren unſchätzbaren Vorteil gegen Aſien: das Zurücktreten der Wüſtenbildung. Vor allem aber iſt es die glückliche Verteilung der großen Gebirgsketten, die Auftürmung der Anden und Kordilleren ausſchließlich im Weſten, durch die reichliche und regelmäßige Niederſchläge für den ganzen Doppelkontinent geſichert ſind, in dem nur ein ganz ſchmaler weſtlicher Streifen im Windſchatten liegt. Dadurch vor allem ſind die großen ſchiffbaren Ströme bedingt, mit denen verglichen auch die größten Flußſyſteme der alten Welt klein und unbedeutend erſcheinen.

Für den Politiker alſo muß Amerika mit ſeinem noch heute ſo gut wie jungfräulichen Boden und ſeinen ſchier unermeßlichen Mineralſchätzen wirklich als das Land der unbegrenzten Möglichkeiten erſcheinen und als ein Land von einer Zukunft, für die es heute kaum noch erſt die Möglichkeit einer wirklichen Schätzung gibt; aber auch für den Ethnographen liegen da Probleme vor, wie kaum ſonſt auf der ganzen Erde.

Es liegt in der Natur der Sache, daß wir uns an dieſer Stelle mit der weißen Bevölkerung von Amerika am wenigſten zu befaſſen haben werden, obwohl ſie an ſich numeriſch weit überwiegt und natürlich auch an politiſcher und ſozialer Bedeutung die anderen Gruppen unendlich übertrifft; immerhin ſei auch hier darauf hingewieſen, wie in Nordamerika unter den Weißen Leute engliſcher und deutſcher Abſtammung überwiegen, im Süden Leute romaniſcher Abſtammung; beſonders in den Vereinigten Staaten ſtammen vier Fünftel der weißen Bevölkerung von Engländern, Iren, Schotten, Deutſchen und Skandinaviern ab und repräſentieren nun den Yankee-Typus, den wir ja alle kennen, oder wenigſtens zu kennen glauben —; denn darüber iſt man bisher noch nicht ins Reine gekommen, ob es ſich bei ihm wirklich um anatomiſche Veränderungen handelt oder, wie manche denken, weſentlich um Äußerlichkeiten, die mit der Haltung, Tracht, Kleidung uſw. zuſammenhängen. Man hat früher geglaubt, und es gibt Autoren, die heute noch auf dieſem Standpunkt ſtehen, daß in Amerika die Nachkommen europäiſcher Einwanderer im Laufe von wenigen Generationen unter den Einflüſſen der neuen Umwelt anatomiſche Eigenſchaften annehmen, die ſie den Indianern annähern; das iſt in dieſer Faſſung zweifellos gänzlich unrichtig; aber auf der anderen Seite zeigt die tägliche Erfahrung und der allgemeine Eindruck, daß tatſächlich der typiſche Yankee anders ausſieht als ſein Vetter in der alten Heimat. Auch die nähere Unterſuchung und ſorgfältige anthropologiſche Maſſenaufnahmen beſtätigen das. Wenn man aus genauen Meſſungen von tauſend Yankees und, ſagen wir, tauſend Engländern die arithmetiſchen Mittel berechnen und ſo den Unterſchied zwiſchen den beiden Typen aus der Sphäre der Gefühle in die der nüchternen Zahlen rücken würde, dürfte man aber immer noch nicht darauf rechnen, wie es allerdings die meiſten Menſchen tun, damit einen ziffernmäßigen Ausdruck für den Einfluß einer neuen Umwelt auf einen Menſchentypus gewonnen zu haben; man würde bei einer derartigen Betrachtung einen ſehr weſentlichen Faktor überſehen haben, das iſt die Möglichkeit, daß die Auswanderer ſchon an ſich in ihren ſomatiſchen Eigenſchaften von dem Gros der in der Heimat Zurückbleibenden unterſchieden ſind. Nirgendwo gibt es ja in Europa eine einheitliche und in ihren anatomiſchen Eigenſchaften unvermiſchte Geſellſchaft, und ſo wird man damit rechnen müſſen, daß die Auswanderer ſich nicht nur pſychiſch von den Zurückbleibenden unterſcheiden — denn das tun ſie, ſonſt würden ſie nicht auswandern —, ſondern auch in ihren körperlichen Eigenſchaften. Was man alſo vergleichen muß, ſind nicht etwa Engländer mit Yankees, ſondern das ſind die Einwanderer mit ihren Nachkommen. Derartige Unterſuchungen ſind bisher im großen Maßſtabe nur von Franz Boas und ſeinen Schülern unternommen worden; ihre Ergebniſſe liegen noch nicht abgeſchloſſen vor, werden aber zweifellos von großer und auch allgemeiner Wichtigkeit ſein.

Auch in Kanada ſprechen zwei Drittel der Bewohner engliſch und nur ein Drittel franzöſiſch; hingegen herrſchen in Braſilien die Nachkommen von Portugieſen, während ſonſt in Mittel- und Südamerika die Nachkommen von Spaniern am Ruder ſind und ihre Sprache zur herrſchenden gemacht haben. Daneben fängt in Argentinien neuerdings auch die italieniſche Einwanderung und mit ihr die italieniſche Sprache eine immer größere Rolle zu ſpielen an; überwiegend aber ſind es die Völker germaniſcher Abſtammung, die in Amerika die wirklichen Träger der unbegrenzten Möglichkeiten ſind, von denen oben die Rede war.

Im Gegenſatz zu dieſer lichtvollen Zukunft ſteht das Schickſal der dunklen Raſſe in Amerika. Nur ganz oberflächliche Menſchen können die Bedeutung überſehen, die die Negerfrage ſchon heute für Amerika hat, und beſonders für die Vereinigten Staaten erblicken denkende Politiker in ihren dunklen Mitbürgern eine ernſte und dauernde Gefahr, nicht nur für die ſozialen Verhältniſſe und für die Demokratie, ſondern überhaupt für den Beſtand der Union. Es gibt Autoren, die in den Negern nicht nur einen Pfahl im Fleiſche der Vereinigten Staaten, ſondern den Nagel zu ihrem Sarge erblicken! Niemand kann heute wiſſen, ob die alten Angaben aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts von nur 5 oder 6 Millionen Schwarzen in Amerika richtig ſind, oder ob ſich nicht damals eine ſehr große Zahl von ihnen der Zählung entzogen hat, aber daß in den letzten Jahrzehnten die Anzahl der Neger im allgemeinen und auch im beſonderen in den Vereinigten Staaten ſtändig zugenommen hat, iſt eine Tatſache, der ſich niemand verſchließen kann, und noch beunruhigender iſt die ſtändige Zunahme der Miſchlinge. Jedenfalls leben heute in den Vereinigten Staaten neben 74 Millionen Weißen ſchon 10 Millionen Neger und 2 Millionen Mulatten, und es iſt vollkommen klar, wie dieſe ungeheure Maſſe ſich fortwährend noch weiter vermehrt, nicht durch Zuzug von außen, wie die weiße Bevölkerung, ſondern allein nur aus ſich ſelbſt heraus.

Urſprünglich mögen es immerhin zum Teile menſchliche Abſichten geweſen ſein, die zuerſt, ſchon bald nach der Entdeckung Amerikas, zur Einfuhr afrikaniſcher Arbeiter geführt haben, ſehr bald aber wurde dieſe angebliche und anſcheinende Humanität nur zum Deckmantel für die allerbrutalſten Greuel, und ebenſo iſt bekannt, wie die Negerfrage auch die Veranlaſſung zu dem Bürgerkriege geworden iſt, der in den Jahren 1861—1864 die Union verwüſtete, und ſicher irren diejenigen, die ſich der Hoffnung hingeben, daß mit dieſem Kriege und dem ihm folgenden Frieden die Negerfrage nun auch wirklich für die Vereinigten Staaten irgendwie zur Löſung gekommen ſei.

Die Aufhebung der Sklaverei hat der großen Maſſe der amerikaniſchen Neger zwar eine Art von Freiheit gebracht, ſie aber ſonſt im alten Elend belaſſen und ſie nur eines feſten Haltes beraubt, der ihnen um ſo nötiger war, als die Stammesorganiſationen in der alten Heimat mit ihren durchaus autokratiſchen Regierungsformen der Entwicklung individuellen Denkens und jedem perſönlichen Fortſchritte ſeit Jahrtauſenden immer hemmend entgegengetreten waren. So wurde Freiheit und politiſche Gleichberechtigung ganz plötzlich Leuten zuteil, von denen unter Hunderttauſenden kaum Einer die ſittliche Kraft hatte, auf eigenen Füßen zu ſtehen. Die unmittelbare Folge war eine überaus traurige, und noch heute zeigt ſich in der Union ein ſtetes Anſchwellen der Kriminalität der Neger, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die große Maſſe der intellektuell und vor allem moraliſch minderwertigen Farbigen eine immer zunehmende Gefahr und eine wahre Peſt für die heranwachſende weiße Jugend bildet.

Im Norden allerdings, in dem gegenwärtig nur rund 1 Million Farbige leben, ſcheint dieſe Frage zunächſt weniger brennend; anders im Süden mit ſeinen 9 Millionen Negern; da gibt es mehr als hundert Counties, in denen das Verhältnis von Schwarzen und Weißen wie 2:1 iſt, und darunter mindeſtens fünf Counties mit dem Verhältnis von 7:1. Aber noch ſehr viel beunruhigender iſt die ſtändige Zunahme von Miſchlingen, deren Zahl in den Vereinigten Staaten jetzt ſchon rund 2 Millionen beträgt. Alle dieſe Leute ſind dem Geſetz nach dem Weißen völlig gleichgeſtellt, während ſie tatſächlich von der Mehrzahl ihrer weißen Mitbürger nicht nur für durchaus minderwertig gehalten, ſondern geradezu verachtet und gemieden werden wie räudige Hunde! Das iſt ein Zuſtand, der an ſich und vor allem in einem, wenigſtens der Form nach, freien und demokratiſch regierten Lande ganz unhaltbar erſcheint. Zu ſeiner Abhilfe werden natürlich allerhand Mittel vorgeſchlagen. Die einen verlangen Änderung der Verfaſſung und Einrichtungen, welche die farbige Bevölkerung für immer und prinzipiell von allen politiſchen Rechten ausſchließen, andere gehen noch weiter und fordern die Repatriierung der Farbigen nach Weſtafrika, etwa nach Liberia, andere wollen die Philippinen zur zukünftigen Heimat der amerikaniſchen Neger gemacht wiſſen. Dabei ſagen uns dieſe Leute allerdings nicht, wie das geſetzgeberiſch gemacht werden kann und auch nicht, wie man es techniſch fertig bringen könnte, zehn oder zwölf Millionen Menſchen mehr oder weniger gegen ihren Willen aus einem Lande zu entfernen, das ſeit Jahrhunderten ihre zweite Heimat geweſen iſt. Solchen ebenſo rohen als unüberlegten Vorſchlägen gegenüber möchte man an eine ſcherzhafte Epiſode aus der älteren britiſchen Kolonialgeſchichte erinnern: Da war ein Gouverneur Arthur in Tasmanien, der den kühnen Plan gefaßt hatte, den Reibungen zwiſchen den Eingeborenen und den Koloniſten dadurch ein Ende zu machen, daß er, vom Nordoſtufer der Inſel ausgehend, durch ein ungeheures Keſſeltreiben, zu dem die ganze weiße Bevölkerung aufgeboten war, die Eingeborenen nach einer kleinen Halbinſel im Südoſten treiben wollte, wo ſie dann interniert und durch eine große Mauer von der übrigen Inſel abgeſchloſſen werden ſollten. Das Ergebnis dieſes „black war“, deſſen Andenken auch heute noch, nach drei Generationen, im Lande nicht ganz erloſchen iſt, war ein der Originalität des Planes vollkommen entſprechendes: Ein kleiner Junge fand ſich ſchließlich als einziger Gefangener vor den Reihen der Weißen, alle anderen Eingeborenen waren durch die Maſchen des Netzes hindurchgeſchlüpft. So würde natürlich auch irgend ein Verſuch, die amerikaniſchen Neger zu repatriieren oder nach den Philippinen zu verpflanzen, ſchon an ſeiner rein techniſchen Schwierigkeit ſcheitern. Außerdem aber würde er notwendig mit einer geradezu grotesken Halbblutriecherei verknüpft werden müſſen. Miſchlinge in der erſten oder zweiten Generation natürlich würde man unſchwer als ſolche erkennen und als Farbige ausweiſen, aber ſchon in der dritten Generation kann unter Umſtänden, wenigſtens bei einzelnen Individuen, jede Spur dunklen Blutes verſchwunden ſein. In vielen Fällen würde die Exekutive dann in die angenehme Lage kommen, von richtigen Geſchwiſtern die einen als Miſchlinge auszuweiſen, die anderen als unverdächtig im Lande zu belaſſen. Tatſächlich kennt man ſchon heute aus dem Norden eine ganze Anzahl von Fällen, in denen blonde und blauäugige Eltern, die ſelbſt gar keine Ahnung davon hatten, daß ſich ein farbiges

Element in ihrer Aszendenz befunden, und die auch ſelbſt ſchon helle und ganz unverdächtige Kinder gehabt hatten, mit einem Male von einem dunklen Säugling überraſcht wurden. Für den anthropologiſch geſchulten Fachmann ſind ſolche Fälle von Rückſchlag ebenſowenig auffallend, wie etwa für den Tierzüchter, der mit dem Atavismus und der Vererbung latenter Eigenſchaften als einer ganz ſelbſtverſtändlichen Erſcheinung zu rechnen gewohnt iſt. Ich kenne einen gut beglaubigten derartigen Fall, in dem die Eltern ſich gezwungen ſahen, ein ſolches Kind einfach wegzugeben und auswärts unterzubringen, um ihren anderen Kindern und ſich ſelbſt ihre ſoziale Stellung zu erhalten.

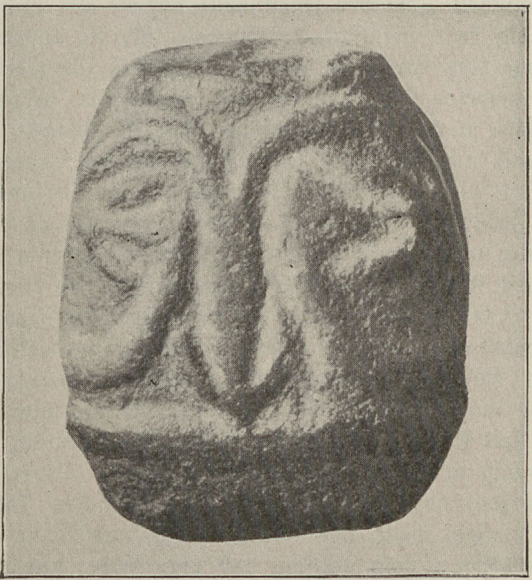
Demgegenüber ſcheint jetzt im Norden eine andere Richtung Boden zu gewinnen, die verlangt, daß jede Schranke zwiſchen hell und dunkel fallen ſoll, und daß die 12 Millionen Farbigen der Union einfach von den 74 Millionen Weißen aufgeheiratet werden ſollen, in ähnlicher Weiſe etwa, wie manche Leute bei uns annehmen, daß die Juden allmählich aufgeheiratet werden würden. Das letztere liegt ja ſicher nicht außer dem Bereich der Möglichkeit; wir ſehen ja ſchon jetzt, wie unſere jüdiſchen Freunde, wenigſtens in den großen Hauptſtädten, ſchon in der vierten oder fünften Generation ihren Nachbarn völlig aſſimiliert werden, und wir wiſſen, wie viele von unſeren ganz hervorragenden chriſtlichen Landsleuten mehr oder weniger jüdiſches Blut in ihren Adern haben.

Gegoſſene Metallplatte aus Tiahuanaco.

Die Geſetze der Vererbung würden es allerdings mit ſich bringen, daß auch nach Jahrtauſenden einer abſoluten Promiskuität zwiſchen 400 Millionen Europäern auf der einen und 8 Millionen Juden auf der anderen Seite doch nicht etwa jeder dann lebende Menſch genau 1:50 jüdiſches Blut hätte, ſondern wir würden auch dann noch immer mit einer gewiſſen Anzahl von Individuen rechnen müſſen, die den alten Typus vollkommen treu und unverfälſcht bewahrt haben und ihrerſeits auch wieder auf ihre Nachkommen vererben. Auch dies würde ſicher einen ſehr annehmbaren Zuſtand darſtellen, — aber ſoll man im Ernſte daran denken, daß eine abſolute Promiskuität zwiſchen 74 Millionen Weißen und den 12 Millionen Farbigen der Union ein ähnliches erfreuliches Ergebnis haben könnte? Selbſt wenn man annimmt, daß ſich die weiße Bevölkerung aus ſich ſelbſt und vor allem durch Zuzug aus Europa ſehr viel mehr vermehren wird als die ſchwarze, ſo würden wir doch ſchließlich zu einem Zuſtand kommen, in dem jeder Durchſchnitts-Yankee etwa ein Achtel oder ein Zehntel Negerblut haben würde, mit der Ausſicht, ab und zu einmal mit einem Sprößling erfreut zu werden, der ſo dunkel iſt wie irgend ein Halbblut. Natürlich wird die hiſtoriſche Entwicklung ſchließlich einen Weg gehen, der zwiſchen dieſen Extremen liegt, aber niemand kann heute vorausſagen, welches dieſer Weg eigentlich ſein wird. Mit einiger Sicherheit iſt nur vorauszuſehen, daß die Anzahl der Miſchlinge in der nächſten Zeit fortwährend und in immer ſteigenden Proportionen zunehmen wird. Über die moraliſchen und geiſtigen Eigenſchaften der Miſchlinge urteilen jetzt allerdings die Fachleute ganz anders wie die Laien. Für die letzteren gilt ja noch immer das Dogma: Gott habe die weißen und die ſchwarzen Menſchen erſchaffen, der Teufel aber die Miſchlinge. Daß aus der Verbindung eines verlumpten und vertrunkenen Europäers mit einer auf dasſelbe Niveau herabgeſunkenen Farbigen Kinder hervorgehen werden, die auf den Höhen der Menſchheit zu wandeln berufen ſind, wird man freilich nicht leicht erwarten können, aber von vornherein iſt doch ſicher nicht einzuſehen, warum Miſchlinge zwiſchen moraliſch und hygieniſch einwandfreien

Eltern nicht ebenfalls in jeder Beziehung einwandfrei ſein ſollen. Jedenfalls ſpricht die tägliche Erfahrung in der Union für alles andere als für die abſolute Minderwertigkeit der Miſchlinge. Man kennt Hunderte und Tauſende von Miſchlingen, die nicht nur in ihren Kreiſen mit Recht das höchſte Anſehen genießen, ſondern denen auch der beſchränkteſte Weiße ſeine Anerkennung nicht verſagen kann. Auch der weniger Gebildete bei uns hat ſicher ſchon von Booker Waſhington gehört, der zweifellos zu unſeren hervorragendſten Zeitgenoſſen gehört; für den oberflächlichen Betrachter freilich gelten alle dieſe Miſchlinge als Neger, einfach, weil ſie im Gefühl des Volkes und in der amtlichen Statiſtik als Farbige erſcheinen.

Von welchem Standpunkte aus immer aber die Negerfrage in Amerika betrachtet wird, ſtets erſcheint ſie uns als ein düſteres Problem, dem bisher nur wenige Menſchen auch eine Lichtſeite abgewinnen konnten. Zu dieſen gehört Felix Adler, dem ich hier in meinen Ausführungen über die amerikaniſchen Neger vielfach gefolgt bin, und deſſen philanthropiſche Ethik ihn allerdings zu einer wohlwollenden Beurteilung der Neger ganz beſonders qualifiziert. Er verweiſt u. a. auf die 700000 Heimſtätten Farbiger, auf das Kapital, das ſie angeſammelt haben, und vor allem auf die Zunahme wirklichen Familienſinnes unter den Negern, „wo die Tugend und die Heiligkeit häuslicher Sitten eine ebenſo ſichere Stätte haben, wie in den Häuſern der Angelſachſen“. Jedenfalls kann die einzige einigermaßen erfreuliche Löſung der Frage nur auf dem Wege der Erziehung und durch die Schule gefunden werden. Jeder denkende Weiße in der Union ſollte ſich ſagen, daß der ſicherſte Weg, ſeine eigenen Nachkommen vor der Schädigung und Befleckung durch Farbige zu ſchützen, der ſei, dieſe Farbigen ſelbſt moraliſch und kulturell zu heben. Aber einſtweilen vermögen ſich nur ſehr wenige Weiße auf einen ſolchen höheren Standpunkt zu ſtellen; für die große Maſſe von ihnen iſt der Farbige noch immer ein Gegenſtand der Verachtung und des Haſſes, und ſo gedankenlos iſt dieſe Maſſe, daß ſie gegenwärtig die wichtigſte ihrer nationalen Pflichten in dem Schreien über die gelbe Gefahr zu erkennen glaubt, ohne zu ahnen, daß in den großen ſozialen und Lohnkämpfen einer nahen Zukunft die 12 Millionen einheimiſcher und politiſch gleichberechtigter Neger und Miſchlinge eine ſehr viel wichtigere Rolle ſpielen müſſen, als die fremden Japaner und Chineſen.



Steinerne Mörſerkeule in der Form eines menſchlichen Kopfes. Oma Suyu, Escoma.

Dieſem wichtigen ſozialen Problem gegenüber haben die vorkolumbiſchen Ureinwohner des Landes, die Indianer, heute nur eine ganz untergeordnete politiſche Bedeutung. In Mexiko und vielfach auch in Südamerika bilden Indianer und Miſchlinge weitaus die Hauptmaſſe der Bevölkerung, anderswo ſind ſie in verſchwindender Minderzahl oder, wie vielfach in den Vereinigten Staaten, auf Reſervationen beſchränkt. In manchen Gebieten bereits ausgeſtorben oder im Ausſterben begriffen, halten ſie ſich in anderen ungefähr im Gleichgewicht, überall aber werden ſie jetzt ſorgſam ſtudiert. Beſonders die großen alten Kulturen in Yukatan, in Mexiko, in Peru und in Kolumbien rücken immer mehr in den Vordergrund allgemeinen Intereſſes, aber auch die auf einer weniger hohen Stufe ſtehen gebliebenen Indianer ſind noch lange nicht erſchöpfend unterſucht.

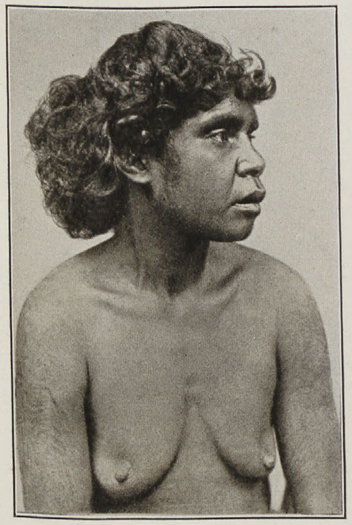
Wie für Afrika, ſo hat man früher auch für Amerika eine völlig einheitliche Urbevölkerung angenommen. Die älteren Reiſenden heben faſt einſtimmig hervor, wie von Alaska und von der Gegend der großen Seen an bis hinab nach Patagonien ein ganz einheitlicher Typus vorherrſche, und wie in der vorkolumbiſchen Zeit der ganze Doppelkontinent von einer durchaus homogenen Raſſe bewohnt geweſen ſein müſſe. Zweifelhaft erſchien damals nur, ob dieſe alte Bevölkerung in Amerika autochthon geweſen oder über die Behringſtraße und die Kette der Alëuten eingewandert ſei. Heute iſt die Annahme einer autochthonen Urbevölkerung gänzlich aufgegeben; ſie würde erfordern, daß die Bewohner, und mit dieſen auch die Kultur der alten Welt aus der neuen ſtammen, oder daß der Prozeß der Menſchwerdung ſich öfter vollzogen hat, und daß der amerikaniſche Menſch ſich aus einem ganz anderen Vorfahren entwickelt hat als der der alten Welt. Beides iſt unhaltbar. Aber auch daß Amerika ausſchließlich nur von dem äußerſten Nordoſten von Aſien her bevölkert worden, kann heute nicht mehr aufrecht erhalten werden. Zwar iſt der materielle Beſitz und die geiſtige Kultur der Stämme dies- und jenſeits der Behringſtraße genau derſelbe, und auch in ihren phyſiſchen Eigenſchaften ſind die aſiatiſchen und die amerikaniſchen Behring-Völker ſich bis zum Verwechſeln ähnlich, aber die meiſten amerikaniſchen Indianer ſehen ganz anders aus und ſind auch unter ſich ſo verſchieden, daß notwendig ſehr mannigfache Wurzeln für ſie angenommen werden müſſen. In dieſem Zuſammenhange darf daran erinnert werden, daß ſchon lange vor Kolumbus kühne Islandfahrer in Amerika geweſen ſind, und daß ſehr viele Fälle bekannt ſind, in denen japaniſche und chineſiſche Schiffe nach der Neufundland-Küſte verſchlagen wurden. Ebenſo landete 1731 in Trinidad eine Barke mit fünf oder ſechs Mann, die bei Tenerife vom Sturm ergriffen und ſchließlich vom Paſſat bis nach Weſtindien geführt worden war. Solche Fälle haben ſich ſicher ſchon ſeit den früheſten prähiſtoriſchen Zeiten, ſolange es nur irgend eine Art von Küſtenſchiffahrt gab, immer wieder von neuem ereignet, und ebenſo beſtehen zweifellos allerhand Beziehungen zwiſchen Polyneſien und Südamerika, die in der erſtaunlichen Ähnlichkeit mancher Typen (vgl. Abb. S. 60, Frauen von den Gilbert-Inſeln, die Frauen von Zentral-Braſilien zum Verwechſeln gleichen) und ebenſo in zahlreichen Übereinſtimmungen in den Nahrungspflanzen und im materiellen Beſitz (Poncho = tiputa, Knotenſchnüre uſw.) zum Ausdruck kommen.

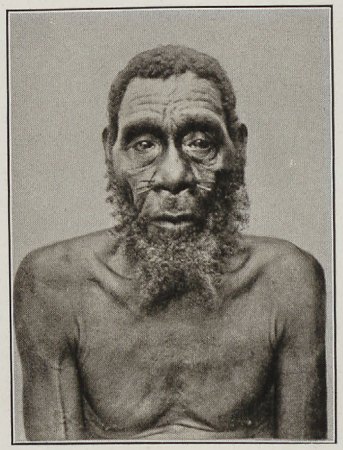
Vor allem aber muß man bedenken, daß auch in Amerika, wie bei uns, die Exiſtenz des Menſchen in ſehr frühe Zeit hinaufreicht, in eine geologiſche Periode, in der Waſſer und Land auf unſerer Erde noch völlig anders verteilt war, als heute. Unter dieſen Umſtänden wird es uns nicht wundern dürfen, daß wir unter den amerikaniſchen Indianern lang- und kurzſchädlige, flach- und hochnaſige, helle und dunkle, große und kleine Leute finden, und wir werden höchſtens darüber erſtaunt ſein müſſen, daß man früher nur die wenigen, den meiſten Indianern gemeinſamen Züge hervorgehoben hat und nicht die vielen trennenden.

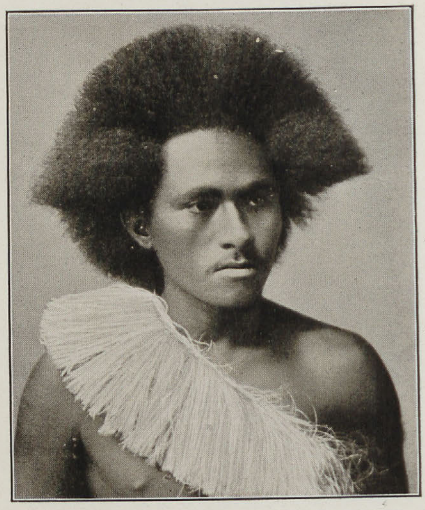
Sehr viel Aufklärung und reicher Gewinn iſt hier noch von der vergleichenden Sprachforſchung zu erwarten und ebenſo auch von der genauen Prüfung der beiden Erdhälften gemeinſamen Mythen und Fabeln. Weniger lohnend dürfte ſich ſchließlich der Vergleich des materiellen Beſitzes geſtalten. Daß wir auch in Amerika den Okeanos und das Hakenkreuz (卐) finden, eine großartig entwickelte Gobelin = haute lisse = Kilim-Technik, prachtvolle Terrakottafiguren und eine ſehr hochſtehende Keramik mit Lackfarben, figuralen und anderen Darſtellungen und Verzierungen ſo gut wie irgendwo in den alten Mittelmeerländern, iſt längſt bekannt, aber für unſer Problem einſtweilen nicht direkt zu verwerten — man wird vielleicht niemals mit Sicherheit feſtſtellen können, was von all dieſen Dingen da oder dort als Elementargedanke ſelbſtändig entſtanden ſein kann und was notwendig durch Übertragung von einem Erdteil zum andern gelangt ſein muß.

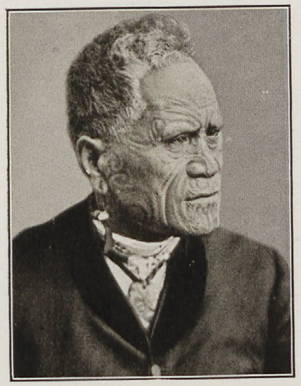
Aſien.

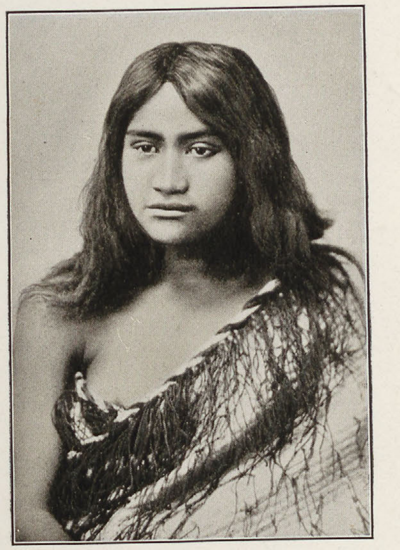
Die Behandlung der aſiatiſchen Völker wird naturgemäß mit den Raſſen in Oſtaſien beginnen, wo wir, beſonders auf dem Boden des chineſiſchen Reichs eine wenigſtens äußerlich und zunächſt politiſch kompakte Maſſe von vielleicht nahe an 400 Millionen Menſchen haben. Wenn dieſe gemeinhin auch als anatomiſch einheitlich betrachtet wird, ſo erſcheint ſie bei näherem Eingehen allerdings als durchaus nicht wirklich homogen. Zwar iſt die große Mehrzahl aller Chineſen gleichmäßig brünett, ſchlichthaarig, kurzköpfig und ſchmalnaſig, aber bei näherem Zuſehen findet man doch ganz außerordentlich große ſomatiſche Unterſchiede zwiſchen ihnen.

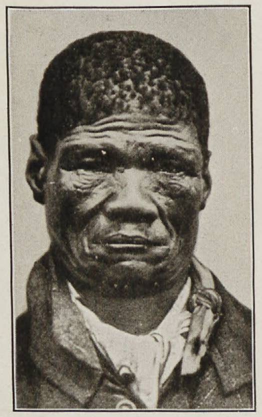

1.

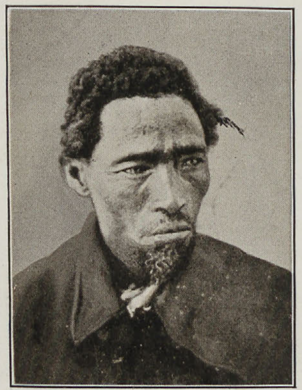

2.

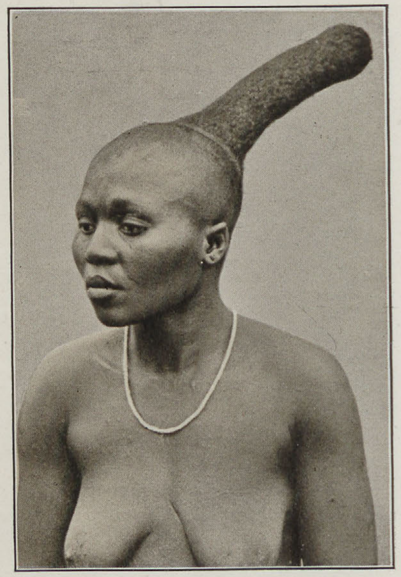

3.

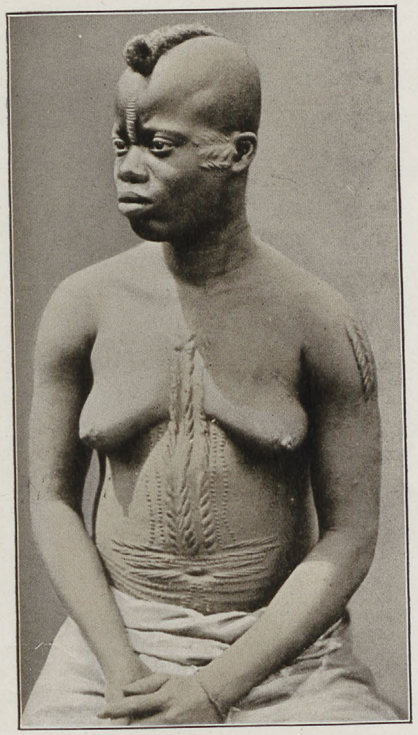

4.

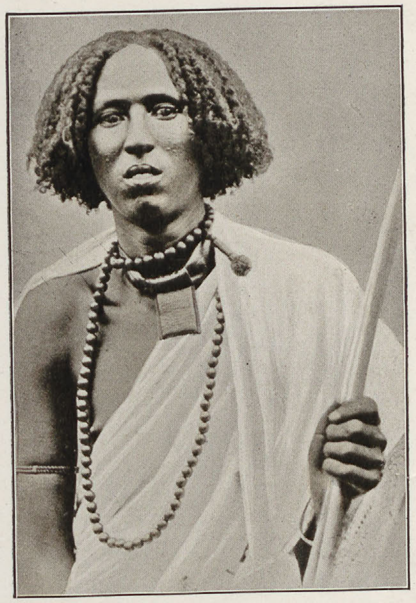

5.

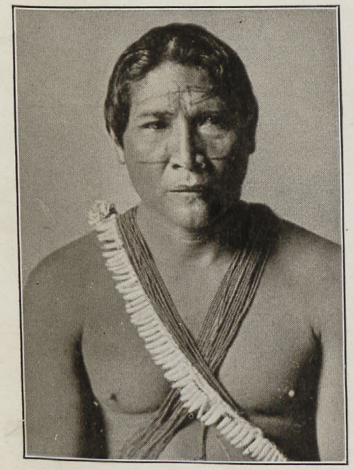

6.

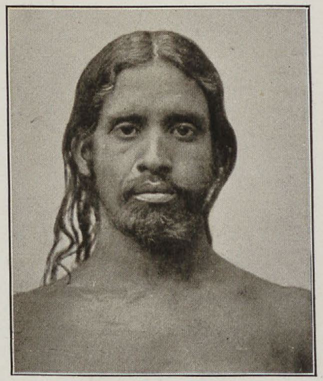

7.

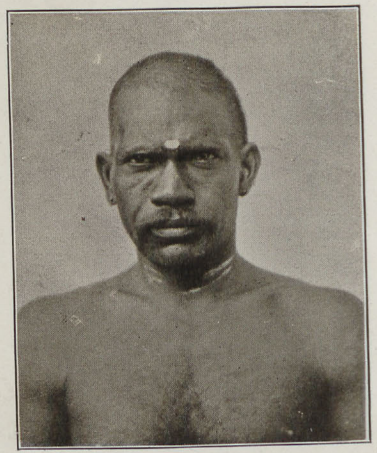

8.


9.

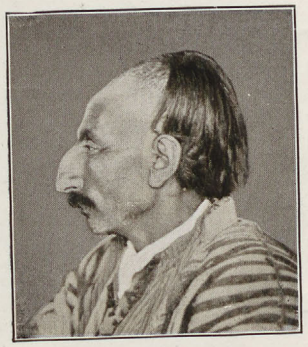

10.


11.


12.


13.

14.


15.

Einige menschliche Typen.

1. Frau aus New-South-Wales. 2. Mann aus Neu-Britannien. 3. Mann v. d. Fidschi-Inseln. 4. und 5. Maori. 6. Buschmann. 7. Hottentotte. 8. Zulu-Frau. 9. Wangata-Frau (Kongo). 10. Somal-Mann. 11. Mann aus franz. Guayana. 12. Singhalese. 13. Tamil. 14. Ainu. 15. Armenier.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

Dies kann auch in keiner Weiſe erſtaunlich erſcheinen, da einerſeits zahlreiche Vermiſchungen mit fremden Elementen ohne weiteres durch die äußeren Verhältniſſe bedingt ſind, und nachdem andrerſeits auch die große räumliche Ausdehnung des chineſiſchen Reichs ſchon an ſich die Entwicklung verſchiedener Typen fördert. Man braucht ſich nur darüber klar zu werden, wie im Norden chineſiſches Gebiet große Ländermaſſen erreicht, in denen im Winter das Queckſilber in der Thermometerkugel erſtarrt, und die auch im Sommer nur ſelten eisfrei werden, und wie im Süden chineſiſcher Einfluß bis mitten in die Tropen hineinreicht.

Noch ungleich mehr vermiſſen wir den Mangel an einem wirklich einheitlichen Typus in dem China benachbarten japaniſchen Inſelreich; da finden wir rund 50 Millionen Menſchen, die nur dem Laien und nur bei ganz oberflächlicher Betrachtung einen einigermaßen homogenen Eindruck machen. In der Tat wiſſen wir jetzt, wie ſie aus chineſiſchen, mongoliſchen, koreaniſchen, malaiiſchen Ainu- und anderen Elementen ſich zuſammenſetzen, und wie trotz Jahrhunderte und teilweiſe Jahrtauſende ſchon andauernder fortwährender Vermiſchung die urſprünglichen Typen immer noch auseinander zu halten ſind.

Ebenſo groß, aber zurzeit noch weniger ſtudiert, iſt das Raſſengemenge in Indoneſien, dem großen im Südoſten von Aſien ſich erſtreckenden Inſelreich, das heute größtenteils holländiſcher Kolonialbeſitz iſt. Neben den eigentlichen Malaien, die für große Teile von Borneo, Sumatra, Java, Celebes und auch für die Mehrzahl der kleineren Inſeln die Hauptmaſſe der Bevölkerung bilden, aber auch in ſich durchaus nicht homogen ſind, kennen wir zahlreiche andere Stämme in Indoneſien, die, wenigſtens was ihre Sprache und ihre phyſiſchen Eigenſchaften angeht, mit jenen Malaien nicht das allergeringſte zu tun haben. Mehr und mehr beginnen wir jetzt, neben der im allgemeinen vorgeſchritteneren Küſtenbevölkerung, Bergſtämme von primitiverer Kultur kennen zu lernen, und da und dort kennt man jetzt auch ſchon Reſte einer ganz dunklen Urbevölkerung von auffallend kleiner Statur, unter denen, dank den Unterſuchungen der beiden Saraſin, beſonders die Toala auf Celebes uns näher bekannt geworden ſind.

Ähnlich kleine, dunkle Urſtämme ſind auch die Negritos auf den Philippinen, die Orang-ſakai auf der Halbinſel Malakka und andere, teilweiſe kaum eben erſt dem Namen nach bekannt gewordene Völkerſplitter. Ganz beſonders die Negritos der Philippinen ſind den innerafrikaniſchen Pygmäen zum Verwechſeln ähnlich, ſo daß vergleichende Studien, die eben erſt eingeſetzt haben, mit geſpannter Erwartung zu begrüßen ſind.

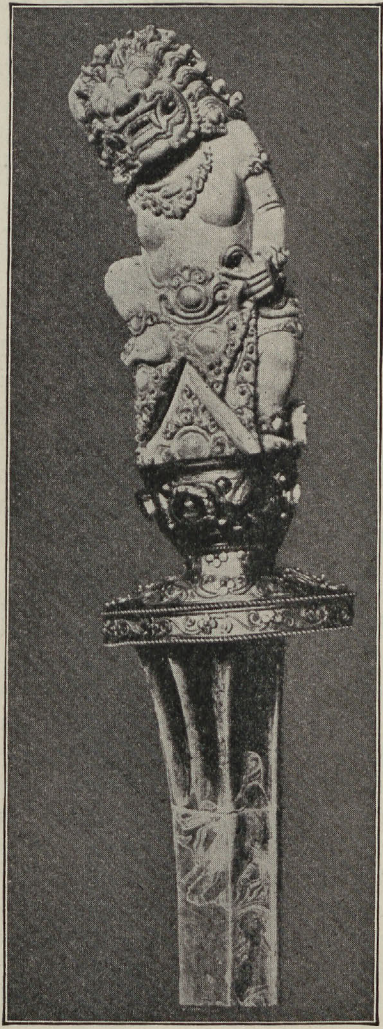
Verhältnismäßig gleichartig erſcheint die Bevölkerung in den ungeheuren, Europa nahezu an Größe übertreffenden Landſtrecken, die heute größtenteils franzöſiſcher Kolonialbeſitz ſind und gemeinhin unter dem Namen „Indochina“ zuſammengefaßt werden.

Im eigentlichen Indien, d. h. in Vorderindien, haben wir zunächſt rund 2 Millionen einer ganz dunklen, ausgeſprochen langſchädeligen und faſt kraushaarigen Raſſe, zu der vor allem die verſchiedenen Kolh-Stämme gehören, die auch durch beſonders geringe materielle Kultur ausgezeichnet ſind. Ganz dunkel ſind da auch die rund 30—35 Millionen zählenden drawidiſchen Völker mit Tamil-, Teluku- und verwandten Sprachen. Über 200 Millionen anderer Inder pflegt man, weil ſie ariſche Sprachen reden, heute oft auch wirklich als „Arier“ zu bezeichnen; aber nach dem, was ich oben über das Verhältnis von Sprache und Raſſe geſagt habe, iſt es wohl überflüſſig, auch jetzt wiederum im einzelnen auszuführen, daß es ſich hier nur um Leute handeln kann, die einer ſeit langer Zeit bodenſtändigen und anſcheinend den drawidiſchen Stämmen verwandten Bevölkerung angehören, die zu irgendeiner, uns gegenwärtig nicht mit Sicherheit bekannten Zeit ariſche Sprachen angenommen haben. Hiſtoriſch greifbar iſt uns eine ſolche Beeinfluſſung Indiens durch ariſch redende Völker erſt ſeit dem 6. vorchriſtlichen Jahrhundert. Seit dieſer Zeit ſehen wir zunächſt aus den großartigen Prunkinſchriften achämenidiſcher Herrſcher, wie perſiſcher Einfluß und perſiſche Herrſchaft allmählich in Indien vordringen. Bekannt iſt dann auch der große Alexander-Zug, der makedoniſche und griechiſche Heerſcharen bis an die Ufer des Indus führte, und ebenſo iſt uns noch aus dem 7. nachchriſtlichen Jahrhundert eine große Einwanderung richtiger Perſer nach Indien überliefert. Es war nach der Schlacht bei Nachauband 640 n. Chr., in welcher das alte Perſertum endgültig vom Iſlâm niedergeworfen wurde, als große Maſſen von Anhängern der alten Religion des Zoroaſter die mohammedaniſch gewordene Heimat verließen, um ſich in Indien anzuſiedeln. Die heutigen Parſi ſind die Nachkommen jener Auswanderer. Sie haben anatomiſch den Typus der heutigen Perſer, ſind aber noch immer ſtarre Anhänger der altperſiſchen Feuerreligion, was ſie nicht hindert, ungewöhnlich geſchäftskluge Kaufleute zu ſein und faſt unermeßliche Vermögen aufzuſpeichern, ſo daß gerade die Parſi heute zu den reichſten Leuten, nicht nur in Indien, ſondern in der ganzen Welt, gehören.

Weiter ſind auf indiſchem Boden die 40 Millionen Mohammedaner zu erwähnen, die von Unkundigen ſo häufig für Turkvölker gehalten werden. Natürlich gibt es unter dieſen Bekennern des Iſlâm tatſächlich ab und zu einmal ein einzelnes Individuum, das ſeinen Stammbaum wirklich mehr oder weniger rein und unverfälſcht auf einen Ahnen aus der Schar der türkiſchen Eroberer Indiens unter Dſchingis-khan zurückführen kann, aber ſolche Leute ſind wohl außerordentlich ſelten und kommen ziffermäßig unter jenen 40 Millionen wohl überhaupt kaum in Betracht. Bei dieſen handelt es ſich, genau wie bei den heute ariſche Sprachen redenden brahmaniſchen Hindu, um Nachkommen der Urbevölkerung, die größtenteils ja auch ihre alten oder ariſche Sprachen behalten haben, denen aber von jenen türkiſchen Eroberern der Iſlâm aufgezwungen worden iſt, ſo daß heute der König von England weſentlich mehr mohammedaniſche Untertanen hat, als der türkiſche Sultan.

Sehr viel wichtiger freilich als der Iſlâm iſt jetzt beſonders für Oſtaſien der auf indiſchem Boden anſcheinend ſchon im fünften vorchriſtlichen Jahrhundert aus rohen Anfängen entſtandene Buddhismus. Als Grundzug der Lehre Buddhas kann Sittenreinheit und werktätige Nächſtenliebe bezeichnet werden: „Wenn ein Menſch mir törichterweiſe unrecht tut, will ich ihm vergelten mit dem Schatze meiner Liebe. Je mehr Böſes von ihm kommt, deſto mehr Gutes ſoll von mir ausgehen.“ Von den rund 1500 Millionen heute auf der ganzen Erde lebenden Menſchen gehören rund 500 Millionen, alſo etwa ein Drittel dieſer Lehre an, während ein weiteres Drittel auf die Chriſten (und 8 Millionen Juden), der Reſt auf den Iſlâm und die verſchiedenen primitiveren Religionen entfällt.

Die Völkerkunde von Vorderaſien hat lange Zeit als ein ganz beſonders verwickeltes Thema gegolten, und einer der beſten Kenner des Orients, G. Roſen, hat ſogar einmal ausgeſprochen, daß zu den leider keine Löſung mehr verheißenden Problemen dasjenige der ethnographiſchen Verhältniſſe Kleinaſiens gehöre. Tatſächlich ſind Völker und Raſſen gerade in Vorderaſien heute in einer Weiſe durcheinander gemiſcht, wie vielleicht ſonſt nirgends auf der Erde; beſonders in den großen Städten herrſcht auch ein faſt unheimliches Sprachengewirr; ſo würde z. B. jemand, der ſich auch nur kurze Zeit auf der großen Brücke in Konſtantinopel aufhält, die von Pera und Galata zur Moſchee der Sultan-Valide in Stambul führt, leicht zwei Dutzend Sprachen und mehr an ſein Ohr klingen hören können. Osmanli-Türkiſch mit ſeinen vielen perſiſchen und arabiſchen Worten iſt ja zunächſt die allgemeine Umgangsſprache; daneben ſprechen die Leute vom Land und aus Kleinaſien einen ſehr viel reineren Turk-Dialekt. Araber, Griechen und Armenier, die ſo zahlreich überall in den Städten des vorderen Orients leben, ſprechen natürlich ihre eigenen Sprachen, ebenſo die Chaldäer, von denen man ab und zu einigen langhaarigen Prieſtern auch in Konſtantinopel begegnen kann. Deutſch, Engliſch, Franzöſiſch und Italieniſch kann man in Konſtantinopel natürlich jeden Augenblick hören, ebenſo das ſchöne alte Spaniſch, das ſich bei den Spaniolen (ſpaniſchen Juden) erhalten hat, und das „Jiddiſch“ der öſtlichen Juden. Die ſlaviſchen Sprachen ſind vorwiegend durch Ruſſiſch und Serbo-Kroatiſch vertreten, daneben wird man aber auch Bulgariſch nicht ſelten zu hören bekommen, ebenſo wie Rumäniſch und Albaneſiſch. Die Tſcherkeſſen, die ſeit der Eroberung des Kaukaſus durch die Ruſſen ſich über das ganze mohammedaniſche Vorderaſien verbreitet haben, reden alle ihre eigenen Dialekte und Sprachen, und ebenſo hört man überall Kurdiſch und Perſiſch ſowie, wenn man Glück hat, auch einige ſüdaſiatiſche Sprachen, vor allem Hindoſtani, Guzerati und Hindi, vielleicht ab und zu einmal auch etwas Zigeuneriſch. Dazu kommen dann noch, um die Verwirrung vollkommen zu machen, allerhand afrikaniſche Sprachen, vor allem die der ſchwarzen Diener und Eunuchen, die ſich hauptſächlich aus den oberen Nilländern rekrutieren, aber auch Swahîli, Hauſſa und Kanuri habe ich ſchon in Konſtantinopel gehört. Nur nach der Sprache alle dieſe Leute einzuteilen und zu klaſſifizieren, würde gänzlich ausſichtslos ſein. Sprache und Raſſe decken ſich im Orient ebenſowenig wie ſonſt irgendwo, und wie zweideutig z. B. die Bezeichnung „Türke“ iſt, kann man ſchon daraus erſehen, daß im Munde des vornehmen Osmanli das Wort „Türk“ die Bedeutung eines rohen und ungeſchliffenen Menſchen hat. Anderswo und beſonders in der europäiſchen Preſſe und von manchen Diplomaten wird das Wort Türke im Sinne von Mohammedaner gebraucht, und ſo ſprechen unſere Zeitungen z. B. mit Vorliebe von den „Türken“ in Bosnien und der Herzegowina, obwohl für dieſe doch ganz ſicher feſtſteht, daß ſie überwiegend die Nachkommen einer rein ſerbokroatiſchen Bevölkerung ſind, die erſt nach der Schlacht bei Koſſowopolje 1467 gezwungen wurden, zum Iſlâm überzutreten. Dieſe Leute, die in ihren Adern oft kaum eine Spur von Osmaniſchem oder Turk-Blut haben, ſind allerdings ſehr eifrige, fanatiſche Mohammedaner geworden, aber man ſollte ſie deshalb doch nicht als „Türken“ bezeichnen. Ähnliche Beiſpiele ließen ſich nach Dutzenden anführen. Wenn man wirklich in das Völkergewirre von Vorderaſien Ordnung bringen will, muß man zunächſt alle die fremden Elemente ausſondern, die zum Teil erſt vor kurzer Zeit eingewandert ſind oder ſonſt durch ihre ſomatiſchen, ſozialen, religiöſen oder ſprachlichen Beziehungen ohne weiteres als fremdartig erkannt werden können. Man wird ſo ſehr leicht alle Neger und ihre Miſchlinge eliminieren können, ebenſo die Tſcherkeſſen, die Franken und Levantiner, die Arnauten, die Bulgaren, die Zigeuner und auch die Juden. Etwas mehr Schwierigkeit bereiten die zahlreichen Wandervölker Vorderaſiens, unter denen hier zunächſt die Turkmenen und die Jürücken genannt ſeien, ſowie die der Zahl und räumlichen Ausbreitung nach ſehr viel wichtigeren Kurden.



Griff eines Schwertes der Bugi.

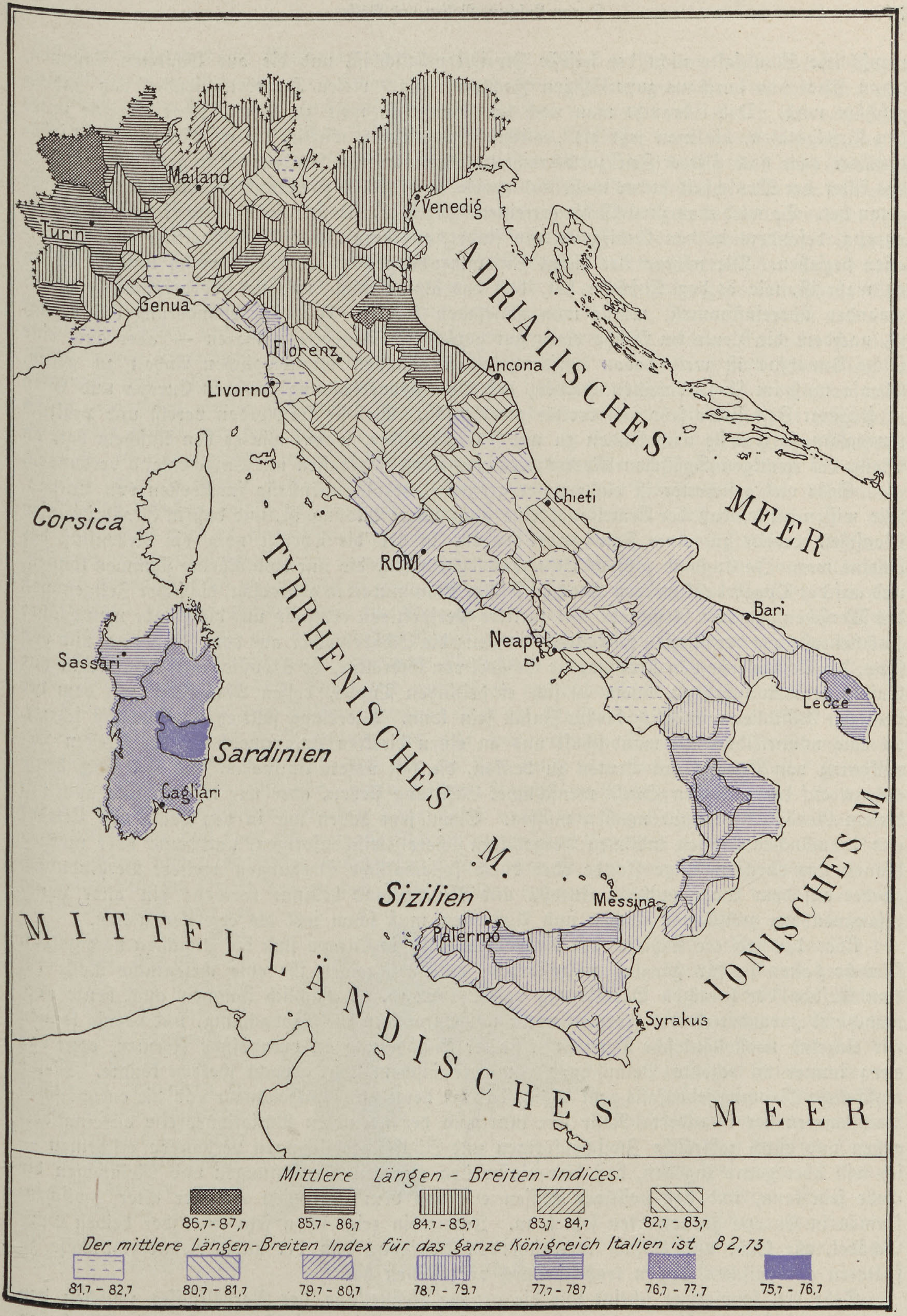
Richtige Turkmenen ſind heute im eigentlichen Vorderaſien verhältnismäßig ſelten; man findet ſie oft nur in ganz kleinen Gruppen, nur einige wenige Familien ſtark, aber faſt immer mit wirklichen Trampeltieren, alſo mit zweihöckerigen Kamelen, während ſonſt in Vorderaſien faſt ausſchließlich Dromedare, alſo einhöckerige Kamele, als Tragtiere verwendet werden. Bei den Jürücken intereſſiert uns hier zunächſt die künſtliche Verſchnürung der Schädel. Schon wenige Tage nach der Geburt beginnt eine mehrere Jahre lang fortgeſetzte Einwicklung des Schädels mit Binden, die zu der typiſchen Longhead-Verbildung der Hirnkapſel führt, genau wie im alten Peru, in Alaska, in der Krim und anderswo. Die Kurden zerfallen ſchon ſprachlich in eine öſtliche und eine weſtliche Gruppe und ſind auch ſomatiſch in derſelben Weiſe geſchieden; die öſtlichen Kurden ſind überwiegend extreme Kurzſchädel, während bei den weſtlichen ſich vielfach Langſchädel und ganz europäiſche Züge finden. Die Turkmenen ſind ſicher aus dem eigentlichen Turkeſtan eingewandert, die Jürücken ſcheinen mit den Zigeunern verwandt zu ſein; die Oſtkurden ſtehen den Perſern nahe, während die Weſtkurden eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft darſtellen. Sehr viel leichter ſind die verſchiedenen religiöſen Sekten herauszugreifen, an denen Vorderaſien ſo reich iſt. Die Tachtadſchy oder Allevi in Lykien, die Fellah oder Anſarije (=Nſairije) in Nordſyrien, die Kyſylbaſch oder Yeſiden im oberen Meſopotamien, und wie ſie ſonſt alle heißen mögen, haben nicht nur als Sektierer an ſich eine gemeinſame ſoziale Stellung, ſondern ſtimmen auch durch große Ähnlichkeit ihrer Geheimlehre ebenſoſehr untereinander überein, als durch ihre extrem hohen und breiten, ſehr kurzen Schädel. Aber auch die Maroniten und die Druſen gehören in denſelben Kreis. Bei allen dieſen Gruppen handelt es ſich um Leute, die durch ihre religiöſe Abgeſchloſſenheit, zum Teil auch durch die Entlegenheit ihrer Wohnſitze, ihre alten Raſſeneigenſchaften ſehr viel reiner erhalten haben, als manche ihrer Nachbarn.

Daſſelbe gilt von den Perſern, unter denen auch die extremen Kurzköpfe überwiegen. Da ſie eine ariſche Sprache reden, erwarten manche Autoren das Auftreten zahlreicher blonder Elemente unter ihnen. Niemand kann heute im Ernſt ſagen, ob wirklich die Achämeniden, die in ihren Inſchriften ihre ariſche Abſtammung ſo nachdrücklich betonen, blond geweſen ſind. Aber auch wenn ſie und ihre Mannen es waren, ſo iſt das helle Element doch ſeither in Perſien völlig verſchwunden. Als „Araber" haben Fr. Müller und ſeine Schüler nicht nur die eigentlichen Beduinen der Halbinſel Arabien beſchrieben, ſondern auch die heute arabiſch redenden Bewohner der Städte und Dörfer von Syrien. Nichts iſt unrichtiger. Die wirklichen Araber haben lange Schädel und kleine Naſen, in den Städten und Dörfern leben überwiegend extrem kurzköpfige Leute mit ſehr großen Naſen. Ebenſo ſind die ſogenannten „Türken" und die gleichfalls ſogenannten „Griechen", exakter ausgedrückt die Mohammedaner in Kleinaſien und die dortigen Angehörigen der griechiſch-orthodoxen Kirche ſomatiſch durchaus nicht einheitlich. Hingegen ſind die Armenier faſt abſolut homogen und ſtimmen mit den älteſten Darſtellungen von Hethitern, wie uns ſolche vor allem durch die Ausgrabungen in Sendſchirli bekannt geworden, völlig überein.

All das zuſammengenommen, ergibt mit ſehr großer Sicherheit: Bis in die Mitte des 2. vorchriſtlichen Jahrtauſends hatte ganz Vorderaſien eine durchaus homogene, extrem kurzköpfige und ſehr großnaſige Bevölkerung. Die Armenier, ſowie die verſchiedenen Sektierer ſind heute noch die faſt unvermiſchten Träger des alten Typus. Etwa um 1500 v. Chr. beginnen ſemitiſche Invaſionen, für die Abraham der Heros eponymos iſt; nur nach Meſopotamien ſind Semiten ſchon ſehr viel früher gelangt, aber auch da haben ſie ſchon ein nichtſemitiſches Urvolk vorgefunden, die Sumerer. Sonſt iſt nur noch eine Einwanderung nordeuropäiſcher Stämme anzunehmen, die wahrſcheinlich die Donau abwärts gezogen kamen und ſich bis tief hinunter nach Syrien und Paläſtina verfolgen laſſen. Von dieſen ſtammen die rund 5 bis 10% von Blonden ab, die wir noch heute in vielen Gegenden von Vorderaſien antreffen. Wann dieſe Wanderungen begonnen haben, iſt unbekannt; wahrſcheinlich haben ſie ſich durch ſehr viele Jahrhunderte hindurch fortgeſetzt, vielleicht ſind ſie ſehr alt. Jedenfalls ſind im nördlichen Kleinaſien ariſche Götternamen bereits für das 14. vorchriſtliche Jahrhundert inſchriftlich ſichergeſtellt. Mithra, Varuna, Indra und Naſatya, die wir ein ganzes Jahrtauſend ſpäter in Indien wiederfinden, erſcheinen ſchon im 14. Jahrhundert in von H. Winckler in Boghaſkjöi entdeckten Urkunden als die Schützer von Verträgen zwiſchen den Chatti und Mittani! Acht Jahrhunderte ſpäter nennt ſich Darius einen „Arier von ariſchem Stamme", und ſehr viel ſpäter macht ſich ariſcher Einfluß auch in Inneraſien geltend. Für den großen Raſſenaufbau aber kommt in Vorderaſien nur das hethitiſche oder „armenoide" Element in Betracht; ſemitiſche und nordiſche Einwanderer haben es ſchon in früher Zeit kulturell beeinflußt, aber ſomatiſch nicht weſentlich verändert; ſo ſind ſogar unſere heutigen Juden zum größten Teil die Nachkommen jener vorſemitiſchen armenoiden Urbevölkerung, die in Paläſtina nur recht oberflächlich ſemitiſiert worden war.

Europa.

Die europäiſchen Völker ſind wohl diejenigen auf der ganzen Erde, bei denen die meiſten Vermiſchungen ſtattgefunden haben, und bei denen reine Typen am ſeltenſten vorkommen. Immerhin kann man auch hier mehrere Grundformen unterſcheiden, deren Stellung im Syſtem freilich noch nicht durchaus klar iſt. Zwei Geſichtspunkte ſind hier vor allem wichtig; einmal muß man ſich daran gewöhnen, Europa nur als eine kleine Halbinſel von Aſien anzuſehen, und dann muß man begreifen lernen, daß das Alter der Menſchheit nicht nach Jahrtauſenden oder Zehntauſenden zu zählen iſt, ſondern nach Hunderttauſenden und Millionen von Jahren. Zwar die Eiſenzeit und die ihr in manchen Ländern vorhergegangene Periode von Kupfer und Bronze reichen wirklich nicht weiter zurück, als etwa bis zum erſten Anfange unſerer Geſchichte — aber wir haben in den letzten Jahren Kieſelgeräte kennen gelernt, an deren Natur als


Mailand
Turin
Venedig
Genua
Florenz
Ancona
Livorno
ADRIATISCHES MEER
Corsica
TYRRHENISCHES M.
Chieti
ROM
Bari
Neapel
Sassari
Lecce
Sardinien
Cagliari
IONISCHES M.
Sizilien
Messina
Palermo
Syrakus
MITTELLÄNDISCHES MEER
Mittlere Längen - Breiten - Indices.
86,7 - 87,7
85,7 - 86,7
84,7 - 85,7
83,7 - 84,7
82,7 - 83,7
Der mittlere Längen-Breiten Index für das ganze Königreich Italien ist 82,73
81,7 - 82,7
80,7 - 81,7
79,7 - 80,7
78,7 - 79,7
77,7 - 787
76,7 - 77,7
75,7 - 76,7

Überſicht über die Verteilung der kurzen und der langen Köpfe in Italien, nach R. Livi.
Probe für die Art, in der die Ergebniſſe anthropologiſcher Maſſenunterſuchungen kartographiſch dargeſtellt werden.

menſchliche Manufakte nicht der leiſeſte Zweifel möglich iſt, und die aus Schichten ſtammen, deren Alter von durchaus zuverläſſigen Fachleuten nach vielen Hunderttauſenden von Jahren geſchätzt wird. Dabei braucht man noch lange nicht ſo weit zu gehen, jedes einzelne unter den Kieſelgeräten, die man jetzt als „eolithiſch“ bezeichnet, wirklich für ein Manufakt aus frühtertiärer oder noch älterer Zeit zu betrachten, aber man wird ſich doch daran gewöhnen müſſen, das Alter der Menſchheit etwas mehr sub specie aeternitatis zu betrachten, als man dies bisher getan hat. So wird man zunächſt die extremen Kurzköpfe, die man noch heute vielfach in Innereuropa, beſonders in den Gebirgsländern findet, auf eine uralte Einwanderung aus Vorderaſien beziehen. Die nähere Art dieſes Zuſammenhanges iſt allerdings völlig unklar. Wenn es wahr iſt, wie es den Anſchein hat, daß das alpine Rind und das vorderaſiatiſche untereinander übereinſtimmen, würde man annehmen können, daß dieſe Wanderung erſt erfolgt iſt, nachdem die Leute im Beſitze einer gut gezüchteten Rinderraſſe waren — aber auch eine ſolche Annahme iſt weit davon entfernt, einen genauen chronologiſchen Anhalt zu geben. Ebenſo muß im Auge behalten werden, daß die Landverbindung zwiſchen Europa und Aſien in früherer Zeit ſicher ſehr viel breiter geweſen iſt. War ſie im Norden vereiſt und praktiſch unwegſam, ſo war ſie nach Süden zu um ſo einladender, wenn, wie es den Anſchein hat, an Stelle des heutigen Ägäiſchen Meeres trockenes Land Kleinaſien mit Griechenland verbunden.

Sehr viel geſicherter iſt ein zweiter großer Landzuſammenhang im Weſten von Europa. Wir wiſſen heute, daß der Ärmelkanal eine ganz junge Bildung iſt, und daß in Großbritannien Menſchen bereits zu einer Zeit gelebt haben, in der die Themſe noch ein Nebenfluß des Rheins war. In England gibt es Schotterablagerungen, die nur vom Rheine ſtammen können, und auf der Doggerbank werden Knochen foſſiler Mammutarten gedredſcht, die ſicher Zeitgenoſſen des Menſchen waren. Noch ſehr viel weitere Perſpektiven eröffnen uns die Funde menſchlicher Knochenreſte aus der älteſten paläolithiſchen Zeit; die Schädeldächer aus dem Neandertal und von Spy, die Schädelreſte von Krapina, die Schädel von Gibraltar, Le Mouſtier und La Chapelle aux Saints gehören ſicher zu einem in ſich einheitlichen Typus, deſſen Ähnlichkeit mit dem der heutigen Auſtralier unmöglich bloßer Zufall ſein kann. Allerdings fällt es uns zunächſt ſchwer, an eine unmittelbare Verwandtſchaft und an einen direkten Zuſammenhang der älteſten Bevölkerung von Europa mit Leuten zu denken, die faſt unſere Antipoden ſind und noch heute nahezu auf der unterſten Stufe menſchlicher Geſittung ſtehen, aber wir werden uns auch mit dieſem Gedanken vertraut machen müſſen. Schon jetzt haben wir in den Toala von Celebes und in manchen dunklen indiſchen Bergvölkern ſichere Zwiſchenformen, und heute oder morgen können uns durch zufällige Funde oder durch ſyſtematiſche Grabungen weitere Verbindungsglieder auf dem Wege zwiſchen Europa und Neu-Holland bekannt werden; ein alter Landzuſammenhang zwiſchen Südaſien und Auſtralien muß ſchon jetzt als erwieſen gelten.

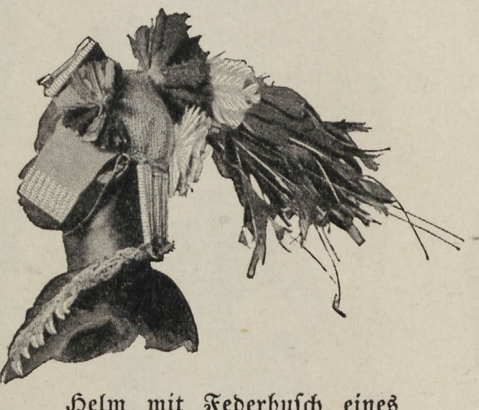
Über das weitere Schickſal der Neandertal-Raſſe in Europa ſind die Anſichten noch geteilt. Manche halten ſie für gänzlich ausgeſtorben, andere ſchreiben ihr eine weſentliche Rolle bei dem Aufbau der heutigen Bevölkerung von Europa zu. Tatſächlich kommen auch heute noch manchmal „neandertaloide“ Formen unter uns Europäern zur Beobachtung, und ebenſo kennen wir einzelne neuholländiſche Typen mit ſtarker Annäherung an europäiſche Formen, ohne daß etwa immer an rezente Beimiſchung von europäiſchem Blut gedacht werden könnte. Meine perſönliche Meinung jedenfalls geht dahin, daß die heutigen Neu-Holländer und die europäiſchen Nachkommen der Neandertal-Raſſe nur innerhalb der normalen Variationsbreite auseinandergehen und durch zahlreiche Zwiſchenformen und Rückſchlagsbildungen verbunden erſcheinen — ich will aber gerne zugeben, daß hier einſtweilen nur von Vermutungen und Meinungen die Rede ſein kann, und daß poſitives Wiſſen erſt von dem Auffinden weiterer alter Zwiſchenformen in Europa zu erwarten ſein kann. Immerhin zeigt ſchon jetzt einer der beiden Spy-Schädel, wie leicht und einfach man ſich den Übergang von der alten Neandertal-Raſſe zu ſpäteren europäiſchen Typen wahrſcheinlich vorzuſtellen hat.

Sehr viel ſchwieriger ſcheint mir die genaue Feſtſtellung des Verhältniſſes zwiſchen den beiden langſchädligen Typen, die wir gegenwärtig in Europa feſtſtellen können. Wir haben im Norden Langſchädel von großer Statur mit heller Haut, blondem Haar und blauen Augen und im Süden Langſchädel von ſehr geringer Körperhöhe und ausgeſprochen brünettem Typus.

Ein Angelſache und ein Sizilianer würden etwa die extremen Formen dieſer beiden Typen repräſentieren — aber auch dieſe ſicher ſehr weit voneinander entfernten Extreme ſind durch eine ununterbrochene Reihe von Zwiſchenformen miteinander verbunden und haben ſich vermutlich erſt im Laufe langer geologiſcher Zeiträume unter dem Einfluſſe der Umwelt differenziert, ſo daß man ſie als urſprünglich zuſammengehörig betrachten darf. Dabei darf freilich nicht überſehen werden, daß es zurzeit noch ganz unmöglich iſt, die hamitiſchen Nordafrikaner etwa von den alten Spaniern zu trennen, die uns durch die Ausgrabungen der beiden Siret bekannt geworden ſind, und daß in dieſen Kreis auch die alte Cromagnon-Raſſe von Frankreich hineingehört, die ihrerſeits wieder ganz allmählich und ohne eine ſichere Grenze in den nordeuropäiſchen Typus übergeht. Ganz kurz muß in dieſem Zuſammenhange auch die ariſche Frage geſtreift werden. Seit gerade hundert Jahren wiſſen wir, daß, von den Ungarn, Türken, Finnen, Lappen und vielleicht den Basken und einigen Kaukaſusbewohnern abgeſehen, alle anderen Europäer zu einer gemeinſamen Sprachenfamilie gehören, deren Ausläufer bis nach Indien und Inneraſien zu verfolgen ſind. Wo die Wiege der gemeinſamen Urſprache geſtanden, iſt trotz aller ſchon daran gewandten ernſten Mühe und ſcharfſinnigen Arbeit noch nicht mit Sicherheit feſtgeſtellt; wohl aber wiſſen wir jetzt, daß die ariſchen Sprachen in Europa in zwei große Gruppen zerfallen, in eine weſtliche und eine öſtliche; man bezeichnet jene als kentum-, dieſe als satem-Gruppe, weil in dieſen beiden Wörtern (die beide „Hundert" bedeuten) ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen beiden erſichtlich iſt: Der k-Laut des Weſtens wird im Oſten zu s oder sch. Vielleicht wird es einmal möglich ſein, das Auftreten dieſer zunächſt ſlaviſchen Ziſchlaute und auch andere Eigenſchaften der satem-Sprachen auf einen öſtlichen, nord- oder inneraſiatiſchen Einfluß zurückzuführen — inzwiſchen darf, mit der Mahnung zu äußerſter Vorſicht, hier vielleicht daran erinnert werden, wie im Bereiche der satem-Sprachen Menſchen mit ſchräggeſtellter Lidſpalte, alſo mit mongoloiden Augen weſentlich häufiger vorkommen als im Weſten, und ebenſo ſei auf die oft ganz ſchlagende Ähnlichkeit hingewieſen, die manche Nordſlaven, z. B. viele Frauen aus dem Spreewald mit echten mandſchuriſchen Typen haben.

So iſt auch unter den Völkern Europas alles im Fluſſe; von Nord nach Süd, wie von Oſt nach Weſt iſt alles in Bewegung, es gibt nur extreme Typen und Zwiſchenformen, nirgends feſte Grenzen. So kann auch nur ein Laie heute von einer „weißen Raſſe" ſprechen: Kein Fachmann wäre imſtande, einen ſolchen Begriff ernſthaft zu definieren. Soll man ihn auf die großgewachſenen blonden Langſchädel unter den Angelſachſen und Skandinaviern beſchränken oder will man ihn auf alle Völker mit ariſchen Sprachen ausdehnen? Dann kann man Ungarn und Tſcherkeſſen ausſchließen, muß aber ſo gut wie die Griechen auch die Armenier und die Perſer mit zu den Auserwählten rechnen. Aber auch mit dieſen wird man die Grenze noch nicht erreicht haben; jedes Kind weiß heute, wie die Ainu von Jeſſo und Sachalin zu den weſtlichen Völkern gehören und ebenſo weiß man mit Baelz, daß die unter den Japanern in großer Anzahl vorhandenen „europäiſchen" Typen auf Ainublut zurückgehen.

Ein weiterer großer Zuſammenhang ſei hier zum Schluſſe noch angedeutet: Die ariſchen, die ſemitiſchen und die hamitiſchen Sprachen ſind die einzigen, die ein grammatiſches Geſchlecht haben; keine einzige ſonſt in der ganzen Welt hat ſich bis zu ſolcher Feinheit emporgeſchwungen. Angehörige dieſer drei Sprachgruppen ſind aber auch die Träger der drei großen Kulturen auf unſerer Erde, der ägyptiſchen, der babyloniſchen und der europäiſchen.



Helm mit Federbuſch eines Yaundekriegers, Süd-Kamerun.

M·HOERNES

DIE ANFÄNGE MENSCHLICHER KULTUR

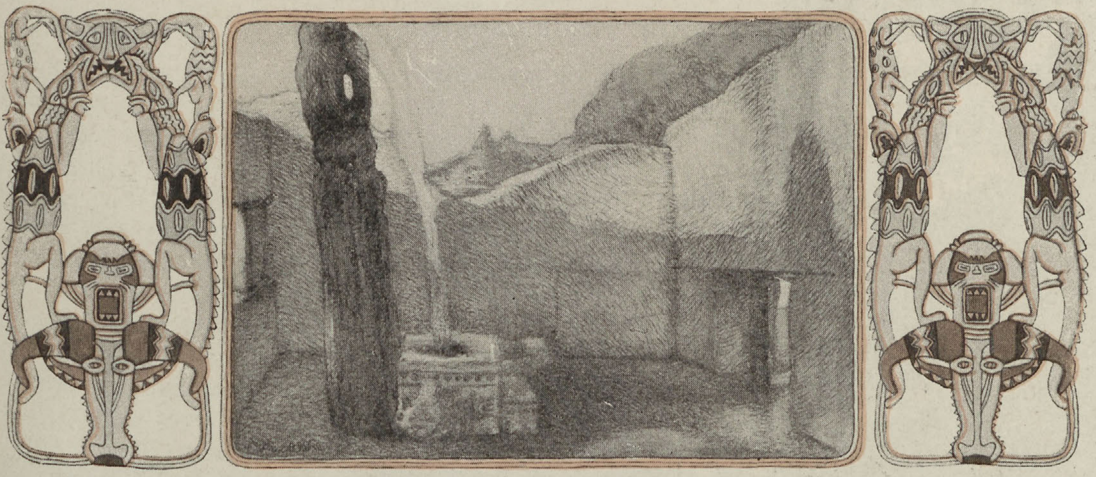
Titelblatt nach einer Zeichnung von Franz Chriſtophe.

Die Anfänge menſchlicher Kultur

von

Profeſſor Dr. M. Hoernes

em. Kuſtos am k. k. naturhiſt. Hofmuſ. in Wien



Franz Chriſtophe fec.

Einleitung.

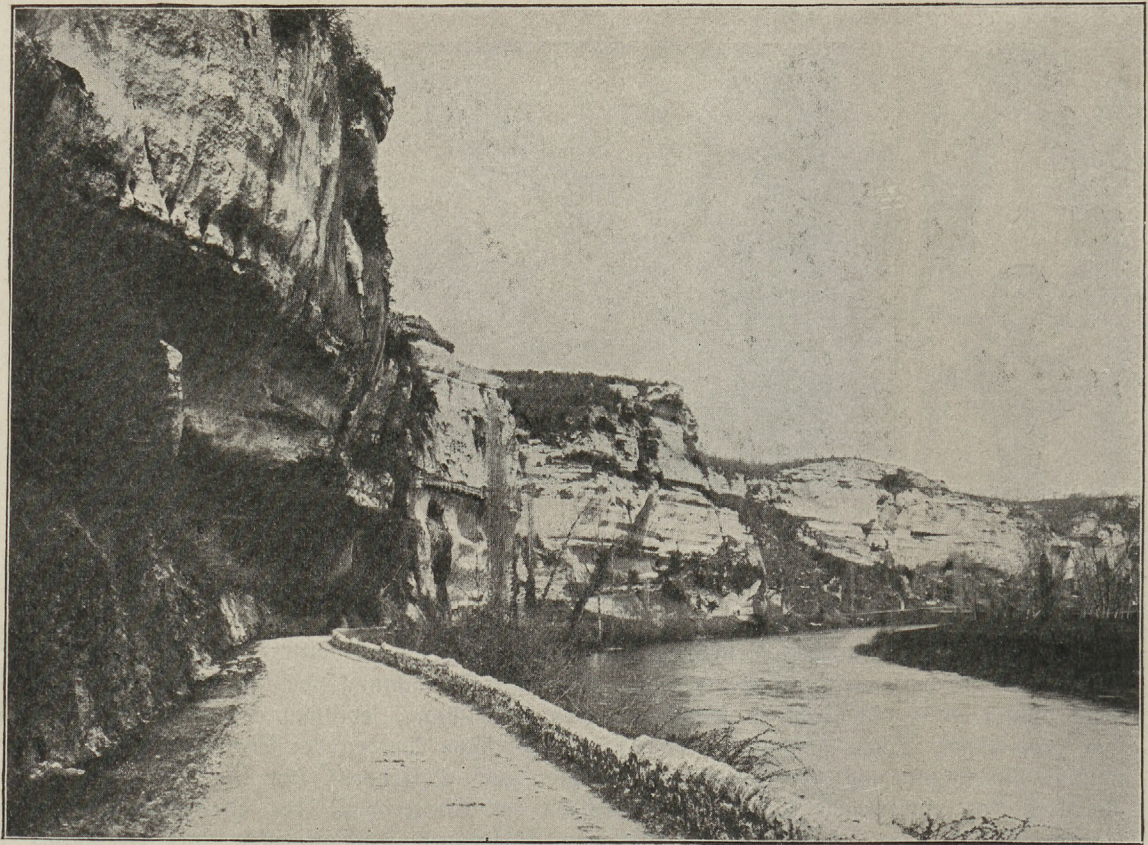
Die Geſamtgeſchichte der Menſchheit zerfällt in drei Hauptabſchnitte von ſehr ungleicher Dauer und Beſchaffenheit. Dieſe erfordern getrennte Betrachtung, weil ihr Gegenſtand, obwohl immer unſer Geſchlecht in ſeiner zeitlichen Entwicklung, jedesmal ein verſchiedener iſt. Der erſte dieſer großen Abſchnitte beſchreibt das phyſiſche Werden der Menſchheit ſelber; er umfaßt die Phylogenie oder Stammesgeſchichte, auch Deſzendenz des Menſchen genannt, gleichſam das embryonale Leben der Menſchheit im Mutterſchoße der älteren organiſchen Natur. Dieſes Kapitel bearbeiten die Biologen, Anatomen, Paläontologen, kurz die Naturhiſtoriker, inſofern ſie ſich mit dem Menſchen und deſſen Herkunft befaſſen.

Der zweite oder mittlere Abſchnitt hat es nur mehr mit der fertigen Menſchheit zu tun, wenn auch nicht ausſchließlich mit deren noch gegenwärtig lebenden Formen und Raſſen. Er handelt hauptſächlich von der Vorgeſchichte der menſchlichen Kultur, von jenen Phaſen der geiſtigen und ergologiſchen Entwicklung unſeres Stammes, welche vor dem Anbeginn der geſchriebenen Geſchichte liegen. Der dritte Hauptzeitraum der Menſchengeſchichte iſt endlich der, in dem wir noch ſelber leben, und der früher ausſchließlich mit dem herkömmlichen Ausdruck Weltgeſchichte bezeichnet wurde. Richtiger wäre für ihn der Name „Zeitraum der höheren Kultur“.

Die Dauer dieſer drei großen Abſchnitte iſt höchſt ungleich. Den erſten kann man nach unten bis zum Beginn des organiſchen Lebens überhaupt ausdehnen (vgl. z. B. E. Haeckels „Anthropogenie“); der zweite umfaßt mit ſicheren Zeugniſſen das ungemeſſene Quartär oder Diluvium der Erdgeſchichte, mit minder ſicheren auch das Tertiär, und — wieder mit ſicheren, ſich ſtetig anhäufenden Zeugniſſen — noch viele Jahrtauſende der nachdiluvialen Ära. Der dritte Zeitraum, der der „Weltgeſchichte“, iſt in den verſchiedenen Erdgebieten von ungleicher Länge, doch überall nur eine verhältnismäßig kurze, aber deſto ereignisreichere Periode.

Um die volle Wahrheit zu ſagen, darf man nicht verſchweigen, daß die älteren Zeiträume mit dem Beginn der jüngeren gar nicht völlig zu Ende gegangen ſind. Die Phylogenie des Menſchen, die Entwicklung höherer aus niedrigeren, oder mindeſtens jüngerer aus älteren phyſiſchen Formen dauert noch unausgeſetzt fort, und auch die vorgeſchichtliche oder geſchichtloſe Kultur der älteren Menſchheit iſt bei den Naturvölkern unſerer Zeit, ja ſelbſt beim niedern Volk unſerer täglichen Umgebung, noch nicht erloſchen.

Wie wir das Zeitalter der Menſchwerdung unſeres Geſchlechtes mit dem embryonalen Leben des Individuums verglichen haben, ſo können wir die Vorgeſchichte der Kultur mit dem Kindesalter, die geſchichtlichen Zeiträume mit der reiferen Jugend und den Mannesjahren des Einzelweſens vergleichen. Bedenkt man die verſchwindende Kürze der bisher verfloſſenen



Partie des Vézère-Tales bei Tajac in Südfrankreich. Wohngebiet diluvialer Troglodyten.
Aufnahme nach der Natur.

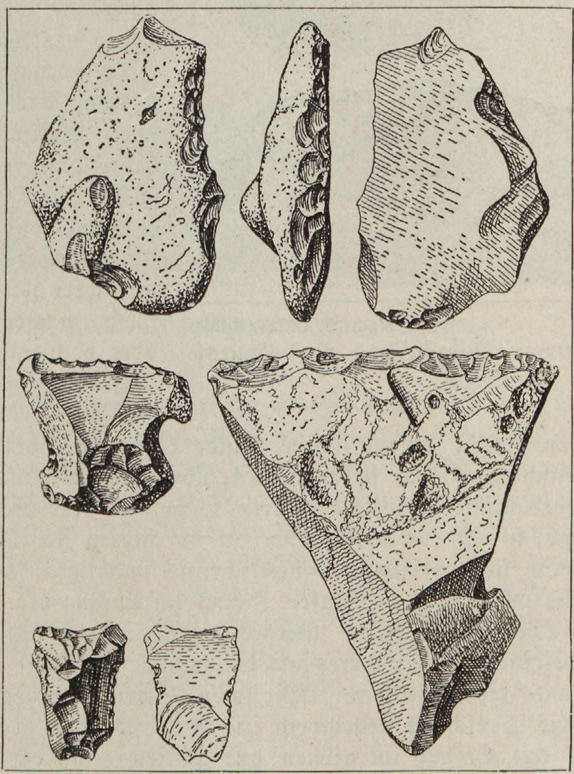
geſchichtlichen Zeiträume, ſo möchte man finden, daß der menſchliche Stamm als reifes Kollektivweſen erſt in den blühenden Jünglings- oder erſten Mannesjahren ſteht.

Auch die Vorgeſchichte der Kultur, welche hier zunächſt behandelt werden ſoll, hat etwas Embryonales, Verhülltes. Womit man früher die Univerſalgeſchichte zu beginnen pflegte, das war gleichſam die Geburtsſtunde höherer Kultur, eingeläutet durch die älteſten geſchichtlichen Nachrichten von ſchreibender Menſchenhand. Was vorausliegen mußte, das ergänzte man aus Sagen, Märchen, religiöſen Überlieferungen. Erſt das neunzehnte Jahrhundert griff entſchloſſen in eine andere Quelle und holte aus ihr einen Schatz ungeahnter Belehrung. Dieſer älteſte und doch jüngſte Schatz unter den Werten, welche die Menſchheit geſchaffen, ſind die prähiſtoriſchen Altertümer, auf die ſich die folgende Darſtellung hauptſächlich gründen wird. Wie aber die Stammesgeſchichte durch die Keimesgeſchichte aufgehellt wird, ſo empfängt auch die Urgeſchichte der Kultur weiteres Licht durch die Betrachtung primitiven Lebens in unſerer eigenen Zeit, in Länderräumen und Volksſchichten, wohin die höhere Kultur noch nicht oder nur unvollkommen gedrungen iſt. Die Ethnographie der Naturvölker ergänzt die Prähiſtorie der Menſchheit; doch iſt ſie mit ihr nicht gleichwertig. Denn in der Gegenwart ſind die Elemente urzeitlichen Völkerdaſeins nur mehr die bunt durcheinandergeworfenen Bruchſtücke eines Letternſatzes, der früher einen lesbaren Text gebildet hat. Bei den Naturvölkern unſerer Zeit kann man von primitiven, aber nicht von prähiſtoriſchen Zuſtänden ſprechen, da ſie ja keiner Geſchichte entgegengehen.

◆

1. Die paläolithiſche Periode.

Ungeheure Zeiträume mußten verſtreichen, ehe der Menſch auf der Erde erſcheinen konnte. Ganz zu geſchweigen von der Urzeit unſeres Planeten, in der auf ihm nur anorganiſch-chemiſches Leben herrſchte, ſo ſind auch die Äonen des vormenſchlichen organiſchen Lebens noch wahre Ewigkeiten und ſelbſt nach Jahrmillionen nicht meßbar. Dieſe letzteren Zeiten werden von der Geologie und der Paläontologie in die paläozoiſche, meſozoiſche und känozoiſche Ära eingeteilt und auch dieſe wieder in zahlreiche Stufen und Unterſtufen zerlegt. Ganz ſichere und allgemein anerkannte Zeugniſſe vom Vorhandenſein des Menſchen beſitzen wir erſt aus einem Endabſchnitt der jüngſten oder känozoiſchen Ära, dem Diluvium oder Quartär. Aus dem unvergleichlich längeren älteren Abſchnitt dieſer Ära, dem Tertiär, liegen nur unſichere Spuren vor, welche von einigen Forſchern auf den Menſchen oder ein menſchenähnliches Weſen aus der Vorfahrenreihe unſeres Geſchlechtes bezogen worden ſind. Dieſe zweifelhaften Spuren ſind die ſogenannten „Eolithen“, Feuerſteinſtücke, die in eigentümlicher Weiſe an den Enden oder Rändern behauen oder beſtoßen zu ſein ſcheinen und dadurch von der reinen Naturform allerdings abweichen. Es iſt aber keineswegs einwandfrei erwieſen, daß nicht doch irgendeine natürliche und zufällige Urſache dieſe Abſplitterungen hervorgebracht haben kann. Von den Gelehrten, welche dies leugnen (gegenwärtig vor allen von Aimé Rutot in Brüſſel), werden u. a. folgende Eolithen für Zeugniſſe der Anweſenheit des Menſchen im Tertiär angeſehen: 1. die von Boncelles (Belgien) aus dem mittleren Oligozän, 2. die von Thenay (Loir-et-Cher, Frankreich) aus dem oberen Oligozän, 3. die von Puy-Courny (Mittel-Frankreich) aus dem oberen Miozän, 4. die des Chalk-Plateaus von Kent (Südengland) aus dem mittleren Pliocän und 5. die von St. Preſt (Frankreich) und den Foreſt Cromer beds (England) aus dem oberen Pliozän. Sind die Eolithen wirklich Zeugniſſe der Anweſenheit des Menſchen, ſo beruht ihre Form auf der unmittelbaren Benutzung natürlicher Feuerſteinſtücke, das heißt entweder ganzer Knollen aus dieſem Material oder ſolcher Splitter, wie ſie durch natürliches Zerſpringen der Knollen unter atmoſphäriſchen oder anderen Einflüſſen entſtanden ſind. Die erſteren hätten beim Schlagen als Hämmer und Amboſſe, die letzteren zum Schneiden, Schaben und Kratzen gedient. Wenn bei dieſer Arbeit die Kanten ſtumpf wurden, hätte man die Stücke entweder einfach weggeworfen oder neu geſchärft (retuſchiert). In manchen Fällen will man beobachtet haben, wie Stücke durch Weghauen ſcharfer Kanten oder läſtiger Buckel zum beſſeren Anfaſſen mit der Hand hergerichtet worden ſind. Nach Rutot ſelbſt iſt es unmöglich, in dieſer älteſten Steinbearbeitung Unterſchiede nach den verſchiedenen Zeiten vom mittleren Oligozän bis zum oberen Pliozän, ja bis zum mittleren Quartär, oder nach den verſchiedenen Lokalitäten, die ſämtlich dem engliſch-franzöſiſchen Becken angehören, zu erkennen. Kein techniſcher Fortſchritt, nur die ſtratigraphiſchen und paläontologiſchen Verhältniſſe geben Aufſchluß über das Alter der einzelnen Eolithen-

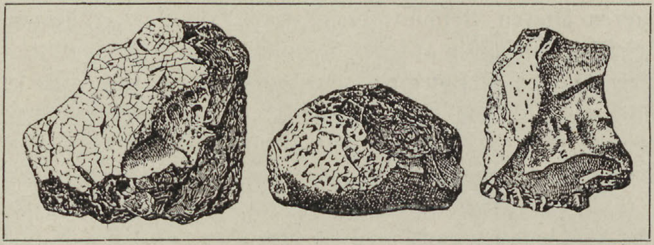


$^2/_3$ natürl. Gr. Nach A. Rutot.

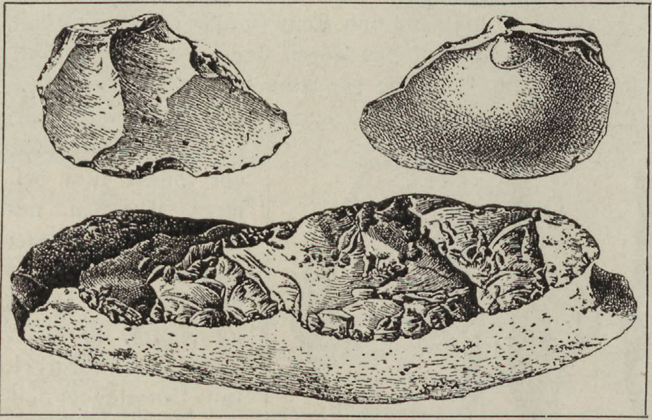
Vier Eolithen (Schaber und Kratzer) aus dem mittleren Oligozän von Boncelles in Belgien.

gruppen. Die jüngſten derſelben ſtammen aus dem älteren Quartär, aus Schichten, welche Rutot als Reutelien, Reutelo-Mesvinien (Mafflien) und Mesvinien bezeichnet. Dieſe diluvialen Eolithen ſind z. T. regelmäßiger geformt als die tertiären und haben Ähnlichkeit mit den Typen, welche man nach G. de Mortillet Mouſtierformen nennt. Nach G. Schweinfurth herrſchte während des oberen Pliozäns in der Gegend von Theben in Ägypten eine ähnliche Benutzung des natürlichen Feuerſteins durch den ſpättertiären Menſchen.

Mit voller Gewißheit wird der tertiäre Menſch erſt dann nachgewieſen ſein, wenn man außer den Eolithen und vielleicht neben dieſen noch andere Spuren ſeines Daſeins findet, etwa Brandreſte von ſeinen Lagerfeuern, Knochen von ſeinen Mahlzeiten oder gar Leibesreſte von ihm ſelbſt, was natürlich die erwünſchteſte Beſtätigung wäre. Die „benützten" Feuerſteine könnten ja, wie auch ſchon angenommen worden iſt, von einem Vorläufer des Menſchen herrühren, und das relativ geringe (nur quartäre) Alter des noch halbtieriſchen Pithecanthropus erectus Dubois aus Java legt den Gedanken nahe, daß auch im europäiſchen Tertiär vielleicht noch kein Weſen lebte, das mit allen phyſiſchen Attributen des Menſchen ausgeſtattet war.


($^2/_3$ nat. Gr.) Nach A. de Mortillet.

Eolithen aus dem oberen Oligozän v. Thenay in Frankreich.


($^2/_3$ u. $^1/_2$ nat. Gr.) Nach A. de Mortillet.

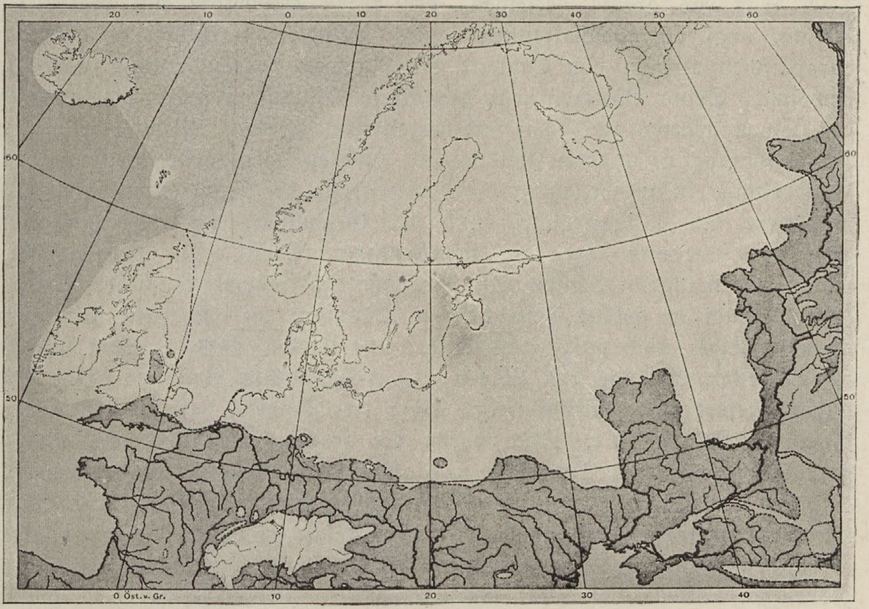
Eolithen aus dem mittleren Miozän von Puy Courny in Frankreich.

Die Löſung dieſer dunklen Urſprungsfrage muß man der Zukunft überlaſſen. Auf jeden Fall aber iſt der Menſch eine Art Altersérſcheinung, ein Spätling unſerer Mutter Erde, das vorläufig letzte Ergebnis ihrer fortgeſetzten Abkühlung, Erſtarrung und Belebung mit organiſchen Weſen. Wie man auch im Einzelleben erſt ſpät ſich auf ſich ſelber beſinnt, nachdem man lange halb unbewußt dahingelebt, ſo wird ſich die Erde im Menſchen gleichſam ihrer ſelbſt mehr und mehr bewußt, nachdem ſie lange ein ganz oder halb unbewußtes Kindes- und Jugenddaſein geführt.

Freilich iſt dieſes Bewußtſein bei den älteſten Menſchen, deren Daſein ſichere Funde bezeugen, noch nicht allzuhoch anzuſchlagen. Wenn die menſchliche Kultur in letzter Linie überhaupt ein Ergebnis der geologiſchen und paläontologiſchen Verhältniſſe iſt, welche unſerem Geſchlecht ſeine Wohnſitze und ſeine Umgebungen geſchaffen haben, ſo gilt das am meiſten für die älteren Zeiträume der Vorgeſchichte. In dieſen ſtand der Menſch überaus ſchwach einer überaus mächtigen Natur gegenüber; ſpäter beſſert ſich das Verhältnis von Stufe zu Stufe. Zumal im Anfang der älteren Steinzeit ſpielt die Naturumgebung des Menſchen noch die allergrößte Rolle und beeinflußt auf jede Art ſeine „Kultur". Von einer Beſinnung auf anderes als die tägliche Notdurft des phyſiſchen Lebens konnte da lange Zeit nicht die Rede ſein. Aber ſchon in den jüngeren und jüngſten Phaſen des Diluviums erſtarkt die Menſchheit ſtellenweiſe zu überraſchenden geiſtigen Leiſtungen.

Im Diluvium war das Erdbild im großen und ganzen — in der Verteilung von Land und Waſſer, Flora und Fauna — dem gegenwärtigen viel ähnlicher als in früheren geologiſchen Zeiten; aber es beſtanden doch noch erhebliche Unterſchiede von der Gegenwart in Bodenbildung und Klima, Pflanzenwelt, Tier- und Menſchenleben. Das lehren uns die diluvialen

Ablagerungen, das alte „Schwemmland", welches durch fließende, weniger durch ſtehende Gewäſſer, ferner durch feſte Niederſchläge aus der bewegten Luft (Löß), namentlich aber durch Gletſcher entſtanden iſt und ältere Bodenbildungen auf weite Erdſtrecken hin, beſonders in flachen und hügeligen Gegenden, überſchichtet hat. Dieſe eigentümlichen jüngſten Bildungen der geologiſchen Vorzeit gehen größtenteils auf das rätſelhafte Phänomen der großen Eiszeit zurück, welche im Diluvium auf der ganzen Erde (nicht nur auf der Nordhemiſphäre oder gar nur in Europa) geherrſcht hat. Die Urſachen dieſer großen, vielleicht periodiſchen Erſcheinung ſind noch nicht aufgeklärt, ihre Folgen und Wirkungen aber, beſonders in Europa, ſehr umfaſſend ſtudiert und feſtgeſtellt. Es war keine Periode entſetzlicher Kälte, wie ſie jetzt dicht um die Pole herrſcht, ſondern nur eine Zeit, in der die mittlere Jahrestemperatur der Erde, ſtatt wie heute 15° C, etwa 10° C betrug und die Schneegrenze ungefähr um 1000 m tiefer lag als heute, wobei zugleich größere Luftfeuchtigkeit herrſchte, welche den Gletſchern reichliche Nahrung zuführte. Auch dauerte dieſe Kälteperiode nicht anhaltend während des ganzen Diluviums; ſie war mehrmals in Ausdehnungen, welche alle geſchichtlichen Zeiten an Umfang weit übertreffen, unterbrochen durch ſog. Zwiſcheneiszeiten, in welchen die Gletſcher allmählich bis auf das heutige Maß oder noch weiter zurückgingen und höhere Temperaturen herrſchten, gleich denen am Ende des Tertiärs und nach dem Ablauf des Diluviums, d. i. in der geologiſchen Gegenwart.



Karte der Maximalvergletſcherung Europas. Nach de Geer.

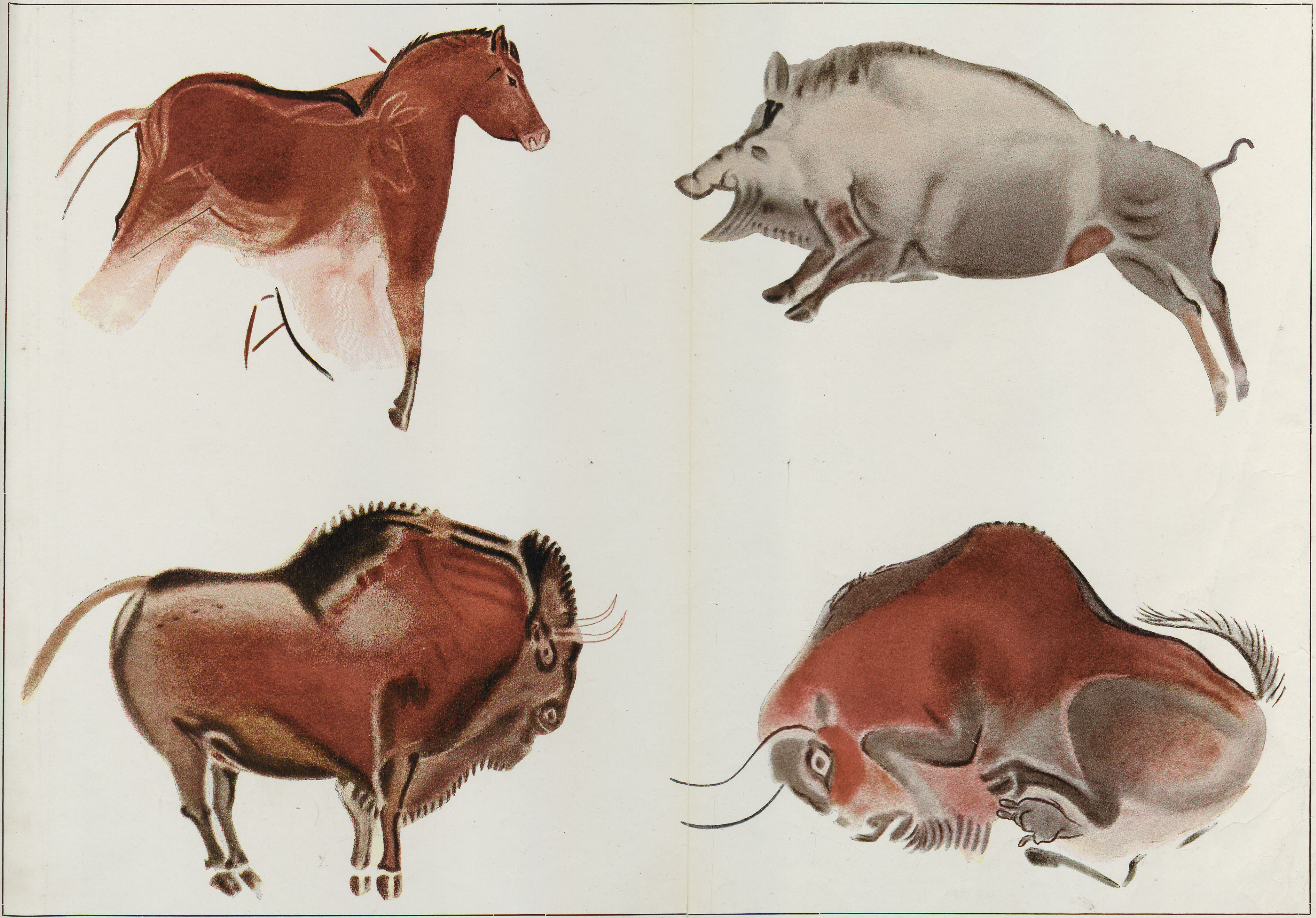
Dieſem noch unerklärten Wechſelſpiele der toten Natur ſchmiegte ſich, wie überall und allezeit, die lebendige treulich an. Pflanzen, Tiere und der Menſch kamen und gingen, angezogen von günſtigen, vertrieben von ungünſtigen Daſeinsbedingungen. Dabei war nicht immer Kälte das feindliche, Wärme das freundliche Lebenselement. Denn die genannten Gattungen lebender Beſiedler bildeten verſchiedene Geſellſchaften, welche verſchiedenen Bedürfniſſen und Geſchmacksrichtungen unterworfen waren. Die einen waren Freunde eines warmen Waldklimas, die anderen liebten Kälte und Feuchtigkeit, und wieder andere waren Anhänger eines trockenen Steppenklimas. Von dieſen drei Geſellſchaften fand die eine ihre Rechnung in den Zwiſcheneiszeiten, die andere in den Kälteperioden, die dritte vielleicht in den Übergangszeiten von dieſen zu jenen. Beim Eintritt klimatiſcher Verhältniſſe, die ihnen nicht zuſagten, erloſchen dieſe Geſellſchaften nicht, ſondern zogen ſich in Wohngebiete zurück, die ihnen beſſer behagten: die arktiſch-alpinen Formen nach Norden oder ins Hochgebirge, die wärmeliebenden nach Süden, die Steppenformen in das weite öſtliche Steppengebiet der alten Welt. Das gilt jedoch nur im allgemeinen; im einzelnen gab es daneben wohl ein Erlöſchen mancher Formen und eine langſame Anpaſſung mancher anderen an die neuen Verhältniſſe.

Die Flora des Diluviums, von größter Bedeutung für die Erkenntnis jener klimatiſchen Veränderungen und für die pflanzenfreſſende diluviale Fauna, geht uns hier weniger an als die Tierwelt, namentlich die große Säugetierfauna, von welcher der Menſch als reiner Jäger lebte, oder gegen welche er ſich mit ſeinen Waffen und Liſten zu ſchützen hatte. Von 69 Arten der Quartärfauna Europas ſind 15 völlig erloſchen — darunter 3 Höhlenraubtiere, 2—3 Elefantenarten, 2 Nashornarten und der Rieſenhirſch —; ausgewandert: 7 nach Süden — darunter Löwe, Leopard, 2 Hyänenarten, der afrikaniſche Elefant und das Flußpferd —, 8 nach Norden — darunter grauer Bär, Blaufuchs, Fjällfraß, Moſchusochſe, Wapiti, Renntier, Lemming —, 4 nach Oſten — darunter Saiga-Antilope und Angoraziege. Fünf Formen ſind ins Hochgebirge überſiedelt: Gemſe, Steinbock, Murmeltier, Schneehaſe, Schneehuhn. Eine Reihe anderer iſt zwar noch heute im alten Wohngebiet vorhanden, aber größtenteils auch ſchon auf dem Ausſterbeetat: Brauner Bär, Luchs, Wildkatze, Wolf, Fuchs, Dachs, Marder, Frettchen, Wieſel, Otter, Eber, Pferd, Auerochſe, Hirſch, Reh, Biber, Haſe, Eichhörnchen und andere Nager. Kein diluviales Tier war vom Menſchen gezähmt; dagegen ſind einige der erloſchenen vielleicht von ihm ausgerottet, anderen iſt wohl die Unterbrechung der Landverbindung Europas mit Nordafrika verhängnisvoll geworden.

Raubtiere gab es in Mengen, mehr und ſchlimmere als heute in Indien oder Afrika. Doch war das größte derſelben, der große Höhlenbär mit charakteriſtiſcher hochgewölbter Stirne, nach der Beſchaffenheit ſeiner Zähne mehr Pflanzen- als Fleiſchfreſſer. Faſt alle europäiſchen Höhlen von England bis Rußland waren einmal von dieſem zottigen Rieſen bewohnt. Seine Blütezeit war das ältere Diluvium; ſpäter ſcheint er durch die Feuchtigkeit der Höhlen gelitten zu haben und degeneriert zu ſein. Manche Höhlen waren ausgeſprochene Hyänenhorſte; in anderen fanden ſich Hyänen wenigſtens zwiſchen den Zeiten menſchlicher Beſiedelung ein und benagten die Mahlzeitreſte der Troglodyten. Das größte aller katzenartigen Raubtiere der Vergangenheit und der Gegenwart war der Höhlenlöwe, eine Mittelform zwiſchen Löwe und Tiger mit tigerähnlichem Profil. Im Vergleich zu Bären und Hyänen, wovon an manchen Stellen Hunderte von Individuen konſtatiert ſind, war der Höhlenlöwe ſelten. Auch er gehört dem älteren Diluvium an, wogegen der gemeine Löwe und der gemeine Tiger noch lange nachher bei uns lebten. Nach Herodot und Ariſtoteles kannte man im Südoſten Europas den Löwen als einheimiſches Raubtier. Im Atlas und am Kilimandſcharo liefert er, in Sibirien der Tiger den Beweis, daß ſie auch für rauhere Klimate nicht allzu empfindlich ſind. Das waren die Feinde des Menſchen, ihm ſelbſt gewiß weniger gefährlich als ſeinem Jagdwild, und als er ſeinerſeits ihnen geweſen iſt.

Die Nahrungstiere des Menſchen waren gewaltige Dickhäuter, Rinder, namentlich aber verſchiedene Hirſcharten und das kleine diluviale Wildpferd, neben anderen kleineren pflanzenfreſſenden Säugern. Das Mammut, der Elefant der Eiszeit, lebte ſehr lange in Europa, Nordaſien und Nordamerika. Es erſcheint in Europa ſchon neben den wärmeliebenden, unbehaarten Elefanten des Tertiärs und des älteren Diluviums, Elephas meridionalis und Elephas antiquus, rieſigen Formen, von welchen die letztere, wohl das größte Landſäugetier aller Zeiten, auch noch vom Menſchen geſehen und erlegt wurde. Erſt gegen das Ende des Diluviums wanderte das Mammut gegen Nordoſten hinweg, wo es in nicht näher bekannter Zeit erloſch. Es lebte alſo lange mit dem Menſchen zuſammen, der ihm eifrig nachſtellte und ſein Fleiſch und Mark genoß, ſeine Knochen aber und namentlich ſeine rieſigen Stoßzähne zu Waffen und anderen Schnitzwerken verarbeitete.

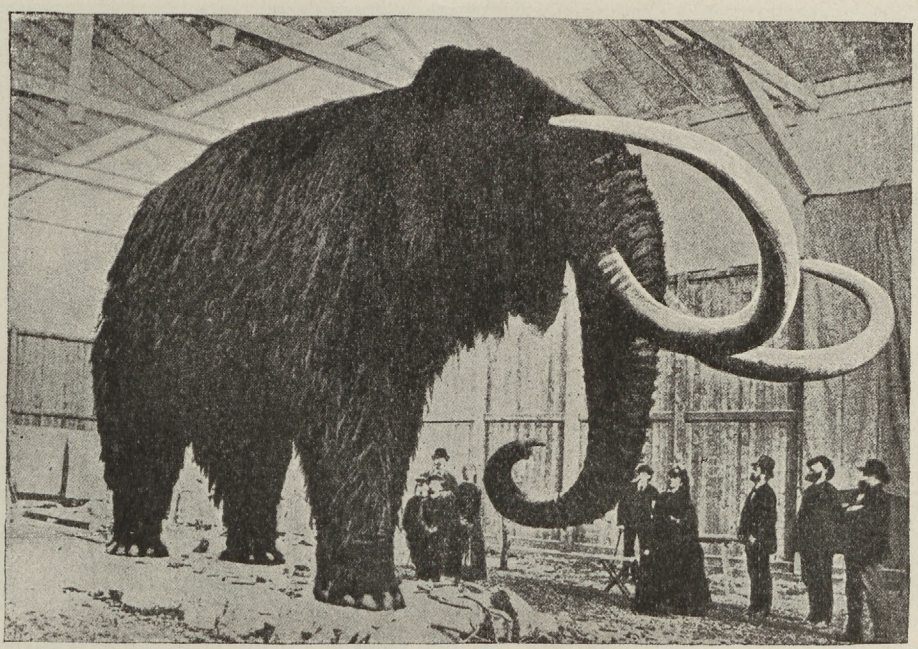
Aus Nordaſien, Mittel- und Weſteuropa ſind zahlloſe Mammutreſte bekannt, die merkwürdigſten aus Sibirien, wo ſich ganze Leichen mit Haut und Haar im Bodeneis erhalten haben. Das erſte Exemplar fand ſich 1799 in einem langſam abſchmelzenden Block unreinen Eiſes an der Lenamündung und wurde zwei Jahre ſpäter noch teilweiſe geborgen. Der jüngſte Bericht über die Ausgrabung eines ſolchen Mammutkadavers (am Fluß Bereſowska, Nordoſtſibirien) ſtammt aus dem Jahre 1902. An dieſen Leichen erkannte man die dichte Körperbedeckung mit einem braunen, roßhaarähnlichen Borſtenkleide, das um den Hals eine bis 70 cm lange Mähne bildete, und mit einem Wollvlies aus gelockten hellgelben, 11—13 cm langen Haaren. Das Tier hatte auch einen buſchigen Schwanz, ferner ungewöhnlich mächtige, nach außen und oben gekrümmte Stoßzähne, die bis 7 m lang werden konnten, und eine Körperhöhe von 5 m und darüber. Nach Middendorfs Schätzung ſind in den letzten zwei



Wildpferd, Eber und Biſonrinder, diluviale Tierfresken
in der Höhle von Altamira (Nordſpanien) nach H. Breuil und E. Cartailhac

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

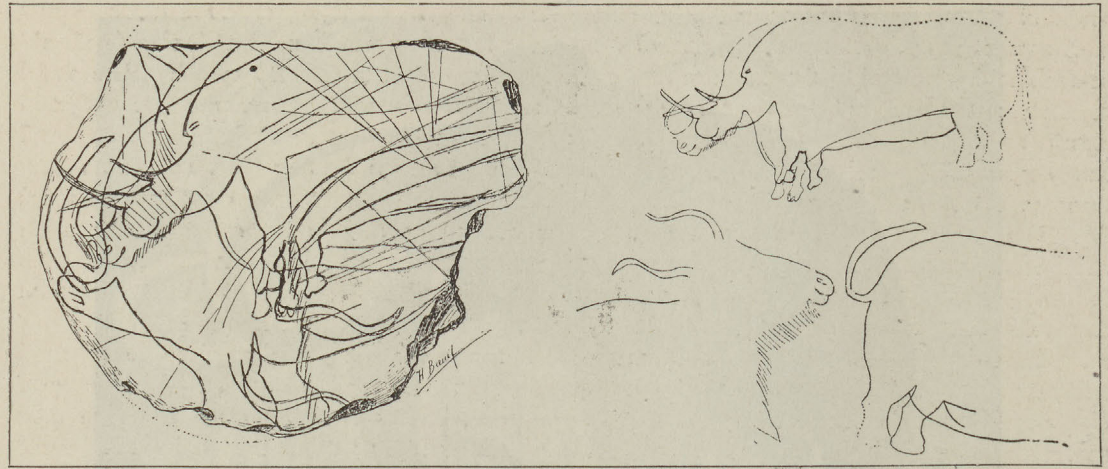


Mammut im Muſeum
zu Sankt Petersburg.

Nach E. Fourdrignier.

Jahrhunderten mehr als 100 Paar foſſiler Elefantenſtoßzähne jährlich aus Sibirien ausgeführt worden, was einer Zahl von 20000 Individuen entſpricht. So maſſenhaft ſind Reſte des Mammuts dort erhalten. Wunderbare Zeugniſſe von der Körperbeſchaffenheit dieſes Tieres liefern auch die Zeichnungen und Schnitzereien der diluvialen Troglodyten Weſteuropas, die ihre Nahrungstiere mit treffſicherer Hand in Umriſſen an den Höhlenwänden oder auf Knochen, Geweihſtücken und anderem loſen Material wiederzugeben liebten. An den Wänden der Höhle von Combarelles (Dordogne, Südfrankreich) befanden ſich unter 109 Tierbildern nicht weniger als 14 Darſtellungen des Mammuts und 40 Figuren des Wildpferdes, das für den Menſchen als Wildpret noch wichtiger war als jenes.

Neben dem Mammut lebte ein gleichfalls wollhaariges Nashorn, deſſen Haut, wie die Leichenfunde im Bodeneis Sibiriens (ſeit 1772) bezeugen, nicht faltig, ſondern glatt war. Es hatte eine durchgehends knöcherne, nicht zum Teil knorpelige, Naſenſcheidewand als Stütze der beiden ſehr ſtarken Hörner, die es hintereinander trug und die bis 82 cm Länge erreichten. Dieſes Tier lebte von Weſteuropa bis China und erloſch früher als das Mammut. Sein Vorläufer im älteren Diluvium war das Rhinozeros Merckii, nackt und wärmeliebend, deshalb der Eiszeit nicht gewachſen. Auch das Flußpferd kennt man nur aus dem älteren Diluvium Frankreichs und Englands. Dagegen ſind die Knochen des Wildpferdes gegen das Ende dieſes Zeitraums die häufigſten und allerverbreitetſten im mittleren, wie im weſtlichen Europa. Im letzteren bilden ſie bei den menſchlichen Wohnplätzen zuweilen Anhäufungen bis 3 m Höhe und bis 100 m Länge. Dieſes „Pferdemagma“ findet noch heute bei der Fabrikation von Phosphatdünger Verwendung, und in Solutré bei Lyon hat beiſpielsweiſe ein einziger Grundbeſitzer auf ſeinem Felde 60000 kg dieſes Materials gewonnen und verkauft. Die Zahl der Pferdeleichen, die bei Solutré vorhanden waren, wird auf 100000 geſchätzt, ein Zeugnis für die Ergiebigkeit der Pferdejagd im Diluvium. Die Tiere waren nur 1,36—1,38 m hoch und feingliedrig, aber muskelſtark und ſchnell, mit kurzem, dickem Hals und großem, ſchwerem Kopf. Viele Zeichnungen der quartären Jäger geben das alteuropäiſche Wildpferd mit realiſtiſcher Treue auf Grottenfelſen, Renngeweih und dergleichen wieder. Nicht ſelten iſt es mit einer Art Halfter oder einem um das Maul gebundenen Strick dargeſtellt. Das bedeutet aber nicht, daß es gezähmt war, ſondern verrät nur den eigentümlichen Vorgang bei der Pferdejagd.

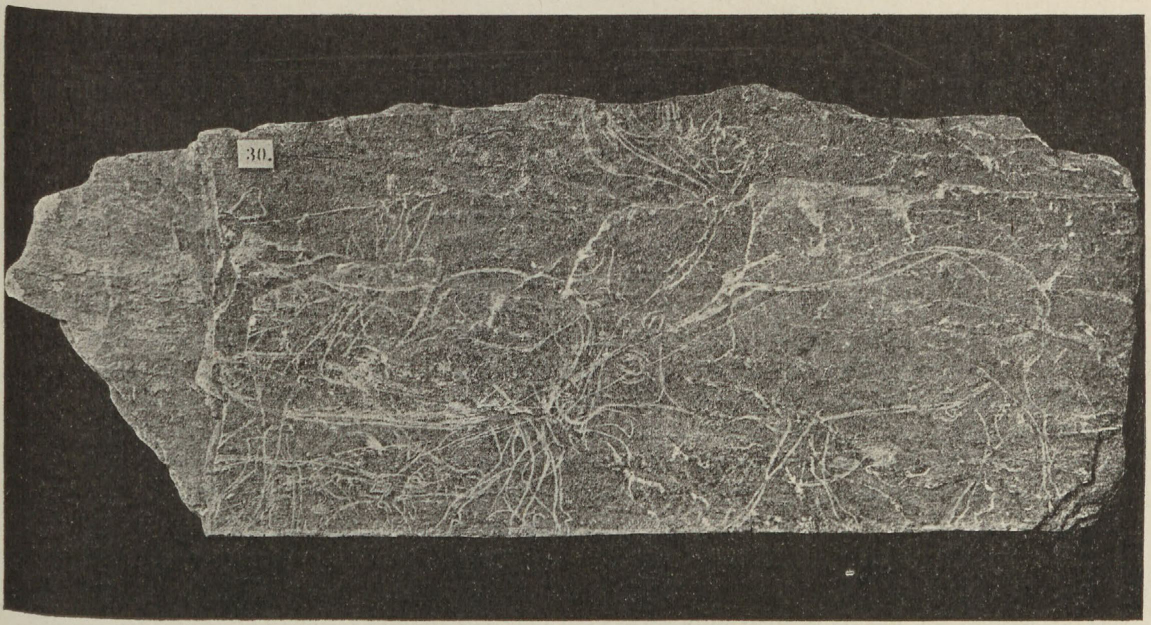


Bekritzeltes Schieferſtück mit Darſtellungen des diluvialen Nashorns. Aus einer Höhle von Arcy-ſur-Cure, Frankreich. (2/3 nat. Gr.) Nach H. Breuil.

Das Tier wurde mit Laſſos gefangen und dann am raſch übergeworfenen Halfter zum Lagerplatz der Jäger abgeführt, um dort geſchlachtet und verzehrt zu werden. Beim Renntier oder anderen Hirſcharten wäre das nicht möglich geweſen, denn dieſe Tiere hätten ſich der Gefangennahme und Wegführung bis zum Tode widerſetzt, während das Pferd nach heftigem Widerſtande ſich fügt, aber allerdings bei der erſten Gelegenheit wieder die Flucht ergreift.

Prächtige und ſtark verbreitete Erſcheinungen der quartären Tierwelt waren auch die wilden Rinder. Es gab zwei größere Arten: den Biſon und den Urochſen und zwei kleinere: das Kurzhornrind und den Moſchusochſen. Der europäiſche Biſon iſt noch heute nicht ganz erloſchen, war aber einſt viel gewaltiger als ſeine herabgekommene Deszendenz in den Staatsforſten Litauens. Seine vordere Körperhälfte war koloſſal entwickelt und namentlich der Nacken infolge ſehr langer Dornfortſätze der Wirbelknochen hoch gewölbt, die Stirne mächtig gebuckelt, die Beine lang und ſchlank, aber die vorderen faſt ganz von der langen Bruſtmähne umwallt. Packende Darſtellungen dieſes Tieres zeigen uns die Höhlenfresken von Altamira bei Santander (Spanien) und von Font-de-Gaume (Dordogne, Frankreich). Auf einem Renngeweih aus Laugerie-Baſſe an der Vézère hat ein Troglodyt eine Biſonjagd gezeichnet. Das Tier erſcheint in voller Flucht vor einem behaarten Manne, der ihm einen Wurfſpeer nachſendet. Bekanntlich iſt der Biſon weder in Europa, noch in Amerika gezähmt worden. Dagegen war der Urochſe (bos primigenius) eine der Stammformen unſerer Hausrinder und wurde wahrſcheinlich in Vorderaſien zuerſt vom Menſchen gezähmt. In der mykeniſchen Zeit Griechenlands erſcheint er noch als halbwildes Tier in herrlichen Kunſtdarſtellungen. In Europa lebte er bis ins Mittelalter hinein wild; das Nibelungenlied kennt ihn, gleich dem Wiſent (Biſon), in den Forſten des Rheinlandes. Er war größer als unſere ſtärkſten Rinderſchläge und hatte zum Unterſchied vom Biſon geraden Rücken, flache Stirne, hochſitzende lange Hörner und kurze dicke Beine. Das Kurzhornrind iſt eine andere diluviale Stammform unſerer Hausrinder, die durch Kreuzung aus verſchiedenen wilden Arten entſtanden ſind. Ganz verſchwand dagegen aus unſerem Kontinent der kleine Moſchusochſe, ein arktiſches Tier, halb Rind, halb Schaf, welches heute im polaren Nordamerika zwiſchen dem 60. und dem 80.°, ſowie in Grönland lebt.

Auch die Geſellſchaft der hirſchartigen Tiere war im Diluvium formenreicher als in der Gegenwart. Ganz urweltlich mutet uns, auch noch im Skelette, die Geſtalt des irländiſchen Rieſenhirſches oder Torfhirſches an, ſo genannt, weil die ſchönſten Exemplare unſerer Muſeen aus den Torfmooren Irlands ſtammen. Er war ungeheuer groß, im Körperbau dem Edelhirſch, in der horizontalen Stellung und in der Schaufelbildung der Geweihe dem Elch ähnlich. Bis 3 m Spannweite erreichte ſein Hauptſchmuck, mit dem er im Winter ſeine Nahrung unter dem Schnee aufſuchte. Ob er mit dem Schelch des Nibelungenliedes gemeint iſt, ſteht dahin.



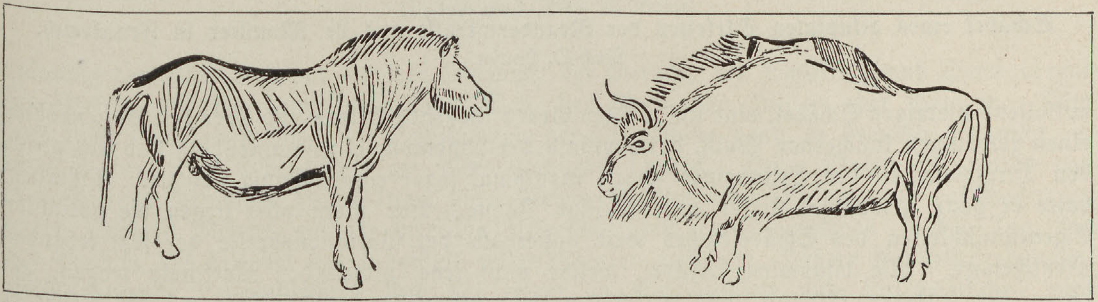
Renntierzeichnungen auf einer Schieferplatte aus Laugerie-Baſſe, Frankreich.
Nach Cartailhac und Breuil.

Der noch heute lebende Elch dagegen, mit dem ſich ſchon im 10. Jahrhundert Dekrete deutſcher Kaiſer beſchäftigten, wird vielleicht mit Unrecht zu den Diluvialtieren gezählt und kam erſt in jüngerer Zeit nach Europa. Der verbreitetſte Hirſch und daher auch das Lieblingswild des Jägers im Quartär war das Renntier, deſſen Bedeutung für den Menſchen in jüngeren Zeiten ſo ſehr zunimmt, daß man dieſe geradezu Renntierzeit nennt. Sein Verſchwinden aus Weſt- und Mitteleuropa iſt ein großes kulturgeſchichtliches Ereignis, bewirkt durch die gewichtigſten Urſachen, begleitet von den ſchwerſten Folgen. In Spanien und Italien, mit Ausnahme der Gegend von Ventimiglia, fehlt es, und dort fehlt auch die charakteriſtiſche Kultur der Renntierjäger. Maſſenhaft lebte es dagegen in Frankreich, der Schweiz und in ganz Mitteleuropa. Zu Hunderten und Tauſenden zählen die Individuen, deren Reſte allein durch Knochenfunde in einzelnen Höhlen bezeugt ſind. Die Renntierzeichnungen der alten Jägerſtämme Frankreichs und der Schweiz gehören zu den trefflichſten Arbeiten dieſer Naturkünſtler und können noch heute als Muſter flotter Strichführung dienen. Als das Renntier verſchwand, trat an ſeine Stelle der Edelhirſch. Dieſer lebte auch ſchon früher; doch finden ſich ſeine Reſte hauptſächlich in jenen Schichten, wo die des Renntieres ſelten ſind, und umgekehrt. Er iſt der Vertreter eines wärmeren, dem heutigen ähnlichen Klimas. Gleiches gilt vom Reh, welches nur in Italien während des ganzen Quartärs leben konnte.

Von geringerer Bedeutung waren andere Jagdtiere: der kanadiſche Wapiti-Hirſch, die Saiga-Antilope, Gemſe, Steinbock, Angoraziege, Mufflon. Die Nager und Vögel des Quartärs ſind paläontologiſch, aber nicht kulturgeſchichtlich von Intereſſe. In ausgedehnter Weiſe betrieb der Menſch der älteren Steinzeit, wie auch alle ſeine Nachfolger, an geeigneten Orten den Fiſchfang und das Einſammeln eßbarer Weichtiere. Man ſtach die Fiſche mit Lanzen und Harpunen, denn die Angel kannte man noch ſo wenig wie Bogen und Pfeil. Fiſche ſind auch nicht ſelten in charakteriſtiſchen Zeichnungen auf Knochen und dergleichen dargeſtellt, man erkennt deutlich den Salm, Hecht, Braſſen, Karpfen, Aal und andere.

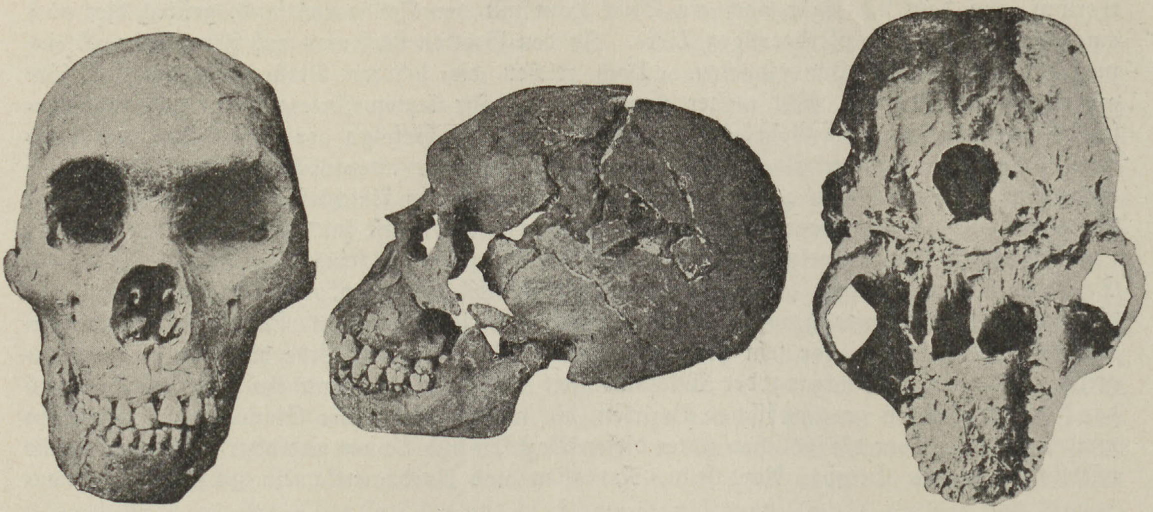
Mitten in dieſe hier nur umrißweiſe geſchilderte Tierwelt war der diluviale Menſch hineingeſtellt; mit ihr und von ihr lebte er, zunächſt nur wie einer ihresgleichen, ohne den unberechtigten Stolz und die vermeintliche Unabhängigkeit, mit der wir heute auf das Tier herunterblicken. Er war zugleich ihr Herr und ihr Sklave, befangen in totemiſtiſchen Anſchauungen, ein großer Verehrer, aber auch ein Banner der Tiergeiſter; und was er ſich in ſeinen Mußeſtunden erzählte, waren gewiß Tiergeſchichten und phantaſtiſche Tierfabeln, in denen die Tiere wie Menſchen ſprachen und handelten. Sonne, Mond und Sterne waren ihm ſicher nichts andres als Tiere, die über den Himmel wandelten. Auf dieſe bei Jägerſtämmen und Naturvölkern vielfach bezeugte Geiſtesrichtung hat man auch die überaus zahlreichen Tierbilder zurückzuführen, die uns an Grottenwänden und auf kleineren beweglichen Fundſtücken aus den Höhlen, doch faſt nur im Weſten Europas, erhalten ſind. Sie zeigen uns faſt ausnahmslos die Nahrungstiere des diluvialen Menſchen, die guten Geiſter, die er anzurufen pflegte und in ſein Heim zu bannen wünſchte. Es ſind, wenn man es ohne Profanation ſagen darf, gleichſam die Heiligenbilder des ganz Primitiven. Und hatte dieſer nicht recht zu ſolcher „Religion", war ſie nicht für ihn die wahre und richtige? Nach gemeiner Auffaſſung des modernen Kulturmenſchen ſteht der Menſch himmelhoch über dem Tier und überragt es in jeder Hinſicht. Allein mit richtigerem Blick erkannte der Primitive in der Tierwelt überall nützliche Eigenſchaften, die dem Menſchen fehlen und die wir uns auch heute noch mühſam, durch künſtliche Erfindungen, anzueignen ſuchen, während ſie dem Tiere angeboren ſind. Man denke an die politiſche Organiſation der Bienen und Ameiſen, das Schwimmen der Fiſche und den Flug der Vögel, an den windſchnellen Lauf oder das gewandte Klettern höherer Tiere, an ihre Prachtkleidung und furchtbare Bewaffnung, ihre Muskelkraft und Sinnesſchärfe. Hier liegt die Wurzel der Tierverehrung, der für uns ſo merkwürdigen Auffaſſung der Tiere als höherer Weſen, Spender der Kulturgüter, Ahnherren der Menſchheit, erklärlich bei Menſchen, die ſich ſelbſt noch nicht allzu hoch über ein tieriſches Daſein emporhoben. Wahr iſt ja, daß die Tiere, dem Menſchen gegenüber, das höhere Alter voraushaben und ſpeziell dieſem Menſchen durch die hohe Vollendung neidenswerter Qualitäten, die ſie durch abgeſchloſſene einſeitige Differenzierung erworben hatten, imponieren mußten, während die einſeitige Differenzierung unſeres Geſchlechtes, wie hoch ſie auch damals ſchon gediehen, doch noch himmelweit von ihrer heutigen Ausbildung entfernt war. Die diluviale Tierwelt ſtrahlt nicht mehr in dem vollen Glanz und Prunk der tertiären; dennoch war ſie in jeder Hinſicht ſtattlicher als die heutige: die Geſtalten mächtiger, die Formen zahlreicher, das Gewimmel dichter, das ganze Leben kräftiger, mit ſtärkerem Pulsſchlag. Sie vor allem hat aus dem diluvialen Menſchen gemacht, was er war und einzig ſein konnte: ein kühner und gewandter Jäger, dem Tierbilder und Tieraberglaube den Kopf erfüllten, und der durch allerlei praktiſche Erfindungen inmitten dieſer Geſellſchaft ſich ſiegreich behauptete.

Dies gilt hauptſächlich vom europäiſchen Diluvialmenſchen, dem einzigen, den wir genauer kennen. Was wir von ſeinen Zeitgenoſſen aus einigen anderen Erdräumen — Nordaſien, Nordamerika und Südamerika — wiſſen, fällt daneben kaum ins Gewicht. Es fehlt da noch größtenteils an ſo gründlichen Ermittelungen, wie ſie die höhere Kultur unſerer Zeit in Europa zutage gebracht hat. Die Diluvialfauna der anderen Kontinente war von der europäiſch-nordaſiatiſchen nach Maßgabe ihrer Entfernung vom Norden der alten Welt mehr oder weniger typiſch verſchieden und genau ebenſo das menſchliche Daſein, ſoweit von einem ſolchen die Rede ſein kann. Das Mammut ging über die Landenge, welche an Stelle der Behringſtraße beſtand, hinweg nach Nordamerika, lebte aber dort nur im Norden häufiger; es war, ſeinem Urſprung nach, ein altweltliches Tier. Auch der Moſchusochſe, der Biſon und das Wildpferd belebten jenes Gebiet, während Nashorn, Flußpferd, Höhlenbär und Hyäne fehlten. Weiter ſüdlich hauſte das amerikaniſche Maſtodon oder Ohiotier, deſſen altweltliche Verwandte in das europäiſche Diluvium nicht mehr hineinragen. Mit ſeinen Reſten zuſammen fanden ſich bei Natchez am Miſſiſſippi ein menſchliches Becken und in den Geröllablagerungen Kaliforniens Steinwerkzeuge. Eigentümlicher war die Diluvialfauna Südamerikas, welche auch nach dem nördlichen Kontinent hinübergriff. Neben Einwanderern aus dieſem, wie Maſtodon, Hirſch, Pferd, Tapir, Pekari, Lama, ſind ihre eigentlichen Charaktertiere namentlich Edentaten — Faultiere, Gürteltiere, Ameiſenbären — von alteinheimiſchem, noch heute vorherrſchendem Typus, darunter das elefantengroße Megatherium, Mylodon und andere. Im ſüdlichen Patagonien lebten menſchliche Höhlenbewohner mit dieſer Fauna zuſammen. Die wichtigſten Funde wurden 1899 in der Höhle Ultima Eſperanza gemacht, andere noch in den allerletzten Jahren. Die Tiere wurden vom Menſchen mit großen Steinen getötet und dann verzehrt. Außer dem Grypotherium, von dem ſich ſogar noch ein Stück Haut mit den Fellhaaren fand, geſchah dies auch einem jetzt erloſchenen pferdeartigen Tiere. In den Grotten ſtieß man auf Feuerherde, Steinmeſſer und zugeſpitzte Hundeknochen. Doch reichen die ſicheren älteſten Spuren des ſüdamerikaniſchen Menſchen nicht weiter zurück als bis zur letzten Interglazialzeit, und wahrſcheinlich beſiedelte unſer Geſchlecht Südamerika erſt im Gefolge der Fauna der Nordhalbkugel. Noch fremdartiger als die ſüdamerikaniſche ſteht der alteuropäiſchen Tierwelt die altauſtraliſche gegenüber und zeigt, wie jene erſtere, vielmehr Anſchluß an die rezente Fauna des gleichen Gebietes. Gegenüber den Beuteltieren und den erſt im 18. Jahrhundert erloſchenen flügelloſen Rieſenvögeln Auſtraliens ſind der Menſch und ſeine Begleiter — Wildhund, Schwein, Nager — dort ganz junge unvermittelte Erſcheinungen. Dies allein genügt, um die von mancher Seite gehegten Erwartungen, den Urſitz unſeres Stammes bei unſeren Antipoden aufzufinden, gar ſehr herabzuſtimmen. Über die ganze Erde hin erkennt man zugleich einen ſtarken Rückgang der Wildfauna ſeit dem Diluvium und ein gewiſſes Beharren der Faunen in ihren geographiſchen Bezirken, die wohl auch als ihre Stammländer angeſehen werden müſſen. Aber die ſüdlichen unter dieſen Bezirken ſind kleiner und abgeſchloſſener, als die nördlichen, wovon Europa, Nordafrika, Nordaſien und Nordamerika ein großes, zuſammenhängendes Wohngebiet bildeten. In dieſem haben ſich ſeit der Diluvialzeit größere Verſchiebungen vollziehen und die geographiſchen Bezirke ſchärfer gegeneinander abgrenzen können, wie es tatſächlich geſchah. In dieſes Wohngebiet werden wir auch den Urſprung der Menſchheit mit Wahrſcheinlichkeit verlegen können.



Wildpferd und Biſon. Diluviale Wandzeichnungen in der Höhle von Niaux bei Tarascon, Frankreich. ($^{1}/_{14}$ u. $^{1}/_{12}$ natürl. Gr.) Nach Cartailhac und Breuil.

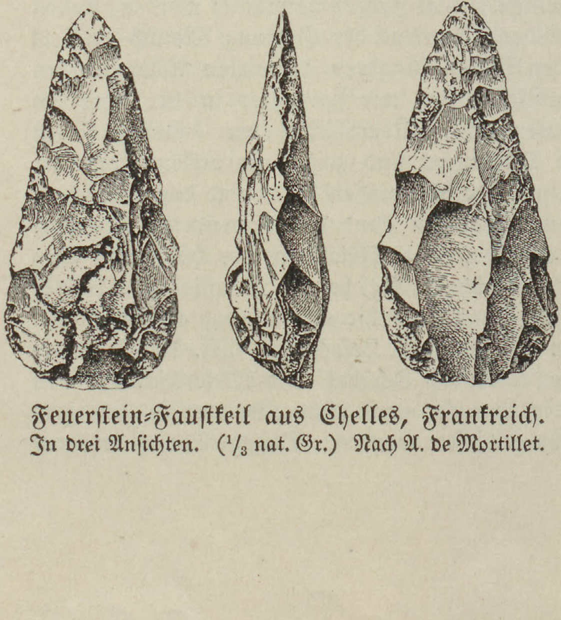
Leibliche Reſte vom Menſchen ſind, im Vergleiche zu den Tierreſten, aber auch zu den anderweitigen Zeugniſſen menſchlicher Anweſenheit, aus dem Diluvium nicht ſehr zahlreich erhalten. Er war nicht ſo ſtark verbreitet, wie die meiſten Tiergattungen, und ſeine Knochen ſind uns auf die verſchiedenſte Art verloren gegangen. Immerhin beſitzen wir aus dieſer Fernzeit auch eine nicht ganz geringe Zahl menſchlicher Schädel und Skeletteile, und die anatomiſchen Unterſuchungen, welche dieſen in den letzten 5—10 Jahren gewidmet worden, haben erwieſen, daß im Diluvium Europas zwei verſchiedene Formen der Gattung Menſch exiſtiert haben. Die Reſte der einen dieſer Formen finden ſich in jüngeren diluvialen Ablagerungen und verraten uns Menſchen von der gleichen phyſiſchen Art, wie ſie ſpäter in der jüngeren Steinzeit und in allen Folgezeiten bis heute lebten. Die Überbleibſel der anderen Form ſtammen aus den tieferen älteren Schichten des Diluviums und zeigen in vielen Formverhältniſſen des Schädels eine Mittelſtellung zwiſchen den anthropoiden Affen und den Menſchen. Dieſer uralte Menſchentypus wurde zuerſt bekannt durch den Fund des ſogenannten Neandertaler Skeletts (1856), noch beſſer durch die Entdeckung zweier Skelette in der Höhle von Spy (Belgien 1885) und zweier anderer aus Höhlen Frankreichs (1908) bei Le Mouſtier (Dordogne) und La Chapelle-aux-Saints (Corrèze). Ihr rechnet man auch die merkwürdig affenähnlichen Unterkiefer von La Naulette (Belgien) und von Mauer bei Heidelberg (gef. 1907), ſowie einige ähnliche Kiefer aus franzöſiſchen Fundorten und die Schädel und Skelettrümmer von Krapina in Kroatien zu. Daß dieſer Menſch die Sprache noch nicht oder nur in geringem Maße beſeſſen habe, iſt zwar behauptet, aber nicht erwieſen worden. Dagegen beſaß er einen



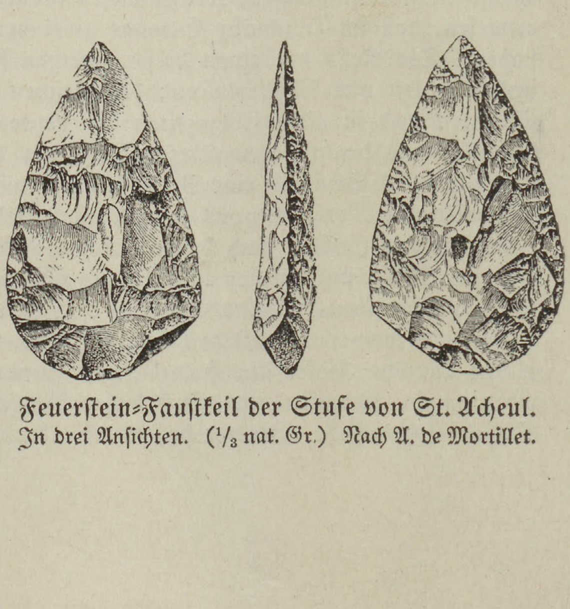
Schädel eines diluvialen Skelettes der Neandertalraſſe aus Le Mouſtier in Frankreich.
Nach O. Hauſer.

auffallend niedrigen Schädel, eine im höchſten Grade fliehende Stirne und über den Augenhöhlen einen gewaltigen knöchernen Wulſt, der oberhalb der Naſenwurzel zuſammenhing und ſich gegen den Hirnſchalenteil des Stirnbeines ſcharf, manchmal ſogar rinnenförmig abſetzte. Außerdem hatte er ganz gewaltige Kiefer und maſſige Zähne. Vor allem aber liegen die gedachten Eigentümlichkeiten des Schädeldaches weit außerhalb der Variationsbreite der jetzt lebenden Menſchenart. Alle diluvialen Schädel, welche nicht jene pithekoiden Merkmale tragen, gehören der letzteren Art an, wie verſchieden ſie auch untereinander ſein mögen. Hierher zählen die Überreſte der in Frankreich und Mähren nachgewieſenen Raſſe von Crô-Magnon, die der Grimaldiraſſe aus Mentone und viele andere, mit denen ſich die vergleichende Anatomie eifrig beſchäftigt. Es iſt noch eine offene Frage, ob ſich dieſe jüngeren Typen aus jener älteren „Primigeniusform" entwickelt haben.

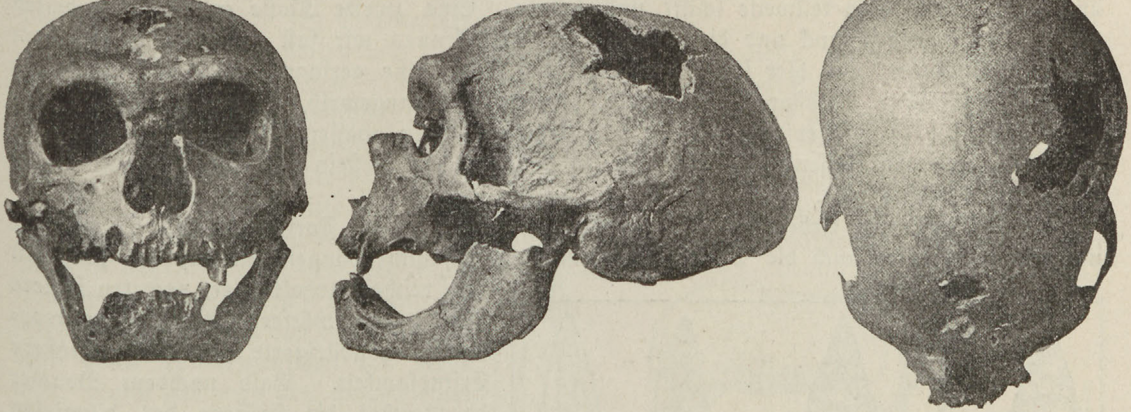
Die menſchlichen Leibesreſte aus dem Diluvium verſchwinden numeriſch vollkommen gegenüber der techniſchen, künſtleriſchen und ſonſtigen Hinterlaſſenſchaft dieſes Zeitraumes, welche man, wenn es ſich auch nur um Schichten aus Aſche, Kohle und zerſchlagenen Tierknochen handelt, kurz als Überreſte ſeiner Kultur bezeichnen kann, das letzte Wort natürlich nur in ſeinem beſcheidenſten Sinne genommen. Der diluviale Menſch lebte als unſteter niederer „Jäger" in kleinen Horden von der Jagd, an geeigneten Orten auch vom Fiſchfang und der Muſchelleſe, ſowie von eßbaren Wildfrüchten, welche wohl die Frauen einſammelten. Er war völlig



Feuerſtein-Fauſtkeil aus Chelles, Frankreich.
In drei Anſichten. ($^1/_3$ nat. Gr.) Nach A. de Mortillet.

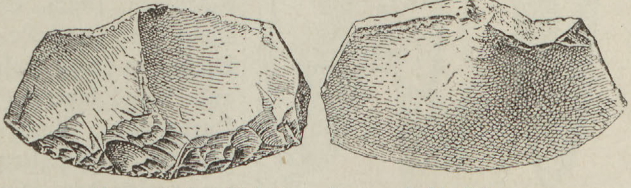


Feuerſtein-Fauſtkeil der Stufe von St. Acheul.
In drei Anſichten. ($^1/_3$ nat. Gr.) Nach A. de Mortillet.

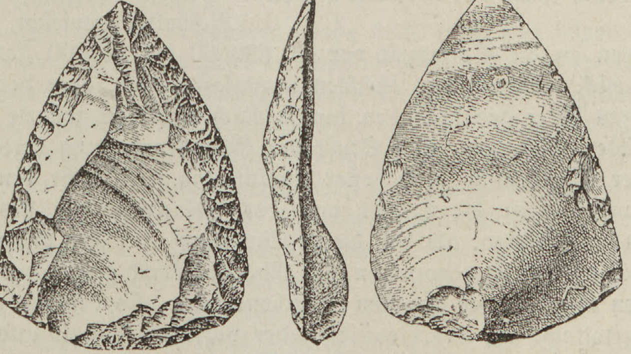


Schädel eines diluvialen Skelettes der Neandertalraſſe aus La Chapelle aux Saints in Frankreich.
($^1/_4$ nat. Gr.) Nach M. Boule.

unkundig des Pflanzenbaues und der Tierzucht, der Metalle, des Schleifens und Durchbohrens der Steine, der Bereitung von Tongefäßen, des Baus von Hütten oder Häuſern. Man kann nicht ſagen, daß ihm dieſe Erfindungen gefehlt hätten; denn er brauchte ſie nicht, er hätte ſie bei ſeiner Lebensweiſe gar nicht ausnützen können. Seine Wohnplätze waren von Windſchirmen beſchützte Lagerſtätten unter freiem Himmel oder Höhlen, und der Grundzug ſeines geiſtigen Weſens eine leichtfertige Unbeſtändigkeit, ein Hineinleben in den Tag, das den Ausbau des Daſeins nur innerhalb enger Grenzen geſtattete. Höhere Kulturbeſtrebungen, weiterſchauende Lebensfürſorge ſind vor allem an Seßhaftigkeit und fortſchrittliche, nicht bloß aneignende, ſondern reproduzierende Wirtſchaftsformen geknüpft. Dieſe Bedingungen fehlten ihm gänzlich. Die noch heute in traurig verkümmerten Überreſten hie und da auf der Erde vorhandenen Stämme niederer Jäger — Auſtralier, Buſchmänner, Feuerländer, gewiſſe Bruchteile der Urbevölkerung Südamerikas und Südaſiens — ſind die beſte, wenn auch nicht in allen Punkten zutreffende Illuſtration zu dem geiſtigen und materiellen Kulturzuſtand der diluvialen Bewohner Europas.



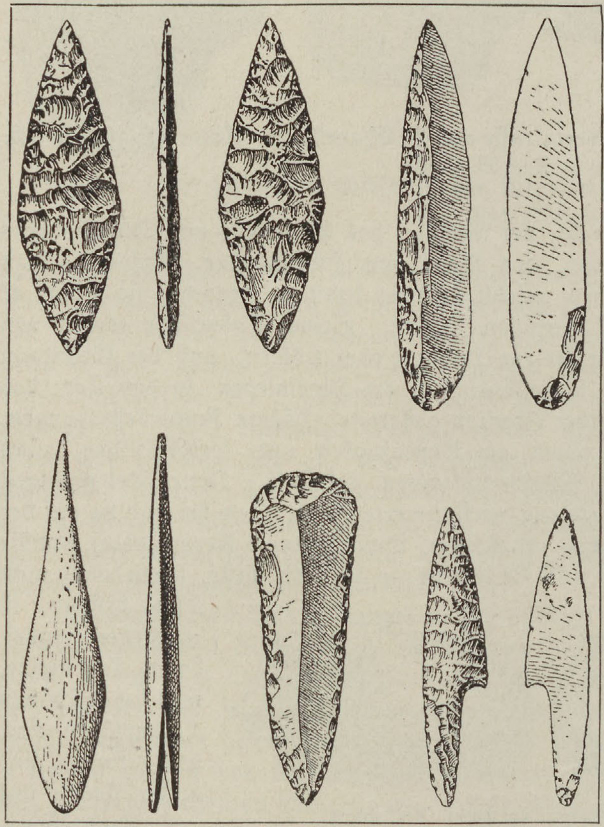
Feuerſtein-Schaber in zwei Anſichten.



Feuerſtein-Handſpitze in drei Anſichten.
Typen des Mouſtérien von Le Mouſtier. ($^1/_2$ nat. Gr.)
Nach A. de Mortillet.

Trotz der Kulturarmut dieſes Menſchen iſt es natürlich nur ein kleiner Teil ſeines materiellen Beſitzes, der uns durch die ungemeſſenen Zeiträume hindurch erhalten geblieben iſt. Das Übrige, alles, was aus leichter vergänglichen Stoffen, alſo z. B. aus Holz, beſtand, iſt unwiederbringlich dahin. Das meiſte, was ſich auf ſeinen Lagerplätzen noch heute findet, ſind außer Feuer- und Mahlzeitreſten, Herdſteinen und Abfällen aller Art, primitive Werkzeuge und Jagdwaffen, und wieder das meiſte davon beſteht aus behauenen Steinen. Ein geringerer Teil, der aus dem älteren Diluvium gänzlich fehlt und wohl dem Zahn der Zeit erlegen iſt, ſind Arbeiten aus organiſchen Stoffen: Knochen, Zähnen, Geweihen, welche man anfangs bloß ſchnitt und ſägte, ſpäter auch teilweiſe ſchliff und bohrte. Eine zweite Klaſſe erhaltener Arbeiten umfaßt den Körperſchmuck und die Kunſtwerke; dieſe kennen wir faſt ausſchließlich aus dem jüngeren Diluvium, und hier ſpielt umgekehrt der Stein eine geringe Rolle, und das meiſte iſt aus organiſcher Subſtanz: Elfenbein, Knochen, Renngeweih, Muſcheln, Tierzähnen. Allerdings gehören hierher auch die in den letzten Jahren maſſenhaft entdeckten gemalten oder bloß geritzten Felſenbilder auf oder in dem weichen Geſtein der Höhlenwände Frankreichs und Nordſpaniens.

In der geſamten Arbeit des Diluvialmenſchen Europas iſt Fortſchritt und Entwicklung unverkennbar. Wie auch die Phaſen untereinander zuſammenhängen mögen, die jüngeren ſind reicher, gehaltvoller, verraten feinere Hände, ein ſchärferes Auge, einen regeren Geiſt, geſteigerte Bedürfniſſe, größere Erfindſamkeit. Bald nachdem Boucher de Perthes die Exiſtenz des diluvialen Menſchen, welche ſeit Cuvier (1824) ziemlich allgemein bezweifelt worden war, durch ſeine Entdeckungen an der Somme, (Picardie, Nordfrankreich) endgültig ſichergeſtellt hatte (1847—1864), erkannte Eduard Lartet (1864) in Südfrankreich die formellen Unterſchiede und das getrennte Vorkommen gewiſſer häufig auftretender Typen. Mit einem großen, aber ſeitdem wieder überholten Fortſchritt brachte G. de Mortillet (1869) dieſe und andere in ein chronologiſches Syſtem, worin er fünf Stufen unterſchied und nach franzöſiſchen Fundorten benannte: Chelléen (nach Chelles, Seine-et-Marne), Acheuléen (nach St. Acheul, Somme), Mouſtérien (nach Le Mouſtier, Dordogne), Solutréen (nach Solutré, Saône-et-Loire) und Magdalénien (nach La Madeleine, Dordogne). Flora, Fauna und menſchliche Artefakte ſollten in dieſen fünf Stufen verſchieden ſein, aber die letzteren doch einen konſtanten Fortſchritt zeigen. Vieles an dieſem Syſtem hat ſich als nicht ſtichhaltig erwieſen, ſo vor allem die Zuweiſung des Chelléen an die Voreiszeit vor ca. 230000 bis 240000 Jahren. Die Voreiszeit liegt viel weiter zurück, während das Chelléen interglazial war, aber dennoch tatſächlich dieſes oder ein noch höheres Alter gehabt haben kann. Nach Mortillet währte es ca. 100000 Jahre. Noch vor das Chelléen wird jetzt eine Stufe der Steinbearbeitung verlegt, welche den typiſchen Fauſtkeil jener Phaſe auch in roheſter Ausführung noch nicht kannte. Ferner iſt die Verlegung des Mouſtérien in die Eiszeit und des Solutréen und des Magdalénien in die Nacheiszeit inſofern anzufechten, als bei dieſer Einteilung auf die faſt überall nachweisbaren Zwiſcheneiszeiten keine Rückſicht genommen iſt. Nach A. Penck gehört das Chelléen der zweiten Hälfte der mittleren und weitaus längſten Zwiſcheneiszeit, alſo dem Anfang der zweiten Hälfte des geſamten Eiszeitalters, an, das Mouſtérien der vorletzten Eiszeit und der letzten Zwiſcheneiszeit, das Solutréen der letzten Eiszeit, das Magdalénien einem Kälte-Rückfallſtadium der Nacheiszeit. Die Dauer der letzten Zwiſcheneiszeit veranſchlagt dieſer Forſcher auf mindeſtens 60000, die der vorletzten (mittleren) Zwiſcheneiszeit auf mindeſtens 240000 Jahre. Andere

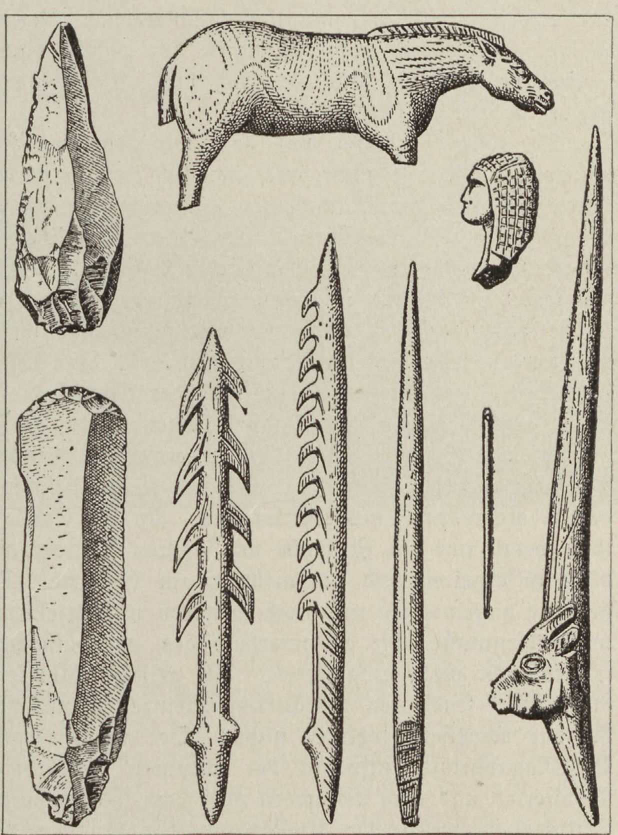


Typen der Stufe von Solutré aus Frankreich.
(5 Stücke in je 1—3 Anſichten, $^1/_2$ nat. Gr.) Nach A. de Mortillet.

gelangen zu einer etwas anderen Paralleliſierung der Kulturſtufen mit den klimatiſchen Phaſen des Diluviums; aber alle berückſichtigen heute die mehrfache Wiederkehr kälterer und wärmerer Perioden im Verlaufe des Eiszeitalters.

Zwiſchen das Mouſtérien und das Solutréen fällt eine Periode, welche man Aurignacien nennt (nach der Höhle von Aurignac, Haute-Garonne, Frankreich). Mit dieſer Stufe beginnen die jüngeren paläolithiſchen Phaſen, welche man auch als glyptiſches Zeitalter (Zeit der Schnitzkunſt) zuſammenfaßt. Die Dauer der ganzen älteren Steinzeit kann man auf $^1/_4$—$^1/_2$ Million Jahre, die des ganzen Eiszeitalters auf $^1/_2$—1 Million Jahre ſchätzen.

Anfang und Fortſchritte des Werkzeugweſens im Diluvium waren die folgenden. Zuerſt nahm man den von der Natur geformten Stein ohne weitere Bearbeitung einfach her oder tat nur äußerſt wenig, um die reine Naturform zu verbeſſern. Das ſind die ſogenannten Eolithen, von welchen ſchon oben beim Tertiärmenſchen die Rede war. Dann gab man den aufgeleſenen Steinen, meiſt großen Feuerſteinknollen, eine mehr oder minder künſtliche Geſtalt, entweder, indem man ſie von allen Seiten mit einem anderen Steine roh, aber zweckmäßig ſo lange behieb, bis ſie die gewollte ſymmetriſche und brauchbare Geſtalt, eine Art Mandelform, hatten, oder, indem man, bei kleineren und flachen Spänen, die wirkende Kante oder Spitze durch ſogenannte Retouchen bearbeitete. So entſtanden einerſeits die „mandelförmigen" oder „Chelles"-Keile, andrerſeits die als „Mouſtiertypen" bezeichneten Schaber und Spitzen. Alles weitere in Stein ſind nur Verfeinerungen dieſer techniſchen Vorgänge. So kam man vom Chelleskeil zur lorbeerblattförmigen Solutré-Spitze und von den älteren, plumpen und ſchweren Mouſtierformen zu den kleineren und feineren Schabern, Spitzen, Ahlen uſw. der Induſtrie von Solutré und La Madeleine. In Knochen und anderer organiſcher Subſtanz kennen wir die älteſten Werkzeuge nicht; die jüngeren machen dem Stein als Werkzeugmaterial in ſteigendem Maße Konkurrenz und bilden ein wahres Arſenal von Waffen nnd Inſtrumenten, in dem unter den verſchiedenſten Wurfſpcer- und Harpunenſpitzen, Pfriemen, Spateln, Dolchen, den rätſelhaften Kommandoſtäben uſw. auch die feine, zartgebohrte Nähnadel nicht fehlt. Die Blüteperiode der Knochenſchnitzerei war die Renntierzeit, die letzte des Diluviums. Das war keine ſo ganz kulturarme Zeit mehr. Der europäiſche Menſch war ungefähr ſo bewaffnet und bekleidet wie ein Eskimo und beſaß auch ebenſoviel oder noch mehr Geſchmack und Kunſtſinn als ein ſolcher. Seiner flotten Tierzeichnungen und ihres wahrſcheinlichen Sinnes wurde ſchon gedacht. Er hat aber auch menſchliche Figuren, und zwar häufig in plaſtiſcher, zum Teil höchſt realiſtiſcher Ausführung aus Elfenbein und Knochen dargeſtellt; beſonders einige fragmentariſche Statuetten nackter Frauen ſind von überraſchender Naturtreue. Mit den ſchon länger bekannten Knochenzeichnungen wetteifern die größtenteils erſt in den letzten Jahren (1895—1908) an den Wänden und Decken der Wohnhöhlen entdeckten Tierfiguren. Solche fanden ſich teils nur in Umriſſen eingehauen, teils mit Ocker gemalt, in den Höhlen von Altamira bei Santander



Typen der Stufe von La Madeleine aus Frankreich.
($^1/_2$ nat. Gr.) Nach A. de Mortillet.

(Nordſpanien), Chabot a. d. Ardèche (Gard), Pair-non-Pair (Gironde), La Mouthe, Combarelles, Font-de-Gaume uſw. (Dordogne), Niaux (Ariège), im ganzen in 17 Höhlen, wovon die meiſten im ſüdweſtlichen Frankreich liegen. Es ſcheint, daß die älteren Felſenbilder vorwiegend Mammute und Wildpferde in bloßer Umrißzeichnung, die jüngeren vorwiegend Biſonten in farbiger Ausführung darſtellen. Dieſe diluviale Bildkunſt iſt faſt ganz auf Weſteuropa beſchränkt, und ihre Zeugniſſe fanden ſich mit wenigen Ausnahmen auf ſüdfranzöſiſchem Boden, der vor anderen Gebieten große klimatiſche Begünſtigungen und andere Naturgaben — Vorkommen vieler Höhlen, reichlichen Feuerſteins uſw. — voraus hatte. Déchelette verzeichnet nicht weniger als 118 in Frankreich gelegene Höhlen und Felsſchutzdächer, deren paläolithiſche Bewohner Kunſtwerke hinterlaſſen haben, teils in Geſtalt geſchnitzter oder gravierter Knochen- und Geweihſtücke, teils in der von Felszeichnungen und Felsmalereien. Außerhalb jener weſtlichen Länder merkt man wenig oder nichts vom Kunſtſinn der paläolithiſchen Bevölkerung; er mag überall latent vorhanden geweſen ſein aber ſich bloß in Tiertänzen, Geſängen und auf ähnliche Art geäußert haben.

Der älteſte Menſch, von dem wir genauere Kenntnis beſitzen, der diluviale Bewohner Europas, lebte alſo nicht, wie man ſich einſt vorſtellte, in einem irdiſchen Paradieſe, als friedlicher Hirt von der Milch ſeiner Lämmer oder als fleißiger Ackerbauer von der Frucht ſeiner Scholle; ſondern er führte unter einem unmilden, eiszeitlichen Himmel viele Jahrtauſende lang ein unſtetes, wildes, in mancher Hinſicht halb tieriſches Jägerleben. Aber er beſaß in allen Phaſen, durch die wir ihn verfolgen können, und je weiter wir ihn verfolgen, in deſto höherem Maße das Werkzeug, dieſes unvergleichliche Symbol menſchlicher Kultur gegenüber einem rein tieriſchen Zuſtand, und damit den Keim aller folgenden Entwicklung. Durch die Aneignung und Ausbildung des Werkzeugs hat der Menſch die Entwicklung, welche bis dahin an ſeinem Leibe geſchehen war und ihm eine eigene, von den Entwicklungsrichtungen aller anderen Tiere abweichende Bahn gewieſen hatte, außerhalb ſeines Körpers verlegt, in den Bereich ſeiner Artefakte, der Arbeiten ſeiner Hände. Dazu befähigte ihn ſeine phyſiſche Beſchaffenheit und das Übergewicht ſeines Denkorgans. An die Stelle weiterer körperlicher Entwicklung trat bei ihm fortan nur ein Zuwachs an äußeren Mitteln der Kultur und an dem inneren Organe, dieſe zu erhalten und zu mehren, am Gehirne. Die äußeren Mittel ſind ſeither ins ungeheure angewachſen und noch weiteren unüberſehbaren Wachstums fähig. Aber ein Zuwachs an Gehirnmaſſe, wie er innerhalb des europäiſchen Diluviums feſtgeſtellt werden kann, iſt ſeither nicht mehr eingetreten. Die geiſtige Fähigkeit zu allem weiteren Kulturwachstum war alſo in den Endſtufen der älteren Steinzeit bereits vorhanden, und auch an Kulturerzeugniſſen, die das beweiſen, fehlt es nicht. Der morphologiſche Abſtand der Neandertalraſſe von der Crô-Magnonraſſe entſpricht der enormen Kulturdifferenz zwiſchen dem Chelléen oder dem Mouſtérien und dem Solutréen oder dem Magdalénien und er entſpricht auch den ungeheuren Zeiträumen, welche die älteſten von den jüngſten paläolithiſchen Kulturſtufen trennen.

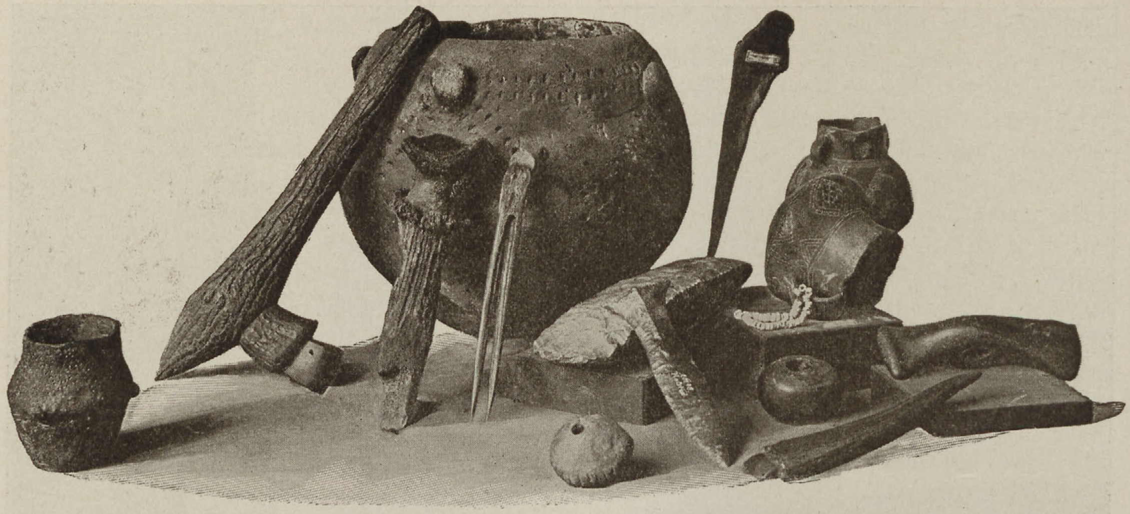
2. Die neolithiſche Periode.

Von der letzten Kälteperiode der großen Eiszeit vor etwa dreißig- bis fünfzigtauſend Jahren ging es langſam und nicht ununterbrochen aufwärts zu den klimatiſchen und Temperaturverhältniſſen, welche heute auf der Erde herrſchen, zur geologiſchen Gegenwart. In manchen Gebieten, ſo in den europäiſchen Alpen, ſind während dieſes Anſteigens Rückfallſtadien zu verzeichnen, welche nicht mehr die Bedeutung der letzten wirklichen Eiszeit hatten, ſondern nur in ſtetig verringertem Maße ein periodiſches Herabſinken der Schneegrenze und einen entſprechenden Vorſtoß der Gletſcher in den Gebirgen bewirkten. In dieſe ganze Zeit mit ihren Beſſerungen und Rückfällen verlegt man einige ſpätdiluviale oder frühalluviale menſchliche Kulturſtufen, welche wieder beſonders in Frankreich beobachtet worden ſind. Man ſpricht zunächſt von einer Mas d'Azil-Stufe, einem „Aſylien“ oder „Azilien“ nach einer

Blick in das Vézère-Tal bei Les Eyzies, Südfrankreich.

Photograph. Aufnahme.

Fundſchicht in der Höhle Mas d'Azil, Ariège. Dieſe Schichte hat ſchon die Fauna der Gegenwart —, beſonders häufig ſind Edelhirſch und Wildſchwein, während das Renntier fehlt — aber noch die mannigfachen kleinen Flintwerkzeuge der Renntierzeit, dagegen nicht mehr deren Schnitzwerke; namentlich die Harpunen ſind typiſch anders, flach und plump aus Hirſchhorn geſchnitten und an der Baſis durchbohrt. Einen ganz merkwürdigen und rätſelhaften Fortſchritt bezeichnet die Verwendung von Geſchiebeſteinen, die mit Punkten, Strichen und allerlei buchſtabenähnlichen Zeichen bemalt ſind. Verluſt und Zuwachs der Kulturformen deuten auf Völkerverſchiebungen unter dem Einfluß des Klimawechſels. Wahrſcheinlich ſind die eskimoähnlichen Renntierjäger, ihrem Hauptwild folgend, teilweiſe ſchon nach Oſten und Nordoſten hinweggezogen und in ihre Wohnſitze andere Stämme eingerückt, wohl aus dem Süden, aus Italien und Spanien, wo das Renntier nie heimiſch war. Manche rechnen zu den Übergangsphaſen von der älteren zur jüngeren Steinzeit auch noch die Campigny-Stufe oder das „Campignien" Nordfrankreichs mit parallelen Erſcheinungen in Oberitalien, England, Irland, Belgien, Dänemark uſw. Die Formen der Steinwerkzeuge ſind hier halb paläolithiſche, halb neolithiſche — die letzteren aber noch nicht durch Polierung geglättet —, teils zeigen ſie gewiſſe eigentümliche, altneolithiſche Typen, die man zumeiſt aus den Kjökkenmöddingern (Muſchelabfallhaufen) Dänemarks kennt. Dabei kommen ſchon Topfſcherben vor; die Fauna enthält Rind, Pferd, Hirſch, die Flora Eſche und Eiche, in Nordfrankreich ſcheint auch Getreidebau, den die Fiſcher an den baltiſchen Küſten nicht trieben, geherrſcht zu haben; kurz, wir ſind da in voller geologiſcher Gegenwart, aber noch nicht in der vollen jüngeren Steinzeit. Eine echte und rechte Übergangsſtufe von der paläolithiſchen zur neolithiſchen Periode iſt jedoch auch das Campignien nicht, obwohl es merkwürdige Zuſammenhänge



Neolithiſche Funde aus Mittel- und Nordeuropa.

Originale im k. k. naturhiſt. Hofmuſeum zu Wien.

zwiſchen Süd- und Nordeuropa enthüllt. Die Urheber der Küchenabfallhaufen an den baltiſchen Küſten waren doch vermutlich die erſten menſchlichen Beſiedler des europäiſchen Nordens und kamen, als dieſer eisfrei und zugänglich wurde, aus Weſteuropa, in fernerer Linie aus dem Süden unſeres Kontinents. Es wird vielfach angenommen, daß dieſe Menſchen nachher ohne fremde Beihilfe und Zuwanderung die volle neolithiſche Kultur geſchaffen hätten, daß dieſe alſo, wie wir ſie aus dem mittleren und nördlichen Europa kennen, hier ganz unabhängig von äußeren Einflüſſen entſtanden ſei. Das iſt aber nicht ſehr wahrſcheinlich.

Die volle neolithiſche Kultur Europas bildet, vom Standpunkt unſerer modernen Forſchung geſehen, wohl die merkwürdigſte unter den prähiſtoriſchen Entwicklungsſtufen. Denn das paläolithiſche Zeitalter iſt im Grunde, wenn man ſich einmal von der Vorſtellung einer goldenen Morgenſtunde der Menſchheit freimacht, etwas ganz Natürliches, das man beinahe als logiſches Erfordernis vorausſetzen müßte, wenn es nicht empiriſch nachgewieſen wäre. Dagegen iſt es in Wahrheit überraſchend, zu ſehen, welcher hohe Grad ſeßhafter Geſittung noch ohne alle und jede nutzbare Kenntnis der Metalle in der neolithiſchen Periode erreicht war. In dieſer und in keiner anderen ſind die erſten Grundlagen der europäiſchen Ziviliſation geſchaffen worden. Hier ſind die Wurzeln der bäuerlichen Beſiedelung unſeres ganzen Kontinents und vieler anderer Erdräume zu ſuchen und zu finden.

Wieder iſt hier in erſter Linie der außermenſchlichen Natur zu gedenken, welche die Grundlage jener Grundlagen bereitet hat. Das Naturbild, welches die Erde nach dem Ablauf der letzten großen Eiszeit und den Schwankungen des Überganges darbot, ſtimmte in den großen entſcheidenden Zügen mit dem Erdbilde überein, welches wir noch heute vor uns haben. Natürlich ſind vor zehn und mehr Jahrtauſenden die Waldungen größer und dichter, die Gewäſſer ſtärker und reißender geweſen. Ein reicheres Tierleben geſtaltete die Jagd ergiebiger als heute, und Waldquellen ſprudelten, wo heute in Trockenzeiten längſt alles Naß verſiegt iſt. Aber im allgemeinen war die Natur, verglichen mit ihrem Walten im Diluvium, beſonders in den Eiszeiten und den interglazialen Steppenzeiten, jetzt ſanfter, zahmer, menſchenfreundlicher, der Menſch, verglichen mit ſeinem diluvialen Vorgänger, ſtärker, ſtetiger, fleißiger, geſchickter, die Herrſchaft über ſeine tieriſche und ſonſtige organiſche und anorganiſche Umgebung anzutreten. Darauf beruht im letzten Grunde aller Aufſchwung der Menſchheit in der geologiſchen Gegenwart. Denn der allgemeine Fortſchritt der Kultur vollzieht ſich auch in geſchichtlichen Zeiten nicht auf weit hinaus ſichtbar vorgeſchriebenen und verſtändnisvoll beſchrittenen Bahnen, ſondern weit mehr, als man gewöhnlich meint, automatiſch und reflexartig, infolge übermächtiger äußerer Anſtöße, die vom Menſchen unabhängig ſind und über ſein Schickſal blinde, tyranniſche Entſcheidungen fällen. „Ideen der Völker“ finden ſich überhaupt viel ſeltener in der wirklichen Geſchichte als in der Geſchichtſchreibung, die es dabei freilich leichter hat. Ideen werden am Schreibtiſch empfangen und formuliert. Die rauhe Luft von Feld und Wald, wo ſich die hiſtoriſchen Ereigniſſe, beſonders in den älteren Zeiten, anſpinnen und abſpielen, wurden zumeiſt von keinem höheren Hauche bewegt, als von dem der phyſiſchen Notwendigkeit. Jene Ereigniſſe laſſen ſich in letzter Linie nicht auf zielbewußte menſchliche Überlegung zurückführen, ſondern auf einen ſtofflichen, oder wie man auch ſagt, wirtſchaftlichen Zwang. Geiſt und Überlegung werden unterwegs aufgeboten, vom Einzelnen wie von der Geſamtheit, am wirkſamſten in der Form der Staatskunſt, um das zunächſt Erwünſchte herbeizuführen und das zunächſt Gefürchtete abzuwehren; und ſie werden hinterher aufgeboten, um die Dinge anſprechend zu erklären, aber weiter hinaus ſieht man nicht und ſorgt man nicht, weil man beides nicht kann.

Von den durch äußere Umſtände bedingten wirtſchaftlichen ſind aber auch die geiſtigen Formen abhängig, die auf verſchiedenen Stufen der menſchlichen Entwicklung herrſchen, die Formen der Familie und des Staates, der Moral, Religion und Wiſſenſchaft. Typiſch verſchieden denken in dieſen Angelegenheiten der Jäger, der Ackerbauer und der Hirt, der Handelsmann und der Induſtrielle, obgleich ſich Teile des älteren Denkens immer auch auf das jüngere vererben und ſtets bereit ſind, bei günſtigen Umſtänden unter der jüngeren Denkſchicht übermächtig hervorzubrechen.

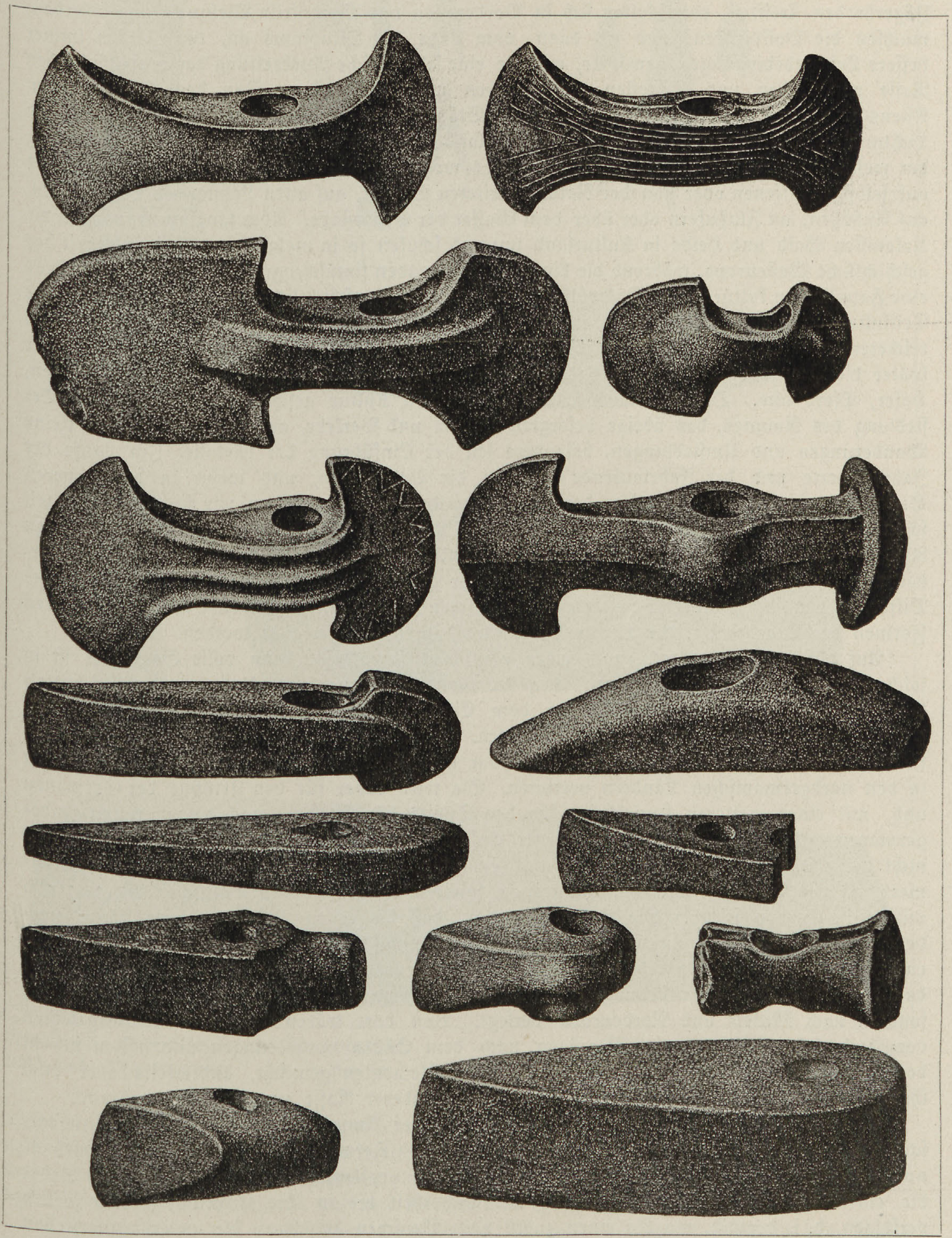
Weniger aus unmittelbaren als aus mittelbaren, von der Völkerkunde gelieferten Zeugniſſen wiſſen wir, daß die Jägerſtämme der älteren Steinzeit in kleinen, unter der Gewaltherrſchaft des Mannes ſtehenden Sonderfamilien lebten, ohne ſtändiſche Gliederung, faſt anarchiſch, nur vorübergehend von machtloſen Häuptlingen geführt, doch unausgeſetzt geplagt vom Glauben an die ſchädlichen Geiſter der Verſtorbenen, an Hexerei und die Macht ihrer Zauberprieſter, ohne geregelten Ahnenkult, aber einer merkwürdigen Tierverehrung ergeben. Bei den ſeßhaften Dorfbewohnern der jüngeren Steinzeit herrſchte dagegen ſicherlich, wie überall bei niederen Pflanzenbauern, Neigung zur Gemeinwirtſchaft und zum Sippenverband, oft unter der ſeltſamen Form der Mutterfolge, da der Pflanzenbau urſprünglich eine weibliche Produktionsform iſt. Trotzdem erſchienen bald Beſitz- und Rangunterſchiede, Friedens- und Kriegshäuptlinge, jene durch Reichtum, dieſe durch Kühnheit ausgezeichnet; und unter beſonderen Umſtänden, bei der Verteidigung des eigenen und der Eroberung fremden Gebietes, bildet ſich ein Waffenadel, dem der Boden gehört und der Reſt der Bevölkerung als hörige Arbeiterſchaft fronen muß. Die Pflanze des Überſinnlichen erhebt ſich von der Geſpenſterfurcht und vom Tierdienſt zur Verehrung der Mutter Erde und dadurch zum Geſtirnkult. Die Annäherung an die höhere, die hiſtoriſche Kultur vollzieht ſich, wie wir noch ſehen werden, hauptſächlich vom Beginn der Bronzezeit ab durch die Ausbildung von Induſtrie und Handel. Das von der erſteren geſchaffene bewegliche Sondereigentum erhält allmählich das Übergewicht über das unbewegliche Gemeineigentum und zerſtört gründlich die kommuniſtiſche Wirtſchaftsform der niederen Ackerbauer. Daraus folgt nicht nur eine Umwälzung der Wertbegriffe und des Ranges der Güter, ſondern durch fortgeſetzte Arbeitsteilung auch eine Verrückung des politiſchen Schwerpunktes von den lokalen, aus dem Blutsverbande entſtandenen zu den zentralen, d. h. den ſtaatlichen Organen. Aus der abſterbenden Sippenverfaſſung entwickelte ſich zunächſt die patriarchale Großfamilie mit übermäßiger Fürſten- und Prieſtergewalt des Vaters und mit einem geregelten Ahnendienſt, der bis zu den Gründern der Stämme emporſteigt, die er zu Göttern erhebt oder genealogiſch an die Götter knüpft.

So ſehen wir, wie manche Geſellſchaftsformen, welchen ein Teil unſerer Zeitgenoſſen als erſehnten Idealen zuſtrebt, nicht in der Zukunft, ſondern in einer fernen Vergangenheit zu ſuchen ſind: die volle perſönliche Freiheit des (männlichen!) Individuums in der älteren, der wirtſchaftliche Kommunismus in der jüngeren Steinzeit, wie aber die Entwicklung zu höheren, d. h. komplizierteren Kulturſchöpfungen dieſen vermeintlichen Idealzuſtänden längſt ein Ende bereitet hat. Überhaupt iſt der Kulturgang der Menſchheit kein Streben nach beſtimmten fixen Zielen, nach deren Erreichung wir ausruhen und uns einem erträumten Glückszuſtand hingeben könnten. Was kommen mußte, kam mit Notwendigkeit und verfiel mit

Notwendigkeit, ohne daß wir eine der Formen unbedingt preiſen oder unbedingt verwerfen könnten. Denn jede iſt ein Ziel, das in ſeinem Glück den Lohn für aufgewendete, in ſeinem Leid den Anſporn zu weiterer Arbeit bringt.

Infolge ſtofflicher Nötigung alſo, die von ihrer Lage und Umgebung ausging — nicht infolge einer beſonderen geiſtigen Anlage (dieſe entwickelte ſich erſt ſpäter) — übten die Kulturträger der jüngeren Steinzeit zuerſt jene nicht bloß aneignende, ſondern reproduzierende Wirtſchaftsform, auf der noch heute ein großer Teil unſerer materiellen Exiſtenz beruht. Damit haben ſie die Kluft zwiſchen dem Menſchen und der übrigen Tierwelt erſt in ihrer vollen Breite aufgeriſſen. Die Viehzucht und der Ackerbau, beide noch ziemlich beſcheiden, beide noch neben den langſam zurücktretenden Nahrungszweigen der Jagd, der Fiſcherei und des Einſammelns eßbarer Wildfrüchte; die Keramik; die Herſtellung polierter und zuweilen auch gebohrter Steinwerkzeuge, neben welchen noch vielfach bloß behauene vorkommen, die ſich von denen der älteren Steinzeit nicht weſentlich unterſcheiden; der Hüttenbau auf der nackten Erde oder auf einer Plattform über ſeichten Seegewäſſern; Anlage und innere Ausſtattung von flachen oder hoch aufgetürmten Gräbern für die verehrten Toten; — all das ſind lauter kleine Flammenzeichen einer neuen Zeit. Stabile Dörfer, wie jene ſo merkwürdig wohlerhaltene Anlage von Großgartach bei Heilbronn, bezeugen Seßhaftigkeit und kleine politiſche Verbände. Die Häufung ſolcher Siedelſtätten an den Ufern eines Sees, wie an vielen Stellen der Schweiz, der Oſtalpen und Oberitaliens, verrät friedliche Beziehungen zwiſchen Nachbarn; der Totenkult, wie ihn z. B. die in ſo großer Zahl in und bei Worms entdeckten Gräber erkennen laſſen, bekundet Religioſität in unſerem Sinne, die Ausbreitung gewiſſer Rohſtoffe, Feuerſtein, Nefrit, Obſidian, Bernſtein, und fertiger Fabrikate (Steinbeile, Tongefäße) ein Emporkommen des Handels. All das und noch manches andere iſt auf einmal in Europa vorhanden; aber es fehlt auch etwas, das früher, wenigſtens im Weſten, da war: die flotte Skulptur und Zeichnung paläolithiſcher Jägerſtämme, und es fehlt noch etwas, das vielleicht näher lag: das Metall mit alledem, was ihm an treibenden Kräften innewohnt. So iſt es lange, viele Jahrtauſende geblieben, und das Leben muß dieſen neuen Menſchen verhältnismäßig nicht allzuſchwer geworden ſein. Infolge ihrer geſteigerten Lebensfürſorge hatten ſie geregelte Arbeit und geregelte Muße. Es fehlte ihnen nicht an Raum und Nahrungsmitteln zur Ausbreitung und zur Vermehrung. Da waren fiſchreiche Meeresküſten und Seegeſtade; da wimmelte der Wald von Wild; da dehnte ſich üppiges Weideland; da lockten iſolierte, vom Waſſer umfloſſene ſteile Anhöhen zur Beſiedelung; aber auch Höhlen wurden nicht verſchmäht. Sie ſelbſt waren anfangs wenig zahlreich, und wenn ein ſtärkerer Nachbar drängte, konnten ſie leicht ausweichen oder ganz wegziehen, um neuen Boden zu gewinnen. Trotz der Seßhaftigkeit war noch kein feſter Halt auf der Heimatſcholle errungen. Der Hüttenbau, die Befeſtigungen, Pflanzungen, Verkehrsanlagen, alles hat noch einen flüchtigen proviſoriſchen Charakter. Nur der Grabbau macht davon eine Ausnahme. Hier wird auch zuerſt, in Geſtalt der megalithiſchen Bauten, der Dolmen uſw., ſolider Steinbau geübt, und es iſt ſehr bezeichnend, daß man für die Toten früher dauerhaftere Wohnſtätten errichtete, als für die Lebenden.

Die Herkunft dieſer neuen Menſchen und ihrer Kultur iſt derzeit noch in tiefes Dunkel gehüllt. Nach einer älteren Anſicht wären beide von auswärts nach Europa gekommen; andere laſſen die Kultur ſelbſt in Europa entſtehen, die Menſchen von der paläolithiſchen Bevölkerung abſtammen; eine dritte Meinung läßt zwar die Kultur, getragen von wenigen Zuwanderern fremder Herkunft, die Maſſe der Bevölkerung aber einheimiſchen Urſprungs ſein. Dieſe beſtand wohl aus weißen Menſchen, den direkten Vorfahren der heutigen europäiſchen Völker; aber Näheres über ihre Urſitze, ihr Geblüt und ihre Sprachen wiſſen wir nicht. Nach F. Ratzel hätte ſich die helle oder mittelländiſche Raſſe der Menſchheit in den Ländern um das Mittelmeer, in Südeuropa, Nordafrika und Vorderaſien während des Diluviums entwickelt. Damals war Europa von Nordaſien durch Eiswüſten, Seen und Sümpfe getrennt, hing aber mit Vorderaſien und Nordafrika durch Landbrücken zuſammen. Die Sahara war noch bewohnbar, und infolge größerer Feuchtigkeit bot der Norden Afrikas dem Menſchen beſſere Lebensbedingungen als jemals ſpäter. Die ſüdlichen und ſüdweſtlichen Zweige der mittelländiſchen Raſſe ſind daher mit afrikaniſchen Elementen gemiſcht, und Semiten und Hamiten zeigen

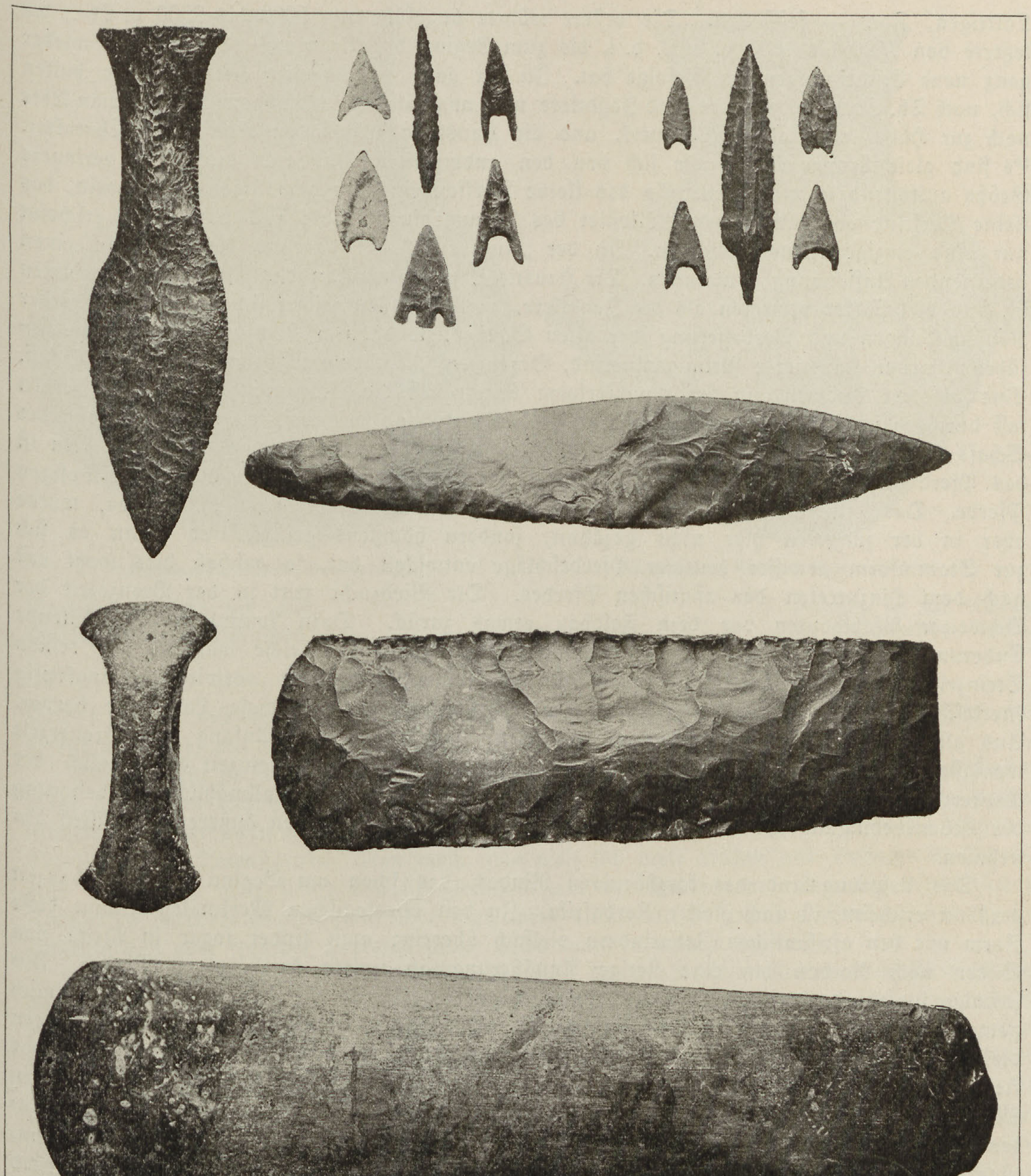


Steinerne Äxte und Hämmer
Fundſtücke aus Dänemark.
($^{2}/_{5}$ nat. Gr.) Nach A. P. Madſen.

noch heute oft dunklere Hautfärbung und mulattenhafte Geſichtszüge. Während Nordeuropa und der ganze Alpengürtel noch mit Eis bedeckt war und im Zwiſchengebiet wenige unſtete Jägerhorden ſtreiften, entwickelten ſich in Vorderaſien und Nordafrika Viehzucht und Ackerbau, wuchſen die Volksziffern, und als dann, vom Ende des Diluviums an, der Norden immer beſſere Lebensbedingungen gewährte, erfolgte eine allmähliche Ausbreitung der mittelländiſchen Raſſe von Süden und Südoſten nach Norden und Nordweſten. Von den Grenzgebieten Aſiens und Europas her rückten die neuen Stämme vor und beſiedelten ſtufenweiſe, von Lichtung zu Lichtung fortſchreitend, das Waldland im Norden der Alpen bis zu den Geſtaden der weſtlichen und nördlichen Meere. Anfangs wohnten ſie zerſtreut und im dichten Urwald auf ſelbſtgeſchaffenen oder von der Natur bereiteten Blößen, auf alten Lößſteppen oder Heiden, auf Anhöhen, an Flußufern oder über dem Waſſer der Seegeſtade. Aber langſam wandelten die Koloniſten Wald und Heide in Kulturland um und ſchufen ſo in mehrtauſendjähriger Arbeit das geſchichtliche Weſteuropa, während die hinter ihnen ſitzenden finniſch-ugriſchen Stämme des Oſtens eine Familie von kulturarmen Waldvölkern blieben. Die vorgeſchichtliche Kultur Europas war eine Teilkultur orientaliſchen Urſprungs, welche Jahrtauſende lang abhängig blieb von der älteren und reicheren Entwicklung des Südens und Südoſtens. Urſprünglich neolithiſch, erhielt ſie von dorther ſpäter die Bronze und noch ſpäter das Eiſen, daneben neue Baufrüchte und Haustiere: Roggen, Hafer, Pferd uſw. Die erſte Ausbreitung der neuen Kultur geſchah durch allmähliche Beſiedlung des Raumes, das übrige beſorgten Handel und Verkehr, auch wohl fortgeſetzte kleine Wanderungen und Umſiedlungen, beſonders ſeit der Einführung der Metalle. Im Laufe der Jahrhunderte und der Jahrtauſende wuchſen die Volkszahlen, und wenn in der jüngeren Steinzeit erſt nur die Haupttäler der Alpen beſiedelt ſind, ſo finden wir in der Bronzezeit ſchon Spuren des Menſchen in den innerſten Winkeln der Gebirge und auf Höhen bis zu 2000 m. Schon in der jüngeren Steinzeit entſteht, dank den verſchiedenen geographiſchen Verhältniſſen, welche das Wohngebiet Europas in der geologiſchen Gegenwart darbietet, auch eine Differenzierung der Länderräume zu kulturhiſtoriſchen Individualitäten, welche an den beſonderen Formen der Steingeräte, der Keramik, der Grabbauten uſw. erkannt werden.

Auf dieſe Weiſe entſtand (nach einer plauſiblen Hypotheſe, denn volle Gewißheit iſt in ſolchen Fragen ſchwer zu gewinnen) auch die blondweiße, nordiſche Untergruppe der mittelländiſchen weißen Raſſe, wohl unter dem Einfluß des nordiſchen Klimas und der Abſonderung von fremden, dunkleren Elementen. Jene hellweiße Gruppe, charakteriſiert durch hohen Wuchs, langen Schädelbau, blondes Haar und blaue Augen, iſt heute noch am ſtärkſten in den nordgermaniſchen Ländern vertreten. Sie wird daher für den Urtypus der Germanen und, mit einer weiteren Hypotheſe, für den Typus der älteſten, noch ungetrennten Indogermanen gehalten. Die Vertreter dieſer Anſicht denken ſich aber den Urſitz jener Gruppe nicht mehr im zentralen Aſien, wohin man einſt die Urarier verlegte, noch am öſtlichen Mittelmeer, an den Grenzen Aſiens und Europas, ſondern im Weſten des Baltiſchen Meeres, alſo mitten in Europa ſelber. Sie vermuten ſogar, daß die erſten Beſiedler dieſer Küſten nach dem Ablauf der Eiszeit unmittelbar aus der paläolithiſchen Bevölkerung Weſt- und Mitteleuropas, bei deren Vorſchiebung nach Norden, hervorgegangen ſeien. Im Zuſammenhang damit wird auch die Entſtehung der neolithiſchen Kultur nicht nach Oſten oder Südoſten, ſondern nach Mittel- und Nordeuropa verlegt. Von dort wären die Arier in fortgeſetzten vor- und frühgeſchichtlichen Völkerzügen nach dem Süden vorgedrungen und hätten ſich in der Mittelmeerwelt einerſeits zwar mit fremden Elementen gemiſcht, andrerſeits aber auch ihre Sprache und ihre Kultur dort unter Völkern anderer Raſſe zur Herrſchaft gebracht.

Es iſt noch nicht an der Zeit, ſich für eine dieſer Annahmen mit Beſtimmtheit zu entſcheiden, zumal ſolange die Herkunft der grundlegenden Formen des neolithiſchen Kulturlebens noch nicht aufgehellt iſt. Dies ſind zunächſt die Kulturpflanzen und die Haustiere. Weder die einen noch die anderen laſſen ſich mit Sicherheit bis in ihre Urſprungsgebiete zurückverfolgen, d. i. dorthin, wo die einen zuerſt vom Menſchen angebaut, die anderen zuerſt von ihm gezähmt worden ſind. Allein es ſind doch genau dieſelben Nährpflanzen, wie Weizen, Gerſte, Hirſe, etliche Hülſenfrüchte, ferner der Flachs, welche einerſeits im neolithiſchen Europa, andrerſeits im alten ägyptiſchen und vorderaſiatiſchen Morgenlande vorwiegend kultiviert



Neolithiſche Steinklingen aus Norddeutſchland und Skandinavien. (ca. $^1/_3$ nat. Gr.)

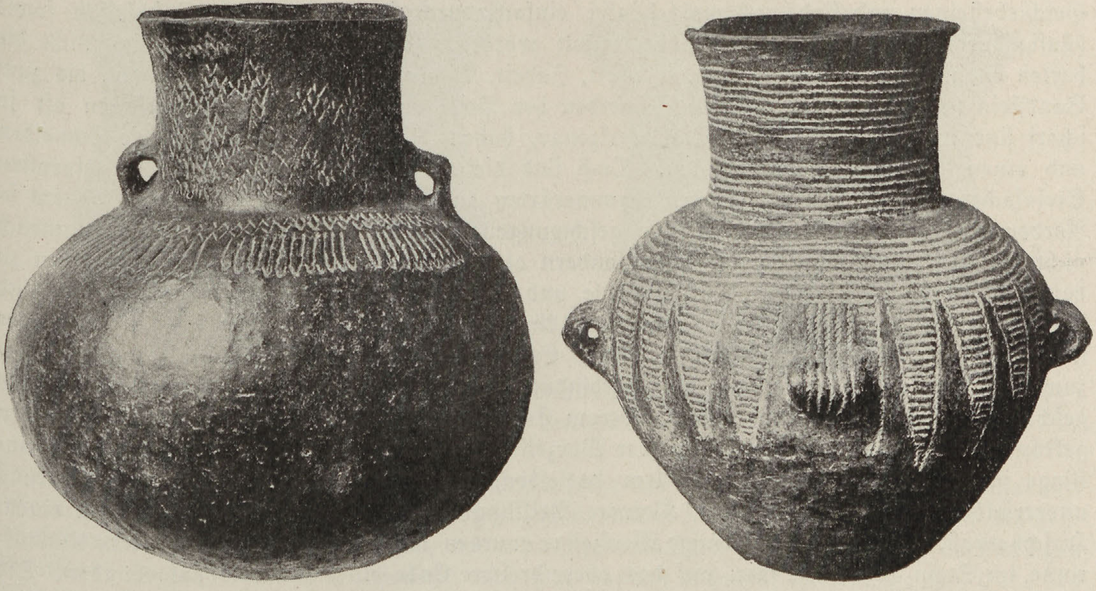
Originale im Kgl. Muſeum für Völkerkunde zu Berlin.

wurden, während andere, wie Roggen und Hafer, welche dem Süden lange Zeit ferner blieben, auch nördlich der Alpen erſt ſpät auftreten. Ähnlich ſteht es mit den Haustieren. Was nun von der Geſchichte ihrer erſten Zähmung und Züchtung erſchloſſen iſt, deutet viel mehr auf den Süden und den Oſten, als auf den Norden und Weſten.

Die Entwicklung der neolithiſchen Haustierzucht iſt mit beſonderem Glück in den Pfahlbauten der Weſtſchweiz unterſucht worden. Hier konnte man eine rein neolithiſche Stufe — ſo z. B. in Schaffis und Mooſſeedorf — und eine etwas jüngere, in welcher neben vielen Steingeräten auch Kupfer und ſogar ſchon etwas Bronze vorkommt — wie z. B. in Finelz, Sutz, Lattrigen, Font — feſtſtellen. Die erſtere währte ungefähr von 5000 bis 2500 v. Chr., die letztere von 2500 bis 1800 v. Chr., d. i. bis zum Beginn der Bronzezeit, die teilweiſe wieder ganz neue Erſcheinungen im Gefolge hat. In der ganz metallfreien älteſten Stufe halten ſich, nach Th. Studer, Haustiere und Jagdtiere noch ungefähr das Gleichgewicht, d. h. man lebte noch zur Hälfte vom alten Weidwerk, und die Haustiere zeigen den primitivſten Charakter. Es ſind gleichförmige Arten, die ſich von den anderweiten Wildtieren durch viel geringere Größe auffallend unterſcheiden. So das kleine Torfſchwein vom gewaltigen Wildſchwein, das kleine Torfrind vom ungeheuren Wildſtier des Primigeniusſchlages; auch vom Hund erſcheint nur eine einzige kleine Spitzform. In der „Kupferzeit" hat dagegen die Viehzucht einen bedeutenden Aufſchwung genommen. Die Haustiere, unter welchen das Rind am zahlreichſten iſt, ſind viel ſtärker vertreten als die Jagdtiere, und bei allen zeigen ſich die Anfänge neuer Raſſenbildungen und Verbeſſerung der alten Schläge, teils durch Züchtung, teils durch Einführung neuer Haustiere: Primigeniusrind, Bezoarziege, ein dem Mufflon verwandtes Schaf. Eine abſolute Änderung in der Haustierform bringt erſt die Bronzezeit; mit ihr erſcheinen faſt durchgehends neue Raſſen. Während früher das Rind vorherrſchte, ſind jetzt Reſte des Schafs am häufigſten; dann erſt folgen in gleichen Abſtänden Rind und Schwein. Neu iſt das Pferd und zwar als Zugtier. Es ſtammt aus Inneraſien, der Heimat der kurzköpfigen Pferde. Das diluviale Wildpferd überlebte zwar die ältere Steinzeit in Europa, wurde aber in der jüngeren hier nicht gezähmt, ſondern höchſtens gejagt, und wenn es ſich zur Stammform gewiſſer heutiger Pferdeſchläge entwickelt hat, ſo geſchah dies wohl erſt nach dem Hinzutreten des aſiatiſchen Pferdes. Die Viehzucht tritt in der Bronzezeit der Schweizer Pfahlbauten vor dem Feldbau etwas zurück. Dazu kommt eine auffallende Änderung in der Schädelform der Bewohner der Schweiz, welche während der reinen Steinzeit vorwiegend kurzköpfig, während der reinen Bronzezeit vorwiegend langköpfig (nordiſchen Urſprungs?) waren. Schon in der Kupferzeit treten dieſe Langköpfe hervor. Aus alledem wird das Auftreten einer neuen Bevölkerung am Anfang der Bronzezeit wenigſtens für das Schweizer Seengebiet wahrſcheinlich. Für die Steinzeit einſchließlich der Kupferzeit darf man dagegen ein Beharren der Bevölkerung und allmähliche Verbeſſerung der Lebensbedingungen, der Haustierſchläge uſw. unter ſtillwirkenden äußeren Einflüſſen annehmen.

Das Urſprungsland des kurzhörnigen Rindes, das ſchon am Beginn der Pfahlbauzeit gezähmt erſcheint, iſt nach Keller Nordafrika. In den oſteologiſchen Merkmalen ſtimmt dieſe Form mit den afrikaniſchen Zeburindern vielfach überein; man findet ſogar in Afrika von Süden nach Norden hin eine ſtetige Annäherung an unſere kurzhörnigen Rinder. Bos primigenius wurde dagegen etwa in Babylonien zuerſt gezähmt, wie J. U. Dürſt wahrſcheinlich gemacht hat. Schon die tertiären Sivalikſchichten Indiens enthalten einen direkten Vorfahren dieſer Rinderraſſe, die man auch auf babyloniſchen Siegelzylindern leicht erkennt. Auch das kleinere kurzhörnige Rind, welches manchmal einen kleinen Höcker trug und noch heute in Meſopotamien und Indien exiſtiert, findet ſich in den Darſtellungen der Ägypter und Babylonier. Dürſt nimmt an, daß das früher gezähmte kurzhörnige Rind von aſiatiſchen Einwanderern am Beginn der jüngeren Steinzeit nach Europa mitgebracht worden ſei, während das gezähmte Primigeniusrind ſpäter, als eine Kulturgabe von Volk zu Volk, ſeine Wanderung nach dem Weſten angetreten habe.

Ebenſo ungewiß wie die Herkunft der alteuropäiſchen Baupflanzen und Haustiere iſt der Urſprung der anderen neolithiſchen Kulturformen. Die Steinwerkzeuge ſind zum Teil primäre Typen, die überall erfunden ſein können und ſich auch tatſächlich bis Japan, Amerika und noch weiterhin verfolgen laſſen; zu einem anderen Teile zeigen ſie zwar beſondere Geſtaltung, aber dieſe beruht auf lokalen Entwicklungen und Verhältniſſen (dem Material uſw.), läßt uns alſo auch nicht weiterblicken, als höchſtens auf einen Handel mit dem Rohſtoff — Feuerſtein, Nephrit, Jadeit — und im beſchränkten Umfange mit den fertigen Fabrikaten. Nur ſo viel können wir ſagen, daß die Herſtellung geſchliffener und oft auch durchbohrter Steinwerkzeuge, als eminente Geduldarbeit, dem paläolithiſchen Jäger einfach unmöglich und deshalb unbekannt war, ſowie er aus anderen Gründen die Herſtellung zerbrechlicher Tonwaren nicht üben konnte.



Kugelamphora (Provinz Brandenburg).

Schnurverzierte Amphora (Provinz Sachſen).

Neolithiſche Keramik aus Gräbern Norddeutſchlands.

Originale im Kgl. Muſeum für Völkerkunde zu Berlin.

Beides ſcheint mit dem Seßhaftwerden der ehemals nomadiſchen Menſchheit faſt wie eine geſetzliche Folge, mit Naturnotwendigkeit, zuſammenzuhängen.

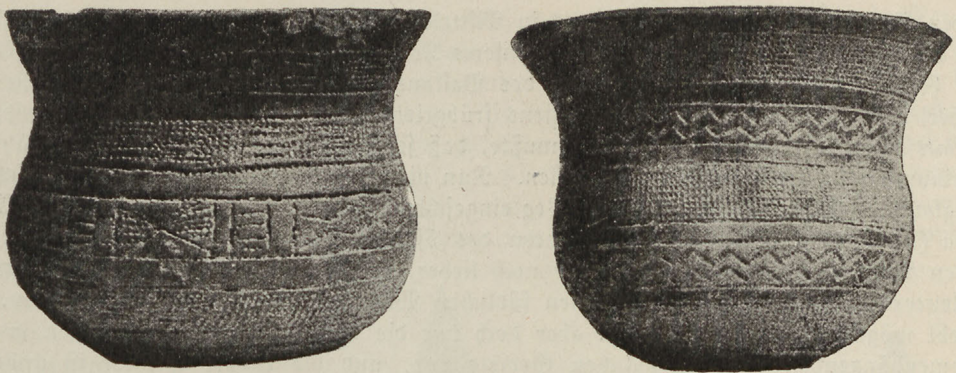
Ähnlich ſteht es wohl mit den Siedelungs- und Gräberformen, mit der Wahl der Wohnplätze auf feſtem Erdboden oder auf einer Plattform über dem Waſſer, mit dem Bau megalithiſcher Grabkammern aus erratiſchen Felſenblöcken, der Aufſchüttung von Tumulis oder der Einebnung der Totenſtätten. Man weiß, wie weit ſich dieſe Sitten und Bräuche in Europa einſt erſtreckten; man ſieht, wie ſie gleichſam aus der Bodenform und anderen natürlichen Umſtänden hervorgewachſen ſind, aber man weiß nicht, wo ſie zuerſt entſtanden, und ob ſie einheimiſcher oder fremder Herkunft ſind. Wird man es jemals wiſſen?

Deshalb tut man am beſten, die Grundformen der neolithiſchen Kultur ohne Rückſicht auf dunkle Urſprungsfragen, als Elementarformen zu betrachten, die aus einem Zuſammenwirken des primitiven Menſchengeiſtes und der umgebenden Natur hervorgegangen ſind. Das Naturbild, welchem der neolithiſche Menſch in Europa gegenüberſtand, war zwar im großen und ganzen mit dem heutigen identiſch, aber im einzelnen doch auch viel impoſanter und mächtiger, die Waldungen größer und dichter, der Wildreichtum unvergleichlich größer. Der Menſch jagte Hirſch, Reh, Eber, Wiſent, Elch, Bär, Biber; er ſammelte im Walde wilde Äpfel, Birnen, Schlehen, Haſelnüſſe und allerlei Beeren; er hielt beim Hauſe Rind, Schaf, Ziege, Schwein und Hund; er baute mehrere Arten Weizen, die zweizeilige und die ſechszeilige Gerſte, den Flachs und den Mohn. Von den Zerealien erhielt er durchweg kleinere Körner als wir heute ernten. Er bearbeitete Stein, Horn und Knochen, Haut und Haare der Tiere, den Ton, das Holz und Textilpflanzenſtoffe. Seine Steinwerkzeuge und Steinwaffen ſind teils bloß geſchlagene, rohe oder an den Rändern gezähnte Spähne, d. h. Meſſer und Sägen, Schaber u. dgl., teils über und über durch kleine Abbrüche geformt, „gemuſchelt“ und dann zuweilen von feinen, zierlichen Formen, wie namentlich manche Dolche, Pfeilſpitzen, krumme Meſſer; teils ſind ſie poliert, und zwar entweder vollkommen oder nur auf den Breitſeiten und Schneiden, wie viele nordiſche Beile und Meißel. Die Polierung der Schneiden hat oft Spiegelglanz, während ſie weiter oben matter iſt. Der Glättung des Feuerſteins und anderer ſehr harter Steinſorten ging natürlich eine feine „Muſchelung“ der ganzen Oberfläche des Stückes voraus. Andere polierte Steinbeile haben mehr Ähnlichkeit mit natürlichen

Geſchiebeſteinen und ſind auch wohl häufig einfach durch Hernehmen und Zuſchleifen ſowie häufig durch Bohren ſolcher Geſchiebe erzielt worden. Gebohrt wurden natürlich nicht die harten Steinſorten, wie Feuerſtein, Nephrit, Jadeit, Chloromelanit, ſondern weichere, bis zum Sandſtein herunter. Während die Schneiden der Beile und Meißel aus den erſteren oft ſo ſcharf ſind wie friſchgeſchliffene Stahlwerkzeuge, haben die gebohrten Äxte ſtumpfe Schneiden und einen hammerförmigen Rücken. Doch ſind die am kunſtvollſten und edelſten geformten Steinſachen unter dieſen gebohrten Hammeräxten zu ſuchen. Man findet da, beſonders in Nordeuropa, geradezu wunderbar kühn geſchwungene und geſchweifte Exemplare, die natürlich nicht als einfache Gebrauchswerkzeuge, ſondern als Häuptlingswaffen oder Würdeabzeichen zu deuten ſind. Während die gebohrten Beile und Hämmer einen geraden Holzſtiel hatten, ſind die undurchbohrten Klingen auf verſchiedene Art geſchäftet geweſen. Man ſetzte ſie entweder in das ausgehöhlte oder durchbohrte dickere Ende eines knittelförmigen Schaftes ein, wobei zuweilen eine Hirſchhornfaſſung die Verbindung zwiſchen Holz und Stein bildete — dies geſchah meiſt bei Klingen mit dickem, oberem Ende —, oder man ſchnitzte einen knieförmigen gekrümmten Schaft (aus einem Aſt oder Wurzelknollen mit zwei Armen) und ſetzte die Steinklinge in den geſpaltenen kürzeren Arm desſelben, wo ſie überdies durch eine Umſchnürung unverrückbar feſtgehalten wurde. Kleinere Beilklingen ſchäftete man auch ganz mit einem Hirſchhornaſt. Große ſchlägelförmige Werkzeuge wurden mit Riemen, für welche eine Umlaufrinne im Stein angebracht war, auf das obere breitere Ende eines Knüttels aufgebunden. Die Größe der Steinwerkzeuge iſt ungemein verſchieden. Wo man guten Kreidefeuerſtein in mächtigen Knollen beſaß, wie an den baltiſchen Küſten, erreichten die Flachbeile Längen von 30—40 cm, während in anderen Gegenden, die auf minderwertiges Material angewieſen waren, Klingen von 10—15 cm ſchon zu den längeren gehörten und viele ganz winzige Exemplare von 4—6 cm Länge vorkommen. Man beſaß eben dort geeignete zähe Steinſorten nur in ſo kleinen Stücken. Mit koſtbarem, nur an wenig Orten natürlich vorkommendem Stoff, wie Nephrit und Jadeit, iſt man ebenfalls ſparſam umgegangen, ſo daß man oft nicht recht begreift, wie man mit ſo kleinen Werkzeugen hat arbeiten können. Und doch hat man ordentlich mit ihnen gearbeitet. Das beweiſen die ſteinzeitlichen Pfahlbauten der Schweiz und auch das Experiment eines gelehrten däniſchen Amateurs, der ein ſolides Blockhaus vom Fällen der Bäume an ausſchließlich mit Steinwerkzeugen herſtellte. Es ging wohl etwas langſam, und man nahm, wie beim Roden des Waldes, häufig zum Feuer ſeine Zuflucht; aber es ging doch, und man hatte ja Zeit, mehr als man ſich heute beim Bauen nimmt.

Die zu Werkzeugen tauglichen harten und zähen Steine gewann man aus dem Gerölle der Flüſſe und Bäche, in welchem man ſorgfältige Durchleſe hielt, im Gebirge aus den abgewitterten Stücken anſtehenden Felſens, ferner aus dem feſten Boden, beſonders aus dem Kreideboden, in dem der echte Feuerſtein ſchichtenweiſe lagert. Dieſem Vorkommen ging man auch bergmänniſch nach in Gruben, Schächten und Stollen, die ſich noch teilweiſe erhalten haben und in ganz beträchtliche Tiefen hinabführen. Um an irgend einem abgelegenen Orte ein beſonders ſeltenes und geſchätztes Geſtein zu holen, mußte man wohl förmliche Expeditionen ausrüſten, die tagelang marſchierten und ſchwerbeladen heimkehrten. Dann ſaßen Frauen, Greiſe und Kinder Tag um Tag, Woche um Woche vor den Hütten, um in eintöniger, von Singſang begleiteter Hin- und Herbewegung die Steine auf einer körnigen Unterlagplatte zu glätten und zu ſchleifen. In der Umgebung der Feuerſteingruben, aber auch an anderen Orten, trifft man wahre Ateliers von Steinarbeitern, wo Rohmaterial, angefangene und verhauene Stücke, Halbfabrikate in allen Stadien, ſonſtige Ware und Inſtrumente zur Steinbearbeitung, wie Schlagſteine, Reibſteinplatten, Polierſteine, noch heute maſſenhaft herumliegen. Solche Werkſtätten kennt man z. B. aus Spiennes in Belgien, Butmir in Bosnien, aus Thüringen und von der Inſel Rügen, aber auch von Hawai und anderen überſeeiſchen Plätzen. Vieles andere Steinwerkzeug iſt dagegen offenbar in reiner Hausinduſtrie hergeſtellt worden, einzeln, zur Befriedigung des Bedürfniſſes einer kleinen Familie.

Manche ſcheinbar ganz einfachen und wenig charakteriſtiſchen Formen des Steinwerkzeugs ſind in Europa doch auf gewiſſe Verbreitungsbezirke mehr oder weniger eng eingeſchränkt. So erkennt man die nordiſchen Fabrikate, auch die beſcheidenſten, meiſt auf den erſten Blick. Im



Becher in Glockenform aus der Kupferzeit, gefunden zu Hruċbić in Mähren. ($^1/_2$ nat. Gr.)
Nach L. Červinka.

Norden hat man auch eine chronologiſche Reihenfolge der einheimiſchen Steinwerkzeuge aufgeſtellt und erkannt, daß auf die noch bloß zugehauenen Formen der ſogenannten Küchenabfallshaufen zunächſt die ſpitznackigen, dann die ſchmalnackigen und endlich die breitnackigen Feuerſteinbeile folgten. Unter „Nacken“ wird hier das der Schneide entgegengeſetzte Ende des Rückens verſtanden. Die Zeit der ſchmalnackigen Beile iſt auch durch freiſtehende Dolmen (Grabſteinkammern), die der breitnackigen Beile durch ſogenannte Ganggräber, Dolmen unter einem Tumulus mit einem Korridor, charakteriſiert. In Mitteleuropa ſind andere Steinwerkzeuge verbreitet und gehen Hand in Hand mit gewiſſen keramiſchen Formen und Verzierungen, teilweiſe auch mit beſtimmten Grabformen. So finden ſich die „Schuhleiſtenkeile“ und die einfachſten durchbohrten Hammerbeile gewöhnlich mit ſogenannter „Bandkeramik“ auf Anſiedelungsplätzen, die facettierten, d. h. im Durchſchnitt polygonal begrenzten Hämmer mit „Schnurkeramik“ in Hügelgräbern.

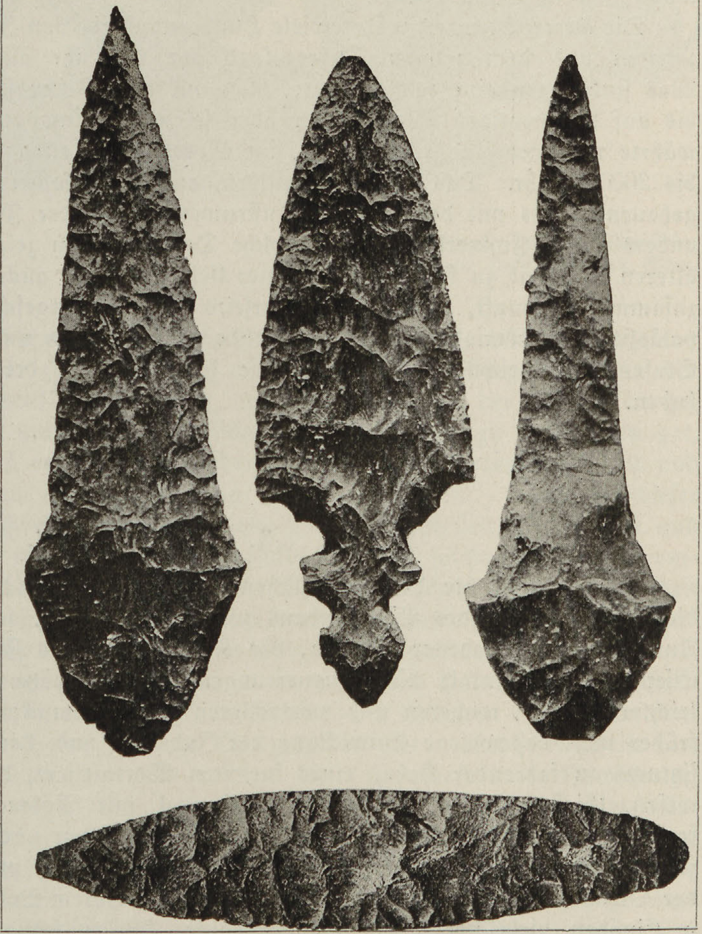
Auch die neolithiſche Keramik zeigt große Verſchiedenheiten nach den Zeitſtufen und den örtlichen Gebieten, aus denen ſie ſtammt. Obwohl ſie überall techniſch die gleiche Unvollkommenheit — den Mangel der Drehſcheibe — und ſtiliſtiſch denſelben Vorrat an Zierformen — die Muſter der ſogenannten geometriſchen Ornamentik — zur Schau trägt, iſt ſie doch weſentlich anders im Gebiete der Steinkammergräber des Nordens, anders in einer langen mittleren Zone, die von England bis Rußland reicht, und wieder anders in dem ſüdlichen Länderſtreifen von Kleinaſien und Cypern bis zum Rhein und noch weit darüber hinaus. Will man ſchon hier die Namen indogermaniſcher Völkergruppen anwenden, welche erſt viel ſpäter hiſtoriſch und greifbar hervortreten, ſo kann man das Gebiet der Steinkammergräber und der ſogenannten megalithiſchen Keramik den Germanen, den weſtlichen Teil der mittleren Zone den älteſten Keltenſtämmen und den ſüdöſtlichen Teil der dritten Zone den Thrakern und Illyriern zuſchreiben. Die mittlere Zone iſt durch die „ſchnurverzierte“ Keramik aus Hügelgräbern, die ſüdliche durch „bandverzierte“ Keramik, meiſt nur von Anſiedelungsplätzen charakteriſiert; die beiden letzteren Zonen decken ſich teilweiſe, ihre gegenſeitige Altersſtellung iſt noch nicht mit Sicherheit ermittelt. In der bandkeramiſchen Zone iſt das häufige Auftreten verbundener Spiralmuſter in mehr oder minder vollkommener Ausführung (am beſten aus Butmir in Bosnien) bemerkenswert. Auch Gefäßmalerei kommt hier ſchon vor, und zwar beſonders im weſtlichen Oſteuropa — Weſtrußland, Oſtgalizien, Bukowina, Rumänien — und im öſtlichen Mitteleuropa — Südungarn, Nieder-Öſterreich, Mähren. In dieſen Gebieten gab es auch eine merkwürdige rohe Tonplaſtik, die es freilich nur bis zur Herſtellung kleiner Tier- und Menſchenfiguren (wieder ſehr häufig aus Butmir) oder figuraler Anſätze an Tongefäßen brachte. Gefälligen Eindruck macht die Hervorhebung der eingeſtochenen Tongefäßornamente durch weiße Einlagen. Neben dieſen keramiſchen Erzeugniſſen trifft man hin und wieder auch ſchon die erſten Spuren von Metall, reines Kupfer, oder gar ſchon etwas Bronze.

Die feine und geſchickte Spiraldekoration, ſowie die Malerei auf Tongefäßen, dann die Erzeugung kleiner Tonfiguren, die manchmal doch erſtaunlich gut gebildet ſind und von keiner ſpäteren Regung des plaſtiſchen Sinnes in Mitteleuropa übertroffen werden, ſind für die gerechte Würdigung der jüngeren Steinzeit unſeres Kontinents von großem Belange. Man hat derlei höhere Kunſtregungen im Norden des Balkans und der Alpen ſo lange auf Rechnung ſüdlicher, d. i. orientaliſcher oder mindeſtens frühgriechiſcher („ägäiſcher") Einflüſſe geſetzt, bis man aus ihrer Altersſtellung erkennen mußte, daß ſie zeitlich vor die gleichen oder ähnlichen Erſcheinungen in ſüdlichen Gebieten fallen. Nun nimmt man wieder das Entgegengeſetzte an, man glaubt, daß ſie den umgekehrten Weg eingeſchlagen hätten, und aus dem öſtlichen Mitteleuropa (Thrakien uſw.) zu den Anwohnern des öſtlichen Mittelmeerbeckens (Phrygiern und anderen Völkern) gekommen ſeien, oder noch lieber, daß ſie von den letzteren aus ihrer alten mitteleuropäiſchen Heimat in ihre neuen ſüdlichen Wohnſitze mitgebracht worden ſeien. Das iſt wohl möglich. Im Grunde liegt aber doch nur die Ausbreitung jener Formen in einem zuſammenhängenden großen, öſtlichen Gebiete vor, und die engere Heimat iſt unbekannt. Aber allerdings ergibt ſich jetzt bei der Analyſe der mykeniſchen Kulturformen, der erſten großen Erſcheinung, durch die ſich Europa über den Orient emporſchwang, daß innerhalb der Bronzezeit Oſtgriechenlands in gewiſſen geometriſchen Formen altertümliche Elemente vorliegen, die keineswegs auf die ägäiſche Welt und auf die Bronzezeit derſelben beſchränkt ſind, ſondern eine viel weitere nördliche Ausdehnung und gerade in dieſer auch ein viel höheres Alter beſitzen. Neben der wirtſchaftlichen Bedeutung der jüngeren Steinzeit verdient auch dieſe Seite der neuen Kultur unſere volle Beachtung und Wertſchätzung.

Das Auftreten von reinem Kupfer in Geſtalt von Werkzeugen und Schmuckſachen, wie in den Pfahlbauten des Mondſees im Salzkammergut und in vielen der Schweiz, ſowie das von ganz unbedeutenden Mengen Bronze während der jüngeren Steinzeit ſind Erſcheinungen lokaler Natur, welche das allgemeine Kulturbild der Zeit zunächſt nicht merklich verändern. Beide beruhen auf noch ſchwachen und geringeren Einflüſſen, welche erſt ſpäter von entſcheidender Bedeutung werden. Kupfer iſt gegen das Ende der jüngeren Steinzeit ſowohl durch den Handel verbreitet, als auch durch eigenen Bergbetrieb — z. B. auf dem Mitterberg bei Biſchofshofen im Salzburgiſchen und auf der Kelchalpe bei Kitzbühel in Tirol gewonnen und im Lande ſelbſt vergoſſen und verſchmiedet worden. Die vereinzelten kleinen Bronzen in Steinzeitgräbern ſtammen dagegen ſicher von fernher und bezeugen, daß in anderen, wohl ſüdlichen und ſüdöſtlichen Ländern ſchon eine Bronzezeit herrſchte, während die Bewohner Mitteleuropas noch in der Steinzeit lebten. Man kann alſo weder von einer durchgehenden Kupferzeit reden — nur Länder mit natürlichem Kupferreichtum, wie Zypern, Spanien u. a. beſaßen eine ſolche — noch darf man die Bronzezeit überall ſo weit nach rückwärts ausdehnen, als die älteſten vereinzelten und ſpärlichen Bronzefunde reichen.

Im allgemeinen reicht die jüngere Steinzeit von dem Beginn der geologiſchen Gegenwart bis dahin, wo das Metall in genügender Menge auftritt, um den Stein und andere ältere Werkzeugſtoffe zu erſetzen und einen neuen wertvolleren Träger der materiellen Kultur abzugeben. Dieſer abſchließende Zeitpunkt oder, beſſer geſagt, dieſer epochale Einſchnitt (denn der Wechſel kann ja nicht das Werk eines Augenblicks, ſondern nur die Folge eines allmählichen Überganges geweſen ſein) fällt nun in den verſchiedenen Erdräumen in äußerſt ungleiche Zeiten und war von ſehr verſchiedenen Umſtänden begleitet und herbeigeführt. Daher iſt die Dauer der neolithiſchen Periode in den einzelnen Kontinenten ſehr ungleich. In Vorderaſien und Ägypten endete die jüngere Steinzeit ſchon 4—5 Jahrtauſende v. Chr., in Europa (im Mittel) um 2000 v. Chr., in Amerika und Auſtralien erſt anderthalb Jahrtauſende n. Chr., und, da noch heute einzelne verſteckte Völker in der Steinzeit leben, ſo kann man nur ſagen, daß das allmähliche Ablaufen der letzteren nun ſchon faſt ſieben Jahrtauſende währt.

Die Urſachen dieſer Ungleichheit ſind geographiſch-anthropologiſcher Natur. Sie liegen in den verſchiedenen Bedingungen, von welchen ein genügender Metallbeſitz abhängig iſt. Man kann das Metall entweder im eigenen Lande entdecken und gewinnen; dazu gehört aber nicht nur Metallreichtum des eigenen Bodens, ſondern auch Kenntnis desſelben, ferner Fleiß und techniſches Geſchick. Man kann das Metall auch durch Einführung von außen kennen lernen und beſtändig davon abhängig bleiben, oder, ſo belehrt, es ſpäter ſelbſtändig produzieren. Aber dann braucht man, für den Anfang wenigſtens, nicht nur eine Verbindung mit vorgeſchrittenen, metallkundigen Völkern, ſondern auch Gegengaben, Handelsrimeſſen, die das fremde Metall anziehen und im Lande feſthalten können. Wohl die meiſten Völker der Erde haben das Metall zuerſt durch Einführung von außen kennen gelernt. Dies allein begründet noch keinen Unterſchied ihrer ferneren Geſchicke, wohl aber die Art dieſer Einführung, die ſehr verſchieden ſein kann. Denn ſie erfolgt entweder langſam, gleichſam organiſch; und dies iſt die Regel bei gut verbundenen Länderräumen, wie z. B. bei den Ländern, die weither um das Mittelmeer gelagert ſind. Oder die Einführung von außen erfolgt plötzlich, ſtoßweiſe, gleichſam anorganiſch, wie es bei der Entdeckung neuer Länderräume oder neuer Handelswerte durch hochentwickelte ſeefahrende Kulturträger, z. B. in Amerika und in der Südſee geſchehen. Da platzen die Kulturen verhängnisvoll aufeinander. Da fallen den um Jahrtauſende zurückgebliebenen fortſchrittsunfähigen Kannibalen die ſchönſten und die häßlichſten Kulturgüter, wie Eiſen und Schießpulver, Kulturpflanzen und Haustiere, Tabak und Branntwein unverdient in den nackten Schoß, und die Frucht dieſer Danaergeſchenke iſt das Verhängnis, von welchem wir die farbigen Raſſen der Erde heute faſt überall betroffen finden. Daß es ſo kommen mußte, liegt in dem Gegenſatz zwiſchen geſunder, fruchtbarer, organiſcher Entwicklung, die wir in den Hauptſtadien der europäiſchen Vorgeſchichte vor ſich gehen ſehen und jenem ſchreiend unvermittelten, gewaltſam aufgepfropften „Fortſchritt“, den wir überall bei den Primitivvölkern (und leider nicht nur bei dieſen!) begegnen, und der direkt zum Niedergange und zum Untergange führt. Die Geſchichte der Menſchheit in ihren höheren Sphären und Gliedern dankt ihren ſtolzen, geradlinigen Verlauf der guten Verbindung großer, ebenmäßig ausgeſtatteter Länderräume im Weſten der alten Welt. Hier iſt nicht nur der Schauplatz der „Weltgeſchichte“ im engeren Sinne, ſondern auch die Bühne deſſen, was als Vorgeſchichte hauptſächlich unſer Intereſſe verdient.



Feuerſtein-Dolchklingen der früheſten Metallzeit Italiens.
Fundſtücke aus dem Venetiſchen. ($^2/_3$ natürl. Größe.) Nach A. Colini.

Die ältere Steinzeit ſtudieren wir faſt noch ausſchließlich wegen des Menſchen überhaupt, ohne Rückſicht auf die ſpätere Bedeutung ſeiner Wohngebiete; und es iſt zwar kein Zufall, aber doch nicht von entſcheidender Bedeutung, daß wir ihn für dieſe Zeit auf dem Boden Europas ſtudieren. Die jüngere Steinzeit und die prähiſtoriſchen Metallperioden unterſuchen wir dagegen faſt ausſchließlich wegen des vorgeſchichtlichen europäiſchen Menſchen, d. h. wegen des werdenden Trägers höherer und höchſter bisher erreichter Kultur.

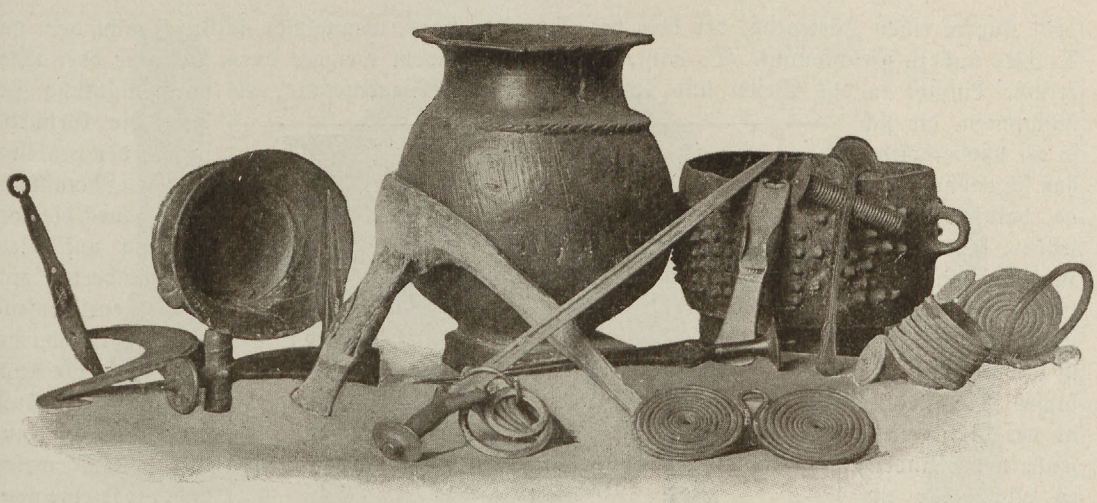
Zu dieſer Vorherrſchaft des europäiſchen Menſchen hat nicht die ältere, ſondern die jüngere Steinzeit und die ihr folgenden, auf ihr beruhenden prähiſtoriſchen Metallperioden mit ihrem ſtufen- und gruppenreichen Verlauf den gediegenen Grund gelegt. Nirgends auf Erden finden wir eine ſo reiche Entwicklung ſchon während der jüngeren Steinzeit, als in Europa, nirgends als in den Ländern am Mittelmeer, eine ſo tiefe Einwurzelung und ſtarke Entfaltung der Bronzekultur. Sie bezeugen ein langes und zähes Feſthalten an wertvollem Alten bei aller Kraft, auch das wertvolle Neue anzuziehen und ſich anzueignen. Das gilt nicht nur in dem hierfür ſo typiſchen Skandinavien, ſondern auch von den Südvölkern, ja auch von den alten Ägyptern, die bis in die ptolemäiſche, ja bis in die römiſche Zeit hinein die Bronze vor dem Eiſen bevorzugten, ja ſelbſt das „gemuſchelte" Steinmeſſer neben der Bronze und dem Eiſen noch lange Zeit in Ehren hielten.

Die ältere Steinzeit währte viele Hunderttauſende von Jahren; ſie mag zwiſchen dem fünfzehnten und dem zehnten Jahrtauſend vor Chr. ihr allmähliches Ende gefunden haben. Was ſind gegen eine ſolche Dauer, bloß mit dem Zeitmaßſtabe gewertet, alle Folgeperioden bis auf den heutigen Tag, einzeln oder ſelbſt zuſammengenommen? Die jüngere Steinzeit währte nur mehrere Jahrtauſende, im Morgenlande etwa bis 5000 v. Chr., im Abendlande bis 2000 v. Chr. Das ſind Probeziffern, aus dem Vollen der koloſſalen Zeiträume herausgehauen, da es mit den ſchweren Inſtrumenten, die der Prähiſtoriker handhaben muß, nicht anders geht. Immerhin genügen ſolche Daten, um zu zeigen, wie alles Jüngere neben der älteren Steinzeit zu kleinen und immer kleineren, aber auch immer gehaltvolleren Zeitſpannen zuſammenſchrumpft, wie aber andererſeits in der Vorgeſchichte auch nach dem Ablaufe der paläolithiſchen Periode noch Jahrtauſende zu verrechnen und viele bloß archäologiſch bezeugte Stufen zu verzeichnen ſind, welche die höhere Kultur der Mittelmeerwelt zuerſt begründet haben.

3. Die Bronzezeit.

Zur Vorgeſchichte der menſchlichen Kultur gehören nicht nur das reine Jägerdaſein und die älteſten Zeiten des Pflanzenbaus und der Viehzucht, ſondern auch die erſten Stufen der Ausnützung verſchiedener Metalle, des Kupfers und des Zinnes, des Goldes und zuletzt des Eiſens. Die Kenntnis dieſer neuerrungenen Bodenſchätze bedeutete nicht nur beſſere und leichtere Arbeit, reicheren und wertvolleren Körperſchmuck; ſie eröffnete vor allem auch eine früher nicht dageweſene Entwicklung der Induſtrie und des Handelsverkehrs, ſowie des Beſitztums an fahrender Habe, eines kuranten Wertmeſſers, des Geldes. Bergbau und Hüttenweſen, Gießerei und Schmiedekunſt, Handel mit Rohmetall und fertiger Ware beleben fortan die waldigen Höhen, die rauchenden Werkſtätten und die länderverbindenden Straßenzüge. Jetzt finden wir im Gebirge die Stätten uralten, primitiven Kupferbaus, in der Nähe der Ortſchaften die Reſte der Gußwerkſtätten mit ihrem Vorrat an Erz und Hohlformen, und in Einöden viele vergrabene Handelsware: Serien fertiger Stücke, Brucherz und Barren. Nebenher geht ein ſtarker Aufſchwung des Feldbaus, die Zuſammenſiedlung der Menſchen in größeren Ortſchaften und mitten in der Bronzezeit die plötzliche allgemeine Annahme der Leichenverbrennung an Stelle der früher üblichen Beerdigung unverbrannter Leichen.

Der Kulturfortſchritt zeigt uns nicht eine glatte Ablöſung älterer Lebensformen durch jüngere, ſondern ein einſchränkendes Hinzutreten der letzteren zu den erſteren. So war es beim Wechſel von der älteren zur jüngeren Steinzeit, als die reproduzierende Wirtſchaftsform zur rein aneignenden hinzutrat; ſo war es auch jetzt, als Induſtrie und Handel die zweite große Vermehrung der Erwerbszweige, eine weitere Arbeitsteilung zur Löſung höherer Aufgaben der Menſchheit hervorbrachten. Jäger, Ackerbauer und Viehzüchter gibt es auch heute noch überall; aber den erſten Platz behaupten die durch die Induſtrie geſchaffenen, durch den Handel verbreiteten mobilen Werte. Freilich wurde dadurch der einzelne und ſein Beruf, einſt ſelbſtherrlich, jetzt unſelbſtändig, abhängig von anderen; allein dieſe Abhängigkeit war fortan die ſtärkſte Bürgſchaft ruhiger, aufſteigender Entwicklung und der Entfaltuug einer größeren ſouveränen Geſellſchaftsform, des Staates.



Fundſtücke der Bronzezeit aus Öſterreich-Ungarn.

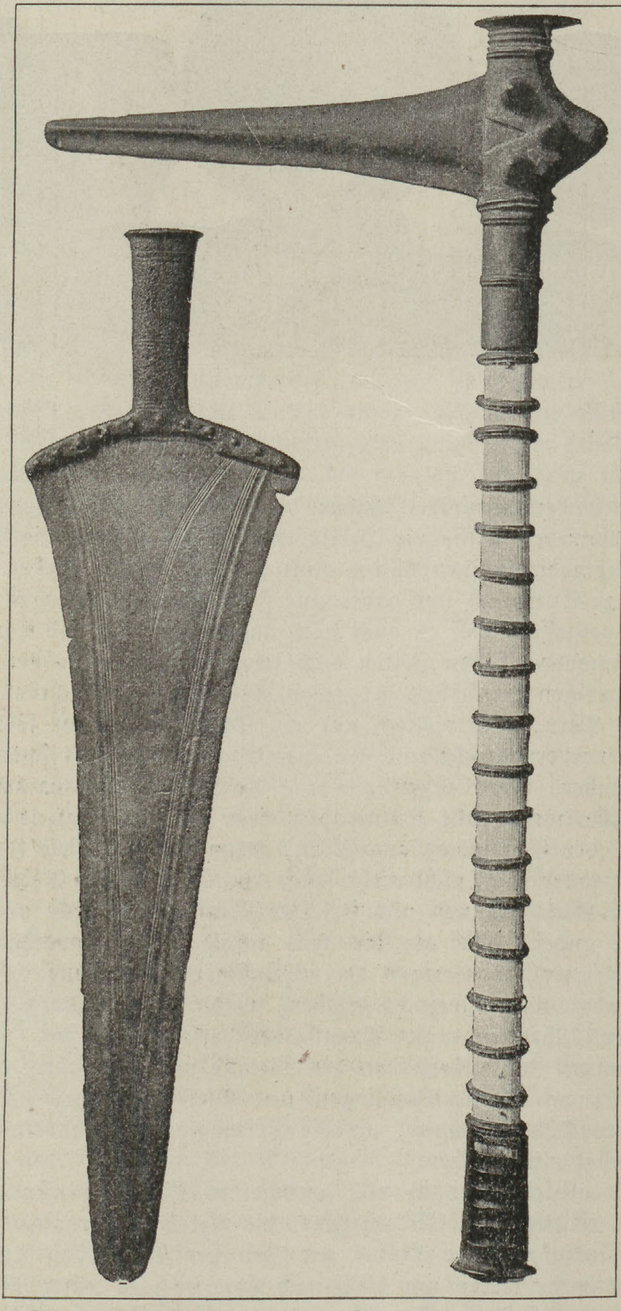
Originale im k. k. naturhiſtoriſchen Hofmuſeum zu Wien.

Nicht alle Gruppen der Menſchheit haben dieſe Zerlegung erfahren, die den einzelnen entthront und die Geſamtheit dafür zur Herrſcherin einſetzt. Wenn die Vorgeſchichte in der Darſtellung eines Hauptgebietes menſchlicher Kultur, wie es der Weſten der alten Welt geweſen iſt, von Stufe zu Stufe eilt und dabei eine Fülle von Entdeckungen zu verarbeiten hat, ſo darf ſie doch nicht vergeſſen, daß es auch noch andere Erdteile und Länderräume gibt und daß faſt überall ſeit unvordenklichen Zeiten auch ſchon Menſchen wohnen. Allein bei dieſer uns fremden, meiſt farbigen Menſchheit iſt, neben einigen großen Lichtſtellen, wie Indien und Oſtaſien, Mexiko und Peru, doch vielfach nur ein Zurückbleiben auf ſolchen Stufen zu verzeichnen, welche die vorderaſiatiſche und die europäiſche Menſchheit ſchon ſeit Jahrtauſenden hinter ſich gelaſſen haben. So beſitzen wir aus Neuſeeland, Tasmanien, Somaliland und anderen Ländern Funde, welche alle Kennzeichen einer älteren Steinzeit an ſich tragen, aber, geologiſch geſprochen, der Gegenwart angehören, wenn ſie auch viele Jahrhunderte alt ſind. So gibt es noch heute (aber wohl nicht mehr lange) in überſeeiſchen Gebieten kleine Menſchenſtämme, die noch kein Metall kennen und ſich ihre Werkzeuge in echt neolithiſcher Weiſe aus Stein bereiten. Und andere gibt es, die teils infolge alter unverbeſſerlicher Gewöhnung (nordamerikaniſche Indianer), teils wegen der ungünſtigen Ausſtattung ihrer Wohngebiete (Eskimo) weder Pflanzenbau noch Tierzucht treiben, wenn ſie auch durch Vermittlung fremder Völker ſich Waffen und Werkzeuge aus Metall verſchaffen. So ſind manche ſeßhafte und pflanzenbauende Stämme Zentralbraſiliens der Metalle noch unkundig, während die „Naturweddas" auf Ceylon zwar eiſerne Beilklingen und Pfeilſpitzen gegen Wildpret eintauſchen, aber noch kein anderes Obdach kennen, als die Felshöhle oder den Laubſchirm, und hinter ihren Hirſchrudeln unſtet einherziehen.

Zurückgebliebene, obgleich nur in viel geringerem Maße, waren auch noch die alten Kulturvölker Mexikos, Mittel- und Südamerikas, die Azteken, Peruaner, Chibchas uſw., und man kann die Rückſtändigkeit ihrer Kultur zur Zeit der Entdeckung Amerikas auf ca. 3000 Jahre berechnen. Denn ſie lebten um 1500 nach Chr. noch in einer Art frühen Bronzezeit. Jenſeits des Ozeans aber, z. B. in Spanien, von wo die erſten Entdecker und Eroberer auszogen, hat die Bronzezeit ſchon 1500 Jahre vor Chr. in voller Blüte geſtanden.

Die erſten vom Menſchen benützten Metalle waren das Gold und das Kupfer. Aber das Gold konnte nur zu Schmuckzwecken dienen, weil es zu weich und auch zu ſelten war. Das Kupfer iſt härter und vor allem häufiger; ſo konnte es eine der Grundlagen der älteſten Metallzeit werden. Aber in reinem Zuſtand iſt es doch noch zu weich für Werkzeuge mit Schneiden und Spitzen, welche man bis dahin aus den härteſten Steinſorten erzeugt hatte. Ein kleiner Zuſatz von Zinn oder anderen Metallen, wie Antimon oder Arſen, verleiht jedoch dem Kupfer einen Härtegrad, der dem des Schmiedeeiſens, wenngleich natürlich nicht dem des Stahles nahezu gleichkommt. So entſtand die Bronze, wohl weniger durch Verſuche oder theoretiſche Einſicht in das Weſen und Verhalten der Miſchungsmetalle, als durch glückliche Zufälligkeiten, die ſich ſo oft wiederholten, daß ſie endlich, bald da, bald dort, bald früher, bald ſpäter, zur Erfindung jener Legierung führen mußten. Das Eiſen iſt zwar ein einfaches Metall und in der Natur maſſenhaft vorhanden; es blieb aber ungemein lang verborgen, unbekannt oder wenigſtens unbenützt, weil es faſt nur in Erzen vorkommt und einen hohen Schmelzpunkt hat, alſo relativ nicht leicht zu behandeln war.

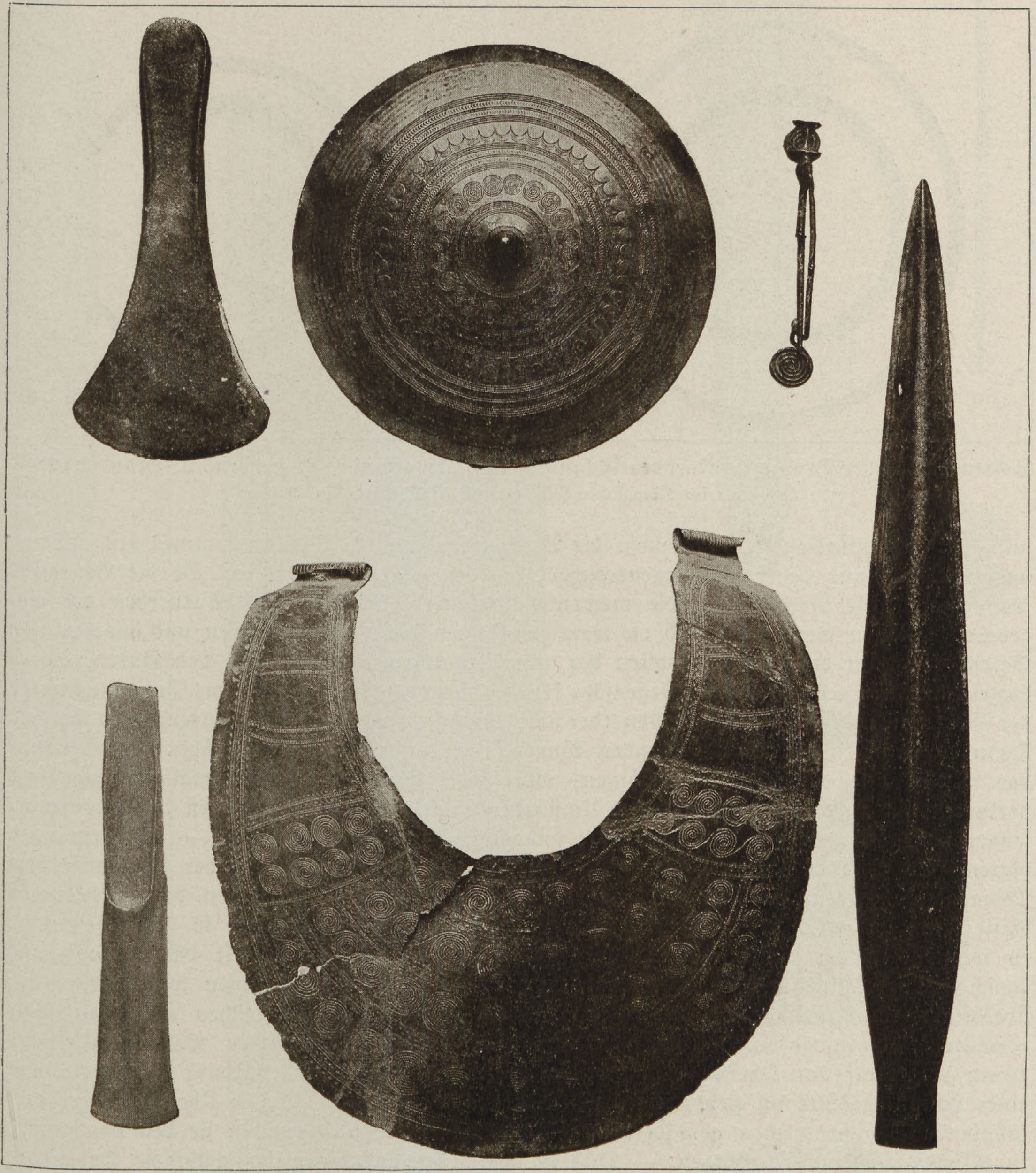
Die allererſte Form der Metallbenutzung war das Kaltſchmieden des reinen Kupfers, wie es die Indianer Nordamerikas am Oberen See und wohl auch unſere neolithiſchen Vorfahren in Europa und in anderen Teilen der Alten Welt urſprünglich betrieben. Den erſten, gewiß auch mehr zufällig gefundenen als geſuchten Fortſchritt bildete das Gießen (und darauffolgende Ausſchmieden) des reinen Kupfers. Erſt hier liegt die Geburtsſtunde der prähiſtoriſchen Metalltechnik, wodurch die Entwicklung auf viele Jahrhunderte hinaus entſcheidend beeinflußt wurde. Aber das reine Kupfer füllt die Gußform ſchlecht aus und bleibt weich, daher war eine neue Erfindung nötig, und dieſe wurde gemacht durch die Legierung des Hauptmetalls mit kleinen Mengen Zinns oder eines ähnlich wirkenden Metalls, namentlich aber mit dem Zinn, von welchem man anfangs nur ganz wenig, dann bis 10% und gelegentlich mehr dem Kupfer beimiſchte. Die echte Zinnbronze (90% Kupfer, 10% Zinn) iſt nicht nur bedeutend härter als das reine Kupfer, ſie füllt auch die Gußformen viel reiner aus, bis zur treuen Wiedergabe feiner Verzierungen und hat dabei den Vorzug ſchöner Goldfarbe und hellen Goldglanzes.



Dolch aus Weſtpreußen. Schwertſtab aus Brandenburg.

Waffen der frühen Bronzezeit Norddeutſchlands.
Originale im Königlichen Muſeum für Völkerkunde, Berlin.

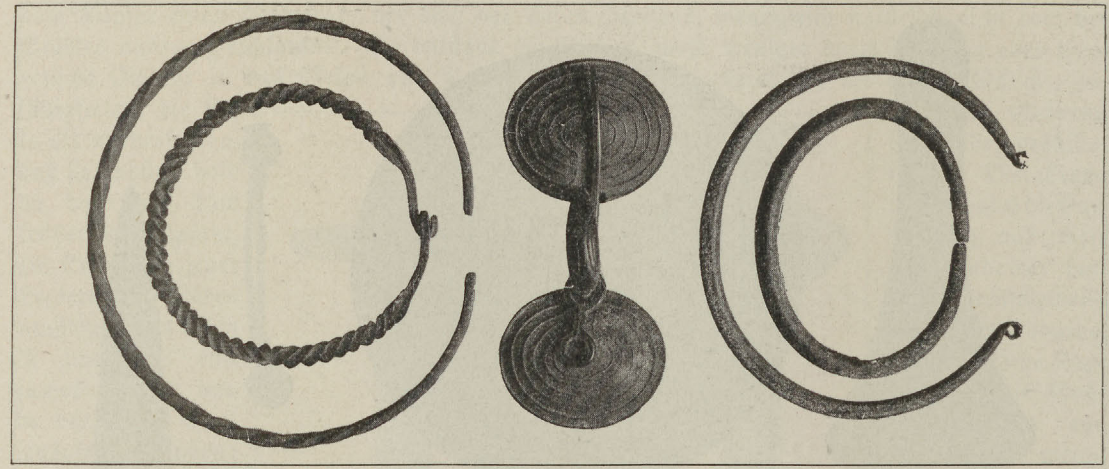
Vorgeſchichtliche Bronzezeiten ſind in der Alten Welt vom Atlantiſchen bis zum Stillen Ozean nachgewieſen, beſonders in Europa, Nordafrika (Ägypten), Vorderaſien, Indien, Südſibirien und Oſtaſien (China, Japan), in der Neuen Welt in Mexiko und Peru und den dazwiſchenliegenden mittelamerikaniſchen Gebieten. In allen Ländern der Erde, die ſchon frühzeitig höhere Kulturſtufen beſaßen, finden wir einerſeits eine beſonders



Waffen und Schmuckſachen der Bronzezeit aus Norddeutſchland und Skandinavien.

Originale im Kgl. Muſeum für Völkerkunde zu Berlin.

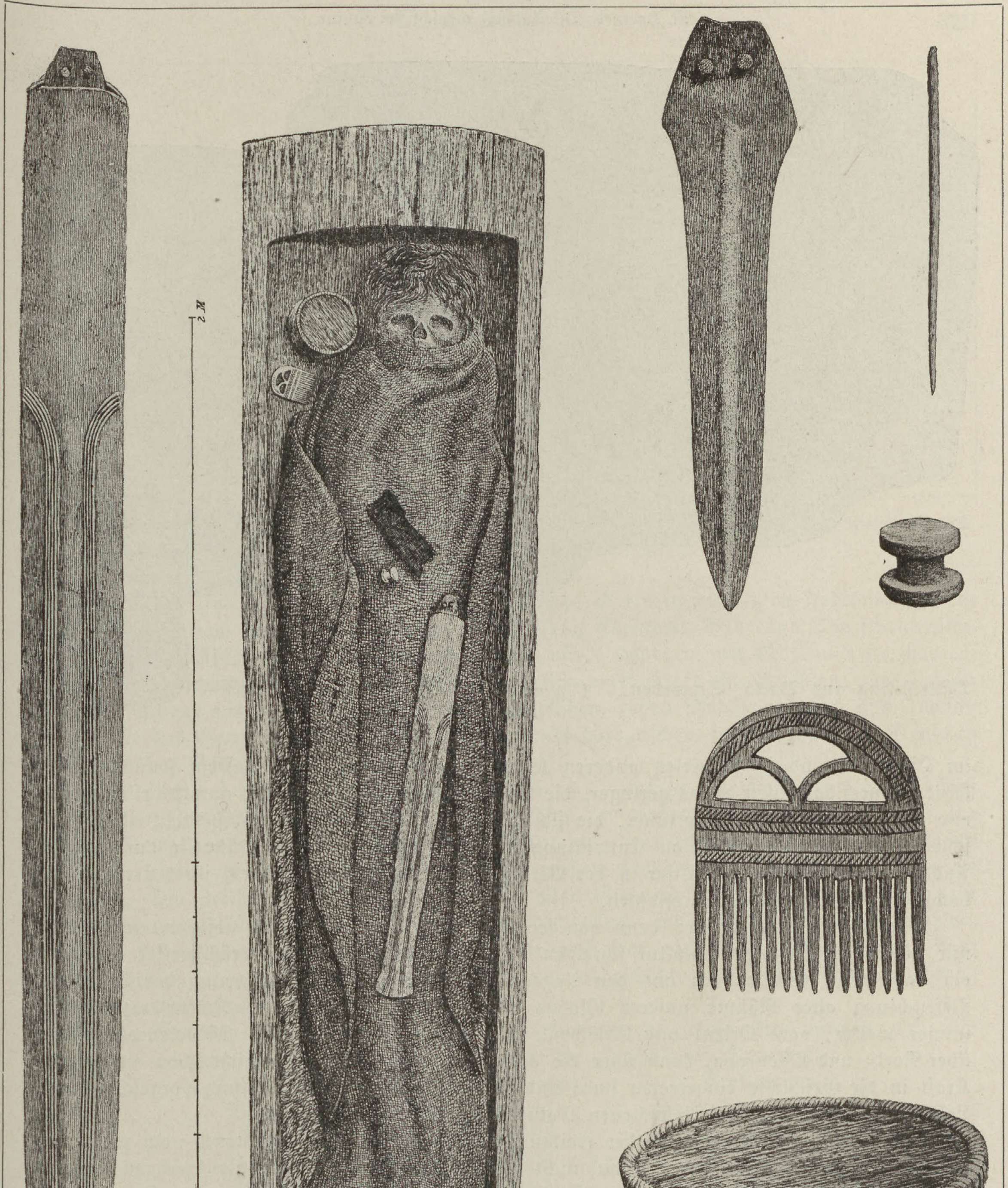
glänzende oder glückliche Naturausſtattung, andrerſeits unter den alten, längſt überwundenen Kulturphaſen eine Bronzezeit, ſo daß man ſagen kann, der Menſch mußte auf dem Wege zu höheren Stufen der Geſittung, den ihm die Natur vorgezeichnet, auf die Bronze ſtoßen und ſich ihrer eine Zeitlang vor dem Eiſen bedienen. In den Ländern, welche die nötigen Metalle beſitzen und ſich auch ſonſtiger Gunſt der Natur erfreuen, wurden dieſe neuen Kulturmittel zuerſt entdeckt und benützt. Dann kamen die mit dieſen Urſprungsländern verbundenen weiteren Erdräume als erſte Ausbreitungsgebiete hinzu, ſo Europa zur vorderaſiatiſchen, Sibirien zur oſtaſiatiſchen Bronzeprovinz. Abgeſchloſſene und metallarme Länder blieben dagegen lange Zeit metallunkundig, „neolithiſch", und erhielten dann, bei ihrem allzuſpäten Zuſammentreffen



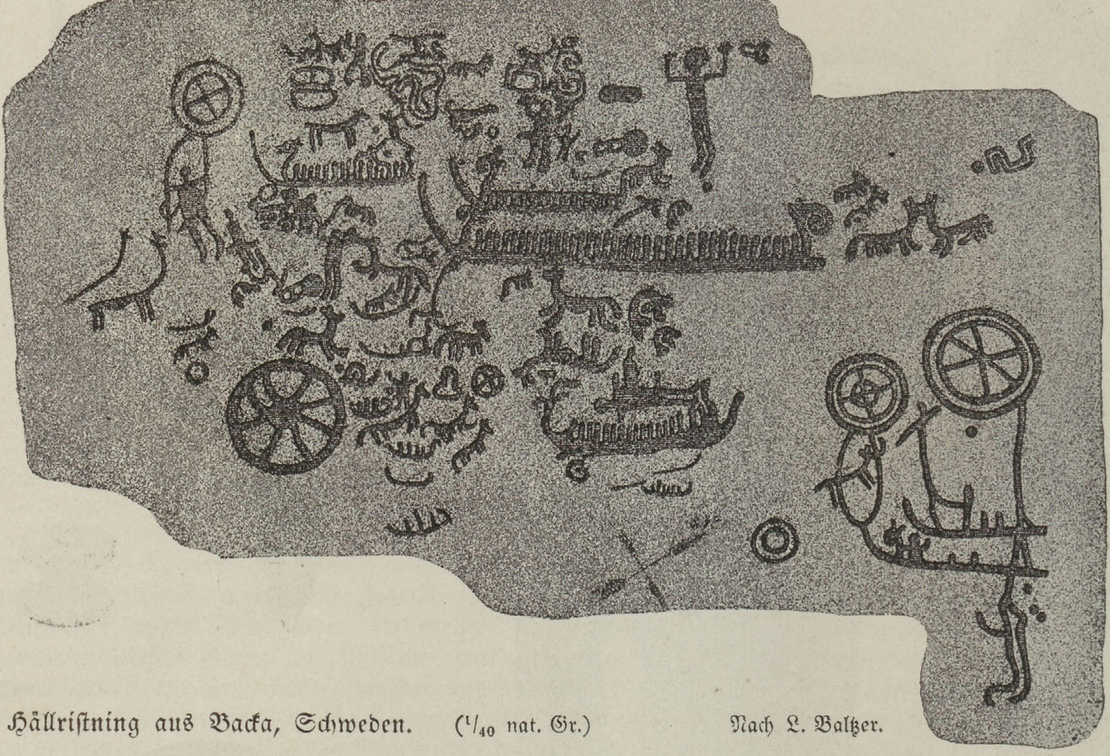
Schmuckſachen der Bronzezeit Norddeutſchlands. Aus Depotfunden Pommerns u. Brandenburgs.
Originale im Königlichen Muſeum für Völkerkunde zu Berlin.

mit höheren Kulturträgern, nicht mehr die Bronze, ſondern das Eiſen, zuſammen mit anderen unvermittelten und daher nicht ſegensreichen, ſondern ſchädlichen Gütern. So die Auſtralier, Polyneſier, viele Nordaſiaten, die meiſten Amerikaner. Rückgang und Ausſterben der eingeborenen Raſſen waren und ſind die traurigen Folgen dieſer unorganiſchen und unverdienten Bereicherung mit dem bisher jüngſten der großen Kulturmetalle und mit den Gaben, die es begleiten. Allzu große kulturelle Gegenſätze können durch den Verkehr und das Zuſammentreten der Menſchen auch beim beſten Willen (der übrigens oft genug fehlt) nicht ausgeglichen werden. Denn die ärmeren, niedriger ſtehenden können von den reicheren und höher ſtehenden nur das wirklich und erfolgreich übernehmen, worauf ſie durch eigene Kulturtätigkeit gleichſam vorbereitet ſind, was ſie unter gewiſſen Umſtänden in kurzer Zeit — nicht erſt in jahrtauſendelanger ungeſtörter Entwicklung, die heute keinem Volke mehr vergönnt iſt — ſelbſt errungen hätten. So ſtand es aber nicht, als der Kapholländer dem Buſchmann, der Engländer dem Tasmanier entgegentrat. Da hätte es auch bei menſchlicherem Verhalten der europäiſchen Raſſe kaum weſentlich anders kommen können, als es wirklich gekommen iſt. Dagegen ſtand es ſo zwiſchen der höheren Kulturzone Nordafrikas und der Negerwelt des Sudans und zwiſchen Vorderaſien und Europa. In dieſen verbundenen Länderräumen waren keine unüberbrückbaren Gegenſätze vorhanden; der Verkehr konnte alles ausgleichen oder wenigſtens vermitteln; die ungeheuren Unterſchiede zwiſchen einem altägyptiſchen Pharaonenſitz und einem Negerdorf am Obernil oder zwiſchen einer mykeniſchen Fürſtenburg auf Kreta und einer Häuptlingshütte im gleichzeitigen Mitteleuropa waren durch zahlloſe Übergänge und verknüpfende Zwiſchenformen gemildert und abgeſchwächt: dadurch wurden ſie den ſchwächeren zum Heile, nicht zum Verderben. — Dies iſt das Weſen und die weltgeſchichtliche Bedeutung der Bronzezeit, die uns namentlich im Weſten der Alten Welt als eine Kulturperiode von großartigem Inhalt entgegentritt.

Denn ſie umfaßt hier die Entwicklung Vorderaſiens und Ägyptens etwa vom fünften bis zur Mitte des vorletzten Jahrtauſends v. Chr., in Griechenland die geſamte, ſo lange ungeahnte, jetzt ſo herrlich entſchleierte mykeniſche Kultur (mit ihren Vorſtufen) bis gegen 1000 v. Chr. und auch faſt im ganzen übrigen Europa eine Stufenreihe, die größtenteils dem zweiten Jahrtauſend angehört, in den nördlichen Gebieten aber noch bis um die Mitte des erſten ſich fortſetzt. Im Morgenland gehört dieſe Zeit ſchon ganz der Geſchichte an, d. i. jenem Zeitraum höherer Kultur, der hauptſächlich durch Schrift- und Bilddenkmäler beleuchtet wird. In Griechenland iſt die Bronzezeit auch ſchon halb hiſtoriſch, durch Sagen, Traditionen, einzelne Nachrichten, vor allem aber durch deutlich redende Kunſtwerke erhellt; und es iſt nur Nebenſache, daß man das Eiſen noch nicht kannte. Erſtaunlich bleibt es immerhin, was man im Orient und in Hellas noch vor der allgemeinen Benützung dieſes Metalles in der Bau- und Bildkunſt,



Baumſarg mit einer männlichen Leiche und deren Beigaben.
Gefunden zu Borum Eshöi auf der Halbinſel Jütland. Nach W. Boye.

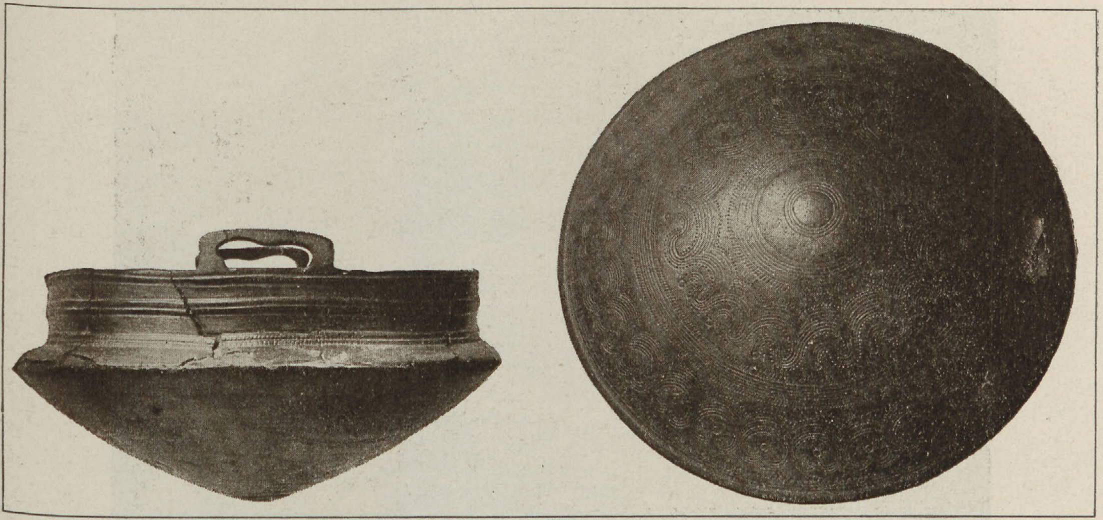


Hällriſtning aus Backa, Schweden. (1/40 nat. Gr.) Nach L. Baltzer.

im Handwerk und in ſo vielen anderen Kulturzweigen leiſten und ſchaffen konnte. Man lernt dadurch das Eiſen etwas geringer, die Bronze höher ſchätzen, freilich nur für eine Kultur, wie die der Völker des Altertums, die ſich techniſch nicht über eine gewiſſe Mittelhöhe aufſchwangen und, was ihnen an Entwicklung in dieſer Richtung fehlte, teilweiſe durch eiſerne Ausdauer und hingebenden Eifer in der Betätigung ihres Schönheitsſinnes, ihres ſtrengen und hochſtrebenden Kunſtwollens erſetzten.

Doch dies nur nebenher; denn von jenen Völkern muß man ſchon abſehen, wenn man nur die Vorgeſchichte der Kultur ſchreiben will. Und ſo verliert der Prähiſtoriker ein Volk, ein Land nach dem andern aus den Augen. Der Prozeß der Hiſtoriſierung der Erde, der Befruchtung aller Räume unſeres Globus mit höherer, geſchichtlicher Kultur erſtreckt ſich immer weiter, vom Orient und Griechenland über Italien, Weſt- und Mitteleuropa, dann über Nord- und Oſteuropa, dann über die anderen Erdteile, ſoweit ſie nicht ſchon aus eigener Kraft in die Geſchichte eingetreten ſind; und zuletzt bleiben der Betrachtung vorgeſchichtlichen Lebens nur mehr die halb erloſchenen Naturvölker unſerer Zeit übrig.

Allein in der Bronzezeit iſt der weitaus größte Teil unſeres Kontinents noch ganz prähiſtoriſch, wenn auch zu ſeinem Glück nicht außer Berührung mit den gleichzeitigen höheren Kulturkreiſen des Südens und des Oſtens. Im Weſten hatte man ſogar das Zinn, deſſen auch die Mittelmeervölker zur Bronzebereitung bedurften, und im Norden den Bernſtein, mit dem ſich auch dieſe gern ſchmückten. Man beſaß ſeit der jüngeren Steinzeit dekorative Kunſtformen, die den einfacheren bei jenen vorgeſchrittenen Völkern nicht nachſtanden. Ja, die mykeniſche und auch die nachmykeniſche Kunſt und Kultur Griechenlands ſelbſt beruht zum Teil auf einem alteuropäiſchen Erbe, welches den Griechen mit den Nordvölkern gemein war und bei jenen ſich raſch veränderte und weiter entwickelte, bei dieſen aber ziemlich ſtabil verblieb. Jene raſche, lebensvolle Entwicklung iſt eben das Typiſch-Hiſtoriſche, dieſes zähe Verharren dagegen das Charakteriſtiſch-Vorgeſchichtliche. Zwiſchen den Wohnbauten und Gräbern, den Tongefäßen und den plaſtiſchen Bildungen der jüngeren Steinzeit einerſeits und jenen der erſten Eiſenzeit andrerſeits iſt im Norden des Apennins und des Hämus kein tiefer,



Zwei Hängegefäße aus Brandenburg. Fundſtücke der jüngeren Bronzezeit Norddeutſchlands.
Originale im Königlichen Muſeum für Völkerkunde zu Berlin.

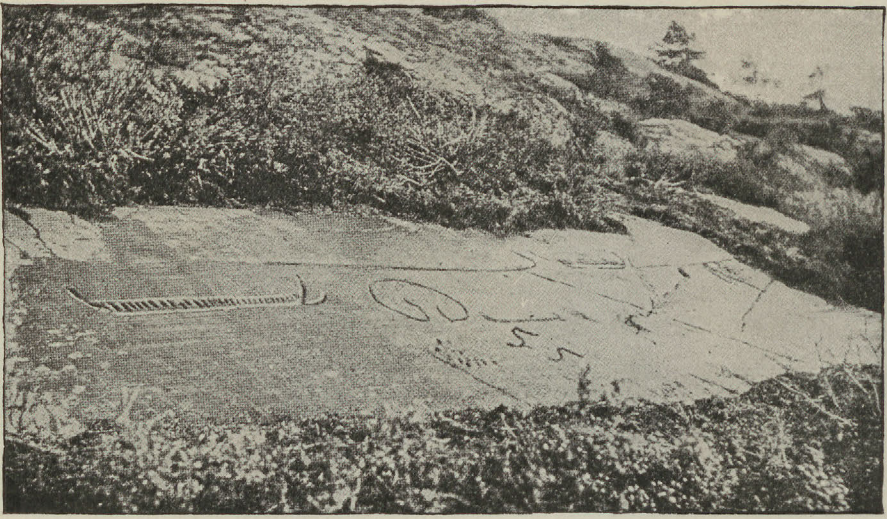
einſchneidender Unterſchied. Der größte Teil Europas iſt bis in die letzten Jahrhunderte vor und die erſten nach Chriſto ein Erdraum ohne Städte, Steinbau, Bild- und Schriftdenkmäler, ohne Münze, Töpferſcheibe, drehbare Mühlſteine uſw., dagegen mit Erd- und Holzbauten, Dörfern, aufgeſchütteten Grabhügeln oder vergänglich bezeichneten Flachgräbern, mit Tauſchhandel, mürben, aus freier Hand geformten Tongefäßen, rohen Mahlſteinplatten und Quetſchſteinen für das Getreide, kurz ein Land nicht einmal barbariſcher, ſondern „wilder" Menſchen im Sinne der Griechen.

Aber auch bei dieſen „wilden Menſchen" gab es — freilich nur ſchleichend und äußerſt langſam — Fortſchritt und Veränderung, nicht bloß im großen Wechſel von der alten zur jungen Steinzeit oder von der letzteren zur Bronzezeit, ſondern auch innerhalb jeder dieſer Perioden. Jede zerfällt in Zeitſtufen und ihre großen Kreiſe wieder in kleinere räumliche Gruppen. Die Zeitſtufen ſind nicht dieſelben in allen Gruppen, und man muß da gar ſehr zwiſchen den einzelnen Länderräumen unterſcheiden. Auch ſind die abſoluten Jahreszahlen, die man für jüngere Zeiten gern beiſetzt und die auch hier wiederholt werden ſollen, nicht ſtreng wörtlich zu nehmen; ſie geben vielfach nur abgeſchätzte, im beſten Fall annähernd richtige chronologiſche Daten.

Oskar Montelius, welcher gegenwärtig am meiſten auf ſolche Einteilungen und Abſchätzungen ausgeht, unterſcheidet folgende Stufen der europäiſchen Bronzezeit:

1. in Italien	2. in Weſteuropa	3. in Nordeuropa
2100—1800	2100—1850	(noch Steinzeit)
1800—1650	1850—1550	1900—1600
1650—1350	1550—1300	1600—1400
1350—1100	1350—1050	1400—1050
(ſchon erſte Eiſenzeit)	1050— 850	1050— 850
	(ſchon erſte Eiſenzeit)	850— 650
		650— 500 n. Chr.

Die Zeiten von 2100—1950 in Italien, von 2100—1850 in Weſteuropa und von 1900—1800 in Nordeuropa betrachtet man als Stufen des vorwiegend reinen Kupfers. Die zweite Stufenreihe zielt hauptſächlich auf Frankreich und andere, ehemals keltiſche Länder (Belgien, Süddeutſchland, die Schweiz), die dritte auf Skandinavien. Wie man ſieht, hebt die Bronzezeit in Italien und Weſteuropa gleichzeitig, in Nordeuropa ſpäter an und bricht zuerſt in Italien, dann in Weſteuropa und zuletzt in Skandinavien ab, hier volle 600 Jahre ſpäter als in Italien. Mitteleuropa, das in dieſer Ordnung nicht erſcheint, hat dieſelben



Hällriſtning von Busgaard, Norwegen. Nach G. Guſtafſon.

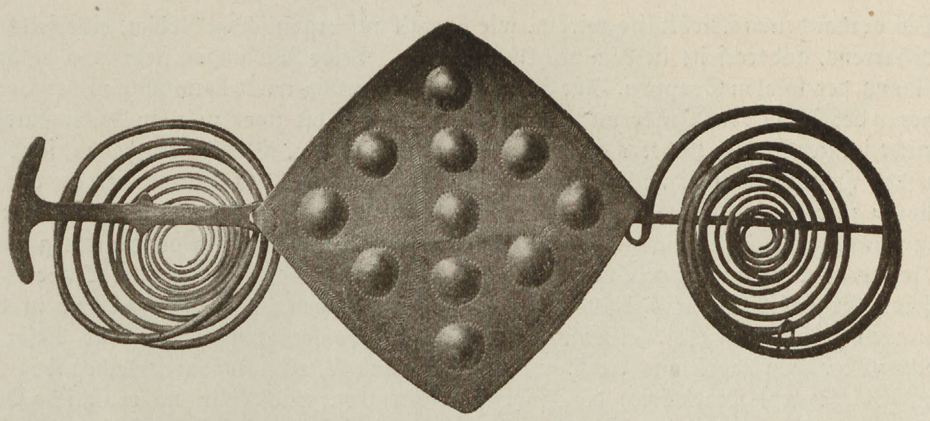
Stufen wie Weſteuropa, mit Ausnahme der letzten (1050—850), welche hier ſchon hallſtättiſch iſt.

Wie unterſcheiden ſich nun dieſe Stufen voneinander? Durch die typiſchen Formen der Metallgeräte und Tongefäße, teilweiſe auch durch die der Grabanlagen (Skelett- oder Brand-, Flach- und Hügelgräber). Die Unterſchiede der Formen beruhen teils auf langſamer, innerer Entwicklung (Typenreihe der Beile, Dolche, Schwerter uſw.), teils auf ſteigenden Anregungen von außen, die vielfach in den Schmuckſachen und Ornamenten zum Ausdruck kommen, aber auch auf ganz plötzlicher Veränderung der Gebräuche, wie ſie z. B. im Übergang von der brandloſen zur Brandbeſtattung mitten in der Bronzezeit, um 1600 v. Chr., eingetreten iſt. Aus dem Formenkreis der Bronzen ſeien hier nur einige „Leitfoſſilien" nach ihrer chronologiſchen Stellung angeführt.

Die älteſte Bronzezeit oder die erſten Jahrhunderte des zweiten Jahrtauſends v. Chr. haben faſt in ganz Europa ſehr einfache Formen: flache, plattenförmige Beilklingen mit Randleiſten („Randäxte"), dünne, dreieckige, an der Griffbaſis ziemlich breite Dolchklingen (im Norden auch ſog. „Schwertſtäbe", d. h. beilartig geſchäftete Dolchklingen), ferner glatte, maſſive Ringe für den Hals oder das Handgelenk, in weiter Verbreitung auch ſpiralförmige Armſchmuckſchienen und anderen Spiralröhrenſchmuck aus dünnem oder ſtärkerem Draht, manſchettenförmige Armbänder, einfache Gewandnadeln, meiſt mit Öſe oder Öhr und oft mit einer ſäbelförmigen Krümmung der Spitze.

Einer mittleren Bronzezeit, um die Mitte des genannten Jahrtauſends, gehören an: Beilklingen mit querlaufendem oder ſpitzem Abſatz zwiſchen Schaft- und Schneideteil („Abſatzäxte"), die erſten ſchlankeren Dolche, kurze und längere Schwerter mit parallellaufenden Schneiden und kurzer Griffzunge, in Spiralſcheiben endigende Hals-, Arm- und Fingerringe, gravierte Armreifen mit kleinen Endſtollen, allerlei Nadeln mit ſcheibenförmigen oder anders gebildetem Kopf und wellig gekrümmtem oder ſchraubig gedrehtem Körper u. v. a. Im Norden blüht um 1500 v. Chr. das Spiralornament in feinen, ſtrengen Formen auf Zierſcheiben und anderen Schmuckſachen, Schwertgriffen und Schwertknäufen, edelgebildeten Äxten uſw.

Die jüngere Bronzezeit Weſt- und Mitteleuropas — das ſind die letzten Jahrhunderte des zweiten vorchriſtlichen Jahrtauſends — iſt die Zeit der Palſtäbe („Lappenäxte") und der Hohlcelte („Düllenäxte"), der blattförmig geſchweiften Dolchklingen, der Schwerter mit vollem verziertem Griff oder breiter Griffzunge, der Raſiermeſſer mit Doppelklinge, der Lanzenſpitzen mit geſchweiftem, ſchön vom Grat zu den Schneiden abgeſtuftem Blatte, der älteſten ein- und zweigliedrigen Fibeln mit dünnem, ſchmalem oder blattförmig verbreitertem und graviertem Bügel, der geraden Nadeln mit verdicktem und gerieftem Halſe.



Fibel aus Pommern. Schmuckſtück aus der jüngeren Bronzezeit Norddeutſchlands.

Original im Kgl. Muſeum für Völkerkunde zu Berlin.

In dieſem Gebiete folgt dann, um das Jahr 1000 v. Chr., eine Übergangsſtufe von der Bronze- zur erſten Eiſenzeit wieder mit neuen Formen der Schwerter (dem „Antennen-“, dem „Möriger-“ und gewiſſen ungarländiſchen Typen), mit kurzen, ſtark geſchweiften oder ſchlankeren, ſehr langen Klingen, der Meſſer (die ſchönen ſog. „Pfahlbaumeſſer“ mit ſehr verſchiedener Griffbildung und geſchwungener, häufig auch gravierter Klinge), der Sicheln, Meißel, Fibeln (in verſchiedenen Verbreitungsbezirken ſehr verſchiedene Formen italiſcher, öſtlicher oder lokaler Abſtammung), der Armringe (dünnere mit zwei Doppelſpiralenden, dickere, meiſt hohle mit großen Endſtollen) uſw. Im Norden ſind dieſe Jahrhunderte und die nächſtfolgenden noch reine Bronzezeit. Es blüht dort die Verzierung der Waffen, Schmuckſachen und beſonders der ſchönen ſog. „Hängegefäße“ aus Bronze mit neuen, nicht mehr ganz einfachen Spiralmotiven, deren ſüdliche Herkunft unverkennbar iſt; es erſcheinen große und ſchwere Fibeln eigentümlicher, ausſchließlich in der lokalen Entwicklung wurzelnder Form; man macht reichlichen Gebrauch von Spiraldrahtendungen und Schraubenwindungen, die bis zur kunſtvollen Form der tiefgefächerten Wendelringe mit wechſelnder Torſion geſteigert werden. Die Nadeln bekommen „Schwanenhälſe“, die breiten Raſiermeſſer Schiffs- und figurale Ornamente. Ein Teil dieſer Formen geht im nördlichen Mitteleuropa ſchon neben dem Eiſen einher; ja manche derſelben finden ſich hier ſogar in Eiſen ausgeführt. Die Entwicklung, in der „alles fließt“, läßt ſich eben nirgends mit ſcharfen Linien umziehen und einteilen.

Ein Blick aufs Ganze der Entwicklung zeigt uns bei allen lokalen Unterſchieden eine gerade aufſteigende Bahn von ſchlichten, einfachen Formen, die vielfach noch an Steinzeittypen erinnern, zu vorgeſchrittenen, praktiſch und künſtleriſch höher ſtehenden Erzeugniſſen, die ſich aus wenigen Grundgeſtalten zu ganz ſtattlichen Reihen entfaltet und auseinandergelegt haben. Die Metalltechnik geht, ihrem Urſprung gemäß, vom Guſſe aus und bedient ſich der Schmiedekunſt mehr zur Vollendung und Verzierung als zur formellen Anlage der Gegenſtände. Später wird das anders und die Schmiedearbeit bekommt auch an den Grundformen reicheren Anteil. Dieſe Bewegung geht ganz unverkennbar vom Süden aus; ſie hat die hauptſächlich auf der Schmiedekunſt beruhende Metalltechnik der Eiſenzeit vorbereitet. Deshalb teilte G. de Mortillet einſt die Bronzezeit in eine „époque de fondeur“ und eine „époque du marteleur“, was freilich dem Bedürfnis nach Einteilungen dieſer langen Periode nicht genügte. Man erkennt ja, wie geſagt, mehrere Stufen, und beſonders in den jüngeren Zeiten und in gewiſſen geographiſch geſchloſſenen Gebieten mehrere Herde beſonderer Eigenentwicklung, z. B. in Ungarn, der Schweiz, in Weſt- und Nordfrankreich, in England-Irland, in Norddeutſchland und in Skandinavien. Hier gibt es ſpezifiſch ungariſche uſw. bis ſpezifiſch ſkandinaviſche Formen, die außerhalb ihres Hauptgebietes ſeltener oder nur mehr vereinzelt vorkommen. Es entſtehen kulturelle Individualitäten auf beſonderen geographiſchen, vielleicht auch auf beſonderen ethnographiſchen Grundlagen.

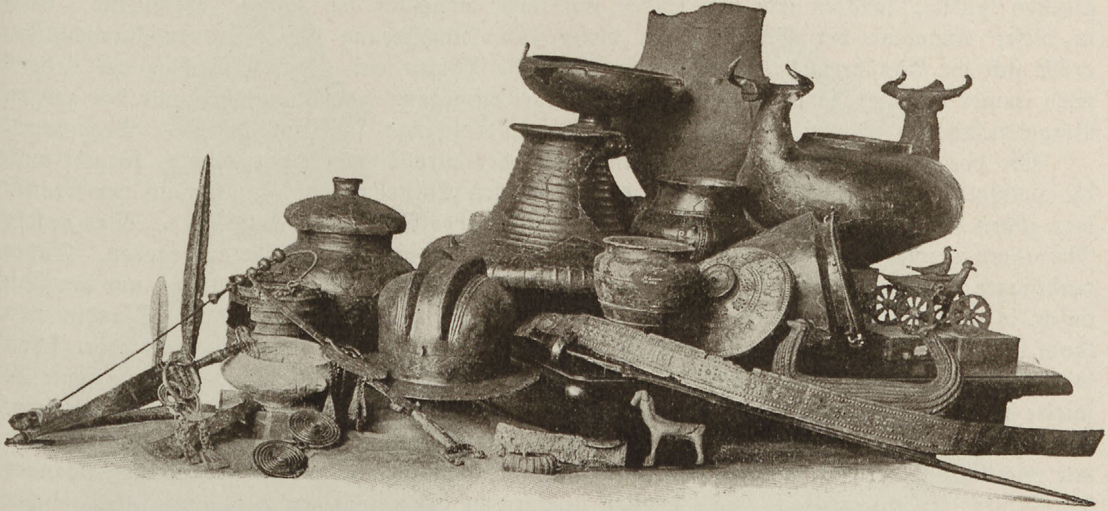
Die vorhandenen Triebkräfte wirken, wie überall auf organiſchem Gebiet, einerſeits im Sinne des Beharrens, andererſeits in dem der Abänderung. Beide Wirkungen ſieht man betätigt in der Ausbildung der lokalen Gruppen. Im Sinne der Abänderung wirkt hauptſächlich der Verkehr, jetzt weniger in der Form von Wanderungen und Umſiedlungen, die zwar zu allen Zeiten ſtattgefunden, aber nicht immer Neues, Höheres an die Stelle des Geringeren, Alten geſetzt haben, ſondern in der Form des Handels auf ſchnellen, peripheriſchen Seewegen des Mittelmeeres, der Atlantis, der Nord- und Oſtſee und auf langſameren Landwegen längs der Donau und der anderen großen Flüſſe unſeres Kontinents. Die Anwohner der baltiſchen und der Nordſeegeſtade waren ſchon in der Bronzezeit kühne Seefahrer, und die Inſel- und Küſtenwelt der Oſtſee iſt eine Art nordiſchen Gegenbildes zur ägäiſchen. Ihre Schiffe, Wagen, Waffen ſehen wir in den Felszeichnungen Südſchwedens; Kleider und überraſchend wohlerhaltene Leibesreſte dieſer nordgermaniſchen Menſchen haben uns die Baumſärge Dänemarks, viele koſtbare Weihegaben (Sonnenwagen, Blashörner, Prachtärte) die Moorfunde bewahrt. Nicht nur die räumliche Entfernung vom Mittelmeer macht es begreiflich, daß dieſe Welt feſter auf ſich ſelbſt ſtand als z. B. die Länder im Umkreis der Alpen, und daß ſie viel länger auf der alten glänzend ausgebildeten Gußtechnik und damit bei der ausſchließlichen Bronzebenützung beharrte als jene.

So wurde das langdauernde Bronzealter des europäiſchen Nordens zur augenfälligſten Erſcheinung innerhalb dieſes ganzen Abſchnittes der menſchlichen Kulturentwicklung. In ihr hat man denn auch, nach jahrtauſendelanger Vergeſſenheit, die Tatſache und das Weſen eines ſolchen Abſchnittes zuerſt wiedererkannt, während die Exiſtenz einer reinen Bronzezeit für andere Länder, den Funden zum Trotz, beharrlich und lange Zeit in Abrede geſtellt wurde.

4. Vorgeſchichtliche Eiſenzeiten. Hallſtatt- und La Tène-Periode.

Es ließe ſich beſtreiten, daß die älteſten Zeiten der Eiſenbenützung noch zur Vorgeſchichte der menſchlichen Kultur gehören. Im Orient und in Griechenland iſt ja ſchon die Bronzezeit nicht mehr — oder nicht mehr ganz — prähiſtoriſch, und wir mußten deshalb in dieſem Rahmen auf ihre Darſtellung verzichten. Allein im abendländiſchen und beſonders im nördlichen Europa herrſchten vielfach noch rein prähiſtoriſche Zuſtände bis um den Beginn unſerer Zeitrechnung und, außerhalb des römiſchen Reiches, ſogar viel länger, bis ins frühe Mittelalter hinein. Indeſſen muß man doch auch hier einen Abſchluß ſuchen, und der findet ſich am beſten bei der Aufrichtung der römiſchen Reichsgrenzen am Rhein und an der Donau, bei jenem großen hiſtoriſchen Akte, durch den mit Waffengewalt die Keltenländer in Weſt- und Mitteleuropa der Mittelmeermonarchie, dem Süden und der antiken Kulturſphäre angegliedert wurden. Es iſt alſo nicht mehr Vorgeſchichte der Menſchheit, was uns im folgenden beſchäftigen wird, ſondern Vorgeſchichte des ſpäteren Altertums und namentlich des Mittelalters, zum Teil die Vorzeit von Völkern, welche nach den Griechen und den Römern, häufig mit den letzteren vermiſcht, die Weltherrſchaft angeſtrebt und tatſächlich, wenn auch nicht unter einem Namen, errungen haben. Dies iſt die Bedeutung der Hallſtatt- und der La Tène-Periode, der erſten Eiſenzeiten des Nordens im letzten Jahrtauſend v. Chr. Kelten und Germanen und die anderen Nordarier, die ja ſchon längſt da ſind, aber jetzt zum erſtenmal dergeſtalt faßbar auftreten, daß man mit der Nennung ihrer viel zitierten Namen nicht mehr blindlings in die Urne greift, — dieſe Stämme ſind für die Mittelmeerwelt mehr oder weniger belangloſe Hinterlandsvölker und für die klaſſiſche Kultur wenig mehr als nichts geweſen. Um ihrer ſpäteren Erhebung willen, wegen ihrer bis in die Gegenwart reichenden weltgeſchichtlichen Rolle, verlangen dieſe rückſtändigen Gruppen der europäiſchen Menſchheit unſere Teilnahme auch für jene in anderen Ländern ſchon ſo lichtvollen Zeiten.

Um die Mitte des Jahrtauſends und nach derſelben, in manchen Gebieten erſt erheblich ſpäter, iſt auch hier wieder ein großer Abſchnitt zu machen. Der Übergang zu den geſchichtlichen Zeiten vollzog ſich ſtufenweiſe unter ſtarker Mitwirkung der ſüdeuropäiſchen Kulturwelt. Das eine iſt ſelbſtverſtändlich; andererſeits läßt ſich bei dem raſchen und großartigen Anſtieg der hiſtoriſchen Kultur der Mittelmeervölker auch in den nördlichen Hinterländern ſtarker Wechſel



Gräberfunde der Hallſtattperiode aus Öſterreich und Bosnien.

Originale im k. k. naturhiſtoriſchen Hofmuſeum zu Wien.

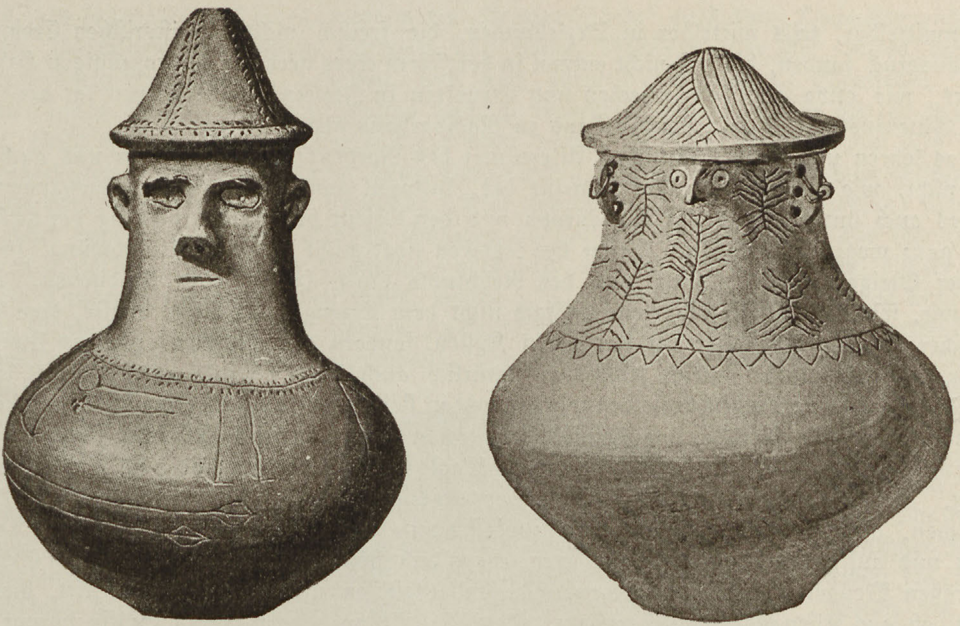
der Formen erwarten. Hallſtatt- und La Tène-Periode oder erſte und zweite vorgeſchichtliche Eiſenzeit des Nordens ſind ſehr verſchiedene Perioden, und auch innerhalb beider gab es Stufen von erheblicher Verſchiedenheit. Das Ganze wiederholt, wie eine Art undeutlichen Schattenſpiels, die großen Vorgänge im Süden. Erſt iſt der Oſten, dann der Weſten von höherer, ſiegreicher Bedeutung. Zuerſt entſteht im Oſten aus altem Erbe und neuen Elementen ein Kulturgebiet, das Weſtgriechenland, Italien, die Oſtalpen, Ungarn und andere Länder bis nach Poſen hinauf umfaßt und ſich keilförmig nach Weſten bis an die Pyrenäen hin fortſetzt. Das Gemeinſame in all dieſen Ländern war natürlich keine nationale Kultur, ſondern ein Ergebnis des Verkehrs zwiſchen ſonſt ziemlich verſchiedenen Völkern. Allein dieſe Frucht geſteigerten Völkerverkehres erhielt mit der Zeit überall eine Art nationalen Gepräges, wodurch ſie in Griechenland und ſpäter in Italien der vorgeſchichtlichen Sphäre überhaupt enthoben, in den anderen Ländern aber zu den verſchiedenen lokalen Gruppen des Hallſtätter Kreiſes ausgebildet wurde. Umgekehrt und ihrer vorgeſchrittenen Zeitſtellung entſprechend iſt die La Tène-Kultur von Hauſe aus national-keltiſch geweſen und erſt durch ihre Verbreitung teilweiſe international geworden, wie irgendeine hiſtoriſche Kulturſchöpfung.

Man hat dieſe beiden Perioden nach mitteleuropäiſchen Fundplätzen benannt, die ältere nach dem berühmten reichen Flachgräberfeld auf dem Salzberg bei Hallſtatt in Oberöſterreich (erforſcht 1846—1864, beſchrieben 1868 von E. v. Sacken), die jüngere nach dem Fundort La Tène zwiſchen dem Bieler und dem Neuenburgerſee am Fuße des Schweizer Jura, einem alten Wohn- und Waffenplatz (beſchrieben 1885 von E. Vouga, 1886 von V. Groß). Und in der Tat paſſen keine anderen Namen beſſer für ſie. Die Hallſtatt-Periode iſt nicht die erſte Eiſenzeit ſchlechtweg, ſondern eine beſtimmt charakteriſierte, zeitlich und lokal begrenzte Phaſe der erſten Eiſenbenützung. Eine mit ebenſo guten Merkmalen ausgeſtattete Zeit iſt die La Tène-Periode, die man nicht einfach keltiſch nennen kann, weil auch älteres und jüngeres keltiſch iſt und die La Tène-Formen auch bei Germanen und Illyriern Eingang fanden. So haben ſich dieſe beiden Namen in der Wiſſenſchaft gehalten, während andere nach Fundorten gebildete, wie „Robenhauſien“ für die jüngere Steinzeit, „Morgien“ und „Larnaudien“ für die ältere und jüngere Bronzezeit — um nur ein paar bekanntere Beiſpiele aus G. v. Mortillets chronologiſchem Syſtem anzuführen — dieſes Vorzuges nicht teilhaftig geworden ſind.

Die Hallſtatt- und die La Tène-Periode herrſchen aber nicht nur, wie in den Namen angedeutet iſt, auf enger begrenzten Schauplätzen, als die älteren vorgeſchichtlichen Zeiträume; ſie dauern auch kürzer als dieſe: nicht mehr Jahrhunderttauſende, wie die ältere, oder Jahrtauſende, wie die jüngere Steinzeit, auch nicht mehr ein Jahrtauſend, wie die Bronzezeit im gleichen Gebiet, ſondern jede von beiden nur mehr ungefähr ein halbes Jahrtauſend. Auch in dieſer Abnahme der Zeitdauer, in dieſer Individualiſierung kürzerer Entwicklungsſtufen, drückt ſich die Annäherung an höhere, geſchichtliche Phaſen aus. Der Pulsſchlag des Lebens wird immer ſchneller, je mehr wir der Gegenwart entgegengehen. Verglichen mit der ganzen Vorgeſchichte des Menſchen iſt ja alle geſchriebene Geſchichte faſt nur kulturelle Gegenwart.

Wie der ganze vielgeſtufte Entwicklungsgang der europäiſchen Vorgeſchichte, ſo gibt auch die Hallſtattzeit ein lehrreiches Beiſpiel der langſamen Entſtehung von Kultur auf der Grundlage zähen Arbeitsfleißes und organiſcher Anknüpfung des Neuen an das Ältere. Was unſere Altvordern einmal ergriffen hatten, das wurde feſt angeeignet und ſchwer aufgegeben. Daher verdrängte auch das Eiſen nicht mit einem Schlag die Bronze, ſondern ſetzte ſich nur langſam durch, in manchen Ländern, wie Nordfrankreich und England, Norddeutſchland und Skandinavien (vom Nordoſten ganz zu geſchweigen) erſt unglaublich ſpät. Es war vielleicht auch dort ſchon lange nicht mehr ganz unbekannt; aber es ward noch nicht geſchätzt, geſucht, herangezogen: es ſpielte noch keine kulturfördernde Rolle. Das Gegenteil, den ſcheinbaren Fortſchritt, welcher eintritt, wenn Neues ſchnell, aber nur oberflächlich und unvermittelt aufgenommen wird, kennen wir reichlich aus der Geſchichte der Entdeckung und des faſt gleichzeitig beginnenden Niederganges der Naturvölker unſerer Zeit. Im ſchärfſten Abſtich von dieſer ſpäteren Beglückung überſeeiſcher Menſchengruppen mit dem Eiſen und anderen Betriebsmitteln vorgeſchrittener europäiſcher Kultur zeigt uns die erſte Eiſenzeit unſerer Heimat eine langſame organiſche Vermittlung zwiſchen vorgeſchichtlichem und geſchichtlichem Leben, welches letztere zuerſt durch den Orient, dann durch Griechenland und zuletzt auch durch Italien vertreten wird. Allen kulturellen Unterſchieden zum Trotz hängen dieſe drei Gebiete untereinander und mit dem mittleren, weſtlichen und nördlichen Europa nicht nur geographiſch, ſondern auch hiſtoriſch durch allerlei Übergangsſtufen und Verkehrsbeziehungen zuſammen, und infolgedeſſen zeigt ſich bei der Kulturübertragung nirgends jener Rückgang und Verfall, von dem die „Eingeborenen“ ſonſt beim Zuſammenſtoß höherer und niederer Formen betroffen werden, ſondern fortgeſetzte Steigerung und Stärkung in allen Teilen dieſes großen altweltlichen Gebietes.

Man nimmt heute — namentlich auf Grund der von O. Montelius u. a. über den Gegenſtand angeſtellten Unterſuchungen — ziemlich allgemein an, daß das Eiſen in Ägypten erſt um 1500 v. Chr. reichlich angewendet wurde, daß alſo die großen Pyramidenbauten des alten Reiches noch ganz ohne dieſes Metall ausgeführt worden ſind. Montelius meint, es ſei vor der Mitte des zweiten Jahrtauſends überhaupt ganz unbekannt geweſen und damals erſt entdeckt worden; das läßt ſich ſchwer beweiſen und mag dahingeſtellt bleiben. Aber Tatſache iſt, daß die Bronze in Ägypten während des ganzen Altertums einen gewiſſen Vorzug vor dem Eiſen genoß; bis in die ptolemäiſch-griechiſchen, ja bis in die römiſchen Zeiten hinein iſt jene beliebt und häufig, dieſes ſelten; und nicht ganz unähnlich iſt das Verhältnis zwiſchen den beiden Metallen auch in allen anderen Kulturſtaaten des Altertums. Das erſte ſpärliche Auftreten des Eiſens in Griechenland gehört dem 14. Jahrhundert an; in Mittelitalien iſt es um 1100 v. Chr. ſchon ziemlich verbreitet, in Oberitalien um dieſe Zeit noch ſelten, erſt ſpäter häufig. Im 10. bis 9. Jahrhundert erſcheint es nördlich der Alpen in der Nordſchweiz und in Süddeutſchland. In den Oſtalpen und den nördlich angrenzenden Gebieten wurde es früh und fleißig aus den Erzen dargeſtellt und verarbeitet. In Norddeutſchland und Skandinavien erſcheinen vereinzelte Eiſenſachen in Gräbern der 4. und 5. Bronzezeitſtufe, ja ſogar ſchon der dritten, alſo noch vor 1000 v. Chr., aber ohne das allgemeine Kulturbild zu verändern; erſt um 500 v. Chr. bricht auch dort die Eiſenzeit wirklich an. Die älteſten Eiſenfunde ſind an vielen Orten kleine Schmuckſachen und Ringe, Nadeln, Einlagen an Bronzen, und man ſieht daraus, daß das neue Metall anfangs koſtbar war und deshalb äſthetiſch, nicht aber praktiſch höher gewertet wurde, als ſpäterhin. Überhaupt muß man in vielen Gebieten, wie Montelius bemerkt, einen Unterſchied machen zwiſchen der Zeit des erſten Auftretens einzelner Eiſenfunde und dem Anbruch einer wirklichen Eiſenzeit. Zwiſchen jener und dieſer können, wie das Beiſpiel des europäiſchen Nordens zeigt, Jahrhunderte liegen. Daß dies auf der tiefen Einwurzelung der Bronzetechnik, zumal des Bronzeguſſes beruht, iſt zweifellos und auch ſchon oben bemerkt worden.



Weſtpreußiſche Geſichtsurnen des Provinzialmuſeums zu Danzig. Aus Steinkiſtengräbern der ſpäteſten Bronzezeit. (1/5 natürl. Gr.) Nach H. Conwentz.

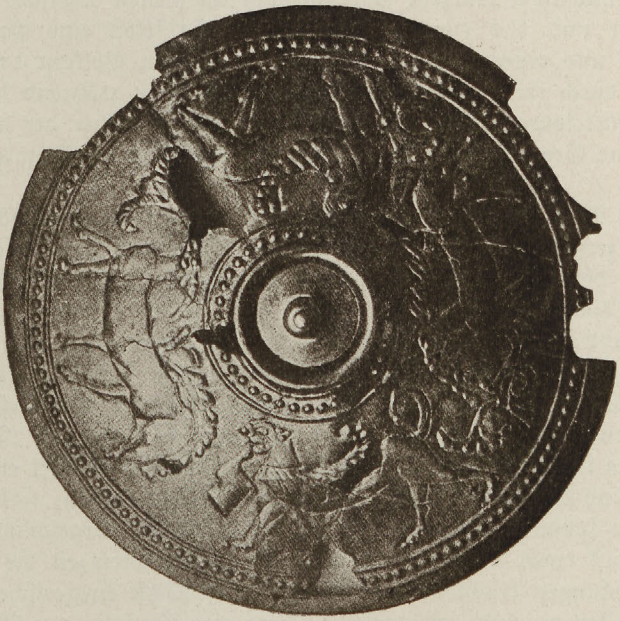
Die mitteleuropäiſche Hallſtattperiode füllt nun gerade die Jahrhunderte aus, welche in Nordeuropa zwiſchen dem fruchtloſen erſten Erſcheinen einzelner Eiſenſachen und dem Beginn einer wirklichen Eiſenzeit verſtrichen ſind. Sie ſelbſt iſt aber keine ſolche Zwiſchenzeit, ſondern eine rechte Übergangsperiode mit faſt gleichmäßiger Benutzung des Eiſens und der Bronze und mit allerlei neuen Stilformen, die auf archaiſch-ſüdlichen Einfluß hindeuten. Zwei Umſtände haben dies und damit die verſchiedene Entwicklung der nordgermaniſchen und der illyriſch-keltiſchen Welt in der erſten Hälfte dieſes Jahrtauſends bewirkt: erſtens die Nachbarſchaft der Mittelmeerwelt, zweitens die damit doch irgendwie zuſammenhängende frühe Erſchließung reicher einheimiſcher Eiſenerzfundſtellen, z. B. in den noriſchen Alpen, die deshalb ſpäter auch in weiteren Kreiſen bekannt und berühmt geworden ſind. In den Jahrhunderten, welche in Mitteleuropa Hallſtatt-Periode heißen, vollzogen ſich auf ſüdlichen und öſtlichen Schauplätzen bekannte geſchichtliche Vorgänge: die Ausbreitung der aſſyriſchen Macht in Vorderaſien, die des phönikiſchen Handels und der griechiſchen Koloniſation im Mittelmeer, die Blüte der etruskiſchen Städte in Italien und die erſte Entwicklung Roms. Es fallen in dieſe Zeit die helleniſche Beſiedlung Kleinaſiens und die Verdrängung der Phönikier aus dem öſtlichen in das weſtliche Mittelmeerbecken, das ſiegreiche Auftreten nordiſcher Bergſtämme im griechiſchen Mutterlande, die Koloniſation des Hellesponts und des Pontus, Siziliens und Italiens, das Bündnis der Karthager und der Etrusker gegen die Ausbreitung der Griechen. Der Geiſt der Geſchichte ſchreitet in dieſer Zeit ganz entſchieden von Oſt nach Weſt und von Süd nach Nord; alles trägt den Stempel eines Überganges höher bewegten hiſtoriſchen Lebens auf neue, dem mittleren Europa näher gelegene Gebiete.

Auch in Mitteleuropa geht die Kulturbewegung von Oſt nach Weſt und von Süd nach Nord. Hier verlieren ſich für den Hiſtoriker die großen äußeren Anſtöße im Dunkel vorgeſchichtlicher Lebensverhältniſſe; aber ſie haben darum nicht aufgehört, ſich fortzupflanzen. Wie überhaupt bei ſo vielen Veränderungen rund um das Mittelmeer ein abgeſchloſſener, allein auf ſich ſelbſt ruhender Kulturkreis in den nördlichen Hinterländern kaum denkbar iſt, ſo haben tatſächlich die thrakiſchen und illyriſchen, keltiſchen und germaniſchen Völker des Nordens weder einzeln genommen gegeneinander, noch als Geſamtheit gegenüber der Mittelmeerwelt ein ſtrenges Sonderdaſein geführt, wie etwa verſtreute Stämme von Eskimos, Buſchmännern oder Auſtraliern. Sie ſtanden vielmehr ſowohl untereinander, als mit dem Süden, teils unmittelbar, teils mittelbar in Beziehungen, die freilich nicht in hiſtoriſchen Ereigniſſen ihren Ausdruck fanden, die ſich nicht einmal in der Form eines geregelten, großzügigen Handelsverkehrs, wie etwa zwiſchen Griechen und Etruskern in Italien, ſondern nur in der eines ſtillen Güteraustauſches von Nachbarhaus zu Nachbarhaus abgeſpielt haben.

Das lehren uns die hallſtättiſchen Altertümer des Nordens; und ſie zeigen uns auch, daß dieſer nicht, wie man wohl früher gemeint hat, kulturell ganz vom Süden abgehangen hat, wenn es auch unmöglich iſt, ſich Südeuropa und den Orient bei der Betrachtung der Hallſtattkultur ganz wegzudenken. Das Weſen der letzteren liegt nicht in einem Umſchwung, ſondern in einer Steigerung der Kultur und des Reichtums durch Handel und Produktion. Dabei ſehen wir, wie die größeren Vorteile vielfach nicht dem Erzeuger der Rohprodukte, dem Bernſteinfiſcher und Zinnſchmelzer der nordiſchen Küſten, ſondern dem mitteleuropäiſchen Zwiſchenhändler zuzuſtellen ſind. Dieſer ſelbſt war natürlich auch wieder Produzent. Überall in den Alpenländern und nordwärts derſelben wurden jetzt in ſteigendem Maß Stoffe aus dem Mineralreich, wie Salz und Metalle, aus dem Pflanzenreich, wie namentlich Holz und Zerealien, und aus dem Tierreich, z. B. Vieh, Häute, Wolle, Wachs uſw. gewonnen und zum Austauſch verwendet. Daher der Reichtum oder wenigſtens die großen Volksziffern, bezeugt durch die zahlreichen, oft Tauſende von Gräbern umfaſſenden Totenfelder dieſer Zeit, zum Teil in Tälern und auf Hochebenen, die heute keineswegs dicht bewohnt ſind; daher in dieſen Gebieten die großen Mengen von Schmuckſachen, Waffen, Gefäßen und Geräten aller Art, die insgeſamt, ob aus Eiſen, Bronze, Bernſtein, Glas, Gold, Ton oder welchem Stoffe immer, das techniſche und formelle Gepräge ihrer Zeit und der darin beſtehenden Verkehrsverhältniſſe zur Schau tragen. Nirgends war dieſer Reichtum größer, als in der Nekropole auf dem Salzberg oberhalb Hallſtatt, und hier beruhte er ganz augenfällig auf dem mineraliſchen Bodengehalt, der noch heute dort fleißig ausgebeutet wird. Unter ſolchen Verhältniſſen mußte natürlich auch das Eiſen bekannt werden, von wo immer auch die erſten wandernden Schmelzer und Schmiede des neuen Metalles gekommen ſein mögen. Das Eiſen hat alſo für die Hallſtatt-Periode nicht die gleiche Bedeutung, wie die Kupferzinnlegierung für die Bronzezeit; es iſt nur ein Zug im Bilde jener Periode, allerdings ein ſolcher, deſſen Wert ſich ſpäter, weit jenſeits der Grenzen der Vorgeſchichte, ins Ungemeſſene ſteigert und noch in unſeren Tagen unausgeſetzt vermehrt.

Auch in der Hallſtattzeit kann man ältere und jüngere Stufen unterſcheiden. Ganz am Anfang iſt das Eiſen noch recht ſelten; aber bald wird es ziemlich allgemein zu Waffen und Schmuckſachen verſchmiedet, obwohl für die letzteren die Bronze allezeit einen gewiſſen Vorzug genoß und die Bearbeitung der Bronze durch feine Schmiedekunſt gerade in dieſer Zeit einen hohen Aufſchwung nahm, wovon u. a. die mit ornamentaler oder auch figuraler Treibarbeit ausgeſtatteten Prunkgefäße aus Erz rühmliches Zeugnis geben. Meſſer, Lanzenſpitzen, Beilklingen u. dgl. macht man bald faſt nur mehr aus Eiſen, wenngleich auch noch bronzene nicht ganz ſelten vorkommen. Die Schwerter ſind anfangs noch nicht aus Eiſen und entwickeln ſich allmählich zu der Form des typiſchen ſog. „Hallſtattſchwertes“ mit eigentümlicher Form der Klinge (auch der abgeſchrägten Spitze) und des Griffs, namentlich des hutförmigen Knaufes, woran Verzierungen aus Gold, Bernſtein oder Elfenbein nicht ſelten ſind. Dieſe lange Hiebwaffe weicht in jüngerer Zeit einer kurzen Stoßwaffe — Dolch oder Kurzſchwert — mit ſtets eiſerner Klinge und oft halbmondförmig oder ähnlich nach oben gekrümmtem Knauf, weshalb man dieſen Typus gewöhnlich „Hufeiſendolch“ nennt. Verzierte man anfangs gelegentlich Bronze mit Eiſen, ſo wird ſpäter umgekehrt Eiſen mit Bronze verziert oder montiert, d. h. Griffe, Scheiden, Nieten, Hüllen, Endungen u. dgl., ſeltener Einlagen, ſind aus dem alten, jetzt ſchon koſtbareren und höher geſchätzten Metall. Die Fibeln zeigen anfangs einfachere Formen und ſind häufig aus glattem Bronze- oder Eiſendraht, wie die zahlreich vorkommende Brillenfibel, die einfache Bogenfibel, die ſog. „Harfenfibel“ u. a., ſpäter werden ſie in teilweiſe ganz neuen Formen vorwiegend durch Guß aus Bronze hergeſtellt und meiſt italiſchen Typen nachgebildet. Charakteriſtiſch für alle jüngeren Fibeln iſt die Verlängerung der oft durch einen Knopf abgeſchloſſenen Nadelrinne und für noch jüngere Formen die Verlängerung der Spiralrolle am anderen Ende und deren Führung nach beiden Seiten dieſes

Endes, des ſogenannten Kopfes, woraus die „Armbruſtfibeln" entſtehen. Dieſe Gewandhaften, Nadeln, Gürtelbeſchläge, Ringe für Hals und Arme, Gehänge aller Art, vieles davon in abenteuerlichen Luxusformen gehalten, ſind noch zumeiſt aus Bronze. Edelmetall, das zu ſolchen Dingen im Orient und in Italien reichlich verarbeitet wurde, iſt im ganzen doch recht ſelten, Gold meiſt ſpärlich, Silber faſt gar nicht vorhanden. Der Prunk bleibt alſo ſtofflich in beſcheidenen Grenzen und leidet keine Vergleichung mit der in gleichzeitigen Felskammergräbern Etruriens herrſchenden Üppigkeit. Blei wurde in den Alpen (Kärnten) gewonnen und gleich dem Zinn zu ſchmückenden Einlagen an Tongefäßen verwendet. Die letzteren ſind anfangs einfarbig und ziemlich ſchmucklos, aber bald erhalten ſie farbige oder andere, ſelten figurale Ornamente geometriſchen Stils, welche z. T. gute Anhaltspunkte für die Abgrenzung lokaler Gruppen innerhalb des ganzen Kulturbereiches geben. Mit der Zeit entwickelt die Keramik auch einen ſtattlichen Formenbeſitz, der manchmal ſogar mittels plaſtiſcher An- und Aufſätze, Doppelbildungen u. dgl. in übertriebene Geſtalten ausartet. Aus der früheſten Eiſenzeit Mittelitaliens und Norddeutſchlands ſtammen die ſogenannten „Hausurnen" (das Haus des Toten im Brandgrabe vorſtellend), aus der ſpäteren Hallſtattzeit und der La Tène-Periode die nordoſtdeutſchen „Geſichtsurnen" mit menſchlichem Antlitz und Bronzeſchmuck, welche eine Darſtellung der Toten ſelbſt oder einer ihn aufnehmenden Gottheit bezwecken. Von den ſtiliſtiſch verſchiedenen Gruppen bemalter hallſtättiſcher Keramik reicht die eine von Poſen bis Oberfranken, eine andere von der mittleren Donau bis über den Oberrhein hinaus, eine dritte von der Drau bis nach Oberitalien. Aber keine von ihnen zeigt in der Malerei Figurenſchmuck, keine das Pflanzenornament, d. h. eines der beiden Elemente, auf welchen im Süden die Schönheit der griechiſchen Vaſenmalerei beruht. Auch die Gefäßformen ſind ganz unklaſſiſche und zeigen höchſtens Anlehnung an altitaliſche Vorbilder.



Bronzener Eimerdeckel.
Oberitaliſche Arbeit der erſten Eiſenzeit aus Hallſtatt.
Original im k. k. kunſthiſtoriſchen Hofmuſeum zu Wien.

Dabei iſt die ſchnell rotierende Töpferſcheibe immer noch unbekannt, und bemalte oder monochrome Drehſcheibengefäße kommen nur ganz ſelten aus ſüdlichen Kulturſphären herein; weit häufiger ein- oder mehrfarbige Paſtaperlen oder ſelbſt kleine Glasgefäße u. dgl.

Man hat verſucht, in der Hallſtatt-Periode eine Zeit der Alleinherrſchaft des europäiſchen und eine ſolche der Vorherrſchaft des orientaliſierenden Stils zu unterſcheiden, aber der erſtere dominiert bis an das Ende der ganzen Periode. Man erkennt italiſche und griechiſche Importware, letztere erſt von einer ſpäteren Zeit, etwa von 700 v. Chr. an, und man erkennt auch die einheimiſchen Nachbildungen der häufiger hereingebrachten Fremdprodukte. Am Beginn des Jahrtauſends herrſchte im weiten Länderraume des mittleren und des ſüdlichen Europa annähernde Kulturgleichheit, dann aber gewann der Süden, namentlich der Südoſten, infolge der mykeniſchen Erbſchaft und der fortwirkenden Nähe des Morgenlandes bald einen großen Vorſprung und dadurch die Möglichkeit ſteigenden Einfluſſes auf den Norden. Dieſen zeigt ſchon die ältere, noch mehr die jüngere Hallſtattzeit und wieder mehr die La Tène-Periode.

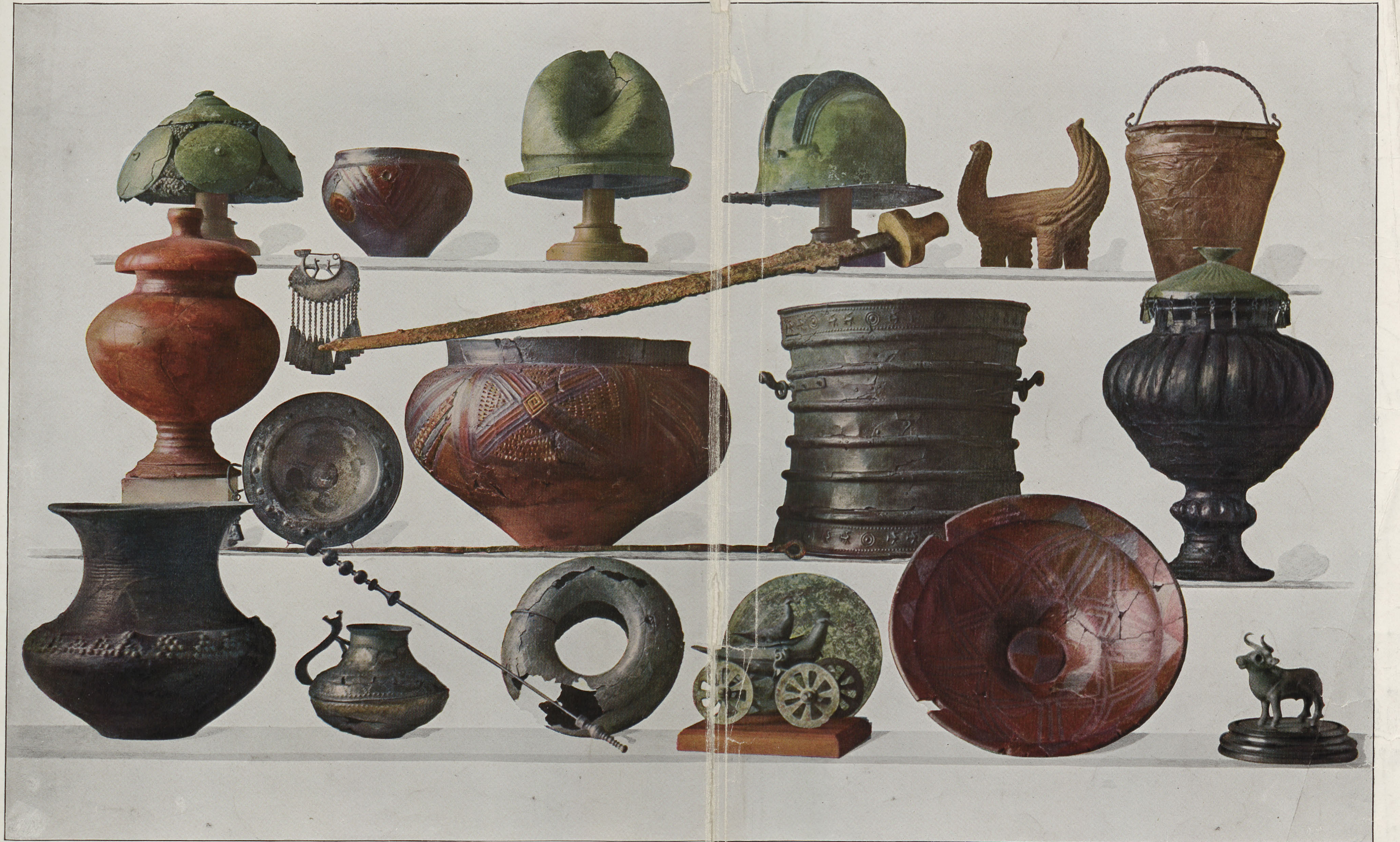
Zu den merkwürdigſten Zwitterbildungen gehören die von illyriſchen Stämmen an der oberen Adria nach altgriechiſchen Muſtern joniſchen und korinthiſchen Stils, aber mit Anlehnung an einheimiſche Gegenſtände figural verzierten und in einheimiſcher gediegener Technik ausgeführten Bronzevaſen, Bronzegürtel uſw., welche nach Norden bis zur Donau Verbreitung fanden. Aber bei alledem herrſchte in Mitteleuorpa — und das bildet einen Unterſchied gegenüber Athen und Rom, wie er kaum ſchärfer gedacht werden kann — jene prähiſtoriſche Stabilität, die es mit ſich brachte, daß ſich althallſtättiſche Formen ſtreckenweiſe bis zur römiſchen Okkupation Galliens und Illyriens, ja darüber hinaus lebendig erhalten haben.

Neben der Hallſtattkultur herrſchte im Süden die erſt frühklaſſiſche, dann hochklaſſiſche der Griechen, im Norden und Nordweſten die ſpätbronzezeitliche der Nordgermanen und der Nordkelten, im Oſten die ſogenannte ſkythiſche oder „ural-altaiſche" Bronze- und erſte Eiſenzeit, eine ungemein ausgedehnte Kulturgruppe, die ſüdlich und nördlich der Karpathen nach Mitteleuropa hereinreichte und ihre Wurzeln wahrſcheinlich im fernen Oſtaſien hatte. Ihre Hauptgebiete ſind Sibirien und das europäiſche Rußland, ſie ſelbſt eine Parallelerſcheinung zur europäiſchen Bronze- und erſten Eiſenzeit bei den turaniſchen Völkern des Nordoſtens. Teile der letzteren mögen durch ihre nomadiſche Beweglichkeit ſchon während der älteren Hallſtattzeit in das öſtliche Mitteleuropa hereingeführt worden ſein und hier der weiteren Ausbreitung der Hallſtattkultur eine Grenze geſetzt haben, die wir tatſächlich in Ungarn unfern der Donau antreffen.

Allein dieſe drei Nachbargruppen haben den Kreis jener mitteleuropäiſchen nur begrenzt, nicht bedrängt und zerſtört. Dies geſchah, von der Mitte des Jahrtauſends ab, durch eine vierte Nebengruppe, die im Weſten zwiſchen der Mittelmeer- und der nordkeltiſchen Welt ſich erhob, durch die La Tène-Gruppe.

Nicht Griechen und Etrusker, beide zu fern und zu abgewendet vom Norden, nicht Germanen oder Skythen, welche näher ſaßen, aber keine höhere Kultur zu bieten hatten, haben den altertümlichen Glanz der Hallſtattformen getilgt, ſondern die Weſtkelten, die Galater oder Gallier, wie man ſie ſpäter nannte. Und ſo mußte es kommen! Tief im europäiſchen Hinterland des großen weſtlichen Mittelmeerbeckens, wo der Alpengürtel endet und die großen Ströme, der Rhein und die Rhône, nach Norden und Süden fließen, trafen die Bedingungen zuſammen, welche im ſpäteren Altertum die letzte und höchſte vorgeſchichtliche Kulturſtufe erzeugen konnten: Gunſt eines Bodens, der von der älteren Steinzeit bis auf die Gegenwart an neuen Kulturſchöpfungen fruchtbar war, dichte, teils höchſt kriegeriſche, teils in Friedenskünſten fleißige Bevölkerung und, ſeit der Gründung von Maſſalia um 600 v. Chr., die Nähe der Griechen mit ihrem Handels- und Gewerbfleiß, ihrem Kunſtſinn nnd ihrer Unternehmungsluſt, die diesmal wirklich dem Norden zugewendet war und in den Fernfahrten des Pytheas zur Zeit Alexanders des Großen auch einen unvergleichlich wertvollen geſchichtlichen Ausdruck gefunden hat. So glückliche Umſtände waren den Barbaren des Nordens nie und nirgends zuvor geboten. Es war aber doch wieder, wie es der Erhaltung älterer Elemente ſo förderlich iſt, ein langſames Anſteigen, kein unvermittelter Abbruch, keine totale Fremdkultur, die da einhergeſchritten kam, alles Einheimiſche und Ältere vor ſich in den Staub tretend, wie unſere heutige europäiſche Kultur ſo oft jenſeits der Meere auftritt. In letzter Linie haben die engeren räumlichen Verhältniſſe der antiken, die weiteren der modernen Kulturwelt dieſe Verſchiedenheit hervorgebracht und bewirkt, daß den „Primitiven" im Altertum trotz aller Geringſchätzung und Sklaverei ein ganz anderes Los fiel als heutzutage, daß ſie im Schatten der höheren Kultur ſelbſt zu Kulturvölkern und zu Bezwingern ihrer einſtigen Verächter heranwachſen konnten. Heute wird ſich das nicht leicht wiederholen.

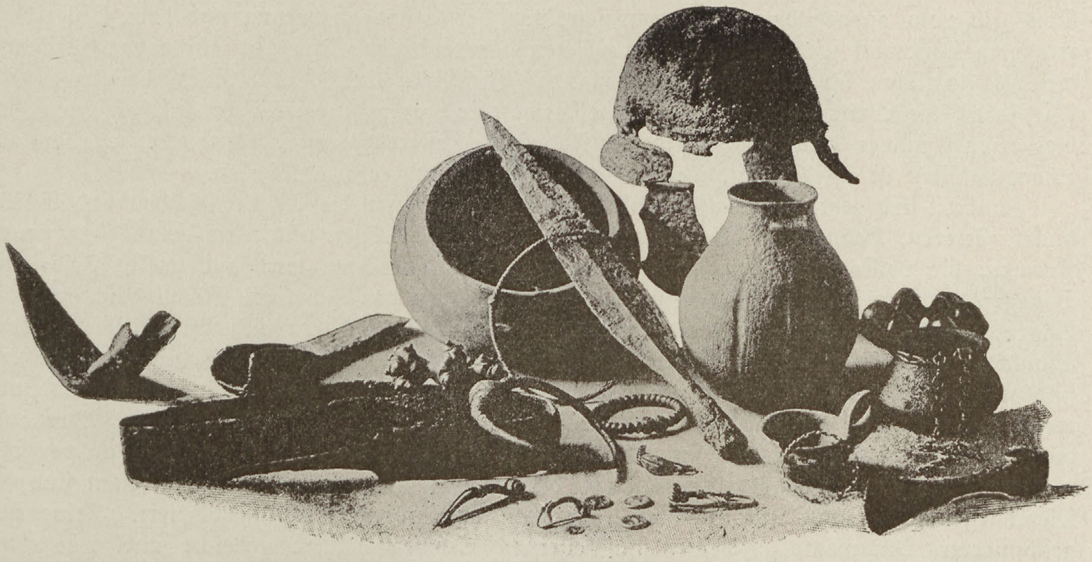
Zuerſt erfuhren die weſtlichen Kelten, erſt viel ſpäter die nördlich und öſtlich ſitzenden Germanen die Wohltat dieſes Verhältniſſes. Beide ſind dann in ähnlicher Weiſe erſtarkt und erobernd hervorgetreten, die Weſtkelten vom fünften Jahrhundert ab, die Germanen erſt lange nach dem Beginn unſerer Zeitrechnung. Darum ſtießen die erſteren auf die kraftvoll emporſteigende, die letzteren auf die ſinkende römiſche Macht, und ſo ſind die einen, trotz ihres machtvollen Hervordringens, ſchließlich doch überall geſcheitert und unterlegen, die anderen Sieger geblieben.



Gräberfunde der erſten Eiſenzeit aus Oeſterreich und Bosnien
Nach den Originalen der Sammlung des k. k. naturhiſtoriſchen Hofmuſeums zu Wien

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing



Fundſtücke der La Tène-Periode aus Öſterreich.

Originale im k. k. naturhiſtoriſchen Hofmuſeum zu Wien.

Kelten und Germanen waren einander urſprünglich ähnlich und ganz anfänglich eines Stammes. In der Zeit aber, von der hier die Rede iſt, war die Ähnlichkeit doch ſchon mehr nur eine äußere, phyſiſche, als eine innere, pſychiſche und kulturelle. Phyſiſch waren die Kelten oder wenigſtens der Kriegeradel unter ihnen — denn ſie erſcheinen frühzeitig vermengt mit anderen brünetten und brachyzephalen Landesbewohnern — hochgewachſene, langköpfige Leute, blond und blauäugig mit weißer Haut und vollen ſaftigen Leibern, ſehr muskelſtark, aber nicht ausdauernd und widerſtandskräftig. Ihrem geiſtigen Weſen nach erſcheinen ſie als eine ritterliche Nation, ungeſtüm, abenteuerluſtig, kampffroh, prahleriſch, redegewandt, prunkliebend, daher kühne Eroberer oder wenigſtens tapfere Söldner in fremden Heeren, wo es angeht, Landnehmer und ſtolze Herren ackerbauender Knechte vom Stamm der unterworfenen Bevölkerung.

Um die Mitte des Jahrtauſends hatten ſie ſich ſchon lange über den Kanal nach den britiſchen Inſeln und ſeit kürzerer Zeit über die Pyrenäen nach Spanien ausgebreitet. Oberitalien beſetzten ſie ſeit 600, und beſaßen es faſt vollkommen, nur Venetien ausgenommen, um 400 v. Chr. In derſelben Zeit unterwarfen ſie das obere Donaugebiet bis zum deutſchen Mittelgebirge und die Sudetenländer. Über den Appenin vordringend ſchlugen ſie die römiſchen Heere und verbrannten 390 die Unterſtadt am Fuße des Kapitols. Reiche Goldgeſchenke und Tributgaben vermochten ſie zum Abzug, nicht aber zum völligen Aufgeben Mittelitaliens zu bewegen. Damals hätte ganz Italien keltiſch werden können, wenn die eitlen und habgierigen Heerführer ihre Siege nicht verkauft hätten. Aber Barbaren ſind zu allen Zeiten mehr Schlagetote und Plünderer, als Helden und Staatsmänner geweſen. Andere keltiſche Heerhaufen durchrannten nachher die Balkanhalbinſel und brandſchatzten Griechenland bis Delphi hinab (280—248). Wohl dieſelben Trokmer, Toliſtobojer und Tektoſagen ſetzten gleich darauf über den Hellespont und gründeten in Kleinaſien drei galatiſche Heerkönigreiche. Die ganze Bewegung macht den Eindruck eines Vorſpiels der großen germaniſchen Völkerwanderung, die um die Mitte des zweiten nachchriſtlichen Jahrhunderts mit dem Aufbruch der Goten nach dem Süden begann und mit der Feſtſetzung der Longobarden in Italien (568) endigte.

Die Kultur, welche dieſe Kelten beſaßen und verbreiteten, in England „ſpätkeltiſch" (late-celtic), auf dem Feſtland „La Tène-Kultur" genannt, iſt gegenüber der klaſſiſch antiken, an der ſie notwendig ſcheiterte, natürlich primitiv, barbariſch, bäueriſch, rückſtändig, gegenüber der hallſtättiſchen aber, die ſie überwand und verdrängte, fortſchrittlich, faſt modern zu nennen.

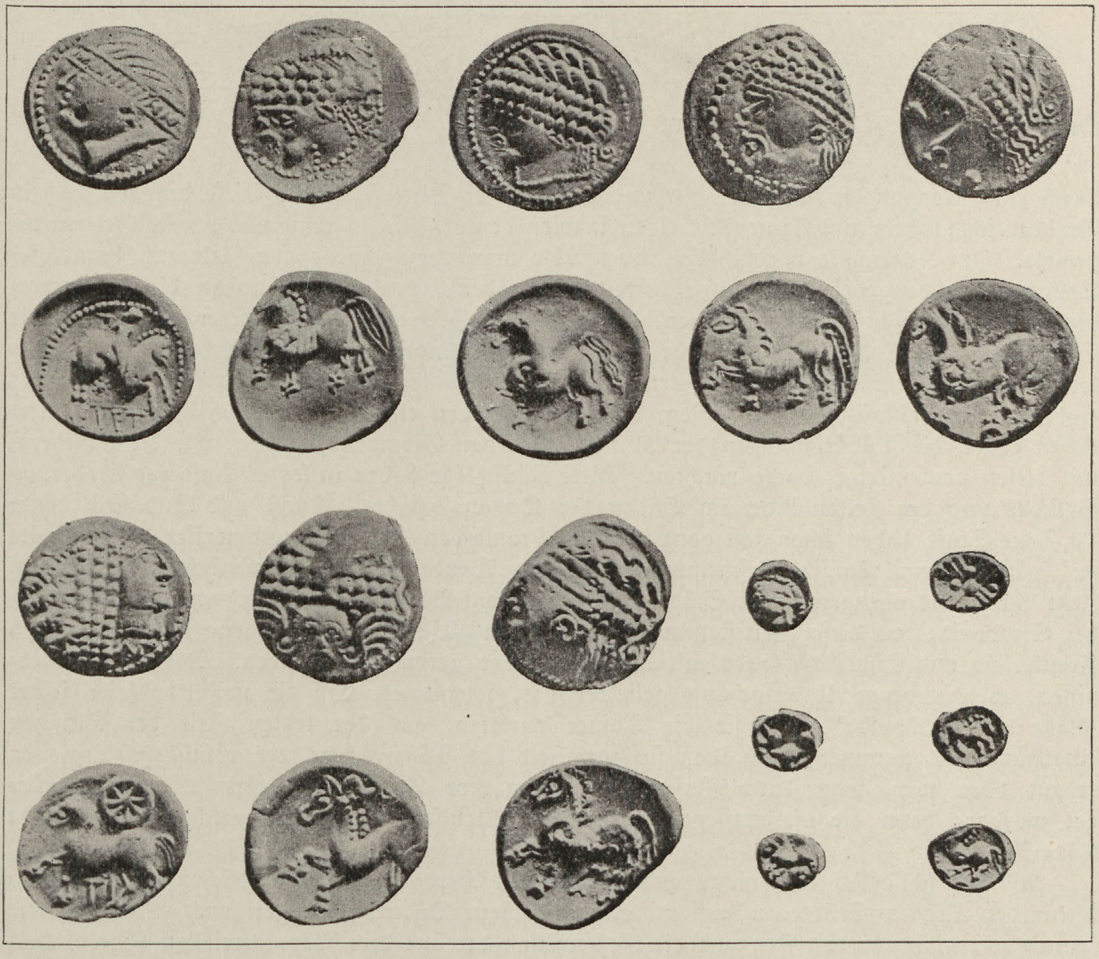
Dies gilt vom ausgebildeten Gefolgsweſen, von der Ständegliederung und dem Städtebau, wie vom Handwerk und der Kunſt, in welchen der praktiſche Sinn und ein neuer Geſchmack die oft kleinliche, im Altertümlichen erſtarrte Prunkliebe des Hallſtattſtiles beiſeite ſetzen. Wir ſehen die Weltbühne weiter geöffnet, und der Kampf ums Daſein auf größerem Gebiet erzeugt in der Kunſt höhere, in der Induſtrie ernſtere Formen. Eine Menge alter Unzulänglichkeiten iſt jetzt getilgt, wenn auch noch viele andere zurückbleiben.

Zunächſt ſind jetzt alle Waffen und Werkzeuge, oft ſogar die Schwertſcheiden und Schildbuckel, Sporen, Helme und Schwertketten aus Eiſen. Aus Eiſen und teilweiſe in ganz neuen Formen, die vollkommen den heute gebräuchlichen entſprechen, wird auch vieles Feld- und Hausgerät erzeugt, welches früher nur aus Bronze oder gar nicht aus Metall gemacht war: Sägen, Senſen, Sicheln, Scheren, Zangen, Hämmer, Pflugſcharen und Pflugmeſſer. Eiſenſchmuck iſt zwar ſchon eine alte Sache, kommt aber jetzt wider neu zur Geltung. Jetzt erſt ſind wir in eine wirkliche und ganze Eiſenzeit getreten. Aus Bronze ſind vorwiegend nur mehr Schmuckſachen und Gefäße, dann Helme, Schwertketten, Schildbeſtandteile. Aber auch dieſe Arbeiten ſind jetzt ſtärker im Metall, maſſiver, dickwandiger, viele reliefartig verziert, wobei wieder eine geſteigerte Anwendung der Gußtechnik hervortritt. Nicht ſelten ſind die Metallgegenſtände auch mit Bernſtein, Korallen oder rotem Glasfluß verziert. Feine eingeſchmiedete Ornamente erſcheinen auf eiſernen Schwertſcheiden. Reiche und Vornehme trugen maſſiven, oft auch kunſtvollen, goldenen Halsſchmuck.

In der geraden, ſteil aufſteigenden Linie des Fortſchritts, der die La Tène-Periode auszeichnet, liegen ferner die Drehſcheibe und der Brennofen des Töpfers, der jetzt zwar vielfach nur unverzierte, aber techniſch weit vollkommnere Tonwaren erzeugt, als früher, wo man die aus freier Hand aufgebauten irdenen Gefäße am offenen Feuer brannte und ſo nur eine mürbe, brüchige Paſte erzielte, nicht die ſcharfgebrannte, klingend harte Wandung, wie ſie von jetzt ab der Keramik eigen iſt. Hierher gehört weiter die rotierende Getreidemühle ſtatt des alten muldenförmigen Mahlſteins mit dem von Menſchenhand darauf hin- und hergeführten Kornquetſcher, hierher Würfel und Spielſteine, endlich, nicht zuletzt, Gold- und Silbermünzen, von den keltiſchen Häuptlingen mit ihren Namen und mit verſchiedenen, oft arg verzerrten Bildern nach den Muſtern maſſaliotiſcher und makedoniſcher, zuletzt auch römiſcher Prägungen geſchlagen. Das keltiſche Handwerk blühte in wohlbefeſtigten, oft auf Anhöhen gelegenen Städten, von welchen uns viele nur dem Namen nach bekannt ſind, andere, wie z. B. die Äduerhauptſtadt Bibracte, auch als fundreiche Ruinenplätze, und wieder andere, wie die namenloſe Bojerſtadt auf dem Hügel Hradiſcht bei Stradonitz in Mittelböhmen, nur aus den ſtummen Maſſen ihrer greifbaren Hinterlaſſenſchaft. Wohnplätze von ſolchem Umfang und ſolcher Bedeutung, wie die obengenannten, kennt die ganze ältere Vorgeſchichte im gleichen Erdraume nicht: die Stadt iſt auch hier das Symbol und der Markſtein der beginnenden hiſtoriſchen Entwicklung.

Die La Tène-Kultur füllt in ihrem Gebiete, das größtenteils mit den alten Wohnſitzen der Kelten und Germanen zuſammenfällt, nicht gleichmäßig die ganze zweite Hälfte des letzten Jahrtauſends v. Chr. aus. Im Weſten beginnt ſie oder, beſſer geſagt, eine Vorſtufe, eine Übergangszeit, die den Grund zum La Tène-Stile legt, ſchon um 500 mit allerlei neuen griechiſchen Importwaren, meiſt Bronzevaſen und bemalten Tongefäßen, und eigenen, doch vom griechiſchen Handwerk vielfach beeinflußten Erzeugniſſen der Barbaren, nicht aber mit Arbeiten griechiſcher Künſtler im nachgeahmten Stil der letzteren, wie ſie aus der Krim reichlich vorliegen.

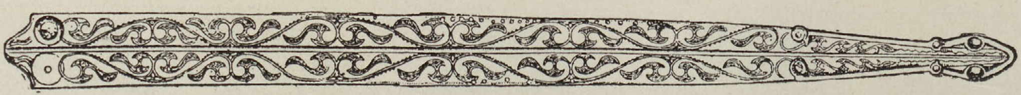
Beſonders charakteriſtiſch iſt der meiſt auf menſchliche oder tieriſche Köpfe oder Masken beſchränkte plaſtiſche Figuralſchmuck an Schwertgriffen, Gürtelhaken, Hals- und Armringen. Zur Kriegerrüſtung gehören kurze Stoßſchwerter, lange Hiebmeſſer, hohe Kegelhelme und, bei vornehmen Männern, zweirädrige Streitwagen und reiches Pferdegeſchirr. Zahlreiche hohe oder flache Grabhügel mit unverbrannten Leichen haben Funde dieſer Stufe ergeben, welche hauptſächlich im Grenzgebiet zwiſchen dem mittleren und dem weſtlichen Europa, vom Nordfuß der Alpen bis zum deutſchen Mittelgebirge, dann in Bayern und Böhmen vertreten iſt. Im öſtlichen Mitteleuropa, im Alpengebiet und in Oberitalien herrſchte um dieſe Zeit noch die



Keltiſche Silber-Münzen aus Krain. Originale im Landesmuſeum Rudolfinum zu Laibach.
Natürliche Größe.

ſpäthallſtättiſche Certoſaſtufe (ſo genannt nach den Gräberfunden im Boden der Karthauſe bei Bologna), eine Miſchung barbariſcher und etruskiſcher Elemente, die in den Oſtalpen und im öſtlichen Hinterland der Adria ſich eines überaus zähen Lebens erfreute.

Was man hauptſächlich La Tène-Periode nennt, beginnt erſt um 400 v. Chr. und erſtreckt ſich in drei Stufen, die man namentlich an den Formen der Langſchwerter und der Fibeln unterſcheiden gelernt und „Früh-“, „Mittel-“ und „Spät-La Tène-Zeit“ genannt hat, von da bis um Chriſti Geburt. Die Früh-La Tène-Zeit, etwa von 400 bis 300, hat, außer einigen durch Reichtum hervorragenden Gräberfunden aus der alten Keltenheimat und aus neu errungenen ſüdlichen Keltenſitzen in Oſt- und Oberitalien, von Frankreich bis Mittelungarn ein ziemlich gleichförmiges Gepräge. Die Funde ſtammen teils noch aus Hügelgräbern, teils aus Flachnekropolen, teils auch aus Depots von Weihegaben, wie der berühmte Quellfund von Dux in Nordböhmen. In Ober- und in Oſtitalien, nicht aber in den Alpenländern und am Oſtrande der Adria, iſt die Certoſaſtufe überwunden, und neue Formen griechiſcher und etruskiſcher Herkuaft ſind mit den keltiſch-nordiſchen gemengt. Die beiden folgenden Jahrhunderte gehören der Mittel-La Tène-Zeit an; es iſt die Diadochenzeit des Oſtens, aus der wir auch Kunſtdarſtellungen keltiſcher Trophäen und Spolien beſitzen und deren Übereinſtimmung mit den aus Gräbern ſtammenden Funden feſtſtellen können. In Italien iſt das Keltengebiet jetzt auf die Po-Ebene beſchränkt; dagegen erſcheint es ausgedehnter gegen Oſten. In den Alpenländern und im Nordweſten der Balkanhalbinſel herrſcht eine illyriſch-keltiſche Miſchkultur, charakteriſiert

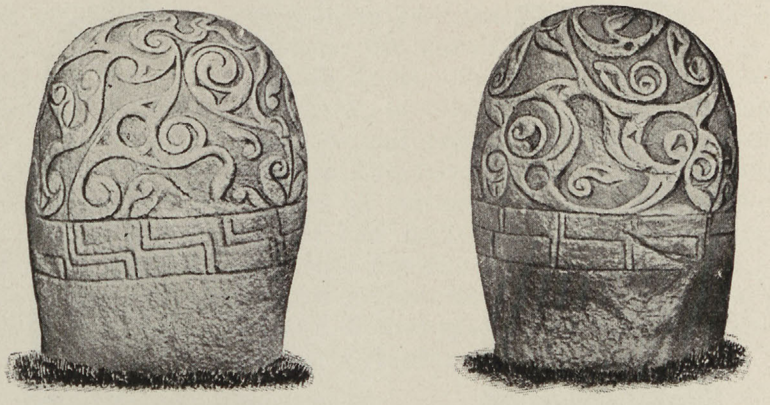


Bronzene La Tène-Schwertſcheide aus Irland. Nach W. Ridgeway.

durch eine Mengung ſpäthallſtättiſcher und mittlerer La Tène-Formen. Dieſe drangen auch in Norddeutſchland ein und kamen bis Skandinavien herauf, alſo in reine und reinſte Germanengebiete. Im Keltenland nördlich der Alpen übte man vorzugsweiſe den Gebrauch brandloſer Beſtattung in ausgedehnten Flachgräberfeldern; in den Alpenländern herrſchte die Leichenverbrennung, ebenſo bei den Germanen, die um dieſe Zeit große Urnenfelder anlegten. Die Erſcheinung der Spät-La Tène-Kultur im letzten Jahrhundert vor Chriſti Geburt ſteht zweifellos ebenſo, wie die der beiden älteren Stufen, im Zuſammenhang mit mehr oder minder wohlbekannten hiſtoriſchen Ereigniſſen, beſonders mit den energiſchen Rückſchlägen der Römermacht gegen die Südſtrömungen der Kelten und jener Germanen, welche, wie die Kimbern, mit dieſen gemeinſame Sache machten. Dieſe Rückſchläge haben in letzter Linie zur Eroberung Galliens und der Keltenländer im Süden der Donau geführt. Kunſt und Induſtrie dieſer La Tène-Stufe haben ſchon faſt ganz provinzial-römiſchen Charakter und weiſen auch bereits auf ſpät- und nachrömiſche Erſcheinungen aus der Wanderzeit der germaniſchen Völker hin. Jetzt blühen die obengenannten Städte auf dem Mont-Beuvray (Bibracte) und dem Hradiſcht bei Stradonitz; aus dieſer Zeit ſtammen zahlreiche, in gleicher Breite gelegene Ringwallanlagen Frankreichs und Süddeutſchlands mit ähnlichen, aber geringeren Funden. Nach den Ergebniſſen, welche deren Unterſuchung geliefert hat, ſcheint es, daß die meiſten dieſer feſten Plätze oder „Oppida", wie ſie die Römer nannten, aus der letzten Zeit der keltiſchen Unabhängigkeit ſtammen, d. h. daß ſie zur Zeit des Näherrückens der römiſchen Legionen erbaut oder wenigſtens durch Zuſammenſiedlung der Bevölkerung förmlich neu begründet wurden; denn die oft maſſenhaft erhaltenen Kleinfunde ſind faſt ausſchließlich Spät-La Tène-Typen.

Alſo hat ſchließlich doch nichts anderes, als das Hervortreten der ſüdlichen antiken Weltkultur den älteſten Städtebau auf mitteleuropäiſchem Boden hervorgerufen. Von Bibracte kennen wir nicht nur den Zug und die Konſtruktion der aus drei Baumaterialien (Stein, Holz und Erde) hergeſtellten Umwallung, ſondern auch den Grundriß der bewohnten Viertel, wie ſie in der letzten Zeit der Unabhängigkeit, aber auch noch im erſten halben Jahrhundert nach Cäſar beſtanden, als das mächtige Feſtungsgemäuer noch zum Himmel ragte. aber von ſeinen Verteidigern entblößt war, während eine friedliche Beſatzung emſiger Handwerker auf dem Bergplateau in niederen, trocken ausgemauerten Hütten halb unterirdiſch hauſte. Überall hallte dort der Schlag der Eiſenhämmer und wirbelte der Rauch der Schmiede-, Gieß- und Schmelzwerkſtätten. Lange und breite „La Tène-Schwerter" zum Römerkampf ſchmiedete der galliſche Wieland freilich nicht mehr; aber er formte kunſtreiche Schmuckſachen aus Erz und Eiſen, goß Emailpaſten auf Metall uſw. Saumtiere entführten ſeine geſuchten Arbeiten, und andere brachten dafür Weinkrüge aus der Provence und aus Italien, ſchöne, bald von den einheimiſchen Töpfern nachgebildete aretiniſche Tongefäße, geſchnittene Steine, mit welchen die Gallier ihren Schmuck zu veredeln liebten, und viele andere Waren italiſcher Herkunft. Wie namhaft der Geldumſatz auf dem Marktplatze von Bibracte war, läßt ſich daraus erkennen, daß dort an verlorenen Stücken einzeln mehr als 1100 Münzen (1030 galliſche, 114 römiſche) aufgeleſen wurden. Ganz oben auf dem Berge erhoben ſich auch ſchon einige größere und anſpruchsvollere Baulichkeiten mit Fußbodenheizung und plumpen Moſaiken. Aber das Ganze war ja nur eine ephemere Schöpfung; denn bereits ein halbes Jahrhundert nach der letzten gewaltigen Regung des galliſchen Freiheitsdranges, um das Jahr 5 n. Chr., wurde Bibracte völlig verlaſſen und in ſeiner Nähe erblühte Auguſtodunum, eine rein römiſche Provinzialſtadt.

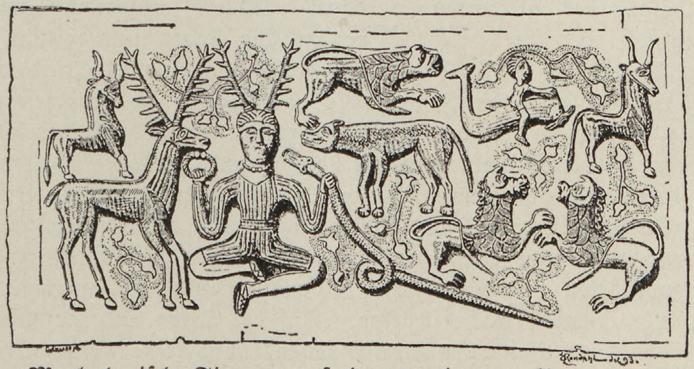
Obwohl die Kelten weder Architektur, noch Malerei, noch Skulptur in höherem Sinne übten, beſaßen ſie doch ein originelles Kunſthandwerk, wie ſpäter die Germanen der Völker-



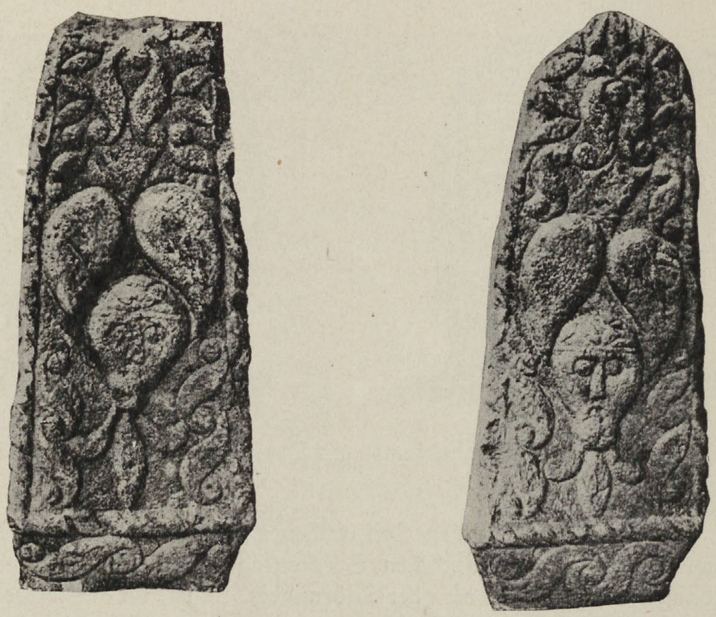
Zwei Anſichten eines irländiſchen Steindenkmals mit Ornamenten im La Tène-Stil. Nach G. Coffey.

wanderungszeit. Es gab einen keltiſchen Stil, deſſen Elemente in der alten Vorliebe für geometriſche Kombinationen, der eigentümlichen Stiliſierung der figuralen Motive, der vorherrſchenden Anwendung krummer (Spiral- oder S-förmiger) Linien, im ausgeſprochenen Geſchmack an durchbrochener Arbeit und der Auflegung von Korallen oder Glasſchmelz beſtanden. Aber ſchon in der Blütezeit von Bibracte hatte dieſer Stil viel von ſeiner Originalität eingebüßt, und vor der übermächtigen Ausbreitung der römiſchen Lebens- und Kunſtformen wich er nach Britannien zurück, wo er noch lange nachher, im hohen Mittelalter, die Kunſt der irländiſchen Kleinmaler beherrſchte.

Für Norddeutſchland und Skandinavien, alſo für die großen Germanengebiete, iſt die ganze La Tène-Periode „erſte Eiſenzeit", und ſie haben in dieſer Zeit aus Süddeutſchland keltiſche, wie ſpäter römiſche Einflüſſe erfahren, den Import aufgenommen und das Fremde im Lande nach- und umgebildet, aber ihre ſonſtige Freiheit weder jetzt an die Kelten, noch ſpäter an die Römer eingebüßt. Zahlreiche Funde aus Schweden und Dänemark — zu den letzteren gehört auch der berühmte Silberkeſſel von Gundeſtrup mit Darſtellungen aus dem keltiſchen Olymp — tragen den ausgeſprochenen La Tène-Charakter, aber zum Teil in ſpezifiſch-nordiſcher Ausprägung; andere ſind von dieſem neuen Stil unabhängig und ſetzen ältere Formenreihen fort. Aus dieſer Zeit ſtammt der Fund von zwei vierrädrigen Wagen im Torfmoor von Dejberg bei Ringkjöbing, Jütland. Dieſe Fahrzeuge, deren Holzbeſtandteile mit verziertem Bronzeblech beſchlagen waren, dienten vermutlich zum Herumfahren von Götterbildern, wie es nach Tacitus bei den Germanen üblich war. Sie ſind dann zerſtückt und ins Waſſer geworfen worden in der Nähe eines heidniſchen Heiligtums, an deſſen Stelle ſich ſpäter eine chriſtliche Kirche erhob. In mannigfacher Kunſtfertigkeit waren die Kelten damals den Germanen weit überlegen und deren Lehrmeiſter und Vorbilder, — an kriegeriſcher Tüchtigkeit konnten ſie es nicht mehr mit ihnen aufnehmen, und dieſes Verhältnis hat die Folgezeit nur noch verſtärkt und geſteigert. Die Rolle der Kelten als ſelbſtſtändiger Kulturſchöpfer war ausgeſpielt, die der Germanen als ſolcher ſollte erſt anheben. Es gab zwar auch vorher ſchon germaniſche Kulturen, wie die der jüngeren Steinzeit und der Bronzezeit des Nordens; aber dieſe ſind doch nur lokale, wenn auch vielfach beſonders geſtaltete Ausprägungen der



Mythologiſche Figuren auf einer der inneren Platten des Silberkeſſels von Gundeſtrup in Jütland. 1/5 nat. Gr.

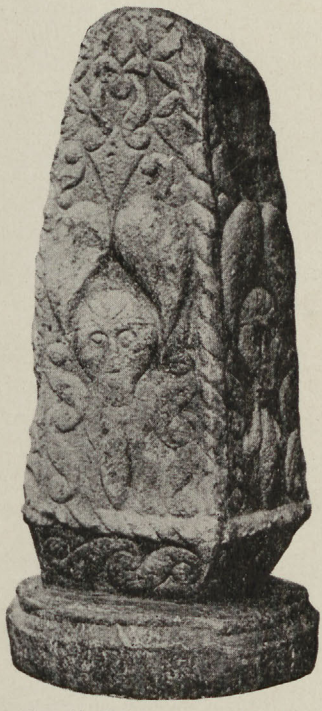


Steindenkmäler mit Skulpturen im La Tène-Stil. 1/5 nat. Gr.
Auf der Kirchhofsmauer zu St. Goar. Nach „Altertümer unſerer heidniſchen Vorzeit“.

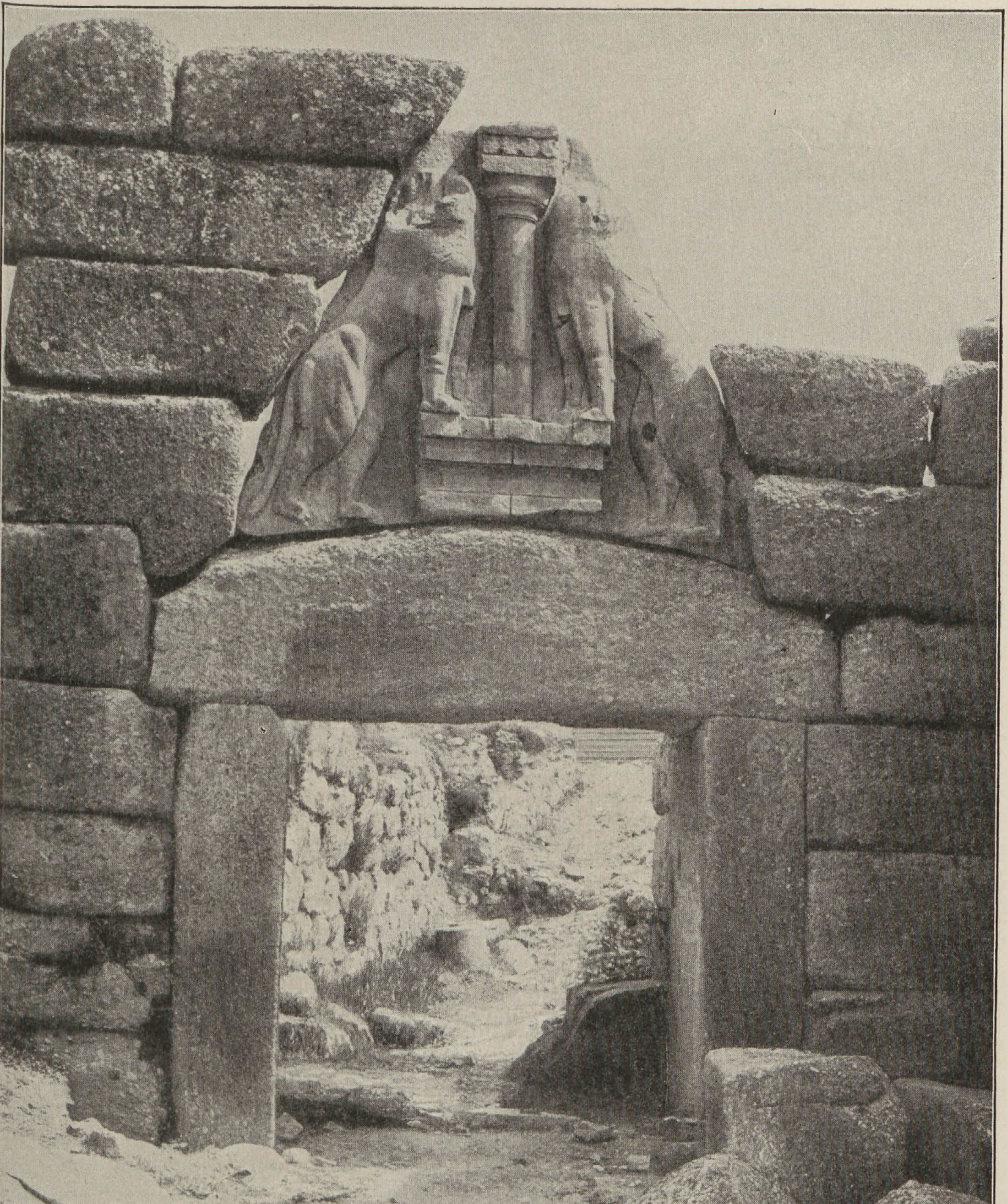
allgemeinen neolithiſchen und bronzezeitlichen Kultur Europas, und aus ihnen hat ſich der germaniſche Stil der Völkerwanderungszeit nicht entwickelt. Dazu bedurfte es der Dazwiſchenkunft der Kelten und der Römer. Vergleicht man, um nur einiger jütländiſcher Funde zu gedenken, die wohlerhaltenen Kleider und Beigaben der Baumſargleichen von Börum-Eshöi bei Aarhuus aus der frühen Bronzezeit mit den berühmten Moorfunden von Thorsbjerg und Nydam in Schleswig aus römiſcher Zeit, ſo ermißt man ſtaunend, welchen Wechſel und Zuwachs in Tracht, Bewaffnung, Schmuck uſw. das Näherrücken ſüdlicher Kulturen den Germanen gebracht hat.

Die Vorgeſchichte der menſchlichen Kultur kann nicht alle Länder und Völker der Erde gleichmäßig berückſichtigen. Sie verliert bald die einen wegen ihres Zurückbleibens auf niedrigeren Kulturſtufen, bald die andern wegen ihres Eintretens in höhere geſchichtliche Bahnen aus dem Auge. Am längſten geht ſie alſo denen nach, welche es zuletzt zu hoher hiſtoriſcher Bedeutung gebracht haben. Wenn einſt andere Raſſen den Herrſcherſtab über die Erde ergreifen ſollten, wird man auch der Vorgeſchichte ſolcher neuer Hegemonen geſteigerte Beachtung widmen. Aber es iſt mindeſtens ſehr fraglich, ob dieſe Notwendigkeit jemals eintreten wird.

Wir haben die Vorzeit der Menſchheit, beſonders der europäiſchen, von deren erſtem Auftreten bis an die Schwelle der Geſchichte verfolgt und die Fortſchritte verzeichnet, durch welche die Grundlagen für unſer geiſtiges und ſtoffliches Heim, für die potenzierte hiſtoriſche Kultur unſeres Geſchlechtes geſchaffen wurden. Dieſe Fundamente mögen uns gering ſcheinen; in Wirklichkeit ſind ſie ungeheuer groß. Sie liegen uns zeitlich faſt ſo fern, wie die Entſtehung der Berge und der Fluren, auf denen wir wandeln, und die wir längſt als etwas Gegebenes, von Ewigkeit her Feſtſtehendes betrachten. Allein dieſe ſind es nicht und jene auch nicht. Als der Menſch dem von der Natur gebotenen Rohſtoff das Werkzeug entnahm, als er dann mit ihren eigenen Mitteln ihr Werk überbot und ihr ſtilles Walten regelte, da teilte er ihr Zepter in zwei Teile und ſtellte ſich ihr, der ſchöpferiſchen Mutter, als ſchöpferiſcher Sohn zur Seite. Darüber iſt er bis auf den heutigen Tag nicht hinausgegangen, und alles andere iſt nur Fortſetzung dieſer Nebenherrſchaft. Er konnte ſeine Stellung in der Natur und neben der Natur verſtärken und verbeſſern, tauſend Erfindungen machen; aber Neues von gleichem Werte konnte er nicht mehr ſchaffen. Auf die ältere und die jüngere Steinzeit iſt im Grunde nur mehr Entwicklung des Vorhandenen, aber keine dritte Stufe von ähnlicher Bedeutung gefolgt. Es iſt nicht zu fürchten, daß jemand deshalb die Geſchichte der höheren Kultur unterſchätzt. Denn durch jene beiden Stufen iſt der Menſch überhaupt erſt zum Kulturweſen geworden und konnte in ſeiner ſpäteren Entfaltung zeigen, wozu er fähig war. Dieſes Spätere bleibt für uns doch die Hauptſache der Entwicklung. Die Keime zu allem waren ſchon längſt vorhanden, aber eben nur die Keime. Und wenn im obigen mehr von Werkzeugen und Waffen, von Schmuck und Gerät, ja ſelbſt von Tieren und Klimaten die Rede war, als von den Ideen der Menſchheit, ſo muß doch zum Schluſſe daran erinnert werden, daß auch die Keime aller höheren geiſtigen Entfaltung, wie uns die Bekanntſchaft mit den Naturvölkern lehrt, in jene fernen Zeiten zu verlegen ſind, wenn uns auch kein Ausdruck davon erhalten geblieben iſt. Hätten wir auch dafür Quellen und Fundgruben, ſo würden wir ſicherlich über vieles erſtaunen, was dieſe Menſchen gedacht, geſprochen und geſungen, aber freilich nicht niedergeſchrieben haben. Ihr geiſtiger Beſitz ſtand ganz gewiß auf gleicher Stufe mit dem materiellen. Die vergleichende Völkerkunde bezeugt uns, daß dem ſo war, und welcher beſonderen Art der erſtere auf jeder einzelnen Stufe geweſen iſt.



Steindenkmal mit Skulpturen im La Tène-Stil.
Nach „Altertümer unſerer heidniſchen Vorzeit“. ($^1/_5$ nat. Gr.)



J·BELOCH

DIE GRIECHEN

BIS AUF ALEXANDER DEN GROSSEN

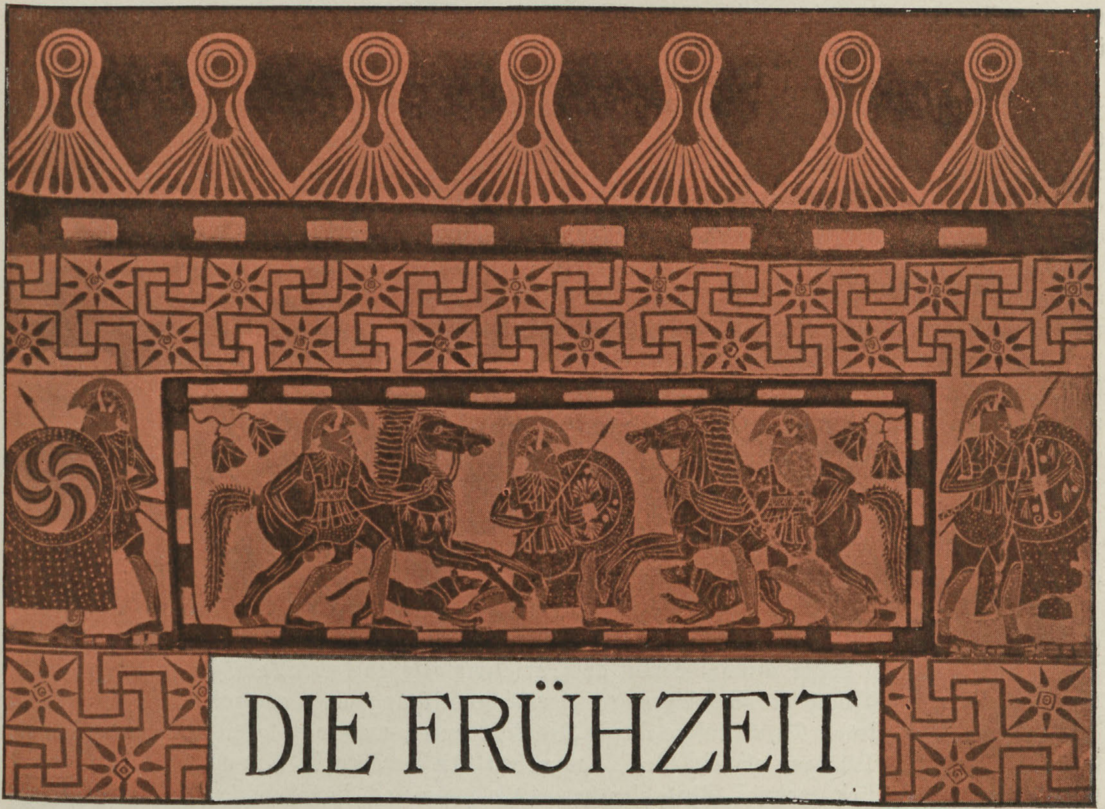
Weltgeſchichte, Altertum. Titelblatt nach einer Photographie des Löwentores zu Mykenä.

Die Griechen bis auf Alexander den Großen

von

Dr. Julius Beloch

Univerſitäts-Profeſſor in Rom.



DIE FRÜHZEIT

Von einem Sarkophag aus Klazomenä. Britiſches Muſeum, London.

1. Die Anfänge.

Das älteſte Denkmal, das uns das griechiſche Volk hinterlaſſen hat, iſt ſeine Sprache. Ihre nahe Verwandtſchaft mit den Sprachen der Inder, Iranier, Germanen, Italiker, Kelten uſw. beweiſt uns, daß die Vorfahren aller dieſer Völker dereinſt auf engem Raume nebeneinander geſeſſen und in engſter Verbindung miteinander geſtanden haben — mit anderen Worten, daß ſie ein einziges Volk bildeten. Wo die Sitze dieſes ſog. indogermaniſchen Urvolks gelegen haben, entzieht ſich bis jetzt unſerer Kenntnis; Griechenland aber kann dieſe gemeinſame Heimat der Indogermanen wohl nicht geweſen ſein. Denn das Mittelmeer hat der Ausbreitung der Indogermanen nach Süden hin eine Schranke geſetzt, die erſt in hiſtoriſcher Zeit, und auch dann nur vorübergehend, und auf wenigen Punkten überſchritten worden iſt; die Urheimat unſerer Vorfahren darf alſo keineswegs an den Ufern dieſes Meeres geſucht werden. Daraus ergibt ſich dann, daß die Griechen von Norden her, über die Donau und durch die Balkanländer in das Land eingewandert ſind, dem ſie den Namen gegeben haben und wo ihre Sprache noch heute geſprochen wird.

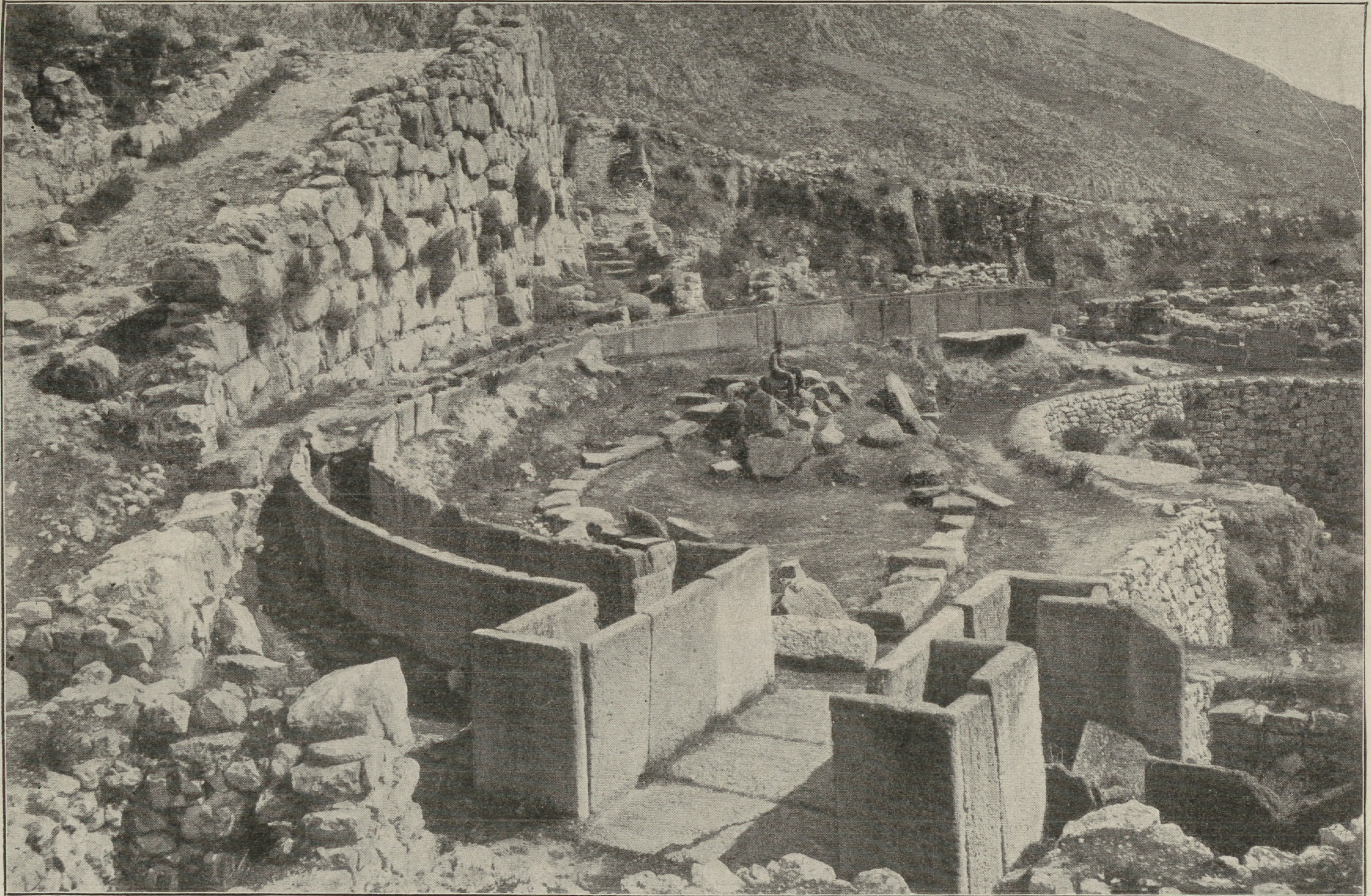
Das Gebiet, das die Griechen zuerſt in dauernden Beſitz genommen und wo ſie ihr eigenes Volkstum entwickelt haben, iſt der ſüdliche Vorſprung der Balkanhalbinſel, von der Waſſerſcheide zwiſchen der Donau und dem Ägäiſchen Meer bis herab zum Kap Tänaron (Matapan). Der Flächenraum beträgt, einſchließlich der Küſteninſeln, ungefähr 130000 qkm, entſpricht alſo etwa der Größe der deutſchen Staaten ſüdlich des Mains. Aber ſo klein das Gebiet iſt, ſo reich iſt ſeine horizontale und vertikale Gliederung. Es gibt kein zweites Land in Europa, das im Verhältnis zu ſeiner Größe eine ſo bedeutende Küſtenentwicklung hätte; nirgends wieder durchdringen Land und Meer ſich in ähnlicher Weiſe. Und weiter iſt faſt das ganze Land von Gebirgsketten erfüllt, die bis zu 3000 m emporſteigen; für fruchtbare Talkeſſel und Küſtenebenen bleibt daneben im ganzen nur wenig Raum, und die Verbindung zwiſchen den einzelnen Landſchaften iſt oft nur zur See oder über ſchwierige Bergpäſſe möglich. Der Verlauf der griechiſchen Geſchichte iſt, wie wir ſehen werden, zum großen Teil durch dieſe Verhältniſſe bedingt worden.

Es kann kein Zweifel ſein, daß die Griechen bei ihrer Einwanderung ſchon eine ältere Bevölkerungsſchicht in dem Lande vorgefunden haben, wie die Indogermanen ja überall in Europa eine ſolche Urbevölkerung verdrängt oder ſich aſſimiliert haben. Es mag ſein, daß ſo manche der prähiſtoriſchen Funde, die auf griechiſchem Boden gemacht ſind, dieſer Urbevölkerung angehören. Sonſt aber hat die vorgriechiſche Bevölkerung nur in den Ortsnamen Spuren ihres einſtigen Daſeins hinterlaſſen; wir können daraus ſchließen, was ſchon an und für ſich große Wahrſcheinlichkeit hatte, daß ſie der vorindogermaniſchen Bevölkerung Kleinaſiens ſtammverwandt war. Im übrigen iſt ſie vollſtändig in den griechiſchen Eroberern aufgegangen, die ſeit der Zeit, wo unſere hiſtoriſche Kunde beginnt, das ganze Land von Meer zu Meer in kompakter Maſſe erfüllen.

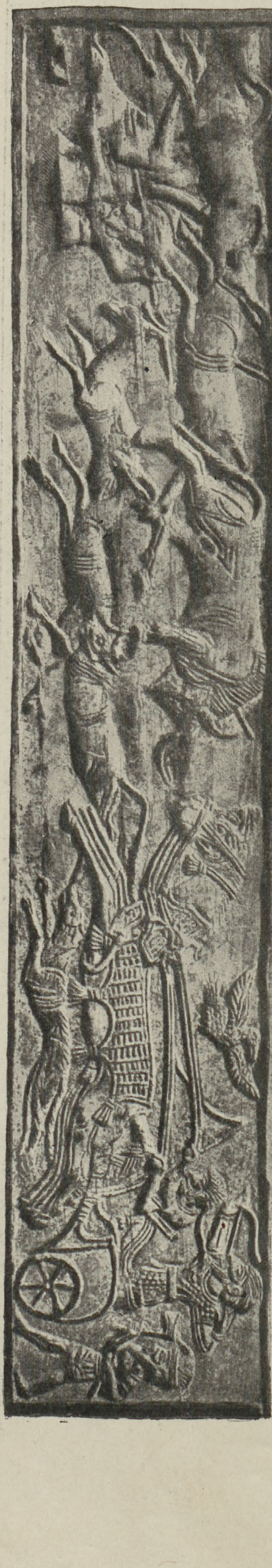
Zu welcher Zeit die griechiſche Einwanderung erfolgt iſt, vermögen wir nicht zu beſtimmen; ſie muß, wie wir ſehen werden, ſpäteſtens in das 3. Jahrtauſend vor unſerer Zeitrechnung geſetzt werden, kann aber auch einige Jahrtauſende früher geſchehen ſein. Jedenfalls gehört ſie in ſo frühe Zeit, daß auch nicht die leiſeſte Erinnerung daran ſich bis in die hiſtoriſche Periode erhalten hatte. Vielmehr glaubten einige der griechiſchen Völkerſchaften, die Athener und Arkader z. B., Ureinwohner des Bodens zu ſein, den ſie inne hatten; andere Stämme wußten zwar von Wanderungen ihrer Vorfahren zu erzählen, aber es handelte ſich dabei durchaus um Wanderungen innerhalb der griechiſchen Halbinſel ſelbſt.

Erſt die gelehrte Forſchung ſeit dem 5. Jahrhundert v. Chr. hat die Anſicht aufgeſtellt, es ſei der griechiſchen Bevölkerung eine ältere Bevölkerungsſchicht vorausgegangen, und zwar die Pelasger. Wenn dieſer Annahme nun auch, wie wir geſehen haben, ein ganz richtiger Kern zugrunde liegt, ſo iſt doch die Bezeichnung dieſer Urbevölkerung als Pelasger nichts weiter als eine verfehlte Konjektur. Denn unſere älteſte Quelle, Homer, weiß von dieſer Auffaſſung nichts, ſondern nennt die Pelasger als ein Volk, das neben den Achäern in Griechenland, und zwar um Lariſa in Theſſalien wohnte. Und hier hat es Pelasger noch in hiſtoriſchen Zeiten gegeben; denn der Teil Theſſaliens, deſſen Hauptſtadt Lariſa war, hat das ganze Altertum hindurch den Namen Pelasgiotis bewahrt, und ſeine Bewohner nannten ſich Pelasgioten, eine Form, die nur im Suffix von der Form Pelasger verſchieden iſt und von Autoren des 5. Jahrhunderts, dem Dichter Äſchylos z. B., ganz gleichbedeutend mit dieſer gebraucht wird. Nun gehört aber die Ebene von Lariſa zu den Teilen der griechiſchen Halbinſel, die zuerſt von den Griechen beſetzt worden ſein müſſen, da ſie im Norden des griechiſchen Sprachgebiets liegt und durch ihre Fruchtbarkeit ein beſonders lockendes Ziel für die Einwanderer bildete. Es hat die höchſte innere Unwahrſcheinlichkeit, daß gerade an einer ſolchen Landſchaft der Name der Urbewohner haften geblieben ſein ſollte. Alle hiſtoriſchen Analogien zeigen im Gegenteil, daß es vielmehr der Name der Eroberer iſt, der an den zuerſt in Beſitz genommenen Gebieten am feſteſten haftet; man denke an Namen wie Francien, die Lombardei, Andaluſien, Eſſex, Middleſex, Suſſex, Hiſpaniola, Neu-England. Wir werden demnach annehmen müſſen, daß die Griechen, als ſie die theſſaliſche Ebene beſetzten, alſo bei der Einwanderung in ihre hiſtoriſchen Sitze, ſich ſelbſt Pelasger nannten; denn einen Stammnamen müſſen ſie doch ſchon damals geführt haben. Daraus erklärt ſich dann weiter, warum Homer den Zeus von Dodona, alſo den Gott des älteſten griechiſchen Nationalheiligtumes, als „pelasgiſchen Zeus“ bezeichnet, und warum der Pelasgername auch in anderen Landſchaften Griechenlands, wie z. B. im peloponneſiſchen Argos und in Arkadien als älteſter Volksname wiederkehrt, wenn auch nicht bei Homer, ſo doch in ſpäteren Quellen, die gleichfalls aus alter Tradition ſchöpften. Als dann die Nation ſich über ein weites Gebiet ausbreitete, ſich in eine Reihe von Stämmen ſpaltete und darüber das Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit verlor, mußte dieſer alte Volksname allmählich durch die neuen Stammnamen verdrängt werden; nur in ſeiner älteſten Heimat, dem öſtlichen Theſſalien, iſt er lebendig geblieben, während ſonſt höchſtens die Sage eine dunkle Kunde davon bewahrt hat.

Denn die Zerklüftung des Landes durch Gebirge und Meer hat zur Folge gehabt, daß die einzelnen Teile der Nation ſchon früh den Zuſammenhang untereinander verloren und ſich in Sprache und Sitte ſtark voneinander differenzierten. Hier liegt die Urſache jenes Partikularismus, der den verhängnisvollſten Zug im Charakter der griechiſchen Nation bildet und der ſchließlich



Die Schachtgräber von Mykenä. Photographie des deutſchen archäologiſchen Inſtituts zu Athen.



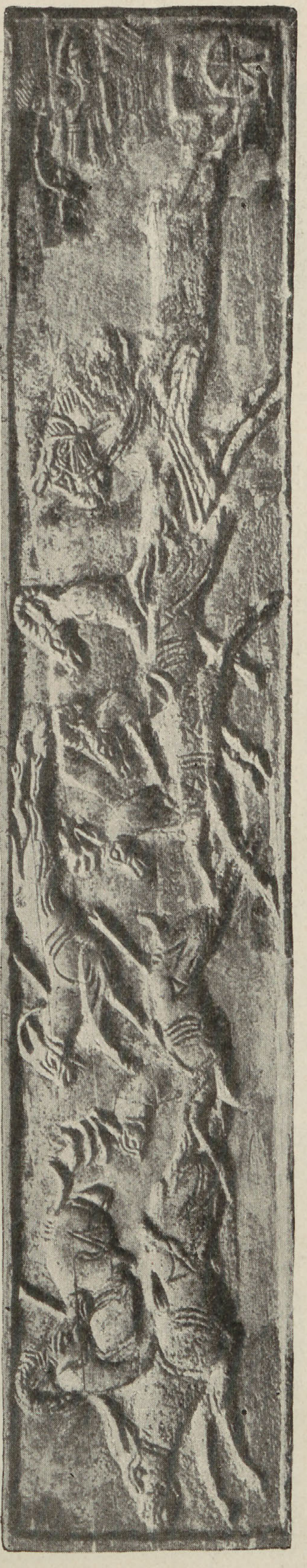
Jagdſzene. Elfenbeinſchnitzerei an einem Käſtchen im Britiſchen Muſeum zu London, gefunden in Enkomi auf Kypros.

den Untergang ihrer Selbſtändigkeit herbeigeführt hat. Wohl nie wieder ſind auf ſo kleinem Raume ſo viele Dialekte geſprochen worden. Die Bildung dieſer Dialekte gehört durchaus der vorgeſchichtlichen Zeit an; ſchon am Ende des 2. Jahrtauſends muß der Differenzierungsprozeß im weſentlichen vollendet geweſen ſein. Wir dürfen alſo nicht erwarten, aus direkter Überlieferung etwas darüber zu erfahren; nur die Schichtung der Dialekte gibt uns ein Mittel an die Hand, uns von der Ausbreitung der Griechen über ihre Halbinſel ein Bild zu machen und von den Wanderungen der griechiſchen Stämme in der Zeit, ehe ſie zur vollen Seßhaftigkeit gelangt waren. Was ſich davon erkennen läßt, iſt etwa folgendes, wobei aber nicht zu vergeſſen iſt, daß wir heute nur die großen Linien des Bildes zu erfaſſen vermögen und die Dinge in Wirklichkeit ſich wahrſcheinlich weit weniger einfach abgeſpielt haben.

Im Norden Griechenlands bildet der Pindos, deſſen den größten Teil des Jahres ſchneebedeckte Gipfel bis zur Höhe von 2500 m emporſteigen, wie eine ſcharfe geographiſche, ſo auch eine dialektiſche Scheide. Weſtlich davon, in dem zerklüfteten epeirotiſchen Berglande bis zum Joniſchen Meere hin wurden Mundarten geſprochen, die wir unter dem Namen der „norddoriſchen" zuſammenfaſſen und die höchſtwahrſcheinlich dem doriſchen Dialekt im engeren Sinne ſehr nahe geſtanden haben. Dagegen herrſchte im Oſten des Pindos, in der Peneios-Ebene, ein davon ganz verſchiedener, der theſſaliſche Dialekt. Mit dieſem theſſaliſchen Dialekt nun iſt der Dialekt, der in Böotien geſprochen wurde, in vieler Beziehung aufs engſte verwandt, ſo daß die Annahme kaum abzuweiſen iſt, daß die Stämme, welche dieſe Dialekte ſprachen, einſt in territorialem Zuſammenhange geſtanden haben. Südlich von Böotien bildet dann das Bergland des Kithäron und Parnes wieder eine ſcharfe dialektiſche Scheide; die Mundart, die jenſeits dieſer Gebirge auf der Attiſchen Halbinſel, und auf der Inſel Euböa geſprochen wurde, ſteht zu der böotiſchen in ſchroffem Gegenſatz, trotz einzelner Berührungen, wie ſie die Nachbarſchaft im Laufe der Zeit notwendig erzeugen mußte. Es iſt aus geographiſchen Gründen ſo gut wie gewiß, daß dieſe ſog. „ioniſche" Mundart einſt auch in der weſtlich an Attika grenzenden Megaris bis zum Iſthmos hin geſprochen worden iſt, und es iſt nicht unmöglich, daß ſie ſich auch jenſeits des Iſthmos über einen Teil der Argolis ausdehnte. In dem bei weitem größten Teile des Peloponnes aber wurde urſprünglich eine ganz andere Mundart geſprochen, dieſelbe, die bis in die hiſtoriſchen Zeiten in der zentralen Landſchaft dieſer Halbinſel, Arkadien, lebendig geblieben iſt. Denn wir finden ganz denſelben Dialekt auf Kypros wieder, und da dieſe Inſel doch nicht von der Binnenlandſchaft Arkadien aus beſiedelt worden ſein kann, ſo iſt der Schluß nicht abzuweiſen, daß der arkadiſche Dialekt einſt auch an den Küſten des Peloponnes geſprochen worden iſt. Bei aller ſonſtigen Verſchiedenheit ſtimmt dieſer altpeloponneſiſche Dialekt mit dem ioniſchen gerade in einer Reihe jüngerer Bildungen überein, die den nordgriechiſchen Dialekten fremd ſind, ſo daß es auch aus dieſem Grunde wahrſcheinlich wird, daß die Stämme, welche dieſe Mundarten redeten, einmal Seite an Seite geſeſſen haben.

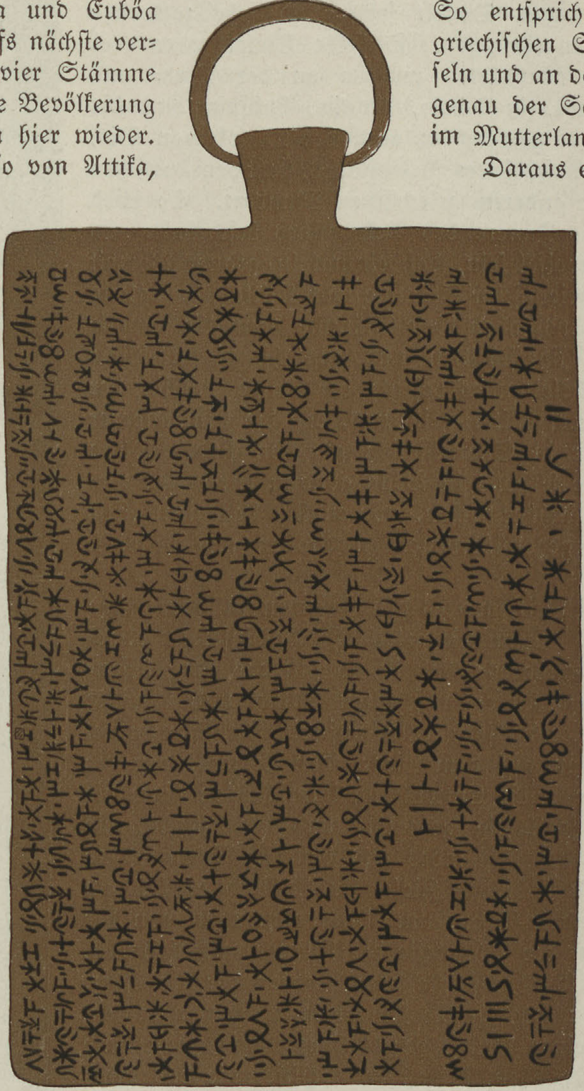
Dieſe urſprüngliche Verteilung der griechiſchen Mundarten und damit der griechiſchen Stämme hat dann in ſpäterer Zeit eine tiefgreifende Störung erfahren. Wir finden nämlich in hiſtoriſcher Zeit die mittelgriechiſchen Landſchaften von Südtheſſalien bis Phokis von Stämmen beſetzt, die einen vom theſſaliſchen ganz verſchiedenen „doriſchen“ Dialekt redeten; der territoriale Zuſammenhang zwiſchen Theſſalern und Böotern war alſo zerriſſen; ja auch in den böotiſchen Dialekt ſelbſt ſind ſehr zahlreiche doriſche Beſtandteile eingedrungen. Derſelbe Dialekt oder doch ganz nahe verwandte Mundarten wurden an der Nord- und Oſtküſte des Peloponnes, in Achaia, Argolis, Lakonien und bis nach Meſſenien hinunter geſprochen; auch der Dialekt von Elis, der weſtlichen Küſtenlandſchaft des Peloponnes, ſteht dem doriſchen näher als irgend einer anderen griechiſchen Mundart. So blieb das Arkadiſche auf das Innere des Peloponnes beſchränkt. Es kann demnach kein Zweifel ſein, daß einmal in grauer Vorzeit ein Einbruch nordweſtgriechiſcher Stämme nach Mittelgriechenland erfolgt iſt. Von dort aus haben dieſe Stämme dann die ſchmale Meerenge von Rhion überſchritten und zunächſt die nördliche Küſtenlandſchaft des Peloponnes beſetzt; der Name Achaia, der ſeitdem an dieſem Gebiet haftet, zeigt uns, daß die Einwanderer ein Zweig der Achäer in Südtheſſalien geweſen ſind. Dann wurde das benachbarte Argolis in Beſitz genommen, deſſen Bewohner noch im Epos Achäer heißen, und endlich Lakonien. Elis mag direkt von dem gegenüberliegenden Ätolien aus beſiedelt worden ſein.

Und nun kam die Zeit, wo es den Griechen in ihrer alten Heimat zu eng wurde. Wenn die griechiſche Halbinſel im allgemeinen ein wenig fruchtbares Land iſt, ſo gilt das ganz beſonders von den öſtlichen Küſtenlandſchaften Attika und Argolis; hier mußte die Bevölkerung ſehr bald auf die Subſiſtenzmittel drücken. So ſuchte man auf dem Meere den Erwerb, den die Heimat verſagte. Die reiche Entwicklung ihrer Küſten hatte die Griechen ſchon früh ſeetüchtig gemacht; und die Inſeln, die überall im Angeſichte des Feſtlandes aus dem Ägäiſchen Meere emporragen, boten ein lockendes Ziel. Zuerſt wird es ſich um bloße Beutezüge gehandelt haben, um Unternehmungen von der Art, wie ſie uns, von der Phantaſie der Dichter ausgeſchmückt, die Ilias ſchildert; bald aber folgte dem Piraten der Anſiedler. Eine nach der anderen wurden die Inſeln in Beſitz genommen, die ſich den Pfeilern einer Brücke vergleichbar von Griechenland nach Kleinaſien hinüberziehen, ſo daß der Schiffer nie das Land aus dem Auge verliert; endlich bedeckte ſich auch die kleinaſiatiſche Weſtküſte ſelbſt mit einem Kranze griechiſcher Städte. Die einheimiſche Bevölkerung der kleinen Inſeln wurde ausgerottet oder ging in den neuen Anſiedlern auf. Auf dem weitgedehnten Kreta dagegen war dieſe Bevölkerung zu zahlreich, als daß ihre Vernichtung möglich geweſen wäre; ſie wurde hier in ein Hörigkeitsverhältnis zu den neuen Herren gebracht. Der äußerſte Oſten der Inſel, um Präſos und Itanos, iſt überhaupt niemals von den Griechen erobert worden, und ſeine Bewohner, die darum ſogenannten „echten Kreter“ (Eteokreter), haben ihre Nationalität und Sprache bis tief in die hiſtoriſchen Zeiten bewahrt.



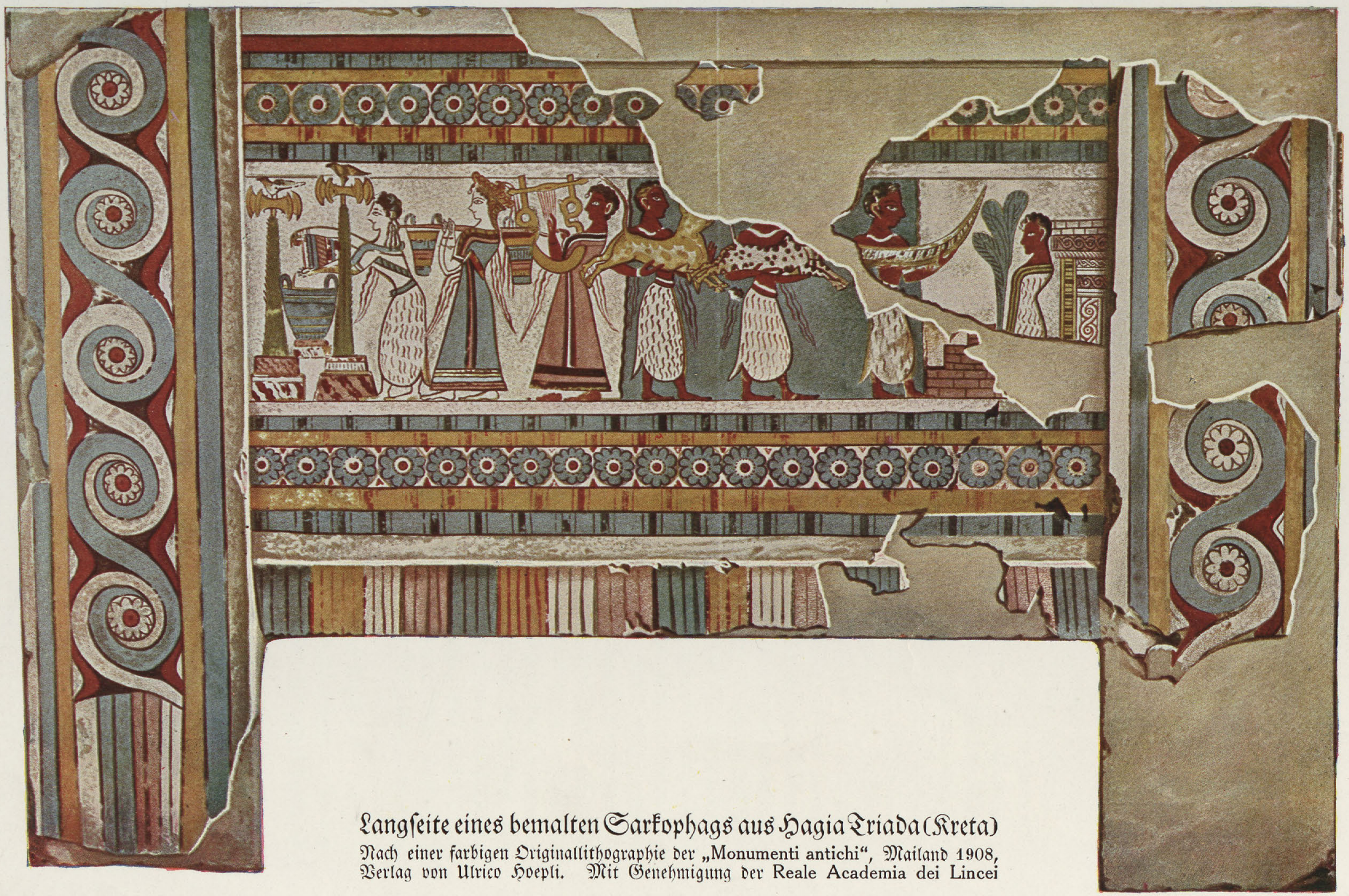
Jagdſzene. Elfenbeinſchnitzerei an einem Käſtchen im Britiſchen Muſeum zu London, gefunden in Enkomi auf Kypros.

So wurde das Ägäiſche Meer zum griechiſchen See, was es ſeitdem durch alle Wechſelfälle der Geſchichte hindurch geblieben iſt. Wohl hat uns keine Überlieferung Kunde von dem Verlauf dieſer Koloniſation erhalten, und es liegt auch kaum etwas daran, es zu wiſſen; wie es dabei etwa zugegangen iſt, zeigen uns die Schilderungen der Ilias. Aber Sprache und Sitte der neuen Kolonien laſſen keinen Zweifel darüber, von welchen Teilen des Mutterlandes die Beſiedlung ausgegangen iſt. Die Bewohner des größten Teiles der Kykladen und Ioniens ſprachen einen Dialekt, der dem Dialekt, der in Attika und Euböa geſprochen wurde, aufs nächſte verwandt iſt; auch die vier Stämme (Phylen), in welche die Bevölkerung Attikas zerfiel, kehren hier wieder. Dieſe Gebiete ſind alſo von Attika, zum Teil wohl auch von Euböa aus in Beſitz genommen worden. Ebenſo wurde auf den ſüdlichen Kykladen, auf Rhodos und überhaupt in der aſiatiſchen Doris der argoliſche Dialekt geſprochen, auf Kreta ein Dialekt, der dieſem ſehr nahe ſtand; auch finden wir hier überall die drei argoliſchen Stämme der Hylleer, Dymanen und Pamphyler wieder. Alſo ſind dieſe Gebiete von Argolis und dem ſtammverwandten Lakonien aus koloniſiert worden. Auf Lesbos endlich, und der gegenüberliegenden Küſte des aſiatiſchen Feſtlandes, der ſog. Äolis, wurde ein Dialekt geſprochen, der mit dem theſſaliſchen, weiterhin auch mit dem böotiſchen große Verwandtſchaft zeigt. So entſpricht die Schichtung der griechiſchen Stämme auf den Inſeln und an der kleinaſiatiſchen Küſte genau der Schichtung der Stämme im Mutterlande.


Bronze-Tafel von Idalion mit Kypriſcher Silbenſchrift. Nach M. Schmidt, „Kypriſche Inſchriften“.

Daraus ergibt ſich dann weiter, daß die Beſitznahme der Inſeln erſt begonnen haben kann zu einer Zeit, als die Wanderungen der Stämme auf dem griechiſchen Feſtlande wenigſtens in der Hauptſache zum Abſchluß gelangt waren. Und es liegt in der Natur der Sache, daß die Koloniſierung eines verhältnismäßig ſo großen Gebietes, wie es die Inſeln des Ägäiſchen Meeres und die kleinaſiatiſche Weſtküſte bilden, Jahrhunderte in Anſpruch genommen haben muß. Zu der Zeit aber, als das Homeriſche Epos entſtand (9. bis 8. Jahrhundert), waren die Griechen ſchon lange an der Küſte Kleinaſiens anſäſſig; es iſt demnach klar, daß der Anfang der Expanſionsbewegung hoch in das 2. Jahrtauſend hinaufgeht. Der Einbruch der nordweſtgriechiſchen Stämme nach Mittelgriechenland und dem Peloponnes muß alſo an den Anfang dieſes Jahrtauſends, wenn nicht noch früher geſetzt werden.

Die Ausbreitung des griechiſchen Volkes in vorhiſtoriſcher Zeit hat an den Küſten des Ägäiſchen Meeres nicht Halt gemacht. Schon am Anfang unſerer geſchichtlichen Kunde finden wir die pamphyliſche Ebene an der Südküſte Kleinaſiens und den bei weitem größten Teil der Inſel Kypros von Griechen beſetzt; und zwar iſt dieſe Beſitznahme erfolgt zu einer Zeit, als



Langſeite eines bemalten Sarkophags aus Hagia Triada (Kreta)
Nach einer farbigen Originallithographie der „Monumenti antichi“, Mailand 1908, Verlag von Ulrico Hoepli. Mit Genehmigung der Reale Academia dei Lincei

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

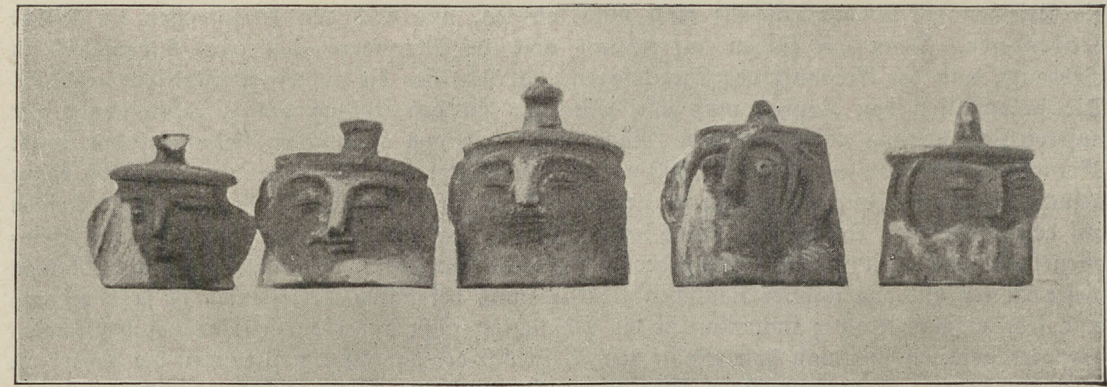
die Griechen die Buchſtabenſchrift noch nicht kannten, und noch den Streitwagen im Kriege verwendeten. Denn wir finden auf Kypros noch zu Alexanders Zeit eine Silbenſchrift in Gebrauch, und der Gebrauch des Streitwagens hat ſich hier bis auf die Perſerkriege erhalten. Die Koloniſation von Kypros muß alſo ſpäteſtens an den Anfang des 1. Jahrtauſends vor unſerer Zeitrechnung geſetzt werden. Nun wiſſen wir aus ägyptiſchen Urkunden, daß unter Merneptah und Ramſes III., um 1200 v. Chr. das Niltal von Einfällen der Seevölker heimgeſucht wurde, die „auf den Inſeln im großen Meere" wohnten; die Abbildungen dieſer Feinde auf den ägyptiſchen Denkmälern laſſen keinen Zweifel, daß ſie wenigſtens zum Teil aus Kleinaſien ſtammten. Die Identifizierung der in den hieroglyphiſchen Inſchriften genannten Namen dieſer Völker mit aus unſerer klaſſiſchen Überlieferung bekannten Volksnamen iſt ja allerdings eine ſehr mißliche Sache; immerhin iſt die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen, daß auch Griechen darunter geweſen ſind und daß wir in den Akaiwaſch der ägyptiſchen Urkunden die Achäer zu erkennen haben. Jedenfalls iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe Einfälle der Seevölker in Ägypten mit der Ausbreitung der Griechen nach Oſten hin in Zuſammenhang ſtehen.

In Kleinaſien haben die Griechen in dieſer Zeit nur den Küſtenſaum zu beſetzen vermocht; die Helleniſierung des Binnenlandes iſt erſt in viel ſpäterer Zeit gelungen. So blieben die Griechen hier in beſtändigem Kontakt mit Völkern anderer Sprache und Sitte, und infolgedeſſen mußte ihnen hier zuerſt der Gegenſatz des eigenen zum fremden Volkstum zum Bewußtſein kommen; zwar noch nicht in dem Sinne, daß nun ſogleich ein Gefühl der Zuſammengehörigkeit der ganzen Nation ſich entwickelt hätte, wohl aber entwickelte ſich ein ſolches Gefühl unter den Angehörigen jedes einzelnen griechiſchen Stammes. Dies fand ſeinen Ausdruck in der Gründung religiöſer Verbände, und dem Aufkommen neuer Stammnamen, die dieſen Verbänden entſprachen. Die aus dem Peloponnes ſtammenden Anſiedler an der doriſchen Küſte fanden ihren Mittelpunkt in dem Heiligtum des Apollon auf dem triopiſchen Vorgebirge bei Knidos und bezeichneten ſich fortan als Dorier; die nördlich von ihnen wohnenden Anſiedler aus Attika und Euböa ſchloſſen ſich um den heiligen Hain des Poſeidon auf dem Vorgebirge Mykale zuſammen und nannten ſich fortan Joner; die Anſiedler aus Theſſalien und Böotien auf Lesbos und der gegenüberliegenden Küſte bezeichneten ſich als Äoler. Dieſe Stammnamen ſelbſt ſind natürlich aus dem Mutterlande herübergebracht, aber ſie hatten dort eine weit engere Geltung; ſo finden wir den Jonernamen als Namen eines Geſchlechts in Attika (Joniden) wieder, Dorier heißen auch die Bewohner des Tales zwiſchen Öta und Parnaß, und der Äolername haftet an manchen Gegenden des mittleren Griechenlands. Aber als Bezeichnungen größerer Stämme ſind dieſe Namen erſt in Kleinaſien aufgekommen. Von hier ſind ſie dann auf verwandte Stämme des Mutterlandes übertragen worden, der Jonername auf die Bewohner von Attika (ſchon bei Homer), der Doriername auf die Bewohner von Kreta (ebenfalls ſchon bei Homer), der Argolis und Lakoniens. So entſtand allmählich die Auffaſſung, daß die ganze Nation in jene 3 Stämme zerfiele, wobei alles, was nicht ioniſch oder doriſch war, unter der Bezeichnung Äoler zuſammengefaßt wurde. Dieſe Auffaſſung findet ſich zuerſt bei Heſiod, nur daß hier als vierter Stamm die Achäer hinzutreten, was auf den Einfluß des homeriſchen Epos zurückgeht.

Das iſt etwa, was wir von den äußeren Schickſalen des griechiſchen Volkes in der Zeit bis zum Anfang des 1. Jahrtauſends vor unſerer Zeitrechnung zu erkennen vermögen. Wenden wir uns jetzt zur Betrachtung der Kultur der griechiſchen Vorzeit, von der wir glücklicherweiſe ein viel reicheres Bild geben können.

2. Die älteſte griechiſche Kultur.

Die archäologiſchen Funde auf griechiſchem Boden gehen bis jetzt nicht über die neolithiſche Periode hinaus. Dieſer Zeit gehören die älteſten Reſte an, die Schliemann auf dem Boden von Ilion aufgedeckt hat, ebenſo hat ſich auf der Akropolis von Athen und auf der Stätte von Knoſos auf Kreta eine ſolche neolithiſche Schicht gefunden, ſo daß die Anfänge dieſer Städte ſchon in jene frühe Zeit zurückgehen; weitere Tiefgrabungen werden ohne Zweifel den Beweis bringen, daß dasſelbe auch bei vielen anderen griechiſchen Städten der Fall

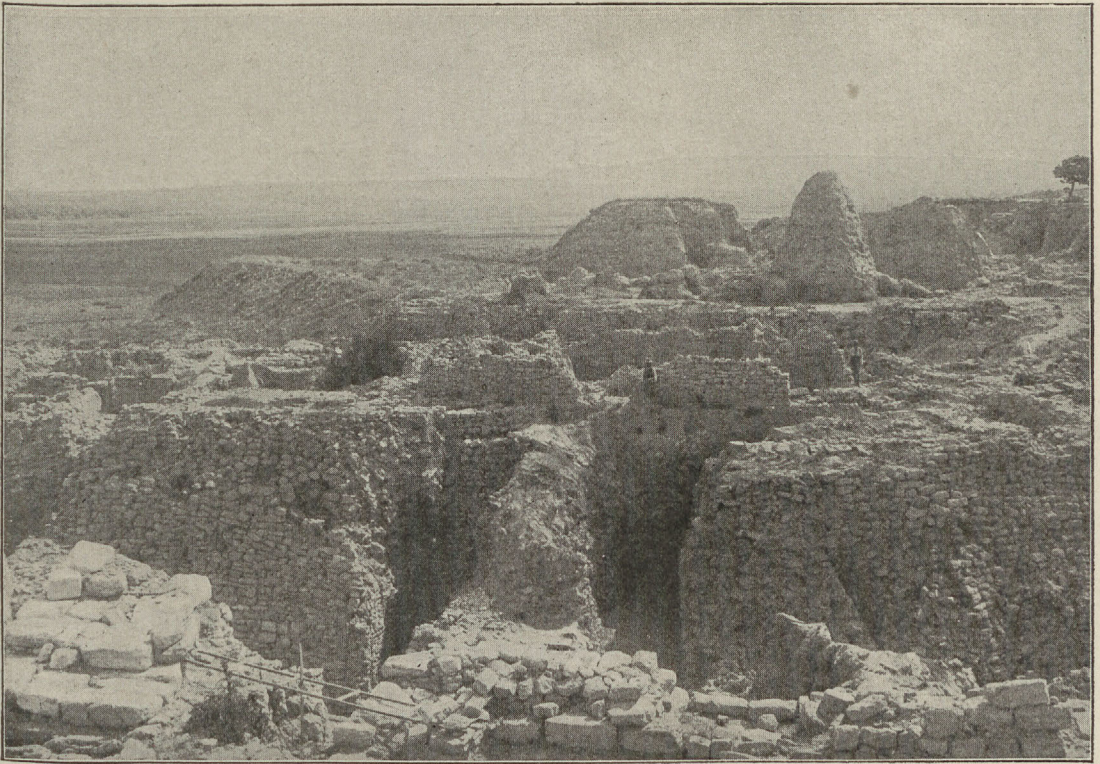


Geſichtsurnen aus Troja. Nach einer Schliemannſchen Originalphotographie.

geweſen iſt. Neben ſteinernen Waffen und Werkzeugen finden wir hier Tongefäße ſehr primitiver Arbeit, mit der bloßen Hand gefertigt, von grobem, ungeſchlemmtem Ton von ſchwarzer oder rötlicher Farbe, noch ohne Bemalung und nur mit eingeritzten Verzierungen in geometriſchem Stil.

Allmählich begann dann die Kenntnis des Gebrauchs der Metalle ſich zu verbreiten. Schon in jener älteſten Anſiedlung auf dem Boden von Troja haben ſich vereinzelte Kupfergeräte gefunden; in der unmittelbar darüber liegenden Schicht, der von Schliemann ſog. „zweiten Stadt" wird dann der Gebrauch des Kupfers allgemeiner, wenn ſich auch daneben noch zahlreiches Steingerät findet. Die Keramik ſteht im ganzen noch auf derſelben primitiven Stufe wie früher, doch zeigen die Gefäße jetzt immer häufiger barocke Formen, ſie ahmen Tiergeſtalten nach, oft iſt auch der Deckel in Geſtalt eines Menſchenkopfes gebildet, während die Henkel wie Arme geſtaltet ſind (ſog. „Geſichtsurnen"). Mauern aus kleinen, durch Lehm verbundenen Steinen finden ſich ſchon in der erſten Anſiedlung; die „zweite Stadt" war bereits durch wirkliche Feſtungsmauern geſchützt und zeigt im Innern die Reſte eines freilich noch ſehr primitiven „Palaſtes", der ohne Zweifel dem Stadtoberhaupte als Wohnung diente.

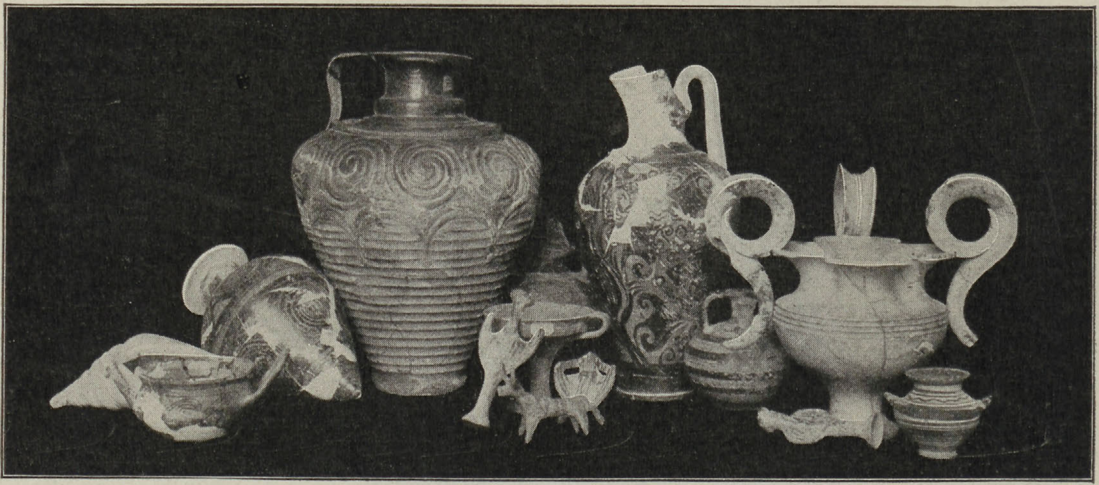
Die Kultur, die uns hier entgegentritt, hat eine weite Verbreitung gehabt, über alle Inſeln und Küſten des Ägäiſchen Meeres und bis nach Kypros hinunter. Daß ſie vorgriechiſch iſt, wird für Kreta und Kypros kaum zu bezweifeln ſein, da wir die griechiſche Beſiedlung dieſer Inſeln nicht wohl in ſo frühe Zeit hinaufrücken dürfen; aber daraus folgt natürlich noch keineswegs, daß die analogen Fundſchichten in Athen und Troja vorgriechiſch bzw. vorindogermaniſch ſein müſſen. Denn wir vermögen nur die äußeren Formen dieſer Kultur zu erkennen, und ſolche Formen werden, namentlich in primitiven Zeiten, leicht von Volk zu Volk übertragen. Ob die Griechen bei ihrer Einwanderung in die Länder am Ägäiſchen Meere bereits den Gebrauch der Metalle kannten, iſt ungewiß, und was uns die vergleichende Sprachforſchung und die vergleichende Ethnographie ſonſt über ihren Kulturzuſtand zu dieſer Zeit lehren kann, macht es wahrſcheinlich, daß ſie ſich damals auf einer noch niedrigeren Stufe der Entwicklung befunden haben, als die „zweite Stadt" von Ilion zeigt, wenigſtens was die äußere Kultur angeht. Denn die Griechen müſſen zu dieſer Zeit ein halbnomadiſches Hirtenvolk geweſen ſein, wie es ihre Stammverwandten, die Kelten und Germanen, noch Jahrtauſende ſpäter waren. Viehherden bildeten ihren hauptſächlichen Reichtum. Der Ackerbau nahm daneben eine untergeordnete Stellung ein und war in der Hauptſache den Frauen überlaſſen, ein Zuſtand, der bei einigen in der Kultur zurückgebliebenen griechiſchen Stämmen, wie den Athamanen in den Tälern des Pindos, bis tief in die hiſtoriſche Zeit hinein ſich erhalten hat. Die Kleidung bildeten zum großen Teil Tierfelle, doch war auch die Kunſt des Spinnens und Webens nicht unbekannt, und ebenſo verſtand man es, aus Ton rohe Gefäße zu fertigen. Als Wohnung diente auf der Wanderung der von Ochſen gezogene Wagen, bei längerem Aufenthalte wurden leichte Hütten aus Holz und Lehm errichtet, mit dem Herd in der Mitte, ſo daß der Rauch durch die



Anſicht der Ebene von Troja. Photographie des deutſchen archäologiſchen Inſtituts zu Athen.

Tür abzog. Den Steinbau haben die Griechen wahrſcheinlich erſt in der neuen Heimat kennen oder doch zu üben gelernt.

Jedenfalls ſind orientaliſche Einflüſſe auf dieſe altägäiſche Kultur nur in ſehr geringem Maße wirkſam geweſen. Daß ein Verkehr mit Ägypten oder Babylon nicht ganz fehlte, zeigen die Elfenbeinſachen, die in den Fundſchichten dieſer Periode zutage gekommen ſind; und dieſer Verkehr mußte natürlich im Laufe der Zeit immer reger werden. Man hat lange geglaubt, daß die Phöniker dabei die Vermittlerrolle geſpielt hätten; ſie hätten in der Vorzeit den Handel in den griechiſchen Meeren beherrſcht und zahlreiche Kolonien an deren Küſten gegründet. Dieſe Anſicht ſtützte ſich einmal auf die Erwähnungen des phönikiſchen Handels im Epos, dann auf die Sage von der Einwanderung des Kadmos aus Phönikien, endlich darauf, daß in griechiſchen Gründungsſagen öfters ein Heros Phönix genannt wird, in dem man naiverweiſe einen „mythiſchen Repräſentanten“ der Phöniker ſah, während er doch, wie ſchon ſein gut griechiſcher Name (der „blutrote“) zeigt, nichts weiter iſt, als eine Hypoſtaſe des Sonnengottes. Nicht minder naiv iſt es, zu glauben, Kadmos wäre aus Kanaan eingewandert, während die Sage das himmliſche Phönikien meinte, das Reich des Lichts, wo der Sonnengott Phönix zu Hauſe iſt, der Bruder des Kadmos. Wenn die Griechen die Kanaanäer Phöniker nennen, ſo iſt das nichts weiter als eine Übertragung des Namens vom Himmel auf die Erde, auf das Volk, das am äußerſten Oſtrand des Mittelmeers wohnte, im Lande des Sonnenaufgangs. Es iſt eine ganz ähnliche Übertragung wie die, der die Neger den Namen Äthiopen verdanken. Und was das Epos angeht, ſo erwähnt es nur in den jüngeren Partien phönikiſche Kaufleute, weiß aber von phönikiſchen Kolonien nicht das geringſte. Ebenſowenig haben die Ausgrabungen im Umkreis des Ägäiſchen Meeres bisher auch nur die geringſte Spur einer phönikiſchen Anſiedlung zutage gefördert, ja auch Produkte phönikiſcher Induſtrie fehlen in den Fundſchichten aus der Zeit vor dem 8. Jahrhundert durchaus, oder finden ſich doch nur ganz vereinzelt. Die Phöniker und ihr angeblicher Einfluß ſind alſo aus der älteſten griechiſchen Geſchichte zu ſtreichen.



Vaſen und Idole aus Mykenä.

Originale im Muſeum zu Athen. Photographie des deutſchen archäologiſchen Inſtituts zu Athen.

Wohl aber mußte die reiche Gliederung der Küſten des Ägäiſchen Meeres deſſen Umwohner ſchon früh zur Seetüchtigkeit erziehen; wahrſcheinlich hat die Schiffahrt ſich hier eher entwickelt als an der hafenarmen Küſte Kanaans. Jedenfalls zeigt die Terminologie des griechiſchen Seeweſens, daß die Phöniker auf dieſem Gebiete keineswegs die Lehrer der Hellenen geweſen ſind; und bei der Beſiedlung von Kypros ſind die Griechen den Phönikern zuvorgekommen, obgleich doch dieſe Inſel Syrien ſo viel näher liegt, als dem Ägäiſchen Meere. Darſtellungen auf ägyptiſchen Denkmälern zeigen uns, daß die Anwohner des Ägäiſchen Meeres ſchon im 15. Jahrhundert regelmäßige Fahrten nach dem Niltal unternahmen, und Funde von Erzeugniſſen des ägäiſchen Kunſthandwerks, die in Ägypten gemacht ſind, laſſen keinen Zweifel, daß dieſer mindeſtens bis an den Anfang des 2. Jahrtauſends, wahrſcheinlich auch noch höher hinaufgeht. Der von der Natur gegebene Ausgangspunkt dafür war die Inſel Kreta, die der afrikaniſchen Nordküſte verhältnismäßig ſo nahe liegt; hier haben demzufolge ägyptiſche Einflüſſe zuerſt eine intenſive Wirkung geübt. Dieſe Einflüſſe machten, wie wir geſehen haben, ſchon in der altägäiſchen oder wie man ſie in bezug auf Kreta genannt hat, der „frühminoiſchen" Periode ſich geltend; ſie haben dann, um die Wende vom 3. zum 2. Jahrtauſend, eine neue Kulturperiode heraufführen helfen. Nicht in dem Sinne zwar, als ob die ägäiſche Kultur ſich nun ägyptiſiert hätte; nur techniſche Fortſchritte und ſonſtige Anregungen aller Art werden von Ägypten herübergenommen, wie z. B. die Verwendung von ägyptiſchem Porzellan, oder die Nachahmung ägyptiſcher geſchnittener Steine. Im übrigen aber zeigt die kretiſche Kunſt dieſer Zeit einen friſchen Naturalismus, wie wir ihn in Ägypten vergebens ſuchen. Skulptur und Malerei ſtehen bereits auf einer ſehr achtungswerten Höhe des Könnens, während wir in der „troiſchen" Periode noch kaum die erſten Anfänge davon finden; in der Töpferei kommt jetzt die Polychromie auf, die Vaſen zeigen auf ſchwarzem Grund farbige Ornamente, Pflanzenmotive oder geometriſche Dekoration (ſog. Kamares-Stil). In den Hauptſtädten der Inſel, Knoſos und Phaeſtos, erhoben ſich umfangreiche Königspaläſte. Auch eine Art Hieroglyphenſchrift war in dieſer Zeit auf Kreta in Gebrauch, die aber von der ägyptiſchen völlig unabhängig und aus einer alteinheimiſchen rohen Bilderſchrift (pictographs) hervorgegangen iſt.

Aus dieſer ſog. „mittelminoiſchen" Kultur hat ſich dann im Laufe der erſten Hälfte des 2. Jahrtauſends die mykeniſche Kultur entwickelt, ſo genannt nach ihrem hauptſächlichſten Mittelpunkt auf dem griechiſchen Feſtlande, wo wir ſie zuerſt kennen gelernt haben. Es kann aber, nach den Ausgrabungen der letzten Jahre, kaum ein Zweifel ſein, daß ſie ihren Ausgangspunkt und ihr eigentliches Zentrum auf Kreta gehabt hat. Von hier hat ſie ſich dann über die Küſtenländer des Ägäiſchen Meeres und darüber hinaus bis nach Kypros verbreitet, der Handel hat ihre Produkte noch weiter nach Ägypten und ſelbſt nach Sizilien geführt.

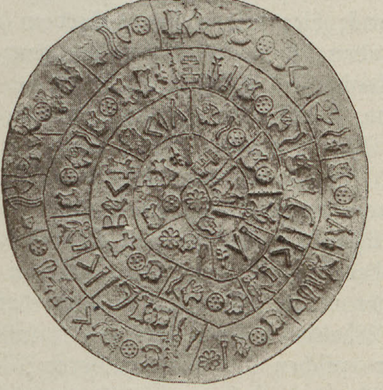
Kretiſche Vaſe im ſogen. Palaſt-Stil aus Mykenä.

Meliſche Vaſe aus Phaeſtos.

Vaſe im ſogenannten Kamares-Stil aus Phaeſtos.

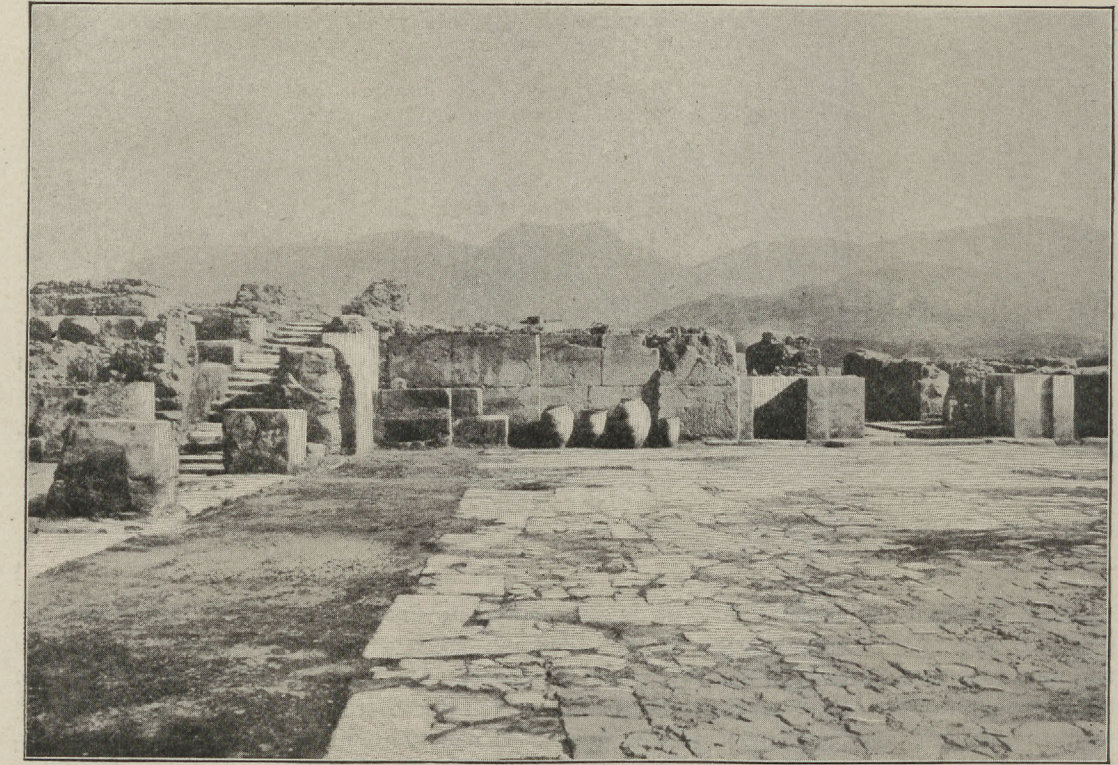
Die Steinzeit iſt in dieſer Periode ſo gut wie ganz überwunden; Waffen und Geräte ſind durchweg aus Bronze, dagegen kommt Eiſen nur ganz vereinzelt in jüngeren Schichten vor und wird ausſchließlich zu Schmuckſachen verwendet. In der Metallarbeit iſt bereits eine hohe techniſche Vollendung erreicht; man arbeitet, wie die Darſtellungen von Lotosblumen, Palmen und orientaliſchen Tieren zeigen, zum Teil nach ägyptiſchen Vorbildern, übertrifft dieſe aber bei weitem an Naturwahrheit. Auch die dekorativen Motive ſind ſelbſtändig, charakteriſtiſch beſonders die Spirale und der Tintenfiſch. Die Keramik ſteht in der Form der Gefäße wie in der Dekoration durchaus unter dem Einfluß der Metallarbeit, nur daß auf den Gefäßen dieſer Zeit Darſtellungen von Szenen aus dem Menſchenleben, oder auch nur von vierfüßigen Tieren oder Vögeln noch faſt ganz fehlen. Auch die Polychromie wird aufgegeben; die Gefäße ſind aus mattgelbem Ton, die Ornamente in rotbrauner Farbe, zuerſt in Mattmalerei, ſpäter in dem glänzenden Firnis, der ſeitdem für die griechiſche Keramik kennzeichnend bleibt. Der Gebrauch geſchnittener Steine als Siegel wird allgemein; die Darſtellungen zeigen zum großen Teil die der orientaliſchen Kunſt eigentümlichen Dämonen mit Menſchenleibern und Tierköpfen, oder heterogene Tierformen zu Fabelweſen verbunden. Skulptur und Malerei beginnen auf Kreta bereits etwas zum Konventionalismus zu neigen.

Die Architektur ſteht faſt durchaus im Dienſte der Herrſcher. Die Paläſte in Knoſos und Phaeſtos wurden jetzt prächtig umgebaut, mit großartigen Treppenanlagen und geräumigen, von Säulen getragenen Sälen, die um weite Höfe gruppiert ſind. Die Fußböden waren mit Alabaſterplatten belegt, auch die Wände damit inkruſtiert oder mit Fresken geſchmückt. Neben dieſen Prunkräumen lagen zahlreiche Vorratskammern, worin in Amphoren von rieſigen Dimenſionen die Erzeugniſſe der Landwirtſchaft: Wein, Öl, Getreide, aufbewahrt wurden, wohl auch, wie es noch heute auf Kreta Sitte iſt, Gewänder und andere Gebrauchsgegenſtände. Ähnliche Paläſte, wenn auch von geringerer Größe und nicht ſo prächtiger Ausſtattung finden ſich in Tiryns, Mykenä, Athen und anderen Herrſcherſitzen des griechiſchen Feſtlandes. Hier ſind die Königsburgen durch Mauern aus gewaltigen Werkſtücken in Polygonalbau gegen feindlichen Angriff geſchützt, die Burgtore mitunter mit Skulpturen geſchmückt, wie bei jenem



Diskos mit Hieroglyphenſchrift gefunden in Phaeſtos.

Nach der Zeitſchr. „Auſonia" Rom. 1909.

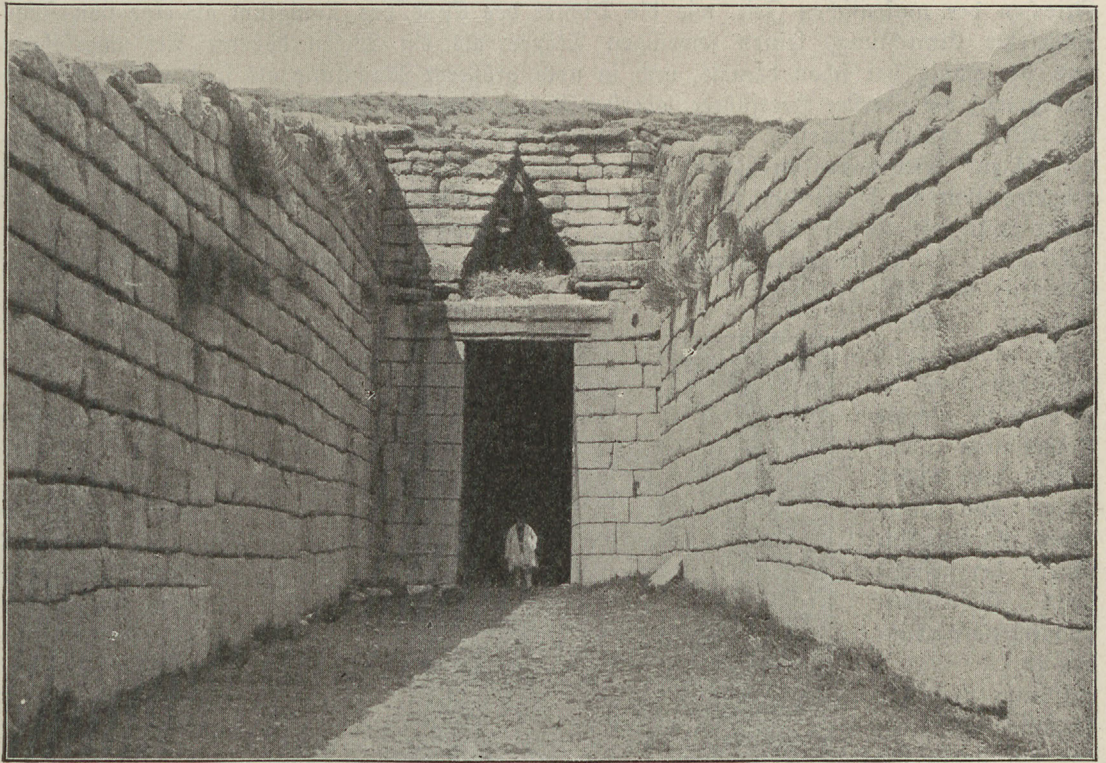


Die Ruinen des Palaſtes zu Phaeſtos. Nach Maraghiannis, „Antiquités Crétoises“.

berühmten Löwentor in Mykenä, das in ſeiner wappenartigen Darſtellung der Tiere an vorderaſiatiſche Vorbilder erinnert.

Bauten ſich die lebenden Herrſcher Paläſte, ſo errichtete man den toten prächtige Grabmäler. An Stelle der einfachen Schachtgräber, wie wir ſie aus frühmykeniſcher Zeit auf der Burg von Mykenä finden, treten bald Grabgewölbe, wahre unterirdiſche Dome, aus mächtigen Steinblöcken in der Art hergeſtellt, daß immer eine Steinlage über die darunter befindliche vorſpringt, ſo daß ſchließlich der ganze Raum überdeckt wird und oben nur eine runde Öffnung zum Einlaß des Tageslichts bleibt; ein in ähnlicher Weiſe überdeckter Gang dient zum Eintritt. Das großartigſte Beiſpiel einer ſolchen Grabanlage bietet das ſog. Schatzhaus des Atreus am Fuße der Burg von Mykenä; hier finden ſich außerdem noch eine Reihe kleinerer Anlagen derſelben Art; andere finden ſich verſtreut über den ganzen Süden und Oſten Griechenlands von Triphylien und Lakonien bis Theſſalien.

Indes archäologiſche Funde, ſo reich ſie auch ſein mögen, können in der Hauptſache nur ein Bild der Außenſeite einer Kultur geben. Zwar hatte ſich aus der Bilderſchrift der vorhergehenden Periode in dieſer Zeit bereits ein wirkliches Schriftſyſtem entwickelt, das wahrſcheinlich eine Silbenſchrift nach Art der Kypriſchen geweſen iſt; zahlreiche Tontafeln mit ſolchen Zeichen ſind in den Ruinen der Paläſte von Knoſos und Phaeſtos gefunden worden, aber ſie harren bis jetzt noch der Entzifferung. Wir würden alſo von dem inneren Weſen der mykeniſchen Kultur nur ſehr wenig wiſſen, wenn nicht das griechiſche Epos in dieſer Zeit wurzelte. Allerdings die uns erhaltenen Epen ſind erſt Jahrhunderte ſpäter entſtanden; aber ſchon die hohe Vollendung der epiſchen Technik in unſerer Ilias und Odyſſee zeigt uns, daß dieſen Epen eine lange Periode des Heldengeſanges vorausgegangen ſein muß. Wie die Odyſſee unzählige ſchmückende Beiwörter und ganze Formeln und Verſe aus der Ilias übernommen hat, ſo dieſe ohne allen Zweifel aus älteren Epen; es iſt charakteriſtiſch, daß viele Wörter nur in ſolchen Formeln ſich finden, alſo offenbar bereits aus dem täglichen Gebrauche



Das ſogenannte Schatzhaus des Atreus. Photographie des deutſchen archäologiſchen Inſtituts zu Athen.

geſchwunden und den Dichtern ſelbſt nur noch unvollkommen verſtändlich waren. So bilden dieſe Formeln die älteſten und ehrwürdigſten Überreſte, die uns in der ganzen griechiſchen Literatur geblieben ſind. Sie ſind es auch, die das Andenken einer längſt verſunkenen Zeit im Epos lebendig erhalten haben. So iſt nichts gewiſſer, als daß die Entſtehung der Homeriſchen Epen der Eiſenzeit angehört; gleichwohl ſind die Trutzwaffen, welche die Helden des Epos führen, ebenſo wie die Werkzeuge, deren ſie ſich bedienen, faſt durchweg aus Bronze, ſo daß das Epos alſo hier nicht die Zuſtände der eigenen, ſondern der mykeniſchen Zeit widerſpiegelt; da nun ſolche Bronzewaffen in unzähligen epiſchen Formeln, und faſt nur in dieſen erwähnt werden, ſo iſt klar, daß dieſe Formeln ſelbſt in die mykeniſche Zeit hinaufgehen, was dann wieder beweiſt, daß es ſchon damals Epen gegeben hat, die, wenn nicht in Hexametern, ſo doch jedenfalls in daktyliſchem Maße verfaßt waren, und nach denſelben metriſchen Prinzipien, wie ſie in der homeriſchen und klaſſiſchen Zeit in Geltung ſtanden. Das iſt der Weg, auf dem die Kunde von dem „goldreichen Mykenä“, mit ſeinen „weiten Straßen“, die durch Schliemanns Funde ſo glänzend beſtätigt worden iſt, ſich bis in die homeriſche Zeit erhalten hat, eine Zeit, in der Mykenä zum unbedeutenden Flecken herabgeſunken war. Wenn nun das Epos den König von Mykenä an die Spitze des nationalen Unternehmens gegen Troja ſtellte, ſo kann kein Zweifel ſein, daß es griechiſche Fürſten ſind, die dort oben auf der Löwenburg geherrſcht haben, und damit iſt, was das griechiſche Feſtland angeht, die Frage nach der Nationalität der Träger der mykeniſchen Kultur entſchieden.

Die Ilias zeigt uns die Könige im Beſitze einer hohen Machtfülle, im ganzen nur wenig beſchränkt durch den Adel, und faſt völlig unabhängig von der Rückſicht auf den Volkswillen. Die ſtolzen Burgen, die prächtigen Paläſte und Königsgräber der mykeniſchen Zeit laſſen keinen Zweifel, daß auch dieſes Bild die Zuſtände jener Zeit getreu widerſpiegelt; ſolche Bauten haben zur Vorausſetzung, daß die Arbeitskraft wie die Steuerkraft des Volkes dem Könige in ſehr hohem Maße zur Verfügung ſtand. Ohne Zweifel haben alſo ſchon die

Griechen der mykeniſchen Zeit, wie die Dichter des Epos, das Königtum als eine von Zeus eingeſetzte Einrichtung, ſeinen jeweiligen Träger als ein Weſen höherer Art angeſehen; und der König hat ſchon damals, und in noch größerer Machtfülle als ſpäter, die dreifache Kompetenz als oberſter Heerführer, oberſter Richter und oberſter Prieſter ausgeübt. Ein Rat der Alten, zuſammengeſetzt aus den Häuptern der Adelsfamilien, wird dem König ſchon damals zur Seite geſtanden haben, während wichtigere Angelegenheiten der Volksverſammlung vorgelegt wurden, die freilich, wie es uns noch Homer ſo lebendig ſchildert, kaum ein anderes Recht hatte, als die Vorſchläge des Königs entgegenzunehmen, und ſie durch ihren Beifall zu beſtätigen. Es iſt ferner unzweifelhaft, daß die gentiliciſche Ordnung des Volkes in Stämme (Phylen) und Geſchlechter (Phratrien) ſchon damals beſtanden hat, da ſie älter iſt, als die Koloniſation der Inſeln und Kleinaſiens und überhaupt mit den Anfängen der griechiſchen Geſellſchaft unauflöslich verbunden iſt.

Die kretiſche Schlangengöttin. Porzellanfigur aus Knoſos.

Ebenſo muß die griechiſche Religion, wie wir ſie in der homeriſchen Zeit finden, in allem Weſentlichen in die mykeniſche Periode zurückgehen. Freilich die Vorſtellungen von der Gottheit waren roher als in der homeriſchen Zeit. Wie die Ägypter ihre Götter in Menſchengeſtalt, aber mit Tierköpfen bildeten, ſo auch die Kunſt der mykeniſchen Zeit; Reſte dieſer alten Vorſtellungen, wie das Kultbild der Demeter mit dem Pferdekopf in Phigaleia, haben ſich bis tief in die hiſtoriſchen Zeiten erhalten. Ebenſo finden wir ihren Niederſchlag im Epos; die Beiwörter der Athena und Hera, die wir mit „eulenäugig“ und „kuhäugig“ überſetzen und die ſchon von den Dichtern der homeriſchen Epen ſelbſt ſo verſtanden wurden, bedeuten wörtlich überſetzt vielmehr „mit dem Eulengeſicht“ bzw. „dem Kuhgeſicht“, und es kann gar kein Zweifel ſein, daß das der urſprüngliche Sinn dieſer Beiwörter iſt, und daß Athena und Hera in mykeniſcher Zeit mit dem Eulen- und Kuhkopf gedacht und gebildet wurden.

Da der Kult der Himmelsgötter allen indogermaniſchen Völkern gemeinſam iſt, ſo haben ihn die Griechen ohne Zweifel ſchon bei ihrer Einwanderung mitgebracht; da aber die griechiſchen Götternamen, den des höchſten Gottes Zeus und den ſeiner Gattin Dione ausgenommen, bei den verwandten Völkern nicht wiederkehren, ſo muß die Ausbildung dieſer Religion erſt auf griechiſchem Boden erfolgt ſein. Dieſer Prozeß hat ſich in der Weiſe vollzogen, daß zuerſt eine Differenzierung der religiöſen Vorſtellungen wie der Götternamen erfolgte, in demſelben Maße wie die Nation ſich über die Halbinſel ausbreitete, ſo daß die Religion in den verſchiedenen Landſchaften verſchiedene Formen annahm, die freilich im Weſen immer dieſelben blieben; ein Vorgang, der in der Differenzierung der Dialekte in den verſchiedenen Landſchaften ſeine genaue Analogie findet. Natürlich hat auch die Religion der vorgriechiſchen Urbevölkerung auf die Entwicklung der griechiſchen Religion Einfluß geübt, ganz ähnlich wie die Griechen ſpäter, bei ihrer kolonialen Expanſion außerhalb der griechiſchen

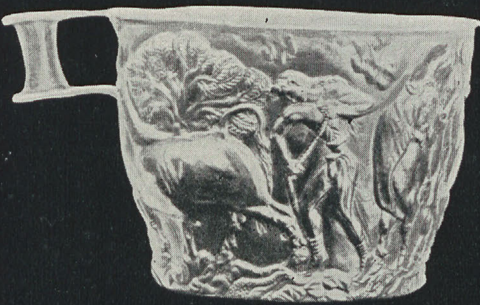
BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

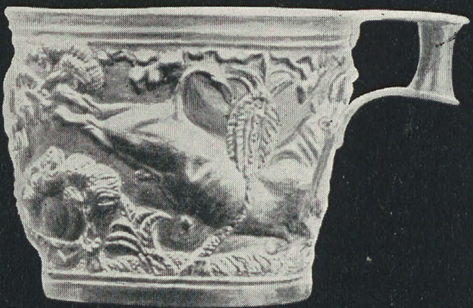
Stadt-
bücherei
Elbing

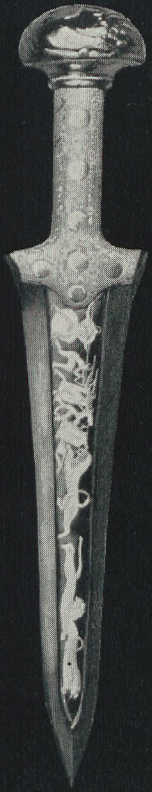
Die Kultur der Mykeniſchen Zeit

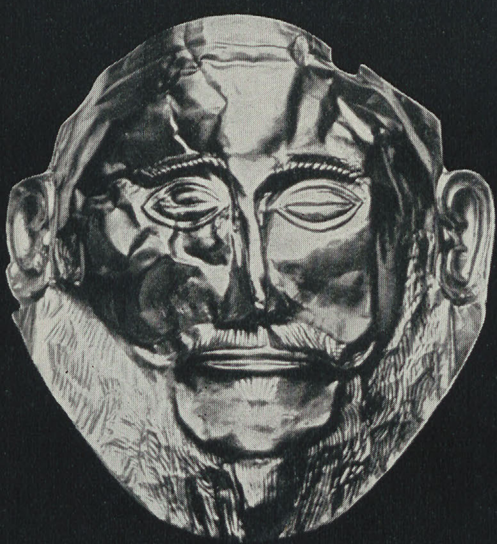
(Erläuterungsblatt zu nebenſtehender Tafel)

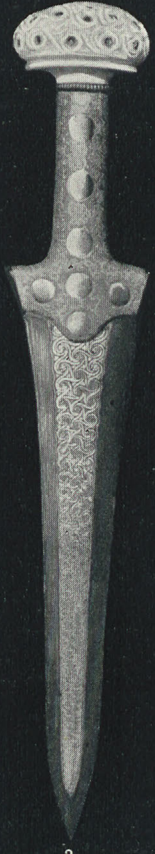
1. Goldener Becher mit Darſtellung des Einfangens von Stieren. Gefunden im Jahre 1888 in einem Kuppelgrabe bei Vaphio, ſüdlich von Sparta. Das Original — 8,3 cm hoch — befindet ſich im Muſeum zu Athen.
2. Goldener Becher mit wilden Stieren. Gefunden zugleich mit dem vorigen. Das Original — 8 cm hoch — befindet ſich im Muſeum zu Athen.
3. Reichverzierte Schwert- bez. Dolchklinge aus dem fünften Schachtgrabe von Mykenä, im Jahre 1876 von Schliemann gefunden. Länge der Klinge ohne den modernen Griff 23,5 cm. Original im Muſeum zu Athen.
4. Schwert- bez. Dolchklinge aus dem vierten Schachtgrabe von Mykenä mit Darſtellung einer Löwenjagd, im Jahre 1876 von Schliemann gefunden. Die Klinge ohne den modernen Griff hat eine Länge von 23,5 cm. Original im Muſeum zu Athen.
5. Gold-Maske vom Geſichte des Toten am Ende des fünften Schachtgrabes von Mykenä, gefunden von Schliemann im Jahre 1876. ca. 1/4 natürlicher Größe. Original im Muſeum zu Athen.
6. Goldenes Stirndiadem aus dem dritten Schachtgrabe von Mykenä, gefunden im Jahre 1876 von Schliemann. Original — 50 cm lang — im Muſeum zu Athen.
7. Quarzgemme: Vorderanſicht eines Hauſes oder einer Hütte mit ſteilem Giebeldach. Original in Breslau. Natürliche Größe.
8. Goldener Fingerring mit Darſtellung einer Hirſchjagd aus dem vierten Schachtgrabe zu Mykenä, im Muſeum zu Athen. Originalgröße.
9. Sardonyx-Gemme aus dem Grabe von Vaphio mit Darſtellung eines Kampfes zwiſchen Löwen und Stier. Original im Muſeum zu Athen. Natürliche Größe.
10. Achat-Gemme aus dem Grabe von Vaphio mit der Darſtellung von zwei dämonenartigen Weſen, deren jedes eine Kanne hält. Zwiſchen ihnen auf einem Unterſatz ein Gefäß mit drei emporſprießenden Zweigen. Original im Muſeum zu Athen. Natürliche Größe.
11. Karneol von Kreta. Frau mit Bogen, Köcher und kurzem Schwert, die Göttin Britomartis oder Diktynna darſtellend. Original im Muſeum zu Berlin. Natürliche Größe.
12. Sardonyx aus einem Kuppelgrabe von Mykenä. Original im Muſeum zu Athen. Natürliche Größe. Zwei Löwen mit vereintem Kopfe, die Vorderfüße auf einem altarartigen Poſtament.
13. Sardonyx-Gemme aus Vaphio. Original im Muſeum zu Athen. Streitwagen (Zweigeſpann) mit einem Krieger im Wagenkaſten. Natürliche Größe.

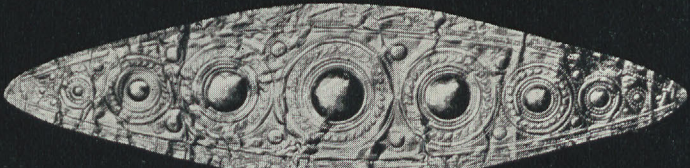

1


2

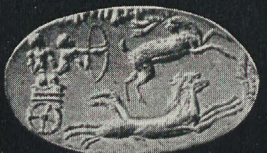

4

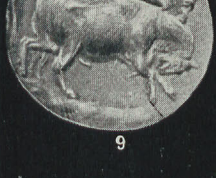

5


3


6

7

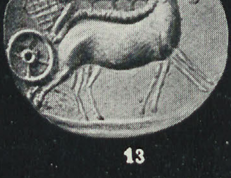

8


9

10

11

12


13

Die Kultur der Mykenischen Zeit
(Erklärung auf nebenſtehendem Deckblatt)

Stadt-
bücherei
Elbing

Halbinſel, die Kulte, die ſie in ihren neuen Sitzen vorfanden, zum großen Teil herübergenommen, und ſoweit es ging, ihren eigenen religiöſen Vorſtellungen aſſimiliert haben; nur iſt es im einzelnen ſehr ſchwer, wenn nicht völlig unmöglich, dieſe ſchon in vormykeniſcher Zeit rezipierten Kulte von den altgriechiſchen Kulten zu ſcheiden. Auf dieſe Periode der Differenzierung iſt dann ſpäter, wie wir geſehen haben, eben in der mykeniſchen Zeit, eine Periode der Integrierung gefolgt, in der aus dem Chaos der Lokalkulte eine kleine Anzahl von Gottheiten zu allgemeiner Verehrung ſeitens der ganzen Nation oder doch eines größeren Teils derſelben gelangte; in erſter Linie natürlich die Schutzgötter der hauptſächlichſten Städte. So hat die mykeniſche Hera die alte Gemahlin des Zeus, Dione, bei dem größten Teile der Nation aus ihrer Stellung als Himmelskönigin verdrängt. Dieſer Prozeß hat auch in nachmykeniſcher Zeit fortgedauert; erſt damals ſind der thebaniſche Herakles und der theſſaliſche Asklepios zu allgemeiner Anerkennung als Nationalgötter gelangt, ohne doch je imſtande zu ſein, einen den älteren Olympiern ganz gleichberechtigten Platz im Glauben der Nation zu erringen.

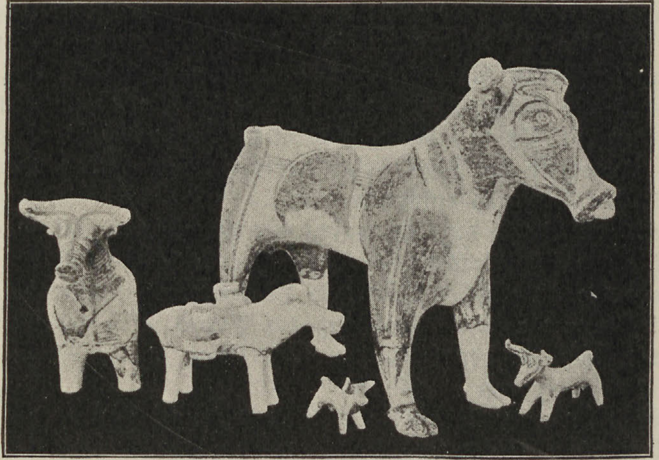
Neben den Göttern des Lichts ſtehen die Götter der Finſternis, die im Innern der Erde ihren Wohnſitz haben, die chthoniſchen Götter. Während man den Himmelsgöttern Brandopfer darbrachte, damit der Rauch den Duft in die Höhe trage, wurde den chthoniſchen Göttern ihr Opfer in die Erde gegraben. Ähnliche Formen hatte der Totenkult, der, wie die prächtigen Grabbauten und die reiche Ausſtattung der Gräber zeigen, in der mykeniſchen Zeit eine ſo wichtige Stellung einnahm. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dabei Menſchenopfer gebräuchlich geweſen ſind, wie ſie noch in der Ilias beim Begräbnis des Patroklos erwähnt werden, an einer Stelle, die älteren Vorlagen entnommen iſt.

Tempel im ſpäteren Sinne dagegen waren der mykeniſchen Zeit noch fremd, vielmehr verehrte man, nach altariſchem Brauche, die Lichtgötter in heiligen Hainen und auf ragenden Bergſpitzen, während die chthoniſchen Götter in Höhlen verehrt wurden. Götterbilder ſtellte man in dieſen Kultſtätten, die ja als Wohnung des Gottes ſelbſt gedacht wurden, noch nicht auf, wohl aber hatte man für den häuslichen Kult kleine Idole, die in Hauskapellen ihren Platz fanden und hier Verehrung empfingen.

Es iſt das Bild einer verhältnismäßig hoch entwickelten Kultur, das uns in der mykeniſchen Zeit am Ägäiſchen Meere entgegentritt, einer Kultur, die in vielen Beziehungen kaum hinter den altorientaliſchen Kulturen am Nil und am Euphrat zurückſteht. Aber wenn die Griechen an dieſer Kultur teilgenommen haben und alle ſpätere griechiſche Kultur in letzter Linie in ihr wurzelt, ſo iſt doch ihr Weſen dem Griechentum fremd; die Griechen haben ſie fertig von außen herübergenommen und ſie ſich nur äußerlich aſſimiliert. In Kreta, wo dieſe Kultur, ſoweit wir bis jetzt ſehen, ihren Mittelpunkt hatte und ihre größte Vollendung erreichte, hat die vorgriechiſche Bevölkerung ſich zum Teil bis tief in die klaſſiſche Zeit hinein erhalten; es iſt alſo zweifellos, daß ſie in der mykeniſchen Zeit einen weit größeren Teil der Inſel in Beſitz hatte und ſehr wahrſcheinlich, daß in der Blütezeit dieſer Kultur überhaupt noch keine Griechen auf Kreta geſeſſen haben. Die Fresken im Königspalaſt in Knoſos laſſen daran kaum einen Zweifel; die dort dargeſtellten Männer tragen als einzige Bekleidung einen Lendenſchurz, ganz wie die Keftiu auf den ägyptiſchen Fresken aus der Zeit der 18. Dynaſtie (15. Jahrhundert v. Chr.); die Frauen tragen lange Röcke mit Volants, ſind eng um die Taille geſchnürt, während das Gewand oben weit ausgeſchnitten iſt, ſo daß die ganze Bruſt frei bleibt. Das iſt eine ganz unariſche Tracht, wie ſie denn auch der homeriſchen Tracht durchaus widerſpricht, und überhaupt nur bei einem Volke ſich bilden konnte, das von jeher in einem warmen Klima gelebt hatte, nicht bei Einwanderern aus dem rauhen Norden, wie es die Griechen waren. Und wenn man etwa annehmen wollte, die Griechen hätten nach der Beſitznahme ihrer neuen Heimat die dortige Landestracht angenommen, ſo verſtehen wir nicht, warum ſie ſchon nach wenigen Jahrhunderten zu ihrer alten Tracht zurückgekehrt ſind. Wiſſen wir doch alle, wie konſervativ die Völker des Altertums in ihrer Kleidung geweſen ſind. Die Goldſachen, die in den Schachtgräbern auf der Burg von Mykenä wie in dem Kuppelgrabe bei Amyklä (Vaphio) in Lakonien gefunden ſind, ſind in Kreta gefertigt und wahrſcheinlich als Beuteſtücke nach dem griechiſchen Feſtlande gekommen; ihre hohe techniſche

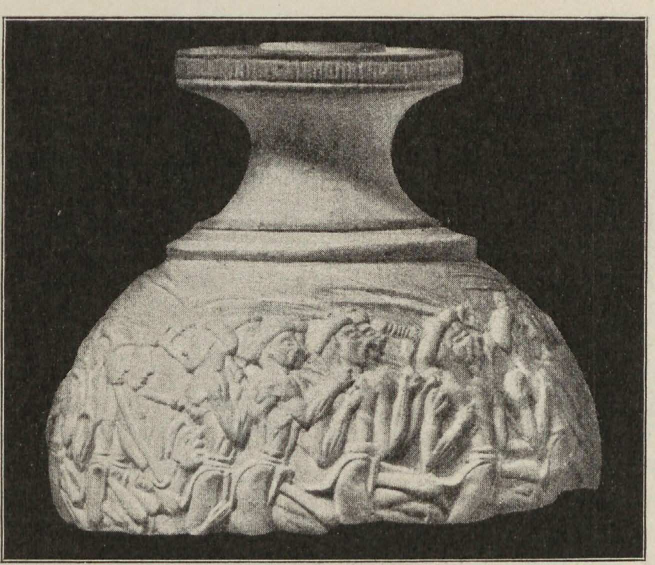
Vollendung ſteht in ſcharfem Kontraſt zu der rohen Arbeit der mykeniſchen Grabſtelen, die ſicher an Ort und Stelle gefertigt ſind. Ebenſo ſteht die kretiſche Keramik auf einer höheren Stufe, als die in Mykenä gefertigten Töpferwaren. Tontafeln mit Schriftzeichen ſind bisher überhaupt nur in Kreta gefunden. Wenn alſo die Königspaläſte von Knoſos und Phaeſtos noch während der Blütezeit der mykeniſchen Kultur durch Feuer zerſtört worden ſind, um nie wieder aufgebaut oder doch nur durch dürftige Neubauten erſetzt zu werden, ſo ſind es höchſtwahrſcheinlich die Angriffe der Griechen geweſen, die dieſe Kataſtrophe herbeigeführt haben. Die Beſitznahme des Landes durch die Griechen braucht nicht unmittelbar darauf erfolgt zu ſein, vielmehr hat die Eroberung einer ſo ausgedehnten Inſel, ſoweit ſie überhaupt gelungen iſt, offenbar einen Zeitraum von Jahrhunderten in Anſpruch genommen.

Das Andenken an jene vorgriechiſche Blütezeit Kretas hat ſich erhalten in den Sagen von der Seeherrſchaft des Minos, vom Minotauros und dem Labyrinth. Wer heute den Palaſt von Knoſos beſucht, ſieht überall das Zeichen der Doppelaxt in die Wände gehauen, der Labrys, wie die Karer ſagten, das Symbol des Zeus Labrayndos, der noch in hiſtoriſcher Zeit als höchſter Gott bei ihnen verehrt wurde. Daher der Name Labyrinthos, der an dieſer Stätte haften geblieben iſt. Als dann der Palaſt zur Ruine zerfallen war, mußte das Gewirr der unzähligen Kammern und Gänge, aus denen der Ausgang nur mit Mühe zu finden war, der Phantaſie des Volkes reiche Nahrung geben, glauben doch auch noch wir beim erſten Betreten dieſer Ruinen uns in eine Art Labyrinth verſetzt. Der Minotauros aber, der in dieſem Labyrinth hauſen ſollte, iſt nichts weiter als eines jener Miſchweſen, wie ſie die mykeniſche Kunſt als Ausdruck ihrer Vorſtellungen von der Gottheit bildete, es iſt Minos mit dem Stierkopf, der wieder kein anderer iſt, als der göttliche Schirmherr des Palaſtes, der Gott, den die Griechen Zeus nannten, der ja nach kretiſcher Sage in Stiergeſtalt die Mondgöttin Europe aus dem „Lichtland“ Phönike nach Kreta entführt haben ſollte. Und da Minos nicht nur auf Kreta, ſondern auch auf den Kykladen, ja an den Küſten des griechiſchen Feſtlandes verehrt wurde, ſo machte ihn die Sage zum mächtigen Beherrſcher des Ägäiſchen Meeres.

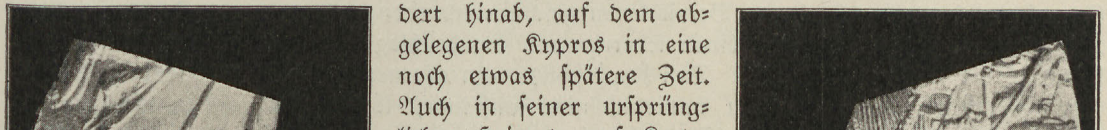


Tiere in Terrakotta aus Phaeſtos.
Nach Maraghiannis „Antiquités Crétoises“.

Die griechiſche Eroberung hat die Blüte der mykeniſchen Kultur auf Kreta zerſtört. Die Paläſte ſanken in Trümmer, die ſo lange die belebenden Mittelpunkte des künſtleriſchen Schaffens gebildet hatten. Um ſich in der Herrſchaft behaupten zu können, gaben die neuen Herren ſich eine ſtraffe, militäriſche Organiſation; die ganze Erziehung war nichts weiter als eine Vorbereitung auf den Krieg. Die Bürgerſchaft bildete gleichſam ein ſtehendes Heer, das Waffenhandwerk galt als der einzige eines freien Mannes würdige Beruf. Die eingeborene Bevölkerung wurde in Leibeigenſchaft herabgedrückt. Noch zerſtörender war die griechiſche Eroberung auf den kleineren Inſeln und auf den aſiatiſchen Küſten; hier wurden alle erwachſenen Männer niedergemacht und ihre Frauen zu Frauen der Sieger. So manche Stadt, welche die griechiſchen Eroberer nicht zu halten vermochten, wurde von Grund aus zerſtört, ſo die Stadt, die ſich in der mykeniſchen Zeit über den Trümmern der älteſten Anſiedlungen auf dem Boden von Troja erhoben hatte, ein Ereignis, deſſen Nachhall noch heute in den homeriſchen Epen fortlebt. Durch das alles wurde die mykeniſche Kultur natürlich nicht vernichtet; ſie hat vielmehr noch Jahrhunderte fortgedauert; aber ihre weitere Entwicklung kam doch jetzt zum Stillſtand, und ſie war damit unrettbar dem Verfall geweiht. Den Griechen war ſie ſtets etwas Fremdes geweſen; ſie begannen jetzt ihre eigene nationale Kultur zu entwickeln, jene Kultur, die uns die Gräber am Dipylon in Athen zeigen und die uns in den Geſängen Homers in ſo lebendiger Friſche entgegentritt.


Gefäß aus Hagia Triada mit Darſtellung einer Prozeſſion. Nach Monum. antichi.

Die Blüte der mykeniſchen Kunſt iſt, wie uns die Funde am Nil wie am Ägäiſchen Meere gelehrt haben, etwa gleichzeitig mit der Blüte des neuen Reichs in Ägypten, gehört alſo in die Zeit vom 16. bis zum 13. Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung. Gegen das Ende dieſer Periode erfolgten die Einfälle der Seevölker in Ägypten, die wahrſcheinlich mit der Expanſion der Griechen über die Küſten des Ägäiſchen Meeres und nach Kypros zuſammenhängen. Der mykeniſche Stil hat dann am Ägäiſchen Meer noch einige Jahrhunderte länger geherrſcht; die letzten Ausläufer gehen bis ins 10., ja bis ins 9. Jahrhundert hinab, auf dem abgelegenen Kypros in eine noch etwas ſpätere Zeit. Auch in ſeiner urſprünglichen Heimat, auf Kreta, hat der mykeniſche Stil ſich noch lange gehalten, freilich immer mehr entartend und mit fremden Dekorationsmotiven durchſetzt.


Gefäß aus Hagia Triada mit Darſtellung einer Prozeſſion. Nach Monumenti antichi.

3. Die homeriſche Zeit.

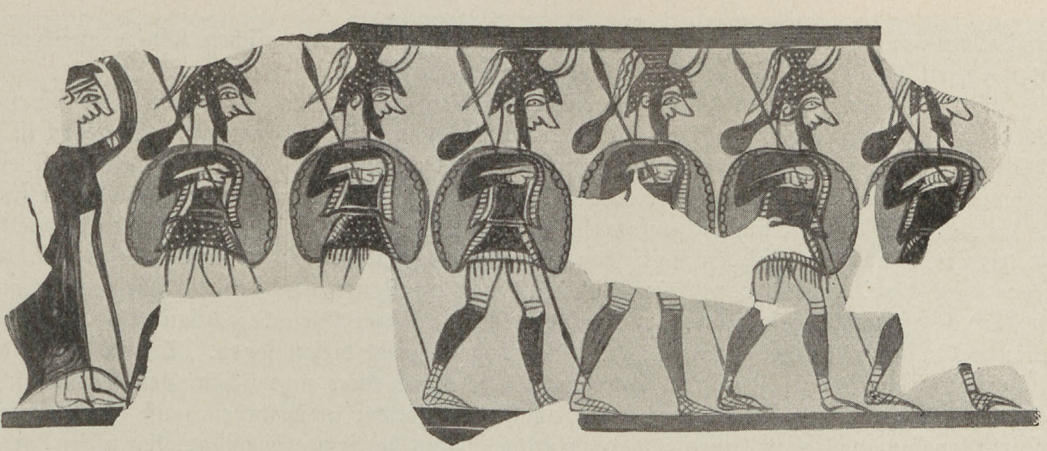
Das Ende der mykeniſchen Periode iſt äußerlich charakteriſiert durch das Aufkommen eines neuen dekorativen Stils: des geometriſchen, oder wie man ihn nach einer der hauptſächlichſten Fundſtätten zu nennen pflegt: des Dipylonſtils. Die Anfänge dieſes Stils gehen in vormykeniſche Zeiten zurück; er iſt dann durch den mykeniſchen Stil zurückgedrängt worden, um nach deſſen Verfall in den Vordergrund zu treten und die griechiſche Kunſt bis etwa zum Ende des 8. Jahrhunderts zu beherrſchen. Wir kennen dieſen Stil hauptſächlich aus der Vaſenmalerei: und hier zeigt ſich der mykeniſchen Zeit gegenüber inſofern ein Fortſchritt, als jetzt Darſtellungen aus dem Menſchenleben aufzutreten beginnen, die auf den mykeniſchen Vaſen noch ganz fehlen. Freilich ſind dieſe Darſtellungen von großer Roheit, die Figuren oft in grotesker Weiſe verzeichnet. Daß das Kunſthandwerk im übrigen, insbeſondere die Metallarbeit, ſich auch in dieſer Periode auf einer hohen Stufe techniſcher Vollendung erhalten hat, zeigen die Schilderungen des Epos; es iſt ganz ungerechtfertigt, wie das in der Regel zu geſchehen pflegt, von einem Verfall der griechiſchen Kultur nach dem Ende der mykeniſchen Periode zu ſprechen.

Waffen

Vielmehr vollzog ſich gerade in dieſer Zeit, um die Wende vom 2. zum 1. Jahrtauſend vor unſerer Zeitrechnung im Bereich des Ägäiſchen Meeres ein folgenſchwerer techniſcher Fortſchritt. Die mykeniſche Kultur hatte, wie wir geſehen haben, nur bronzene Waffen und Werkzeuge gekannt; jetzt lernte man das Eiſen zu ſchmelzen und zu verarbeiten, und infolgedeſſen trat das eiſerne Schwert an die Stelle des alten Bronzeſchwertes. Die ſtärkere Angriffswaffe machte dann auch eine Verſtärkung der Schutzwaffen nötig; an Stelle des mannshohen, mit Leder überzogenen Holzſchildes der mykeniſchen Zeit trat ein ovaler Lederſchild mit Bronzebeſchlag, der wegen ſeines verhältnismäßig großen Gewichtes natürlich von kleinerem Umfange ſein mußte und ſo die Unterſchenkel ungedeckt ließ, die nun zuerſt durch lederne Gamaſchen, dann durch eherne Beinſchienen geſchirmt wurden; zu weiterem Schutz trug der Krieger unter dem Schild noch einen ledernen mit Erz beſchlagenen Harniſch und einen ebenſolchen Gurt um den Unterleib. Den Kopf ſchützte ein eherner Helm mit wallendem Buſche. So ausgerüſtete Krieger waren natürlich nicht imſtande, längere Märſche zu machen; als Transportmittel blieb alſo zunächſt der Streitwagen im Gebrauch, wie er in der mykeniſchen Zeit üblich geweſen war, bis allmählich die Sitte aufkam, zu Pferde reitend in den Kampf zu ziehen. Als hauptſächlichſte Angriffswaffe diente die Lanze, die in der Regel zum Wurfe verwendet wurde; erſt wenn dieſer erfolglos blieb, mußte der Schwertkampf die Entſcheidung bringen. Durch dieſe Bewaffnung waren die Anwohner des Ägäiſchen Meeres allen anderen Völkern überlegen; ihr zum großen Teil haben die Griechen es zu danken, daß ſie im Laufe der nächſten Jahrhunderte die Herrſchaft über das Mittelmeer errungen haben.

Mit den Waffen in der Hand hatten die Griechen am Ausgang der mykeniſchen Zeit die Inſeln des Ägäiſchen Meeres und die Weſtküſte Kleinaſiens erobert; es konnte nicht fehlen, daß der kriegeriſche Geiſt auch weiter im Volke lebendig blieb. Es war wirklich, wie der Dichter ſagt, ein „eiſernes Geſchlecht“. Dem Nachbarſtamm die Herden fortzutreiben oder auf ſchnellem Schiff das Meer zu durchfahren und an fremden Küſten zu plündern galt für den freien Mann als die würdigſte Art des Erwerbes; die Muße des Friedens wurde durch Kampfſpiele und alle Art Leibesübungen ausgefüllt; es gab keine größere Ehre, als es darin allen zuvorzutun. Bei feſtlichen Gelegenheiten wurden Wettkämpfe dieſer Art veranſtaltet und reiche Preiſe für die Sieger ausgeſetzt, vor allem bei dem Leichenbegängnis der Könige, eine Sitte, aus der ſich dann ſpäter die gymnaſtiſchen Spiele an den Feſten zu Ehren der Götter entwickelt haben.

Ein Ritterleben dieſer Art vermochten natürlich nur ſolche zu führen, die ſelbſt oder deren Vorfahren auf glücklichen Raubzügen zu Wohlſtand gelangt waren, denn einen andern Weg, Reichtum zu erwerben, gab es noch kaum. Wer zu dieſer Klaſſe gehörte, ſah voll Verachtung herab auf die Maſſe des Volkes, deren Tätigkeit in dem täglichen Broterwerb aufging, die Handwerker („Demiurgen“), Kleinbauern und Tagelöhner („Theten“); dafür achtete er ſich für nicht ſchlechter als die Könige ſelbſt und nahm, wie dieſe, göttliche Abkunft für ſich in



Krieger von einer Vaſe aus Mykenä. Nach Furtwängler-Löſchke, „Mykeniſche Vaſen".

Anſpruch. So vermochten es die Könige jetzt nicht mehr, jene Machtfülle zu behaupten, die ſie nach dem Zeugnis der Denkmäler in der mykeniſchen Zeit beſeſſen haben müſſen. Das Königtum blieb zwar beſtehen, aber der König war im Kreiſe des Adels nur noch erſter unter ſeinesgleichen, der bei allen wichtigen Regierungshandlungen an die Zuſtimmung des Rates der Adelshäupter gebunden war, deſſen Mitglieder auch wohl ſelbſt den Königstitel in Anſpruch nahmen. Da alſo alles durch die Debatte entſchieden wurde, wurde die Beherrſchung des Wortes für einen höher geſtellten Mann bald ebenſo unentbehrlich wie die Beherrſchung der Waffen; beides zu ſein, ein tüchtiger Redner und ein tapferer Kämpfer, war das Ideal, dem der Grieche dieſer Zeit nachſtrebte.

Größere Staaten hatte es in der mykeniſchen Zeit in Griechenland noch kaum gegeben. Selbſt in der argeiiſchen Ebene, die geographiſch ein ſo wohlgeſchloſſenes Ganzes bildet, die ein rüſtiger Fußgänger in wenigen Stunden von einem Ende zum andern durchwandert, finden wir in jener Zeit die beiden Königsſitze von Mykenä und Tiryns, die gleichzeitig geblüht haben müſſen, daneben die Burgen von Mideia, Nauplia und die Lariſa, die Akropole des ſpäteren Argos, die ohne Zweifel ebenfalls Fürſtenſitze geweſen ſind. Es mag allerdings ſein, daß Mykenä eine Art Hegemonie über die Landſchaft gehabt hat, wie denn das Heiligtum der Hera am Fuße des Berges Euböon, eine gute Stunde öſtlich von der Stadt, das ganze Altertum hindurch der ſakrale Mittelpunkt der ganzen Argolis geblieben iſt. Aber es war nur ein loſes Band, das die Städte einte, und Mykenä hat ſeine herrſchende Stellung nicht zu behaupten vermocht. Um die Zeit, wo die „mykeniſche" Kultur in Verfall kam, ſah es ſich von Argos überflügelt, der Stadt, die am Fuße der Burg Lariſa erwachſen war. Bald vermochte Mykenä der jüngeren Rivalin nicht mehr zu widerſtehen und ſank zum unbedeutenden Flecken herab; die Leitung des Heiligtumes der Hera ging jetzt auf Argos über, dem auch die übrigen Städte der Landſchaft ſich beugen mußten und das ſo zur wichtigſten Stadt des Peloponnes wurde.

In ähnlicher Weiſe breitete Sparta ſeine Herrſchaft über das ganze Eurotastal aus. Die kleineren Nachbarorte wurden zerſtört, ihr Gebiet an die Sieger verteilt, ihre Bewohner zu Hörigen (Heiloten) gemacht, die fortan für ihre neuen Herrn die Äcker bebauen mußten, ganz wie es bei der griechiſchen Eroberung in Kreta gegangen war. Und ebenſo wie in Kreta gaben ſich auch die Spartaner eine ſtramm militäriſche Organiſation, bei der ſchon die Knaben für den Krieg erzogen, und die Männer, wie die Soldaten im Felde, abteilungsweiſe zu gemeinſamen Mahlzeiten (Syſſitien) ſich verſammelten; eine Organiſation, die Sparta ſpäter in den Stand geſetzt hat, die Hegemonie über den Peloponnes und ganz Griechenland zu erringen. Die von Sparta entfernteren Städte der Landſchaft wurden in ein Untertanenverhältnis gebracht: ihre Bewohner, die „Periöken" („Umwohner") wie ſie ſeitdem in ihrem Verhältnis zu Sparta genannt werden, behielten zwar ihre Freiheit und ihren Grundbeſitz, auch eine gewiſſe Kommunalautonomie, mußten aber die Herrſchaft der ſpartaniſchen Könige anerkennen und jederzeit bereit ſein, auf deren Befehl ins Feld zu rücken.

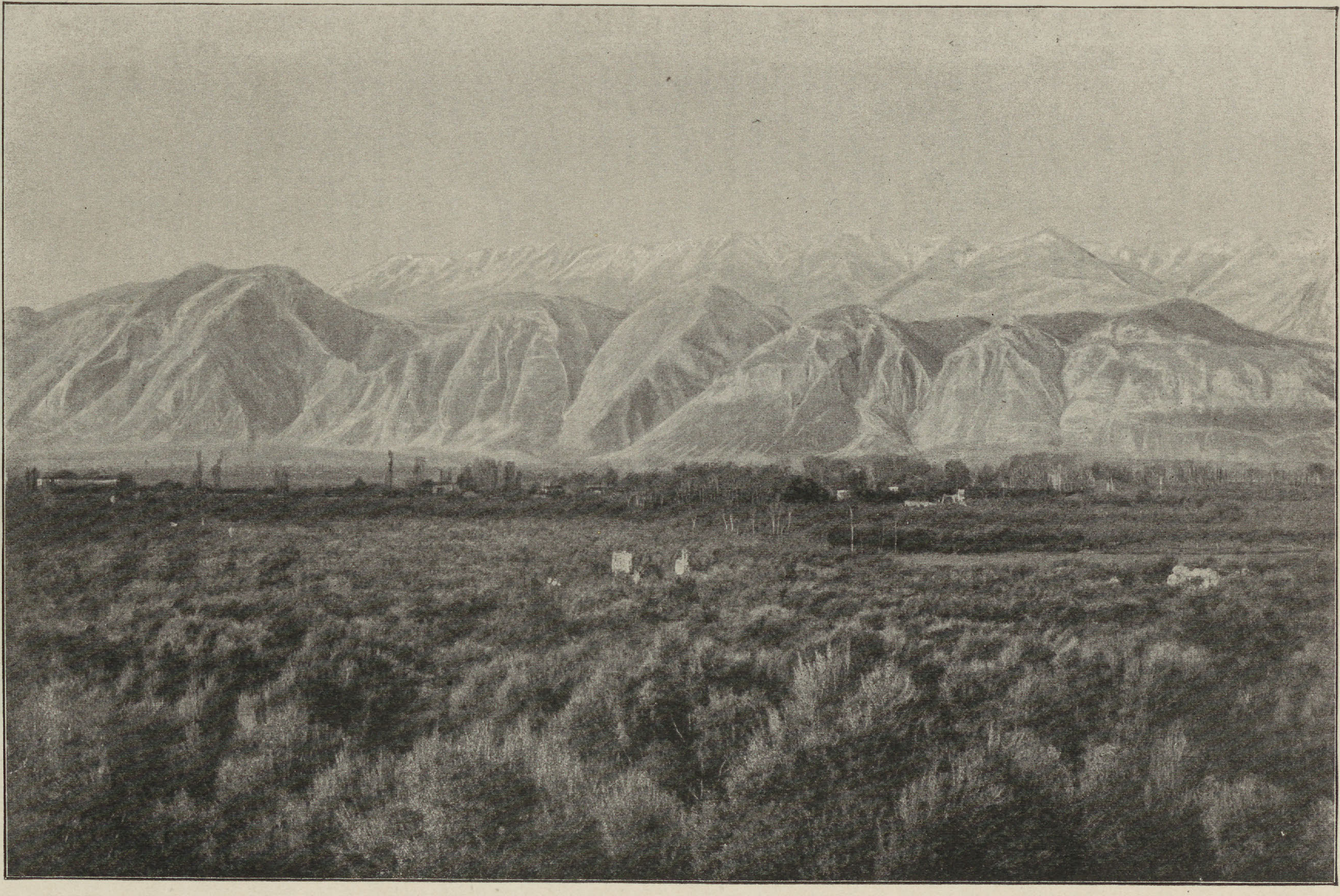
In den anderen Teilen des Peloponnes ſtand in dieſer Zeit jeder Gau noch für ſich, und die Bevölkerung lebte, mit wenigen Ausnahmen, in Dörfern zerſtreut. Dagegen iſt es in Attika ſchon früh zu einer Einigung der Landſchaft gekommen. Auch hier hatte einſt eine Reihe von Gauſtaaten beſtanden, deren Königsburgen zum Teil noch heute nachweisbar ſind; der bedeutendſte dieſer Staaten umfaßte die Zentralebene am Kephiſos, zwiſchen Hymettos und Ägaleos, und bis zu den Vorhöhen des Parnes hinauf. Die Fürſten dieſes Staates, deren Burg die Akropolis von Athen bildete, haben im Laufe der Zeit die übrigen Staaten ihrer Herrſchaft unterworfen, und zwar auf der Baſis völliger Gleichberechtigung, ſo daß ganz Attika fortan einen Einheitsſtaat bildete. Die Sage ſchreibt dieſen ſogen. „Synökismos“, der die ſpätere Größe Athens begründet hat, dem Theſeus zu, einer mythiſchen Geſtalt, die nichts weiter iſt, als eine der zahlloſen Hypoſtaſen des Sonnengottes; in Wahrheit muß dieſer Prozeß ſich ſehr langſam vollzogen haben und namentlich Eleuſis hat ſeine Selbſtändigkeit gegen Athen bis in verhältnismäßig ſpäte Zeit, vielleicht bis ins 8. oder 7. Jahrhundert behauptet.

In dem benachbarten Böotien iſt es zu einer ſo vollſtändigen Verſchmelzung der einzelnen Landesteile nicht gekommen, ſchon darum, weil es hier ſeit der mykeniſchen Zeit drei größere Mittelpunkte gab: Theben, Orchomenos und die Stadt auf der Inſel Gha im Kopaisſee, von deren Bedeutung die Reſte ihres weitgedehnten Mauerringes und ihres Königspalaſtes noch heute Zeugnis geben, wenn auch ihr alter Name verſchollen iſt. Dieſe letztere iſt allerdings früh zerſtört oder wegen der böſen Luft verlaſſen worden, aber Orchomenos hat ſeine Bedeutung bis in die klaſſiſche Zeit behauptet, wenn es auch immer mehr hinter Theben zurücktrat. So war die Einigung der Landſchaft nur in der Form eines zunächſt noch ziemlich loſen Bundesſtaates möglich, an deſſen Spitze Theben ſtand, während den einzelnen Städten eine verhältnismäßig große Selbſtändigkeit blieb. In den übrigen griechiſchen Landſchaften ſtanden die Städte oder Gaue meiſt ganz unabhängig nebeneinander und haben ſich höchſtens zu ſakralen Verbänden zuſammengeſchloſſen.

Religion
Götter

Überhaupt bildete die Religion das hauptſächlichſte Band, das die Nation zuſammenhielt. Die homeriſchen Epen zeigen uns den Kreis der Nationalgötter in allem weſentlichen ſchon ſo, wie wir ihn ſpäter in der klaſſiſchen Zeit finden. Die höchſte Stelle nimmt der Himmelsgott Zeus ein, der „Vater der Götter und Menſchen“, deſſen Macht größer iſt, als die aller anderen Götter zuſammen; neben ihm ſteht ſeine Gattin und Schweſter Hera, die Himmelskönigin, ſeine Brüder, der Meergott Poſeidon und der Herr der Unterwelt Hades; weiter die Erdgöttin Demeter und ihre Tochter, die Herrſcherin im Reiche der Toten, Perſephone, oder wie ſie meiſt euphemiſtiſch genannt wurde, das „Mädchen“ (Kore); dann Athena, die jungfräuliche Tochter des Zeus, die im Kriege den Sieg verleiht und die Arbeit des Friedens beſchirmt; der Feuergott Hephäſtos, den Zeus mit Hera gezeugt hatte; der Sonnengott Apollon und ſeine Schweſter, die Mondgöttin Artemis; Aphrodite, die Schirmerin des weiblichen Geſchlechtslebens, urſprünglich ebenfalls eine Mondgöttin; Hermes, der milde Spender aller guten Gaben, wie Apollon ein Lichtgott; das göttliche Brüderpaar, die „Söhne des Zeus“ (Dioskuren), Schützer in jeder Not und Gefahr; Dionyſos, eine chthoniſcher Gott, dem die Menſchen das Geſchenk der Rebe zu danken hatten, und der wilde Kriegsgott Ares. Heiligtümer dieſer Götter gab es überall in den griechiſchen Landen, wenn auch natürlich je nach den lokalen Verhältniſſen bald die eine, bald die andere Gottheit mehr in den Vordergrund trat, und daneben auch zahlreiche andere göttliche Weſen verehrt wurden.

Die Vorſtellungen von der Gottheit begannen in dieſer Zeit ſich zu läutern. Man dachte ſich die Götter jetzt in rein menſchlicher Geſtalt, wobei die Tiere, die einſt im Glauben der mykeniſchen Zeit mit der ſonſt menſchlich vorgeſtellten Gottheit zu grotesken Mißgeſtalten zuſammengefloſſen waren, jetzt zu Attributen der Gottheit wurden; Athena z. B. wurde jetzt nicht mehr mit dem Eulenkopfe gedacht, behielt aber die Eule als heiligen Vogel. Derſelbe Anthropomorphismus beherrſchte natürlich auch die Vorſtellungen von dem inneren Weſen der Gottheit; man dachte ſich die Götter mit allen menſchlichen Trieben und Leidenſchaften, nur mit unendlich größerer Macht, und vor allem unſterblich und in unvergänglicher Jugendkraft,



Anſicht der ſpartaniſchen Ebene mit dem Taygetos im Hintergrunde.

Photographie des deutſchen archäologiſchen Inſtituts zu Athen.

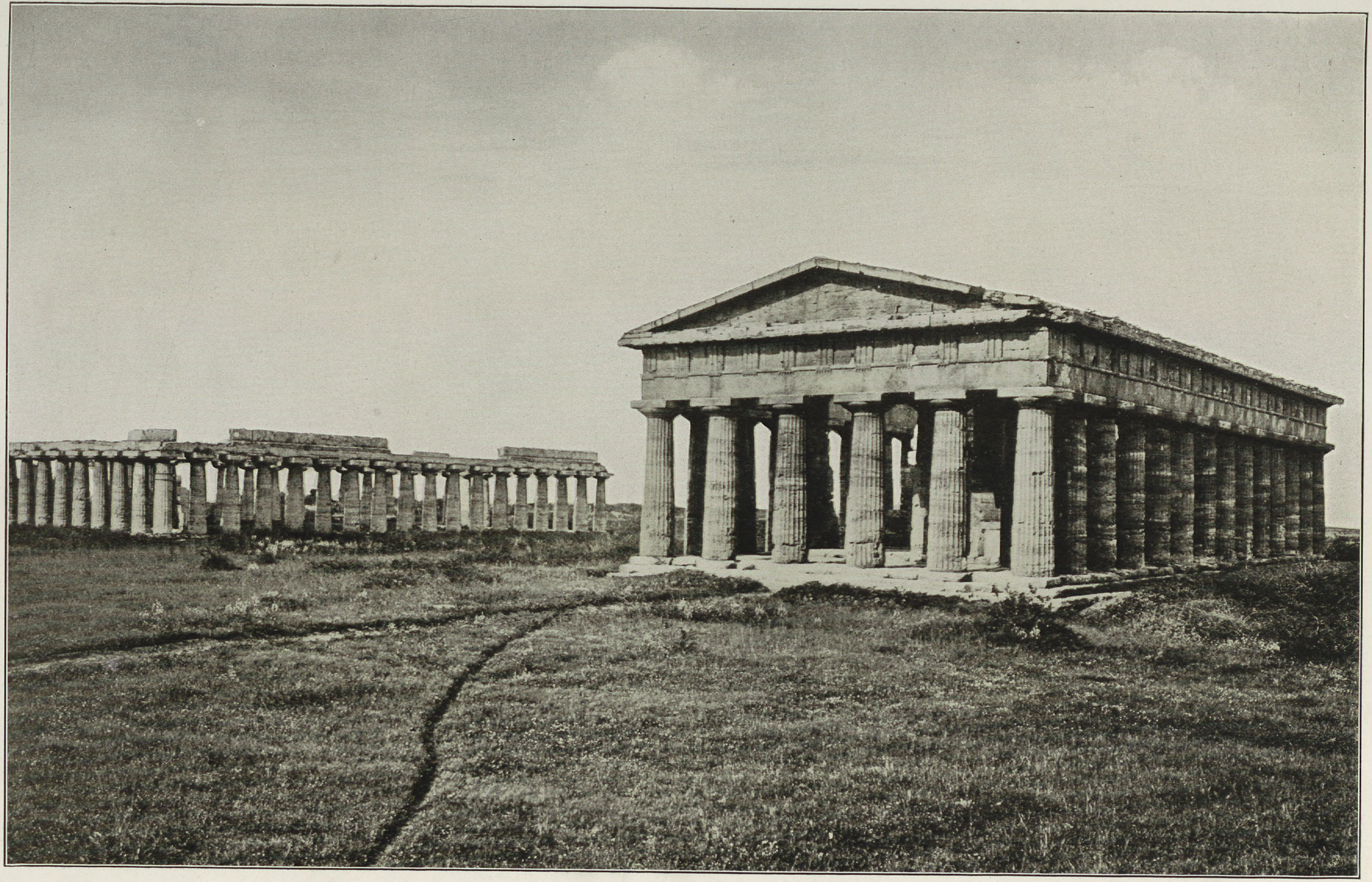
während dem Glauben einer früheren Zeit die Vorſtellung, daß die Götter auch ſterben könnten, nicht fern gelegen hatte, zeigte man doch auf Kreta ſogar das Grab des Zeus. Der anthropomorphiſtiſch gedachte Gott mußte dann weiter ſeine Wohnung haben, die ſein Kultbild enthielt und wo die Weihgeſchenke aufbewahrt wurden, welche die Frömmigkeit der Gläubigen ſtiftete. Ohne Zweifel hat ſich der Tempel aus der Hauskapelle entwickelt, die wir in den Paläſten der mykeniſchen Zeit finden, wie denn ſpäter, als die Königsmacht gefallen war, ſehr häufig Tempel auf den Trümmern der alten Paläſte errichtet wurden. Bald erhoben ſich dann auch in den heiligen Hainen Tempel der Götter.

An jede dieſer Kultſtätten knüpften ſich heilige Legenden; ſie bildeten den Inhalt der Hymnen, die am Feſte des Gottes zu deſſen Preiſe geſungen wurden. Je mehr dann die großen Nationalgötter im Volksglauben in den Vordergrund traten, wurden die zahlloſen Lokalgötter überall da, wo ſie keinen Kultus hatten, ihres göttlichen Weſens entkleidet und ſanken zu „Heroen“ herab, die in grauer Vorzeit gelebt haben ſollten und unendlich höhere Kraft gehabt hätten als das lebende Geſchlecht. Selbſt Herakles hat dieſem Schickſal nicht entgehen können. Die Lieder, die ihre Taten feierten, verloren infolgedeſſen ihren religiöſen Charakter, der Schauplatz dieſer Taten wurde vom Himmel auf die Erde verlegt: der Hymnos wurde zum Heldenſang. Nun hatte die Phantaſie der Dichter freieſten Spielraum; die einzelnen Lieder wurden in der mannigfachſten Weiſe miteinander verknüpft und zu großen Sagenkreiſen verbunden, in denen dann auch der Niederſchlag von Liedern Aufnahme fand, die hiſtoriſche Ereigniſſe feierten. Die Fülle des Stoffes konnte nur noch in umfangreichen Kompoſitionen erſchöpft werden, und ſo entwickelte ſich aus dem Heldenliede das heroiſche Epos.

Wir haben bereits geſehen daß die Anfänge der epiſchen Technik bis in die mykeniſche Zeit zurückgehen; auch das epiſche Versmaß, der Hexameter, ſtammt aus dieſer Zeit oder hat ſich doch aus einem daktyliſchen Versmaße der mykeniſchen Zeit entwickelt. Die Dichtungen aus jener Frühzeit des Götter- und Heldenſanges ſind freilich für uns verſchollen; uns bleiben nur die beiden großen homeriſchen Epen, die den Höhepunkt dieſer ganzen Entwicklung bezeichnen, und bereits das Altertum beſaß keine älteren epiſchen Dichtungen. Aber ſchon die konventionelle epiſche Sprache voll ſtehender Formeln, die uns in der Ilias und Odyſſee entgegentritt, würde uns den Beweis geben, daß dieſe Epen am Ende einer langen Entwicklungsreihe ſtehen.

Der bei weitem berühmteſte der epiſchen Sagenkreiſe knüpft an die Zerſtörung von Ilion an, das, wie die erhaltenen Trümmer beweiſen, in vormykeniſcher und namentlich in mykeniſcher Zeit eine der bedeutendſten Städte am Hellespont geweſen iſt, während die Stätte ſeitdem jahrhundertelang ſo gut wie wüſt gelegen hat, bis Lyſimachos um 300 v. Chr. ein neues Ilion gründete. Die Zerſtörung der Stadt iſt alſo eine hiſtoriſche Tatſache, und auch, daß ſie durch die Griechen erfolgt iſt, wird nicht wohl bezweifelt werden können, da ja die Ausbreitung der Griechen über die Küſten des Ägäiſchen Meeres eben in die letzten Jahrhunderte der mykeniſchen Zeit fällt. Die Sagen aber, welche den Kern der Lieder von den Kämpfen um Ilion bilden, ſind viel älter und haben mit der Zerſtörung der Stadt nicht das geringſte zu tun. Zugrunde liegt zunächſt ein uralter Mythos von dem Kampfe der Geiſter des Lichts (Lykier) mit den Wolkengeiſtern, den Danaern, damit verbunden iſt der Mythos vom Raube der Mondgöttin Helena durch den Sonnengott und der Zurückführung der geraubten Göttin durch ein ihr eng verwandtes göttliches Brüderpaar, ein Mythos, der in verſchiedener Weiſe erzählt wurde. Nach der attiſchen Sage wäre Helena von Theſeus geraubt und von ihren Brüdern, den Dioskuren, nach ihrer Heimat Sparta zurückgeführt worden; nach dem homeriſchen Epos iſt der Troer Alexandros der Räuber, dem Helena dann von ihrem Gatten Menelaos und deſſen Bruder Agamemnon wieder entriſſen wird. Um dieſe beiden Mythen haben ſich im Laufe der Zeit eine ganze Reihe anderer Mythen und Sagengeſtalten angeſetzt, die dem troiſchen Kreiſe urſprünglich ganz fern ſtanden. So namentlich die Sage von dem Sonnenhelden Odyſſeus, der zum Hades herabſteigt und dann nach Hauſe zurückgekehrt, mit ſeinen nie fehlenden Pfeilen die Unholde tötet, die, während er fern war, ſeine Gattin bedrängt hatten.

Der zweite der berühmten griechiſchen Sagenkreiſe knüpft an die thebaniſche Sage von Ödipus an, der ſeinen Vater erſchlägt und ſeine Mutter heiratet, ohne zu wiſſen, daß es ſeine



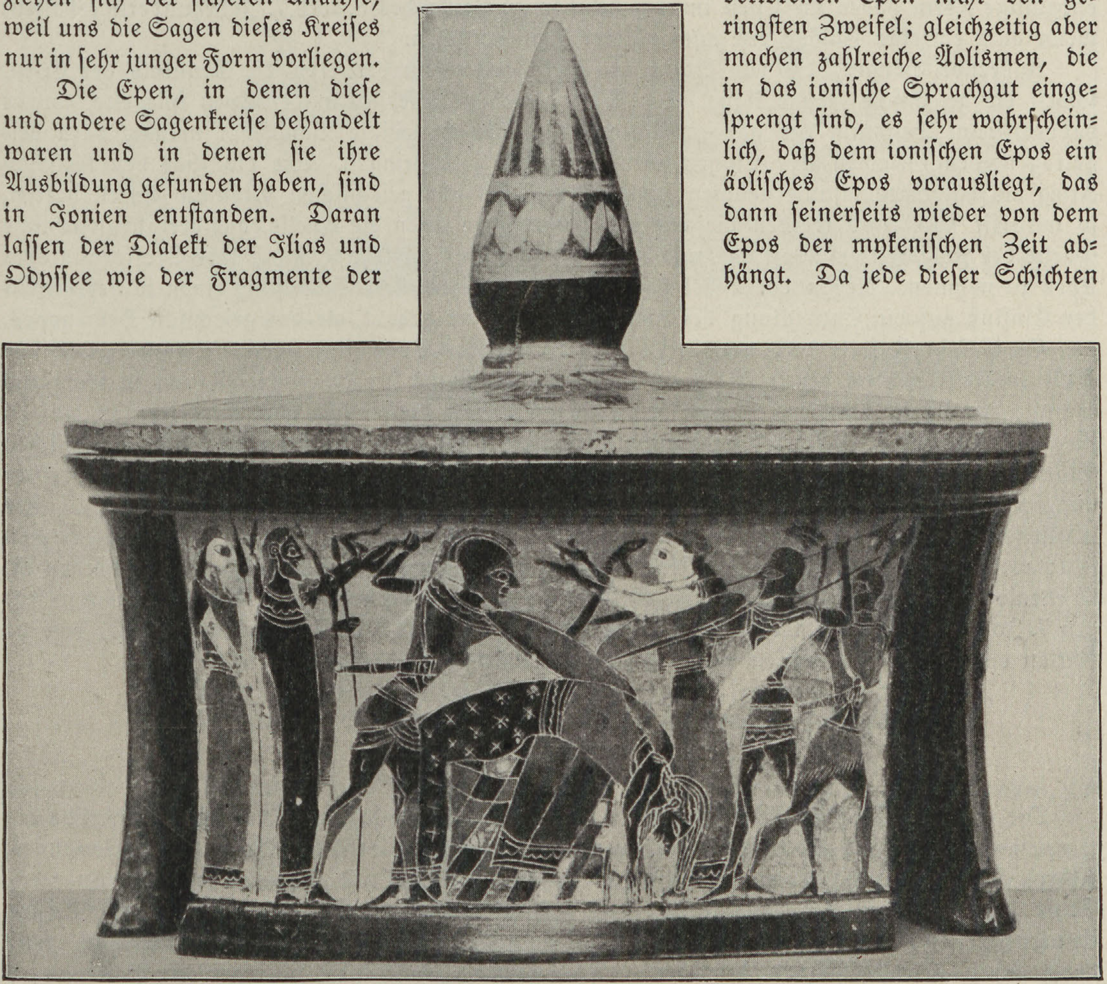
Der Poſeidontempel zu Paeſtum

Aufnahme der Neuen Phot Geſ., Berlin-Steglitz

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

Eltern ſind und dann, als der Frevel an den Tag kommt, ſich zur Sühne mit eigener Hand blendet und die mit der Mutter gezeugten Söhne verflucht, worauf Zwietracht zwiſchen den Söhnen ausbricht und ſie ſich gegenſeitig im Kampfe töten. Damit verbunden wurde die Sage von dem Zuge der ſieben argeiiſchen Helden gegen Theben, die vor den Toren der Stadt ihren Untergang finden, dann aber von ihren Söhnen gerächt werden, denen Theben erliegt. Daß auch hier Naturmythen zugrunde liegen, iſt unzweifelhaft, aber ſie entziehen ſich der ſicheren Analyſe, weil uns die Sagen dieſes Kreiſes nur in ſehr junger Form vorliegen.



Archaiſche ſchwarzfigurige Vaſe mit Darſtellung aus der Sage von Troja. (Tod des Priamos.)

Original im Königl. Muſeum zu Berlin.

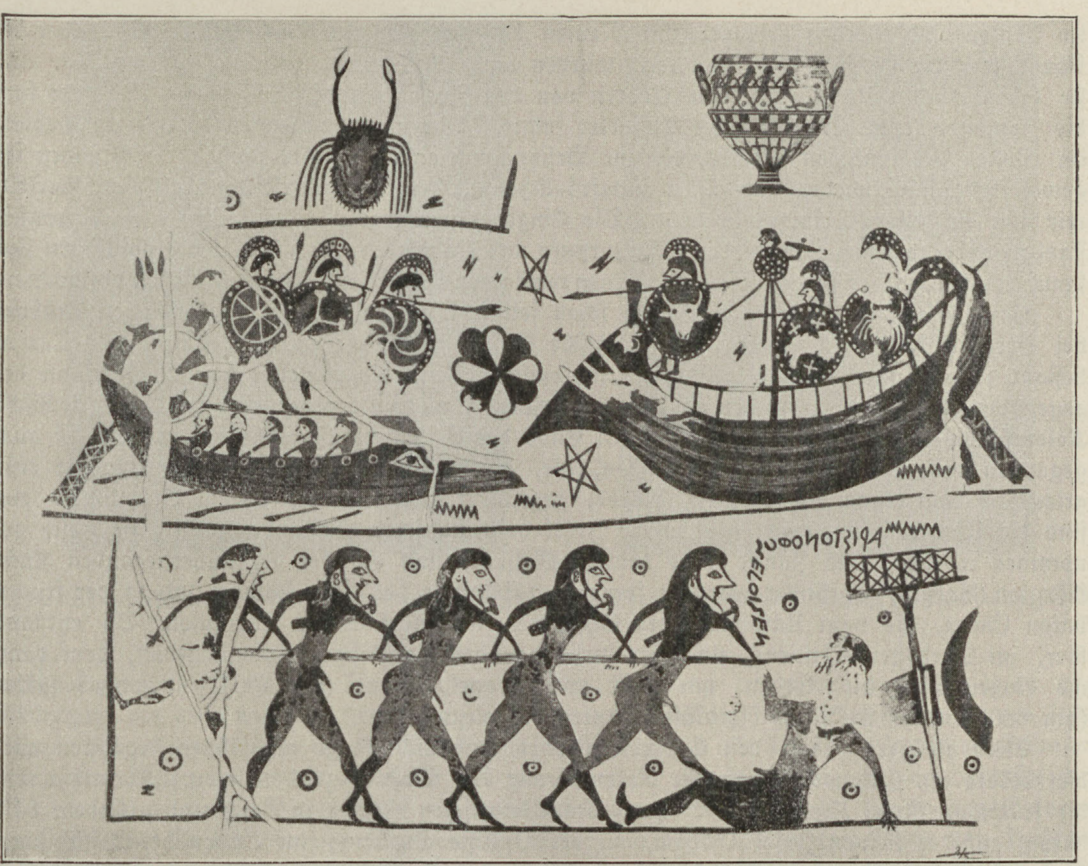
Die Epen, in denen dieſe und andere Sagenkreiſe behandelt waren und in denen ſie ihre Ausbildung gefunden haben, ſind in Ionien entſtanden. Daran laſſen der Dialekt der Ilias und Odyſſee wie der Fragmente der verlorenen Epen nicht den geringſten Zweifel; gleichzeitig aber machen zahlreiche Äolismen, die in das ioniſche Sprachgut eingeſprengt ſind, es ſehr wahrſcheinlich, daß dem ioniſchen Epos ein äoliſches Epos vorausliegt, das dann ſeinerſeits wieder von dem Epos der mykeniſchen Zeit abhängt. Da jede dieſer Schichten auf der vorhergehenden Schicht ruht und ihr dem Inhalt wie der Form nach ſehr vieles zu danken hat, iſt es ganz müßig, nach dem Verfaſſer der Epen zu fragen; unzählige Dichter haben, direkt und indirekt, an der Ilias und Odyſſee mitgearbeitet. Aber eben dieſe Kontinuität des epiſchen Geſanges zeigt uns, daß er von berufsmäßigen Sängern gepflegt wurde, wie das ja auch aus den Schilderungen der Odyſſee deutlich hervorgeht. Die Kunſt des Heldenſanges erbte ſich vom Vater auf den Sohn, vom Lehrer auf den Schüler fort, wie alle Kunſtfertigkeit in dieſer ſtreng gebundenen Zeit. Eines dieſer Sängergeſchlechter waren die Homeriden auf Chios, die ſich wahrſcheinlich auch nach anderen ioniſchen Städten verzweigten und in deren Kreiſen namentlich die Lieder aus dem troiſchen Zyklus ihre Ausbildung gefunden haben; ſo iſt es gekommen, daß ihr Eponymos Homer als Verfaſſer dieſer Epen betrachtet wurde, als man anfing, nach dem Namen des Verfaſſers zu fragen. In Wahrheit ſind Ilias und Odyſſee ganz allmählich aus verhältnismäßig kleinen Kernen zu den umfangreichen Epen erwachſen, die uns heute vorliegen. Die verſchiedenen Schichten laſſen ſich mit derſelben Sicherheit ſcheiden, mit der der Geologe das relative Alter der Schichten der Erdrinde beſtimmt. Aber freilich hat die jeweilig jüngere Schicht die älteren an vielen Stellen durchbrochen und zerſtört, ſo daß eine Wiederherſtellung des urſprünglichen Kernes der Epen, wie man ſie wohl verſucht hat, völlig ausgeſchloſſen iſt; uns ſind von den älteren Schichten nur Fragmente geblieben. Ihre endgültige Form haben die Epen im weſentlichen im Laufe des 8. und 7. Jahrhunderts erhalten, wenn auch einzelne Zuſätze erſt aus ſpäterer Zeit ſtammen.

Fahrende Sänger, die von Stadt zu Stadt zogen, verbreiteten die Kenntnis der Epen, ſoweit die griechiſche Zunge klang. Die Welt der Sage, die ſich in den Epen ſpiegelte, wurde dadurch zum Beſitztum der ganzen Nation, und dieſes geiſtige Band hat mächtig dazu beigetragen, den Griechen ihre Einheit zum Bewußtſein zu bringen. Wie die Ilias den troiſchen Krieg als ein Nationalunternehmen ſchildert, an dem alle griechiſchen Stämme Anteil hatten, ſo wird ſie ſelbſt und werden die anderen homeriſchen Epen die Quelle, aus der alle griechiſche Poeſie der Folgezeit geſchöpft hat, und bald begann auch die bildende Kunſt ihre Stoffe aus dem Epos zu nehmen. Neben der Bibel hat keine andere literariſche Schöpfung einen ſo tiefgreifenden Einfluß auf die Entwicklung der menſchlichen Kultur gehabt, als das griechiſche Heldenepos.

Es iſt kein Zufall, daß um dieſelbe Zeit, wo das Epos ſich über die ganze griechiſche Welt verbreitete, zum erſten Male ein gemeinſamer Name für die ganze Nation in Gebrauch kommt: der Name Hellenen. Homer kennt dieſen Namen noch nicht oder doch nur an einigen jüngeren Stellen; das Heer Agamemnons iſt ihm zwar aus Kontingenten aller griechiſchen Stämme zuſammengeſetzt, aber er hat keinen anderen Geſamtnamen dafür als die Bezeichnungen: Danaer, Achäer oder Argeier, die ihm in den älteren Epen gegeben waren. Die „Hellenen" ſollen urſprünglich ein früh verſchollener Stamm im ſüdlichen Theſſalien geweſen ſein; warum gerade der Namen dieſes Stammes zum Namen der ganzen Nation geworden iſt, iſt ebenſo dunkel wie in der Regel die Entſtehung der Volksnamen. Aber daß dieſer Name jetzt (im 7. Jahrhundert) zur allgemeinen Geltung kam, zeigt uns beſſer als alles andere, daß die Nation endlich das Bewußtſein ihrer Zuſammengehörigkeit gewonnen hatte.

4. Die Seeherrſchaft.

Die älteſten ſtädtiſchen Mittelpunkte in Griechenland, die ſagenberühmten Herrſcherſitze der Heroenzeit, hatten faſt alle abſeits vom Meere gelegen, ſo Mykenä und Sparta im Peloponnes, Athen, Theben, Orchomenos in Mittelgriechenland, Knoſos und Phaeſtos auf Kreta. Jene Stufe der wirtſchaftlichen Entwicklung, auf der Ackerbau und Viehzucht die hauptſächlichſten Erwerbsquellen bildeten, während der Handel noch ganz in den Hintergrund trat, fand darin ihren charakteriſtiſchen Ausdruck. Das mußte ſich ändern, je reger die Beziehungen zwiſchen den einzelnen Teilen der Nation wurden. Während die gebirgige Natur der Halbinſel dem Verkehr die ſchwerſten Hinderniſſe in den Weg legt, iſt es das Meer, das die einzelnen Teile des Landes miteinander verbindet; und ſo treten denn jetzt, um dieſelbe Zeit etwa, wo die Nation zum Bewußtſein ihrer nationalen Einheit gelangte, eine Reihe von Seeſtädten in den Vordergrund, die in der griechiſchen Vorzeit noch gar keine oder doch nur eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle geſpielt hatten. Seine natürlichen Brennpunkte findet der Verkehr an den griechiſchen Küſten an zwei Punkten: auf dem Iſthmos, wo das Ägäiſche und Ioniſche Meer bis auf wenige Kilometer ſich einander nähern, und am Euripos, der Euböa vom Feſtlande trennt und die nächſte, vor allem aber die gefahrloſeſte Verbindung zwiſchen dem Süden und dem Norden Griechenlands bildet. An dieſen Stellen ſind darum zuerſt im griechiſchen Mutterlande größere Handelsſtädte erwachſen: auf dem Iſthmos Korinthos und Megara, am Euripos Eretria und Chalkis. Dazu trat weiter die kleine Inſel Ägina in der Mitte des ſaroniſchen Buſens, deren Bewohner ſchon früh den Ruf gewannen, die tüchtigſten Seeleute in ganz Griechenland zu ſein. Unter den Pflanzſtädten an der kleinaſiatiſchen Küſte blühten am kräftigſten Milet und Phokäa empor, welche die Mündungen der beiden größten Flüſſe im Weſten der Halbinſel



Die Ariſtonothos-Vaſe im Conſervatoren-Palaſt zu Rom, mit der erſten Darſtellung einer Seeſchlacht und der älteſten Künſtlerſignatur.

beherrſchten, des Mäandros und Hermos, und damit die beiden wichtigſten Handelsſtraßen, die vom Ägäiſchen Meer in das Innere führen.

Hier, an der kleinaſiatiſchen Weſtküſte, iſt um dieſe Zeit die Erfindung gemacht worden, die mehr als alles andere zeigt, welche Bedeutung der Handel ſchon damals in der griechiſchen Welt gewonnen hatte und die von unermeßlicher Wichtigkeit für die wirtſchaftliche Entwicklung aller Folgezeit geworden iſt: die Erfindung der Münzprägung. Wohl hatten Gold und Silber in den alten Kulturſtaaten des Oſtens und auch in der griechiſchen Welt ſchon lange als Wertmeſſer gedient, und ſie mögen auch bereits in Barren von beſtimmtem Gewicht im Umlauf geweſen ſein, aber noch keiner Regierung war der Gedanke gekommen, dieſen Barren einen Stempel aufzudrücken, der für Gewicht und Feingehalt Gewähr leiſtete und damit dem Verkehr die beſtändige Anwendung von Wage und Probierſtift zu erſparen. Dieſe älteſten Münzen waren aus „Elektron“ geprägt, einem ſtark mit Silber legierten Golde, wie es aus dem Sande der lydiſchen Flüſſe gewaſchen wurde; ſie hatten noch keine Aufſchrift und waren nur mit dem Wappen des prägenden Staates bezeichnet, während die Rückſeite leer blieb. Die neue Erfindung verbreitete ſich raſch über die kleinaſiatiſchen Küſtenſtädte und fand auch ſehr bald ihren Weg nach dem griechiſchen Mutterlande, wo die Handelsſtädte Ägina, Chalkis und Eretria ſchon früh im 7. Jahrhundert zu prägen begonnen haben; da hier aber Gold noch ſo gut wie gar nicht im Verkehr war, ſo haben dieſe Städte ihre Münzen in Silber geſchlagen.

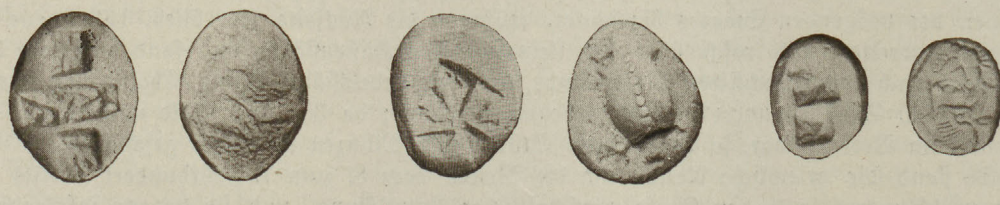
So ſtand die griechiſche Nation um die Wende vom 8. zum 7. Jahrhundert bereits auf einer verhältnismäßig hohen Stufe wirtſchaftlicher Entwicklung, und ſie begann infolgedeſſen hinauszugreifen über den engen Raum, auf dem bisher ihre Geſchichte ſich abgeſpielt hatte. Kühne Entdecker hatten ſchon ſeit dem 9. Jahrhundert ſich auf die unbekannten Meere im Weſten und Norden gewagt; ihre Namen hat keine Überlieferung aufbewahrt, aber die Abenteuer, die ſie zu beſtehen hatten, wurden einer der beliebteſten Stoffe des Epos, und ſie leben noch heute fort in den Liedern von den Irrfahrten des Odyſſeus. Und jetzt kam die Zeit, wo dem Entdecker der Anſiedler folgte. Vor allem waren es die weiten Gebiete im Weſten des ioniſchen Meeres, die zur Beſitznahme einluden; hier fanden die Griechen ihr gewohntes Klima wieder und einen jungfräulichen Boden von unerſchöpflicher Fruchtbarkeit, wie ihn die felſige Heimat nicht bot. Die Eingeborenen waren wohl tapfer und kriegeriſch, ſtanden aber noch auf einer niederen Kulturſtufe und entbehrten vor allem jedes politiſchen Zuſammenhaltes, ſo daß ſie der Eroberung keinen wirkſamen Widerſtand entgegenzuſetzen vermochten.

Beziehungen zum Weſten beſtanden ſchon ſeit ſehr alter Zeit. In vorgriechiſchen Gräbern bei Syrakus haben ſich vereinzelt mykeniſche Vaſen gefunden; auf der Stätte von Tarent beſtand ſogar eine ganze Anſiedlung ſpätmykeniſcher Zeit, die vielleicht den Chaonen an der gegenüberliegenden epeirotiſchen Küſte ihren Urſprung verdankt. Aber eine wirkliche griechiſche Koloniſation dieſer Gebiete hat erſt gegen Ende des 8. Jahrhunderts begonnen. Sie iſt ausgegangen von den Chalkidiern auf Euböa, die, angeblich 736, am Fuße des Ätna die erſte griechiſche Anſiedlung auf Sizilien, Naxos, gegründet haben. Von dieſem Stützpunkte aus ſind die Ufer der Meerenge, welche die Inſel vom italiſchen Feſtlande trennt, in Beſitz genommen worden, und Zankle (das heutige Meſſina) und auf der gegenüberliegenden Küſte Rhegion (Reggio) gegründet worden; ferner am Südfuße des Ätna Katane und in der fruchtbaren Ebene, die vom Unterlaufe des Symäthos bewäſſert wird, Leontinoi. So entſtand hier, im Nordoſten Siziliens, ein zuſammenhängendes chalkidiſches Kolonialgebiet, dem dann als Außenpoſten im Norden, am Golf von Neapel, Kyme (um 700) und etwas ſpäter (um 640) an der ſiziliſchen Nordküſte Himera vorgelegt wurde.

Etwa gleichzeitig mit den Chalkidiern oder doch nicht lange nach ihnen begannen auch die Städte am Iſthmos ſich an der Koloniſierung des Weſtens zu beteiligen. Korinth nahm die fruchtbare Inſel Kerkyra am Eingang des Adriatiſchen Meeres in Beſitz und gründete bald darauf auf der kleinen Inſel Ortygia, an der Oſtküſte Siziliens, im Süden des chalkidiſchen Kolonialgebietes, Syrakus, das dann im Laufe des 7. Jahrhunderts die ganze Südſpitze Siziliens ſeiner Herrſchaft unterwarf und hier eine Reihe von Pflanzſtädten gründete, von denen Kamarina bald zu großer Blüte gelangte. Um die Verbindung mit Kerkyra zu ſichern, nahmen die Korinthier dann, gegen Ende des 7. Jahrhunderts, an der akarnaniſchen Küſte die Halbinſel Leukas in Beſitz und gründeten etwa um dieſelbe Zeit Ambrakia in der reichen Ebene am unteren Arachthos, während als Stützpunkte für den Handel auf dem Adriatiſchen Meere an der illyriſchen Küſte Apollonia und Epidamnos angelegt wurden.

Dem von Korinth gegebenen Beiſpiele folgte bald das benachbarte Megara und gründete wenige Meilen nördlich von Syrakus ein neues Megara, das freilich, zwiſchen dem chalkidiſchen und korinthiſchen Kolonialgebiet eingeklemmt, nie zu rechter Blüte gelangen konnte; von hier aus iſt dann ein Jahrhundert ſpäter im äußerſten Weſten Siziliens Selinus angelegt worden, das die Mutterſtadt bald weit überholte und deſſen gewaltige Trümmer noch heute von ſeiner Bedeutung beredtes Zeugnis geben.

Ebenſo haben die Bewohner der Landſchaft Achaia an der Südküſte des korinthiſchen Golfes ſich ſchon früh an der Koloniſation des Weſtens beteiligt. Ihnen wird die Helleniſierung der Weſtküſte des tarantiniſchen Golfes und des größten Teils des heutigen Kalabriens

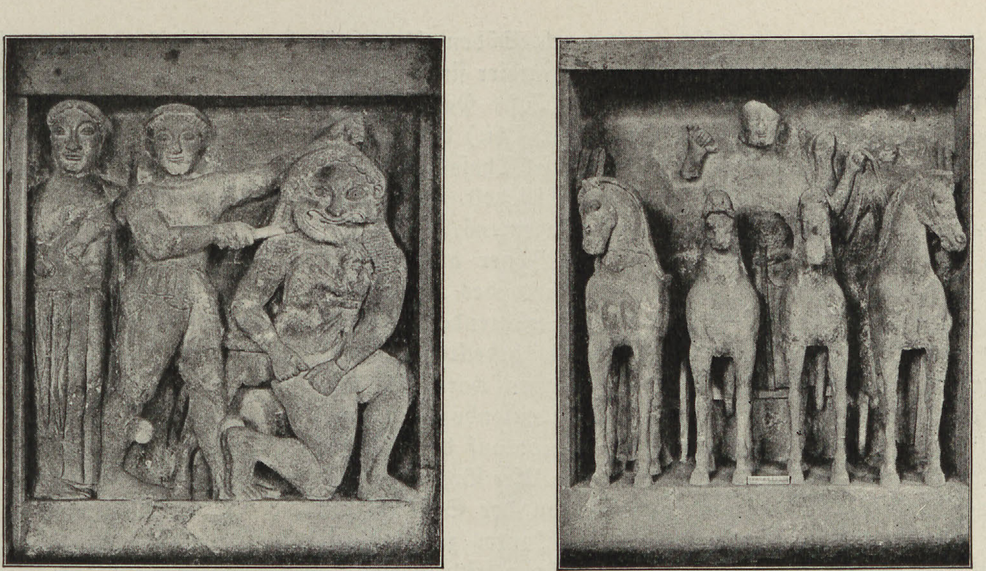


Kleinaſiatiſche Elektronmünze aus dem
Beginn der Prägung (7. Jahrh. v. Chr.).

Silberſtater von Ägina
7.—6. Jahrh. vor Chr.

Goldſtater des Kröſos
6. Jahrhundert vor Chr.

Älteſte griechiſche Münzen. Originale im Königlichen Münzkabinett zu Berlin.



Zwei Metopen von einem Tempel zu Selinus. Nach Brunn, Denkmäler. Verlag F. Bruckmann, A.-G.

verdankt; ihre Pflanzſtädte Metapontion an der Mündung des Bradanos, Siris an der Mündung des gleichnamigen Fluſſes, Sybaris an der Mündung des Krathis, Kroton am lakiniſchen Vorgebirge, Kaulonia beim Kap Kokynthos ſtellten bald alle übrigen griechiſchen Kolonien an dieſen Küſten in den Schatten, ſo daß der Reichtum und die Üppigkeit von Sybaris zum Sprichwort wurden. Die Gebiete dieſer Gemeinden erſtreckten ſich bis tief in das Binnenland und im Weſten bis zum Tyrrheniſchen Meer, an deſſen Küſte eine Reihe von Tochterſtädten entſtanden, unter denen Poſeidonia in der fruchtbaren Ebene am unteren Seilaros die erſte Stelle einnahm. Ihre Tempel, die noch heute in ernſter Majeſtät inmitten des verödeten Mauerringes emporragen, bilden das herrlichſte uns erhaltene Denkmal griechiſcher Baukunſt neben den Tempeln der Akropolis von Athen.

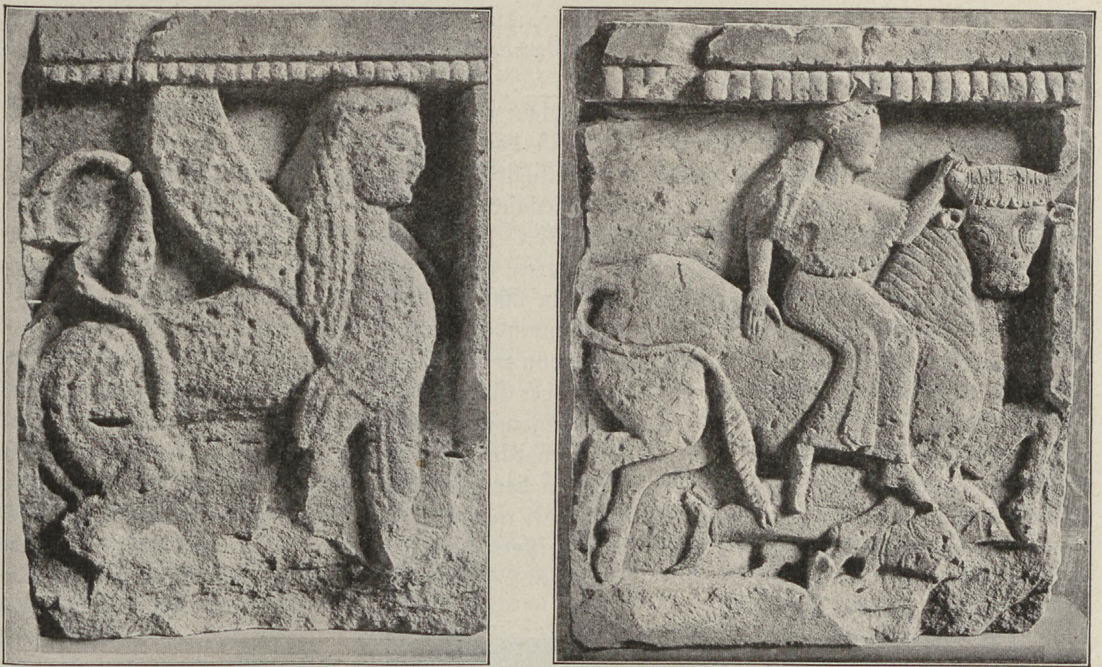
Wie die Achäer dem Beiſpiele der Korinthier, ſo folgten die Euböa gegenüber wohnenden Lokrer dem Beiſpiele der Chalkidier; ſie gründeten in der Nähe der Südoſtſpitze Italiens, des zephyriſchen Vorgebirges (Kap Spartivento) ein neues Lokroi (bald nach 700 v. Chr.). Auch dieſe Stadt griff bald quer über die Halbinſel nach dem Tyrrheniſchen Meer hinüber, wo ſie die Pflanzſtädte Hipponion (Monteleone) und Medma, an dem Fluſſe, der noch heute Meſima heißt, anlegte. Von Lakonien aus wurde Tarent in Beſitz genommen (um 700), während die Rhodier um dieſelbe Zeit in einer fruchtbaren Ebene an der Südküſte Siziliens Gela gründeten, das dank dieſer günſtigen Lage bald zu einer der erſten Städte der ganzen Inſel emporblühte. Von hier aus iſt etwa ein Jahrhundert ſpäter (um 580 v. Chr.) Akragas (Girgenti) angelegt worden.

So hatten im Laufe von wenig mehr als einem Jahrhundert die Küſten Italiens von Tarent bis zum Golf von Neapel und die Oſt- und Südküſte Siziliens von Kap Peloron bis zum Kap Lilybäon ſich mit einem faſt ununterbrochenen Kranze griechiſcher Kolonien bedeckt; es war damit der griechiſchen Nation ein Gebiet gewonnen worden, das an Ausdehnung dem Mutterland ſüdlich der Thermopylen kaum nachſtand und deſſen weites Hinterland noch für eine ungemeſſene Expanſion Raum zu bieten ſchien. Es war nicht ganz ungerechtfertigt, wenn die Koloniſten jenſeits des Ioniſchen Meeres ihr Land als Großhellas bezeichneten, im Gegenſatz zu den engen Verhältniſſen der alten Heimat.

Zur ſelben Zeit war, nach Norden und Nordoſten hin, eine nicht weniger folgenſchwere Erweiterung des griechiſchen Machtgebietes erfolgt. Eine dichte Reihe griechiſcher Pflanzſtädte erſtand während des 7. Jahrhunderts an der Nordküſte des Ägäiſchen Meeres. Die Bewohner Euböas ſtanden auch hier mit in erſter Reihe; ſie nahmen die Halbinſel in Beſitz, die ihrer Inſel gegenüber ſich weit nach Süden hin vorſtreckt und die dieſer Koloniſation den Namen Chalkidike verdankt. Die Korinthier ſind ihnen auch hierhin gefolgt; ſie gründeten auf dem Iſthmos, welcher die kleine Halbinſel Pallene mit dem Rumpfe der Chalkidike verbindet, die Kolonie Poteidäa (um 600 v. Chr.) die lange die erſte Stadt in dieſem ganzen Gebiete geblieben iſt. Die goldreiche Inſel Thaſos öſtlich der Chalkidike wurde um die Mitte des 7. Jahrhunderts von Paros aus beſiedelt. Auf dem gegenüberliegenden Feſtlande erbauten um dieſelbe Zeit Joner aus Klazomenä, denen ſpäter eine Kolonie aus dem gleichfalls ioniſchen Teos gefolgt iſt Abdera, Joner aus Chios Maroneia; weiter öſtlich, an der Mündung des größten thrakiſchen Stromes, des Hebros (Maritza), wurde Änos von Lesbos aus gegründet. Auch die Lesbos gegenüberliegende Troas wurde von dort aus beſiedelt. Die Ufer des Helleſponts und des Propontis bedeckten ſich mit mileſiſchen Pflanzſtädten, von denen Abydos und Kyzikos die bedeutendſten waren (beide um 670 gegründet); das Abydos benachbarte Lampſakos, gleichfalls eine bedeutende Stadt, war eine Kolonie von Phokäa. Am thrakiſchen Bosporos gründeten die Megarer auf der aſiatiſchen Seite Kalchedon (675 v. Chr.), auf dem gegenüberliegenden europäiſchen Ufer Byzantion (658 v. Chr.), und weiter, ein Jahrhundert ſpäter, im Mariandynerlande an der Südküſte des Pontos Herakleia. Vor allem aber waren es die Mileſier, welche den Pontos zum griechiſchen Meere gemacht haben, zum „gaſtlichen Meere" (Pontos Euxeinos), wie er ſeitdem hieß. Sie ſollen hier und an der Propontis nicht weniger als 90 Pflanzſtädte gegründet haben, unter denen namentlich Sinope (gegründet um 630) an der kleinaſiatiſchen Küſte unweit der Mündung des Halys, Olbia (644 v. Chr.) an der Mündung des Boryſthenes (Dnjepr) und Pantikapäon am kimmeriſchen Bosporos (der Straße von Kertſch) zu großer Bedeutung gelangt ſind. Doch haben es alle dieſe Kolonien am Pontos nur in beſchränktem Maße vermocht, das von kriegeriſchen Barbaren bewohnte Hinterland ihrer Herrſchaft zu unterwerfen, ſo daß es hier zu einer wirklichen Helleniſierung des Landes wie in Italien und Sizilien niemals gekommen iſt.

Dagegen iſt den Griechen im Süden, auf der libyſchen Küſte, nur die Beſiedlung des Hochlandes von Kyrene gelungen; ſie iſt ausgegangen von den Bewohnern der kleinen Kykladeninſel Thera (um 630), denen ſich dann Koloniſten aus anderen Teilen Griechenlands, namentlich aus Kreta und dem Peloponnes anſchloſſen. Weiter nach Weſten hin ſetzten die phönikiſchen Kolonien an den Syrten und im heutigen Tuneſien, nach Oſten hin das dichtbevölkerte Niltal mit ſeiner alten Kultur der griechiſchen Expanſion unüberſteigliche Schranken. Doch kamen die Herrſcher Ägyptens im Laufe der Zeit dahin, die griechiſchen Piraten, von denen ihre Küſte unabläſſig beunruhigt wurde, ihren eigenen Zwecken dienſtbar zu machen. So nahm Pſammetichos, der Fürſt von Sais und Memphis, um 660 eine größere Zahl dieſer Piraten in Sold und machte ſich mit ihrer Hilfe zum König über das ganze Land, das damals in eine Reihe kleinerer Staaten zerfallen war. Er ſelbſt und ſeine Nachfolger ſuchten auch ſpäter in einem griechiſchen Söldnerheere die hauptſächlichſte Stütze ihrer Herrſchaft, und ſo wurde das Land dem griechiſchen Handel geöffnet. Die Griechen erhielten, um 600, einen Teil der Stadt Naukratis eingeräumt, unweit der Mündung des weſtlichen Nilarmes, um hier Faktoreien zu gründen und nach ihrer heimiſchen Weiſe unter ſelbſtgewählten Obrigkeiten zu leben. Eine Reihe der bedeutendſten griechiſchen Handelsſtädte nahmen an der neuen Anſiedlung teil: Miletos, Phokäa, Samos, Chios, Teos, Klazomenä aus Jonien, Halikarnaſſos, Knidos, die drei Städte auf Rhodos, Phaſelis aus der kleinaſiatiſchen Doris, das äoliſche Mytilene auf Lesbos, endlich, als einzige Gemeinde aus dem griechiſchen Mutterlande, Ägina. Es war alſo, im Gegenſatze zu allen übrigen Kolonien, eine panhelleniſche Gründung, die hier im fremden Kulturlande den griechiſchen Nationalgedanken zum Ausdruck brachte; die Vorläuferin des ſpäteren Alexandreia.

Auch der ferne Weſten wurde um dieſe Zeit von den Griechen erſchloſſen, und zwar gebührt dieſes Verdienſt in erſter Reihe der Stadt, die neben Miletos der wichtigſte kommerzielle Mittelpunkt Joniens war: Phokäa. Schon um 600 wurde von hier aus Maſſalia unweit der Mündung des Rhodanos gegründet, und bald bedeckten ſich die benachbarten Küſten bis nach Spanien hin mit einer Reihe von Handelsfaktoreien. Doch das eigentliche Ziel dieſer Fahrten bildete das Silberland Tarteſſos am Bätis und den Säulen des Herakles, deſſen



Zwei Metopen von einem Tempel zu Selinus. Nach Brunn, Denkmäler. Verlag F. Bruckmann, A.-G.

Entdeckung zuerſt einem ſamiſchen Schiffer, Koläos, gelungen war; die Kunde von den Reichtümern, die er heimgebracht hatte, ließ die Phokäer nicht ruhen, bis ſie auch an dieſen Küſten ſich feſtgeſetzt hatten, wo Mänake, unweit des heutigen Malaga, von ihnen gegründet wurde, die weſtlichſte aller griechiſchen Pflanzſtädte.

So beherrſchten die Griechen am Anfang des 6. Jahrhunderts faſt das ganze Mittelmeer; nur an der Nordküſte Afrikas, von der großen Syrte weſtwärts, hielten die Phöniker den griechiſchen Einfluß noch fern. Der größte und wichtigſte Schritt zur Weltherrſchaft war getan. Und das alles war faſt ausſchließlich durch private Initiative erreicht worden. Mit wenigen Ausnahmen verdanken die Kolonien dieſer Zeit ihre Gründung unternehmungsluſtigen Männern, denen es in der alten Heimat zu eng wurde und die unter ſelbſtgewählten Führern auf eigene Fauſt in die Ferne zogen, um dort ihr Glück zu machen. Darum ſtehen die ſo begründeten Kolonien der Mutterſtadt meiſt ganz ſelbſtändig gegenüber, wenn auch ihre Einrichtungen in der Regel natürlich denen der Mutterſtadt nachgebildet waren, wie dort dieſelben Götter verehrt, die gleichen Behörden gewählt wurden und gleiche Mundart und gleiche Sitte herrſchte. Nur eine Anzahl der am ſpäteſten, gegen Ende des 7. und im 6. Jahrhundert gegründeten Kolonien ſind von der Regierung der Mutterſtadt gegründet worden und darum auch von dieſer in politiſcher Abhängigkeit geblieben; ſo namentlich die korinthiſchen Kolonien der Kypſelidenzeit. Aber auch, wo ein ſolches Band der Abhängigkeit fehlte, ſind die Kolonien doch in der Regel mit der Mutterſtadt in engſter Verbindung geblieben, ſie haben den Bürgern der alten Heimat, wenn ſie nach der Kolonie kamen, eine bevorrechtete Stellung eingeräumt, ſie bildeten ſichere Stützpunkte für den Handel der Mutterſtadt und die beſten Abnehmer für die Erzeugniſſe ihres Gewerbfleißes.

Das mußte dann mächtig auf die wirtſchaftlichen Verhältniſſe des Mutterlandes zurückwirken. Die Kolonien waren zunächſt und noch auf lange Zeit außerſtande, ihren Bedarf an Induſtrieerzeugniſſen ſelbſt zu befriedigen und blieben alſo auf den Import aus dem Mutterlande angewieſen. So entwickelte ſich hier eine für den Export arbeitende Gewerbtätigkeit. Sie fand natürlich ihre Mittelpunkte vor allem in denſelben Städten, die auch die Ausgangspunkte der Koloniſation gebildet hatten, in Ionien, in Euböa und auf dem Iſthmos.

Milet wurde zum Hauptſitze der Textilinduſtrie, die Metallinduſtrie blühte in dem erzreichen Chalkis, daneben auch in Korinth und ſeinen Nachbarſtädten, während die Töpferei in Korinth und Athen ihren Mittelpunkt fand.

Bald begann es an Arbeitskräften zu fehlen und man ſah ſich infolgedeſſen genötigt, ſie aus dem Auslande einzuführen. Zuerſt iſt das, wie natürlich, in Kleinaſien geſchehen, wo die benachbarten Barbarenländer eine unerſchöpfliche Bezugsquelle dafür boten; die Inſel Chios hat den traurigen Ruhm, der erſte griechiſche Staat geweſen zu ſein, der ſeine Produktion auf Sklavenarbeit gegründet hat. Von Jonien aus hat ſich die Verwendung von Sklaven dann bald nach den induſtriellen Zentren des Mutterlandes verbreitet, ſo namentlich nach Korinth; hier ſah die Regierung ſchon um 600 ſich genötigt, durch geſetzliche Maßregeln dagegen einzuſchreiten, was natürlich ohne dauernden Erfolg bleiben mußte.

Ein größerer Gewerbebetrieb, namentlich wenn er auf Sklavenarbeit gegründet iſt, hat den Beſitz von Kapital zur Vorausſetzung; nicht minder der Großhandel, wie er jetzt nach den Kolonien betrieben wurde. Wer alſo nicht hinreichendes eigenes Kapital hatte, war darauf angewieſen, es ſich als Darlehn zu verſchaffen und mußte dann natürlich bereit ſein, einen entſprechenden Entgelt dafür zu bezahlen. So trat ein neuer Faktor in das griechiſche Wirtſchaftsleben, der Zins. Und da die vorhandenen Kapitalien noch ſehr beſchränkt waren, das Riſiko, namentlich beim Seehandel groß war, ſo mußte der Zinsfuß hoch ſein, wie ſtets bei wenig entwickelten wirtſchaftlichen Zuſtänden. Das wirkte dann weiter auf alle ſozialen Verhältniſſe zurück. Der Kleinbauer hatte bisher, wenn er einmal in Not kam, bei ſeinem reicheren Nachbar ohne Mühe ein Darlehn gefunden, das, der Natur der Sache nach, in der Regel in Getreide gegeben und nach der Ernte ebenſo zurückgezahlt wurde; wenn es auch üblich war, etwas mehr zurückzuerſtatten, als man empfangen hatte, ſo lag doch dazu kein Zwang vor. Jetzt aber, wo es für Kapitalien eine lohnende Verwendung gab, wurde ein feſter Zins ausbedungen, für deſſen pünktliche Zahlung, wie für die Rückzahlung des Darlehens ſelbſt, das Gütchen des Schuldners zu haften hatte, und falls dies nicht ausreichte, die Perſonen des Schuldners und ſeiner Familienglieder ſelbſt. Bald bedeckten ſich die Felder weithin mit ſteinernen Pfeilern, auf denen die Schulden verzeichnet waren, die auf den Grundſtücken laſteten. Und bei der Höhe des Zinsfußes mußte die Aufnahme einer ſolchen Hypothek meiſt früher oder ſpäter zum Ruin des Schuldners führen, der dann endlich von Haus und Hof getrieben wurde oder gar in die Knechtſchaft des Gläubigers kam.

Der Apollon von Tenea. München.
Nach Brunn, Denkmäler griech. u. römiſch. Kultur. Verlag von F. Bruckmann, A.-G.

Natürlich herrſchten ſolche Zuſtände nur in den wirtſchaftlich fortgeſchrittenſten Teilen der griechiſchen Welt, den Handels- und Induſtrieſtaaten, während der größte Teil der griechiſchen Halbinſel, wo der Ackerbau nach wie vor die faſt alleinige Erwerbsquelle bildete, dadurch noch kaum berührt wurde. Dort aber hätte ſie unfehlbar zur Vernichtung des freien Bauernſtandes führen müſſen, der ganz außerſtande war, ſich aus eigener Kraft gegen die wirtſchaftliche Übermacht der großen Beſitzer zu ſchützen. Wenn es nicht dazu gekommen iſt, oder doch erſt in viel ſpäterer Zeit, ſo iſt dies dem Emporkommen eines kräftigen Handwerkerſtandes zu danken, an dem der Bauernſtand gegen den grundbeſitzenden Adel eine Stütze fand.

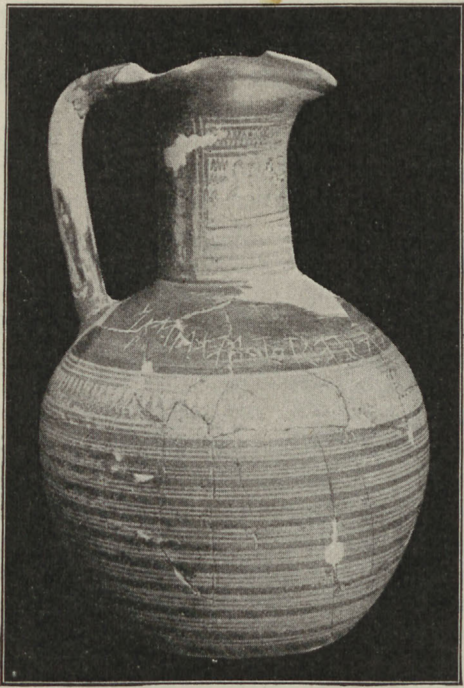
5. Die Anfänge der Freiheitsbewegung.

Dieſelben Urſachen, die ſeit dem Ausgange des achten Jahrhunderts eine Umwälzung im griechiſchen Wirtſchaftsleben und weiter in der Struktur der griechiſchen Geſellſchaft hervorbrachten, waren von tiefſtgreifender Wirkung auch auf die geiſtige Entwicklung der Nation; ſie führten zur Befreiung von dem Konventionalismus, der das griechiſche Denken wie das griechiſche Leben ſo lange in Feſſeln gehalten hatte.

Wie die neue Zeit auf wirtſchaftlichem Gebiete ihren Ausdruck in der Erfindung der Münzprägung findet, ſo auf geiſtigem Gebiete in der Annahme der Buchſtabenſchrift. Die ſchwerfällige Silbenſchrift, wie ſie in der mykeniſchen Zeit im Gebrauch geweſen war, genügte dem Bedürfnis nicht mehr; nur auf dem abgelegenen Kypros, das in ſo vieler Beziehung die Zuſtände einer längſt vergangenen Zeit konſerviert hatte, hat ſie ſich bis zum Ende des vierten Jahrhunderts erhalten. Überall ſonſt wurde ſie erſetzt durch ein neues Schriftſyſtem, deſſen Zeichen von den Semiten Syriens, ſei es den Phönikern oder den Nord-Aramäern, übernommen wurden. Aber während die ſemitiſche Schrift nur Zeichen für die Konſonanten kannte und kennt, die Vokale dagegen unbezeichnet ließ, ſo daß ſie eigentlich nichts anderes war, als eine unvollkommene Art Silbenſchrift, haben die Griechen den Schritt getan, auch den Vokalen eigene Zeichen zu geben. Sie nahmen dazu die Zeichen der ſemitiſchen Hauchlaute, für die ſie ſelbſt keine Verwendung hatten; nur für den Vokal *Y* haben ſie ein neues Zeichen erfunden. Da das ſemitiſche Alphabet in Syrien ſelbſt erſt gegen das Ende des zweiten Jahrtauſends in Gebrauch gekommen iſt, ſo kann es in Griechenland nicht vor dem Anfang des erſten Jahrtauſends eingeführt worden ſein, etwa im neunten Jahrhundert; doch blieb natürlich der Gebrauch der neuen Schrift lange auf ſehr enge Kreiſe beſchränkt, und wir haben bis jetzt keine Inſchrift, die über das ſiebente Jahrhundert hinaufginge, wie auch die älteſten Münzen noch durchweg aufſchriftslos ſind. Doch muß die Schrift ſchon im achten Jahrhundert ſich über den größten Teil der griechiſchen Welt verbreitet haben, denn alle ſeitdem gegründeten Kolonien folgen dem Alphabete der Mutterſtadt. Dabei konnte es nicht fehlen, daß das urſprüngliche Alphabet in mannigfacher Weiſe modifiziert wurde. Unverändert hat es ſich nur auf Kreta und den benachbarten Inſeln Melos und Thera erhalten, die ähnlich wie Kypros ſchon früh dem Geiſtesleben der übrigen Nation gegenüber eine iſolierte Stellung eingenommen haben; überall ſonſt iſt das Alphabet bereits in ſehr alter Zeit durch ein eigenes Zeichen für die labiale Aſpirate *Φ* bereichert worden. Dann aber hat die Entwicklung einen doppelten Weg eingeſchlagen. In Jonien, auf den Kykladen, in Attika, Argos und auf dem Iſthmos von Korinth wurde für die gutturale Aſpirate das Zeichen *X* eingeführt, während in den übrigen Teilen der griechiſchen Halbinſel und auf Euböa für dieſen Laut das Zeichen *Ψ* gebraucht, und das Zeichen *X* für den Doppelkonſonanten *x* verwendet wurde. Dies letztere Alphabet iſt durch die chalkidiſche Koloniſation zu den italiſchen Völkern gekommen und lebt noch heute in unſerem lateiniſchen Alphabet fort, während das ioniſche Alphabet ſeit dem vierten Jahrhundert v. Chr. zum gemeingriechiſchen Alphabet geworden und als ſolches noch jetzt in Gebrauch iſt.

So war die Grundlage geſchaffen, auf der fortan die geiſtige Entwicklung Griechenlands und Europas ſich aufbauen ſollte. Wenn die Schrift auch noch lange ſehr ſchwerfällig blieb, wenn es auch ein leſendes Publikum noch durch Jahrhunderte nicht gegeben hat und der fahrende Sänger nach wie vor dem Volke die Kenntnis der Literatur vermittelte, ſo war doch jetzt die Möglichkeit gegeben, literariſche Werke aufzuzeichnen und dadurch vor der Vergeſſenheit oder vor den Veränderungen zu ſchützen, die bei bloß mündlicher Überlieferung unvermeidlich ſind. Es hängt damit zuſammen, daß die großen Epen im ſiebenten Jahrhundert zum Abſchluß gelangten in der Geſtalt, in der ſie uns im weſentlichen noch heute erhalten ſind.

Doch die Welt des Epos gehörte jetzt der Vergangenheit an und alle wahre Poeſie kann nur aus der lebendigen Gegenwart ſchöpfen. So ſind zwar in dieſer Zeit noch viele Epen gedichtet worden, aber ſie blieben weit hinter den alten Vorbildern zurück und ſind darum auch der verdienten Vergeſſenheit anheimgefallen. Dabei wurde die epiſche Form jetzt zur Behandlung von Stoffen verwendet, die mit der Poeſie als ſolcher nichts mehr zu tun haben und die eine ſpätere Zeit in Proſa behandelt haben würde. Dieſer Art ſind die genealogiſchen Epen, als deren Verfaſſer ſpäter Heſiodos betrachtet wurde, in derſelben Weiſe wie Homer als der Verfaſſer aller Heldenepen galt. Ihre Entſtehung fällt in das ſiebente, zum Teil wohl auch erſt in das ſechſte Jahrhundert; ſie dienten dem Zweck, in die Fülle der überlieferten Mythen Syſtem und Ordnung zu bringen. Es waren trockene Namensverzeichniſſe, von deren Art die heſiodiſche Theogonie und der in die Ilias eingelegte Schiffskatalog uns eine Vorſtellung geben können. Auch Fragen des praktiſchen Lebens wurden jetzt in epiſcher Form behandelt. So geben die ebenfalls Heſiod zugeſchriebenen „Werke und Tage“ Anweiſungen für den Landbau zu dem Zweck, den Bauer vor Not und Schulden zu bewahren; das kleine Gedicht iſt für alle didaktiſche Poeſie ſpäterer Zeiten das Vorbild geworden.



Vaſe mit der älteſten griechiſchen Inſchrift.
Photo des deutſchen archäologiſchen Inſtituts.

Im Epos tritt der Dichter völlig hinter ſeinem Werke zurück; er ſingt nur, was ihn die Muſe gelehrt hat, ſeine eigene Individualität kommt nur in der Weiſe, wie er ſeinen Stoff behandelt, zum Ausdruck, und auch hier ſind ihm bei der ſtreng gebundenen epiſchen Technik ſehr enge Grenzen geſteckt. Die „Werke und Tage“ ſchlagen zum erſtenmal einen anderen Ton an; der Dichter belebt ſeinen trockenen Stoff dadurch, daß er uns von den eigenen Lebensſchickſalen erzählt, von dem Prozeß mit ſeinem Bruder Perſes um die Teilung des väterlichen Erbes und dem ungerechten Spruch der Richter. Was hier nur zur Einkleidung dient, bildet das Weſen der Dichtung des Mannes, der zuerſt die Feſſeln des Konventionalismus geſprengt und damit der Dichtung aller Folgezeit die Wege gewieſen hat: des Pariers Archilochos (um 650 v. Chr.). Er hat ein vielbewegtes Leben geführt; als einer jener Pioniere, die ihrer Nation die Herrſchaft über das Mittelmeer erkämpften, hat er früh die Heimat verlaſſen und ſich an der Anſiedlung beteiligt, die eben damals von Paros aus auf dem noch unwirtlichen, waldbedeckten Thaſos gegründet wurde; von dort aus hat er ſo manche Kriegsfahrt gegen die tapferen Bewohner der thrakiſchen Küſte unternommen. Doch das Glück, das zu ſuchen er ausgezogen war, hat er nicht gefunden; er hat in Solddienſte treten müſſen und ſoll endlich in einer Schlacht gefallen ſein. Allem aber, was ihm begegnete, hat er im Liede Ausdruck gegeben und dabei ſtets die eigene Perſon in den Vordergrund geſtellt. So iſt er der erſte Grieche, der in ſeiner vollen Individualität, als Menſch von Fleiſch und Bein vor uns ſteht. Natürlich war das epiſche Versmaß für Dichtungen ſolcher Art nicht zu verwenden; Archilochos griff alſo auf die volkstümlichen Maße zurück, den Jambos und den Trochäos, und verwendete daneben das elegiſche Diſtichon. Seine Lieder fanden bald großen Beifall und wurden gleich den Homeriſchen Epen von fahrenden Sängern über die ganze griechiſche Welt verbreitet, wobei es natürlich nicht fehlen konnte, daß ſo manches in ſeiner Manier von anderen gedichtete Stück unter Archilochos’ Namen vorgetragen wurde und endlich in der Sammlung ſeiner Gedichte Aufnahme fand. Auch ſonſt hat es ihm an Nachahmern nicht gefehlt, wie Semonides aus Amorgos und ſpäter im ſechſten Jahrhundert Hipponax aus Epheſos, der ein neues Metrum, den Hinkiambos, zur Anwendung brachte; doch blieben ſie alle weit hinter ihrem Vorbilde zurück. Nur die Elegie, die von Archilochos nur beiläufig gepflegt worden war, fand kräftige Fortbildung; in dieſem Maße dichteten Kallinos aus Epheſos und etwas ſpäter der Spartaner Tyrtäos und der Smyrnäer Mimnermos ihre Schlacht-

Panorama von Delphi. Photographie von Alinari.

geſänge, während Tyrtäos und ſein Zeitgenoſſe Solon aus Athen die Elegie auch als Mittel zur politiſchen Propaganda verwendet haben. Mimnermos hat dann der Elegie das Feld geöffnet, auf das ſie ſich ſpäter faſt ausſchließlich beſchränken ſollte; in einem Elegienkranze, den er der ſchönen Flötenſpielerin Nanno widmete, ſang er von der Liebe Luſt und Leid und der ſo ſchnell hinſchwindenden Schönheit und Jugend.

Hand in Hand damit ging eine Läuterung der ethiſchen Anſchauungen. Wenn die homeriſche Zeit den Wert des Mannes nur nach ſeinen äußeren Vorzügen geſchätzt hatte, beginnt man jetzt auf die ſittliche Tüchtigkeit das Hauptgewicht zu legen. Der Mord wird als ſchwere Verſchuldung empfunden, die den Täter ebenſo wie die ganze Gemeinde befleckt und durch religiöſe Zeremonien geſühnt werden muß, eine Vorſtellung, die der homeriſchen Zeit noch ganz fern lag. Es gilt als unedel, über den Tod des Gegners in lauten Jubel auszubrechen oder ſeine Leiche zu ſchänden; vielmehr werden die Leichen der gefallenen Feinde nach dem Siege ihren Angehörigen zurückgegeben und zu ihrer Beſtattung ein Waffenſtillſtand gewährt. Überhaupt ſoll die Gerechtigkeit die Richtſchnur des Handelns bilden; ſie gilt dieſer Zeit als die höchſte der Tugenden. Die Dichter, von Heſiod und Archilochos an, werden nicht müde, immer aufs neue dieſe ſittlichen Forderungen einzuſchärfen.

Das mußte dann weiter auf die religiöſen Vorſtellungen Einfluß üben. Die Götter werden dem Glauben dieſer Zeit zu Hütern und Schirmern der ſittlichen Weltordnung; wer dieſe verletzt, frevelt damit gegen die Gottheit. Demgemäß werden ſie jetzt als allmächtig und allwiſſend gedacht; und da der Begriff der göttlichen Allmacht mit dem Polytheismus unverträglich iſt, beginnt eine Umbildung der Religion im monotheiſtiſchen Sinne ſich anzubahnen. Zeus, ſchon nach homeriſchem Glauben der höchſte der Götter, wird jetzt zum „Gotte“ ſchlechtweg, der nicht mehr unter dem Schickſale ſteht, ſondern ſelbſt das Schickſal iſt; den übrigen Göttern bleibt nur die Ausführung ſeiner Befehle und die Vermittlung zwiſchen Zeus und den Menſchen. Die Anfänge dieſer Vorſtellungen reichen ſchon in die Blütezeit des Epos hinauf; um die Wende vom ſiebenten zum ſechſten Jahrhundert ſind ſie zum Gemeingut aller Gebildeten geworden.

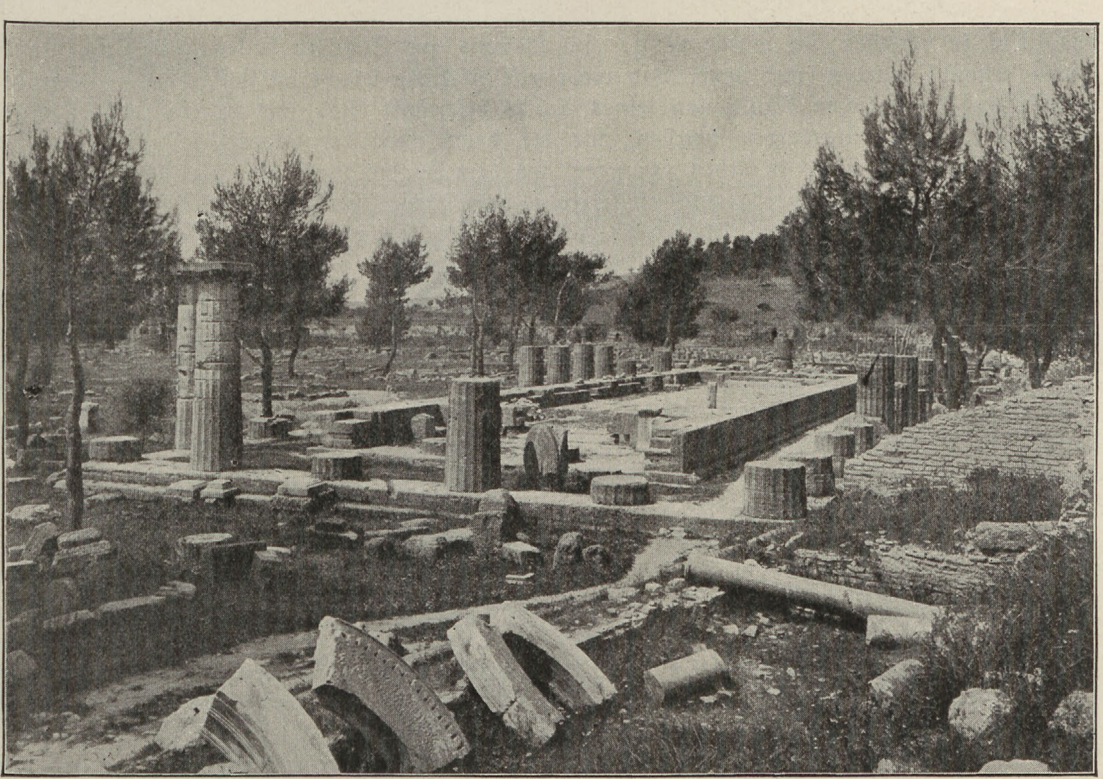
Bei ſolchem Glauben mußte die Erforſchung des Willens der Gottheit eine ganz beſondere Bedeutung gewinnen. Neben die Vogelſchau und Zeichendeutung, wie ſie ſeit unvordenklichen Zeiten geübt worden war, trat jetzt die Unterſuchung der Eingeweide der Opfertiere; denn da der Gottheit nur ganz fehlerloſe Tiere als Opfer genehm ſein konnten, ſo war der Zweck des Opfers verfehlt, wenn ſich beim Schlachten ergab, daß die Eingeweide abnorm gebildet waren, und das galt dann natürlich als übles Vorzeichen. Dies Verfahren hatte den Vorteil, daß es überall angewendet werden konnte und keinen Zweifel über den Willen der Gottheit ließ; es kam denn auch bald in allgemeine Übung und drängte die älteren Arten der Weisſagung zurück.

Bronzeplatte aus Olympia im griechiſch-orientaliſchen Stil. Athen.

Aber auch durch direkte Offenbarung gab die Gottheit an ihren Kultſtätten den Gläubigen ihren Willen zu erkennen, namentlich an den Kultſtätten des Gottes, deſſen beſondere Aufgabe es war, „den Menſchen den untrüglichen Ratſchluß des Zeus zu verkünden", Apollon. Es handelte ſich dabei durchaus nicht darum, dem Fragenden die Zukunft zu enthüllen, ſondern ihm Vorſchriften zu geben über ein gottgefälliges Handeln oder zur Sühnung begangener Schuld. Unter den zahlloſen Orakelſtätten, die überall in der griechiſchen Welt zu finden waren, gelangte in dieſer Zeit das Orakel des Apollon in Delphi am Fuß des Parnaſſos zu größtem Anſehen; von nah und fern ſtrömten die Gläubigen hierhin, ſich bei religiöſen Zweifeln Rat zu holen oder um Beruhigung in Gewiſſensängſten zu finden. So wurde die Stätte von Delphi zur höchſten Autorität der Nation in allen religiöſen und ethiſchen Fragen.

Die rohen Fetiſche, die ſeit alter Zeit als Symbole der Gottheit verehrt wurden, konnten jetzt dem religiöſen Bedürfnis nicht mehr genügen, man wollte die Götter ſehen, wie man ſie im Herzen trug, in menſchlicher Geſtalt. Man begann damit, Götterbilder aus Holz zu ſchnitzen, und dieſe Technik iſt lange, bis ins ſechſte Jahrhundert hinein, die herrſchende geblieben. Allmählich ging man dann zur Verwendung dauerhafteren Materials, Erz oder Stein, über. Dieſe Verſuche fielen zunächſt unvollkommen genug aus, die Geſtalten ſind roh und ſteif, ohne Individualiſierung, die Geſichter zeigen ein ſtereotypes Lächeln. Aber die Kunſt lernte an der Aufgabe, die ihr hier geſtellt war, die techniſchen Schwierigkeiten wurden mehr und mehr überwunden, an die Stelle der Nachahmung überlieferter Typen begann eine lebendige Naturbeobachtung zu treten. Schon im ſechſten Jahrhundert zeigte ſich die griechiſche Kunſt in dieſer Hinſicht der Kunſt der alten Kulturvölker des Orients überlegen.

Auch die Architektur ſtand jetzt, nach dem Verfalle der alten Königsmacht, faſt ausſchließlich im Dienſte der Religion. Ihre hauptſächlichſte Aufgabe bildete der Tempelbau. Bisher hatte man ſich mit einfachen Bauten aus Holz und Lehmziegeln begnügt; ſie beſtanden aus einem Raume zur Aufnahme des Götterbildes und der Weihgeſchenke, umgeben von einer Reihe hölzerner Säulen, die das weitvorſpringende Dach trugen. Dieſer Holzbau wurde jetzt durch einen Steinbau erſetzt, in der Weiſe, daß die hölzernen Bauglieder in dem neuen Material



Heratempel zu Olympia. Photographiſche Aufnahme von Alinari.

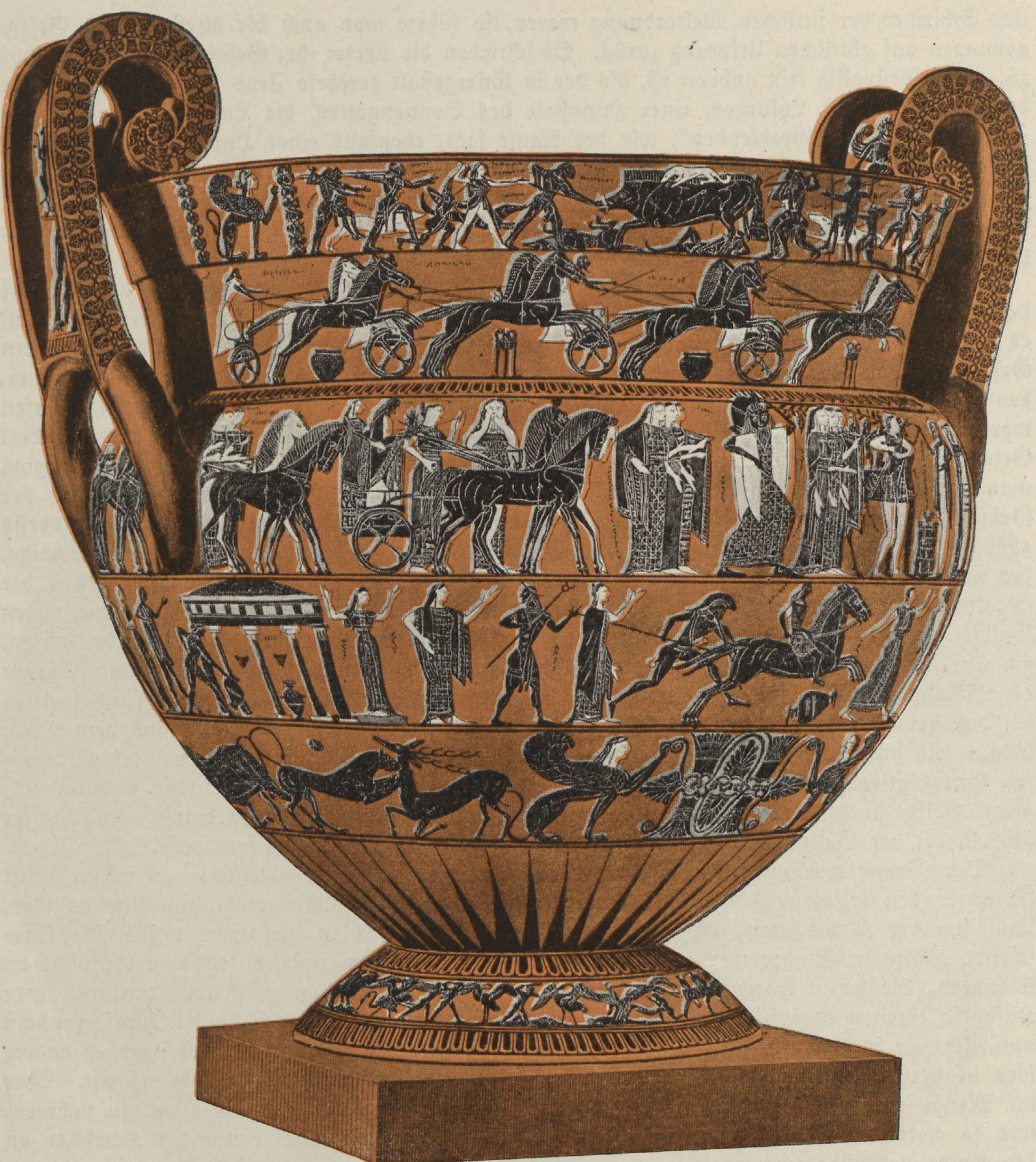
nachgeformt wurden. Dabei bildeten ſich zwei Bauſtile aus: der gedrungene, ſog. doriſche Stil im Mutterlande und den von dort aus gegründeten Kolonien des Weſtens, und der ſchlankere, ſog. ioniſche Stil mit ſeinem charakteriſtiſchen Volutenkapitäl in Kleinaſien. Bald begann man die Giebel und Frieſe der Tempel mit Reliefdarſtellungen zu ſchmücken, deren Gegenſtände natürlich meiſt dem Mythos entnommen waren, wodurch ſich der Plaſtik ein neues lohnendes Feld der Tätigkeit öffnete. Solche Steintempel erſtanden während des ſiebenten und ſechſten Jahrhunderts in allen Teilen der griechiſchen Welt.

In der dekorativen Kunſt wurde der geometriſche Stil im 7. Jahrhundert aufgegeben, und es kamen dafür orientaliſche Motive zur Herrſchaft, Löwen, Panther und andere wilde Tiere, auch geflügelte Fabelweſen, wie ſie von der aſſyriſchen Kunſt geſchaffen worden waren. Wir finden ſolche Darſtellungen ebenſo auf den Metallarbeiten wie auf den Tongefäßen dieſer Zeit. Daneben wurden Szenen aus dem täglichen Leben dargeſtellt, wie ſchon auf den Dipylonvaſen, und bald ging man dazu über, die Darſtellungen dem Mythos zu entnehmen, wobei die Figuren durch Beiſchriften kenntlich gemacht wurden. Dadurch ſind dann, im Laufe des 6. Jahrhunderts, die orientaliſchen Motive verdrängt worden. Namentlich die attiſche Vaſenfabrikation hat hier epochemachend gewirkt. Ihre Erzeugniſſe aus den letzten Jahrzehnten des 6. Jahrhunderts ſind zum Teil in Zeichnung und Kompoſition von vollendeter Schönheit, wie ſie kein anderer Zweig der damaligen Kunſt zu erreichen vermocht hat, und ſie haben ſich durch dieſe Vorzüge den Weltmarkt erobert.

Das Streben nach Befreiung von allem überlieferten Zwange, das ſich in der Dichtung und Kunſt dieſer Zeit ausſpricht, fand natürlich auch auf politiſchem Gebiete ſeinen Ausdruck. Schon gegen Ende der homeriſchen Periode war die alte Königsmacht mehr und mehr durch den aufſtrebenden Adel beſchränkt worden; jetzt wurde ſie in dem größten Teile der griechiſchen Welt ganz beſeitigt. Meiſt geſchah das durch friedliche Evolution. Je mehr das ſoziale Leben ſich komplizierte, deſto weniger war der König imſtande, in eigener Perſon alle Verwaltungsgeſchäfte zu verſehen; es wurde nötig, ihm Beamte zur Seite zu ſtellen, die durch Volkswahl ernannt wurden und mehr und mehr alle wirkliche Macht an ſich riſſen, ſo daß der König auf die ſakralen Funktionen ſeines Amtes beſchränkt blieb, bis endlich auch dieſe gewählten Beamten übertragen wurden, für die dann wohl der altgeheiligte Königstitel in Geltung blieb. So iſt es in Athen gegangen, wo dem Könige zuerſt ein jährlich neugewählter Kriegsoberſt („Polemarchos“) und ein ebenſo gewählter Oberbeamter („Archon“) für die Zivilverwaltung, weiter ſechs Oberrichter („Thesmotheten“) für die Rechtspflege an die Seite traten, und zuletzt der erbliche König durch einen Wahlkönig erſetzt wurde, dem die Sakralverwaltung unterſtellt blieb. Das iſt vielleicht ſchon im 8., wahrſcheinlicher erſt im Laufe des 7. Jahrhunderts geſchehen, und ähnliches iſt damals in Jonien, auf den meiſten Inſeln und in den Iſthmosſtaaten erfolgt. In den wirtſchaftlich weniger fortgeſchrittenen Gebieten iſt das Erbkönigtum zunächſt noch beſtehen geblieben, wenn auch meiſt mit ſehr beſchränkter Machtvollkommenheit. Zu einem eigenartigen Kompromiß kam es in Sparta: hier trat dem alten Königshauſe der Agiaden das Haus der Eurypontiden mit gleichen Rechten zur Seite, ſo daß die Häupter beider Familien nebeneinander die Königswürde bekleideten; die Eiferſucht zwiſchen beiden Häuſern gab eine wirkſame Bürgſchaft gegen etwaige Übergriffe von ſeiten der Könige. Um deren Macht noch weiter zu beſchränken, wurde ihnen dann, um 750 v. Chr., das Kollegium der „Aufſeher“ (Ephoren) zur Seite geſtellt, die im Laufe der Zeit immer mächtiger wurden und endlich, ſeit dem 6. Jahrhundert, die ganze Zivilverwaltung und überhaupt die Leitung der Politik des Staates an ſich riſſen, ſo daß den Königen wenig mehr blieb, als einige Ehrenrechte und der Heeresbefehl im Kriege. In ſeiner alten Machtfülle erhielt das Königtum ſich nur an der Peripherie der griechiſchen Welt, in Makedonien und in den Städten auf Kypros.

Im übrigen blieb natürlich die Macht der neuen Wahlbeamten ganz ebenſo durch den Adelsrat und die Volksverſammlung beſchränkt, wie früher die Macht der Könige; nur daß dieſe Beſchränkung jetzt, bei der kurzen Amtsdauer, eine ganz andere Bedeutung gewann. Die Volksverſammlung freilich hatte ſchon in der Königszeit recht wenig zu ſagen gehabt und verlor jetzt noch an Einfluß, ſeit der Rückhalt fehlte, den das Volk bis dahin am Könige gegen die Geſchlechter gehabt hatte. Wer hätte es auch gewagt, ſich gegen die Vornehmen aufzulehnen, zu denen die Menge faſt wie zu Göttern emporſah, und die die Macht hatten, den geringen Mann zu verderben, der es wagte, ihren Zorn zu reizen? So wurden die Vorſchläge, die der Verſammlung im Namen des Rates gemacht wurden, in der Regel widerſpruchslos angenommen; etwaige Oppoſitionsgelüſte, die ſich trotzdem regen wollten, brachte der Stock in der Hand der Vornehmen ſchnell zum Verſtummen, und die Leute nahmen das hin, als ob es nicht anders ſein könnte, wie uns Homer in der Therſites-Szene ſo draſtiſch geſchildert hat. Daß unter ſolchen Umſtänden die Wahlen zu den Beamtenſtellen nur auf Männer aus den Kreiſen des Adels fallen konnten, bedarf keiner Bemerkung.

So herrſchte denn der Adel jetzt unbeſchränkt, und wie jede Klaſſe, die zur Herrſchaft im Staate gelangt, benutzte er dieſe rückſichtslos zu ſeinem eigenen Vorteil. Am ärgſten machten ſich die daraus entſpringenden Mißſtände in der Rechtſprechung fühlbar, die durchaus in den Händen adliger Richter lag, um ſo mehr, als die Willkür dieſer Richter nur durch das ungeſchriebene Gewohnheitsrecht, aber noch durch keine feſt formulierten Geſetze beſchränkt wurde. Dazu kam, daß der Staat ſich um das Blutrecht überhaupt noch nicht kümmerte, ſondern es der Familie des Verletzten überließ, ſich, ſo gut ſie konnte, an dem Verletzer zu rächen; was dann natürlich dahin führen mußte, daß der geringe Mann dem Vornehmen gegenüber ſo gut wie rechtlos war. Dieſe Zuſtände erforderten dringende Abhilfe; und ſie konnte auf die Dauer um ſo weniger verweigert werden, als ja auch der herrſchende Stand ſelbſt unter dem allen zu leiden hatte. Dazu trat dann der Umſchwung in den religiöſen Anſchauungen; ſeit man in dem Morde eine Befleckung des ganzen Staates erblickte, konnte die Sühne durch eine bloße Geldzahlung an die Hinterbliebenen, wie ſie bis dahin üblich geblieben war, dem Rechtsbewußtſein nicht mehr Genüge tun. Infolgedeſſen wurde jetzt die Beſtrafung der Kriminalverbrechen in die Hand des Staates gelegt. Man hielt ſich dabei, was die Bemeſſung der Strafen anlangt, an das Taliationsprinzip: Auge um



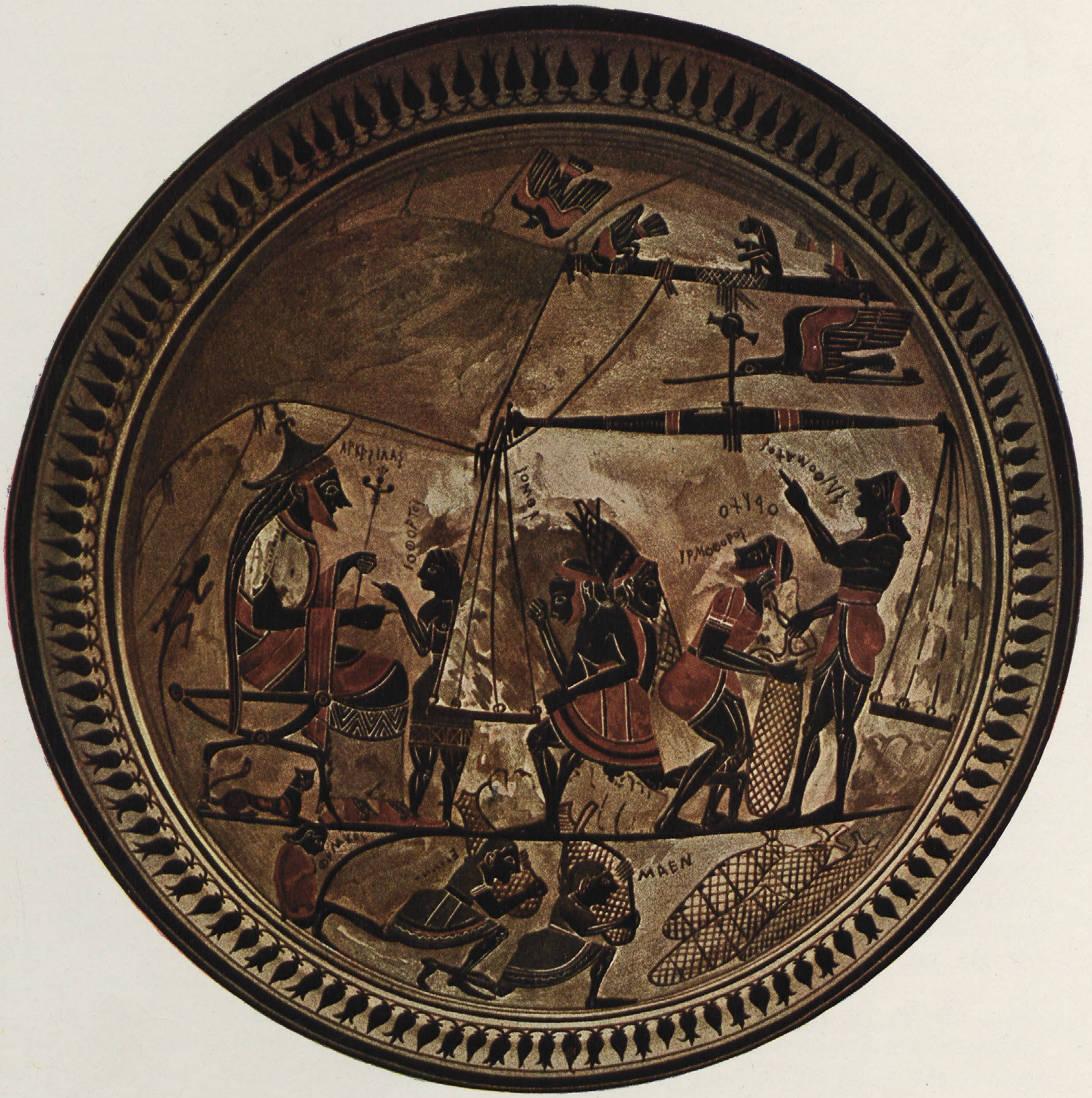
Attiſche Vaſe des 6. Jahrhunderts: Krater des Klitias und Ergotimos (François-Vaſe), Florenz.
Nach Furtwängler, Griechiſche Vaſenmalerei, im Verlage der F. Bruckmann, Aktien-Geſellſchaft zu München.

Auge, Zahn um Zahn; doch wurde dieſer Grundſatz, ſoweit es ſich nicht um vorſätzlichen Mord handelte, meiſt dadurch gemildert, daß man die Umwandlung der Leibesſtrafe in eine Geldbuße an den Verletzten geſtattete, wie das bisher üblich geweſen war. Bei der hohen Bedeutung, die dieſes neue Kriminalrecht für den Staat, wie für jeden einzelnen hatte, mußte die Notwendigkeit einer genauen Formulierung aller ſeiner Beſtimmungen ſich ſchon ſehr bald geltend machen; der ſich mehr und mehr verallgemeinernde Gebrauch der Schrift gab das Mittel dazu. So ſchritt man zur Kodifizierung des Kriminalrechts, woran ſich dann eine Kodifizierung auch des Privatrechts naturgemäß anſchloß. Damit ſollte nichts Neues geſchaffen, ſondern nur der geltende Brauch feſtgeſtellt und der Willkür der Richter Schranken geſetzt werden. Und da alles Recht nach griechiſchem Glauben von den Göttern ſtammte, die ja die Hüter und Schirmer der ſittlichen Weltordnung waren, ſo führte man auch die älteſten dieſer Geſetzgebungen auf göttlichen Urſprung zurück. So ſchrieben die Kreter ihre Geſetzgebung dem Minos zu, der urſprünglich kein anderer iſt, als der in Stiergeſtalt verehrte Zeus ſelbſt; die Spartaner dem „Lichtbringer" Lykurgos, einer Hypoſtaſe des Sonnengottes, die Lokrer in Italien dem Zaleukos, dem „hellſtrahlenden", wie der Name ſagt, ebenfalls einer Hypoſtaſe des Sonnengottes. Auch Drakon, den Athen als den Urheber ſeines Kriminalrechts betrachtete, iſt, wie ſein Name zeigt, kein anderer als der Schlangengott, der ſonſt Erechtheus oder Kekrops heißt. Es iſt bezeichnend, daß alle dieſe Geſetzgeber im Laufe der Zeit im Volksglauben aus Göttern zu Menſchen geworden ſind.

Gleichzeitig erfolgte auch eine Regelung der Verfaſſung. Vor allem galt es, den Kreis der bevorrechtigten Bürger der Menge gegenüber ſcharf abzugrenzen. In einigen Staaten iſt es der alten Königsfamilie gelungen, die Gewalt in der Hand zu behalten, und alle andern Geſchlechter von der Teilnahme an der Regierung auszuſchließen; ſo den Bakchiaden in Korinth, den Baſileiden in Epheſos und Erythrä, den Pentheliden in Mytilene. In anderen Staaten war es ein geſchloſſener Kreis von Familien, die am Regiment teilnahmen: ſo die „hundert Geſchlechter" bei den opuntiſchen und italiſchen Lokrern. Wieder in anderen Staaten ging man noch weiter und machte die Ausübung der vollen politiſchen Rechte nicht mehr von der Geburt, ſondern dem Beſitz, d. h. den Verhältniſſen dieſer Zeit entſprechend dem Grundbeſitz abhängig. So in Samos und Syrakus. Ebenſo war in Sparta Vollbürger nur derjenige, der imſtande war, aus dem Ertrage ſeines Grundbeſitzes ſeinen Beitrag zu den Koſten der Mahlzeiten zu leiſten, zu denen ſich die Bürger täglich verſammelten. In Chalkis und vielen Städten Kleinaſiens war das Vollbürgerrecht auf diejenigen beſchränkt, die imſtande waren, ein Streitroß zu halten. In dieſen Staaten ſtand alſo, dem Prinzip nach, jedem Bürger die Möglichkeit zum Eintritt in den Kreis der Regierenden offen; tatſächlich freilich war es bei den gebundenen wirtſchaftlichen Verhältniſſen dieſer Zeit für einen Mann aus dem Volke ſo gut wie unmöglich, zu Grundeigentum zu gelangen, um ſo mehr, als der Verkauf ererbten Grundbeſitzes in vielen Staaten geſetzlich verboten war. Wohl aber wurden dadurch verarmte Adlige aus der regierenden Klaſſe ausgeſtoßen, und dieſe ſchloß ſich damit noch ſchroffer ab, als bei der Geltung des bloßen Rechts der Geburt der Fall geweſen wäre.

Der Menge war nun allerdings an politiſchen Rechten wenig gelegen; um ſo mehr litt ſie unter den ſozialen Mißſtänden. Namentlich war es die immer mehr zunehmende Verſchuldung der Kleinbauern, die dieſen Stand der Revolution in die Arme trieb. Die herrſchende Klaſſe ſelbſt aber war meiſt von Parteiungen zerriſſen, und es fehlte in ihr nicht an Männern, die bereit waren, ſich an die Spitze der Unzufriedenen zu ſtellen, um mit ihrer Hilfe die eigenen ehrgeizigen Ziele zu erreichen. So begann denn der Klaſſenkampf, zunächſt natürlich nur in den wirtſchaftlich vorgeſchrittenen Teilen der griechiſchen Welt, und er endete hier in der Regel mit dem Siege der Maſſen und dem Sturze der Adelsherrrſchaft. Aber die Menge war noch politiſch zu unreif, um ſelbſt die Regierung in die Hand zu nehmen, und ſo waren es ihre Führer, denen der Siegespreis zufiel, und die nun als Herrſcher an die Spitze des Staates traten.

Dieſe neue Monarchie von Volkes Gnaden war freilich etwas ganz anderes als das alte legitime Königtum, das ſeinen Urſprung auf Zeus zurückführte. Die neuen Herrſcher haben darum auch den Königstitel nicht angenommen und überhaupt die Formen der beſtehenden Verfaſſung nicht angetaſtet; ſie haben ſich damit begnügt, die Militärgewalt in der Hand zu behalten und auf dieſe, wie auf ihre Popularität bei den Maſſen geſtützt, die Wahlen und die Abſtimmungen der Volksverſammlung nach ihrem Sinne zu leiten. Die Zeitgenoſſen haben dieſe durch Revolution emporgekommenen Herrſcher als „Monarchen" oder als „Tyrannen" bezeichnet, welch letzterer Name damals die gehäſſige Bedeutung noch nicht hatte, die uns geläufig iſt. Vielmehr waren dieſe „Tyrannen" faſt ausnahmslos treffliche Regenten; ſie waren eifrig bemüht um die wirtſchaftliche Entwicklung ihrer Städte, legten Straßen und Waſſerleitungen an, errichteten prächtige Tempel, förderten überhaupt die Kunſt in jeder Weiſe, feierten glänzende Feſte und ſuchten vor allem die Macht ihres Staates durch glückliche Unternehmungen nach außen zu heben.



Die Arkeſilaos-Schale, gefunden in Volci (Etrurien)
Die Darſtellung zeigt den König Arkeſilaos von Kyrene, der das Verladen des Silphions überwacht, einer Heilpflanze, die den Hauptausfuhrartikel Kyrenes bildet. Original im Cabinet des médailles zu Paris

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

Zu dem allen gehörten natürlich bedeutende Geldmittel. Das alte Königtum hatte die laufenden Staatsausgaben aus den Erträgen des Krongutes beſtritten und nur in außerordentlichen Fällen direkte Umlagen erhoben; die Adelsherrſchaft war dieſem Beiſpiele gefolgt. Nun hatte allerdings inzwiſchen der ſteigende Handelsverkehr den griechiſchen Staaten in den Zöllen eine reiche Einnahmequelle eröffnet, aber ſie genügte dem Bedürfniſſe nicht, und die Tyrannen ſahen ſich infolgedeſſen gezwungen, zu regelmäßiger Erhebung einer Grundſteuer zu ſchreiten. Die Unzufriedenheit in den Kreiſen des grundbeſitzenden Adels erhielt dadurch beſtändig neue Nahrung. Ohnehin wartete man hier auf eine günſtige Gelegenheit, das verhaßte Joch der Monarchie abzuſchütteln und die Herrſchaft im Staate zurückzugewinnen; demgegenüber traten alle alten Parteigegenſätze zunächſt in den Hintergrund. So folgte Verſchwörung auf Verſchwörung gegen den Herrſcher, und auch an Verſuchen bewaffneter Erhebung fehlte es nicht; die Strenge aber, mit der ſolche Verſuche unterdrückt wurden, konnte nur die Wirkung haben, die Oppoſition weiter zu ſtärken. Demgegenüber zeigte ſich die Popularität bei der Menge auf die Dauer als eine zu ſchwache Stütze, um ſo mehr, als man auch hier allmählich des monarchiſchen Regiments müde zu werden begann. So iſt die Tyrannis vielfach ſchon zu Lebzeiten ihres Gründers geſtürzt worden oder hat doch nur ſelten deſſen Tod lange überdauert; nur in ganz vereinzelten Fällen hat ſie durch mehrere Generationen Beſtand gehabt. Überall aber war ſie eine vorübergehende Epiſode der konſtitutionellen Entwicklung, der die Wiederherſtellung der republikaniſchen Verfaſſung gefolgt iſt. Nichtsdeſtoweniger hat ſie eine tiefgreifende Wirkung gehabt; ſie hat die Maſſen von jahrhundertelangem Drucke befreit, hat die Gleichheit von vornehm und gering vor dem Geſetze zum erſtenmal tatſächlich durchgeführt und ſo der demokratiſchen Freiheit den Weg gebahnt.

Die Bewegung begann in den griechiſchen Städten Kleinaſiens etwa um die Mitte des 7. Jahrhunderts und hat von da ſehr bald nach den Induſtrie- und Handelsſtädten am Iſthmos übergegriffen und weiter, im Laufe des 6. Jahrhunderts, nach den Kolonien im Weſten. Dagegen ſind die vorwiegend ackerbautreibenden Staaten des Mutterlandes, alſo der bei weitem größte Teil der griechiſchen Halbinſel, und Kreta davon unberührt geblieben: hier fehlten eben die wirtſchaftlichen Vorausſetzungen für die Tyrannis. Natürlich hat ſie auch da keinen Boden zu finden vermocht, wo, wie in Kypros und Kyrene, das alte legitime Königtum ſich erhalten hatte.

Nirgends hat die Tyrannis ſich glänzender entfaltet, als in den Städten am Iſthmos. Hier warf, angeblich um die Mitte des 7. Jahrhunderts, Orthagoras ſich zum Herrſcher ſeiner Vaterſtadt Sikyon auf, und ſein Geſchlecht hat ſich etwa ein Jahrhundert lang in dieſer Stellung behauptet. Unter den Fürſten dieſes Hauſes ragt Kleiſthenes hervor (etwa 590 bis 560), der Sikyons Unabhängigkeit in ſiegreichen Kämpfen gegen das mächtige Argos verteidigte. Um die Hand ſeiner Erbtochter Agariſte ſollen Jünglinge aus den erſten Familien von ganz Hellas gefreit haben, von denen der Athener Megakles aus dem mächtigen Hauſe der Alkmeoniden den Sieg davontrug; doch fiel die Tyrannis, ehe der Sohn aus dieſer Ehe, Kleiſthenes, dem Großvater in der Herrſchaft nachfolgen konnte. Er wurde ſpäter der Begründer der Demokratie in Athen.

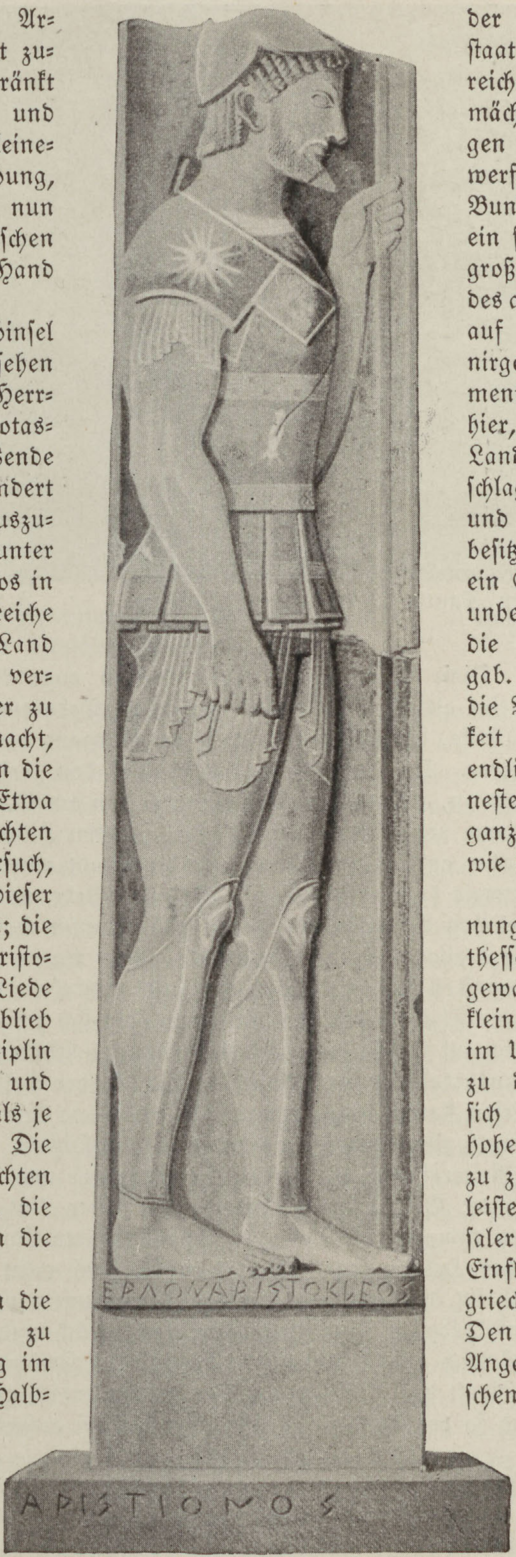
In dem benachbarten Korinth wurde die Ariſtokratie der Bakchiaden in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts durch Kypſelos geſtürzt, der von mütterlicher Seite dem herrſchenden Geſchlechte entſtammte: er hat ſich bis auf ſeinen Tod in der Stellung an der Spitze des Staates behauptet und den Thron auf ſeinen Sohn Periandros vererbt. Auch dieſer war, wie ſein Vater, ein hochbedeutender Mann, dem die Nachwelt einen Platz unter den „ſieben Weiſen“ gegeben hat. Korinth erhob ſich unter dieſen Fürſten zur erſten griechiſchen Seemacht; die Kolonien Leukas, Ambrakia, Poteidäa ſind damals gegründet worden, Kerkyra wurde in Abhängigkeit von der Mutterſtadt gebracht, auch das Korinth benachbarte Epidauros erobert. Aber trotz dieſer Erfolge hat die Tyrannis auch hier ſich nicht zu behaupten vermocht; ſie iſt geſtürzt worden, als Periandros die Augen geſchloſſen hatte, und ſein junger Enkelſohn Pſammatichos ihm in der Herrſchaft gefolgt war (um 550). Damit zerfiel das korinthiſche Reich; Kerkyra und Epidauros gewannen ihre Selbſtändigkeit zurück, und nur die kleineren Kolonien blieben zur

Mutterſtadt in einem loſen Abhängigkeitsverhältnis. In Korinth wurde eine gemäßigte Oligarchie eingeführt, die bis auf die makedoniſchen Zeiten Beſtand gehabt hat; doch hat die Stadt nie wieder die Machtſtellung erreicht, die ſie unter der Herrſchaft des Kypſelidenhauſes eingenommen hatte.

Auch das nahe Athen wurde in dieſer Zeit durch innere Kämpfe erſchüttert. Die Verſchuldung der Kleinbauern hatte hier einen Grad erreicht, der die Gefahr einer ſozialen Kataſtrophe in nächſte Nähe rückte; und der von Parteiungen zerriſſene Herrenſtand war nicht mehr imſtande, die Bewegung niederzuhalten. Man bequemte ſich alſo zur Nachgiebigkeit. Solon, der geiſtig hervorragendſte Mann, den Athen damals hatte, wurde als Archon an die Spitze des Staates geſtellt, mit unbeſchränkter Vollmacht zur Reform der beſtehenden Zuſtände (594). Es wurde nun ein allgemeiner Schuldenerlaß verkündet, die wegen Schulden in Knechtſchaft geratenen Bürger wurden in Freiheit geſetzt und die Schuldknechtſchaft auch für die Zukunft aufgehoben. Dagegen widerſtand Solon dem Drängen der Menge nach einer neuen Verteilung des Grundeigentums. Er ſchritt dann zu einer neuen Kodifizierung des Privatrechts, ſo daß Drakons Geſetze nur für das Blutrecht in Geltung blieben. Dagegen hat Solon die Verfaſſung im weſentlichen gelaſſen, wie er ſie vorfand, nur wurden die politiſchen Rechte genauer nach dem Vermögen abgeſtuft und namentlich die Wählbarkeit zu den höchſten Staatsämtern auf diejenigen beſchränkt, die aus ihrem Grundbeſitz ein jährliches Einkommen von 500 Scheffeln Getreide oder ebenſovielen Maß Wein und Öl hatten. Der Rat, der ſeit unvordenklichen Zeiten auf dem Areshügel (Areios pagos) am Fuß der Burg ſeinen Sitz hatte und aus den Oberbeamten (Archonten) gebildet war, die ihr Amt tadellos verwaltet hatten, behielt neben der Blutgerichtsbarkeit die Kontrolle über die geſamte Verwaltung, So blieb die herrſchende Stellung des Adels im Staate unangetaſtet.

Es hätte nur von Solon abgehangen, die Macht, die in ſeine Hände gelegt war, feſtzuhalten und ſich zum Tyrannen Athens aufzuwerfen; man erwartete allgemein, daß es geſchehen würde. Aber er hat es nicht gewagt, dieſen gefährlichen Schritt zu tun, und iſt nach Beendigung ſeines Reformwerkes wieder ins Privatleben zurückgetreten. So begannen die inneren Wirren aufs neue; denn ein Kompromiß, wie es die ſoloniſche Ordnung war, konnte keine der beiden Parteien befriedigen. Es hat denn auch während der nächſten Jahrzehnte nicht an Verſuchen gefehlt, die Tyrannis in Athen zu begründen, doch brachen ſie ſich zunächſt an dem Widerſtande des Adels. Endlich gelang es Peiſiſtratos, ſich zum Herrn des Staates zu machen. Er gehörte einer der vornehmſten Familien Athens an, die ihren Urſprung auf Neſtor zurückführte; als Feldherr im Kriege gegen Megara hatte er ſich einen Namen gemacht, und ſein Verdienſt war es, daß die Inſel Salamis, die lange Zeit zwiſchen den beiden Nachbarſtädten ſtreitig geweſen war, in den dauernden Beſitz Athens gelangte. Er trat dann in enge Verbindung mit der mächtigſten Adelsfamilie der Stadt, den Alkmeoniden, deren Haupt, Megakles, ihm ſeine Tochter zur Ehe gab; mit Unterſtützung ſeines Schwiegervaters beſetzte Peiſiſtratos die Akropolis, ſtürzte die beſtehende Regierung und nahm ſelbſt die Gewalt in die Hände. Doch bald entzweiten ſich die beiden Verbündeten, und da Peiſiſtratos nicht ſtark genug war, ſich aus eigener Kraft zu behaupten, mußte er aus Athen fliehen und nach Eretria in die Verbannung gehen. Von dort aus landete er nach einigen Jahren bei Marathon an der gegenüberliegenden attiſchen Küſte, zog ſeine alten Anhänger an ſich, rückte dann auf Athen und lieferte den Truppen der Regierung, die ſich ihm entgegenſtellten, bei Pallene ein glückliches Treffen. Nach dieſem Siege konnte er ohne Widerſtand in Athen einziehen und von neuem an die Spitze des Staates treten, während ſeine Gegner, vor allem die Alkmeoniden, in die Verbannung gingen. Er hat von da an unangefochten über Athen geherrſcht, das unter ſeiner Verwaltung zu einem der mächtigſten Staaten in Griechenland wurde.

Auch ſonſt zeigen ſich in dieſer Zeit Anſätze zu größeren Staatsbildungen. Argos gewann unter ſeinem Könige Pheidon die Hegemonie über die ganze argoliſche Landſchaft, auf die es als Rechtsnachfolgerin von Mykene Anſpruch zu haben glaubte; es wurde infolgedeſſen eine Zeitlang zur Vormacht im Peloponnes. Pheidon zog quer durch die Halbinſel und entriß den Eleiern die Leitung des Nationalfeſtes, das zu Ehren des Zeus in Olympia gefeiert wurde. Doch haben dieſe Erfolge nur kurzen Beſtand gehabt; nach Pheidons Tode gewannen die



Ein atheniſcher Hoplit des VI. Jahrhunderts.
Die Ariſtion-Stele, Athen.
Nach Conze, Attiſche Grabreliefs.

wichtigeren Städte der Argolis ihre Unabhängigkeit zurück, Argos blieb beſchränkt auf ſein eigenes Gebiet und die Herrſchaft über die kleineren Orte in ſeiner Umgebung, und die Eleier konnten nun die Leitung der olympiſchen Spiele aufs neue in die Hand nehmen.

Im Süden der Halbinſel hatte Sparta, wie wir geſehen haben, ſchon früh die Herrſchaft über das ganze Eurotastal gewonnen; um die Wende vom 8. zum 7. Jahrhundert begann es darüber hinauszugreifen und eroberte unter ſeinem König Theopompos in langen Kämpfen die reiche meſſeniſche Ebene. Das Land wurde unter die Sieger verteilt, die alten Bewohner zu hörigen Untertanen gemacht, die für ihre neuen Herren die Äcker beſtellen mußten. Etwa hundert Jahre ſpäter machten die Meſſenier den Verſuch, ſich mit arkadiſcher Hilfe dieſer Abhängigkeit zu entziehen; die Taten ihres Führers Ariſtomenes haben lange im Liede fortgelebt, aber endlich blieb doch der überlegenen Diſziplin der Spartaner der Sieg, und Meſſenien wurde feſter als je mit Sparta verbunden. Die Führer des Aufſtandes ſuchten Zuflucht in der Fremde, die Maſſe des Volkes ſank in die alte Knechtſchaft zurück.

Noch wichtiger ſchien die Staatsbildung werden zu ſollen, die ſich gleichzeitig im Norden der griechiſchen Halbinſel vollzog. Die bergumkränzte theſſaliſche Ebene bildet eine natürliche Einheit, und ſie hat ſich, etwa im 7. Jahrhundert zu einer politiſchen Einheit zuſammengeſchloſſen, und zwar in der Form eines Bundesſtaates, da keine der zahlreichen Städte der Landſchaft mächtig genug war, die übrigen ihrer Herrſchaft zu unterwerfen. An der Spitze des Bundes ſtand ein Wahlkönig, ein ſog. Tagos, der einer der großen Adelsfamilien des Landes angehörte und ſeine Würde auf Lebenszeit hatte. Denn nirgends war das Adelsregiment ſo feſt gegründet wie hier, wo die ebene Natur des Landes die Reiterei zur ausſchlaggebenden Waffe machte und damit den Großgrundbeſitzern, die imſtande waren, ein Streitroß zu halten, eine unbedingte Überlegenheit über die Maſſe der Bevölkerung gab. Infolgedeſſen gerieten die Bauern hier in Abhängigkeit von dem Adel, der ſie endlich zu Hörigen, ſog. Peneſten, herabdrückte, die eine ganz ähnliche Stellung hatten, wie die Heiloten in Sparta.

Bei der großen Ausdehnung des Landes verfügte der theſſaliſche Bund über eine gewaltige Macht, und alle kleinen Nachbarſtämme rings im Umkreis, vom Olymp bis zu den Thermopylen, ſahen ſich gezwungen, ſeine Oberhoheit anzuerkennen, Tribut zu zahlen und Heeresfolge zu leiſten. So konnten die Theſſaler dazu ſchreiten, ihren Einfluß auch nach Mittelgriechenland auszudehnen. Den Anlaß dazu boten die Angelegenheiten des delphiſchen Heiligtums.

Am Ausgang des Paſſes der Thermopylen, bei dem Dorfe Anthela erhob ſich ein alter Tempel der Demeter, der den Mittelpunkt einer Kultgemeinſchaft der umwohnenden Stämme

Kleinaſiatiſche Kunſt unter griechiſchem Einfluß: Relief vom Harpyien-Monument von Xanthos, Britiſches Muſeum.

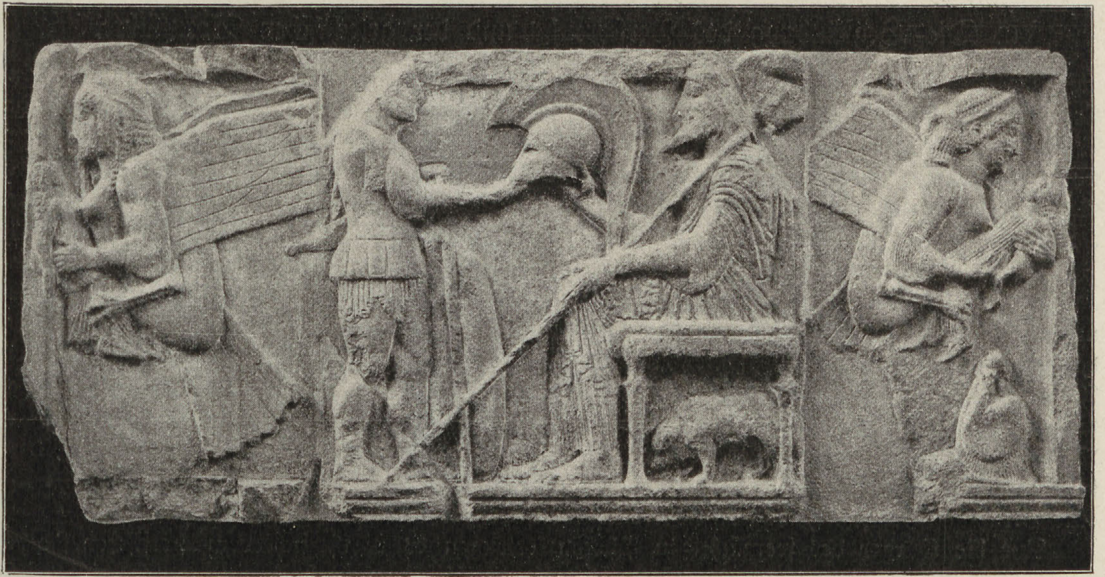
Nach Brunn, Denkmäler. Verlag F. Bruckmann, Aktien-Geſellſchaft.

(„Amphiktionie“) bildete. Dieſe Amphiktionie trat dann in enge Beziehungen zu dem benachbarten Delphi, ſeit dieſes als Orakelſtätte eine nationale Bedeutung gewonnen hatte. Das führte zum Konflikte mit Kriſa, der mächtigen Stadt am Ausgang des Pleiſtostales, auf deren Gebiet Delphi gegründet war. Die Amphiktionen beſchloſſen den „heiligen Krieg“; die Leitung fiel natürlich den Theſſalern zu, als dem mächtigſten unter den am Bunde beteiligten Stämmen. Auch Athen und der Tyrann von Sikyon, Kleiſthenes, ſandten Hilfe. Das feſte Kriſa leiſtete lange Widerſtand, erlag aber endlich der Übermacht; die Stadt wurde zerſtört und ihr Gebiet dem delphiſchen Gotte geweiht (um 590 v. Chr.). Delphi wurde nun unabhängig, die Oberleitung des Heiligtums fiel den Amphiktionen zu, d. h. kam unter theſſaliſchen Einfluß. Athen, Sikyon und überhaupt die doriſchen Staaten des Peloponnes traten der Amphiktionie bei, die ſich damit über den größten Teil der griechiſchen Halbinſel ausdehnte.

Bald darauf griffen die Theſſaler in den Krieg ein, der ſich zwiſchen den beiden Nachbarſtädten Chalkis und Eretria auf Euböa um den Beſitz des fruchtbaren lelantiſchen Feldes entſponnen hatte. Bei den ausgedehnten Handelsbeziehungen beider Städte wurde ein großer Teil der griechiſchen Welt in dieſen Kampf hineingezogen; Milet leiſtete Eretria Hilfe, während Samos und der Herrſcher von Korinth, Periandros, die Chalkidier unterſtützten. Auch die Theſſaler traten auf dieſe Seite, und ihre Reiterei war es, die den Ausſchlag gab und den Chalkidiern den Beſitz des lelantiſchen Feldes ſicherte. Eretria begann ſeitdem von ſeiner alten Bedeutung herabzuſinken.

Die Theſſaler machten nun den Verſuch, auch Böotien ihrem Einfluß zu unterwerfen, doch bei Kereſſos am Fuße des Helikon im Gebiete von Theſpiä erlitt ihre Reiterei eine entſcheidende Niederlage. Phokis, das ſeit dem heiligen Kriege unter theſſaliſcher Oberhoheit geſtanden hatte, gewann infolgedeſſen ſeine Unabhängigkeit zurück, und die Theſſaler ſahen ſich wieder auf das Gebiet nördlich der Thermopylen beſchränkt. Zwietracht zwiſchen den großen Adelsfamilen lähmte die Kraft des Bundes; es kam endlich dahin, daß überhaupt kein Tagos mehr gewählt wurde, und ſo hat Theſſalien politiſchen Einfluß außerhalb ſeiner Grenzen nicht mehr zu üben vermocht.

Doch alle dieſe Staatsbildungen wurden weit in den Schatten geſtellt durch die Macht, die ſich um dieſe Zeit an den Grenzen des griechiſchen Kulturbereichs in Kleinaſien bildete. Auch hier hatte urſprünglich jeder politiſche Zuſammenhalt der einzelnen Völker gefehlt; nur dadurch war es den Griechen möglich geworden, die Küſte in Beſitz zu nehmen und dieſen Beſitz jahrhundertelang unangefochten zu behaupten. Aber mit der fortſchreitenden Geſittung machte ſich auch hier das Bedürfnis nach politiſchem Zuſammenſchluß geltend. Auf der Hochfläche im Innern



Kleinaſiatiſche Kunſt unter griechiſchem Einfluß: Relief vom Harpyien-Monument von Xanthos, Britiſches Muſeum.

Nach Brunn, Denkmäler. Verlag F. Bruckmann, Aktien-Geſellſchaft.

der Halbinſel bildete ſich das phrygiſche Reich, das ſeinen Mittelpunkt im Quellgebiet des Sangarios hatte und unter dem ſagenberühmten Könige Midas zu hoher Blüte gelangte. In ähnlicher Weiſe gelang es den Fürſten von Sardes, die weite Ebene am Hermos und die umliegenden Gebiete ihrer Herrſchaft zu unterwerfen; es wird damit zuſammenhängen, daß für dieſe Landſchaft, die bei Homer Mäonien heißt, jetzt der Name Lydien aufkommt. Natürlich ſtrebten die lydiſchen Könige danach, die Küſte zu gewinnen; ſchon Gyges (um 650) hat damit den Anfang gemacht. Da brach eine furchtbare Kataſtrophe über Kleinaſien herein. Die wilden Kimmerier, ein Volk von der Nordküſte des Pontos, drangen in die Halbinſel ein, das phrygiſche Reich erlag ihren Waffen, Gyges ſelbſt verlor Schlacht und Leben, als er ſich ihnen entgegenſtellte, ſeine Hauptſtadt Sardes fiel, mit Ausnahme der feſten Königsburg, in die Hand der Barbaren. Dieſe wandten ſich dann weiter nach der ioniſchen Küſte, wo das reiche Magneſia am Mäandros von ihnen geplündert wurde. Doch der Sturm ging vorüber: die Kimmerier zogen ab, und Gyges' Sohn Ardys konnte das lydiſche Reich wiederherſtellen. Phrygien, das durch den kimmeriſchen Einfall tief zerrüttet war, wurde nun mit leichter Mühe unterworfen und dann der Krieg gegen die griechiſchen Küſtenſtädte wieder aufgenommen. Dieſe würden vereint dem Gegner mehr als gewachſen geweſen ſein, aber ſie vermochten es nicht über ſich zu gewinnen, zugunſten einer Zentralregierung auf einen Teil ihrer Souveränität zu verzichten, und fielen ſo eine nach der andern dem Feinde zur Beute. Nur das mächtige Miletos behauptete ſeine Unabhängigkeit. Immerhin dauerte es mehr als ein halbes Jahrhundert, bis Kröſos, der dritte Nachfolger des Ardys, die Eroberung Joniens vollenden konnte (um 560).

So war denn, zum erſtenmal im Laufe der Geſchichte, ein großer Teil der griechiſchen Welt der Fremdherrſchaft anheimgefallen. Aber es war eine Fremdherrſchaft, die kaum als ſolche empfunden wurde; denn Lydien war in ſeiner Kultur längſt helleniſiert, und auch die griechiſche Sprache begann immer tiefer in das Land einzudringen. Ebenſo waren die griechiſchen Götter längſt in Lydien heimiſch geworden; ſchon Gyges hat reiche Weihgeſchenke nach Delphi geſandt, und Kröſos hat nach dem delphiſchen Heiligtume wie dem Tempel Apollons in Branchidae bei Milet Goldſchätze im Werte von Millionen geſtiftet.

Es iſt klar, daß die Macht der lydiſchen Könige an der Küſte nicht Halt machen konnte. Kröſos ſoll denn auch bereits daran gedacht haben, eine Flotte zu gründen, als Ereigniſſe eintraten, die ihn zwangen, ſeine Kräfte nach der entgegengeſetzten Richtung zu wenden und jenen Kampf zu beginnen, der ſeinem Reiche den Untergang bringen ſollte.

6. Die Begründung des Perſerreichs und der griechiſchen Vormächte.

Um die Wende vom 7. zum 6. Jahrhundert vollzog ſich in den Euphratländern ein Ereignis von folgenſchwerſter Tragweite: das aſſyriſche Reich, das ſo lange die Vormacht in Aſien geweſen war, erlag den verbündeten Medern und Babyloniern. Die Meder trugen nun ihre Waffen nach Weſten und kamen darüber in Konflikt mit dem lydiſchen Reiche. Nachdem der Krieg einige Jahre gewährt hatte, wurde ein Frieden geſchloſſen, in dem der Halys zur Grenze zwiſchen beiden Reichen beſtimmt wurde (585).

Ein Menſchenalter ſpäter wurde das mediſche Reich von den Perſern unter Kyros erobert. Kröſos hielt jetzt den günſtigen Augenblick für gekommen, ſeine Macht nach Oſten auszudehnen und überſchritt mit ſeinem Heere den Halys, ſah aber bald, daß er den Feind unterſchätzt hatte und beſchloß darum, auf ſeine Hauptſtadt Sardes zurückzugehen, um hier zu einem neuen Feldzug zu rüſten. Indes Kyros folgte ihm auf dem Fuße; in der Ebene am Hermos erlag die lydiſche Reiterei den Geſchwadern der Perſer, Sardes wurde eingeſchloſſen und nach kurzer Belagerung erſtürmt, wobei der König ſelbſt in die Hände des Siegers fiel (546 v. Chr.). Das lydiſche Reich war damit vernichtet; die griechiſchen Städte an der Küſte leiſteten wohl noch eine Zeitlang Widerſtand, wurden aber bald ebenfalls zur Unterwerfung gebracht.

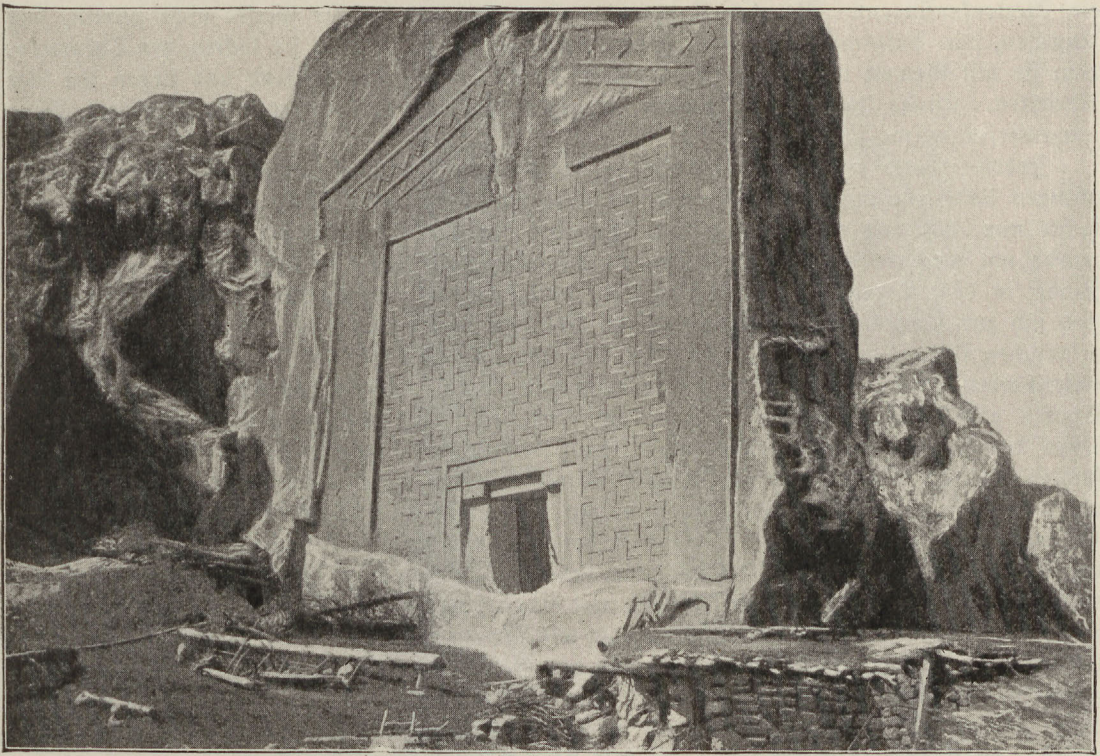
Nur die Bürger des ſeemächtigen Phokäa ertrugen es nicht, ſich dem perſiſchen Joche zu beugen. Sie beſtiegen zum größten Teil ihre Schiffe und ſuchten eine neue Heimat im fernen Weſten, auf Kyrnos, wo ſie bereits vor einigen Jahrzehnten in Alalia eine Niederlaſſung gegründet hatten. Sie dachten ſo ihrem Kolonialreich einen ſtarken Rückhalt zu geben und die Herrſchaft auf dem ganzen weſtlichen Mittelmeer zu gewinnen.

Dieſer Gefahr gegenüber konnten die Phöniker nicht untätige Zuſchauer bleiben. Sie waren etwa gleichzeitig mit den Griechen nach dem Weſten gelangt und hatten hier, an der afrikaniſchen Nordküſte, eine Reihe blühender Kolonien gegründet, von denen Karthago dank der Gunſt ſeiner Lage bald über alle anderen emporwuchs und ſie ſeiner Oberherrſchaft unterwarf. Auch auf den Afrika gegenüberliegenden Inſeln ſiedelten die Phöniker ſich an, im Weſten Siziliens, auf Sardinien, den Pityuſen und der kleinen Inſel Gades an der ſpaniſchen Küſte, jenſeits der Säulen des Herakles. Schon um 600 v. Chr. hatten ſie einen Verſuch der Knidier vereitelt, am Fuß des Berges Eryx an der Weſtküſte Siziliens eine Niederlaſſung zu gründen, und die griechiſchen Anſiedler mußten zufrieden ſein, auf den unfruchtbaren lipariſchen Inſeln eine Zuflucht zu finden.

Ebenſo trat Karthago jetzt den Phokäern auf Kyrnos entgegen und es fand dabei Bundesgenoſſen an den Etruskern, die ſich von der neuen griechiſchen Kolonie noch direkter bedroht ſahen. Beide Völker vereinigten ihre Flotten und boten den Phokäern die Seeſchlacht. Zwar blieb den Hellenen der Sieg, aber ſie hatten im Kampfe gegen die an Zahl überlegenen Gegner ſo ſchwer gelitten, daß ſie es nicht vermochten, ſich länger auf Kyrnos zu behaupten. Sie verließen alſo die Inſel und ſiedelten ſich bei Poſeidonia an der italiſchen Weſtküſte in Elea an. Nun war auch die phokäiſche Niederlaſſung in Mänake nicht länger zu halten und die Karthager wurden zu alleinigen Herren an den Küſten des Silberlandes Tarteſſos, das ſie fortan ohne fremde Konkurrenz ausbeuten konnten. Dagegen wehrte Maſſalia die Angriffe der Karthager ſiegreich ab und behauptete ſeine Stellung an der liguriſchen und iberiſchen Küſte bis herab zum Vorgebirge der Artemis (Cap de la Nao), das von jetzt ab die Grenze zwiſchen dem griechiſchen und phönikiſchen Machtbereich bildete.

Auch die Etrusker machten den Verſuch, die Griechen noch weiter zurückzudrängen. Etwa ein Jahrzehnt nach der Schlacht bei Alalia ſchritten ſie zum Angriff auf Kyme, den äußerſten Vorpoſten der griechiſchen Welt am tyrrheniſchen Meere. Hier freilich erlitten ſie eine ſchwere Niederlage; aber an eine weitere Expanſion der Griechen an dieſen Küſten war doch vorerſt nicht zu denken und ſie blieben in die Defenſive zurückgedrängt.

Indeſſen war im Oſten auch das babyloniſche Reich von Kyros erobert worden, ſo daß von den Großmächten des Orients nur noch Ägypten unabhängig blieb. Auch dieſes wurde von Kyros' Sohn Kambyſes erobert, nachdem die griechiſchen Söldner, die das Land verteidigten, in einer großen Schlacht bei Peluſion im Oſten des Delta den Perſern erlegen waren.



Sogenanntes Grab des Midas zu Ayazinn in Phrygien.

Photographie des deutſchen archäolog. Inſtituts zu Athen.

Infolgedeſſen unterwarfen ſich Kypros und Kyrene der perſiſchen Oberherrſchaft. Das Perſerreich war jetzt nicht nur die erſte, ſondern überhaupt die einzige Großmacht der Welt, neben der es nur Kleinſtaaten gab. Es ſchien nur von dem Belieben des Großkönigs abzuhängen, wo er ſich die Grenzen ſetzen wollte.

Die perſiſche Herrſchaft war für die Griechenſtädte, zunächſt wenigſtens, kaum drückender, als es früher die lydiſche geweſen war. Auch die Perſer ließen den Gemeinden in allen inneren Angelegenheiten volle Freiheit und wirkten höchſten darauf hin, daß Tyrannen an die Spitze traten, die durch ihr eigenes Intereſſe an die beſtehende Ordnung gefeſſelt waren. Selbſt das Fehderecht der Städte untereinander blieb unbeſchränkt; der König verlangte nichts als die Zahlung eines mäßigen Tributes und Heeresfolge im Kriege. So hatte ſich in den Verhältniſſen Ioniens kaum etwas Weſentliches geändert, wirtſchaftlich und geiſtig war das Land nie blühender geweſen als in dem halben Jahrhundert nach dem Sturze des lydiſchen Reiches.

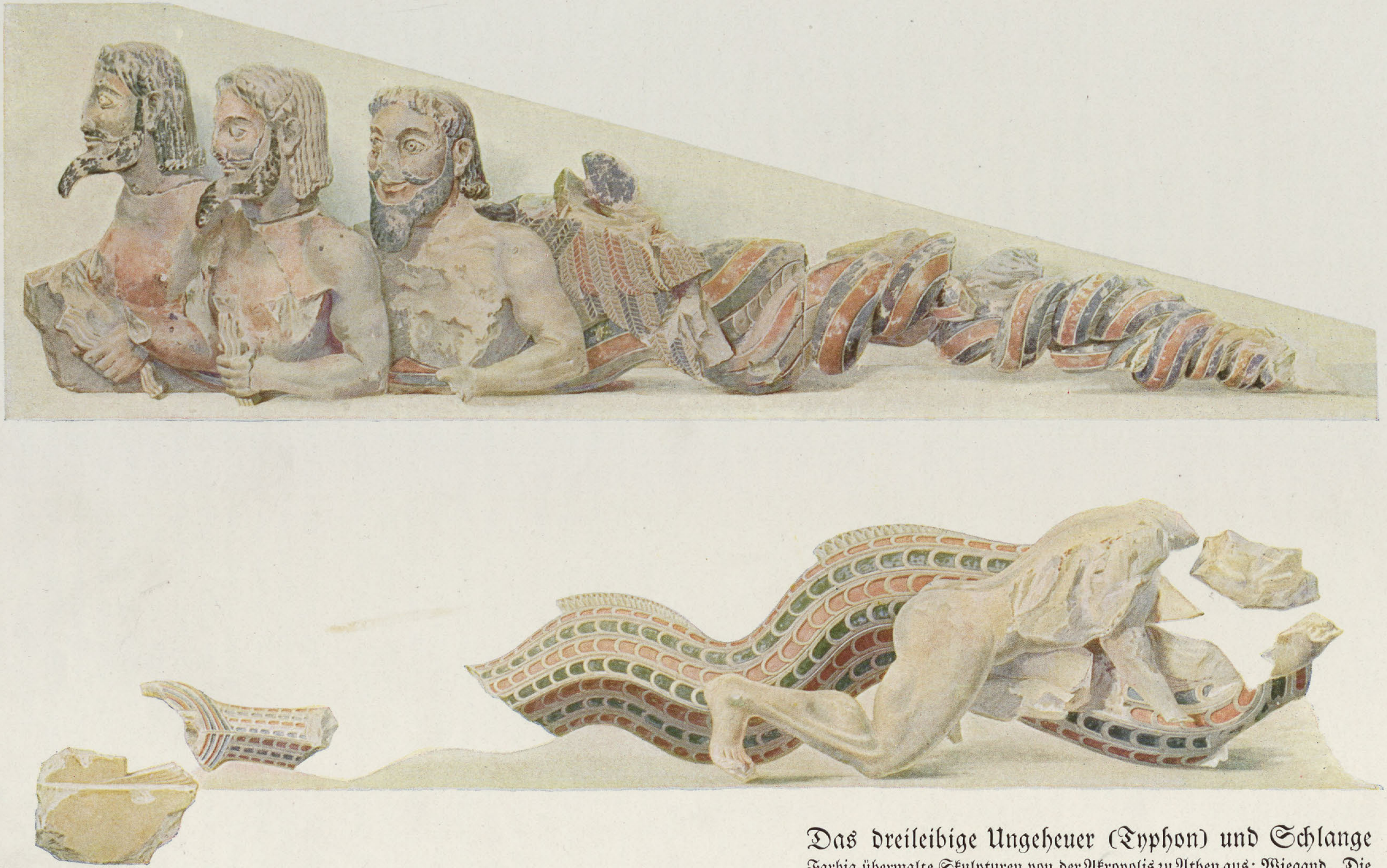
Die Inſeln blieben für jetzt überhaupt noch außerhalb des perſiſchen Machtbereichs. Sie waren um dieſe Zeit der Schauplatz heftiger Parteikämpfe. In Mytilene warfen ſich kurz nacheinander Melanchros und Myrſilos zu Tyrannen auf, die nach kurzer Herrſchaft geſtürzt wurden; endlich ſtellte das Volk, der inneren Wirren müde, Pittakos mit unbeſchränkter Machtvollkommenheit an die Spitze des Staates, einen hochbedeutenden Mann, der dann auch die Ordnung wiederherſtellte und ſeiner Stadt die Herrſchaft über den Süden der Troas gewann (um 550 v. Chr.). Auf Samos ſtürzte, um 540, Polykrates die Herrſchaft des grundbeſitzenden Adels, der ſog. Geomoren, und trat ſelbſt an die Spitze des Staates. Er ſchuf eine große Flotte, mit der er ſich zum Herrn des ägäiſchen Meeres machte und Freund und Feind brandſchatzte; die ſo gewonnenen Reichtümer verwendete er zu großartigen Bauten. Zu Ägypten wie zum Perſerreich unterhielt er die beſten Beziehungen; als dann der Konflikt zwiſchen beiden Mächten ausbrach, mußte er freilich Partei ergreifen und ſtellte Kambyſes ein Flottenkontingent. Als aber Ägypten erobert war, waren die Perſer nicht gewillt, das Unweſen, das Polykrates an ihren Küſten trieb, länger zu dulden; ſie lockten den Tyrannen, dem ſie mit Gewalt nichts anhaben konnten, durch Liſt auf das Feſtland und ließen ihn hier hinrichten. Einige Jahre ſpäter gingen ſie gegen Samos vor, das nun mit leichter Mühe unterworfen wurde.

Indeſſen hatte im Peloponnes Sparta die leitende Stellung gewonnen. Nach der endgültigen Unterwerfung Meſſeniens war es ohne Frage die erſte Macht der Halbinſel; es verſuchte nun, ſich auch nach Norden und Oſten hin auszubreiten. Mit dem benachbarten Tegea wurde mit wechſelndem Erfolge in langen Kämpfen geſtritten; endlich kam ein Vertrag zuſtande, in dem Tegea ſeine Unabhängigkeit behielt, aber mit Sparta in engen Bund trat und ſich zur Heeresfolge verpflichtet (550). Ähnliche Verträge wurden dann mit den übrigen arkadiſchen Gauen geſchloſſen. Auch Elis, das um dieſe Zeit die Piſatis am unteren Alpheios unterworfen hatte, trat jetzt in den ſpartaniſchen Bund. Gegen das mächtige Argos führte Sparta eine Reihe glücklicher Kriege, die ihm den Beſitz der Grenzlandſchaft Kynuria im Oſten des Parnon gaben; Argos ſelbſt freilich behauptete ſeine Unabhängigkeit. Wohl aber ſuchten Korinth, Sikyon und die übrigen Mittelſtädte der Argolis bei Sparta einen Rückhalt und traten in deſſen Bund ein, der nun, mit Ausnahme von Argos und Achaia, den ganzen Peloponnes umfaßte; ja auch außerhalb der Halbinſel ſchloß Megara dem Bunde ſich an. Es iſt die erſte größere Staatsbildung, die den Griechen gelungen iſt. Denn mochte auch der theſſaliſche Bund etwa denſelben Umfang und annähernd dieſelbe Bevölkerung haben, ſo war er doch militäriſch viel weniger leiſtungsfähig und vor allem entbehrte er des feſten Zuſammenhaltes, während im peloponneſiſchen Bunde das Gebiet des führenden Staates für ſich allein genommen ſo groß war, wie die Gebiete aller übrigen Bundesglieder zuſammen. Darum hat dieſer Bund, ſo loſe er auch gefügt ſein mochte, doch dauernden Beſtand gehabt; er iſt es geweſen, dem die Nation in der Kriſis, die bald hereinbrechen ſollte, ihre Rettung zu danken hatte.

Um dieſelbe Zeit legte Peiſiſtratos den Grund zu der atheniſchen Seeherrſchaft. Er gewann Einfluß auf Delos, deſſen Apollontempel von den Jonern diesſeits und jenſeits des Meeres als gemeinſames Stammesheiligtum betrachtet wurde; er ſetzte auf dem nahen Naxos ſeinen Freund Lygdamis zum Tyrannen ein; er faßte Fuß am Hellespont, wo Sigeion gewonnen und in langen Kämpfen gegen die Mytilenäer behauptet wurde, während zugleich der Athener Miltiades auf dem gegenüberliegenden thrakiſchen Cherſones ſich ein Fürſtentum gründete. Auch ſonſt tat Peiſiſtratos viel für die wirtſchaftliche Entwicklung Athens, das unter ihm zuerſt zur bedeutenden Induſtrie- und Handelsſtadt wurde. Nicht minder verdankte das geiſtige Leben ihm reiche Förderung. Er hat die erſten Dichter und Tondichter der Zeit an ſeinen Hof gezogen und das Feſt der großen Dionyſien geſtiftet, das für die Pflege der muſiſchen Künſte von ſo hoher Bedeutung werden ſollte.

Durch das alles brachte er die Oppoſition zum Schweigen, mit der er zuerſt zu kämpfen gehabt hatte, und konnte ſich bis an ſeinen Tod unangefochten in der Herrſchaft behaupten. Seine Söhne Hipparchos und Hippias regierten in der Weiſe des Vaters weiter, aber ſie vermochten es nicht, den Ausbruch der Revolution zu verhindern. Hipparchos fiel als Opfer einer Verſchwörung (514); und nun drang eine Schar von Emigranten ins Land ein und beſetzte das feſte Leipſydrion am Fuße des Parnes. Zwar gelang es Hippias, der Bewegung Herr zu werden und Leipſydrion durch Verrat einzunehmen, aber jetzt griffen, von den Akmeoniden gerufen, die Spartaner in Attika ein. Hippias wurde in der Akropolis eingeſchloſſen und nach kurzer Belagerung zur Kapitulation gezwungen; er erhielt freien Abzug und ging nach ſeiner Beſitzung Sigeion am Hellespont.

Die Revolution war das Werk des Adels geweſen, in erſter Linie des Alkmeonidenhauſes. Aber Kleiſthenes, der jetzt nach dem Tode ſeines Vaters Megakles das Haupt dieſer Familie war, erkannte ſehr wohl, daß eine Reſtauration der alten Adelsherrſchaft das ſicherſte Mittel geweſen wäre, der Rückkehr der Tyrannen den Weg zu bahnen. Nur wenn es gelang, das Volk, und namentlich den Mittelſtand für die neue Ordnung der Dinge zu gewinnen, konnte die Freiheit Beſtand haben. Er ſchritt alſo zur Verfaſſungsreform im demokratiſchen Sinne, ohne Rückſicht auf die Vorurteile der Mehrzahl ſeiner Standesgenoſſen.



Das dreileibige Ungeheuer (Typhon) und Schlange

Farbig übermalte Skulpturen von der Akropolis zu Athen aus: Wiegand, „Die Archaiſche Poros-Architektur“. Verlag v. Th. G. Fiſher & Co., Caſſel u. Leipzig

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

Das Weſentlichſte war, die Organiſation zu brechen, auf die geſtützt die Geſchlechter bis zur Peiſiſtratidenzeit den Staat beherrſcht hatten. Kleiſthenes hob alſo die vier Phylen auf, in die die atheniſche Bürgerſchaft ſeit unvordenklichen Zeiten zerfiel und ſetzte zehn neue Phylen an die Stelle, die ausſchließlich auf lokaler Grundlage beruhten, ſo daß jeder eine Anzahl der Gemeinden des Landes zugeteilt wurden; um kein Übergewicht der Hauptſtadt aufkommen zu laſſen, wurden die einzelnen Stadtquartiere verſchiedenen Phylen zugewieſen. Die großen Adelsfamilien, die bisher geſchloſſen einer Phyle angehört hatten, wurden dadurch zerriſſen und ein erfolgreiches Zuſammenwirken ihrer Mitglieder in hohem Maße erſchwert. Sie haben denn auch ſehr bald allen Einfluß im Staate verloren.

Ferner wurde eine Volksvertretung geſchaffen, ein Rat von 500 erloſten Mitgliedern, in denen die einzelnen Gemeinden mit einer ihrer Bevölkerung proportionalen Zahl von Ratsherren vertreten waren. Die Körperſchaft war, den zehn Phylen entſprechend, in zehn Sektionen geſchieden, die abwechſelnd den Vorſitz führten, ſo daß die vorſitzende Sektion (die „Prytanen“) permanent im Rathaus verſammelt war. Der Rat bereitete alle Vorlagen vor, die an die Volksverſammlung gehen ſollten und wurde dadurch zum wichtigſten Organ der Verwaltung. So nahm das Volk jetzt durch ſeine Vertreter an der Regierung direkten Anteil und die Macht der Beamten war in ſehr wirkſamer Weiſe beſchränkt.

Sonſt wurde an der Verfaſſſung nichts weſentliches geändert. Namentlich blieb das paſſive Wahlrecht zu den oberen Beamtenſtellen auf die Bürger der höchſten Schätzungsklaſſe (die „Pentakoſiomedimnen“) beſchränkt. Die neun Oberbeamten („Archonten“) und der Areopag behielten ihre alte Stellung. Für die Beſetzung der Finanzämter wurde das Los eingeführt und der Zahl der Phylen entſprechend die Zahl der Mitglieder jedes einzelnen Kollegiums auf zehn gebracht, ſo daß jede Phyle darin ihren Vertreter hatte. Ebenſo wurde das Heer in zehn Bataillone („Taxen“) eingeteilt, die aus den Wehrmännern je einer Phyle gebildet waren. Den Befehl über jedes Bataillon führte ein von ſeiner Phyle erwählter Oberſt („Stratege“); die zehn Strategen bildeten unter dem Vorſitz des Polemarchen den Kriegsrat, der nach Stimmenmehrheit entſchied.

Die kleiſtheniſche Verfaſſung war alſo noch weit entfernt von dem, was man ſpäter eine Demokratie nannte. Aber für ihre Zeit bezeichnete ſie einen ſehr bedeutenden Fortſchritt auf dem Wege freiheitlicher Entwicklung, und der Adel ſah ſich in ſeinen teuerſten Intereſſen verletzt. Aber er erkannte, daß er dem Volke gegenüber aus eigner Kraft nichts ausrichten konnte. So wandten ſich die Gegner der Reform nach Sparta, und König Kleomenes ging daraufhin nach Athen, den inneren Hader zu ſchlichten. Er begann damit, Kleiſthenes und ſeine hauptſächlichſten Anhänger aus der Stadt zu verbannen, worauf der Führer der reaktionären Adelspartei, Iſagoras, zum erſten Archon gewählt wurde (508). Als dieſer aber nun daran ging, den von Kleiſthenes eingeſetzten Rat aufzulöſen, brach der Aufſtand aus; Iſagoras und Kleomenes mußten aus Athen entweichen, worauf dann die Verbannten zurückkehrten. Kleomenes rüſtete jetzt zum Kriege gegen Athen; aber ſein Amtsgenoſſe, der König aus dem andern Hauſe, Damaratos, trat ihm entgegen, und da auch unter den peloponneſiſchen Bundesgenoſſen eine heftige Oppoſition gegen Kleomenes’ Politik ausbrach, blieb dieſem nichts übrig, als von ſeinem Unternehmen abzuſtehen.

Dafür wurde Athen jetzt von ſeinen Nachbarn im Norden, den Böotern und Chalkidiern mit Krieg überzogen; denn die Ariſtokratie, die in beiden Staaten das Regiment führte, ſah in der freien Verfaſſung Athens nicht mit Unrecht eine Gefahr für den eigenen Beſtand und beſchloß, ihr zuvorzukommen, ſolange es noch Zeit war, ehe die neuen Zuſtände in Athen ſich befeſtigt hätten. Doch die Athener warteten den Angriff nicht ab, ihr Heer überſchritt die Grenze und brachte den Böotern am Ufer des Euripos eine völlige Niederlage bei; noch am ſelben Tage gingen die Sieger nach Euböa hinüber, wo ſie den Chalkidiern dasſelbe Schickſal bereiteten. Chalkis kam infolgedeſſen unter atheniſchen Einfluß, während die Böoter den Krieg noch einige Zeit ohne Erfolg fortſetzten und ſich ſchließlich ebenfalls zum Frieden verſtehen mußten. Die junge atheniſche Demokratie hatte ihre Lebensfähigkeit glänzend bewieſen.

Während ſo der Adel in einem großen Teil der griechiſchen Welt ſeine politiſchen Vorrechte verlor, blieb er in geſellſchaftlicher Beziehung nach wie vor tonangebend. Denn trotz aller

Umwälzungen hatte er ſeinen alten Grundbeſitz im weſentlichen behauptet. Der bewegliche Beſitz aber hatte daneben noch verhältnismäßig wenig zu bedeuten und war, auch wo er vorhanden war, noch ſehr jungen Urſprungs; dieſe reichgewordenen Fabrikanten und Kaufleute waren doch nichts anderes als Parvenüs. Infolgedeſſen war Bildung noch faſt ausſchließlich in den Kreiſen des Adels zu finden; und es war nicht ganz ungerechtfertigt, wenn die Angehörigen dieſer Kreiſe auch jetzt noch ſich ſelbſt als die „ſchönen und guten“ (καλοὶ κἀγαθοί) bezeichneten und mit Verachtung auf die „ſchlechten“ herabſahen, die von der Arbeit ihrer Hände lebten und für nichts höheres Sinn hatten. Die Menge ſelbſt erkannte dieſe Vorzüge an dadurch, daß ſie zu den höheren Stellen im Staate faſt durchweg Adlige wählte. Wie die Tyrannen faſt alle aus dem Adel hervorgegangen waren, wie der Reformator Kleiſthenes dem vornehmſten Adelsgeſchlechte Athens angehörte, ſo ſind noch ein volles Jahrhundert hindurch, ſelbſt in dem demokratiſchen Athen, die Feldherren und Staatsmänner mit wenigen Ausnahmen Angehörige des Adels geweſen.

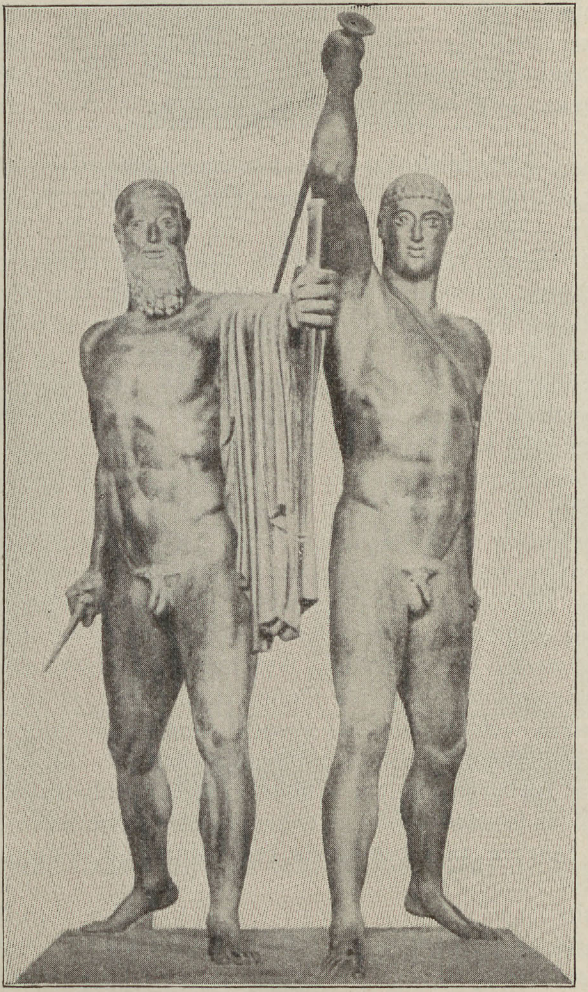
Dem entſpricht die hervorragende Stellung, die der Sport im Leben der Nation einnahm. Wenn es bei Homer heißt, daß nichts dem Manne mehr Ruhm bringt, als ein ſchneller Läufer und ein guter Boxer zu ſein, ſo galt das in der Hauptſache noch jetzt; nur eins brachte noch größere Ehre, nämlich recht ſchnelle Pferde in ſeinem Rennſtall zu haben, denn das vermochten natürlich nur wenige. Wettrennen und gymnaſtiſche Wettkämpfe bildeten demgemäß bei Volksfeſten das wichtigſte Stück; Teilnehmer wie Zuſchauer ſtrömten dazu oft aus weiter Ferne herbei. Beſonderen Ruf gewann ſchon früh das Turnfeſt, das in der Ebene von Piſa am unteren Alpheios zu Ehren des olympiſchen Zeus alle vier Jahre um Mittſommer gefeiert wurde. Nicht viel weniger angeſehen war das Feſt zu Ehren des pythiſchen Apollon in Delphi, das ebenfalls alle vier Jahre begangen wurde; es war urſprünglich nur ein Muſikfeſt geweſen, wie es ſich für den Gott ſchickte, der vor allen anderen der Muſenkunſt hold war, als aber die Amphiktionen nach dem heiligen Kriege die Leitung des delphiſchen Tempels in die Hand nahmen, wurden Wettrennen und gymnaſtiſche Agone hinzugefügt. Ähnliche Feſte wurden in jedem zweiten Jahre zu Ehren Poſeidons auf dem Iſthmos bei Korinth und zu Ehren des Zeus in dem Bergtale von Nemea bei Kleonä in der Argolis gefeiert. Dieſe vier Feſte wurden ſeit dem Anfang des 6. Jahrhunderts überall in der griechiſchen Welt als Nationalfeſte anerkannt; die Sieger gewannen Ruhm in ganz Hellas, die Heimatſtadt lohnte ihnen mit reichen Ehrengaben und die erſten Dichter hielten ſich nicht für zu gut, ſie im Liede zu preiſen.

Unter ſolchen Umſtänden mußte das Turnen zum wichtigſten Beſtandteile der höheren Erziehung werden. War der Jüngling dann zum Manne geworden, ſo ging er jeden Morgen auf den Markt und blieb dort ſtundenlang, im Geſpräche mit ſeinen Standesgenoſſen. Dabei hielt er auf elegante äußere Erſcheinung; wer es konnte, trug Purpurmäntel oder doch wenigſtens buntgemuſterte Kleider. Dagegen die Sitte, bewaffnet zu gehen, war abgekommen, ſeit eine geregelte Rechtspflege eingeführt war; immerhin bildeten Waffen auch jetzt noch den Schmuck der Wände in den Empfangsräumen der Herrenhäuſer. Der Abend vereinigte dann die Freunde zum geſelligen Mahle, deſſen Teilnehmer oft bis tief in die Nacht beim Becher verſammelt blieben. Dabei ging es dann meiſt wild genug her; man ließ Flötenſpielerinnen kommen, die ſich in leichteſter Kleidung und mit noch leichterem Sinn zwiſchen die Männer ſetzten und ſie beim Geſang der Trinklieder begleiteten.

Selbſtverſtändlich konnte niemand ſeine Frau zu ſolchen Gelagen mitbringen; und ſo blieben die anſtändigen Frauen von der Geſelligkeit ausgeſchloſſen und auf die Sphäre des Hauſes und den Umgang mit ihren Freundinnen beſchränkt. Nur in Sparta herrſchten freiere Sitten; hier nahmen die Mädchen ſogar an den Turnübungen teil und es herrſchte infolgedeſſen ein ungezwungener Ton in dem Verkehr der Geſchlechter, der den Griechen aus anderen Gegenden ſchweren Anſtoß gab. Von den Mahlzeiten der Männer freilich waren die Frauen auch hier ausgeſchloſſen.

Da ſich alſo kaum Gelegenheit bot, außer dem engſten Verwandtſchafts- und Freundeskreiſe Mädchen aus guter Familie kennen zu lernen, ſo war die Ehe meiſt eine Konventionalheirat, der die Liebe ganz fern blieb. Man ſuchte Erſatz im Verkehr mit heranwachſenden

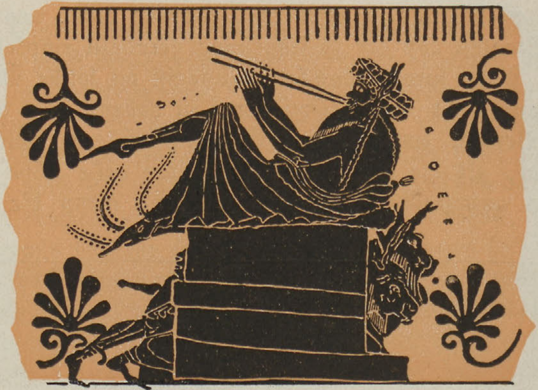
Jünglingen, der, wenn er ſich nur in gewiſſen Schranken hielt, von der Sitte durchaus gebilligt, ja in manchen Staaten von der Geſetzgebung geradezu empfohlen wurde. Wenn der Grieche jener Zeit von Liebe ſprach, dachte er zunächſt an ſolche Verhältniſſe, und hübſche Jungen waren ſtolz darauf, recht viele Bewunderer zu haben. In der homeriſche Zeit mit ihrem freien geſelligen Verkehr zwiſchen den Geſchlechtern tritt dieſe Knabenliebe noch ſehr zurück, und ſie iſt ſpäter, als die griechiſche Kultur ihre volle Höhe erreicht hatte, von der öffentlichen Meinung als unmoraliſch verworfen worden; wenn die Griechen des 6. und 5. Jahrhunderts anders gedacht haben, ſo werden wir uns erinnern, daß jede Zeit Anſpruch darauf hat, nach ihren eigenen ſittlichen Anſchauungen beurteilt zu werden.



Die Tyrannenmörder Harmodios und Ariſtogeiton, in der Herſtellung des Muſeums zu Braunſchweig.
Nach „Mitteilungen des deutſchen archäologiſchen Inſtituts“.

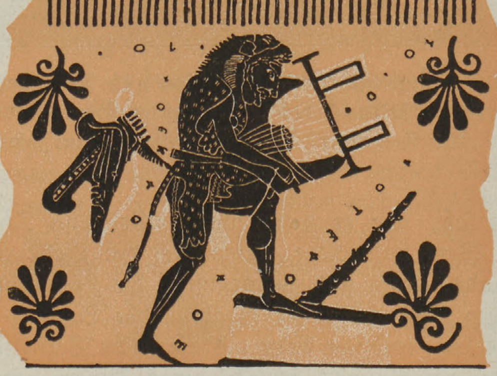
Natürlich gab die Dichtung den Ideen der Zeit Ausdruck. Die ganze Weltanſchauung der führenden Klaſſen faßte um das Ende dieſer Periode der Megarer Theognis in einem Elegienkranze zuſammen, den er, ſehr bezeichnend für die Anſchauungen dieſer Zeit, dem von ihm geliebten Jünglinge Kyrnos widmete; nicht minder bezeichnend iſt es, daß dieſe Elegien zum Vortrage bei Trinkgelagen beſtimmt waren. Sie fanden großen Beifall und ſind ſpäter zum Schulbuch geworden, das auch uns noch im Auszug erhalten iſt.

Aber ſchon lange vorher war der konventionelle Zwang, der dem elegiſchen Versmaße anhaftet, geſprengt und freiere Versmaße an die Stelle geſetzt worden. So entwickelte ſich aus der Elegie das Lied. Es fand ſeinen erſten großen Meiſter in Alkäos aus Mytilene (um 550), einem Adeligen, der in den Revolutionskämpfen wacker für die Sache ſeiner Standes-Genoſſen gefochten hatte und der abends beim Becher ebenſo wacker ſeinen Mann ſtand. Wein und Politik ſind es denn auch, die den hauptſächlichſten Inhalt ſeiner warm empfundenen, leidenſchaftlichen Lieder bilden. Er fand einen Nachfolger an ſeinem etwas jüngeren Zeitgenoſſen Anakreon aus dem weinreichen Teos in Jonien. Der war eine weiche Natur, der die Politik ganz fern lag, wie er denn mit Vorliebe an Tyrannenhöfen geweilt hat; ſeine Lieder handeln von Wein und Liebe, namentlich der Liebe zu ſchönen Knaben. Von Liebe hat auch Alkäos' Landsmännin und Zeitgenoſſin, die Lesbierin Sappho geſungen. Aber es war nicht die Liebe zum Manne, der ſie in glühender Sprache Ausdruck gibt, ſondern zu ſchönen Mädchen; denn die freie lesbiſche Sitte duldete ſolche Verhältniſſe, die ſonſt in Griechenland verpönt waren. So hat Sappho erreicht, was keinem zweiten Weibe gelungen iſt, die Verbindung männlicher Kraft mit weiblicher Zartheit; und dadurch iſt ſie die größte Dichterin aller Zeiten geworden. Mit unſerem ethiſchen Maßſtabe dürfen wir ſie freilich nicht meſſen.



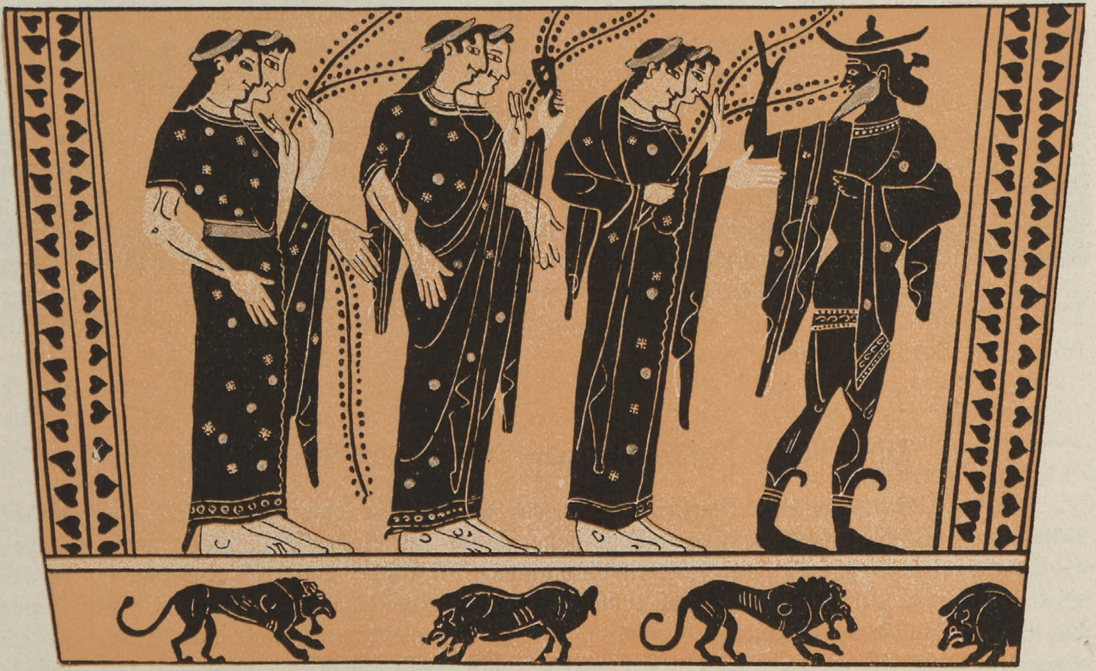
Flöte ſpielender Satyr von einer ſchwarzfigurigen Vaſe im Aſhmolean-Muſeum zu Oxford.

Inzwiſchen war die Dichtung in den Dienſt der Muſik getreten. Während dieſe urſprünglich nur zur Begleitung des Geſanges gedient hatte, kehrte jetzt das Verhältnis ſich um; die Muſik war zur ſelbſtſtändigen Kunſt geworden und die Dichter ſchrieben zu den Kompoſitionen die Textbücher. Das war eine Folge der Fortſchritte, welche die Inſtrumentalmuſik im Laufe des letzten Jahrhunderts gemacht hatte. Die Klangwirkung der Kithara wurde durch Vermehrung der Zahl der Saiten erhöht, und als neues Inſtrument die Flöte von den Völkern Kleinaſiens und Thrakiens übernommen. Die Erfindung der Notenſchrift, die etwa um 600 gemacht wurde, gab die Möglichkeit, die Kompoſitionen aufzuzeichnen; ſie ward nicht weniger epochemachend für die Muſik, als die Erfindung der Buchſtabenſchrift für die Poeſie. Die Feſte zu Ehren Apollons boten den Muſikern Gelegenheit, ihre Schöpfungen vor einem größeren Zuhörerkreiſe zum Vortrag zu bringen; dieſe Feſte, vor allem das Feſt des pythiſchen Apollon in Delphi und das Feſt des Apollon Karneios in Sparta, ſind für die Entwicklung der Kunſt von entſcheidender Bedeutung geweſen. Hier, in Sparta, ſoll Terpandros gewirkt haben, der ſagenhafte Ahnherr eines Geſchlechtes, in dem die Pflege der Muſik erblich blieb; er ſoll der Erfinder der „kitharodiſchen Nomos“ geweſen ſein, einer Kompoſition für die Kithara, bei der dem Geſange nur noch die Begleitſtimme zufiel. Als Erfinder der entſprechenden Kompoſition für die Flöte wird Klonas aus Theben genannt, einer Stadt, in der das Flötenſpiel ſtets beſondere Pflege gefunden hat. Bald ging man dazu über, die Begleitung durch den Geſang ganz wegfallen zu laſſen und reine Inſtrumentalkompoſitionen zu ſchaffen (ſog. kithariſtiſche und auletiſche Nomen); berühmt war namentlich der „pythiſche Nomos“, eine Flötenkompoſition, des Sakadas aus Argos, eines Meiſters, der in Delphi dreimal hintereinander den Preis gewann (582,578,574). Neben dieſe Kompoſitionen für den Solovortrag traten dann Kompoſitionen für Chöre mit Orcheſterbegleitung; in ihnen hat die Muſik dieſer Zeit ihr Höchſtes geleiſtet. Auch hier hatte zunächſt Sparta die Führung; dort wirkte in der erſten Hälfte des 6. Jahrhunderts Alkman, der erſte klaſſiſche Meiſter in dieſer muſikaliſchen Gattung. Sein Ruhm beruht vor allem auf ſeinen Kompoſitionen für Mädchenchöre. Der Text war, wie es ſich für ſakrale Muſik ſchickt, hauptſächlich erbaulichen Inhalts; doch fand der Dichter Gelegenheit, daneben auch den Preis der ſchönen Chorführerinnen einzuflechten, die zu Ehren des Gottes bei der Aufführung mitwirkten. Weitere Ausbildung fand dieſe Chorlyrik dann in den weſtgriechiſchen Kolonien durch Steſichoros aus Himera in Sizilien (um 550); er entnahm ſeine Stoffe dem Epos, wobei er den alten Sagen dem Sinne der Zeit gemäß einen tieferen ethiſchen Gehalt gab. Er hat auch den epiſch-doriſchen Miſchdialekt geſchaffen, der ſeitdem für die Texte der Chorlieder maßgebend blieb. Einen Nachfolger fand Steſichoros in ſeinem weſtgriechiſchen Landsmann Ibykos aus Rhegion, der freilich bei weitem nicht an ſeine Bedeutung heranreicht. Dann haben Laſos aus Hermione (in der Peiſiſtratidenzeit), Simonides aus Keos (ca. 558—468) und Pindaros aus Theben (ca. 520—440) die Chorlyrik zur Vollendung hinaufgeführt.



Leier ſpielender Herakles, von einer Vaſe im Aſhmolean-Muſeum zu Oxford.

Während Laſos mehr als Komponiſt tätig war und als ſolcher epochemachend für die Entwicklung der griechiſchen Muſik gewirkt hat, waren Simonides und Pindar nicht minder groß als Dichter und tiefe Denker, die die Aufgabe ihrer Kunſt vor allem in der ſittlichen Belehrung ihrer Zuhörer ſahen. Neben religiöſen Geſängen und Kompoſitionen für Trauerfeiern haben ſie namentlich Lieder zum Preiſe von Siegern in den großen Nationalfeſtſpielen gedichtet und damit bei ihren Zeitgenoſſen unbegrenzte Anerkennung, auch reichen materiellen Lohn gefunden. Doch iſt beſonders bei Pindar ſchon viel Mache dabei, die Reflexion überwuchert die Poeſie, die gekünſtelte, oft bis zum unerträglichen Schwulſte geſchraubte Sprache mußte vielfach ſchon dem Zuhörer unverſtändlich bleiben. Die Siegeslieder waren eben beſtellte Arbeit und offenbar war für den Dichter oder ſagen wir beſſer den Komponiſten ſelbſt die Muſik die Hauptſache. Noch mehr war das der Fall bei Simonides' Neffen Bakchylides, der zwar, dem Beiſpiele ſeines Oheims folgend, von dem pindariſchen Schwulſte ſich freihält, dafür aber weit hinter der Gedankentiefe ſeines großen Rivalen zurückbleibt. Es begann mit der Chorlyrik abwärts zu gehen.



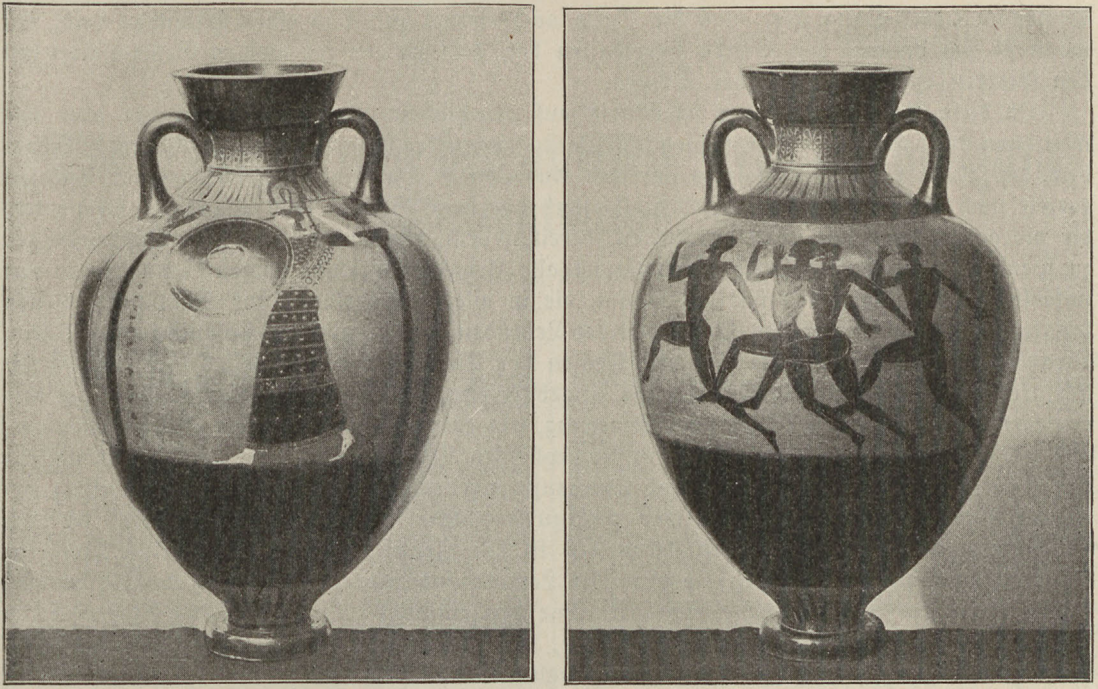
Hermes mit den Nymphen. Malerei auf einer ſchwarzfigurigen Hydria im Aſhmolean-Muſeum, Oxford.

Dafür hat ſich eben um dieſe Zeit aus der Chorlyrik das Drama entwickelt. Den Ausgangspunkt bildet dabei der Dithyrambos, das Chorlied, das an den Dionyſosfeſten zu Ehren des Gottes geſungen wurde, urſprünglich eine Improviſation froher Weinlaune, die dann im 6. Jahrhundert durch Arion aus Lesbos und die großen Klaſſiker der Muſik zur Kunſtform ausgebildet worden war. Hauptſächlich fand der Dithyrambos in Korinth und den Nachbarſtädten Pflege, und hier iſt daraus das Satyrſpiel hervorgegangen, wobei der Chor als Satyrn verkleidet in Bocksfellen mit entſprechender Maske auftrat und eine Begebenheit aus der Geſchichte des Gottes zur Darſtellung brachte, natürlich dem Charakter des Feſtes entſprechend in derb volkstümlicher Form. Solche Aufführungen wurden bald auch in dem nahen Attika üblich. Hier wurde das Satyrkoſtüm aufgegeben und damit auch die Satyrnatur des Chores; an die Stelle der burlesken Schwänke trat eine ernſte Handlung, die der Heldenſage, alſo, wie man glaubte, der Geſchichte der Vorzeit, manchmal auch der Geſchichte der Gegenwart entnommen wurde. Vor allem aber trat neben die geſungenen Partien ein Dialog zwiſchen dem Dichter und ſeinem Chor. Der alte Name „Geſang der Böcke“, Tragödie blieb, ebenſo als Erinnerung an die alte Vermummung die Maske, die natürlich jetzt der jeweiligen Handlung angepaßt wurde, es blieben ferner der doriſche Dialekt und die künſtlichen Rhythmen der Geſangspartien, während der Dialog in der Volksſprache und in trochäiſchen Tetrametern, ſpäter meiſt in iambiſchen Trimetern abgefaßt war. Theſpis aus dem attiſchen Dorfe Ikaria, wo von alters her der Dionyſoskult heimiſch war, ſoll der erſte geweſen ſein, der in Peiſiſtratos' Zeit ſolche Stücke zur Aufführung brachte; ſeit 534 wurden ſie auch an dem großen Dionyſosfeſte in Athen aufgeführt und ſind fortan der weſentliche Beſtandteil dieſer Feier geblieben. Die weitere Ausbildung der Tragödie wird dann vor allem Äſchylos aus Eleuſis verdankt (ca. 525—456). Er zuerſt ſoll einen zweiten Schauſpieler haben auftreten laſſen, wodurch ein Dialog auch ohne Teilnahme des Chores und damit eine bewegte Handlung möglich wurde; doch blieben die Geſangspartien auch jetzt noch vorwiegend. Allmählich gewann der Dialog immer mehr Boden; es wurde ein dritter Schauſpieler hinzugefügt, eine Neuerung, die auch Äſchylos in ſeinen letzten Stücken angenommen hat. Da die einzelnen Tragödien nur verhältnismäßig kurz waren, wurde es üblich, daß jeder Dichter drei Stücke nacheinander zur Aufführung brachte, die dann auch inhaltlich miteinander verbunden ſein konnten; den Beſchluß bildete zur Aufheiterung der Zuſchauer als viertes Stück ein Satyrſpiel in der alten Weiſe.

Wie ſeine großen Zeitgenoſſen Simonides und Pindar ſtellte auch Äſchylos ſich das Ziel, ſeine Zuhörer ſittlich zu belehren. Demgemäß hat er mit Vorliebe religiöſe Probleme behandelt; man kann ſagen, daß alle ſeine Stücke Theodiceen ſind, in denen der Dichter den Inhalt der Mythen mit den geläuterten Religionsvorſtellungen in Einklang zu bringen ſucht, die zu ſeiner Zeit bei den Gebildeten herrſchten. Wie die Lieder Pindars, durchweht auch ſeine Tragödien der feierliche Hauch des Prophetentums; was er uns vorführt, ſind Geſtalten aus einer höheren Welt, die uns freilich eben darum zu fern ſtehen, als daß wir an ihren Schickſalen lebendigen Anteil zu nehmen vermöchten.

7. Die religiöſe Reform und die Begründung der Wiſſenſchaft.

Die religiöſe Entwicklung war im ſiebenten Jahrhundert dahin gelangt, bie Götter als Hüter der ſittlichen Weltordnung aufzufaſſen. Aber der Augenſchein zeigte, daß der Lauf der Dinge dieſem Poſtulat nur ſehr unvollkommen entſpricht. Und die alte Lehre, daß die Strafe, welcher der Miſſetäter ſelbſt entgeht, ſeine unſchuldigen Nachkommen trifft, konnte das Gerechtigkeitsgefühl dieſer Zeit nicht mehr befriedigen. So entſtand der Glaube an eine Vergeltung der Frevel im Jenſeits. Schon die Odyſſee, allerdings in einem recht ſpäten Stück, ſchildert die Qualen, die Tityos, Siſyphos, Tantalos dort unten zu erdulden haben, weil ſie ſich hier oben gegen die Götter vergangen hatten. Solche Vorſtellungen konnten um ſo eher Verbreitung finden, als ja das Totenreich ſchon an und für ſich für jeden Lebenden ein Ort des Schreckens war. Und auch wer ſich von ſchwerer Schuld frei wußte, hatte doch nach dem Tode nichts anderes zu erwarten, als ein Schattendaſein in ewiger Finſternis. Dieſer Ausſicht gegenüber machte jetzt das Erlöſungsbedürfnis ſich geltend. Wenn die Gnade der Götter, wie ſchon Homer geſungen hatte, einzelne Helden der Vorzeit, wie den blonden Menelaos, dem Tode entrückt und nach den elyſiſchen Gefilden geführt hatte, wo ſie in ewiger Seligkeit weiterlebten, ſo mußte doch dieſe Gnade auch andern Sterblichen zuteil werden können. Und wenn ſelbſt der ſchwerſte Frevel, die Blutſchuld, durch heilige Weihen geſühnt werden konnte, ſo mußten ſolche Weihen doch auch die Macht haben, die Schrecken des Todes zu brechen. Natürlich knüpfte man dabei an die Kulte der chthoniſchen Götter an, der Erdmutter Demeter und ihrer Tochter, der Herrin des Totenreiches, Perſephone, und des Erdgottes Dionyſos. Unter den zahlreichen Stätten, an denen dieſe Weihen oder „Myſterien“, wie man ſie nannte, begangen wurden, hat Eleuſis bei Athen ſchon früh den größten Ruf erlangt. Hier wurde jeden Herbſt eine Art Paſſionsſpiel aufgeführt, das den Raub der Perſephone durch Hades und ihre Wiedervereinigung mit der Mutter zum Gegenſtand hatte; der Gläubige ſollte daraus die Zuverſicht ſchöpfen, daß auch ihm die gleiche Erlöſung aus den



Panathenäiſche Preisvaſe. Original im Königl. Muſeum, Berlin.

Schrecken der Unterwelt zuteil werden würde. Zutritt hatte nur, wer die heiligen Weihen empfangen hatte; dieſe aber wurden jedem erteilt, der darum nachſuchte, auch Weibern und Sklaven. Wer aber nicht eingeweiht war, dem drohte nach dem Tode ewige Verdammnis.

Dieſe religiöſen Vorſtellungen haben dann im ſechſten Jahrhundert zur Ausbildung eines theologiſchen Syſtems geführt, als deſſen Urheber der alte thrakiſche Sänger Orpheus galt, ein Sohn der Muſe Kalliope; er und ſein Schüler Muſäos, ein Sohn der Mondgöttin Selene, ſollten die heiligen Schriften verfaßt haben, in denen dieſe Lehren niedergelegt waren. Darin war die Weltſchöpfung und die Entſtehung der Götter erzählt, im Anſchluß an die Theogonie Heſiods, aber mit ſelbſtändiger Weiterbildung der dort niedergelegten Gedanken. Chronos (die Zeit) ſchafft aus Chaos und Äther das ſilberne Weltei, aus dem der leuchtende Gott Phanes hervorgeht, auch Erikapäos oder Protogonos (der Erſtgeborene) genannt; dieſer erzeugt die Nacht und mit ihr Himmel und Erde, deren Kinder ſind Okeanos und Tethys, dann folgen Kronos und Rhea, endlich gewinnt Kronos' Sohn Zeus die Herrſchaft und verſchlingt den Phanes, nimmt deſſen Weſen ganz in ſich auf und wird nun der Neubildner der Welt. Mit Perſephone erzeugt er den Dionyſos oder Zagreus, dem er ſchon als Knaben das Zepter gibt; aber der Knabe wird von den Titanen zerriſſen und verzehrt und nur ſein Herz wird von Athena gerettet. Zeus verſchlingt es und zeugt dann mit Semele einen Sohn, der kein anderer iſt, als der wieder zum Leben erweckte Dionyſos-Zagreus.

Auch unſere Seele iſt göttlichen Urſprungs und hat einſt im Kreiſe der ſeligen Götter gelebt, aber ſie hat dort einen Frevel begangen und iſt zur Strafe dafür in das Gefängnis des Leibes gebannt, und zwar muß ſie der Reihe nach die verſchiedenſten Tier- und Menſchenleiber bewohnen, ehe ſie endlich der Erlöſung teilhaftig und wieder in den Kreis der Götter aufgenommen wird. Bedingung dafür iſt ein ſittlich reiner Lebenswandel und ſtrenge Befolgung der rituellen Vorſchriften, namentlich Enthaltung von Fleiſchgenuß, der ja dem orphiſchen Glauben als Kannibalismus erſcheinen mußte. Das allein genügt freilich nicht; die Hauptſache ſind die heiligen Weihen, durch die der Gläubige der göttlichen Gnade teilhaftig wird. Wer ſie erhalten hat und rein von Sünde in die Unterwelt eingeht, führt dort ein ſeliges Leben bei feſtlichen Trinkgelagen, während der Sünder und Ungläubigen furchtbare

Qualen warten. Dann aber muß die Seele noch einmal zurück in einen ſterblichen Leib; erſt wenn ſie ſich dreimal von Sünde freigehalten hat, geht ſie ein zur ewigen Gemeinſchaft mit den Göttern auf den Inſeln der Seligen.

Ob dieſe Religion ſich ganz ſelbſtändig auf griechiſchem Boden entwickelt hat oder wie weit etwa mythologiſche und kosmogoniſche Vorſtellungen der benachbarten Thraker und Phryger bzw. der Kulturvölker des Orients auf ihre Ausbildung von Einfluß geweſen ſind, läßt ſich zurzeit noch nicht entſcheiden. Jedenfalls fand der neue Glaube bald zahlreiche Propheten, die die ganze griechiſche Welt durchzogen, bereit, jedem, der wollte, von ihren Gnadenſchätzen zu ſpenden. Sie heilten durch Beſchwörung alle Art Krankheit und trugen Sammlungen von unfehlbaren Orakelſprüchen mit ſich herum, die in allen Lebenslagen zur Richtſchnur dienen konnten, und wie ſie für das Seelenheil der Lebenden ſorgten, wollten ſie auch imſtande ſein, durch Gebet und Opfer Tote aus den Qualen des Tartaros zu befreien. Sie fanden natürlich großen Zulauf unter Gebildeten wie Ungebildeten; war doch Onomokritos, einer der hervorragendſten Führer dieſer ganzen Bewegung, ein gerngeſehener Gaſt am Peiſiſtratidenhofe, und ſelbſt ein Mann wie Pindar hat ſich zur orphiſchen Lehre bekannt oder ſich doch wenigſtens ſtark von ihr beeinfluſſen laſſen. Und überhaupt wurden die orphiſchen Schriften eifrig geleſen. Aber das griechiſche Volk war viel zu jugendkräftig, als daß ein Glaube, der das Diesſeits verneint und das wahre Leben erſt in das Jenſeits verlegt, allgemeine Annahme hätte finden können. So blieb die orphiſche Lehre auf die doch immer nur verhältnismäßig engen Kreiſe der Eingeweihten beſchränkt, ohne den geringſten Einfluß auf die Staatsreligion zu gewinnen, nicht einmal in den Gemeinden, die, wie Athen, die Feier der Myſterien unter die Staatskulte aufgenommen und unter geſetzlichen Schutz geſtellt hatten. Noch ein volles Jahrtauſend ſollte vergehen, ehe dieſe Ideen, freilich in ganz anderer theologiſcher Einkleidung, in der griechiſchen Welt zum Siege gelangten.

Während die Orphiker das Welträtſel auf dem Wege theologiſcher Spekulation zu löſen ſuchten, wurden dieſelben Probleme gleichzeitig von völlig entgegengeſetzter Seite her in Angriff genommen. Dieſe Beſtrebungen hatten ihren Ausgangspunkt in Jonien, dem Teile der griechiſchen Welt, der ſeit der homeriſchen Zeit auf wirtſchaftlichem und geiſtigem Gebiete die Führung hatte. Der rege Verkehr mit den alten Kulturländern des Orients, Ägypten und dem unter babyloniſchen Einfluß, ſeit dem achten Jahrhundert auch unter aſſyriſch-babyloniſcher Herrſchaft ſtehenden Syrien, vermittelte die Kenntnis der Anfänge mathematiſchen und aſtronomiſchen Wiſſens, wie es ſich am Euphrat und Nil ausgebildet hatte. Aber während dieſes Wiſſen im Orient lediglich praktiſchen Zwecken diente, wurde die neugewonnene Kenntnis für den griechiſchen Geiſt zum Ausgangspunkt einer neuen Weltanſchauung, welche bie altüberlieferte mythologiſche Weltanſchauung in Trümmer ſchlug.

An der Spitze dieſer Bewegung ſteht Thales aus Milet (um 600 v. Chr.). Er iſt der erſte Grieche, dem es gelang, das Eintreten einer Sonnenfinſternis vorherzuſagen und damit die geſetzmäßige Natur eines Phänomens zu erweiſen, das ſtets dem Aberglauben reiche Nahrung gegeben hatte und noch ein halbes Jahrhundert früher Archilochos als unbegreifliches Wunder erſchienen war. Das hatten freilich die chaldäiſchen Aſtrologen ſchon lange vor ihm getan und nur ihre Beobachtungen waren es, die Thales zu ſeiner Vorausſagung in den Stand geſetzt hatten. Aber die Chaldäer waren bei der bloßen Regiſtrierung der Tatſachen ſtehen geblieben, ohne an dem Wahn irre zu werden, daß der Lauf der Geſtirne mit dem Menſchenſchickſal in urſächlichem Zuſammenhang ſteht. Thales dagegen zog ſogleich die vollen Konſequenzen aus ſeiner Entdeckung; ihm wurde klar, daß alles in der Natur nach feſten Geſetzen geſchieht. Freilich war ſeine poſitive Naturkenntnis viel zu gering, als daß er vermocht hätte, mehr als die roheſten Anfänge eines Syſtems der Naturerklärung aufzuſtellen. Als Grundſtoff, aus dem alles geworden ſei, galt ihm das Waſſer; es iſt unverkennbar, daß er ſich dabei an die kosmogoniſche Lehre von Okeanos und Tethys anlehnte. Seine Großtat liegt darin, daß er dieſer Lehre das mythologiſche Gewand abſtreifte, und damit wurde er zum Begründer aller menſchlichen Wiſſenſchaft.

Thales fand einen Nachfolger an ſeinem jüngeren Zeitgenoſſen und Landsmann Anaximandros. Auch er war überzeugt, daß ſich alles aus einem einzigen Urſtoff entwickelt haben

Die Entwicklung der antiken Keramik bis zum Hellenismus.

(Erläuterungsblatt zu nebenſtehender Tafel)

Die älteſten Erzeugniſſe der Keramik auf griechiſchem Boden, die wir als Vorläufer der kretiſch-mykeniſchen Topfware anzuſehen haben, ſind Gefäße der verſchiedenartigſten, oft noch rohen Formen, zunächſt noch ohne Töpferſcheibe hergeſtellt und ſchmucklos, bald mit eingeritzten Ornamenten verziert, ſpäter bemalt mit einer matten, glanzloſen Farbe. Die Oberfläche der Gefäße, ſchwarz, braun oder rot, iſt zum Teil ſehr ſorgfältig geglättet und poliert. In der Folgezeit wird der Ton feiner, nach Erfindung der Töpferſcheibe die Form gefälliger, und anſtelle der Mattmalerei tritt die ſogenannte Firnismalerei. Die neue Firnisfarbe, die beim Brand der Gefäße einen Verglaſungsprozeß durchmacht, gibt der Oberfläche einen wunderbaren lackartigen Glanz, wie man ihn vorher durch die Politur zu erreichen verſucht hatte. Dieſe Firnisfarbe, deren Geheimnis verloren gegangen iſt, und die wir auch heute nicht imſtande ſind nachzumachen, gibt der ganzen antiken Vaſenmalerei ihr eigenartiges Gepräge. Die älteſten mit Firnis bemalten Gefäße finden ſich auf Kreta, von wo dieſe Neuerung offenbar ausgegangen iſt. In ihrer Form ſich eng an metalliſche Vorbilder anſchließend, zeigen ſie bei vollendeter Technik meiſt Ornamente in heller Farbe auf dunklem Grund. Nach einem kleinen Dorfe auf Kreta, wo dieſe Gattung zuerſt gefunden wurde, pflegt man ſie als Kamaresware zu bezeichnen. (Tafel I. Fig. 1 und 2.)

Eine etwas jüngere Gruppe bilden die ſogenannten mykeniſchen Vaſen, die eine umgekehrte Malweiſe zeigen: Auf die tongrundigen Gefäße werden die Verzierungen mit dunklem Firnis aufgeſetzt, in allen Schattierungen von hellrot bis tiefſchwarz. Die Ornamente entnehmen ihre Motive meiſt dem Pflanzenreich ſowie der niederen Tierwelt des Meeres. Algen und Tange, wie von der Bewegung des Waſſers hin- und hergewiegt, daneben Seeſterne, Schnecken, Quallen, Schwämme, Tintenfiſche, Muſcheln uſw. bald in buntem Durcheinander hingeſtreut, bald in ſyſtematiſcher Anordnung, umranken und überziehen das ganze Gefäß und zeugen in ihrer Anordnung von einem erſtaunlichen Gefühl für Raumverteilung und Raumausnutzung (Tafel I. 3—5) Darſtellungen von Menſchen und größeren Tieren treten erſt in der ſpäteren Entwicklung des mykeniſchen Stils auf, als die ſo wunderbar ſtiliſierten Pflanzen- und Tiermotive zum Teil bereits zu unverſtandenen Ornamenten geworden waren.

Als zu Anfang des erſten vorchriſtlichen Jahrtauſends die mykeniſche Kultur zuſammenbricht, geht auch die ſo hochentwickelte Vaſenmalerei zu Grunde, und ein neuer Stil, der ſogenannte geometriſche Stil, tritt an ihre Stelle. Nur die techniſche Fertigkeit und die Verwendung der Firnisfarbe haben ſich aus der mykeniſchen Zeit lebendig erhalten, die Malerei, die Dekoration ſteht wieder ganz im Anfang der Entwicklung und bildet mit ihren primitiven, zum Teil noch rohen Erzeugniſſen den Ausgangspunkt der eigentlich griechiſchen Kunſt. Lineare Muſter und geometriſche Motive, wie Kreuze, Rhomben, Zickzacklinien, Sterne, Kreiſe, Schachbrettmuſter, Wellenlinien ꝛc. ſind es, die in trockenen, ſteifen, immer gleichförmigen Anordnungen das Gefäß ſchmücken und in übereinanderliegenden Streifen ganz bedecken und überwuchern. Auch Menſchen und Tiere werden in ihrer Geſtalt ſo viel als möglich den geometriſchen Formen anbequemt (Tafel II. Fig. 7). Große Gefäße dieſer Gattung, namentlich des fortgeſchrittenen Stils, weiſen auch reichere Darſtellungen auf, wie Leichenbegängniſſe, Züge von Kriegern zu Fuß oder zu Wagen, Jagdſzenen uſw., namentlich die in Athen vor dem Dipylontore gefundenen Stücke (Dipylonvaſen), die dem Höhepunkt des geometriſchen Stiles angehören. (Tafel II. Figur 7.)

Mit dem Beginn des VII. Jahrhunderts iſt der geometriſche Stil an der Grenze der Entwicklungsfähigkeit angekommen. Da wird die Vaſenmalerei durch neue Einflüſſe, die über Jonien aus dem Orient kommen, in eine neue Richtung zum frühharchaiſchen Stil gedrängt. Zunächſt ſind es einige aus der mykeniſchen Ornamentik bekannte Motive, die ſich mit den geometriſchen miſchen: Spiralen, Ranken uſw. oder rein orientaliſche, wie Palmetten und Lotos (Tafel II. Figur 3). Namentlich ſind es auch die der aſiatiſchen Kunſt ſeit alters geläufigen phantaſtiſchen geflügelten Fabelweſen, ſowie die im europäiſchen Griechenland nicht heimiſchen wilden Tiere, die mit Vorliebe wiedergegeben werden (Tafel II. Figur 4, 6, 9, 10). Im Weſten Griechenlands treten Schilderungen mythologiſcher Vorgänge hinzu, während im Oſten mehr die ornamentale Dekoration überwiegt. Ueberhaupt geht jetzt in den verſchiedenen Gegenden — allerdings in ſteter Wechſelwirkung — die Entwicklung der Vaſenmalerei ihre eigenen Wege. Der ſogenannte frühattiſche Stil in Athen zeichnet ſich aus durch friſche Schilderung umfangreicher Szenen, während Korinth, das damals — in vielfachem Verkehr mit Kleinaſien und dem Orient, in der Vaſenmalerei einen hervorragenden Platz einnahm, zunächſt die fremden Ornamente, Flügelweſen und wilden Tiere bevorzugt (Tafel II. Figur 6) und

Stadt-
bücherei
Elbing

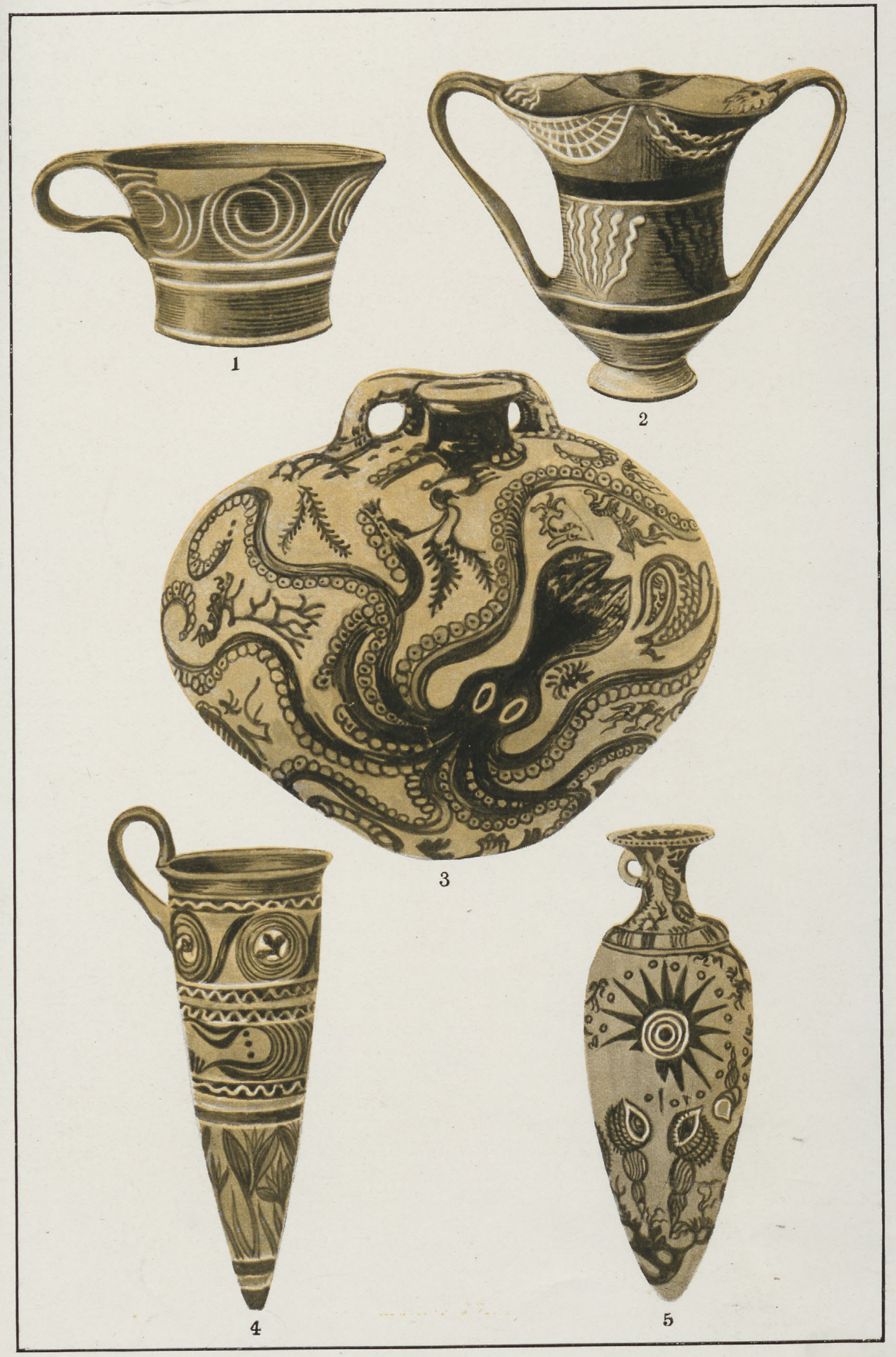
erſt ſpäter zu mythiſchen Darſtellungen übergeht. (Tafel III. Figur 2). Sehr beliebt waren die ſogenannten protokorinthiſchen Vaſen (Tafel III. Figur 1 und 3), die man früher für eine Vorſtufe der korinthiſchen Keramik hielt. Es ſind meiſt kleine Oelkännchen mit ſcheibenförmiger Mündung und ſtark ſich verjüngendem Bauch. Unter den rhodiſchen Stücken (jetzt zum Teil als mileſiſch erkannt) ſind namentlich die Kannen — oft mit Reihen weidender Steinböcke — (Tafel II. Figur 8) ſowie die Teller mit Innendarſtellungen bemerkenswert. Die böotiſchen Töpfer bevorzugen dagegen Schalen auf hohem Fuß uſw. (Tafel II. Figur 1.)

Mit dem Ende des VII. Jahrhunderts beginnt eine neue Malweiſe ſich herauszubilden, der ſchwarzfigurige Stil, zu dem bereits die attiſchen und korinthiſchen Stücke (Tafel III. Figur 2) hinüberleiten. Die Figuren werden jetzt mit tiefſchwarzer Firnisfarbe, deren vornehmer Glanz an poliertes Erz erinnert, ſilhouettenartig auf den hellen Grund geſetzt, der tonfarbig bleibt, aber durch einen Zuſatz von Mennig zur Töpfererde eine warme, rotgelbe Färbung erhält. Die Innenzeichnung der Figuren iſt mit bewundernswerter Sicherheit mit einem ſcharfen Inſtrument eingeritzt und von größter Feinheit (Tafel III. Figur 4—8), auch wird weiße und in geringerem Maße rote Deckfarbe verwendet. So werden z. B. die weiblichen Perſonen zum Unterſchiede von den Männern ſtets weiß dargeſtellt. Inhaltlich ſchöpfen die Darſtellungen aus dem reichen Sagenſchatz, deſſen Szenen mit einer wahren Freude am Erzählen vorgeführt werden. Namentlich die älteren Stücke dieſer Art zeigen, wie es den Maler gleichſam drängt, alles zu erzählen, was er auf dem Herzen hat. In mehreren Streifen übereinander angeordnet, reihen ſich die einzelnen Vorgänge und Handlungen aneinander, ſo daß die ganze Bildfläche wie eine illuſtrierte Sagengeſchichte, ein epiſches Bilderbuch erſcheint. Die bekannteſte Vaſe der Art iſt die in Etrurien gefundene François-Vaſe in Florenz, angefertigt von Ergotimos und bemalt von Klitias, wie die Inſchriften uns lehren. In der weiteren Entwicklung dieſes Stils wird die Anordnung der Darſtellungen in Streifen aufgegeben, und die Künſtler begnügen ſich mit ein oder zwei größeren Bildern, die dann abgerundete, meiſt aus wenigen Perſonen beſtehende mythiſche Kompoſitionen, aber auch genrehafte Szenen vorführen. Mit beſonderer Vorliebe werden Dionyſos, Theſeus und Herakles mit ihrer Umgebung wiedergegeben, wie z. B. auf dem Vaſenbild Tafel III. Figur 4. Herakles bringt den Erymanthiſchen Eber, den er auf der Schulter trägt, zum Euryſtheus, der aber nichts mit dem Untier zu tun haben will, ſondern vor Schreck in ein großes Faß gekrochen iſt und die Hände flehend emporſtreckt. Hinter Herakles ſtehen Athena und Hermes, hinter Euryſtheus eine Frau, die ſich umwendet und erſchreckt beide Arme erhebt. Eine beſondere Gruppe der ſchwarzfigurigen Vaſen bilden die Panathenäiſchen Preisamphoren (vgl. S. 191), bei denen wir die fortſchreitende Entwicklung des Stils am beſten verfolgen können, da ſie Jahrhunderte hindurch gebräuchlich waren. Es ſind große Amphoren, die mit beſonders feinem Oel gefüllt, den Siegern in den panathenäiſchen Spielen als Preis überreicht wurden. Die eine Seite zeigt die Stadtgöttin Athena und die Inſchrift: „Von den Kampfpreiſen aus Athen,“ auf der anderen Seite iſt die Kampfart, in der der Empfänger den Sieg davongetragen hatte, dargeſtellt.

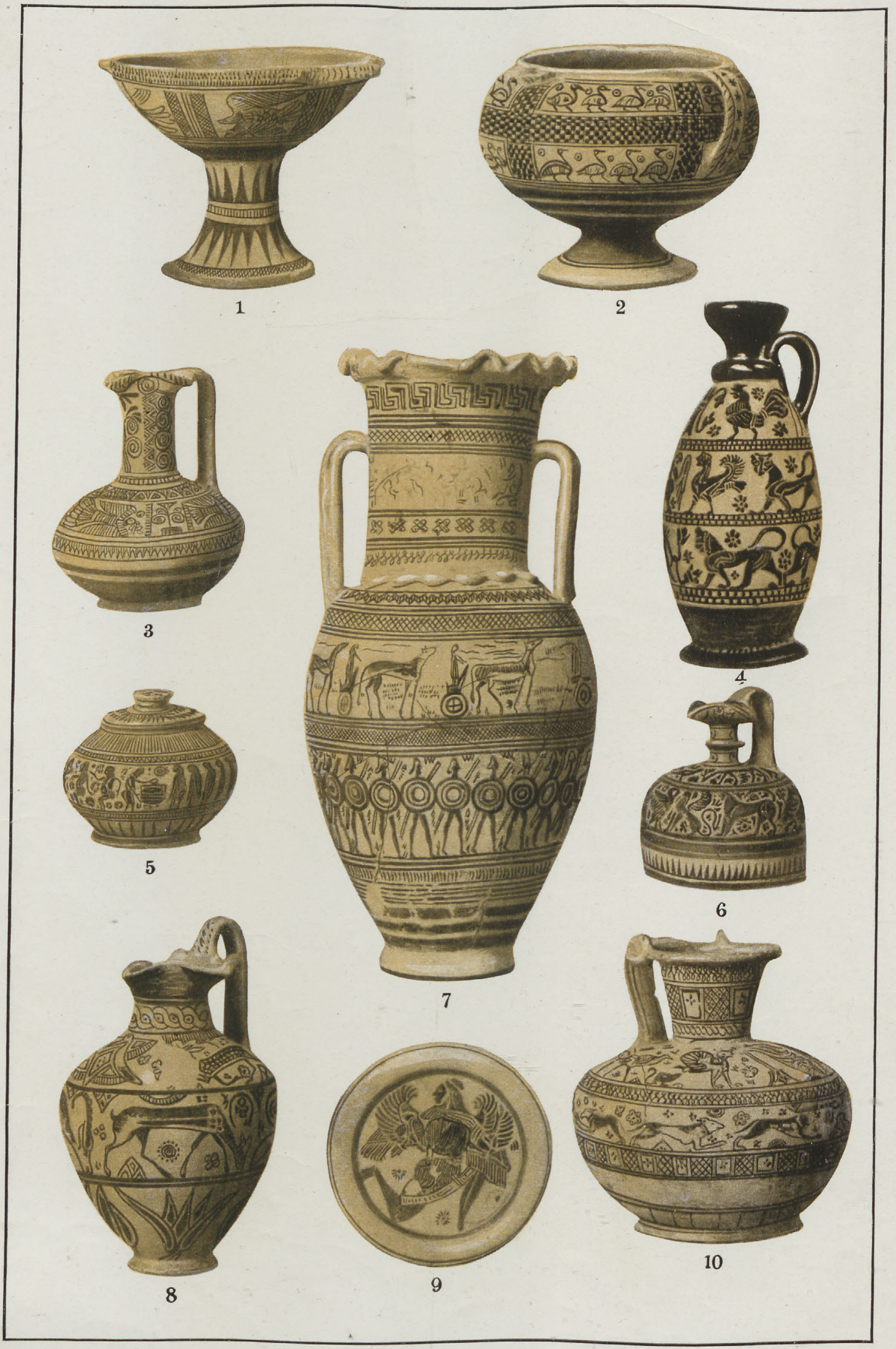
In Jonien geht die Malerei dieſer Epoche ihre eigenen Wege, der Künſtler ſorgt ſich weniger um den Inhalt der Darſtellung als um die Kompoſition und ſucht namentlich durch künſtleriſche Behandlung der Einzelheiten zu wirken. Die Zeichnung wird naturaliſtiſcher, die Stellung des menſchlichen Körpers freier, auch beginnt man die unter dem Gewand verſteckten Formen des Körpers zu berückſichtigen. In der zweiten Hälfte des VI. Jahrhunderts kam von Jonien her der attiſchen Vaſenmalerei neue Anregung, die um ſo bedeutungsvoller ſich geſtaltete, als ſie gerade um die Zeit erfolgte, als eine neue Malweiſe üblich wurde, die rotfigurige Technik, durch die das bisherige Farbenſyſtem umgekehrt wurde. Die Figuren bleiben jetzt tonfarbig und heben ſich hell von dem dunklen Firnisgrund ab. An Stelle der Ritzlinien, durch die bislang die Innenzeichnung hergeſtellt wurde, treten feine, in Firnis aufgetragene Linien, mit deren Hilfe ſich eine ungleich wirkungsvollere Zeichnung erzielen ließ. Wozu Jonien den Anſtoß gegeben, das konnte jetzt in der neuen Technik weiter ausgebildet und zur Vollendung gebracht werden, wie der feine Faltenwurf in der Gewandung und die Körperformen in ihrer Bewegung oder Verkürzung. Solche anatomiſche Feinheiten bildeten namentlich das Problem des Euphronios, des bedeutendſten Vaſenmalers, der bis zur Zeit der Perſerkriege tätig war. Auch die Stücke des Brygos zeichnen ſich durch vollendete Modellierung der Muskulatur ſowie durch Lebendigkeit der Geſamtdarſtellung aus. (Tafel IV. Fig. 1 iſt ein Stück ſeiner Art.) Der Inhalt der Bilder wird ein anderer, die mythologiſchen Szenen treten etwas zurück und an ihrer Stelle werden Vorgänge des täglichen Lebens bevorzugt, Szenen aus der Paläſtra, vom Markte, von der Straße, aus dem Feſtſaal uſw. Bald nach den Perſerkriegen kommt noch einmal neues kräftiges Leben in die attiſche Vaſenmalerei infolge der Anregung, die von den Werken der großen Maler Polygnot und Mikon ausging, und erreicht in den folgenden Jahrzehnten mit den anmutigſten Werken, die je in der Tonmalerei hervorgebracht worden ſind, ihren Höhepunkt. (Tafel IV.)

Mit dem ausgehenden V. Jahrhundert beginnt der Verfall der attiſchen Vaſenmalerei, der Keramik werden andere Ziele geſteckt, und nur in den griechiſchen Kolonien, mit Unteritalien an der Spitze, findet auch hinfort die Vaſenmalerei noch eine Stätte.

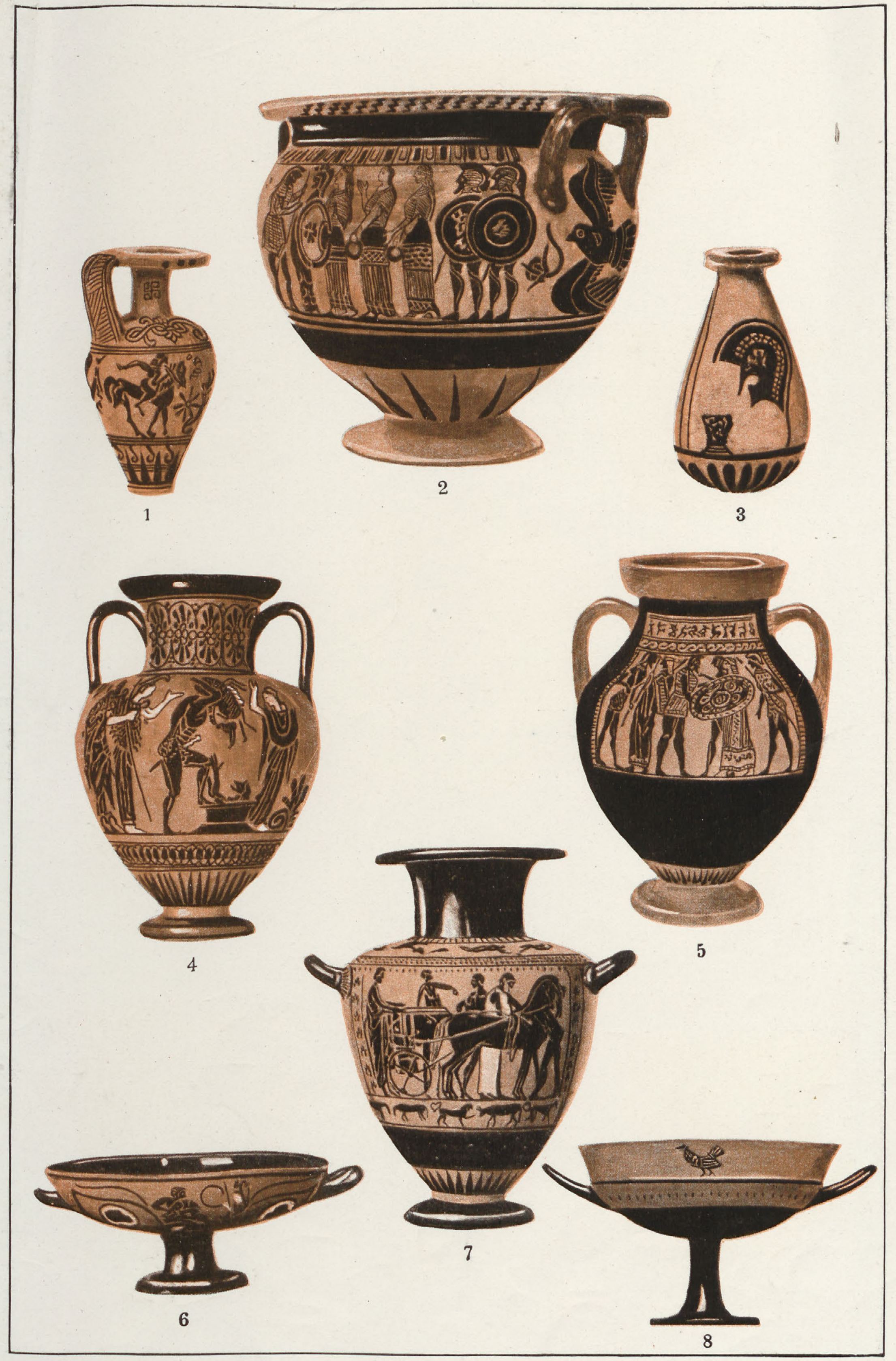
I.



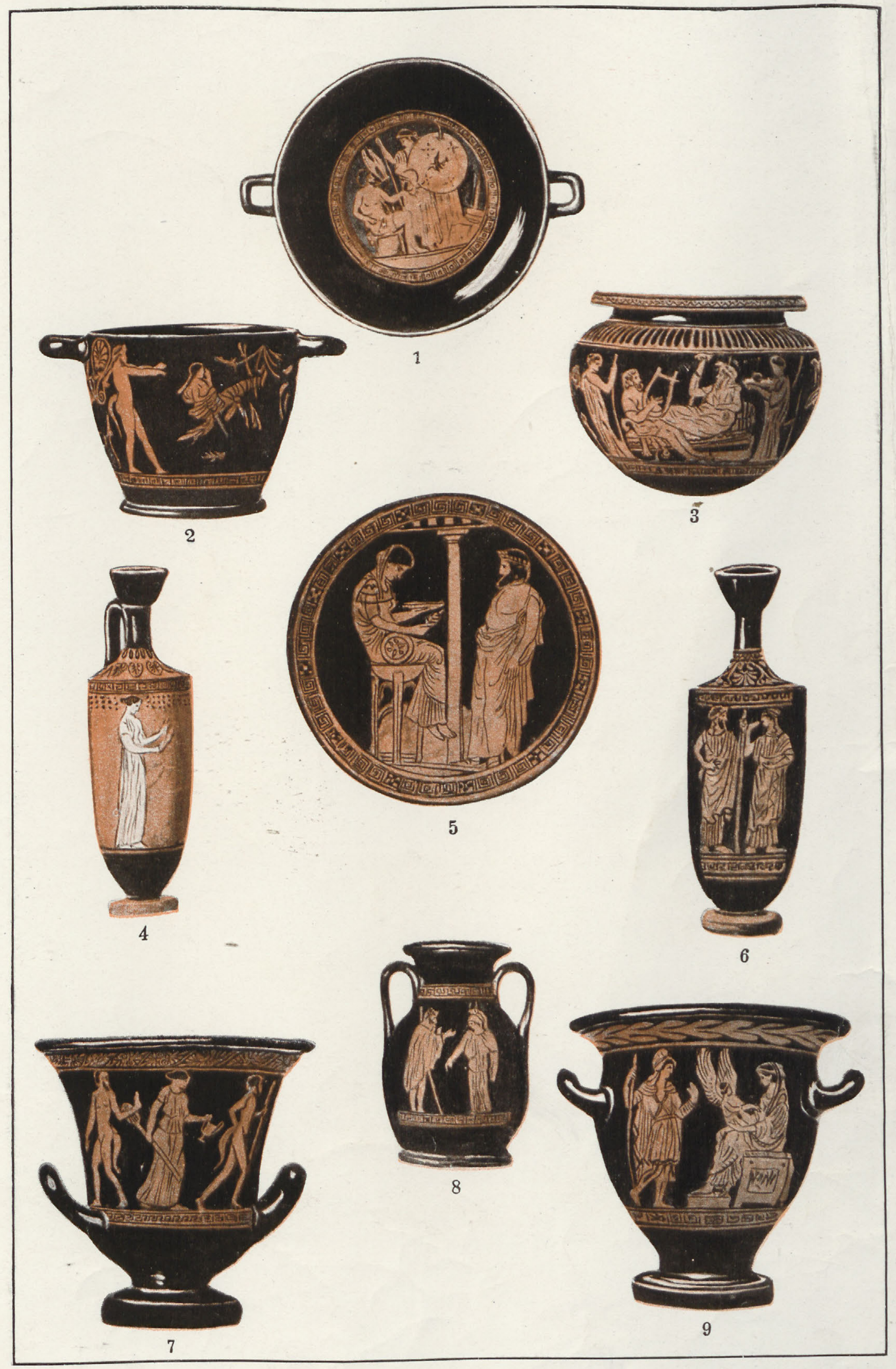
II.


1
2
3
7
4
5
6
8
9
10

III.



IV.



Die Entwicklung der antiken Keramik bis zum Hellenismus.
(Vergleiche hierzu die auf dem nebenſtehenden Deckblatt gegebene Erläuterung)

Stadt-
bücherei
Elbing

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

müſſe, aber er erkannte, daß dieſer Urſtoff mit keinem der vorhandenen Stoffe identiſch ſein könne. „Anfang der Dinge," ſo ſagt er, „iſt das Unendliche, woraus ihnen aber ihre Geburt iſt, dahin geht auch ihr Sterben nach dem Schickſal. Denn ſie zahlen einander Strafe und Buße für ihre Ruchloſigkeit nach der Zeit Ordnung." Man ſieht, der Denker ſteht zum Teil noch auf dem Boden orphiſcher Vorſtellungen; wie ja das qualitativ unbeſtimmt gelaſſene „Unendliche" im Grunde nichts weiter iſt, als das alte heſiodiſche Chaos. Aus dem „Unendlichen" hätten ſich dann zunächſt die vier Elemente abgeſondert und zwar in der Weiſe, daß das Feſte (unſere Erde) die Mitte der Welt einnahm, darum ſich zunächſt das Waſſer lagerte, dann die Luft und endlich, am äußerſten Rande, das Feuer, aus dem die Geſtirne beſtehen. Die Erde habe die Form einer flachen kreisrunden Scheibe, die ſich darum im Raume ſchwebend erhalte, weil ſie überall gleich weit vom Rande der Welt abſtehe. In der Bildung der organiſchen Weſen nahm er einen Fortſchritt von niederen zu höheren Formen an; ſo ſollten die Menſchen ſich aus Fiſchen entwickelt haben. Es iſt die erſte Ahnung der Deſzendenztheorie. Auch mit geographiſchen Studien hat Anaximandros ſich eingehend befaßt, wofür ihm die weiten Handelsbeziehungen ſeiner Vaterſtadt Milet reiches Material zur Verfügung ſtellten. Er iſt der erſte geweſen, der eine Erdkarte entworfen hat. Darauf war das Mittelmeer bereits richtig als geſchloſſenes Becken gezeichnet, während er den Rand der Erde ebenſo richtig rings von Meer umgeben ſein ließ, wohl ebenſoſehr in Anlehnung an die mythiſchen Vorſtellungen vom Okeanos, wie durch geniale Generaliſation der Nachrichten von dem äußeren Meer jenſeits der Säulen des Herakles und des Iſthmus von Suez. So wurde Anaximandros der Begründer der Geographie. Auch in der griechiſchen Literaturgeſchichte macht er inſofern Epoche, als er der erſte geweſen iſt, der die poetiſche Form als drückende Feſſel abgeworfen und in einfacher Proſa geſchrieben hat.

Auf demſelben Boden wie Anaximandros ſtand ſein etwas jüngerer Landsmann Anaximenes, nur daß er zu Thales' Lehre von einem beſtimmten Grundſtoff zurückkehrte, den er in der Luft zu erkennen glaubte. Denn, „wie unſere Seele Luft iſt und uns dadurch zuſammenhält, ſo umſpannt Odem und Luft die ganze Weltordnung". Aus dieſem Grundſtoffe ſind dann durch Verdichtung oder Verdünnung die anderen Stoffe entſtanden; ſie ſind alſo nichts anderes als verſchiedene Aggregatzuſtände der einen Materie. Der erſte Schritt zu einer mechaniſchen Naturerklärung war damit getan.

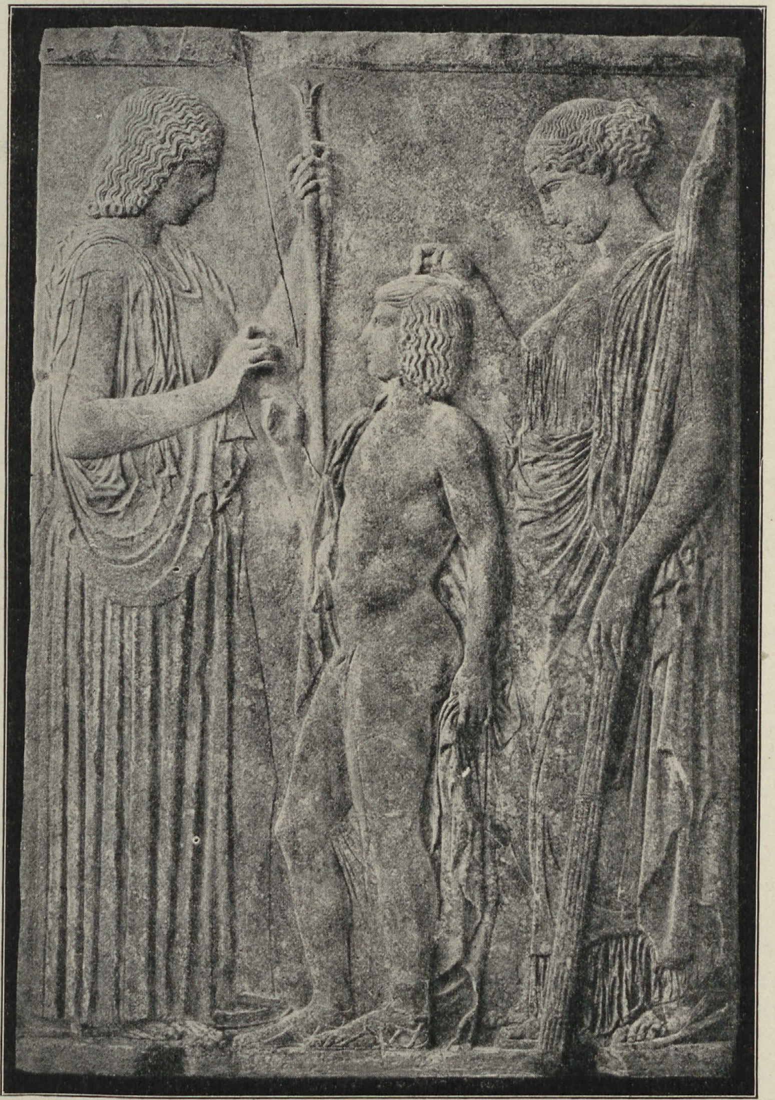
Es iſt eine Modifikation dieſer Lehre, wenn ein anderer ioniſcher Denker derſelben Zeit, Herakleitos aus Epheſos, (um 500 v. Chr.) das Grundprinzip im Feuer erkannte. Alle Dinge. ſo ſagte er, ſind in beſtändigem Fluß und liegen untereinander in beſtändigem Kampfe, der aber nach feſten Geſetzen ſich abſpielt; endlich werden ſie ſich alle wieder im Feuer auflöſen, wie ſie einſt aus dieſem hervorgegangen waren, und dann kann der Kreislauf aufs neue beginnen. Dieſes Syſtem war vorgetragen in dunkler, mitunter faſt unverſtändlicher Sprache, gewürzt mit blendenden Paradoxen; dabei wurde die Volksreligion aufs heftigſte angegriffen, nicht minder aber die Myſterien und die orphiſchen Weihen, ebenſo die großen Dichter der Vorzeit: Homer, Heſiod, Archilochos und die großen Denker der Gegenwart, Pythagoras, Xenophanes, Hekatäos; gegen die Menſchen im allgemeinen und ſeine Mitbürger, die Epheſier im beſonderen, zeigt unſer Philoſoph die tiefſte Verachtung. Bücher dieſer Art, aus denen jeder herausleſen kann, was er will. haben zu allen Zeiten große Wirkung geübt und es hat denn auch Herakleitos an begeiſterten Anhängern nicht gefehlt; noch zwei Jahrhunderte ſpäter hat die Stoa ihm ihr naturphiloſophiſches Rüſtzeug entlehnt. Der Wiſſenſchaft freilich konnte ein ſo unklares und in ſich ſelbſt widerſpruchsvolles Syſtem keine Förderung bringen.

Ganz andere Wege ging der Samier Pythagoras. Er war der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit, der auf dem Gebiete der Mathematik bahnbrechend gewirkt hat; außer dem Lehrſatz, der ſeinen Namen trägt, wird ihm die Begründung der Zahlentheorie und der Lehre vom Irrationalen verdankt. Er hat ferner erkannt, daß die Länge der klingenden Saite zu der Höhe des Tons im feſten Verhältnis ſteht, und iſt damit der Schöpfer der mathematiſchen Theorie der Muſik geworden. Noch größer waren ſeine Leiſtungen als Aſtronom; er zuerſt hat die Kugelgeſtalt der Erde gelehrt und ihr eine Eigenbewegung zugeſchrieben, freilich noch nicht um ihre Achſe, ſondern um ein „Zentralfeuer", das den Mittelpunkt der Welt bilden ſollte und deſſen Licht von der Sonne reflektiert werde, uns aber unſichtbar bleibe, weil die bewohnte Seite der Erde ſtändig davon abgekehrt ſei. So hat er für die Erkenntnis des wahren Weltbildes mehr geleiſtet als irgend einer ſeiner Vorläufer und Zeitgenoſſen. Aber eben weil die Mathematik im Mittelpunkt ſeines Forſchens und Denkens ſtand, iſt er dahin geführt worden, in den mathematiſchen Größen, ſpeziell in den Zahlen, das wahre Weſen der Dinge zu ſehen und iſt ſo der Begründer einer wüſten Zahlenmyſtik geworden, die das Weſen ſeiner philoſophiſchen Lehre bildet und ihn um die beſte Frucht ſeiner Erkenntnis gebracht hat. Daneben war er eine tiefreligiöſe Natur; er hat die orphiſche Lehre von der Seelenwanderung mit allen ihren Konſequenzen angenommen und nach orphiſcher Weiſe einen asketiſchen Lebenswandel geführt. Dafür war nun freilich ſeine ioniſche Heimat nicht der rechte Boden, und ſo iſt Pythagoras nach Italien ausgewandert und hat hier, in Kroton, eine Schule begründet, die bald weite Verbreitung gewann und jahrhundertelang, bis tief in die Verfallszeit des Altertums hinein, beſtanden hat; die mathematiſchen und aſtronomiſchen Studien haben in ihr lange Zeit eifrige und erfolgreiche Pflege gefunden, bis ſie endlich im Myſtizismus verſunken iſt.

Wie der Pythagorismus eine Religionslehre auf wiſſenſchaftlicher Grundlage war, ſo auch das Syſtem, das um dieſelbe Zeit Xenophanes aus Kolophon (ca. 570—470) aufſtellte. Auch ihn hielt es nicht in der Heimat; an ſiebzig Jahre lang iſt er, wie er uns ſelbſt erzählt, in der griechiſchen Welt umhergezogen, überall ſeine Lehren verkündend. Als begabter Dichter wählte er dafür die poetiſche Form, die einzige, in der damals, wo es ein leſendes Publikum noch kaum gab, einem literariſchen Werke weitere Verbreitung verſchafft werden konnte; er folgte dabei dem Vorbilde der Orphiker, recht im Gegenſatz zu den anderen ioniſchen Weiſen dieſer Zeit, die nur für einen engen Freundeskreis geſchrieben, oder, wie Thales und Pythagoras, nur durch mündliche Lehre gewirkt hatten. Zu dem Anthropomorphismus der Volksreligion ſtellte er ſich in ſchroffſten Gegenſatz: „Wenn die Ochſen und Pferde", ſo meinte er, „Hände hätten und malen könnten, dann würden ſie ſich Götter in Ochſen- und Pferdegeſtalt gemalt haben", ganz wie die Neger ihre Götter ſich ſchwarz und die Thraker die ihren ſich blond denken. Nicht weniger ſcharf werden Homer und Heſiod als die hauptſächlichſten Träger dieſes Anthropomorphismus angegriffen und nicht minder wegen der unſittlichen Dinge, die ſie von den Göttern erzählt hätten, „ſtehlen und ehebrechen und ſich einander betrügen". Denn „ein Gott nur iſt der größte, ſo unter Göttern als Menſchen, nicht an Geſtalt den Sterblichen gleich und nicht an Gedanken". Dieſe Gottheit iſt, wie ungeworden, ſo auch unveränderlich und „verharrt unbewegt ſtets am ſelben Orte", „doch ſonder Mühe ſchwingt ſie das All mit des Geiſtes Denkkraft". Weiter hat dann auch Xenophanes ſich bemüht, ein Bild der Entſtehung der Welt zu geben und die Erſcheinungen zu erklären, wobei er ſich unter anderem auch auf die Verſteinerungen von Fiſchen und Seepflanzen berief, zum Beweiſe, daß das Meer einſt die ganze Erde bedeckt habe. Aber für alles, was er lehrte, nahm er nur ſubjektive Geltung in Anſpruch, denn „was die Wahrheit betrifft, ſo gibt es und wird es nie einen Mann geben, der ſie wüßte in bezug auf die Götter und alle die Dinge, von denen ich rede; träfe er aber auch einmal das Rechte, er ſelber wüßte es doch nicht; denn Schein iſt über alles gebreitet".

Xenophanes hat endlich in dem ioniſchen Elea im fernen Weſten eine neue Heimat gefunden; von hier ſtammte auch ſein beſter Schüler, Parmenides (um 500 v. Chr.). Er hat der Lehre des Meiſters das theologiſche Gewand abgeſtreift und ſie zu einem geſchloſſenen philoſophiſchen Syſtem entwickelt. Er geht davon aus, daß nur Wirkliches gedacht werden kann. Entſtehung aus dem Nichts oder Vergehen ins Nichts iſt aber undenkbar, alſo auch unmöglich. Damit war der Satz von der Beharrlichkeit der Subſtanz erwieſen. Überhaupt iſt das Nicht-Sein undenkbar und alſo gibt es nur Seiendes. Und da demnach nichts die Kontinuität des Seienden unterbrechen kann, ſo gibt es nur eine Subſtanz, die das All gleichmäßig ausfüllt, und alle Bewegung und Veränderung iſt unmöglich. Das Seiende aber hat die Form einer Kugel; denn „wäre es unbegrenzt, ſo würde es unvollkommen ſein". Hier tritt pythagoreiſcher Einfluß zutage.

Das iſt die Welt der Dinge an ſich. Neben dieſer ſteht nun die Welt der Erſcheinungen, die keine reale Exiſtenz hat und nur ein Trug unſerer Sinne iſt. Parmenides hat verſucht, auch ſie zu erklären, aber er betont ausdrücklich, daß er hier nur Hypotheſen zu bieten habe. Sie bewegen ſich in der Bahn, die ſchon ſeine ioniſchen Vorgänger eingeſchlagen hatten und brauchen uns um ſo weniger zu beſchäftigen, als wir nur ſehr unvollkommen darüber unterrichtet ſind.

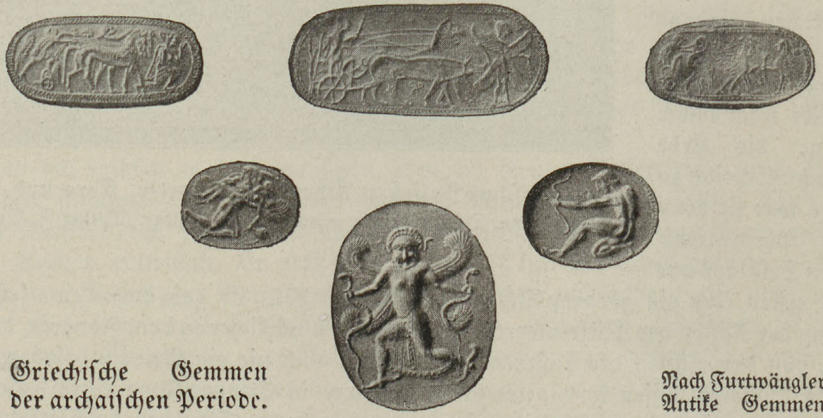


Eleuſiniſches Relief zu Athen mit Demeter, Kore und Triptolemos.
Nach Brunn, Denkmäler der griech. u. röm. Kultur. Verlag F. Bruckmann, A.-G.

Das Syſtem des Parmenides iſt die tiefſte philoſophiſche Abſtraktion, die dem Menſchengeiſt bis dahin gelungen war. Es war der erſte Schritt auf dem Wege zu einer wiſſenſchaftlichen Metaphyſik. So wenig auch Parmenides' Ergebniſſe nach der poſitiven Seite hin befriedigen können, es bleibt ihm der unvergängliche Ruhm, der erſte geweſen zu ſein, der erkannt hat, daß hinter der phänomenalen Welt eine intelligible Welt liegt, die allein real iſt, zugleich auch der erſte, der ſicheres Wiſſen und Hypotheſe ſcharf unterſchieden hat. So gebührt ihm einer der erſten Plätze in der Geſchichte der Wiſſenſchaft.

Steht die Weltanſchauung des Eleaten Parmenides zum Teil unter pythagoreiſchem Einfluß, ſo blieb der Oſten der griechiſchen Welt von den wiſſenſchaftlichen Errungenſchaften dieſer Schule zunächſt noch unberührt. Man hat hier noch lange fortgefahren, die Erde für eine flache Scheibe zu halten. Das war ſie denn auch für Parmenides' Zeitgenoſſen Hekatäos aus Milet, den erſten, der ein geographiſches Werk verfaßt hat. Er gab darin eine ſehr eingehende Beſchreibung der Küſten des Mittelmeeres, während er natürlich von dem Inneren der Kontinente nur wenig, von den Küſten des äußeren Meeres, das noch nie ein Grieche befahren hatte, überhaupt nichts Sicheres wiſſen konnte; er hielt alſo hier, in Ermangelung eines beſſeren, an dem Bilde feſt, das Anaximandros auf ſeiner Karte gegeben hatte. Daneben beſchäftigte ſich Hekatäos auch mit Geſchichte, oder dem, was er dafür hielt. Denn er zweifelte nicht an der hiſtoriſchen Realität der Sagen, die den Inhalt des Epos bildeten oder ſonſt bei den Dichtern oder vom

Volke erzählt wurden; aber eben darum konnte er ſie ſo, wie ſie überliefert waren, nicht annehmen, es galt vielmehr, die Widerſprüche und handgreiflichen Unmöglichkeiten der Überlieferung zu beſeitigen. „Dies ſchreibe ich ſo,“ erklärt er im Eingange ſeines Werkes, „wie ich es für wahr halte. Denn die Erzählungen der Hellenen ſind meiner Anſicht nach zum großen Teil lächerlich.“ Dieſem Grundſatz gemäß wurde der Mythos rationaliſiert: Herakles z. B. iſt nicht in den Hades herabgeſtiegen, ſondern „am Tänaron gab es eine böſe Schlange, die man wegen ihres tödlichen Biſſes den Hadeshund nannte; dieſe Schlange hat Herakles dem Euryſtheus gebracht“. Ferner galt es chronologiſche Ordnung in das Gewirr der Sagen zu bringen. Hekatäos bediente ſich dazu, dem Vorgang des heſiodiſchen Epos folgend, der Generationsreihen, wie er denn ſeinem Werke den Titel „Genealogien“ gegeben hat. Mit dieſen Mitteln hat Hekatäos der griechiſchen Urgeſchichte im weſentlichen die Geſtalt gegeben, in der ſie ſpäter im Bewußtſein der Nation gelebt hat und die noch heute in den meiſten unſerer Handbücher zu finden iſt. Im Anfange ſei Griechenland von barbariſchen Völkern bewohnt geweſen, vor allem den Pelasgern. Dann hätten fremde Einwanderer die Kultur gebracht und große Reiche gegründet, jene Heroen, die nach dem Mythos aus dem Oſten gekommen waren, der Phöniker Kadmos, der Ägypter Danaos, der Lyder Pelops. Darauf folgte der Argonautenzug, der Zug der Sieben gegen Theben und was ſonſt noch von ſolchen Unternehmungen im Epos erzählt war. Weiter die Zeit der Wanderungen. Homer kennt den Namen Theſſalien noch nicht, alſo mußten die Theſſaler erſt nach dem troiſchen Kriege in die Ebene am Peneios eingewandert ſein. In Argos und Sparta ſaßen nach Homer Achäer unter Königen aus dem Pelopidenhauſe, während die Könige beider Städte in hiſtoriſcher Zeit ihren Stammbaum von Herakles ableiteten und ihr Volk doriſchen Stammes zu ſein glaubte; ſchon die Zeitgenoſſen des Tyrtäos hatten daraus geſchloſſen, daß ihre Vorfahren dereinſt aus der Doris am Öta unter der Führung der Herakliden nach dem Peloponnes gewandert wären. Die genaue Beſtimmung der Zeit der Einwanderung ergab ſich daraus, daß Temenos, der Ahnherr der argeiiſchen Könige, im vierten Gliede von Herakles abſtammte; dieſer aber hatte nach Homer eine Generation vor dem troiſchen Kriege gelebt. Und da Kreta und die kleinaſiatiſche Doris vom Peloponnes aus beſiedelt worden waren, mußte die Koloniſation der Inſeln und der kleinaſiatiſchen Weſtküſte noch etwas ſpäter erfolgt ſein. So war der täuſchende Schein einer pragmatiſchen Geſchichte der griechiſchen Vorzeit gewonnen. Mit der hiſtoriſchen Wahrheit hatte dieſes Syſtem ungefähr ebenſoviel zu tun, wie die Syſteme der gleichzeitigen Philoſophen mit den Geſetzen der Phyſik und Chemie. Aber wie die Bedeutung dieſer Syſteme nicht in dem liegt, was ſie poſitiv geleiſtet, ſondern darin, daß ſie die wiſſenſchaftliche Naturerklärung überhaupt in Angriff genommen haben, ſo bleibt Hekatäos das Verdienſt, der erſte geweſen zu ſein, der an der hiſtoriſchen Überlieferung Kritik geübt hat; und damit iſt er der Begründer der Geſchichtswiſſenſchaft geworden.



Griechiſche Gemmen der archaiſchen Periode.

Nach Furtwängler, Antike Gemmen.

DIE ZEIT
DES ÄTHE-
NISCHEN
REICHES

Der Sarkophag von Thaſos im Louvre zu Paris.

8. Die Freiheitskriege.

Die Griechen Kleinaſiens hatten ſich ohne nennenswerten Widerſtand der Perſerherrſchaft gefügt; ſie haben auch ein halbes Jahrhundert hindurch keinen Verſuch gemacht, das fremde Joch abzuſchütteln, das, wie wir geſehen haben, nicht allzu ſchwer laſtete; ſelbſt als nach Kambyſes' Tode faſt überall im Reiche Aufſtände ausbrachen, waren ſie ruhig geblieben. Andrerſeits dachten auch die Perſer nicht daran, ihre Macht über das ägäiſche Meer auszubreiten. Die beiden erſten Könige, Kyros und Kambyſes, waren von ganz anderen Aufgaben in Anſpruch genommen; erſt Dareios konnte ſeine Aufmerkſamkeit dem Weſten zuwenden, nachdem er im Reiche Ordnung geſchafft hatte. Aber auch er plante keineswegs eine Eroberung des griechiſchen Mutterlandes, ſondern verſuchte ſtatt deſſen die Unterwerfung der Skythen im Norden des Schwarzen Meeres. Was ihn zu dieſem abenteuerlichen Unternehmen beſtimmte, wiſſen wir nicht; wahrſcheinlich glaubte er, wie noch zwei Jahrhunderte ſpäter Alexander, daß Baktrien dem Schwarzen Meere nahe läge, er dachte eine kürzere Verbindung zwiſchen dem äußerſten Oſten und dem äußerſten Weſten ſeines weiten Reiches zu ſchaffen und zugleich die räuberiſchen Nomadenvölker im Norden von Baktrien im Rücken zu faſſen, denen einſt Kyros erlegen war. Dareios überſchritt alſo an der Spitze eines großen Heeres den Bosporos, unterwarf die thrakiſchen Stämme bis an die Donau, ging dann über dieſen Fluß und drang ein in die weiten Steppen des Skythenlandes. Aber er hatte die Schwierigkeiten des Unternehmens unterſchätzt; der Feind ſtellte ſich nirgends zur Schlacht, und in dem unwirtlichen Lande fehlte es dem Heer bald an Nahrung. So blieb nichts übrig als der Rückzug, der dann unter großen Entbehrungen und Verluſten bewerkſtelligt wurde.

Dieſer Mißerfolg mußte das Anſehen des Königs in Kleinaſien ſchwer erſchüttern. Es kam hinzu, daß Dareios eine ſtraffere Finanzverwaltung eingeführt hatte, wobei die Tribute feſt geregelt und mit Strenge eingetrieben wurden; man ſagte, Kyros habe das Reich wie ein Vater regiert, Kambyſes wie ein Herr, Dareios wie ein Wucherer. Endlich machte ſich eine immer ſtärkere Strömung gegen die Tyrannenherrſchaft geltend, die von den Perſern in den griechiſchen Städten aufrecht erhalten wurde; Jonien war der Monarchie entwachſen und verlangte nach politiſcher Selbſtbeſtimmung, wie die Stammesgenoſſen jenſeits des ägäiſchen Meeres ſie hatten. So war alles zu einer Erhebung bereit, und der kleinſte Funke konnte den glimmenden Brand zum Ausbruch bringen.

Ariſtagoras, der Tyrann von Milet, der größten und reichſten Stadt Joniens, erkannte, daß er die Bewegung nicht zurückhalten könne und beſchloß, ſich ſelbſt an ihre Spitze zu ſtellen. Er legte alſo die Herrſchaft nieder und rief das Volk zum Kampf für die Freiheit auf. Das

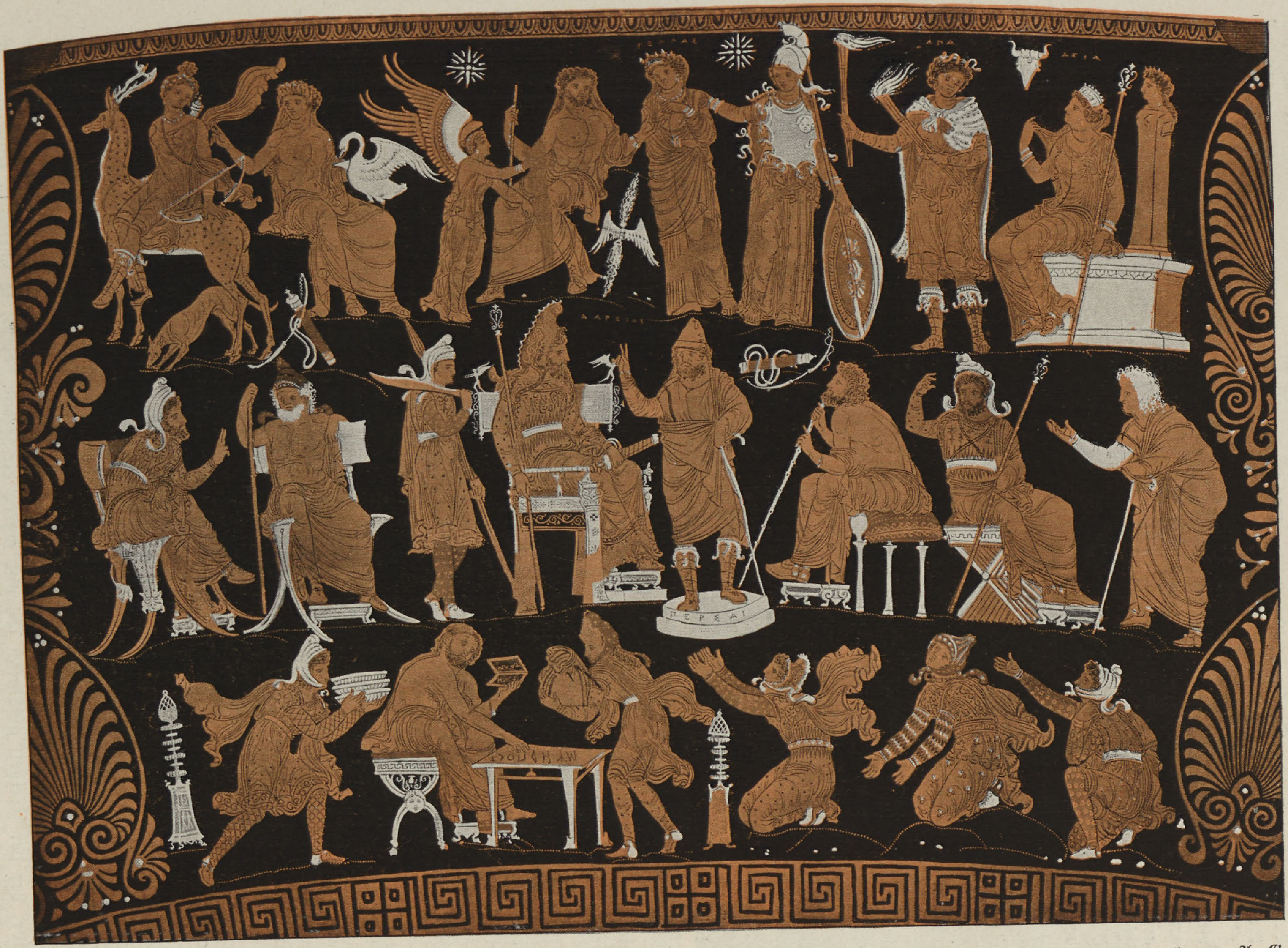
Beiſpiel, das Milet gegeben hatte, fand bei den übrigen Griechenſtädten Kleinaſiens begeiſterte Nachfolge, überall wurden die Tyrannen geſtürzt und den Perſern der Gehorſam geweigert (500 v. Chr.).

Alles kam nun darauf an, den Beiſtand des griechiſchen Mutterlandes zu gewinnen, und Ariſtagoras ging zu dieſem Zweck nach Sparta hinüber. Dort aber war man kurzſichtig genug, die furchtbare Gefahr zu verkennen, die von Perſien her drohte; man begriff nicht, daß der Peloponnes beſſer in Jonien zu verteidigen war als am Iſthmos. So wurde das Hilfsgeſuch abgeſchlagen. Mehr Verſtändnis für die Lage zeigte Athen. Man war hier durch die Bande naher Stammverwandtſchaft, wie durch rege Handelsbeziehungen mit Milet verbunden und man lebte außerdem in beſtändiger Sorge, daß Hippias von Sigeion aus mit perſiſcher Hilfe den Verſuch machen könne, die verlorene Herrſchaft über die Stadt wiederzugewinnen. Man ſandte den Jonern alſo 20 Schiffe zu Hilfe, und auch das benachbarte Eretria, das ebenfalls in alter Freundſchaft mit Milet verbunden war, ſtellte ein Kontingent von 5 Schiffen. So unbedeutend dieſe Hilfe auch an ſich war, ſo groß war die moraliſche Bedeutung, die ſie für die Sache der Joner hatte.

In richtiger Erkenntnis der Lage ſchritt man ſogleich zur Offenſive, ehe der König imſtande wäre, Verſtärkungen nach dem Weſten zu werfen. Das gegebene Ziel des Angriffs war Sardes, die Hauptſtadt Kleinaſiens; und es gelang in der Tat die Stadt einzunehmen; dabei brach Feuer aus, das in den meiſt mit Rohr gedeckten Häuſern raſch um ſich griff und die ganze Stadt in Aſche legte. Die perſiſche Beſatzung warf ſich in die ſehr feſte Burg, die einer Belagerung jahrelang trotzen konnte; man begnügte ſich alſo mit dem errungenen Erfolge und ging wieder nach der Küſte zurück. Der Eindruck, den die Nachricht von dieſen Ereigniſſen in Kleinaſien machte, war überwältigend; Karien und Lykien, die Städte am Hellespont, ja ſelbſt das ferne Kypros ſchloſſen ſich jetzt dem Aufſtande an. Für die Athener gab es zunächſt nichts weiter zu tun und ſo ſchifften ſie wieder nach Hauſe (499).

Inzwiſchen hatte der König gerüſtet. Eine phönikiſche Flotte ging im nächſten Frühjahr in See und führte ein Landheer nach Kypros. Die Joner zögerten nicht, ihren Verbündeten zu Hilfe zu kommen, und ihrer Flotte blieb gegen die Phöniker der Sieg; zu Lande aber zeigten ſich die Kyprier den Perſern nicht gewachſen, und die Inſel wurde bald wieder zur Unterwerfung gebracht. Gleichzeitig waren die Perſer auch in Kleinaſien zum Angriff geſchritten. Sie richteten hier freilich, da ſie keine Flotte zur Verfügung hatten, gegen die griechiſchen Küſtenſtädte nicht allzuviel aus und erlitten außerdem in Karien eine vernichtende Niederlage. Aber mit dem Verluſt von Kypros war doch das Schickſal des Aufſtandes beſiegelt. Unter den Jonern brach Zwietracht aus; Ariſtagoras vermochte ſich in Milet nicht zu halten und ging nach ſeinen Beſitzungen am Strymon in Thrakien, wo er bald darauf im Kampf mit den kriegeriſchen Eingeborenen den Tod fand (496). Auch Athen ſandte keine Unterſtützung mehr. Endlich beſchloß der König einen entſcheidenden Schlag zu führen. Eine große Flotte wurde aus Phönikien und Kypros zuſammengebracht und erſchien im Sommer 494 vor Milet. Hier, bei der kleinen Inſel Lade, trat ihr die ioniſche Flotte entgegen; der Sieg blieb der Überzahl der Phöniker. Nun wurde Milet zu Waſſer und zu Lande eingeſchloſſen und nach längerer Belagerung mit Sturm genommen; es hatte furchtbar für ſeinen Abfall zu büßen, und ſeine alte Blüte war auf immer dahin. Die übrigen Städte wurden darauf mit leichter Mühe zum Gehorſam zurückgebracht (493), und im nächſten Jahre die perſiſche Herrſchaft durch des Königs Schwiegerſohn Mardonios auch in Thrakien und Makedonien wieder hergeſtellt. Der Aufſtand war niedergeworfen. Im ganzen mißbrauchten die Perſer ihren Sieg nicht; die Verhältniſſe wurden ſo wiederhergeſtellt, wie ſie vor dem Abfall geweſen waren. Namentlich die Tribute wurden nicht erhöht, aber die Verteilung gerechter geregelt.

Die Unterſtützung, die Athen und Eretria dem Aufſtande gewährt hatten, ſollte natürlich nicht ungeſtraft hingehen. Es wurde alſo eine Flotte gerüſtet und mit Landungstruppen an Bord quer durch das ägäiſche Meer gegen Griechenland in Bewegung geſetzt (490). Die Kykladen unterwarfen ſich ohne Schwertſtreich; dann wurde Eretria angegriffen und nach kurzer Berennung erſtürmt. Von hier gingen die Perſer über den ſchmalen Meeresarm, der Euböa von Attika trennt und landeten in der Bucht von Marathon. Der greiſe Hippias hatte ſich dem


ΕΛΛΑΣ
ΑΠΑ
ΑΣΙΑ
ΔΑΡΕΙΟΣ
ΠΕΡΣΑΙ

Der Kriegsrat des Dareios auf einer rotfigurigen Vaſe in Neapel. Nach Furtwängler, Vaſenmalerei. Verlag F. Bruckmann, A.-G.

Zuge angeſchloſſen; er beſaß noch immer zahlreiche Anhänger in Athen und rechnete auf eine Erhebung zu ſeinen Gunſten. In dieſer Erwartung blieben die Perſer zunächſt bei Marathon ſtehen.

Indes die große Mehrheit der atheniſchen Bürgerſchaft war keineswegs gewillt, ſich noch einmal unter die Peiſiſtratidenherrſchaft zu beugen. Ihr Führer war Miltiades, ein Neffe jenes anderen Miltiades, der in Peiſiſtratos' Zeit ſich ein Fürſtentum im thrakiſchen Cherſones gegründet hatte. Er war ſeinem Oheim in der Regierung gefolgt, hatte dann aber wegen ſeiner Beteiligung am ioniſchen Aufſtande vor den Perſern flüchten müſſen und war nach Athen zurückgekehrt. Eben jetzt bekleidete er das Strategenamt; ſein Verdienſt vor allem war es, daß man beſchloß, ſtatt ſich auf die Verteidigung der Mauern zu beſchränken, dem Feinde entgegenzurücken, und wenn es ſein mußte, im offenen Felde zu ſchlagen. Die Athener nahmen alſo auf den Höhen im Weſten der Ebene von Marathon Stellung; gleichzeitig ſandte man Eilboten nach Sparta mit der Bitte um ſchleunige Hilfe.

Das atheniſche Heer mochte etwa 9000 Schwerbewaffnete zählen und reichlich ebenſoviel an leichten Truppen. Die Perſer werden kaum ſtärker geweſen ſein, denn bei der Kleinheit der Schiffe dieſer Zeit wäre es ſehr ſchwer geweſen, eine größere Truppenzahl in einem Transporte über die See zu führen. Aus demſelben Grunde war auch die Hauptwaffe des perſiſchen Heeres, die Reiterei, bei Marathon ſo gut wie gar nicht vertreten. Unter dieſen Umſtänden ſcheuten die Perſer vor einem Angriff auf die feſte Stellung der Griechen zurück; als aber die Erhebung in Athen, auf die man gerechnet hatte, nicht ausbrach, entſchloß man ſich doch endlich zur Schlacht, um nicht bei längerem Zögern gegen Athener und Spartaner zugleich kämpfen zu müſſen. Indes die leichtgerüſteten perſiſchen Truppen hielten dem Stoße der in geſchloſſener Linie anſtürmenden atheniſchen Hopliten nicht ſtand und wurden mit großen Verluſten nach ihren Schiffen gedrängt, die aufs Land gezogen am Strande lagen; hier ſetzten ſie ſich mit dem Mute der Verzweiflung noch einmal zur Wehr, und es gelang denn auch wirklich, die Flotte zu retten, bis auf ſieben Schiffe, die dem Sieger zur Beute fielen. Von den Barbaren ſollen 6400 gefallen ſein, während die Sieger nur 192 Mann verloren hatten; ihr Grabhügel erhebt ſich noch heute auf der Stätte des Kampfes im Süden der marathoniſchen Ebene.

Den Perſern blieb nun nichts übrig als die Rückkehr nach Aſien. König Dareios war natürlich keinen Augenblick im Zweifel, daß die Scharte von Marathon ausgewetzt werden müſſe; aber er erkannte auch, daß er den Feind unterſchätzt hatte, und ein Feldzug gegen Griechenland nur mit dem Aufgebot viel größerer Mittel erfolgreich zu führen ſei. Aber noch ehe die Rüſtungen dazu vollendet waren, ſtarb der König (485), und ſein Nachfolger Xerxes hatte erſt Aufſtände in Babylonien und Ägypten niederzuſchlagen, ehe er daran denken konnte, die Pläne ſeines Vaters gegen den Weſten wieder aufzunehmen. So war Griechenland nach Marathon eine Zeit der Ruhe gegönnt.

In Athen war der einflußreichſte Mann jetzt Miltiades, der bei Marathon das Beſte getan hatte. Auf ſeinen Antrag wurde beſchloſſen, die Offenſive aufzunehmen und zunächſt die Kykladen für ihren Anſchluß an die perſiſche Sache zu züchtigen. Es wurde alſo unter Miltiades' Befehl eine Flotte gegen Paros geſchickt und die Belagerung der feſten Hauptſtadt der Inſel begonnen. Doch das Unternehmen endete mit einem völligen Mißerfolg; Miltiades ſelbſt wurde verwundet und mußte unverrichteter Sache nach Athen zurückkehren. Hier wurde er vor Gericht geſtellt und verurteilt, dem Staate die Koſten des unglücklichen Feldzuges zu erſetzen; nicht lange darauf iſt er ſeinen Wunden erlegen. Die Anklage hatte Xanthippos geführt, der Schwager des Alkmeoniden Megakles, und damit gelangte dieſe Familie, die in den letzten Jahren etwas in den Hintergrund gedrängt worden war, wieder zu leitendem Einfluß. Sie benutzte ihn dazu, Kleiſthenes' Verfaſſung im demokratiſchen Sinne weiter auszubauen. Um die Anhänger der Tyrannen für immer unſchädlich zu machen, wurde das Scherbengericht („Oſtrakismos") eingeführt; jedes Jahr, im Frühling, wurde der Volksverſammlung die Frage vorgelegt, ob es einen Bürger im Staate gäbe, der der Freiheit gefährlich ſei, und wurde die Frage bejaht, ſo ſchrieb in einer zweiten Verſammlung jeder Anweſende auf eine Tonſcherbe den Namen des Mannes, der ihm politiſch verdächtig war; wer die meiſten Stimmen erhielt, mußte auf zehn Jahre in die Verbannung gehen. Das neue Geſetz kam ſogleich zur Anwendung, und Hipparchos, der Sohn des Charmos,

Anſicht von Marathon. Photographiſche Aufnahme von Alinari.

ein Verwandter der Peiſiſtratiden und das Haupt der Anhänger, die ſie noch in Athen hatten, war der erſte, der davon betroffen wurde (487). Ferner wurde beſtimmt, daß die neun höchſten Staatsbeamten (die Archonten), die bisher von der Volksverſammlung erwählt worden waren, fortan durch das Los ernannt werden ſollten, wodurch es natürlich mit ihrer politiſchen Bedeutung zu Ende war und ſie zu bloßen Verwaltungsorganen herabſanken, während Rat und Volksverſammlung oder vielmehr die führenden Politiker in beiden Körperſchaften ausſchlaggebenden Einfluß gewannen. Die Leitung des Kriegsweſens ging nun ganz auf das Kollegium der Strategen über, deſſen Vorſitzender dadurch zum wichtigſten Beamten des Staates wurde.

Doch die Alkmeoniden ſollten ſich ihres Sieges nicht lange zu freuen haben. Schon 486 wurde das Haupt des Geſchlechtes, Megakles, durch den Oſtrakismos verbannt und zwei Jahre ſpäter traf ſeinen Schwager Xanthippos das gleiche Schickſal. Es mag das mit dem Kriege gegen Ägina zuſammenhängen, der kurz vorher (488) ausgebrochen war und zunächſt nur Niederlagen brachte, da die kleine Inſel zur See Athen weit überlegen war. Es galt alſo, die Flotte auf einen achtunggebietenden Stand zu bringen, Athen, das bisher vorwiegend Landmacht geweſen war, zu einer großen Seemacht umzugeſtalten, ein Ziel, das bereits Peiſiſtratos vorgeſchwebt, die Demokratie aber aus den Augen verloren hatte. Es kam über dieſe Frage zu heftigen Kämpfen in der Volksverſammlung. Von den beiden Staatsmännern, die jetzt nach dem Sturze der Alkmeoniden, in Athen leitenden Einfluß hatten, trat Themiſtokles für den Flottenbau ein, nicht ſo ſehr wegen des Krieges mit Ägina, als in Vorausſicht der Gefahr, die von Perſien aus drohte; er erkannte mit dem Scharfblick des Genies, daß ein neuer perſiſcher Einfall nur zur See wirkſam abgewehrt werden könne. Dagegen machte Ariſteides dieſen Plänen die ſchärfſte Oppoſition; er war ein ſehr achtungswerter Charakter von einer bei einem griechiſchen Politiker ſeltenen perſönlichen Integrität, aber ihm fehlte der rückſichtsloſe Wagemut ſeines Gegners, und er ſcheute vor den Folgen zurück, die ein Verlegen des Schwerpunktes der Macht des Staates auf die See für die innere Entwicklung Athens haben mußte. Endlich kam es zum Scherbengericht; es entſchied gegen Ariſteides (482), und nun hatte Themiſtokles die Bahn frei. Auf ſeinen Antrag wurde beſchloſſen, den Ertrag der Silberbergwerke von Laurion an der Südſpitze Attikas, der bisher unter die Bürger verteilt worden war, für die Flotte zu verwenden; es ſollten davon 100 Kriegsſchiffe gebaut werden, und zwar Linienſchiffe des neuen Typs, der eben damals die alten Fünfzigruderer zu verdrängen anfing, ſog. Trieren, die auf jeder Seite von drei Reihen Ruder getrieben wurden, und eine Bemannung von nahe an 200 Mann faßten. Im Laufe von zwei Jahren war der Bau vollendet und Athen wurde dadurch mit einem Schlage zur erſten griechiſchen Seemacht.

Die griechiſche Vormacht Sparta war indes durch eine ſchwere Kriſis gegangen. Hier ſaß ſeit etwa 520 auf dem Thron der Agiaden König Kleomenes, ein ehrgeiziger und energiſcher Mann, der mit Unwillen die Schranken ertrug, die der Königsmacht durch die Behörde der Ephoren geſetzt waren. Ein großer Sieg über Argos, den er um 495 erfocht, gab ihm das Anſehen, deſſen er zur Durchführung ſeiner revolutionären Pläne bedurfte. Er begann damit, ſeinen Amtsgenoſſen Damaratos zu ſtürzen, indem er ihn illegitimer Abkunft beſchuldigte und ſo ſeine Abſetzung herbeiführte (491); Damaratos verließ darauf Sparta und ſuchte Zuflucht am perſiſchen Königshofe. Den leergewordenen Thron beſtieg Leotychidas aus einer Seitenlinie des Eurypontidenhauſes, der in Kleomenes' Händen ein gefügiges Werkzeug war. Doch bald wurde Kleomenes den Ephoren verdächtig und mußte aus Sparta weichen; er ging nach Arkadien, ſammelte dort ein Heer und zwang dadurch die Spartaner, ihn wieder in ſeine Königswürde einzuſetzen. Nicht lange nach ſeiner Rückkehr ſoll er in Wahnſinn gefallen ſein; er wurde nun in ſicheren Gewahrſam genommen und ſoll ſich im Gefängnis mit eigener Hand den Tod gegeben haben. So lautete wenigſtens die offizielle Verſion; wahrſcheinlich haben ihn die Ephoren aus dem Wege räumen laſſen, im Einverſtändnis mit ſeinem Stiefbruder Leonidas, der ihm nun in der Regierung nachfolgte Auch Leotychidas entging nur mit knapper Not der Abſetzung, und die Macht der Ephoren war feſter gegründet als je.

Und nun begann das Gewitter ſich über Griechenland zu entladen, das im Oſten emporgezogen war. Die perſiſchen Rüſtungen waren vollendet; an der Spitze des Heeres brach König Xerxes ſelbſt im Frühjahr 480 von Sardes auf. Es galt diesmal der Unterwerfung von ganz Hellas, und dem entſprach die Größe der Vorbereitungen. Noch nie hatten die Griechen ſo große Truppenmaſſen verſammelt geſehen; kein Wunder, daß das Gerücht ihre Zahl ins Maßloſe übertrieb. Man erzählte ſich, daß der König mit drei Millionen Kriegern heranzöge; ja der Geſchichtſchreiber der Perſerkriege, Herodot, rechnet für das Landheer und die Flotte gar über fünf Millionen Menſchen heraus, die Nichtkombattanten allerdings eingeſchloſſen. In Wahrheit wird das Heer kaum 50 000 ſtreitbare Männer gezählt haben, die ſich aus allen Völkern des weiten Reiches bis zum Indos und Jaxartes hin zuſammenſetzten. Solche Maſſen hätten natürlich nicht zur See nach Griechenland übergeführt werden können; Xerxes wählte alſo den Landweg; der Hellespont wurde auf zwei Schiffbrücken überſchritten, dann zog das Heer von der Flotte begleitet, längs der thrakiſchen Südküſte nach Weſten und weiter durch Makedonien nach der theſſaliſchen Grenze. Dies ganze Gebiet war bereits durch Mardonios unterworfen worden und Widerſtand regte ſich nirgends.

In Griechenland war indes die Stimmung ſehr trübe; der Kampf gegen die Übermacht ſchien vergeblich und ſelbſt der delphiſche Gott riet zur Ergebung in das Unvermeidliche. Es handelte ſich ja auch keineswegs um Sein oder Nichtſein; der König forderte nur die Anerkennung ſeiner Oberherrſchaft, und unter dieſer würden die Griechen im ganzen weiter gelebt haben wie bisher. In Athen und Sparta freilich hatte man keine Wahl; denn die Unterwerfung unter Perſien bedeutete für Sparta den Verzicht auf ſeine herrſchende Stellung im Peloponnes, für Athen den Verzicht auf die demokratiſche Freiheit, und die Rückkehr des verhaßten Tyrannenhauſes. So war man in beiden Staaten entſchloſſen zum Kampf bis aufs äußerſte und die Haltung der beiden Vormächte war für die kleineren Staaten maßgebend. Nur Argos, die alte Rivalin Spartas, ging auch jetzt ſeinen eigenen Weg und hielt ſich von dem Nationalkriege fern. Die übrigen Staaten traten zum Bunde zuſammen, deſſen Leitung natürlich Sparta zufiel; es wurde ein allgemeiner Landfriede verkündet und dadurch unter anderem der Krieg zwiſchen Athen und Ägina beigelegt; in Athen und wohl auch ſonſt wurden die politiſchen Verbannten zurückgerufen.

Grabhügel der bei Marathon gefallenen Athener.

Photographiſche Aufnahme von Alinari.

Griechenland beſitzt gegen einen Angriff von Norden her drei natürliche Verteidigungslinien: Das Tal von Tempe im Norden Theſſaliens, den Paß der Thermopylen zwiſchen Theſſalien und Mittelgriechenland und endlich den Iſthmos, der den Peloponnes mit Mittelgriechenland verbindet. Man beſchloß zuerſt, die nördlichſte dieſer Linien zu halten und ſandte zu dieſem Zweck ein Heer nach Theſſalien; es zeigte ſich aber, daß die Stimmung in dieſer Landſchaft ſehr lau war und man keineswegs auf die Bundestreue der Theſſaler rechnen durfte. So ging man denn auf die Thermopylen zurück. Der Paß war ſo eng, daß er von einer verhältnismäßig kleinen Truppenzahl auch gegen eine große Übermacht gehalten werden konnte. Man glaubte in Sparta, daß 4000 peloponneſiſche Hopliten, im Verein mit den Kontingenten der mittelgriechiſchen Landſchaften Phokis, Lokris und Böotien, die ja zunächſt bedroht waren, für dieſe Aufgabe genügen würden, bis das ganze Bundesheer verſammelt wäre; den Befehl erhielt der ſpartaniſche König Leonidas. Gleichzeitig wurde die griechiſche Bundesflotte in dem engen Meeresarm zuſammengezogen, der die Nordküſte Euböas von Theſſalien trennt, um den Perſern die Einfahrt in die mittelgriechiſchen Gewäſſer zu wehren; es waren gegen 250 Schiffe, von denen Athen die Hälfte geſtellt hatte.

Xerxes konnte alſo ohne Schwertſtreich in Theſſalien einrücken, das ſich ihm nun ſogleich unterwarf und zu ſeinem Heere ein Truppenkontingent ſtellte. Dagegen erlitt die perſiſche Flotte bei der Fahrt längs der felſigen, hafenloſen theſſaliſchen Weſtküſte durch einen Sturm ſchwere Verluſte. Beim Vorbebirge der Artemis, der Nordſpitze Euböas, kam es dann zum Kampfe mit der griechiſchen Flotte, der ſich trotz der numeriſchen Überlegenheit der Perſer ohne Entſcheidung mehrere Tage lang hinzog. Inzwiſchen war Xerxes an die Thermopylen gelangt und hatte den Angriff auf die feſte Stellung der Griechen begonnen, der natürlich erfolglos blieb. Während aber Leonidas' Aufmerkſamkeit nach dieſer Richtung hin in Anſpruch genommen war, ſandte Xerxes eine Abteilung ausgewählter Truppen auf ſteilen Bergpfaden über die Abhänge des Öta in den Rücken des Feindes; als das griechiſche Heer ſich umgangen ſah, löſte es ſich in wilder

Flucht auf. Leonidas war zu ſtolz, die Niederlage zu überleben, und fand an der Spitze ſeiner Spartaner den Heldentod.

Mittelgriechenland lag nun der feindlichen Invaſion offen, und die Städte beeilten ſich, mit dem Sieger ihren Frieden zu machen; die es nicht taten, wie Theſpiä uud Platää in Böotien, wurden niedergebrannt. Auch Athen wagte nicht, es auf eine Belagerung ankommen zu laſſen; von Unterwerfung freilich wollte man auch jetzt nichts wiſſen, man räumte alſo Stadt und Landſchaft und brachte die Weiber und Kinder auf die benachbarten Inſeln und an die peloponneſiſche Küſte in Sicherheit. Indes verſammelte ſich das peloponneſiſche Bundesheer auf dem Iſthmos, der letzten Verteidigungslinie, die man noch beſaß. Die griechiſche Flotte hatte auf die Nachricht von der Niederlage an den Thermopylen ſogleich ihre Stellung beim Artemiſion verlaſſen und war nach der attiſchen Küſte zurückgegangen, wo ſie in dem Sunde zwiſchen Salamis und dem Feſtlande eine neue Stellung nahm, zunächſt zu dem Zwecke, den Abzug der Bevölkerung Attikas zu decken, dann aber auch, weil der kaum 1 Kilometer breite Sund für eine Seeſchlacht gegen die perſiſche Übermacht einen viel günſtigeren Schauplatz bot als das offene Meer am Iſthmos.

Kämpfender Grieche auf einer Amphora.
Original im Königlichen Muſeum zu Berlin.

So konnte Xerxes, ohne Widerſtand zu finden, in das verlaſſene Athen einziehen, deſſen Tempel nun in Flammen aufgingen, zur Vergeltung für den Brand von Sardes vor 20 Jahren. Der nächſte Zweck des Feldzuges war alſo erreicht; die Schande von Marathon war durch die Einnahme Athens ausgetilgt. Aber freilich, um die Eroberung Griechenlands zu vollenden, blieb noch das Schwerſte zu tun: die Bezwingung des Peloponnes. Dieſe Aufgabe vermochte das Landheer allein nicht zu löſen, denn die Stellung der Griechen auf dem Iſthmos ließ ſich nicht in der Flanke umgehen, wie der Paß von Thermopylä, und ein Frontangriff konnte hier ſo wenig Erfolg haben wie dort. Es galt alſo, das Heer zur See nach dem Peloponnes überzuführen; das aber war unmöglich, ſolange die griechiſche Flotte intakt war. Nur eine Seeſchlacht konnte die Entſcheidung bringen. So entſchloß ſich Xerxes den Feind anzugreifen.

Die griechiſche Flotte war durch Verſtärkungen auf 310 Segel gebracht worden; die perſiſche war beträchtlich ſtärker, aber ſie konnte in den engen Gewäſſern bei Salamis ihre Überzahl nicht zur Geltung dringen; ihre Schiffe hinderten ſich gegenſeitig im Manövrieren und brachen einander die Ruder. Bald geriet alles in heilloſe Verwirrung, Schiff nach Schiff wurde von den Griechen in den Grund gebohrt, bis endlich, gegen Abend, aller Widerſtand aufhörte und die Trümmer der perſiſchen Flotte in wilder Flucht Rettung ſuchten.

An eine Offenſive gegen den Peloponnes war jetzt nicht mehr zu denken, und da inzwiſchen der Herbſt herangekommen war, blieb nichts übrig, als den Feldzug für dieſes Jahr abzubrechen. Die Flotte verließ die griechiſchen Gewäſſer und ging nach Kleinaſien hinüber; Xerxes ſelbſt kehrte auf dem Landwege dorthin zurück. Das Landheer blieb unter Mardonios' Befehl in Griechenland und nahm in dem fruchtbaren Theſſalien Winterquartiere.

Im folgenden Sommer (479) um die Zeit der Ernte rückten die Perſer aufs neue in Attika ein, das wieder, wie im vorigen Jahr, von ſeinen Bewohnern verlaſſen wurde. Als nun aber das peloponneſiſche Bundesheer heranrückte, räumte Mardonios Attika, da er in dem gebirgigen Lande keine Schlacht annehmen wollte, und ging nach Böotien zurück, wo er, auf das befreundete Theben geſtützt, in der Ebene am Aſopos ſein Lager ſchlug. Die verbündeten Peloponneſier und Athener folgten ihm und lagerten ſich, dem Feinde gegenüber, auf den Vorhöhen des Kithäron bei Platää. Den Oberbefehl hatte der Spartaner Pauſanias, der für ſeinen Vetter Pleiſtarchos, den unmündigen Sohn des Leonidas, die Regentſchaft führte. Sein Heer zählte etwa 20—25000 Schwerbewaffnete und reichlich ebenſo viele leichte Truppen und war alſo dem Feinde an Zahl annähernd gewachſen; doch fehlte es ihm vollſtändig an Reiterei, während Mardonios außer ſeinen perſiſchen Reitern auch über die trefflichen böotiſchen und theſſaliſchen Geſchwader verfügte. Demgemäß ſcheute ſich Pauſanias, von ſeiner feſten Stellung herabzuſteigen und dem Feinde in der Ebene die Schlacht zu bieten, während Mardonios vor einem Sturm auf die Höhen zurückſchreckte, wo er ſeine Reiterei nicht hätte zur Geltung bringen können. So ſtanden beide Heere eine Zeitlang untätig ſich gegenüber. Endlich entſchloß Mardonios ſich doch zur Schlacht; aber ſein Angriff auf die Spartaner wurde unter großen Verluſten zurückgewieſen, der perſiſche Feldherr ſelbſt fiel, während gleichzeitig die Athener die böotiſchen Verbündeten der Perſer in die Flucht ſchlugen. Dann erſtürmten die Griechen das perſiſche Lager, wobei unermeßliche Beute in ihre Hände fiel. An eine weitere Verfolgung des geſchlagenen Heeres war angeſichts der zahlreichen feindlichen Reiterei nicht zu denken; die Perſer konnten alſo ihren Rückzug im ganzen ungehindert bewerkſtelligen. Aber ſie waren nicht mehr imſtande, eine neue Schlacht anzunehmen. Artabazos, der nach Mardonios' Tode den Befehl übernommen hatte, räumte alſo Böotien, und dann auch Theſſalien und führte die Reſte des Heeres über den Helleſpont nach Aſien zurück. Griechenland war von der perſiſchen Invaſion befreit. Seitdem hat, zwei Jahrhunderte lang, kein fremder Feind mehr den Boden von Hellas betreten.

Kämpfender Perſer auf einer Amphora.
Original im Königlichen Muſeum zu Berlin.

Die Sieger zogen nun vor Theben und brachten die Stadt nach kurzer Berennung zur Unterwerfung; die Führer der perſiſchen Partei wurden an Pauſanias ausgeliefert, ſoweit ſie ſich nicht durch die Flucht retteten, und zur Strafe für ihren Verrat am helleniſchen Vaterland hingerichtet, dann wurde das griechiſche Heer in die Heimat entlaſſen.

Inzwiſchen war die griechiſche Flotte nach Jonien hinübergeſegelt; es waren 110 Schiffe unter dem Befehl des ſpartaniſchen Königs Leotychidas und des atheniſchen Strategen Xanthippos. Sie fand alles zum Abfall vom Könige bereit und wurde überall mit offenen Armen aufgenommen. Die perſiſche Flotte wagte es nicht, dem Feinde auf der See entgegenzutreten, und blieb, unter dem Schutze ihres Landheeres, beim Vorgebirge Mykale liegen. Hier wurde ſie von den Griechen angegriffen, das Landheer zuſammengehauen und in die Flucht getrieben, die Schiffe verbrannt; angeblich an demſelben Tage, an dem Mardonios bei Platää den Griechen erlegen war. Infolge dieſes Sieges erhob ſich ganz Jonien gegen die perſiſche Herrſchaft; die Inſeln Samos, Chios und Lesbos wurden in den helleniſchen Bund aufgenommen, mit den feſtländiſchen Städten ſchloſſen die Athener Separatbündniſſe. Dann fuhren die Griechen nach dem Helleſpont, fanden aber die von Xerxes geſchlagenen Schiffbrücken bereits abgebrochen. Leotychidas mit den peloponneſiſchen Schiffen kehrte nun nach der Heimat zurück, während Xanthippos mit der atheniſchen Flotte die Belagerung des feſten Seſtos begann, des hauptſächlichſten perſiſchen Waffenplatzes in dieſen Gewäſſern. Die Stadt hielt ſich den ganzen Winter hindurch; endlich im Frühling zwang ſie der Hunger zur Ergebung. Die Waſſerſtraße des Helleſpont war damit für die Perſer geſperrt (478).

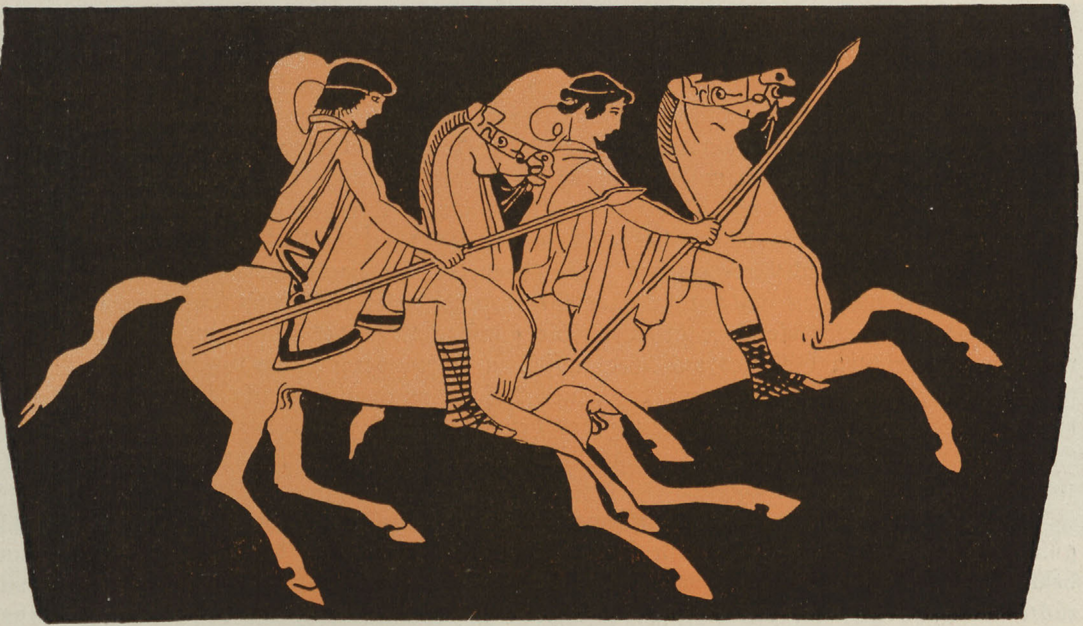
Um dieſelbe Zeit ging die peloponneſiſche Flotte von neuem in See, diesmal allerdings nur 20 Schiffe unter dem Befehl des Siegers von Platää, Pauſanias; dazu traten 30 atheniſche

Schiffe und die Kontingente von Lesbos, Chios und Samos. Es galt, dem Feinde die Verbindung mit Europa vollſtändig abzuſchneiden; die Griechen wandten ſich alſo gegen Byzantion, das von einer ſtarken perſiſchen Beſatzung gehalten wurde, und brachten die Stadt nach längerer Belagerung in ihre Gewalt.

Bisher hatten die Athener auch zur See ſich dem ſpartaniſchen Oberbefehl willig untergeordnet, obgleich ſie allein mehr Schiffe zur Bundesflotte geſtellt hatten, als alle peloponneſiſchen Staaten zuſammen, während Sparta ſelbſt nur ſehr wenige Schiffe beſaß und die ſpartaniſchen Offiziere von Seekrieg überhaupt gar nichts verſtanden. Auf die Dauer aber konnte die erſte griechiſche Seemacht ſich unmöglich mit der zweiten Stelle begnügen. Man brauchte die Peloponneſier jetzt nicht mehr, ſeit die Jonier dem helleniſchen Bunde beigetreten waren. Auch war das ſtramm-militäriſche ſpartaniſche Weſen den aſiatiſchen Griechen ſehr unſympathiſch, und Pauſanias beſaß nicht die Gabe, ſich perſönlich beliebt zu machen. So kam es denn nach der Einnahme von Byzantion auf der Flotte zur offenen Meuterei; die Jonier weigerten Pauſanias den Gehorſam und übertrugen den Athenern den Oberbefehl. Die ſpartaniſche Regierung glaubte die Sache durch einen Wechſel im Kommando ins gleiche bringen zu können und rief Pauſanias ab; aber der neue Admiral Dorkis fand auf der Flotte keine beſſere Aufnahme. Daraufhin riefen die Peloponneſier ihre Schiffe nach Hauſe; man hatte kein Mittel, die Jonier zum Gehorſam zu zwingen, und war im Grunde gar nicht ſo unzufrieden, daß die Laſt des koſtſpieligen Seekrieges auf andere Schultern gelegt wurde. Daß Athen je zur Rivalin Spartas heranwachſen könnte, beſorgte man nicht; man war der unbedingten Überlegenheit zu Lande ſicher und glaubte, durch einen Einfall in Attika Athen jederzeit gefügig machen zu können.

In Athen wie in Jonien gab man ſich keiner Täuſchung darüber hin, daß der Krieg gegen den König ſehr langwierig werden müſſe. Nur ein Stoß ins Herz der perſiſchen Macht, nach Babylon und Suſa, hätte die Entſcheidung bringen können, aber an ein ſolches Unternehmen war, wie die Dinge lagen, in keiner Weiſe zu denken, vor allem anderen abgeſehen ſchon darum, weil man über keine Reiterei verfügte, die der perſiſchen gewachſen geweſen wäre. Man konnte alſo nichts anderes tun, als die Überlegenheit zur See behaupten, die man bei Salamis und Mykale gewonnen hatte; man mußte ſtark genug bleiben, einer perſiſchen Flotte jederzeit die Einfahrt in das Ägäiſche Meer zu verwehren. Dazu gehörten ſehr bedeutende finanzielle Mittel; aber dieſe Mittel waren vorhanden, wenn man ſich nur entſchloß, die Tribute, die man bisher an den Großkönig entrichtet hatte, zur eigenen Verteidigung zu verwenden. Auf dieſer Grundlage wurde das neue Schutz- und Trutzbündnis gegen Perſien abgeſchloſſen. Athen, als dem mächtigſten Staate, ſollte der Oberbefehl zuſtehen; die Staaten, die eine leiſtungsfähige Marine beſaßen, alſo außer Athen hauptſächlich die großen Inſeln an der kleinaſiatiſchen Weſtküſte, ſollten Kontingente zur Flotte ſtellen, die übrigen Staaten einen jährlichen Beitrag zu den Kriegskoſten zahlen. Die eingehenden Gelder ſollten im Apollontempel auf Delos, dem gemeinſamen Heiligtum des ioniſchen Stammes, niedergelegt werden; zu ihrer Verwaltung wurde eine eigene Finanzbehörde, die „Schatzmeiſter der Hellenen" (Hellenotamien) geſchaffen, die vom atheniſchen Volk erwählt wurden. Auf Delos traten auch die Abgeordneten der am Bunde teilnehmenden Staaten zuſammen zur Beratung über die gemeinſamen Angelegenheiten. Die Beſtimmung der Höhe der Beiträge für jeden einzelnen Staat wurde Ariſteides übertragen, der durch ſeine über allen Zweifel erhabene Rechtſchaffenheit wie kein anderer zu dieſem Amte geeignet ſchien; die Geſamtſumme wurde auf 460 attiſche Talente feſtgeſetzt (gegen 3 Millionen Mark), eine für griechiſche Verhältniſſe ganz ungeheure Summe, wie ſie noch nie einem Staate für Kriegszwecke zur Verfügung geſtanden hatte, ſo wenig ſie auch mit den unermeßlichen finanziellen Hilfsquellen des Großkönigs den Vergleich aushalten konnte.

Die bittere Lehre der Fremdherrſchaft, nicht minder als die nationale Begeiſterung, die der Freiheitskampf geweckt hatte, bewirkten, daß mit wenigen Ausnahmen alle vom perſiſchen Joche befreiten Staaten dem Bunde beitraten, d. h. faſt ſämtliche Inſeln des Ägäiſchen Meeres und die Griechenſtädte an den thrakiſchen und kleinaſiatiſchen Küſten, einſchließlich des Vororts Athen ein Gebiet von etwa 30000 qkm mit einer Bevölkerung, die auf kaum unter zwei



Griechiſche Reiter auf einer rotfigurigen Vaſe des Aſhmolean-Muſeums zu Oxford.

Millionen Einwohner veranſchlagt werden kann. Kein zweiter griechiſcher Staat hatte eine ſo bedeutende Ausdehnung; denn der peloponneſiſche Bund Spartas umfaßte nur etwa 20000 qkm mit höchſtens einer Million Einwohnern. Athen, das über die Kräfte des neuen Bundes verfügte, war mit einem Schlage zur Großmacht geworden.

Die dringendſte Aufgabe war natürlich die Vertreibung der perſiſchen Beſatzungen, die ſich noch in den thrakiſchen Feſtungen hielten. Sie verteidigten ſich zwar mit großer Zähigkeit, da ſie aber von allem Beiſtand aus Aſien abgeſchnitten waren, mußten ſie bald erliegen. Dann wandten die Athener ſich gegen Byzantion, wo Pauſanias bei ſeiner Abberufung eine Beſatzung zurückgelaſſen hatte; er war dann ſpäter dahin zurückgekehrt, um auf eigene Hand den Krieg gegen den Großkönig weiter zu führen oder vielmehr, ſo erzählte man ſich wenigſtens, hochverräteriſche Verbindungen mit dieſem anzuknüpfen. Nach längerer Belagerung mußte die Stadt ſich ergeben: Pauſanias zog ab, und Byzantion trat dem Seebunde bei. Die ſpartaniſche Regierung ließ dies gern geſchehen, da ſie Pauſanias im Verdacht hatte, einen Staatsſtreich zu planen, es aber nicht wagte, ſelbſt gegen ihn einzuſchreiten.

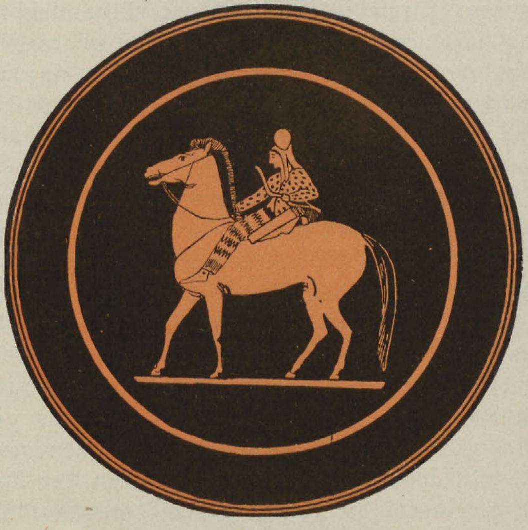
Xerxes hatte bisher keinen Verſuch gemacht, die Fortſchritte der Athener zu hemmen. Jetzt endlich ließ er 200 phönikiſche Trieren in See gehen; aber dieſe Flotte wurde an der Mündung des Eurymedon in Pamphylien von den Athenern unter Miltiades' Sohn Kimon angegriffen und bis zur Vernichtung geſchlagen (um 470). An einen perſiſchen Angriff auf Griechenland war auf abſehbare Zeit nicht mehr zu denken, wohl aber lag das öſtliche Mittelmeer bis nach Phönikien und Ägypten hin jetzt den Athenern offen. Der Befreiungskrieg war beendet, der Angriffskrieg konnte beginnen.

Um dieſelbe Zeit, da die Griechen des Mutterlandes gegen Xerxes für ihre Freiheit kämpften, hatten die Griechen Siziliens einen ähnlichen Kampf zu beſtehen. Auch hier hatten die einzelnen Stadtgemeinden begonnen, ſich zu größeren Staatsverbänden zuſammenzuſchließen. So eroberte der Tyrann Anaxilaos von Rhegion (494—476) das gegenüberliegende Zankle; da ſein Geſchlecht aus Meſſenien ſtammte, gab er der Stadt den neuen Namen Meſſene, der ihr bis heute geblieben iſt. In ähnlicher Weiſe dehnte Theron, der Tyrann von Akragas (etwa ſeit 488), ſeine Herrſchaft quer durch die Inſel bis nach deren Nordküſte aus, wo Himera von ihm unterworfen wurde. Vor allem aber hob ſich die Macht von Gela, das dank der Fruchtbarkeit ſeines Gebietes im Laufe des 6. Jahrhunderts eine der größten und reichſten Städte

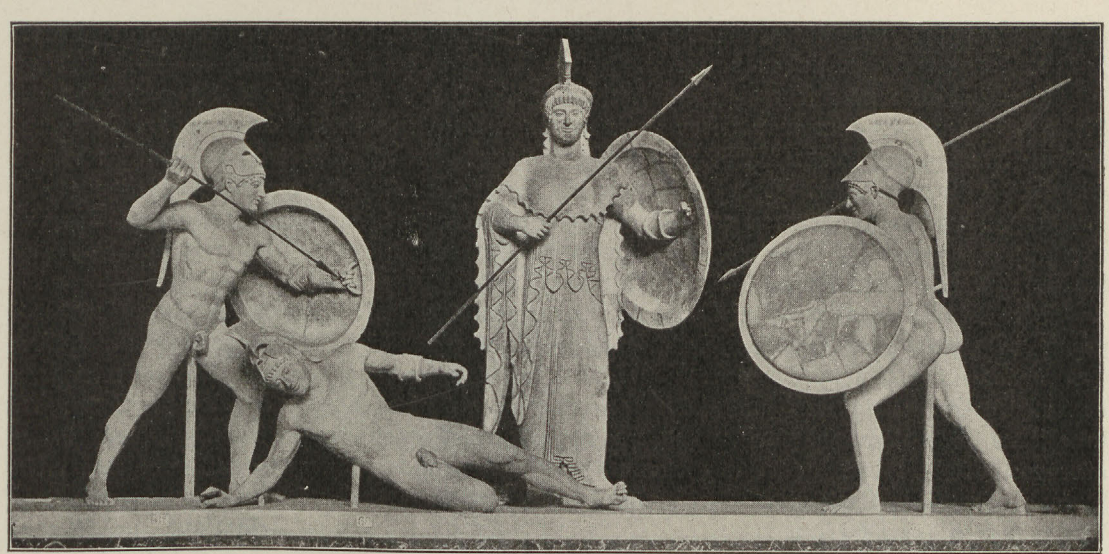
Siziliens geworden war. Hier hatte ſich um 500 Kleandros der Tyrannis bemächtigt, dem dann ſein Bruder Hippokrates folgte. Dieſem gelang es, die chalkidiſchen Städte Leontinoi, Katane und Naxos zu gewinnen und damit ſein Reich bis zum Ioniſchen Meer und dem Ätna auszudehnen; dann griff er Syrakus an und zwang es, nach einem großen Siege am Fluſſe Eloros, zur Abtretung von Kamarina. Nicht lange darauf fiel Hippokrates im Kampfe gegen die Sikeler, und ſein bisheriger Reiteroberſt Gelon folgte ihm in der Herrſchaft. Inzwiſchen waren in Syrakus infolge der Niederlage am Eloros innere Unruhen ausgebrochen; die Grundbeſitzer („Gamoren"), die bisher das Heft in der Hand gehabt hatten, wurden durch einen Aufſtand des Volkes und ihrer eigenen Leibeigenen, der ſogenannten Kyllyrier, aus der Stadt vertrieben. Sie wandten ſich um Hilfe an Gelon, und dieſer rückte nun ſogleich vor Syrakus, das ihm ohne weiteres die Tore öffnete. Die günſtige Lage der Stadt im Mittelpunkte des von ihm beherrſchten Gebietes und ihre trefflichen Häfen veranlaßten Gelon, ſeine Reſidenz hierhin zu verlegen. Zur Sicherung des neuen Beſitzes wurden zahlreiche Koloniſten aus Gela hier angeſiedelt, ebenſo die Bevölkerung des benachbarten Megara, das Gelon bald nach der Einnahme von Syrakus erobert hatte. Durch dies alles wuchs Syrakus in wenigen Jahren zur erſten Stadt der Inſel empor.

Die Gründung dieſer ſtarken Militärmonarchien auf Sizilien konnte Karthago nicht gleichgültig laſſen; man begann dort für ſeine Beſitzungen im Weſten der Inſel zu fürchten und beſchloß, der Gefahr zuvorzukommen. Ein karthagiſches Heer landete alſo in Panormos und rückte dann auf Himera, um dieſe Stadt Theron zu entreißen und den von ihm vertriebenen Tyrannen Terillos wieder einzuſetzen. Theron ſelbſt wäre dieſem Angriffe nicht gewachſen geweſen; aber er ſtand in engem Bunde mit Gelon, dem er ſeine Tochter Damareta zur Frau gegeben hatte. So vereinigten beide Tyrannen ihre Heere und griffen die Karthager unter den Mauern von Himera an. Die Barbaren wurden völlig geſchlagen, ihr König Hamilkar fiel, ihr Heer und ihre Flotte wurden vernichtet (480 v. Chr.). Nach dieſer Niederlage bat Karthago um Frieden, und die Sieger gewährten ihn gegen Zahlung einer Kriegsentſchädigung. Gelon mochte erwägen, daß eine Eroberung der phönikiſchen Städte im Weſten der Inſel nur Theron zugute kommen würde; vor allem war es ohne Zweifel die perſiſche Invaſion im griechiſchen Mutterlande, die Gelon bewog, den Krieg abzubrechen, um für alle Eventualitäten die Hände frei zu haben.

Gelon überlebte ſeinen großen Sieg nur um wenige Jahre. Sein Bruder Hieron, der ihm in der Herrſchaft folgte, dehnte ſeinen Einfluß auch auf Unteritalien aus. Dort war, nicht lange vorher, das reiche Sybaris von den Krotoniaten zerſtört worden (um 510). Die Bürger, ſoweit ſie der Kataſtrophe entgangen waren, hatten in ihren Kolonien am Tyrrheniſchen Meer, Skidros und Laos, Zuflucht geſucht; als ſie auch hier von ihren Feinden bedrängt wurden, leiſtete ihnen Hieron wirkſamen Beiſtand. Ebenſo ſchützte er die Lokrer gegen ihren mächtigen Nachbar Anaxilaos von Rhegion. Um dieſe Zeit wurde Kyme, dieſer äußerſte Poſten der helleniſchen Welt an der italieniſchen Weſtküſte, aufs neue von den ſeemächtigen Etruskern bedrängt; Hieron ſandte den Stammesgenoſſen eine Flotte zu Hilfe, und dieſe erfocht in den kampaniſchen Gewäſſern über die Flotte der Barbaren einen glänzenden Sieg, durch den die etruskiſche Seeherrſchaft für immer gebrochen wurde (474). Zur Sicherung des Errungenen wurde auf der Inſel Pithekuſſä (Iſchia) bei Kyme eine ſyrakuſiſche Flottenſtation angelegt. So war die griechiſche Seeherrſchaft auch im Weſten wiederhergeſtellt.



Perſiſcher Reiter auf einer rotfigurigen Vaſe im Aſhmolean-Muſeum zu Oxford.



Mittelgruppe vom Giebelfeld des Tempels zu Ägina. München. Verlag F. Bruckmann, Aktien-Geſellſch.

9. Die Demokratie.

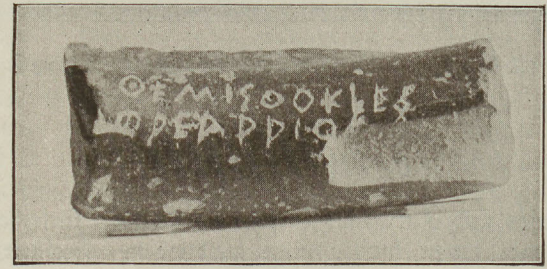
Die Siege über Perſer und Karthager hatten die Freiheit Griechenlands nach außen geſichert; der Rückſchlag nach innen konnte nicht ausbleiben. Freiheit und Gleichheit wurde zum Loſungsworte in der ganzen griechiſchen Welt, überall ertönte der Ruf nach freier Verfaſſung, und keiner von denen, die unter den Eindrücken der Perſerkriege groß geworden ſind, hat ſich dieſer Strömung entziehen können. Zum Teil brachte der Krieg ſelbſt dieſen Wünſchen die Erfüllung. Die Tyrannis in Kleinaſien hatte ſich nur künſtlich gehalten, durch die Stütze, die ihr die perſiſche Herrſchaft gewährt hatte; nach der Schlacht bei Mykale brach ſie überall zuſammen. Für die weitere Entwicklung wurde es entſcheidend, daß das demokratiſche Athen an der Spitze des Seebundes ſtand. Das Beiſpiel des Vorortes konnte auf die Bundesſtädte nicht ohne tiefgreifende Einwirkung bleiben; mehr und mehr wurden die Verfaſſungen der atheniſchen angenähert, ja dieſe Verfaſſung mitunter geradezu herübergenommen. Von Athen aus wurde dieſe Bewegung natürlich in jeder Weiſe gefördert: war es doch klar, daß eine gemeinſame demokratiſche Staatsordnung den feſteſten Kitt zwiſchen den Gliedern des Bundes bilden mußte.

Nicht ſo günſtig für die demokratiſche Strömung lagen die Verhältniſſe im Weſten der griechiſchen Welt. Hier hatte die Tyrannis den Unabhängigkeitskrieg geführt, und der Sieg mußte ſie alſo zunächſt in ihrer Stellung befeſtigen. Um ſo bezeichnender iſt es, daß die Freiheitsbewegung auch hier ſehr bald über alle Hinderniſſe hinwegflutete. Ein Krieg, der nach Therons Tode zwiſchen den beiden großen ſiziliſchen Militärmonarchien ausbrach, bahnte ihr den Weg. Therons Sohn und Nachfolger Thraſydäos wurde von Hieron in einer blutigen Schlacht geſchlagen, und nun vertrieb das Volk von Akragas und Himera den verhaßten Tyrannen und ſtellte die republikaniſche Verfaſſung wieder her, allerdings unter Hierons Oberherrſchaft (472). Einige Jahre ſpäter ſtarb Hieron (466). Die Nachfolge war umſtritten; während der Bruder des verſtorbenen Herrſchers, Thraſybulos, die Zügel der Regierung ergriff, gab es eine ſtarke Partei, die den unmündigen Sohn Gelons auf den Thron bringen wollte. Darüber erhob ſich das Volk von Syrakus; der Tyrann ſah ſich bald auf den Beſitz der inneren Stadt, der Quartiere Ortygia und Achradina beſchränkt und mußte endlich, zu Waſſer und zu Lande geſchlagen, auf freien Abzug kapitulieren (465). So war auch dieſe mächtigſte und glänzendſte Tyrannis gefallen, welche die griechiſche Welt bis dahin geſehen hatte. Überall ſonſt war dieſe Staatsform ſchon früher beſeitigt worden und ſie hat fortan im griechiſchen

Oſten durch faſt zwei Jahrhunderte, in Sizilien durch länger als ein halbes Jahrhundert keinen Boden mehr zu finden vermocht.

In Syrakus wurde jetzt die Demokratie eingeführt, doch konnte die Stadt noch nicht zur Ruhe gelangen. Es kam zum Kriege zwiſchen den Altbürgern und den ausgedienten Söldnern, denen Gelon in der Stadt Bürgerrecht gegeben hatte, und erſt nach langen Kämpfen wurde man der Veteranen Herr. Indeſſen hatten die übrigen Städte, die zu Hierons Reiche gehört hatten, ſich unabhängig gemacht und ſich ebenfalls demokratiſche Verfaſſungen gegeben; Syrakus war nicht ſtark genug, ſeine Anſprüche auf die Oberherrſchaft zur Geltung zu bringen, und ſah ſich auf ſein altes Gebiet im Südoſten der Inſel beſchränkt.

Die Eingeborenen der Inſel, die Sikeler, benutzten dieſe Wirren zu einer Erhebung gegen die griechiſche Herrſchaft. Duketios, der König von Menä (Mineo), einigte alle Städte des Volkes unter ſeinem Szepter, und er hielt ſich nun ſtark genug, den Befreiungskrieg zu beginnen. Es gelang ihm auch, die Akragantiner und die ihnen verbündeten Syrakuſier in offener Feldſchlacht zu ſchlagen und das Grenzkaſtell Motyon einzunehmen. Auf die Dauer aber vermochte er der überlegenen Macht der Griechen nicht ſtandzuhalten. Bei Noä erlitt Duketios durch die Syrakuſier eine entſcheidende Niederlage, infolgederen Motyon von den Akragantinern zurückerobert wurde, und es blieb dem Könige endlich nichts übrig, als ſich den Syrakuſiern auf Gnade und Ungnade zu übergeben. Sein Reich zerfiel; der ſüdliche Teil kam unter ſyrakuſiſche Herrſchaft, während die übrigen Städte wieder in ihre frühere politiſche Vereinzelung zurücktraten. Das Schickſal der ſikeliſchen Nation war damit beſiegelt.



Ein Oſtrakon (Scherbe) mit dem Namen und dem Demos des Themiſtokles. Gebraucht in der Abſtimmung über ſeine Verbannung.

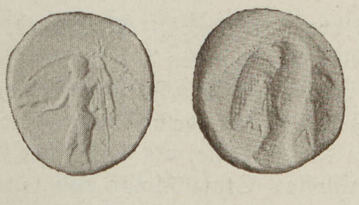
Auch nach dem nahen Italien griff die demokratiſche Bewegung hinüber. In Tarent gab eine ſchwere Niederlage gegen die Japyger (473) den Anlaß zum Sturze des Königtums, das ſich nach dem Beiſpiel der Mutterſtadt Sparta hier bis dahin gehalten hatte, und zur Einführung einer demokratiſchen Verfaſſung. In Rhegion wurden die Söhne des Anaxilaos vertrieben (461). In den achäiſchen Städten erfolgte eine Erhebung gegen die Pythagoreer, die es verſtanden hatten, die Macht in ihre Hände zu bringen und ein halb theokratiſches, halb ariſtokratiſches Regiment zu begründen; die Bekenner der Sekte wurden jetzt überall erſchlagen oder verjagt und demokratiſche Verfaſſungen eingeführt. Nur in Lokroi behauptete ſich die alte ariſtokratiſche Staatsform.

Um dieſelbe Zeit wurde in Kyrene das Königshaus der Battiaden geſtürzt, das die Stadt ſeit ihrer Gründung beherrſcht hatte, und eine Demokratie eingerichtet. Ebenſo breitete die Demokratie ſich im griechiſchen Mutterlande aus. In Böotien fiel nach der Schlacht bei Platää die ariſtokratiſche Regierung, die das Bündnis mit den Perſern geſchloſſen hatte, und es trat eine Demokratie an die Stelle. Argos beſaß bereits eine im weſentlichen demokratiſche Verfaſſung; jetzt wurde auch hier das Königtum beſeitigt, das ſich, wenn auch in ſehr beſchränkter Machtvollkommenheit, bis auf die Perſerkriege behauptet hatte. Nach dem Beiſpiel von Argos wurde die Demokratie dann auch in Elis und Arkadien eingeführt, und dieſe letztere Landſchaft ſchloß ſich infolgedeſſen an Argos an.

Sparta mußte das alles geſchehen laſſen, denn es hatte dringendere Sorgen im eigenen Hauſe. Es begann unter den Heiloten zu gären; und kein geringerer als der Regent Pauſanias war es, der dieſe Bewegung insgeheim förderte. Der Sieg von Platää gab ihm ein Anſehen, wie es noch nie ein König von Sparta beſeſſen hatte; darauf geſtützt, hoffte er das Königtum in ſeiner alten Machtfülle herzuſtellen und von der Bevormundung durch das Ephorat zu befreien. Mit dieſen Plänen übernahm er 478 den Befehl über die griechiſche Bundesflotte; doch der Abfall der Joner ſtürzte ihn bald von ſeiner Höhe herab. Er wurde nach Sparta zurückgerufen und wegen ſeiner angeblichen Beziehungen zum Großkönig des

Hochverrats angeklagt; es ließ ſich ihm aber nichts nachweiſen, und das Gericht ſprach ihn frei. Er ging nun noch einmal nach dem Helleſpont, und erſt als er von den Athenern aus Byzantion vertrieben worden war, wagten es die Ephoren, ihm den Befehl zur Rückkehr zu geben. Er dachte nun durch einen Heilotenaufſtand ſein Ziel zu erreichen, doch die Ephoren kamen ihm zuvor. Nur durch die Flucht in den Athenatempel vermochte Pauſanias ſich der Verhaftung zu entziehen; die Ephoren ſcheuten ſich, den heiligen Ort zu verletzen, aber ſie ließen den Eingang vermauern, und der Sieger von Platää fand ſein Ende durch Hunger (um 470). Um dieſelbe Zeit (469) wurde auch ſein Amtgenoſſe Leotychidas geſtürzt, der Sieger von Mykale. Er war nach Theſſalien geſandt worden, um dieſe Landſchaft für ihren Abfall zu den Perſern zu züchtigen, hatte aber nicht viel auszurichten vermocht. Jetzt wurde er der Beſtechung angeklagt und daraufhin ſeiner Würde entſetzt; er iſt in Tegea in der Verbannung geſtorben.

Das Ephorat war im Kampfe mit dem Königtum Sieger geblieben; die Helden des Perſerkrieges waren aus dem Wege geräumt. Den Thron nahmen zwei Jünglinge ein, Leotychidas' Enkel, Archidamos, und Leonidas' Sohn, Pleiſtarchos. Von dieſer Seite war für die beſtehende Ordnung keine Gefahr zu beſorgen. Während der nächſten zwei Jahrhunderte hat es kein König mehr gewagt, ſich gegen die Ephoren aufzulehnen.

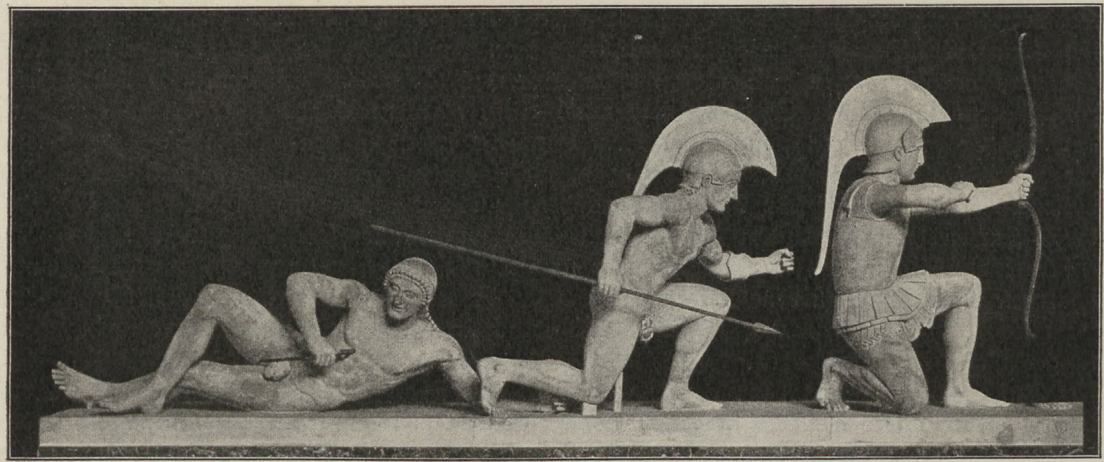


Didrachmon des Themiſtokles als Herrn von Magneſia. Königliches Münzkabinett zu Berlin.

Jetzt konnte Sparta daran denken, ſeine Herrſchaft im Peloponnes wieder aufzurichten. Zwei große Siege bei Tegea und Dipäa brachten Arkadien zum Gehorſam zurück und Argos ſah ſich wieder vollſtändig iſoliert. Man ſtand ſchon auf dem Punkte, auch gegen Athen vorzugehen, als Sparta von einem furchtbaren Erdbeben betroffen wurde, das faſt die ganze Stadt niederwarf und einen großen Teil der Bevölkerung unter den Trümmern begrub (etwa 465). Jetzt kam der ſo lange vorbereitete Heilotenaufſtand zum Ausbruch. Im eigentlichen Lakonien freilich wurde dank der Energie des jungen Königs Archidamos die Ruhe bald wiederhergeſtellt; jenſeits des Taygetos aber, in Meſſenien, konnte die Empörung nicht ſo leicht niedergeworfen werden. Im offenen Felde allerdings waren die Aufſtändiſchen auch hier den ſpartaniſchen Truppen in keiner Weiſe gewachſen; dagegen gelang es ihnen, ſich auf dem Berge Ithome zu behaupten, der wie eine natürliche Feſtung in der Mitte der Landſchaft emporragt und ihren Vorfahren ſchon einmal, vor einem Vierteljahrtauſend, im Kriege gegen Sparta Zuflucht gegeben hatte. So ſah Sparta ſich gezwungen, die Kontingente der peloponneſiſchen Verbündeten herbeizurufen und endlich auch Athens Bundeshilfe in Anſpruch zu nehmen.

Dort war, in den erſten Jahren nach Salamis, Themiſtokles der leitende Staatsmann geblieben. Seine Politik hatte ſich ſo glänzend bewährt, daß auch Ariſteides ſeine Oppoſition fallen ließ und neben Themiſtokles an der Befeſtigung der Seeherrſchaft Athens mitarbeitete. Auf die Dauer freilich waren die alten Gegenſätze doch nicht zu überbrücken. Dazu kam, daß Themiſtokles in Kimon ein neuer Gegner erſtand, vor deſſen friſchem, im Perſerkrieg gewonnenem Lorbeer der Ruhm des Siegers von Salamis allmählich verblaßte. Kimon erblickte das Heil für Hellas in einer engen Verbindung der beiden Vormächte, während Themiſtokles ſich keiner Täuſchung darüber hingab, daß der Bruch mit Sparta nur eine Frage der Zeit ſei, und darum der ſpartaniſchen Politik, wo er konnte, entgegenarbeitete. Es kam darüber endlich zum Oſtrakismos; das Volk entſchied für Kimon, und Themiſtokles mußte in die Verbannung gehen (um 471).

Er wandte ſich nach Argos und nahm von hier aus tätigen Anteil an der demokratiſchen Bewegung in Peloponnes; auch den revolutionären Plänen des Pauſanias ſoll er nicht fern geſtanden haben. So wurde er in deſſen Sturz mitverwickelt. Auf ſpartaniſchen Betrieb wurde in Athen eine Anklage auf Hochverrat gegen ihn eingebracht und daraufhin in Argos ſeine Auslieferung verlangt; da ihn die argeiiſche Regierung nicht ſchützen konnte, wurde er durch ganz Hellas gehetzt, bis er endlich den einzigen Zufluchtsort aufſuchte, der ihm in der



Skulpturen vom Giebelfeld des Tempels zu Ägina. München. Verlag F. Bruckmann, A.-G.

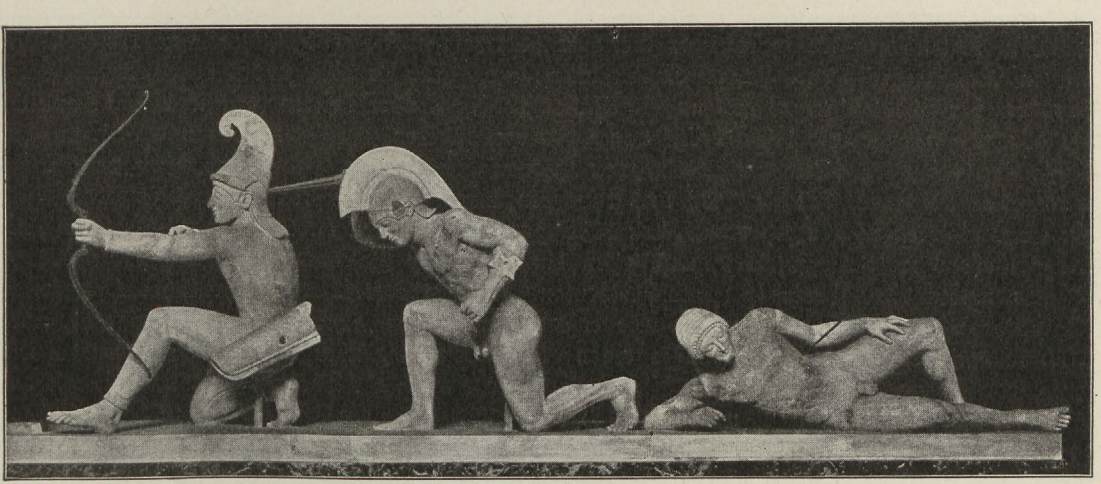
Welt noch offen ſtand, den Hof des Großkönigs. Artaxerxes, der ſoeben ſeinem Vater Xerxes in der Herrſchaft gefolgt war (464), ließ ihn den Tag von Salamis nicht entgelten; er gewährte ihm freundliche Aufnahme und verlieh ihm das Fürſtentum von Magneſia am Mäandros. Hier hat der Mann, der Athens Größe begründet, dem Griechenland wie keinem zweiten die Rettung aus der Not des Perſerſturmes zu danken hatte, als Vaſall des Großkönigs ſein Leben beſchloſſen.

In Athen hatte nach Themiſtokles' Sturz Kimon den leitenden Einfluß. Er war ein vornehmer Herr, mehr Soldat als Politiker, bei ſeinem fürſtlichen Vermögen von verſchwenderiſcher Freigebigkeit und dadurch nicht weniger populär, als durch ſeine Erfolge im Felde. Der Sieg am Eurymedon mußte ſein Anſehen noch weiter befeſtigen.

Indes begann das gute Einvernehmen zwiſchen Athen und ſeinen Verbündeten ſich etwas zu trüben. Es war das eine unausbleibliche Folge der Siege über die Perſer; je vollſtändiger die Gefahr der Fremdherrſchaft beſeitigt ſchien, deſto weniger war man geneigt, für die Fortführung des Krieges Opfer zu bringen oder ſich die Oberhoheit Athens gefallen zu laſſen. So erhob ſich zuerſt Naxos gegen Athen, doch blieb der Aufſtand iſoliert und wurde bald niedergeſchlagen. Nicht lange darauf kam es zum Konflikt zwiſchen Athen und Thaſos über den Beſitz der Goldbergwerke auf der thrakiſchen Küſte; im Vertrauen auf ſpartaniſchen Beiſtand griff Thaſos zu den Waffen (466), aber das Erdbeben und der Heilotenaufſtand hinderten Sparta, die verſprochene Hilfe zu leiſten, und ſo erlag Thaſos im dritten Jahre nach dem Abfall den von Kimon geführten Athenern. Es mußte ſeine Flotte ausliefern, ſeine feſtländiſchen Beſitzungen abtreten, ſeine Mauern niederreißen und ſich zur Tributzahlung verſtehen.

Der thaſiſche Krieg war eben beendet, als das ſpartaniſche Hilfsgeſuch in Athen eintraf. Es fehlte nicht an Stimmen, die zur Abweiſung rieten, doch Kimons Einfluß ſetzte die Gewährung der Hilfe durch; er ſelbſt rückte an der Spitze von 4000 Hopliten nach Meſſenien (462). Doch gegen die feſte Stellung von Ithome vermochten auch die Athener nichts auszurichten; die Belagerung zog ſich in die Länge, zu einer bloßen Einſchließung aber waren die peloponneſiſchen Truppen genügend, und ſo wurde Kimon eröffnet, daß man ſeiner guten Dienſte nicht mehr bedürfe.

In Athen nahm man dieſe Rückſendung des Hilfsheeres als Beleidigung auf und antwortete mit der Aufſage des einſt im Perſerkriege geſchloſſenen Bündniſſes. Kimons Stellung war ſchwer erſchüttert, und ſeine Gegner hielten den Augenblick für gekommen, einen weiteren Schritt auf der Bahn der demokratiſchen Reform zu tun. Der Rat des Areopags beſaß noch immer die ausgedehnten Machtbefugniſſe, die ihm Solon gelaſſen hatte; und da ſeine Mitglieder auf Lebenszeit ſaßen, alſo von jeder Verantwortlichkeit tatſächlich frei waren, bildete er ein ſehr wirkſames Gegengewicht gegen den erloſten Rat der Fünfhundert. Der radikalen Demokratie war eine ſolche Körperſchaft natürlich ein Dorn im Auge, und ſo beantragte jetzt **Ephialtes**,



Skulpturen vom Giebelfeld des Tempels zu Ägina. München. Verlag F. Bruckmann, A.-G.

die Kompetenz des Areopags auf die Blutgerichtsbarkeit zu beſchränken, die Kontrolle über die Staatsverwaltung aber, die er bisher ausgeübt hatte, den Geſchworenengerichten zu übertragen, deren Mitglieder aus allen atheniſchen Bürgern im Alter von über dreißig Jahren erloſt wurden. Kimon und ſeine Partei machten dieſem Antrage, wie begreiflich, die ſchärfſte Oppoſition; die Gegenſätze ſpitzten ſich bis auf den Punkt zu, wo nur ein Scherbengericht den Ausweg bringen konnte. Es entſchied gegen Kimon; und jetzt wurden Ephialtes' Anträge zum Geſetze erhoben (461). Bald darauf fiel Ephialtes durch Meuchelmord, das erſtemal ſeit dem Sturze der Tyrannen, daß ein ſolches Attentat in Athen verübt wurde; aber auch das war vergeblich, denn die demokratiſche Reformpartei fand einen nicht weniger begabten Führer in Perikles, der Ephialtes im Kampfe gegen Kimon zur Seite geſtanden hatte. Er war ein Sohn des Siegers von Mykale, Xanthippos, und der Agariſte, einer Nichte des großen Kleiſthenes; dieſe Familienverbindungen waren es, die ihm ſchon in verhältnismäßig jungen Jahren den Weg zur Macht öffneten, obgleich er noch nie Gelegenheit gehabt hatte, ſich im Kriege auszuzeichnen, und überhaupt nur ein ſehr mittelmäßiger Feldherr war. Auch als Staatsmann war er ohne eigentlich ſchöpferiſche Genialität, aber er beſaß viel politiſchen Takt und vor allem in ſeltenem Maße die Gabe, die Maſſen durch die Macht ſeiner Beredſamkeit fortzureißen. Er war, wie man heute ſagen würde, ein großer Parlamentarier, und er hat es als ſolcher vermocht, in ſeinem ſo durch und durch demokratiſchen Staate eine faſt monarchiſche Machtfülle zu gewinnen und durch lange Jahre in der Hand zu behalten. So wurde er der bei weitem einflußreichſte Mann in dem Griechenland ſeiner Zeit, und nicht mit Unrecht pflegen wir dieſe ganze Periode nach ſeinem Namen zu nennen.

Sparta gegenüber ließ Athen jetzt jede Rückſicht fallen. Man trat mit Megara in Bündnis, das bisher zum peloponneſiſchen Bunde gehört hatte, aber wegen eines Grenzſtreites mit ſeiner mächtigen Nachbarſtadt Korinth in Fehde ſtand. So kam es zum Kriege zwiſchen Athen und Korinth; Athens alte Rivalin, Ägina, trat auf die korinthiſche Seite, aber die atheniſche Marine zeigte ſich den Gegnern weit überlegen; die peloponneſiſche Flotte wurde vor Ägina bis zur Vernichtung geſchlagen, und nun ſetzten die Athener ein Heer nach der Inſel hinüber und begannen die Belagerung der Hauptſtadt. Ein Angriff, den die Korinthier mit ganzer Macht gegen Megara unternahmen, um der verbündeten Stadt Luft zu machen, wurde von dem atheniſchen Reſerveheer unter Myronides abgewieſen, ohne daß es nötig geweſen wäre, die vor Ägina ſtehenden Truppen zurückzurufen (458).

Infolgedeſſen ſah Sparta ſich gezwungen, in den Kampf einzugreifen. Der meſſeniſche Aufſtand freilich war noch immer nicht vollſtändig niedergeworfen, aber man war doch ſo weit, daß nicht mehr die ganze Macht Spartas dadurch gefeſſelt wurde. Man ſandte alſo ein peloponneſiſches Heer von 11000 Hopliten über den korinthiſchen Golf nach Mittelgriechenland, wo

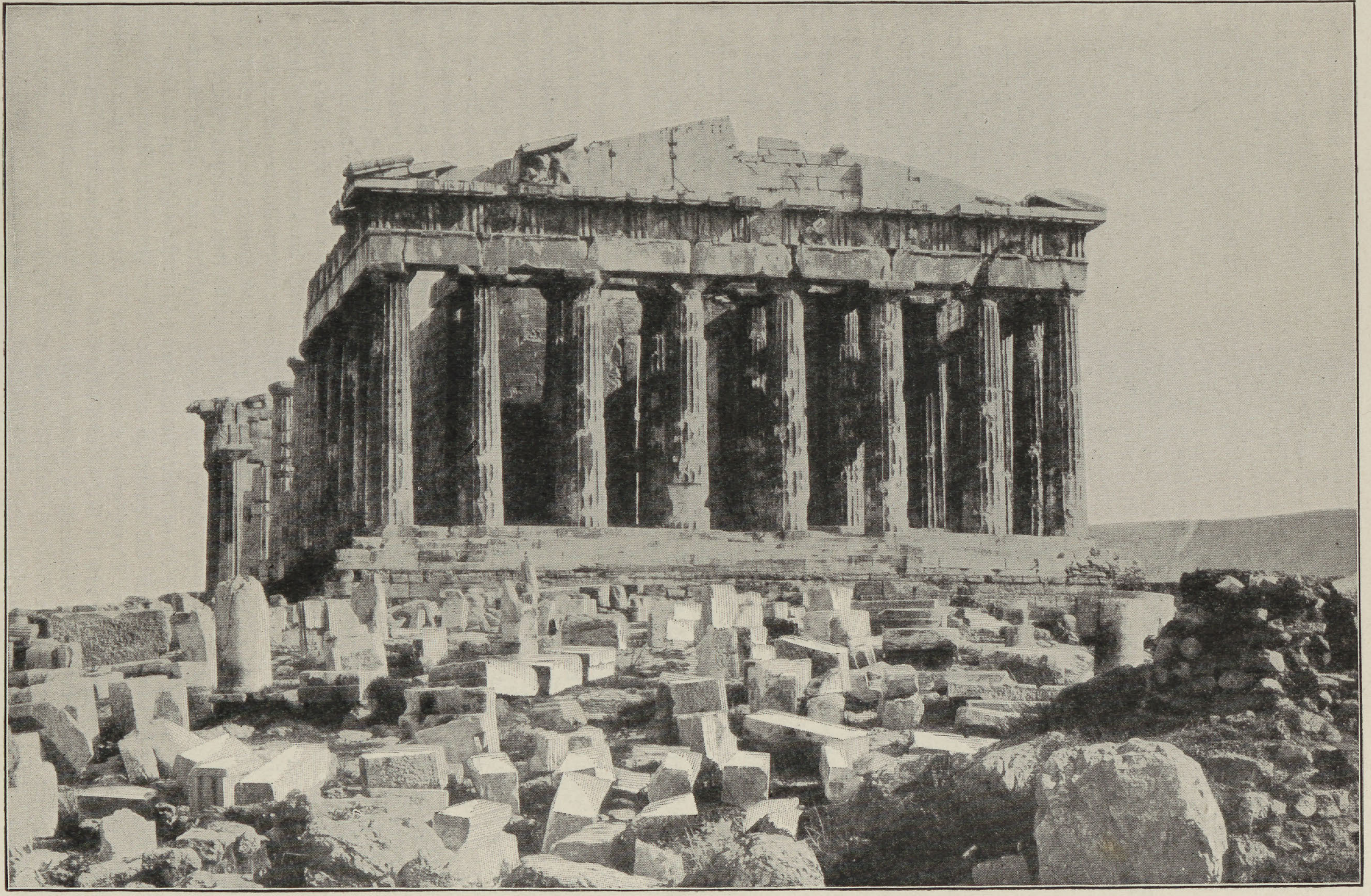
Böotien ſogleich auf die ſpartaniſche Seite hinübertrat; man beabſichtigte, von dieſer Baſis aus in Attika einzufallen. Indes die Athener kamen dem Angriff zuvor; durch Hilfstruppen aus dem verbündeten Argos und aus Theſſalien verſtärkt, überſchritten ſie mit 14000 Hopliten die böotiſche Grenze und boten bei Tanagra den verbündeten Peloponneſiern und Böotern die Schlacht. Der Sieg blieb der überlegenen Kriegstüchtigkeit der Spartaner: aber er war ſo teuer erkauft worden, daß die Sieger nicht wagten, ihren Erfolg zu benutzen und in Attika einzurücken. Sie begnügten ſich damit, den böotiſchen Bund in den alten Formen unter der Führung Thebens wiederherzuſtellen, und zogen dann über die Iſthmospäſſe nach Hauſe (457).

So hatten die Athener in Mittelgriechenland die Hände frei. Ein atheniſches Heer unter Myronides rückte nun in Böotien ein und erfocht hier, in den „Weinbergen" (Önophyta), zwei Monate nach der Schlacht bei Tanagra einen glänzenden Sieg über das böotiſche Bundesheer. Infolgedeſſen trat die ganze Landſchaft, bis auf die Hauptſtadt Theben, in Bund mit Athen, ebenſo das benachbarte Phokis und Lokris, ſo daß Athen jetzt vom Iſthmos bis zu den Thermopylen gebot. Auch Ägina öffnete darauf den Belagerern ſeine Tore; es lieferte ſeine Kriegsflotte aus, riß ſeine Mauern nieder und trat als tributpflichtiges Mitglied dem attiſchen Seebunde bei. Nach ſolchen Erfolgen ſchritten die Athener zum Angriffe auf den Peloponnes: eine Flotte unter Tolmides zerſtörte das ſpartaniſche Arſenal in Gytheion an der lakoniſchen Küſte, vermochte es aber nicht, den Meſſeniern auf Ithome Luft zu machen. Dafür wurde das feſte Naupaktos genommen, das den Eingang in den Korinthiſchen Buſen beherrſcht und Achaia zum Anſchluſſe an Athen beſtimmt; ebenſo trat Trözen in der Argolis um dieſe Zeit auf die atheniſche Seite. Athen ſchien auf dem beſten Wege auch zur führenden Landmacht in Griechenland zu werden, wie es bereits die führende Seemacht war.

Nicht minder erfolgreich waren die atheniſchen Waffen im Kampfe mit Perſien. Als König Xerxes im Jahre 465 geſtorben war, hatte ſich Ägypten gegen die perſiſche Herrſchaft erhoben; des Satrap des Landes, Xerxes' Bruder Achämenes, wurde in einer großen Schlacht bei Papremis im weſtlichen Delta geſchlagen und fand dabei ſelbſt ſeinen Tod. Natürlich ſuchten die Führer des Aufſtandes bei Athen Anlehnung. Eben damals lag eine atheniſche Flotte von 200 Schiffen bei Kypros; dieſe fuhr jetzt in den Nil ein und eroberte die Hauptſtadt Memphis, bis auf die Zitadelle, das „Weiße Schloß", das von den Perſern gehalten wurde (461). Die völlige Befreiung des Landes von der Perſerherrſchaft ſchien nur noch eine Frage der Zeit. Und ſchon begannen die Athener von Kypros aus den Angriff gegen Phönikien.

Athens Macht ſtand auf ihrem Höhepunkt. Aber nur zu bald zeigte ſich, daß die Baſis zu klein war, den gewaltigen Bau zu tragen, den Themiſtokles, Kimon und Perikles in kaum einem Vierteljahrhundert errichtet hatten. Athen war doch nicht ſtark genug, um auf die Länge den Kampf auf zwei Fronten, gegen die Perſer und die Peloponneſier, führen zu können. Mochte es auch, ſeit den Siegen am Eurymedon und vor Ägina, die unbedingte Herrſchaft des Meeres haben, zu Lande war es ſeinen Gegnern in keiner Weiſe gewachſen. Es konnte den Meſſeniern wirkſame Unterſtützung nicht gewähren, und ſo ergab ſich Ithome endlich, im zehnten Jahre des Aufſtandes (456); die tapferen Verteidiger erhielten freien Abzug und wurden von den Athenern in dem eben eroberten Naupaktos angeſiedelt, wo ſie ſeitdem gegen die Peloponneſier treue Wacht hielten. Sparta gewann damit ſeine volle Aktionsfreiheit nach außen zurück, die ſo lange gelähmt geweſen war. Und gleichzeitig holte der Großkönig aus zum entſcheidenden Schlage gegen Ägypten. Ein ſtarkes perſiſches Heer drang ins Land ein, die Athener wurden geſchlagen und auf der Nilinſel Proſopitis eingeſchloſſen, wo ſie endlich, nach achtzehnmonatiger Belagerung, zur Ergebung gezwungen wurden (Anfang 456). Nur ſchwache Trümmer der Flottenmannſchaft retteten ſich über Kyrene in die Heimat. Athen hatte, durch den Krieg mit den Peloponneſiern in Anſpruch genommen, keine Unterſtützung zu ſenden vermocht; als endlich eine Entſatzflotte von 50 Schiffen im Nil anlangte, war es zu ſpät, und auch dieſes Geſchwader wurde in die Kataſtrophe hineingezogen.

Der furchtbare Schlag machte tiefen Eindruck in der ganzen helleniſchen Welt. Man ſah im Geiſte die Perſerflotte von neuem im Ägäiſchen Meere und beſchloß im erſten Schrecken, den Kriegsſchatz aus dem offenen Delos nach der Burg von Athen in Sicherheit zu bringen.



Der Parthenon auf der Akropolis zu Athen. Photograph. Aufnahme.

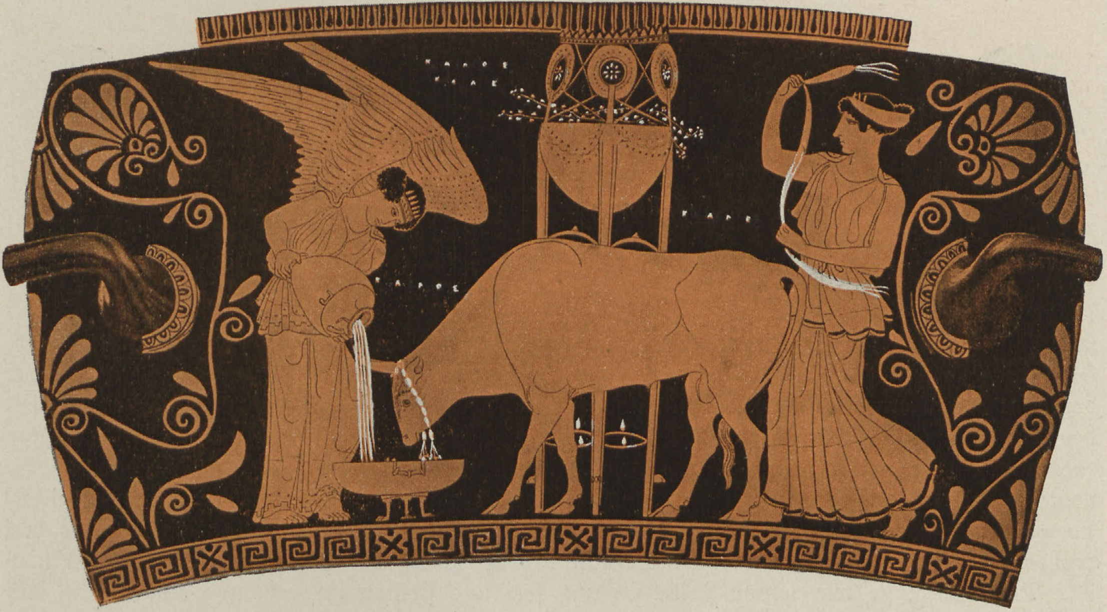
Vor allem galt es, mit Sparta zur Verſtändigung zu gelangen. Man rief alſo Kimon aus der Verbannung zurück, und dank deſſen Vermittlung gelang es denn auch, einen Waffenſtillſtand auf fünf Jahre mit den Peloponneſiern abzuſchließen (451). So hatte Athen den Rücken gedeckt und konnte ſeine ganze Kraft gegen Perſien wenden. Der Angriff, den man von dort aus gefürchtet hatte, erfolgte übrigens nicht, da die Aufſtändiſchen in den Sümpfen des ägyptiſchen Delta noch lange Widerſtand leiſteten, und auch die griechiſchen Städte auf Kypros keineswegs gewillt waren, unter die Herrſchaft des Großkönigs zurückzukehren. Zu deren Schutze ging Kimon an der Spitze einer Flotte von 200 Trieren in See und begann die Belagerung der Phönikerſtadt Kition an der Südküſte der Inſel; hier iſt er einer Krankheit erlegen. Inzwiſchen war eine perſiſche Flotte in den kypriſchen Gewäſſern erſchienen, was die Athener veranlaßte, die Belagerung von Kition abzubrechen und dem Feinde entgegenzugehen. Bei Salamis auf Kypros kam es zur Schlacht, in der die Phöniker bis zur Vernichtung geſchlagen wurden; 100 ihrer Schiffe fielen in die Hände der Sieger, und die atheniſche Seeherrſchaft war aufs neue geſichert (450).

Aber Athen war tief erſchöpft, und mit Kimons Tode hatte die Partei ihren Führer verloren, die die Fortführung des Kampfes gegen Perſien auf ihre Fahne geſchrieben hatte. Dazu kam das geſpannte Verhältnis zu Sparta, das nach Ablauf des fünfjährigen Waffenſtillſtandes den Wiederausbruch des Konfliktes mit Sicherheit erwarten ließ. So begann Athen jetzt Verhandlungen mit Perſien. Man war bereit, Kypros zu opfern; dafür verpflichtete ſich der Großkönig, keine Flotte in das Ägäiſche Meer einlaufen zu laſſen. Auf dieſe Bedingungen kam der Friede zuſtande, der in der Geſchichte ſehr mit Unrecht der kimoniſche heißt; denn Athen entſagte damit dem Programm, für das ſein großer Feldherr ſein ganzes Leben lang gekämpft hatte. Es war der nationalen Miſſion untreu geworden, deren Erfüllung es ſeine Machtſtellung zu verdanken hatte; und die Strafe dafür ſollte nicht ausbleiben. Von jetzt an begann es mit Athen abwärts zu gehen.

Nun erhoben die Gegner Athens auch in Griechenland wieder ihr Haupt. In Böotien brach ein Aufſtand aus; ein atheniſches Heer unter Tolmides, das die Empörung erſticken ſollte, wird bei Koroneia vernichtet, und infolgedeſſen erhoben ſich auch Euböa und Megara gegen die atheniſche Herrſchaft. Gleich darauf überſchritt das peloponneſiſche Bundesheer, geführt von Pauſanias' Sohne, dem jungen König Pleiſtoanax, den Iſthmos und drang in Attika ein. Perikles raffte zuſammen, was er an Truppen zur Hand hatte, und beſetzte die Höhen, welche die Ebene von Athen nach Weſten hin gegen die Ebene von Eleuſis begrenzen; aber er wagte es nicht, dem Feinde die Feldſchlacht zu bieten. Er begann alſo zu unterhandeln, und da er bereit war, große Opfer zu bringen, kam man bald zur Verſtändigung. Athen verzichtete auf Böotien, Megara und ſeine Beſitzungen im Peloponnes; dafür erkannte Sparta die atheniſche Seeherrſchaft an. Das Abkommen ſollte auf dreißig Jahre in Geltung bleiben (445).

So war Athens Machtſtellung auf dem griechiſchen Feſtlande zerſtört, ohne daß Sparta auch nur einen Mann dafür zu opfern gebraucht hätte. Und bei der unbedingten Überlegenheit der Athener zur See würde wahrſcheinlich auch bei einer Fortſetzung des Krieges nicht mehr zu erreichen geweſen ſein. Denn in Vorausſicht deſſen, was kommen mußte, hatte man in Athen gleich nach dem Bruche mit Sparta (462) begonnen, die Stadt durch zwei 6—7 km lange Schenkelmauern mit ihren Häfen Peiräeus und Phaleron zu verbinden und ihr ſo die Verbindung mit dem Meere zu ſichern; dies Rieſenwerk war jetzt vollendet, und eine Einſchließung Athens war damit zur Unmöglichkeit gemacht. Trotzdem fand der Friede bei einer großen Partei in Sparta lebhafte Mißbilligung; ſie ſetzte es durch, daß Pleiſtoanax wegen Hochverrats vor Gericht geſtellt und ſeiner Würde entſetzt wurde. Der einmal geſchloſſene Vertrag konnte freilich nicht mehr rückgängig gemacht werden. So hatte Perikles gegen Euböa freie Hand; die Inſel wurde nach kurzem Widerſtand unterworfen und in vollſtändige Abhängigkeit von Athen gebracht.

Gleichwohl mußte Perikles' Stellung durch das alles aufs ſchwerſte erſchüttert werden. Die Partei Kimons begann aufs neue das Haupt zu erheben. Aber ihr Leiter, Thukydides, der Sohn des Meleſias, war nicht der Mann, gegen einen Perikles in die Schranken zu treten. Es kam zwar zum Scherbengericht; doch die Maſſe des Volkes ſtand feſt zu ihrem alten Führer, und Thukydides war es, der in die Verbannung gehen mußte (445). Fortan ſtand Perikles ohne Nebenbuhler an der Spitze des Staates; Jahr für Jahr wurde er zum Strategen erwählt, in Rat und Volksverſammlung war ſein Wort ausſchlaggebend.

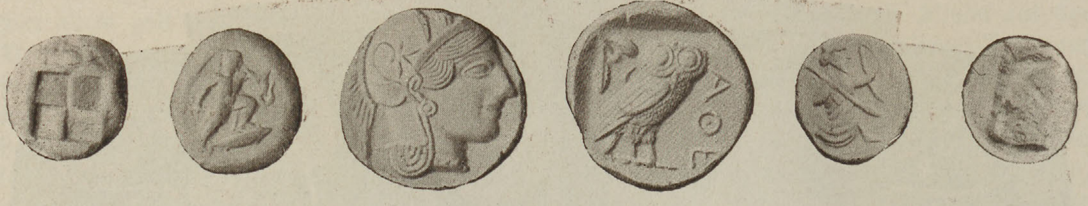


Attiſche Vaſe aus perikleiſcher Zeit (Siegesopfer). München.

Nach Furtwängler, Vaſenmalerei. Verlag F. Bruckmann, Akt.-Geſ.

Darüber war er freilich zum Demagogen geworden. Selbſt Kimon hatte es nicht verſchmäht, ſeine Popularität durch ſchrankenloſe Freigebigkeit gegen die Menge zu ſtärken, wozu ihn ſein fürſtliches Vermögen die Mittel gab; Perikles griff, um ihn zu überbieten, in den Staatsſäckel. Um auch den ärmeren Bürgern die Teilnahme an den Geſchworenengerichten möglich zu machen, die ſeit Ephialtes' Reform in letzter Inſtanz auch über politiſche Fragen entſchieden, wurde auf Perikles' Antrag der Richterſold eingeführt, im Betrage von zwei Obolen (etwa 30 Pfennig) für die Sitzung, entſprechend dem damals üblichen Tagelohn für gewöhnliche Arbeiter. Auch die großartigen öffentlichen Bauten, die unter der perikleiſchen Verwaltung unternommen wurden, hatten zum großen Teil den Zweck, der Menge lohnenden Verdienſt zu geben. Nicht minder ſorgte Perikles durch glänzende Feſte dafür, daß die Schauluſt des Volkes ihre Befriedigung fand. Das alles hatte wenig zu bedeuten, ſolange die Finanzlage des Staates glänzend war, und ein alle anderen überragender Mann wie Perikles an der Spitze ſtand; nur zu bald aber ſollte es für die Entwicklung des Staates verhängnisvoll werden.

Was das Verhältnis zu den Bundesgenoſſen angeht, ſo arbeitete Perikles dahin, die Oberhoheit Athens mehr und mehr in eine wirkliche Herrſchaft zu verwandeln. Dieſe Entwicklung war allerdings zum großen Teil durch das Schwergewicht der Verhältniſſe bedingt; Athen konnte gar nicht umhin, in die Streitigkeiten der Bundesglieder untereinander und in die inneren Wirren der einzelnen Bundesſtaaten ſich einzumiſchen, wenn der Frieden im Reiche erhalten werden ſollte. Das führte dann mit Notwendigkeit dahin, die Bundesgenoſſen der atheniſchen Gerichtshoheit zu unterwerfen, ſo daß alle wichtigeren Prozeſſe im Bundesgebiet vor attiſchen Tribunalen entſchieden wurden. Überall, wo kein atheniſches Intereſſe in Frage ſtand, boten dieſe Gerichtshöfe eine viel größere Gewähr der Unparteilichkeit, als die Gerichtshöfe der einzelnen Kleinſtaaten; und da die attiſchen Richter natürlich nach attiſchem Rechte entſchieden, wurde damit auch die Rechtseinheit im ganzen Reiche durchgeführt. Aber freilich wurde die Rechtspflege für die Bundesgenoſſen dadurch ſehr koſtſpielig, ganz abgeſehen von der Beſchränkung der kommunalen Autonomie, die allen Griechen ſo teuer war. Natürlich fehlte es auch nicht an Eingriffen in die innere Verwaltung der Bundesſtaaten, die vielfach geradezu unter die Kontrolle atheniſcher Beamten geſtellt wurde. Die demokratiſche Partei wurde dabei in jeder Weiſe begünſtigt und mitunter die Verfaſſung nach atheniſchem Muſter reformiert. In militäriſch wichtige Plätze des Bundesgebiets wurden Beſatzungen gelegt, und wo ſich Gelegenheit bot, namentlich



Elektron-Stater von Kyzikos. Attiſches Tetradrachmon. Perſiſcher Dareikos

Griechiſche Münzen des 5. und 4. Jahrhunderts. Originale im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.

nach mißglückten Abfallverſuchen, wurden atheniſche Bürger in den Bundesſtädten mit Grundbeſitz ausgeſtattet. Durch das alles verlor die Bundesverſammlung im Laufe der Zeit jede Bedeutung; Athen entſchied über die gemeinſamen Angelegenheiten nach freiem Ermeſſen, und ſeit der Bundesſchatz nach Athen verlegt war, wurde ſelbſt jede Rechenſchaft über die Verwendung der Bundesgelder verweigert; es genüge, daß Athen ſeiner Verpflichtung nachkomme, die Bundesſtaaten gegen Angriffe von außen zu ſchützen. So verwandelte ſich der Bund, unter Perikles' Leitung, in ein atheniſches Reich; die Bundesgenoſſen wurden zu Untertanen. Nur die drei großen Inſeln an der kleinaſiatiſchen Weſtküſte: Lesbos, Chios und Samos, behaupteten noch ihre Autonomie; ſie waren von Tributzahlung frei und ſtellten ihre eigenen Kontingente zur atheniſchen Flotte.

Das alles mußte in den Kreiſen der Bundesgenoſſen eine um ſo tiefere Erbitterung gegen Athen hervorrufen, als der Krieg gegen Perſien, für den der Bund einſt errichtet worden war, ſeit dem „kimoniſchen Frieden" nicht weitergeführt wurde, und eine Gefahr von dieſer Seite kaum mehr zu befürchten ſchien. Aber die Kleinſtaaten waren gegen den Vorort machtlos, und man war in Athen klug genug, den wenigen noch autonomen Bundesſtaaten keinen Grund zur Klage zu geben. Auf die Dauer freilich konnten Konflikte nicht ausbleiben. Im Jahre 440 geriet Samos wegen eines Grenzſtreites mit dem benachbarten Priene und darauf mit Milet in Krieg; da dieſe Städte den Samiern bei weitem nicht gewachſen waren, riefen ſie Athens Beiſtand an, und ſo wurde auch dieſes in den Kampf hineingezogen. Perikles ging nun ſogleich mit 60 Schiffen in See und erfocht bei der Inſel Tragea einen Sieg über die an Zahl überlegene ſamiſche Flotte. Dieſer Erfolg bewirkte, daß der Aufſtand im weſentlichen auf Samos beſchränkt blieb und namentlich Chios und Lesbos treu blieben. Die Samier wandten ſich jetzt um Hilfe nach Sparta und Perſien; aber im Peloponnes trug man doch Bedenken, den vor wenigen Jahren mit Athen geſchloſſenen Frieden zu brechen, und auch der Großkönig wagte keine Intervention. So mußte ſich denn Samos nach neunmonatiger Belagerung den Athenern ergeben. Natürlich wurde der Selbſtändigkeit der Inſel jetzt ein Ende gemacht (439).

Während der nächſten Jahre blieb der Frieden in Griechenland ungeſtört, und Perikles hatte freie Hand, im Norden und Weſten für die erlittenen Verluſte Erſatz zu ſuchen. Eine Expedition nach dem Pontos veranlaßte die dortigen Griechenſtädte zum großen Teil zum Anſchluß an das atheniſche Reich; in Thrakien wurde unweit der Mündung des Strymon die Kolonie Amphipolis gegründet (437), wichtig ebenſo wegen ihrer ſtrategiſchen Lage, wie wegen der reichen Goldbergwerke des nahen Pangäon. Im Weſten war ſchon einige Jahre früher (445) in der Nähe des zerſtörten Sybaris die atheniſche Kolonie Thurioi gegründet worden; auch mit den chalkidiſchen Städten in Sizilien und Italien trat Athen in Bund. Es waren dieſe Verſuche, die Macht Athens über den griechiſchen Weſten auszubreiten, die endlich zum Bruche mit den Peloponneſiern führten und jenen Krieg zum Ausbruch brachten, in dem das atheniſche Reich zugrunde gegangen iſt.

10. Die Kultur der perikleiſchen Zeit.

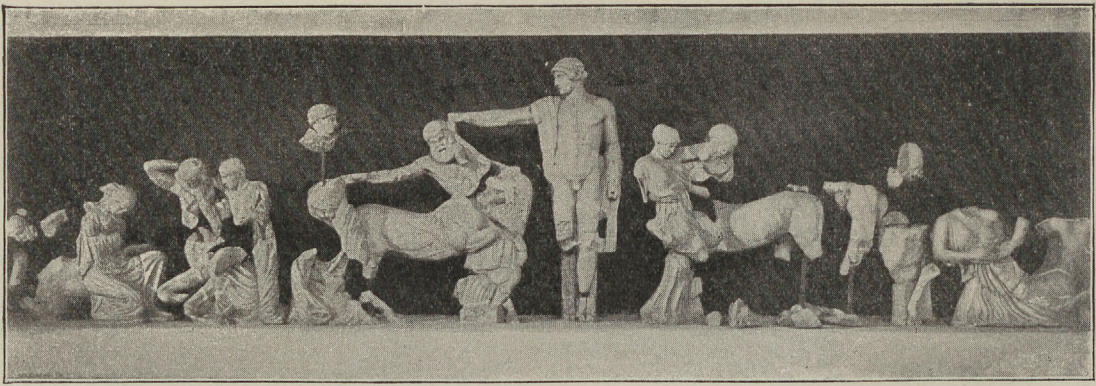
Das halbe Jahrhundert, das auf den Perſerſturm folgte, iſt für die griechiſche Welt im großen und ganzen eine Zeit des Friedens geweſen; die Folge war ein wirtſchaftlicher Aufſchwung ohnegleichen. Namentlich Athen blühte, dank ſeiner die Meere beherrſchenden Stellung

Die Propyläen der Akropolis von Athen. Photographiſche Aufnahme.

mächtig empor; ſein von Themiſtokles angelegter Hafen, der Peiräeus, wurde im Laufe weniger Jahre zum Mittelpunkt des Weltverkehrs, wo Schiffe aus allen Teilen des Mittelmeers ihre Ladungen löſchten und alles zu haben war, was der Oſten und Weſten hervorbrachte. Dadurch begünſtigt, nahm auch die Gewerbtätigkeit Athens eine glänzende Entwicklung; die Arbeitskräfte, die das Land ſelber liefern konnte, genügten bald dem Bedürfnis nicht mehr, und es wurde nötig, in großen Maſſen unfreie Arbeiter aus den überſeeiſchen Barbarenländern einzuführen. In ähnlicher Weiſe entwickelte ſich die Induſtrie in den Nachbarſtädten Megara, Ägina, Korinth; um die Zeit des peloponneſiſchen Krieges mag hier und in Athen die unfreie Bevölkerung der freien Bevölkerung an Zahl etwa gleichgekommen ſein oder ſie noch etwas übertroffen haben. So begann die Sklavenwirtſchaft, die bisher auf Jonien beſchränkt geweſen war, auch nach dem Mutterlande überzugreifen; zunächſt allerdings nur nach dem Induſtriebezirk am ſaroniſchen Buſen, während ſonſt auf der griechiſchen Halbinſel die freie oder, wie in Lakonien und Theſſalien, die halbfreie Arbeit noch durchaus herrſchend blieb.

Natürlich ſtrömten auch zahlreiche freie Einwanderer nach dieſen Mittelpunkten der Induſtrie und des Handels zuſammen, wo ſie mit offenen Armen aufgenommen wurden, wenn ihnen auch das Bürgerrecht in der Regel verſagt blieb. Namentlich in Athen bildeten dieſe anſäſſigen Fremden (Metöken) bald einen ſehr bedeutenden Bruchteil der Bevölkerung; Griechen aus allen Landſchaften, aber auch Lyder, Phöniker und Ägypter waren darunter vertreten, und viele davon gelangten zu bedeutendem Wohlſtand und infolgedeſſen zu angeſehener Stellung in der Geſellſchaft.

Das alles führte zu einem rapiden Wachstum der ſtädtiſchen Bevölkerung. Athen mochte in der Peiſiſtratidenzeit kaum 20000 Einwohner zählen; ein Jahrhundert ſpäter war es, einſchließlich ſeiner Häfen und der Vororte, zu einer Stadt von 100000 Einwohnern und darüber geworden. Es war jetzt die größte aller griechiſchen Städte, mit der nur noch etwa Syrakus ſich vergleichen konnte, das unter der Herrſchaft Gelons und Hierons gleichfalls zur Großſtadt (nach damaligen Begriffen) geworden war. Die dritte Stelle unter den griechiſchen Städten nahm Korinth ein; dann folgten im Mutterlande Sparta, Argos und Theben, im Weſten Akragas



Weſtgiebel vom Zeustempel zu Olympia:
Kampf der Kentauren und Lapithen.

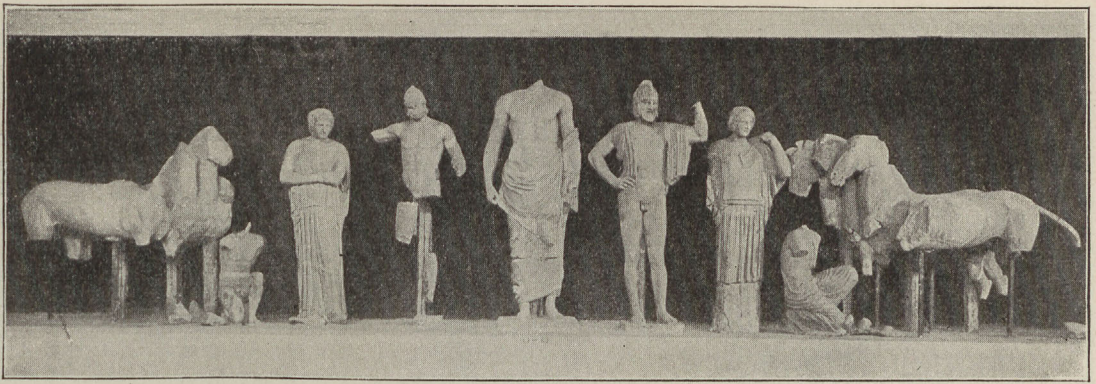
Muſeum zu Olympia.
Photograph. Alinari.

und Kroton, während die Städte im kleinaſiatiſchen Griechenland ſich zum Teil, wie Milet, nie von den Folgen des Aufſtandes gegen Dareios erholt haben, zum Teil der aufſteigenden wirtſchaftlichen Bewegung nur in beſchränktem Maß zu folgen vermochten, da der Kriegszuſtand mit Perſien ſie von ihrem Hinterlande abſchnitt.

Schon zur Zeit der Perſerkriege hatte Griechenland Getreide vom Auslande einführen müſſen; natürlich war jetzt die heimiſche Landwirtſchaft noch weniger imſtande, den Bedarf der wachſenden Bevölkerung zu befriedigen. Die Induſtrieſtädte waren denn auch in jeder Weiſe bemüht, die Einfuhr zu fördern und die Preiſe niedrig zu halten, allen voran Athen, das durch ſeine Seeherrſchaft in den Stand geſetzt war, dem Peiräeus eine Art Monopol im Getreidehandel zu ſichern. In erſter Linie waren es die fruchtbaren Ebenen im Norden des Pontos, die den griechiſchen Markt mit Getreide verſorgten, weiterhin Sizilien und Ägypten. Die Höhe des Imports nach dem Peiräeus wird für die Mitte des 4. Jahrhunderts auf 800 000 Medimnen (etwa 300 000 metriſche Zentner) angegeben; da Athen vor dem peloponneſiſchen Kriege nicht weniger Einwohner hatte, als ein Jahrhundert ſpäter, kann er damals nicht geringer geweſen ſein.

Der dominierenden Stellung Athens im griechiſchen Wirtſchaftsleben entſpricht es, daß ſeine Tetradrachmen jetzt zum herrſchenden Kurant im Bereich des ägäiſchen Meeres wurden; ſie wurden überall gern genommen, da die attiſche Münze auf volles Gewicht und reines Korn die größte Sorgfalt verwandte. Auch Syrakus und die meiſten anderen Städte auf Sizilien haben die attiſche Währung angenommen, als ſie um den Anfang des 5. Jahrhunderts zu prägen begannen. Dagegen folgten die Staaten des griechiſchen Feſtlandes faſt durchweg der äginäiſchen Währung; nur das konſervative Sparta hielt auch jetzt an ſeinem alten Eiſengeld feſt. In Gold haben die Staaten des europäiſchen Griechenlands, auch Athen, in dieſer Zeit noch faſt gar nicht geprägt; es lief zwar viel Gold im Verkehr um, aber es waren faſt ausſchließlich perſiſche Dareiken und kyzikeniſche Elektron-Statere.

Der geſteigerte Geldverkehr führte zur Entwicklung des Bankweſens. Sie nahm ihren Ausgang von den Tempeln, die zum Teil über bedeutende Kapitalien zu verfügen hatten und natürlich ſuchten, ſie vorteilhaft anzulegen; Staaten und Private legten hier ihre Gelder nieder, wo die Heiligkeit des Ortes eine Sicherheit gewährte, wie ſie ſonſt nirgends zu finden war. Bald entſtanden daneben auch Privatbanken, namentlich in Athen, das auch auf dieſem Gebiete zur führenden Stadt wurde. Trotz der ſtarken Vermehrung der umlaufenden Barmittel blieb der Zinsfuß hoch, da die aufblühende Induſtrie großer Kapitalien bedurfte; unter 10—12% war auch bei guter Sicherheit kein Geld zu bekommen; bei Anlagen, die mit Riſiko verbunden waren, wie z. B. bei Seedarlehen, ſtieg der Zins wohl auf das Doppelte und Dreifache. Ein ſo hoher Zinsfuß hat zur Vorausſetzung, daß Induſtrie und Handel ſehr bedeutende Erträge abwerfen, was nur durch das Beſtehen der Sklavenwirtſchaft möglich war, die es dem Kapital geſtattete, die Arbeitskraft rückſichtslos auszubeuten. Die Sklavenpreiſe ſtanden niedrig,



Oſtgiebel vom Zeustempel zu Olympia:
Kampf zwiſchen Pelops und Oinomaos.

Muſeum zu Olympia.
Photograph. Alinari.

da Zufuhr aus den Barbarenländern, namentlich aus Kleinaſien und Thrakien in beliebiger Menge zu haben war, und es gab gar keine beſſere Kapitalsanlage, als ſolche Sklaven zu kaufen und in induſtriellen Betrieben zu verwenden. Das hatte dann natürlich zur Folge, daß der Tagelohn für freie Arbeit gedrückt wurde. Er ſtand, für ungeſchulte Arbeit, in Athen auf etwa zwei Obolen (30 Pf.); für drei Obolen konnte man auf den Inſeln ſo viele Ruderknechte anwerben, als man nur immer zu haben wünſchte, und doch gibt es kaum eine ſchwerere Arbeit als den Ruderdienſt an Bord einer Galeere. Gelernte Handwerker wurden natürlich höher bezahlt, in Athen etwa eine Drachme (90 Pf.) den Tag, und etwa ebenſohoch wurde geiſtige Arbeit entlohnt, wenn ſie derart war, daß jeder ſie zu leiſten vermochte, der einige Bildung beſaß.

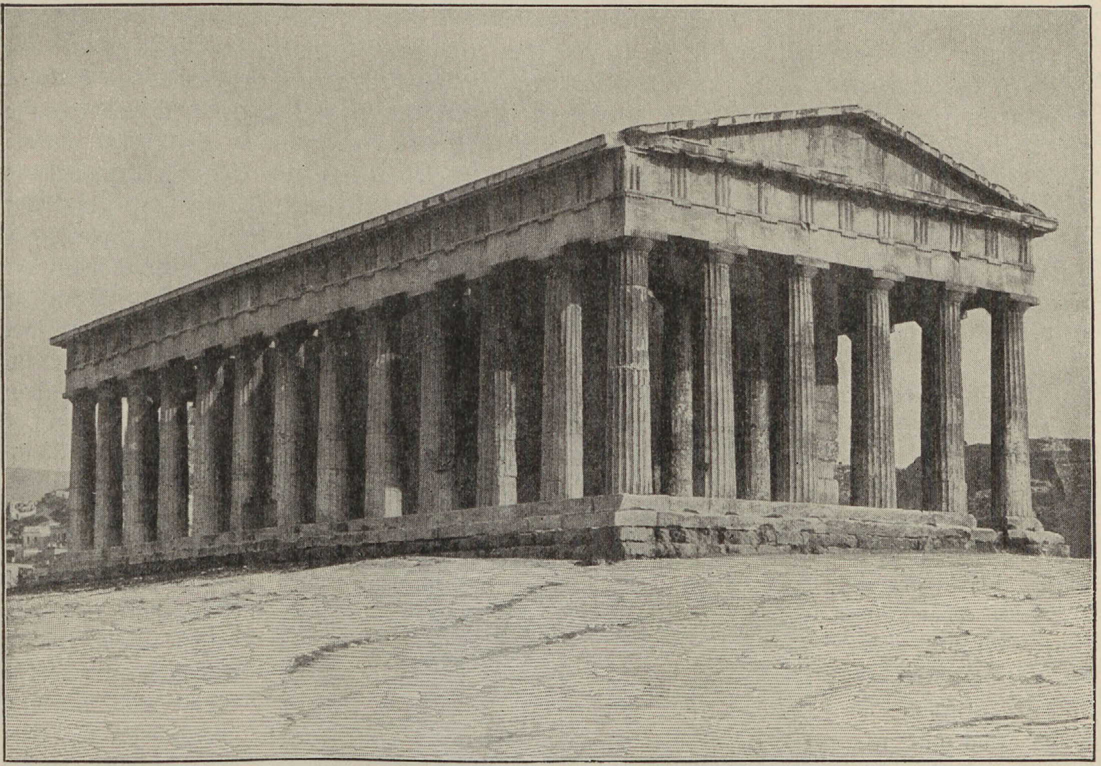
Da im Gewerbe die kleineren und mittleren Betriebe durchaus vorherrſchten, ſo gelangten dadurch wohl viele zu Wohlſtand, aber verhältnismäßig wenige zu größerem Reichtum. Ähnlich war es im Bankweſen; Paſion, der erſte aller atheniſchen Bankiers, der „griechiſche Rotſchild“, hat doch nur ein Vermögen von 50—60 Talenten (ca. 300 000 M.) hinterlaſſen. Freilich gehörte er damit zu den reichſten Männern Athens; galt hier doch ein Beſitz von 8—10 Talenten (ca. 50 000 M.) zur Zeit des peloponneſiſchen Krieges für ſehr anſehnlich. Auch das Grundeigentum war in Attika ſehr zerſplittert, ſo daß ſelbſt angeſehene Adelsfamilien nur ſelten mehr als etwa 30 Hektar beſaßen. Ähnliche Verhältniſſe herrſchten in den meiſten übrigen griechiſchen Staaten. Dagegen war in Lakonien, Theſſalien und Makedonien der Großgrundbeſitz überwiegend, und es gab infolgedeſſen dort viele Familien, die wahrhaft fürſtliche Vermögen beſaßen, allen voran die ſpartaniſchen Königshäuſer.

Wir dürfen bei dem allen nicht vergeſſen, daß die Preiſe der Lebensbedürfniſſe damals ſehr viel niedriger waren als heute, der Weizen z. B. in Athen um die Wende vom 5. zum 4. Jahrhundert nur etwa 8 M. für den metriſchen Zentner galt, während das Kapital etwa den dreifachen Zinsertrag brachte, als in unſerer Zeit. Auch ſtellte der Grieche ſehr viel geringere Anſprüche an den Komfort des Lebens als wir. Die Privathäuſer waren durchweg klein und unanſehnlich, der Hausrat dürftig, der Kleiderluxus, wie er einſt zur Zeit des Adelsregiments geherrſcht hatte, hatte unter dem Einfluß der demokratiſchen Zeitſtrömung großer Einfachheit Platz gemacht; an Stelle der Purpurmäntel und der koſtbaren gewirkten Stoffe traten Gewänder aus weißem Wollentuch. Auch bei Tiſch war der Grieche im allgemeinen ſehr mäßig; nur bei Gaſtmählern und den ſich daran ſchließenden Kneipabenden wurde großer Luxus getrieben, mit Seefiſchen, der Leidenſchaft der attiſchen Feinſchmecker, fremden Weinen und koſtbaren Salben; natürlich durften auch Flötenſpielerinnen nicht fehlen, um die Gäſte beim Geſang zu begleiten. Dagegen war das Dienſtperſonal in guten Häuſern nach unſeren Begriffen ſehr zahlreich; es gehörte zum guten Ton, auch für Männer, ſich bei Ausgängen von einem Bedienten begleiten zu laſſen, und Damen zeigten ſich in Athen und anderen Großſtädten überhaupt nicht ohne ein Gefolge von Dienerinnen auf der Straße. Doch machten die niedrigen Sklavenpreiſe die Befriedigung dieſer Art Luxus verhältnismäßig leicht.

Das Erechtheion auf der Akropolis zu Athen. Photographiſche Aufnahme.

Recht hoch waren allerdings die Anforderungen, die für öffentliche Zwecke an die Bürger geſtellt wurden. Die Zeiten waren längſt vorüber, wo die Koſten für die Verwaltung aus dem Ertrage des Kronguts beſtritten worden waren; wie ſchon die Tyrannis, konnte auch die Demokratie nicht ohne Steuern auskommen. In charakteriſtiſchem Gegenſatz zu unſerer modernen Demokratie, die nur in direkter Beſteuerung das Heil ſieht, war der Staatshaushalt in Friedenszeiten nur auf indirekte Auflagen, wie Zölle und Marktgefälle, und auf Gebühren fundiert, während man zur Erhebung direkter Abgaben grundſätzlich nur in Kriegszeiten griff, dann allerdings, da der Staatskredit ſehr beſchränkt war, oft in drückender Höhe. Dafür wurden die wohlhabenden Bürger auch in Friedenszeiten zu ſchweren perſönlichen Leiſtungen (ſog. Leiturgien) herangezogen, namentlich für die Ausrüſtung der Chöre, die bei den vom Staate gefeierten Feſten aufzutreten hatten. Dazu trat dann in Kriegszeiten die „Trierarchie“, d. h. die Verpflichtung, ein Kriegsſchiff zum Dienſt auszurüſten und während der Indienſtſtellung in gutem Stande zu halten, wofür dem Pflichtigen die Ehre zufiel, das Schiff zu befehligen. Die Koſten waren ſo beträchtlich, daß ſie bei öfterer Wiederholung der Leiſtung auch einen wohlhabenden Mann an den Bettelſtab bringen konnten.

Unter den regelmäßigen Staatsausgaben nahm das Erfordernis für den Kultus noch immer die erſte Stelle ein. Auch jetzt ſetzten die griechiſchen Staaten ihren Stolz darein, ihre Dankbarkeit gegen die den Staat ſchützenden Götter in glänzenden Tempelbauten zum Ausdruck zu bringen; und der wirtſchaftliche Aufſchwung gab die Mittel, das in einer Weiſe zu tun, die alles bisher auf dieſem Gebiet Geleiſtete weit hinter ſich ließ. So gab der Sieg bei Himera in Sizilien den Anſtoß zu einer lebhaften Bautätigkeit; aus der Siegesbeute errichtete Hieron den Schirmherrinnen der Inſel, Demeter und Kore, bei Syrakus ein prächtiges Heiligtum, und in Akragas erſtand damals jene herrliche Tempelreihe, die uns noch heute in ihren Trümmern verſtehen läßt, wie Pindar die Stadt als „die ſchönſte aller Städte der Sterblichen“ preiſen konnte. Um dieſelbe Zeit etwa begannen die Eleier, im heiligen Hain von Olympia, den Bau

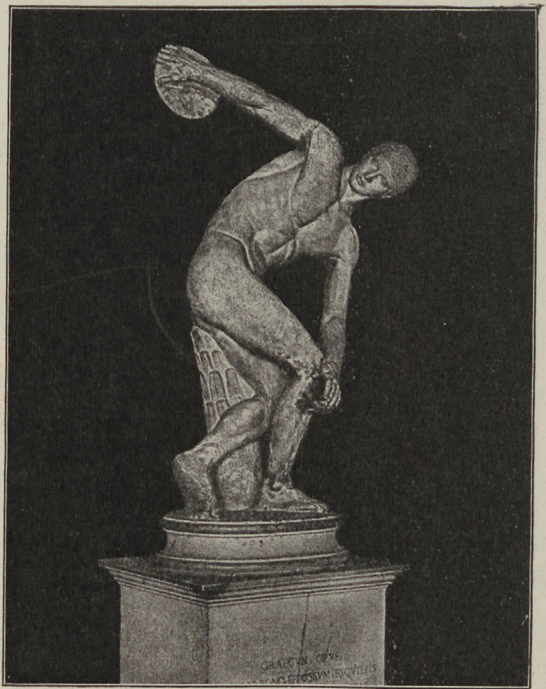


Das ſog. Theſeion (Tempel des Hephäſtos) zu Athen. Photographiſche Aufnahme.

des mächtigen Zeustempels, der um 460 vollendet wurde. Athen, deſſen Tempel zum größten Teil von den Perſern zerſtört worden waren, konnte in den erſten Jahrzehnten nach dem Siege noch nicht an deren Wiederherſtellung denken, da die Befeſtigung der Stadt und des Hafens und der Perſerkrieg alle Kräfte des Staates in Anſpruch nahmen. Erſt in der Friedensperiode unter Perikles' Verwaltung wurde dieſe Aufgabe in Angriff genommen. Jetzt wurde der Stadtgöttin Athena durch den Baumeiſter Iktinos auf der Burg ein neuer Tempel errichtet, der „Parthenon", der durch die Schönheit ſeiner Proportionen alles hinter ſich ließ, was die Architektur bis dahin geſchaffen hatte (447—432). Der Aufgang zur Burg wurde durch den Architekten Mneſikles mit einem prächtigen Säulentor, den Propyläen, geſchmückt (437—432). Etwas ſpäter wurde der alte Tempel des Erechtheus und der Athena, die heiligſte Stätte Athens, im eleganteſten ioniſchen Stil neu aufgeführt. In der Unterſtadt entſtand um dieſe Zeit am Fuß der Burg jener Tempel, den wir als Theſeion zu bezeichnen pflegen, und der wahrſcheinlich dem Hephäſtos geweiht war; der einzige griechiſche Tempel, der noch ganz unverſehrt aufrecht ſteht. In Eleuſis wurde der Myſterientempel unter Perikles neu aufgebaut und dabei beträchtlich vergrößert. Auf dem Kap Sunion, der Südſpitze Attikas, erſtand um dieſelbe Zeit jener Tempel des Poſeidon, deſſen Säulen noch heut weithin das Meer überſchauen.

Der Ruhm dieſer Bauten erfüllte bald ganz Hellas und trug den attiſchen Meiſtern auch nach auswärts Aufträge ein. So erbaute Iktinos, der Schöpfer des Parthenons, dem Apollon einen Tempel bei Phigaleia in Arkadien, der dank ſeiner einſamen Lage allen Stürmen der Zeit bis heute getrotzt hat. Um dieſelbe Zeit etwa zerſtörte eine Feuersbrunſt den altehrwürdigen Tempel der Hera bei Mykenä (423), der nun durch den Architekten Eupolemos größer und prächtiger wieder aufgebaut wurde. Das ſind nur die berühmteſten unter den Tempeln, die damals errichtet wurden; erinnern wir uns dabei, daß die Koſten für einen großen Tempel etwa 2 Millionen Mark betrugen, und daß die perikleiſchen Bauten allein während der fünf Jahre von 437—432 eine Summe von 11 Millionen Mark erfordert haben.

Wenn die Architektur in dieſen Bauten ein reiches Feld der Betätigung fand, ſo nicht minder ihre Schweſterkunſt, die Skulptur, in dem plaſtiſchen Schmuck der Tempel und den zahlloſen Weihgeſchenken, die von Staaten und Privaten bei jeder Gelegenheit den Göttern dargebracht wurden. In erſter Reihe ſtand, um die Zeit der Perſerkriege, die Bildhauerſchule der Argolis, die namentlich den Erzguß gepflegt hat, der hier ſeit alter Zeit geübt wurde. Ihre berühmteſten Meiſter ſind Hagelaidas aus Argos, Kanachos aus Sikyon, Onatas aus Ägina, die für alle Teile der griechiſchen Welt, von Ionien bis nach Italien hin, gearbeitet haben. Uns iſt noch eines der Hauptwerke dieſer Schule erhalten: die Giebelgruppen des Tempels der Aphäa auf Ägina, jetzt die ſchönſte Zierde der Münchener Glyptothek. Sie zeigen uns die Künſtler im Beſitze reichen anatomiſchen Wiſſens und tüchtigen Könnens in der Wiedergabe des menſchlichen Körpers, aber noch im Ringen mit der Härte der Form und vor allem, noch nicht imſtande, den Geſichtern lebendigen Ausdruck zu geben. In Athen wirkten um dieſe Zeit Kritias und Neſiotes, die Schöpfer der Gruppe der Tyrannenmörder, die bald nach dem Sieg bei Platää auf dem atheniſchen Markte errichtet wurde. Das aus Erz gebildete Original iſt längſt zugrunde gegangen; dafür bewahrt das Muſeum von Neapel eine treffliche Marmorreplik, die auch uns noch die Anſchauung des Werkes vermittelt. Es iſt die älteſte wahrhaft plaſtiſch komponierte Gruppe, die uns erhalten iſt. Sonſt ſteht der Kunſtcharakter, wie es nicht anders ſein kann, den Ägineten ſehr nahe; eine gewiſſe Milderung der Härte der Form mag auf Rechnung des Kopiſten geſetzt werden. Größere Anmut ſcheint Kalamis ſeinen Werken gegeben zu haben, deſſen Soſandra im Altertum hoch berühmt war, für uns aber, wie ihr Urheber, ein bloßer Name iſt. Von dem Rheginer Pythagoras, der namentlich Athletenſtatuen bildete, rühmt ein antiker Kunſtforſcher, daß er zuerſt Rhythmus und Symmetrie erſtrebt habe; aber auch von ſeiner Kunſtweiſe fehlt uns noch die konkrete Anſchauung.

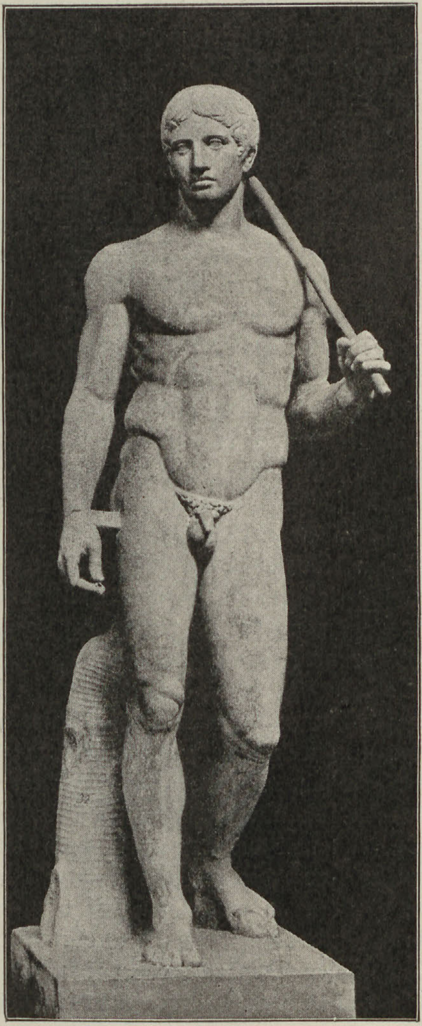


Der Diskoswerfer des Myron in Rom.
Nach Brunn, Denkmäler. Verlag F. Bruckmann, A.-G.

Doch der Ruhm dieſer Künſtler wurde weit in den Schatten geſtellt durch ihren Zeitgenoſſen Myron aus dem Städtchen Eleutherä an der attiſch-böotiſchen Grenze, dem erſten in der Reihe der großen Klaſſiker der griechiſchen Plaſtik (um 450). Er zuerſt hat es vermocht, die bewegte Einzelgeſtalt in lebensvoller Weiſe wiederzugeben. Keines ſeiner zahlreichen Werke zeigte dieſe Meiſterſchaft in ſo glänzender Weiſe wie der Diskoswerfer, deſſen beſte Replik in Rom im Palazzo Maſſimi ſteht. Nicht minder berühmt war im Altertum ſeine Statue des Wettläufers Ladas, von der keine Nachbildung auf uns gelangt iſt, und ſeine Tierbilder, namentlich das Erzbild einer Kuh, das in unzähligen Epigrammen beſungen worden iſt.

Aber auch Myron wurde durch einen Größeren übertroffen, ſeinen Altersgenoſſen und Landsmann (denn Eleutherä gehörte politiſch zu Attika), den Athener Pheidias. Schon den Zeitgenoſſen galt er als der erſte Meiſter der Plaſtik, und die Jahrtauſende, die ſeitdem verfloſſen ſind, haben dieſen Ruhm nicht erſchüttert. Mit Perikles eng befreundet, ſtand er dieſem bei allen ſeinen Schöpfungen als Berater zur Seite; ihm ſind die größten Aufträge zuteil geworden, die dieſe Zeit zu vergeben hatte, das Koloſſalbild des Zeus für den Tempel in

Olympia und das Koloſſalbild der Athena für den Parthenon. Sie waren beſtimmt, dem Beſchauer die Gottheit in ihrer ganzen überirdiſchen Majeſtät vor die Augen zu führen, und beſtanden demgemäß aus dem koſtbarſten Material, das Antlitz und die anderen entblößten Körperteile aus Elfenbein, die Gewänder und das übrige Beiwerk aus Gold. Von dem Eindruck, den ſolche Werke im Halbdunkel der Tempelzellen auf den Beſchauer hervorbringen mußten, mögen uns die Moſaiken auf Goldgrund der altchriſtlichen und byzantiniſchen Kirchen eine ſchwache Vorſtellung geben. Wer in den Tempel zu Olympia trat, glaubte den Göttervater zu ſehen, wie ihn Homer geſchildert hatte, ruhig und mild, in erhabener Größe, und fühlte ſich in eine höhere Region entrückt und mochte über dem Anblick alle Sorgen und Nöte des Lebens vergeſſen. Einer ſolchen Schöpfung gegenüber mußte jeder Verſuch einer Nachbildung vergeblich bleiben, und ſo haben wir kein Mittel, von dieſem größten Werk des Meiſters eine genügende Anſchauung zu gewinnen. Nicht ganz ſo hoch ſtand das Bild der Parthenos; Pheidias mußte hier der Tradition des Kultbildes mehr Konzeſſionen machen als gut war, was die künſtleriſche Wirkung abſchwächte. Hier ſind uns denn auch Repliken erhalten, die freilich viel zu klein ſind, um uns ein eigenes Urteil über das Original zu geſtatten. So bleibt uns, zur Erkenntnis von Pheidias' Kunſtcharakter, nur der Skulpturenſchmuck des Parthenons, der zwar unter der Leitung des Meiſters entſtanden, aber nicht von ſeiner Hand ausgeführt iſt. Aber er genügt vollſtändig zur Erkenntnis des Fortſchritts, den die Plaſtik Pheidias verdankt; aus der Härte der archaiſchen Kunſt ſehen wir uns mit einem Schlage verſetzt in die Welt vollendeter Schönheit.



Der Doryphoros des Polykleitos, Neapel.
Nach Brunn, Denkm. Verl. F. Bruckmann, A.-G.

Der dritte der großen Bildhauer dieſer Zeit iſt Polykleitos aus Argos. Er gehört der Kunſtſchule ſeiner Vaterſtadt an, hat aber den Archaismus überwunden, ebenſo wie Pheidias. Er war ein methodiſcher Künſtler von ſtrenger Schulung, die auf das vollendete Ebenmaß der Proportionen das höchſte Gewicht legt und dafür in ſeinem Lanzenträger („Doryphoros") ein vielbewundertes Muſter gegeben hat. Das Höchſte aber hat auch er im Götterbilde geleiſtet. Ihm fiel die Aufgabe zu, nach dem Brande des Heratempels (423) für den neuen Tempel das Kultbild zu ſchaffen. Es war eine Koloſſalſtatue aus Gold und Elfenbein, das würdige Gegenſtück zu Pheidias' Zeusſtatue in Olympia, ja nach dem Urteile mancher Kenner hätte Polykleitos ſein Vorbild noch übertroffen. Aber auch wenn Pheidias die Palme bleiben ſollte, iſt es für Polykleitos Ruhm genug, an deſſen Seite genannt zu werden.

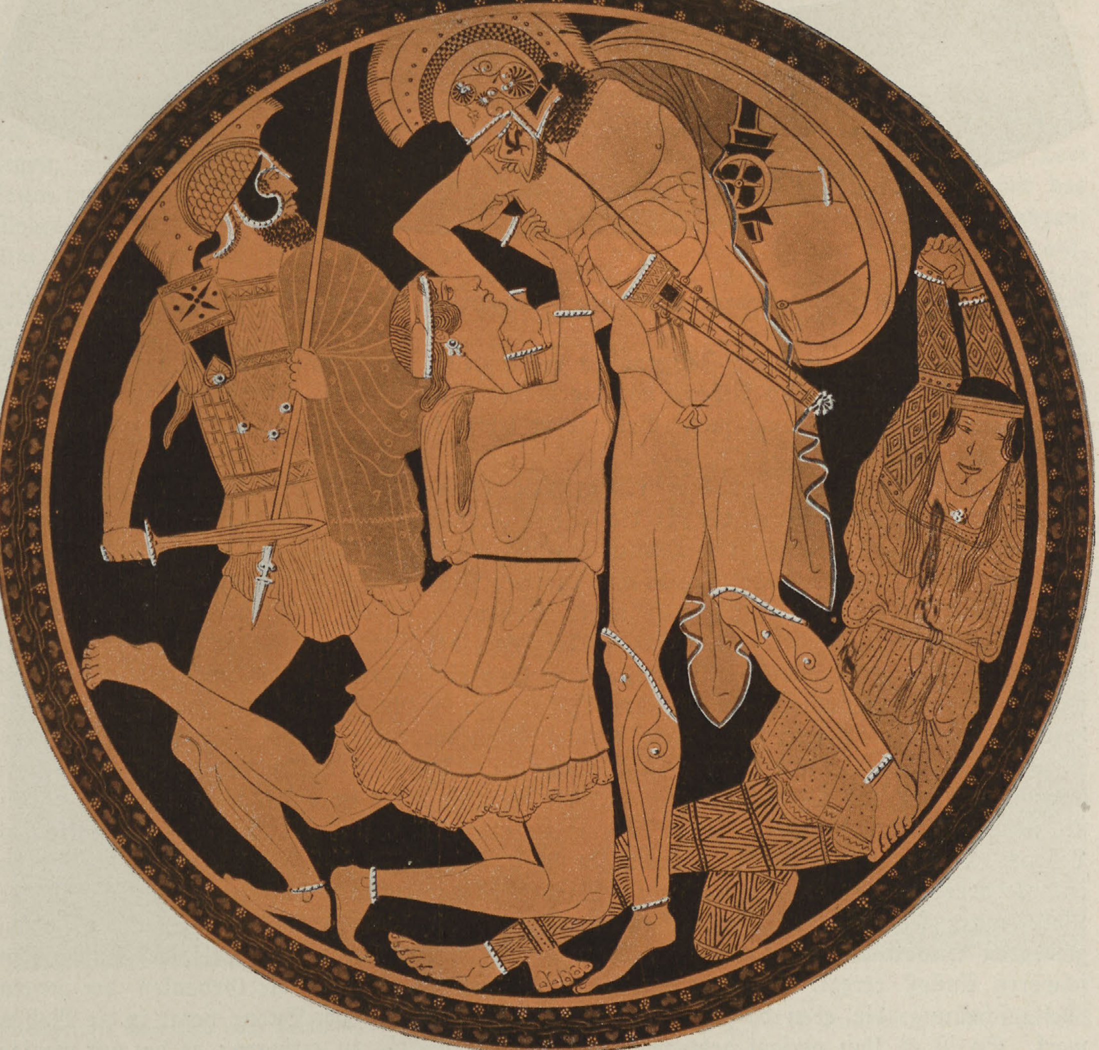
Hinter der Plaſtik blieb die Malerei nicht zurück. Hatte dieſe bisher hauptſächlich dekorativen Zwecken gedient, ſo riefen die weltbewegenden Ereigniſſe der Perſerkriege mit einem Male die große monumentale Wandmalerei ins Leben. Sie fand ihren erſten Meiſter in dem Athener Mikon, der auch als Bildhauer eine geachtete Stellung einnahm. Er ſchmückte, bald nach 470, den Theſeustempel in Athen mit Gemälden aus der Geſchichte des Helden, den Dioskurentempel mit einer Darſtellung aus dem Argonautenmythos und die von Kimons Schwager

Peiſianax am Markte errichtete „bunte Halle“ mit einer Amazonenſchlacht. Neben ihm wirkte Pheidias’ Bruder Panänos, der in der bunten Halle ein berühmtes Gemälde der Marathonſchlacht ausführte. Doch beide wurden weit übertroffen von Polygnotos aus Thaſos, der gleichfalls in Athen tätig war, wo er zu Kimon in nahe Beziehungen trat; ſo malte er hier in der bunten Halle ein Bild der Zerſtörung Ilions. Seine gefeiertſten Schöpfungen aber waren zwei große Wandgemälde in Delphi, in der Halle der Knidier: die Zerſtörung Troias und die Unterwelt nach der Schilderung Homers (um 450). Auch er malte in der alten Weiſe, mit wenigen Farben, ohne Perſpektive, doch waren die Figuren wahrſcheinlich bereits in Gruppen angeordnet. Die tiefe Wirkung, die dieſe Gemälde auf den Beſchauer hervorbrachten, beruhte alſo ausſchließlich auf der Zeichnung, dem Ethos, das der Maler in ſeine Geſtalten zu legen vermocht hatte, und das keiner der ſpäteren wieder erreicht hat, ſo hoch ſie an techniſchem Können über dem thaſiſchen Meiſter ſtanden.

Mit Polygnotos ſchließt die archaiſche Periode der griechiſchen Malerei ab; denn gleich nach ſeiner Zeit machte Apollodoros aus Athen die epochemachende Entdeckung, die die Kunſt von Grund aus umgeſtaltete und ihrem Urheber den Ehrennamen des „Schattenmalers“ einbrachte, die Entdeckung der dritten Dimenſion der Bildfläche. Jetzt erſt war es möglich, auf Bildern die Illuſion der Wahrheit zu erreichen. Die neue Malweiſe fand ſofort ihren erſten großen Meiſter in Zeuxis aus Herakleia, der in der Zeit des peloponneſiſchen Krieges in Athen tätig war. Sein berühmteſtes Bild war wohl ſeine Helena; es war das erſtemal, daß ein Künſtler den vollen Glanz weiblicher Schönheit mit dem Streben nach dem Ausdruck der Wirklichkeit zur Darſtellung brachte, und das Bild wirkte denn auch auf die Beſchauer wie eine Offenbarung aus einer neuen Welt. Der Andrang ſoll ſo groß geweſen ſein, daß der Künſtler Eintrittsgeld erheben mußte, wobei er ſehr gute Geſchäfte gemacht haben ſoll. Daß ſeine Bilder hohe Preiſe erzielten, iſt unter dieſen Umſtänden ſehr begreiflich; ſo ſoll ihm König Archelaos von Makedonien für die Ausführung der Wandgemälde in ſeinem Palaſte ein Honorar von 40000 M. gezahlt haben. Neben Zeuxis ſteht ſein Altersgenoſſe Parrhaſios aus Epheſos. Auch er wirkte in Athen, für das er ein hochberühmtes Bild des Stadtheros Theſeus malte. Überhaupt hat er ſeine Stoffe faſt ausſchließlich dem Kreiſe der Götter und Heroen entnommen. Der Beifall der Zeitgenoſſen und der Nachwelt iſt auch ihm in reichem Maße zuteil geworden; man ſtritt darüber, ob er oder Zeuxis der größere Künſtler wäre. Uns iſt hier bei dem völligen Untergange der Schöpfungen der griechiſchen Malerei jedes eigene Urteil verſagt.

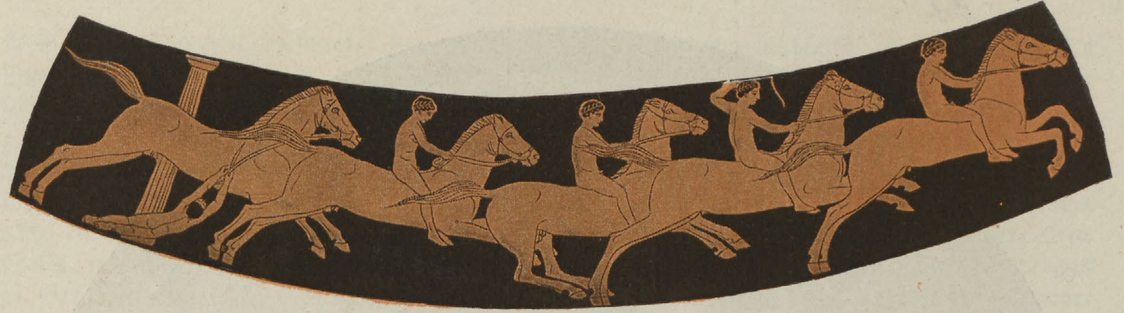
Wie die bildenden Künſte ſtanden auch Muſik und Poeſie noch hauptſächlich im Dienſte des Kultus; in den Feſten, die mit immer ſteigendem Glanze zu Ehren der Götter gefeiert wurden, fanden ſie ein reiches Feld der Betätigung. In erſter Reihe ſtanden hier natürlich die Großſtädte Syrakus und Athen, da nirgends ſonſt ſo bedeutende Mittel für ſolche Zwecke zur Verfügung waren. In Syrakus war die Tyrannis nach dem Siege von Himera eifrig bemüht, das geiſtige Leben zu fördern; die größten Dichter der Zeit, Simonides, Pindar, Bakchylides, Äſchylos, wurden von Hieron an ſeinen Hof berufen und haben ihre Werke im Theater der Stadt zur Aufführung gebracht. Ihnen trat ebenbürtig zur Seite ein einheimiſcher Dichter, Epicharmos, der im ſiziliſchen Megara geboren, nach der Zerſtörung dieſer Stadt durch Gelon noch als Jüngling nach Syrakus kam und hier durch das Treiben der Großſtadt zu dramatiſchem Schaffen angeregt wurde. Er entnahm ſeine Stoffe dem Leben, das ihn umgab; als Einkleidung verwandte er mitunter eine Parodie des Göttermythos. So wurde er zum Begründer der Komödie. Auch den geiſtigen Zeitſtrömungen hat er ein lebhaftes Intereſſe entgegengebracht, und vielfach, im Ernſt wie im Scherz, philoſophiſche Fragen auf der Bühne behandelt. Die hohe Anerkennung, die er bei Mit- und Nachwelt gefunden hat — ſtellt ihn doch Platon gleich neben Homer —, läßt keinen Zweifel, daß er zu den allerbedeutendſten Erſcheinungen der griechiſchen Literatur gehört; uns allerdings ſind nur wenige Trümmer erhalten, die uns wohl von dem Gedankenreichtum dieſer Stücke einen Begriff geben, von ihrer Kompoſition als Ganzes aber keine Anſchauung.

Doch die Blüte der Dichtkunſt in Syrakus hat den Sturz der Tyrannis und damit die herrſchende Stellung der Stadt nicht lange überdauert. Die attiſche Tragödie vermochte hier keine Wurzel zu ſchlagen, und ſelbſt Epicharmos hat wohl eine Schule hinterlaſſen, aber keinen



Attiſche Schale mit Achilleus und Pentheſilea, wahrſcheinlich nach einem Gemälde des Polygnotos.
Original in der alten Pinakothek zu München. Nach Furtwängler, Vaſenmalerei. Verlag F. Bruckmann, Akt.-Geſ.

ebenbürtigen Nachfolger. Die Komödie ſank zum Mimos herab, Darſtellungen aus dem Volksleben in Geſprächsform, in ungebundener Rede, eine Gattung, in der Sophron um die Zeit des peloponneſiſchen Krieges vortreffliches leiſtete. Um ſo glänzender entwickelte ſich die Poeſie in Athen. Hier beherrſchte Äſchylos bis gegen die Mitte des Jahrhunderts die Bühne; aber er ſah ſich mehr und mehr durch jüngere Talente aus der Gunſt des Publikums verdrängt. An den großen Dionyſien im Frühjahr 468 unterlag er im Wettkampf gegen Sophokles (ca. 496—406), der die bei Äſchylos noch recht dürftige Handlung reicher geſtaltete und die lyriſchen Partien mehr zurücktreten ließ, ſo hohe Schönheit er auch in ſeine Chorlieder zu legen wußte. Niemand hat ihn in der Kunſt übertroffen, den dramatiſchen Knoten zu ſchürzen und ohne Anwendung gewaltſamer Mittel zu löſen. Freilich die Erhabenheit der äſchyleiſchen Gedankenwelt ſuchen wir bei ihm vergebens; es ſind Menſchen, nicht mehr Heroen, die er auf die Bühne bringt, aber künſtleriſch ſtiliſierte Menſchen, Typen ohne rechte Individualität, ähnlich denen, welche die zeitgenöſſiſche Plaſtik bildete. Die Konflikte in dieſen Dramen vermögen uns darum, trotz aller künſtleriſchen Vollendung des Ganzen, nicht recht zu erwärmen.

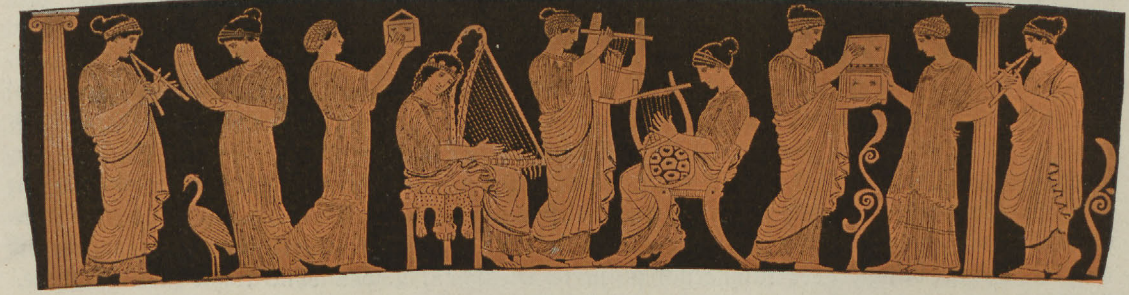


Wettrennen.

Rotfiguriges Vaſenbild. Aus Furtwängler „Griechiſche Vaſenmalerei". Verlag der F. Bruckmann, A.-G., München.

Aber Sophokles gab, was die Zeitgenoſſen verlangten; ſeine Tragödien ſind die dichteriſche Verklärung des perikleiſchen Athen, wie die Werke eines Iktinos, Polygnotos und Pheidias deſſen künſtleriſche Verklärung ſind. Solange er lebte, hat auf dem attiſchen Theater niemand gegen ihn aufkommen können.

Und doch brachte die Zeit eine reiche Fülle dramatiſcher Talente hervor. Auch waren es nicht mehr Athener allein, die für die Bühne ihrer Stadt tätig waren; das Theater Athens gewann nationale Bedeutung und Dichter aus anderen Städten begannen dort in die Schranken zu treten, wie Ion aus Chios, Achäos aus Eretria, Neophron aus Sikyon, die ſehr bedeutendes geleiſtet haben, ſo tief ſie auch unter Sophokles ſtehen mochten. Aber der größte unter Sophokles' Nachfolgern, der einzige, der ſchon bei Sophokles' Lebzeiten ihm als ebenbürtiger Meiſter zur Seite geſtellt wurde, war doch ein Athener, Euripides (480—406). Mit ihm zog der Realismus auf der attiſchen Bühne ein. Seine Perſonen tragen zwar noch die heroiſche Maske, doch nur, weil dieſe einmal durch die Sitte vorgeſchrieben war; es ſind Menſchen aus des Dichters eigener Zeit, nicht mehr Typen, ſondern Individuen, mit allen ihren Schwächen und Leidenſchaften. Und die Konflikte, die ſie durchkämpfen und in denen ſie, je nachdem das Los fällt, ſiegen oder zugrunde gehen, ſind die Konflikte des wirklichen Lebens. Dabei wird auch den Frauen ihr Recht; Euripides hat das Weib für die Poeſie entdeckt oder wenn man will, nach Homer zuerſt wieder entdeckt, und demgemäß nimmt die Liebe unter ſeinen dramatiſchen Motiven eine hervorragende Stellung ein. Er iſt dabei gewagten Situationen nicht aus dem Wege gegangen und hat dadurch bei den Zeitgenoſſen ſchweren Anſtoß erregt. Nicht minderen Anſtoß gab es, daß er die Gedanken der neuen Weltanſchauung, die eben damals hervorzutreten begann, von der Bühne herab in die Maſſen warf. So iſt es ihm verſagt geblieben, wirkliche Popularität zu erringen; er hat nur wenige Siege gewonnen und ſein Leben lang mit den erbittertſten Anfeindungen zu kämpfen gehabt. Aber den Beſten ſeiner Zeit hat er genug getan; ſeine Schöpfungen wurden bald allen Gebildeten vertraut und wenn die Komödie nicht müde wurde, ihn mit beißendem Spotte zu überſchütten, ſo zeugt ſie eben damit für ſeine alles überragende Bedeutung, wie ſie denn ſelbſt durchaus unter euripideiſchem Einfluß ſteht. Ihm gehörte die Zukunft; die Tragödie

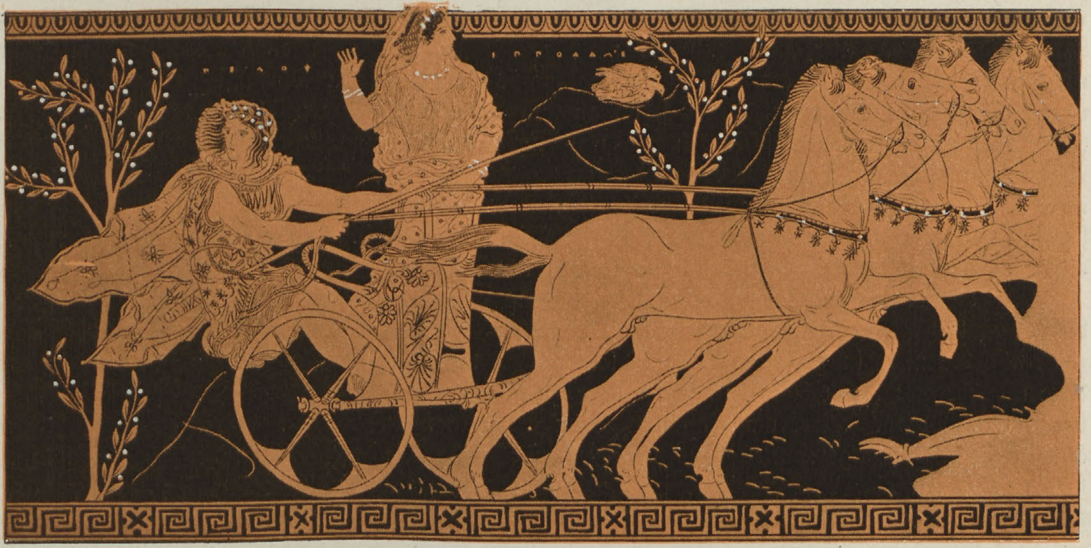


Die neun Muſen.

Rotfiguriges Vaſenbild. Aus Furtwängler „Griech. Vaſenmalerei". Verlag der F. Bruckmann, A.-G., München.

iſt während des ganzen nächſten Jahrhunderts den Bahnen gefolgt, die er gewieſen hatte, und ſeine eigenen Stücke haben ſich auf der Bühne behauptet, ſolange es ein antikes Theater gegeben hat. Außer Homer hat kein anderer griechiſcher Dichter eine ſo tiefgreifende Wirkung geübt.

In der Kompoſition der lyriſchen Partien ſchloß Euripides ſich den Neuerungen an, die zu ſeiner Zeit eine Umwälzung in der Muſik herbeiführten. Schon die großen Klaſſiker um die Wende vom 6. zum 5. Jahrhundert hatten begonnen, mehr Gewicht auf die Muſik zu legen, als auf den ihr unterlegten Text; bei Simonides' Neffen Bakchylides hat dieſer Text kaum mehr poetiſchen Wert als ein gutes Libretto. Der Chorlyrik als ſolcher war damit das Todesurteil geſprochen. Die ſpätere Entwicklung iſt dann auf dieſem Wege weiter gegangen. Um die Mitte des 5. Jahrhunderts trat dem Klaſſizismus gegenüber eine neue Richtung auf, die danach ſtrebte, eine reichere Klangwirkung zu erzielen und der Muſik dramatiſches Leben zu geben; ſie fand ihre erſten großen Vertreter in dem Dithyrambiker Melanippidas aus Melos und dem Kitharöden Phrynis aus Mytilene und wurde dann ſeit der Zeit des peloponneſiſchen Krieges durch Timotheos aus Milet, Philoxenos aus Kythera, Teleſtes aus Selinus weiter ausgebildet. Die Anhänger des Alten ſchrien natürlich Ach und Wehe über dieſen „Verfall" der Muſik; aber die Bewegung ſchritt ſiegreich weiter, und bald kam die Zeit, wo die großen Meiſter dieſer griechiſchen „Zukunftsmuſik" ſelbſt als Klaſſiker galten, deren Kompoſitionen die Theater beherrſchten und deren Lieder in den Schulen gelernt wurden. Sehr bezeichnend iſt es dabei, daß man jetzt den ethiſchen Wert dieſer Muſik nicht genug zu rühmen wußte, die vielen Zeitgenoſſen geradezu als unſittlich erſchienen war.



Pelops entführt Hippodameia.
Rotfiguriges Vaſenbild nach Furtwängler „Griechiſche Vaſenmalerei". Verlag der F. Bruckmann, A.-G., München.

Während ſo die lyriſche Poeſie verfiel, um endlich im Libretto zu enden, hatte die neue Gattung des Dramas, die Epicharmos in Syrakus begründet hatte, auch in Athen eine Stätte gefunden und zwar in ganz ſpontaner Entwicklung, ohne jede Beeinfluſſung durch den großen ſiziliſchen Dichter. Die Komödie hat hier, ebenſo wie die Tragödie, ihre Wurzel in den Dionyſosfeſten, dem atheniſchen Karneval, bei dem junge Leute in phantaſtiſchem Koſtüm umherzogen, deſſen weſentlichſten Beſtandteil ein rieſiger Phallos bildete; dabei wurden zu Ehren des Gottes und zur Freude des Publikums Lieder geſungen und Tänze aufgeführt, die mit dieſem Koſtüm im Einklang ſtanden und endlich dem Volke in langer Scheltrede ſein Sündenregiſter vorgehalten. An Stelle der Improviſation trat dann die vorbereitete Rede, das Ganze erhielt künſtleriſchen Zuſchnitt und endlich nahm der Staat die Sache in die Hand und ſorgte für die Aufführung von Komödien, wie er für die Aufführung von Tragödien ſorgte. Das iſt bald nach den Perſerkriegen geſchehen; die erſten Meiſter, die uns genannt werden, ſind Chionides und Magnes, in Perikles' Zeit tritt Kratinos hervor, bis dann die Komödie in der Zeit des peloponneſiſchen Krieges in Eupolis und Ariſtophanes ihre Klaſſiker fand, um die ſich eine große Zahl Dichter geringeren Ranges gruppierten. Ihren Urſprung aus dem Phallosliede hat die Komödie auch jetzt nicht verleugnet, in dem grotesken Koſtüm der Darſteller, der phantaſtiſchen Handlung, dem Mangel an jeder Rückſicht auf gute Sitte und Anſtand; auch die Scheltrede („Parabaſe") blieb, und damit die politiſche Färbung. Bei der freien Verfaſſung Athens führte das zu den ſchärfſten Angriffen auf die beſtehenden Zuſtände wie auf die leitenden Männer, überhaupt auf jeden, der irgendwie im öffentlichen Leben hervortrat. Aber über dem allen ausgegoſſen liegt der Hauch jener unvergleichlichen Anmut, die alle Schöpfungen der attiſchen Kunſt dieſer Zeit verklärt.

Außerhalb Athens ſind damals, wenn wir von Syrakus abſehen, Dramen noch kaum gegeben worden; man begnügte ſich mit den althergebrachten muſikaliſchen Aufführungen. Hauptſächlich aber blieb das Intereſſe des Volkes auch jetzt noch den gymnaſtiſchen Wettkämpfen zugewandt; das große Turnfeſt, das alle vier Jahre in Olympia gehalten wurde, galt nach wie vor als vornehmſtes Nationalfeſt, zu dem die Zuſchauer aus allen Teilen der griechiſchen Welt zuſammenſtrömten, während die muſiſchen Agone in Delphi eine ähnliche Popularität nicht gewinnen konnten, obgleich ſie doch auch mit einem großen Turnfeſt verbunden waren und dieſe heiligſte Stätte in Hellas ſchon an ſich eine mächtige Anziehungskraft üben mußte. Die Wettkämpfe wurden freilich mehr und mehr zu Schauſtellungen eines profeſſionellen Athletentums. Ganz beſonderer Gunſt erfreuten ſich die Pferderennen; reiche Familien ſetzten ihren Stolz darein, einen Rennſtall zu halten; nirgends mehr als in Sparta, und ein Wagenſieg in Olympia und Delphi wurde von der öffentlichen Meinung nicht weniger gefeiert, als ein Sieg beim Wettlauf oder beim Ringkampf im Stadion.

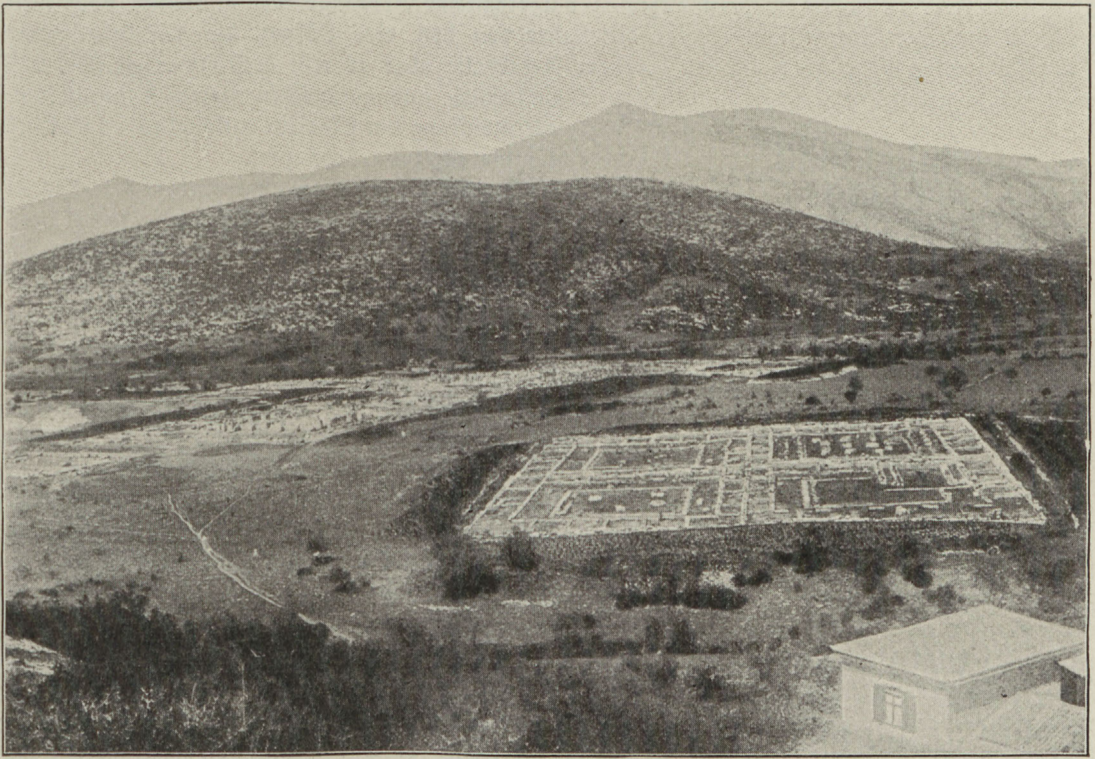
Wir dürfen uns nach dem allen von der Wirkung der hohen Kunſtblüte dieſer Zeit auf die Maſſe des Volkes keine übertriebenen Vorſtellungen machen. Die weit überwiegende Mehrzahl, alle die nicht in größeren Städten lebten oder die Mittel hatten, dorthin zu reiſen, bekam davon überhaupt kaum etwas zu ſehen oder zu hören; den höchſten Kunſtgenuß, die Tragödie, bot allein Athen. Hier mag allerdings auch der gemeine Mann einen gewiſſen Firnis äſthetiſcher Bildung gewonnen haben, aber eine ethiſche Wirkung konnten Aufführungen kaum haben, die nur ein- oder zweimal im Jahr ſtattfanden, und deren Eindruck zum Teil durch die Nuditäten des Satyrſpiels oder die Gemeinheiten der Komödie neutraliſiert wurde. Lauter als alles ſpricht die Roheit, mit der ſich das Publikum im Theater benahm; da wurde gebrüllt und getobt und zum Zeichen des Mißfallens mit allem möglichen nach der Bühne geworfen. Der Pöbel blieb eben Pöbel trotz aller ſchönen Verſe, die er zu hören bekam.

Dementſprechend war das ſittliche Niveau dieſer Zeit noch recht niedrig. Daß ein Staatsmann von anderen als perſönlichen Motiven geleitet ſein könne, iſt für Thukydides ein ganz unfaßbarer Gedanke. Niemand machte ſich ein Gewiſſen daraus, ſich auf öffentliche Koſten zu bereichern; es war ſchon viel, wenn ein Beamter ſich nicht geradezu beſtechen ließ. Noch übler ſah es mit der Humanität aus. Daß in der Leidenſchaft des Parteikampfes die ärgſten Greuel verübt wurden, mochte noch hingehen; aber ſelbſt die Athener haben mit kaltem Blute ganze Bürgerſchaften hinſchlachten laſſen, die ſich gegen ihre Herrſchaft empört hatten. Noch ärger trieben es die Spartaner; ſie ließen in den erſten Jahren des peloponneſiſchen Krieges die Mannſchaften aller atheniſchen Kauffahrer über die Klinge ſpringen, die in ihre Hände fielen. Die Syrakuſier gingen ſogar ſo weit, die Führer des atheniſchen Belagerungsheeres, das ſich ihnen ergeben hatte, hinrichten zu laſſen. Äſthetiſche und ſittliche Bildung haben eben, wie man noch täglich beobachten kann, ſehr wenig miteinander zu tun. Erſt der intellektuelle Fortſchritt, der ſich in dieſer Zeit anbahnte, hat es vermocht, einen Fortſchritt in ethiſcher Beziehung herbeizuführen.

◆

11. Die Aufklärung.

Die wiſſenſchaftliche Bewegung, die im 6. Jahrhundert begonnen hatte, flutete nach den Perſerkriegen in immer breiter werdendem Strome weiter. Die von Thales und Pythagoras begründete Mathematik und Aſtronomie fanden eifrige Pflege in Jonien, wie unter Pythagoras' Schülern in Italien; dort wirkten Önopides aus Chios, der die Länge des Sonnenjahres mit einem Fehler von nur drei Stunden beſtimmte und daraufhin einen verbeſſerten Kalender entwarf, und ſein Schüler Hippokrates, der Verfaſſer des erſten mathematiſchen Lehrbuchs, während die Pythagoreer die Lehren ihres Meiſters fortbildeten. Auch Athen hatte in Perikles' Zeit in Meton einen bedeutenden Mathematiker; er beſtimmte das Sonnenjahr noch genauer (mit einem Fehler von nur einer halben Stunde) als Önopides, und entwarf ebenfalls einen verbeſſerten Schaltzyklus, der freilich erſt ein Jahrhundert ſpäter zur Einführung gelangt iſt.



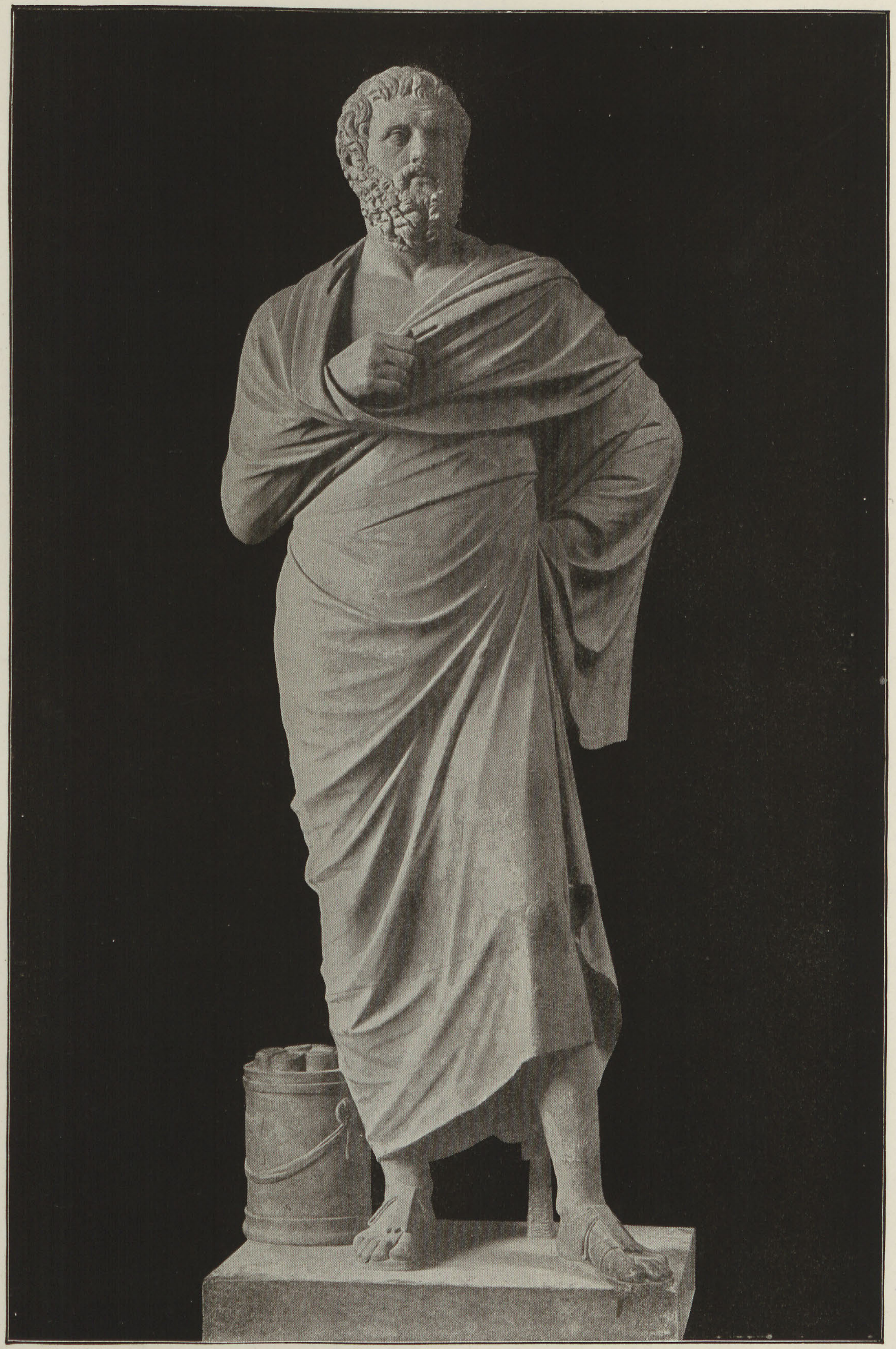
Der heilige Bezirk des Asklepios bei Epidauros mit den Ruinen des Tempels im Vordergrunde.

Photograph. Aufnahme des deutſchen archäologiſchen Inſtituts zu Athen.

Nicht geringere Fortſchritte machte die Medizin. Ihre Entwicklung iſt ausgegangen von den Kultſtätten des Heilgotts Asklepios, deren berühmteſte bei Epidauros in der Argolis lag; von dort iſt der Kult nach den argoliſchen Kolonien in Kleinaſien gekommen, vor allem nach Knidos und Kos. Hier ſtrömten die Kranken von allen Seiten zuſammen; ſie legten ſich im Tempel zum Schlummer nieder, um durch Offenbarungen, die ihnen der Gott im Traum zuteil werden ließ, mit Hilfe der Prieſter den Weg zur Heilung zu finden. So bot ſich hier reiche Gelegenheit zur Beobachtung der verſchiedenen Krankheiten, und es ſammelte ſich infolgedeſſen im Laufe der Zeit ein unverächtlicher Schatz mediziniſchen Wiſſens an, der es endlich ermöglichte, die Heilkunſt aus den Banden des Aberglaubens zu befreien und auf eine rationelle Grundlage zu ſtellen. Es waren die Ärzteſchulen, die ſich im Anſchluß an die Asklepieien von Knidos und Kos gebildet hatten, von denen dieſe Bewegung hauptſächlich getragen wurde; dazu trat die Schule, die ſich unter pythagoreiſchem Einfluß in Kroton gebildet hatte. Schon um 500 v. Chr. finden wir den Krotoniaten Damokedas als Leibarzt am Hofe des Dareios, wo ſeine Kunſt die der berühmten ägyptiſchen Ärzte weit in den Schatten ſtellte; ein halbes Jahrhundert ſpäter machte Alkmeon hier epochemachende phyſiologiſche Entdeckungen; er zuerſt hat erkannt, daß das Gehirn das Zentralorgan des Denkens iſt, eine Lehre, die freilich erſt nach mehr als einem Jahrhundert zu allgemeiner Anerkennung gelangte. In der knidiſchen Schule herrſchte im ganzen eine wüſte Kaſuiſtik, die für jede Krankheit ihr Spezificum hatte. So ging der Fortſchritt der mediziniſchen Wiſſenſchaft hauptſächlich von der Schule von Kos aus und ihrem berühmteſten Haupte, dem großen Hippokrates (geb. 460). Er meinte, der beſte Arzt wäre die Natur ſelbſt, ſchreckte aber, wo es darauf ankam, auch vor energiſchen Eingriffen nicht zurück, nur zu Amputationen wagte er noch nicht zu ſchreiten. Von einer Einſicht in die wahren Urſachen pathologiſcher Vorgänge war er freilich noch weit entfernt, und die Humoralpathologie, die Lehre von den vier Säften, die der menſchliche Körper enthalten ſollte, war nur ein dürftiger Notbehelf; aber es war doch etwas großes, daß man dahin gelangt war, die Krankheiten ausſchließlich aus natürlichen Urſachen abzuleiten. Hippokrates' Lehren haben auf die ganze ſpätere Entwicklung der Medizin entſcheidenden Einfluß geübt und weit über das Altertum hinaus kanoniſche Geltung behauptet.

Die Erweiterung der naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, wie ſie namentlich den Ärzten verdankt wurden, mußte die bisher aufgeſtellten Syſteme der Naturerklärung ſehr bald veralten laſſen. Man ſtrebte nach poſitiver Erkenntnis an Stelle der Hypotheſen, wie ſie die Joner und Parmenides gegeben hatten. So trat, um die Mitte des Jahrhunderts, Empedokles aus Akragas mit einem neuen Syſtem hervor. Er war eine tiefreligiöſe Natur und überzeugter Anhänger der orphiſchen Lehren; aber er war auch Arzt und im Beſitze der vollen Naturerkenntnis ſeiner Zeit. So war es ihm Bedürfnis, für ſeinen Glauben die wiſſenſchaftlichen Beweiſe zu finden. Er ging dabei aus von der parmenideiſchen Lehre der Unzerſtörbarkeit des Seienden, wie er ſich auch darin an Parmenides anſchloß, daß er ſeinem Werke poetiſche Form gab und es damit einem weiten Leſer- und Hörerkreiſe zugänglich machte. Iſt das Sein überhaupt unzerſtörbar, dann iſt es auch unſer eigenes Sein, unſere Seele; denn „kein weiſer Mann wird ſich dergleichen in ſeinem Sinne träumen laſſen, ſolange wir leben, was man ſo leben heißt, nur ſolange ſeien wir vorhanden und wiederfahre uns ſchlimmes und gutes, dagegen bevor wir Sterblichen geworden und nachdem wir uns wieder aufgelöſt haben, ſeien wir nichts." Die Seele muß alſo nach dem Tode in andere Körper eingehen, und zwar keineswegs nur in menſchliche Körper, ſind doch die Seelen der Tiere und ſelbſt das, was die Pflanzen belebt, unſerer eigenen Seele weſensgleich. Ebenſo haben wir vor unſerer Geburt ſchon in allerhand Tierkörpern und auch als Pflanzen gelebt. So hatte Empedokles die orphiſche Lehre von der Seelenwanderung philoſophiſch bewieſen; es war natürlich, daß er hier nicht ſtehen blieb, und mit den Orphikern weiter annahm, was ſich freilich nicht mehr beweiſen ließ, daß unſere Seele göttlichen Urſprungs und zur Strafe für eine Sünde, die ſie begangen, verurteilt iſt, ihren Weg durch unzählige ſterbliche Leiber zu nehmen, bis ſie dereinſt geläutert wieder zu ihrem Urſprung zurückkehrt. Die Körperwelt aber iſt nach Empedokles aus den vier Elementen zuſammengeſetzt, die ſeitdem, bis auf die Begründung der modernen Chemie, in der Wiſſenſchaft allgemeine Geltung behalten haben; ſie werden bewegt von zwei Kräften, die unſer Philoſoph mit der orphiſchen Lehre entlehnter Terminologie als Liebe und Haß bezeichnet; alles Entſtehen und Vergehen wird durch die Verbindung und Trennung dieſer Elemente bewirkt, während die Elemente ſelbſt ewig ſind.

Empedokles hatte gegeben, was noch keinem ſeiner Vorgänger gelungen war, den erſten Verſuch einer mechaniſchen Naturerklärung. Aber den Beweis, das alles aus den vier Elementen beſtehe, hatte er freilich nicht zu erbringen vermocht. Um dieſer Schwierigkeit zu entgehen, ſtellte ſein Zeitgenoſſe Anaxagoras aus Klazomenä die Anſicht auf, es beſtehe eine unendliche Menge qualitativ verſchiedener Urſtoffe, „Samen der Dinge", wie er ſie nannte; der feinſte und reinſte dieſer Stoffe ſei der Geiſt (Noos), die bewegende und geſtaltende Kraft des Univerſums. „Wie die Dinge ſein ſollten, und wie ſie geworden ſind und jetzt ſind und ſein werden, das alles hat der Geiſt angeordnet." Damit war das Prinzip der Teleologie in die



Porträtſtatue des Sophokles
Original im Lateran-Muſeum zu Rom
Photographie-Verlag Anderſon, Rom

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

Philoſophie eingeführt. Die Weltbildung ſelbſt allerdings läßt dann auch Anaxagoras in durchaus mechaniſcher Weiſe vor ſich gehen, und ſo iſt er wohl ein Vorläufer des Dualismus, ſteht aber ſelbſt in der Hauptſache noch auf materialiſtiſchem Boden.

Aber die Elementenlehre iſt doch nur eine Hilfskonſtruktion, die unſer Denken auf die Dauer nicht befriedigen kann, am wenigſten in der Geſtalt, die ihr Anaxagoras gegeben hatte. So griff denn um den Anfang des peloponneſiſchen Krieges Diogenes aus Apollonia wieder auf die altioniſche Vorſtellung von dem einen Urſtoff zurück, und zwar ſah er dieſen, die Lehre des Anaximenes aufnehmend, in der Luft. Auch er war mit Anaxagoras überzeugt, daß die zweckmäßige Ordnung der Welt ein denkendes Weſen als Urheber fordert, und dies Weſen könne kein anderes als die Luft ſein: „Denn gerade ſie, dünkt mich, iſt Gott, iſt allgegenwärtig und alles verwaltend und in allem vorhanden. Und es gibt auch nicht das Geringſte, das nicht von ihrem Weſen Teil hätte.“ So war denn der Monismus gerettet, aber um teueren Preis, und der Spott war nur zu berechtigt, den die Komödie über das neue Syſtem ausſchüttete. Die Naturphiloſophie hatte ihren eigenen Bankerott erklärt.

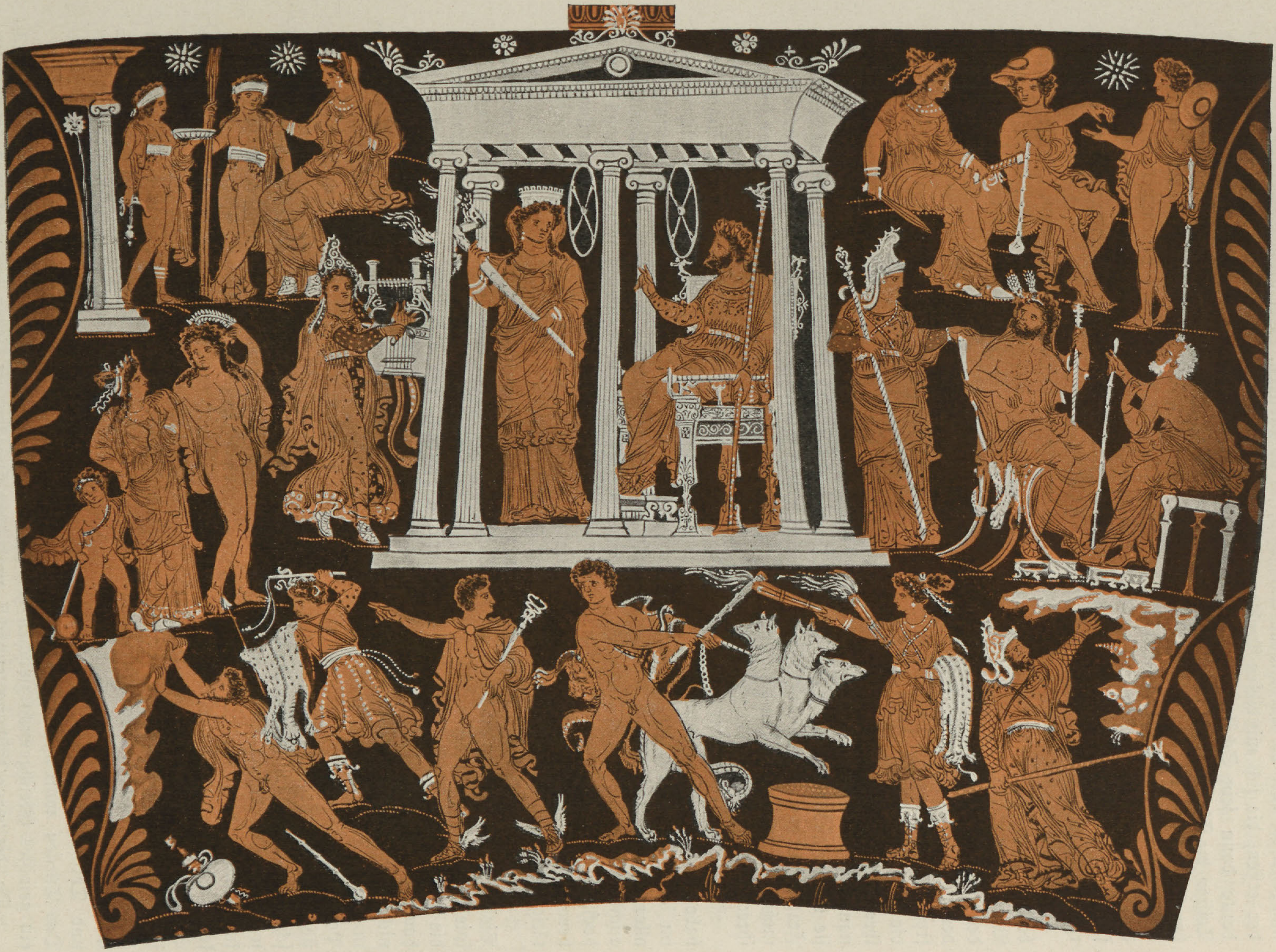
Gegenüber dieſer Mannigfaltigkeit der Syſteme, die alle mit dem Anſpruch auftraten, die Wahrheit zu lehren, mußten die Zweifel erwachen, ob denn überhaupt eine wirkliche Naturerkenntnis möglich ſei. Schon Herakleitos und Empedokles hatten die Unzuverläſſigkeit der Sinneswahrnehmungen betont, ohne ſich doch näher mit dieſem Problem zu beſchäftigen. Das tat erſt Protagoras aus Abdera (etwa 480—410) in ſeiner Schrift „Von der Wahrheit“, durch die er der Begründer der Erkenntnistheorie geworden iſt. An die Spitze ſtellte er den berühmten Satz: „Das Maß aller Dinge iſt der Menſch, der ſeienden, daß ſie ſind, der nichtſeienden, daß ſie nicht ſind.“ Das heißt, alle Erkenntnis iſt relativ, bedingt durch das erkennende Subjekt. Es ſind alſo ſehr viele Auffaſſungen der Dinge möglich, die alle ſubjektiv gleich berechtigt ſein können. Daraus folgt aber natürlich keineswegs, daß Protagoras nun die Möglichkeit einer objektiven Erkenntnis geleugnet hätte; ſeine ganze Tätigkeit als Forſcher und Lehrer zeugt laut für das Gegenteil. Andere dagegen ſind bis zur völligen Skepſis fortgeſchritten. So ſuchte Empedokles’ Schüler Gorgias aus Leontinoi (etwa 470—370) den Beweis zu führen, daß es überhaupt kein Seiendes gäbe; gäbe es aber auch ein Seiendes, ſo ſei dieſes doch für uns nicht erkennbar, und wäre es erkennbar, ſo wäre es doch nicht mitteilbar.

Dieſe erkenntnistheoretiſchen Zweifel haben es bewirkt, daß die Forſchung ſich mehr und mehr von der Naturwiſſenſchaft abwandte. Sie fand dafür reichen Erſatz in der Beſchäftigung mit dem menſchlichen Geiſtesleben, wo noch ſo gut wie alles zu tun war. Allerdings die Saat, die einſt Hekatäos ausgeſtreut hatte, war inzwiſchen aufgegangen: die Geſchichtſchreibung hatte eifrige Pflege gefunden, und die weltbewegenden Ereigniſſe der Perſerkriege gaben den Anlaß, daß ſie ſich von den mythiſchen Zeiten der jüngſten Vergangenheit zuwendete. „Damit die großen und bewunderungswürdigen Taten der Hellenen und Barbaren nicht in Vergeſſenheit kämen“, verfaßte Herodotos aus Halikarnaſſos in Perikles’ Zeit das Werk, das ſeinen Namen unſterblich gemacht hat, die erſte groß angelegte hiſtoriſche Darſtellung, die überhaupt geſchrieben worden iſt. Der Kampf zwiſchen Griechen und Perſern wird aufgefaßt als eine Epiſode in dem großen Kampf zwiſchen Europa und Aſien, der mit dem Raube der Jo durch phönikiſche Schiffer ſeinen Anfang genommen habe; doch läßt Herodot die mythiſchen Zeiten beiſeite und beginnt mit der Unterwerfung der ioniſchen Städte durch die Könige von Lydien. Darauf ſchildert er uns die Entſtehung und das Wachstum des Perſerreiches und geht dann zu ſeiner eigentlichen Aufgabe über, der Erzählung der Kämpfe der Griechen gegen Dareios und Xerxes. Den Schluß bildet die Befreiung Joniens durch die Schlacht bei Mykale. Die Darſtellung wird durch Einſtreuung reichen geographiſchen und ethnographiſchen Materials belebt, das der Verfaſſer zum großen Teil ſelbſt auf weiten Reiſen geſammelt hat. In der Anordnung des Stoffes nahm er ſich das Epos zum Vorbild, wie auch ſeine Weltanſchauung im Grunde noch die alte homeriſche iſt. Auch Herodot erkennt überall die Hand der Gottheit, die alles nach ihrem Willen lenkt; natürlich teilt er nicht mehr den naiven Glauben Homers, ſondern ſteht als echter Sohn ſeiner Zeit auf dem rationaliſtiſchen Standpunkt des Hekatäos, für den es keine Wunder mehr gibt. Von einer wirklichen Einſicht in die Urſachen der Begebenheiten kann alſo bei ihm keine Rede ſein, um ſo weniger, als es ihm an politiſchen und militäriſchen Kenntniſſen ganz fehlte; er beſchränkt ſich im weſentlichen auf die Wiedergabe der Berichte ſeiner Gewährsmänner, und ſeine Sympathien für Athen wie ſeine Begeiſterung für die Demokratie treten überall hervor. Aber er hat dieſe Berichte zu einem lebensvollen Bilde verwebt, das ſchon die Zeitgenoſſen zur Bewunderung hinriß und das uns noch heute mit unwiderſtehlicher Macht in ſeinen Bann zieht; er hat die Geſchichtſchreibung als Kunſtform begründet und iſt in dieſer Beziehung für alle Folgezeit ein ſelten erreichtes Vorbild geblieben.

Aber ſchon hatte die Forſchung begonnen, die Grundlage zu erſchüttern, auf der Herodots Weltanſchauung beruhte. Eine ſo revolutionäre Zeit, die alles Beſtehende vor den Richterſtuhl ihrer Kritik zog, mußte mit Notwendigkeit dahin kommen, auch die Grundlagen des religiöſen Glaubens auf ihre Haltbarkeit hin zu prüfen. Mit den anthropomorphiſtiſchen Vorſtellungen hatte die Philoſophie bereits aufgeräumt, ſeit Xenophanes zuerſt begonnen hatte, ſie zu bekämpfen. Bei Anaxagoras hatte ſich der Gottesbegriff dann zur Weltſeele verflüchtigt die zwar den Weltplan entworfen hat, aber in den Verlauf der Dinge nicht eingreift. Protagoras aus Abdera, derſelbe, der zuerſt das Erkenntnisproblem ſcharf formuliert hatte, iſt noch einen Schritt weiter gegangen. „Über die Götter weiß ich nichts zu ſagen, weder daß ſie ſind, noch daß ſie nicht ſind, noch welcherlei Art; denn vieles hindert unſere Erkenntnis, die Dunkelheit des Gegenſtandes und die Kürze des menſchlichen Lebens.“ Alſo es gibt keinen zureichenden Beweis für das Daſein Gottes, freilich auch keinen entſcheidenden Gegenbeweis. Wer ſo dachte, hatte mit der Religion abgeſchloſſen; denn wie kann man Weſen anbeten, die vielleicht überhaupt nicht vorhanden ſind? Die vollen Konſequenzen daraus hat dann um den Anfang des peloponneſiſchen Krieges Diagoras aus Melos gezogen: er war der erſte, der den Mut hatte, die Exiſtenz der Götter offen zu leugnen. Seitdem blieb dieſe Frage ein Gegenſtand lebhafter Diskuſſion unter den Gebildeten; wie ſie denn von Euripides mehrfach auf der Bühne behandelt worden iſt. Der Forſchung erwuchs jetzt das Problem, die Entſtehung der Religion zu erklären. Während Prodikos von Keos den Götterglauben aus dem Naturkultus ableitete, was bei der Durchſichtigkeit der griechiſchen Mythologie ja ſehr nahe lag, erklärte der Athener Kritias, Platons Oheim, die Religion als eine Erfindung kluger Männer, zu dem Zweck, die Maſſen durch die Furcht vor den Göttern zu ſittlichem Handeln zu zwingen.

Der alte Glauben, der das Sittengeſetz auf göttliches Gebot zurückführte, war damit in ſein Gegenteil verkehrt. Der Weg war jetzt frei zu einer Kritik der geltenden Sittlichkeitsbegriffe. Daß Geſetz und Herkommen keinen Maßſtab für den ſittlichen Wert unſerer Handlungen abgeben können, zeigte ſchon ein Blick auf die ſo weit voneinander abweichenden Sitten der verſchiedenen Völker. So kam man dahin, der menſchlichen Satzung ein Naturrecht gegenüberzuſtellen, das allein abſolute Geltung beanſpruchen könne. Die Frage war nur, was man denn unter Naturrecht zu verſtehen habe. Daß in der Natur nur das Recht des Stärkeren gilt, iſt klar, und es hat denn auch ſchon damals nicht an ſolchen gefehlt, die das Naturrecht in dieſem Sinne verſtehen wollten und die Lehre vom Übermenſchen predigten, dem alles erlaubt ſei. Doch das waren natürlich nur vereinzelte Stimmen. Denen gegenüber betonte Protagoras, daß wir eben nicht im Naturzuſtande leben, wie die Tiere, ſondern innerhalb der menſchlichen Geſellſchaft, deren Beſtand ohne Achtung vor den Rechten anderer nicht möglich iſt; dieſes Gefühl ſei denn auch der großen Mehrzahl der Menſchen von Natur eingepflanzt, wer es aber nicht habe, der müſſe aus der Geſellſchaft geſtoßen werden wie ein Peſtkranker. Alle Menſchen ſind von Natur Brüder, ſagt ein anderer Vertreter der Aufklärung, der Eleier Hippias, und nur das Geſetz hat Schranken zwiſchen ihnen errichtet. Es ſind die Gedanken, die im Staatsleben zur Demokratie geführt hatten, auf die hier die Sittenlehre gegründet wurde.

Und noch in anderer, ebenſo folgenreicher Weiſe wirkte die Demokratie auf das Geiſtesleben zurück. Mehr als je vorher war die Herrſchaft über das Wort jetzt unerläßliches Erfordernis für jeden, der zu Einfluß und Macht gelangen oder auch nur die eigene Sache mit Erfolg vor Gericht führen wollte. Da galt es, vor einer Verſammlung vor mehreren Hundert Geſchworenen zu reden, die zum größten Teil den unteren Klaſſen der Bürgerſchaft angehörten und meiſt nicht die Bildung beſaßen, um einer etwas verwickelteren juriſtiſchen Beweisführung folgen zu können; alles hing alſo von der Geſchicklichkeit ab, mit der die Parteien ihre Sache vorzubringen wußten. So kam man dazu, darüber nachzudenken, worauf denn die Wirkung



Die Unterwelt. Bild auf einem Tarentiner Prachtgefäß zu München. Nach Furtwängler, Vaſenmalerei. Verlag F. Bruckmann, Akt.-Geſ.

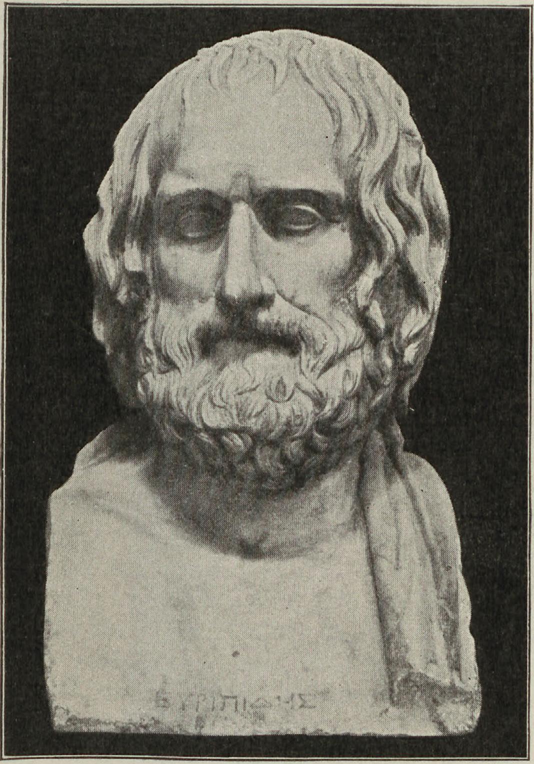
der Rede beruhe, und ob es nicht möglich ſei, dem Mangel natürlicher Begabung durch Kunſt nachzuhelfen oder die vorhandene Anlage weiter auszubilden. Der große Empedokles iſt einer der erſten, die ſich mit dieſen Problemen beſchäftigt haben; auf dem von ihm gelegten Grunde baute dann ſein Schüler Gorgias weiter, während in Syrakus Korax und deſſen Schüler Teiſias die Theorie der Gerichtsrede ausbildeten. Parmenides' Schüler Zenon aus Elea wurde der Begründer der Kunſt des Beweiſes, der Dialektik. Gleichzeitig und unabhängig davon wurden dieſelben Aufgaben im Oſten der griechiſchen Welt in Angriff genommen. Hier hatte die Redekunſt ihren erſten großen Meiſter in Protagoras, der dann bald zahlreiche Nachfolger fand, wie Thraſymachos aus Kalchedon, Prodikos aus Keos, Hippias aus Elis, um nur die berühmteſten Namen zu nennen.

Alle dieſer Männer begannen jetzt als Lehrer der Beredſamkeit aufzutreten, und ſie fanden bald zahlreiche Schüler. Natürlich begnügten ſie ſich nicht mit dem engen Felde, das die eigene Vaterſtadt ihrer Wirkſamkeit bieten konnte. Dichter, Künſtler und Ärzte waren von jeher in der ganzen griechiſchen Welt umhergezogen, Ruhm und Ehre zu ſuchen, und die Lehrer der neuen Kunſt der Rede ſind ihrem Beiſpiel gefolgt. Ohne etwas Reklame ging es dabei freilich nicht ab; das Publikum war einmal daran gewöhnt, und wollte es nicht anders. Wie die Rhapſoden im prächtigen Gewande, den Kranz auf dem Haupte, den Stab in der Hand, ihre Vorträge hielten, ſo ſuchten auch die „Lehrer der Weisheit" („Sophiſten"), wie ſie ſich nannten, durch gewählte Tracht Aufſehen zu erregen; um ihre Meiſterſchaft zu beweiſen, waren ſie bereit, aus dem Stegreif über jedes Thema zu ſprechen, jedem der es wollte auf beliebige Fragen Rede und Antwort zu ſtehen. Männer wie Protagoras hatten das freilich bald nicht mehr nötig; wohin ſie kamen, öffneten ſich ihnen alle Pforten und die vornehme Jugend ſtrömte ihren Vorträgen zu.

Geiſtige Arbeit war in Griechenland ſtets honoriert worden. Pindar und Simonides haben ſich ihre Lieder gut bezahlen laſſen, die dramatiſchen Dichter, die bei den Aufführungen im atheniſchen Theater den Sieg errangen, erhielten anſehnliche Geldpreiſe, und vor allem die Ärzte haben ſchon damals mit ihrer Kunſt viel Geld verdient. Natürlich haben auch die Sophiſten ihren Unterricht nicht umſonſt gegeben; die Honorare waren anfangs recht hoch, ſolange die neue Kunſt noch von wenigen gelehrt wurde, ſind dann aber allmählich heruntergegangen, und ſelbſt die berühmteſten Sophiſten, wie Gorgias, ſind durch ihre Lehrtätigkeit doch nur zu mäßigem Wohlſtand gelangt.

So wurde der griechiſchen Jugend zum erſten Male eine höherer Unterricht geboten. Bisher hatte dem Jüngling der beſſeren Stände als Ideal vorgeſchwebt, Siege in den Nationalſpielen zu erringen; demgemäß brachte er faſt den ganzen Tag auf dem Turnplatze zu, während die geiſtige Ausbildung ſich auf Leſen und Schreiben, etwas Muſik und die Kenntnis der hauptſächlichſten Dichter beſchränkte. Die Lehren der Philoſophen und Mathematiker waren nicht über die engſten Kreiſe hinaus gedrungen, und ſelbſt ſozial hochſtehende Männer waren in dieſen Dingen meiſt von kraſſeſter Unwiſſenheit. Es war eine ſeltene Ausnahme, daß Perikles ſich durch Anaxagoras in die Naturwiſſenſchaften einführen ließ und mit Protagoras über ethiſche Fragen diskutierte; und es iſt ihm von vielen Seiten verargt worden. Aber ſchon in der nächſten Generation wurde einige Bekanntſchaft mit der Redekunſt ein notwendiges Erfordernis für jeden, der auf Bildung Anſpruch machte; und nicht mit der Redekunſt allein, denn die großen Männer, von denen dieſe Umwälzung im griechiſchen Geiſtesleben ausging, wußten ſehr wohl, daß die bloße rhetoriſche Dreſſur den Redner nicht macht. So war Protagoras bemüht, ſeinen Schülern eine tüchtige ethiſche Ausbildung zu geben, um ſie dadurch zu charaktervollen Männern zu erziehen, die imſtande wären, ſowohl ihr eigenes Hausweſen, wie den Staat in richtiger Weiſe zu leiten. Hippias ging noch weiter und zog auch Mathematik, Aſtronomie und Muſik in den Bereich ſeines Unterrichts, während Gorgias und Thraſymachos ſich mehr auf die Rhetorik im engeren Sinne des Wortes beſchränkten. Das Turnen wurde dadurch keineswegs aus der Erziehung verdrängt, aber es wurde doch ein gewiſſes Gleichgewicht zwiſchen geiſtiger und körperlicher Ausbildung hergeſtellt.

Da die neue Bildung zunächſt praktiſchen Zwecken zu dienen beſtimmt war, blieb ſie natürlich auf das männliche Geſchlecht beſchränkt. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die eine beſſere Erziehung auch der Mädchen verlangten; aber dieſe Forderung war den herrſchenden Vorurteilen gegenüber nicht wohl zu verwirklichen. Allerdings gab es Frauen, die den Mut hatten, dieſen Vorurteilen zu trotzen und bei den Sophiſten in die Schule zu gehen; aber ſie ſetzten damit ihren guten Ruf aufs Spiel und durften ſich nicht beklagen, wenn die öffentliche Meinung ſie mit den Hetären zuſammenwarf. Die gefeiertſte unter dieſen emanzipierten Frauen war die Mileſierin Aſpaſia; ſie kam um 440 nach Athen und wußte den leitenden Staatsmann durch ihren Geiſt ſo zu feſſeln, daß er um ihretwillen ſeine rechtmäßige Gemahlin verſtieß und Aſpaſia in ſein Haus nahm, wo ſie fortan den belebenden Mittelpunkt der atheniſchen Geſellſchaft bildete, ſoweit dieſe an der neuen Bildung Anteil nahm.



Büſte des Euripides im Muſeum zu Neapel.
Photographiſche Aufnahme von Alinari in Florenz.

Das Auftreten der Sophiſten brachte im griechiſchen Geiſtesleben eine Umwälzung hervor, ſo tiefgreifend und zugleich ſo plötzlich eintretend, wie vielleicht keine zweite im ganzen Verlauf der Weltgeſchichte. Die alten ioniſchen Denker hatten meiſt jedes Heraustreten in die Öffentlichkeit verſchmäht und ihre Lehre nur einen kleinem Schülerkreiſe mitgeteilt; die Verſuche, die Xenophanes und nach ſeinem Vorbild Parmenides und Empedokles mit einer Populariſierung der Ergebniſſe ihrer Forſchung gemacht hatten, waren im ganzen erfolglos geblieben, oder hatten doch nur im Weſten der griechiſchen Welt eine Wirkung geübt. Erſt der Unterricht der Sophiſten hat der neuen Weltanſchauung zum Siege verholfen. Die alte Generation, die um die Mitte des Jahrhunderts bereits das fertige Mannesalter erreicht hatte, ſtand mit wenigen Ausnahmen der neuen Bildung ablehnend, oder doch teilnahmlos gegenüber, während die damals heranwachſende Jugend in ihrer großen Mehrheit ſich ihr bedingungslos hingab. So ging denn in dieſer Zeit ein tiefer Riß durch die griechiſche Welt; zwei Weltanſchauungen ſtanden faſt unvermittelt ſich gegenüber. Sophokles und Euripides haben nebeneinander für die attiſche Bühne geſchrieben; der Altersunterſchied zwiſchen beiden betrug noch nicht zwanzig Jahre, und doch trennte ſie ein Abgrund; der Ältere wurzelte mit ſeinem ganzen Denken in der Vergangenheit, während der Jüngere den Ideen Ausdruck gegeben hat, denen die Zukunft gehörte. Euripides' Dramen ſind die poetiſche Verklärung der neuen Bildung; er hat alle die Probleme auf die Bühne gebracht, die in den Kreiſen der Sophiſten verhandelt wurden, ohne Rückſicht auf die Vorurteile der großen Menge, die meiſt gar nicht imſtande war, ſeinem Gedankenfluge zu folgen; und auch die neue Kunſt der Rhetorik hat er in den Dienſt ſeiner Muſe geſtellt. So hat er zur Verbreitung der neuen Gedanken vielleicht noch mehr beigetragen, als die berühmteſten Sophiſten ſeiner Zeit; aber er hat es erkauft mit dem Verzicht auf jene Popularität die ſeinem Rivalen Sophokles in ſo reichem Maße zuteil wurde.

Ähnlich wie zwiſchen den beiden großen Tragikern iſt das Verhältnis zwiſchen den beiden großen Hiſtorikern dieſer Zeit. Thukydides iſt kaum zwanzig Jahre jünger als Herodot, aber er iſt durch die Schule der ſophiſtiſchen Bildung gegangen. Bei ihm ſpielt die Gottheit keine Rolle mehr; die Geſchichte iſt ihm einfach ein Produkt ethiſcher und politiſcher Faktoren. An die Stelle der liebenswürdig-naiven Darſtellung Herodots tritt der ſcharf pointierte, wenn man will, etwas manirierte Stil, wie er von den Sophiſten gelehrt wurde. Dabei hat Thukydides vor Herodot das Verſtändnis politiſcher und militäriſcher Dinge voraus. Einer vornehmen Familie Athens angehörig, iſt er zum höchſten Staatsamt, der Strategie gelangt; ein militäriſcher Mißerfolg brachte ihm die Verbannung, die ihn der Vaterſtadt zwanzig Jahre lang fern hielt. Dieſe unfreiwillige Muße benutzte er zur Abfaſſung eines Geſchichtswerkes über den großen Krieg zwiſchen Athen und den Peloponneſiern, der für ihn ſelbſt ſo verhängnisvoll geworden war. Seine Verbindungen ſtellten ihm das beſte Material zur Verfügung, und er hat es mit Kritik und im ganzen auch mit Unparteilichkeit verarbeitet; daß ſeine perſönlichen Sympathien und Antipathien in der Darſtellung gleichwohl überall hervortreten, wird ihm, der Zeitgeſchichte ſchrieb, niemand zum Vorwurf machen. So bleibt Thukydides der Ruhm, die wiſſenſchaftliche Geſchichtſchreibung begründet zu haben; in der ganzen hiſtoriographiſchen Literatur, die uns aus dem Altertum erhalten iſt, nimmt ſein Werk den erſten Platz ein. Zugleich iſt es auch das einzige große Werk der ſophiſtiſchen Periode, das auf uns gelangt iſt. So kommen wir leicht dahin, dem Verfaſſer als eigenes Verdienſt anzurechnen, was er der Zeitſtrömung dankte, von der er getragen wurde und in deren Mitte er ſtand.

Wie die Geſchichte als Wiſſenſchaft, ſo iſt auch die Sprachwiſſenſchaft von der Sophiſtik geſchaffen worden. Die Beſchäftigung mit der Rhetorik mußte von ſelbſt zum Nachdenken über den Bau und die Entſtehung der Sprache anregen, und ſo hat denn ſchon Protagoras dieſe Unterſuchungen in Angriff genommen. Er zuerſt hat die Redeteile, die Geſchlechter, die Nomina, die Tempora und Modi der Verben unterſchieden. Auch mit der Frage, ob die Sprache den Menſchen von Natur eigen oder erſt vom Menſchengeiſt geſchaffen ſei, hat er ſich beſchäftigt, und ſich für die letztere Alternative entſchieden, woraus er das Recht ableitete, die Anomalien des Sprachgebrauchs zu verbeſſern. Das führte dann weiter zur Beſchäftigung mit der Literatur namentlich der Erklärung und Kritik der homeriſchen Epen. Gegen Ende des Jahrhunderts hat Glaukos aus Rhegion die erſte Literaturgeſchichte geſchrieben.

Überhaupt begann um dieſe Zeit eine recht anſehnliche techniſche Literatur ſich zu bilden. Jene große Sammlung mediziniſcher Schriften, die uns unter dem Namen des Hippokrates überliefert iſt, iſt im Laufe des 5. Jahrhunderts entſtanden, in der Hauptſache in deſſen zweiter Hälfte. zum Teil unter dem direkten Einfluß der Sophiſtik. Polykleitos und Parrhaſios ſchrieben über die Theorie ihrer Kunſt, Iktinos über den Parthenon. Der Handbücher der Mathematik und Rhetorik iſt oben gedacht worden. Selbſt Kochbücher hat es in dieſer Zeit ſchon gegeben.

All dies mannigfaltige Wiſſen hat Demokritos aus Abdera zu beherrſchen und in ſeinem Geiſte zuſammenzufaſſen vermocht (etwa 460—370). Er war ein Univerſalgenie, wie im folgenden Jahrhundert Ariſtoteles; wie dieſer war er zugleich Naturforſcher und Philoſoph, oder, wie man damals ſagte, Sophiſt; und er hat auf beiden Gebieten Großes geleiſtet, das Höchſte darin, daß er die Ergebniſſe der Naturforſchung und des Denkens zu einer einheitlichen Weltanſchauung verſchmolzen hat, was Ariſtoteles nie vollſtändig gelungen iſt. Seine zahlloſen Schriften umfaßten ſo ziemlich alle Zweige der damaligen Wiſſenſchaft: Mathematik, Aſtronomie, Geographie, Medizin, Biologie, Phyſik, Erkenntnistheorie, Ethik, Philologie, Kunſtlehre. In ſeinem Denken ſteht er unter dem Einfluſſe ſeines großen Landsmannes Protagoras. Namentlich in ſeiner Ethik hat er ſich eng an dieſen angeſchloſſen. An und für ſich iſt nichts gut und ſchlecht, ſondern nur in Beziehung auf die Empfindungen, welche die Dinge in uns erregen. Das Recht des Stärkeren iſt allerdings in der Natur begründet, aber es wird gebändigt durch die Staatsordnung, von deren Beſtehen unſer ganzes Wohl und Wehe abhängig iſt. Darum beſteht die erſte Tugend in der Pflichterfüllung gegenüber der Gemeinſchaft und deren einzelnen Mitgliedern; wer dieſe Pflicht verletzt, wer raubt und mordet, den ſoll man totſchlagen wie eine wilde Beſtie. Und zwar gilt das auch für unſeren Verkehr mit den Tieren; nur ſolche, die „unrecht tun oder tun wollen“, iſt es zu töten erlaubt. Das Rechte aber ſollen wir tun nicht aus Furcht vor den Schrecken der Unterwelt, die ein Wahnbild ſind, noch vor menſchlicher Strafe, ſondern weil es das Rechte iſt aus Achtung vor uns ſelbſt. Das Bewußtſein, unſere Pflicht getan zu haben, gibt uns jene heitere Gemütsruhe („Euthymie“), die das höchſte Gut iſt, das wir erreichen können. Denn Glück und Unglück hängen nicht von äußeren Dingen ab, ſondern in unſerer Seele wohnt unſer guter oder böſer Dämon. Dauernde Befriedigung geben nur geiſtige Genüſſe, die Betrachtung ſchöner Kunſtwerke, und vor allem die wiſſenſchaftliche Forſchung: denn „die Bildung iſt im Glück ein Schmuck, im Unglück ein Zufluchtsſtätte“.

Auch für Demokrits naturwiſſenſchaftliches Denken bildet Protagoras’ Relativitätstheorie den Ausgangspunkt. Der Sinnenſchein trügt, aber hinter der Welt der Erſcheinungen liegt die reale Welt, die wir durch unſer Denken zu erkennen vermögen. Es gibt in Wahrheit nichts als die Materie und den leeren Raum; und zwar beſteht die Materie aus kleinſten Körperchen, die ewig und unveränderlich ſind und die Demokrit deswegen als „Atome“ bezeichnet. Sie ſind einander an Qualität gleich, aber verſchieden in Geſtalt, Größe und darum auch an Schwere; kraft dieſer Schwere fallen ſie im leeren Raume nach unten, aber mit verſchiedener Geſchwindigkeit, und ballen ſich infolgedeſſen zu Körpern zuſammen. Die Schwere und Härte der Körper hängen von der Menge der Atome ab, aus denen ſie beſtehen, und davon, wie dicht die Atome aneinander gedrängt ſind; Geſchmack und Farbe von dem Eindruck, den die Atome nach Größe und Geſtalt auf unſere Sinne hervorbringen. Und da es überhaupt nichts gibt, als Atome und leeren Raum, ſo muß auch unſere Seele aus Atomen beſtehen, freilich Atomen feinſter Art, durch deren Bewegung das Denken hervorgebracht wird.

Doppelherme des Herodot und Thukydides zu Neapel.
Nach Bernoulli, Griechiſche Ikonographie. F. Bruckmann, A.-G.

So war denn ein Syſtem der Naturerklärung von großartiger Einfachheit und Folgerichtigkeit geſchaffen. Um den Kosmos zu bilden, genügt Demokrit neben der qualitativ einheitlichen Materie eine einzige, empiriſch nachweisbare Naturkraft, die Gravitation. Aber erſt die moderne Naturwiſſenſchaft hat ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen; ſeine eigene Zeit war für dieſe Lehre noch nicht reif. Denn eben als das Syſtem hervortrat, war die Welt mit Naturphiloſophie überſättigt, und andere Probleme ſtanden im Vordergrund des Intereſſes. Auch war ja Demokrits Syſtem nichts anderes als eine Hypotheſe, die wohl die Forderungen unſeres Denkens befriedigt, für die aber ein Beweis nicht zu führen war. So hat die Atomenlehre bei den Zeitgenoſſen kaum Beachtung gefunden, die Schüler aber, die Demokritos hinterließ, ſind immer mehr in erkenntnistheoretiſchen Zweifeln verſunken, und haben darüber das naturphiloſophiſche Syſtem des Meiſters vernachläſſigt, bis es ein Jahrhundert ſpäter Epikur aus der Vergeſſenheit zog und zur Grundlage der eigenen Lehre machte.

Dazu kam noch ein Zweites. Demokrit lebte in dem abgelegenen Abdera an der thrakiſchen Küſte, und er hat zwar zu Studienzwecken weite Reiſen gemacht, aber es verſchmäht, in der Art wie ſein Landsmann Protagoras als Wanderlehrer aufzutreten. So blieb er außerhalb ſeiner engeren Heimat unbekannt, namentlich auch in Athen. Und Athen wurde eben damals, wie es ſchon lange der Mittelpunkt des Kunſtlebens war, auch zum wiſſenſchaftlichen Zentrum der Nation. Hier wirkte in Perikles' Zeit Anaxagoras, hier haben, wenn auch meiſt nur vorübergehend, alle bedeutenden Sophiſten gelehrt, hier war der Hauptſitz des griechiſchen Buchhandels, der ſich eben damals zu entwickeln begann. Nur wer in Athen ſich Anerkennung zu erringen vermochte, konnte zum geiſtigen Führer der Nation werden.

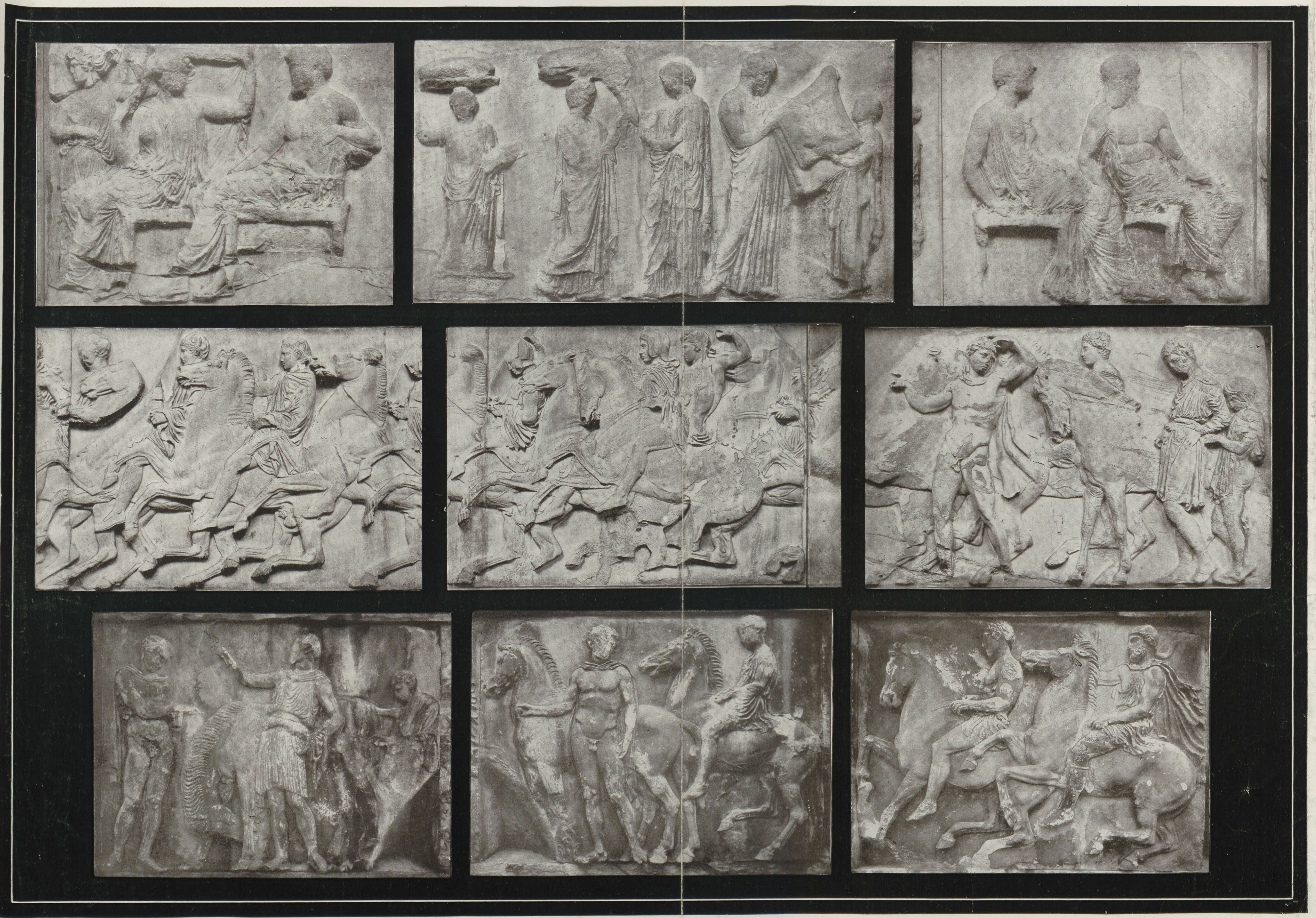
Wie anders Sparta. Auch dies hatte einſt in der Pflege geiſtigen Lebens in erſter Reihe geſtanden; aber dieſe Zeit war lange vorüber. Seit den Perſerkriegen hatte man hier nur noch den einen Gedanken, den böſen Geiſt der Revolution nicht ins Land zu laſſen und ſchloß ſich infolgedeſſen mit einer Art chineſiſcher Mauer gegen alle Neuerungen ab. Wie man in einer Zeit hochentwickelter Geldwirtſchaft kein Gold und Silber im Verkehr duldete und an dem alten Eiſengeld feſthielt, ſo wollte man hier von der neuen Muſik und der neuen Bildung nichts wiſſen; konnten doch die meiſten Spartaner nicht einmal leſen und ſchreiben. So bildete ſich eine tiefe Kluft zwiſchen Sparta und dem übrigen Hellas. Die Stadt, die der Nation einen Tyrtäos und Alkman gegeben hatte, hat im 5. und 4. Jahrhundert keinen einzigen Mann hervorgebracht, der ſich auf geiſtigem Gebiete ausgezeichnet hätte.

12. Der peloponneſiſche Krieg.

Die lange Friedenszeit, die dieſen beiſpielloſen Aufſchwung in Kunſt und Wiſſenſchaft, das goldene Zeitalter der griechiſchen Kultur hervorgezaubert hatte, ging zu Ende. Der Gegenſatz zwiſchen den beiden helleniſchen Vormächten und zwiſchen den beiden entgegengeſetzten politiſchen Prinzipien, die ſich in ihnen verkörperten, mußte früher oder ſpäter zum gewaltſamen Austrag gebracht werden. Und Perikles ſelbſt war es, der den Konflikt herbeiführte, als der dreißigjährige Frieden, den er im Jahre 445 mit König Pleiſtoanax von Sparta abgeſchloſſen hatte, erſt zur Hälfte abgelaufen war.

Den äußeren Anlaß gaben die Verhältniſſe im griechiſchen Weſten. In Epidamnos, einer Stadt an der illyriſchen Küſte, die von Korinth und Kerkyra gemeinſam gegründet war, brachen innere Wirren aus, und von den ſtreitenden Parteien wendete ſich die eine nach Korinth, die andere nach Kerkyra um Hilfe. Das führte zum Krieg zwiſchen beiden Städten, und zunächſt blieb den Kerkyräern der Sieg (435). Nun begann Korinth große Rüſtungen, und es brachte denn auch mit Hilfe der ihm verbündeten Staaten eine Flotte von 150 Kriegsſchiffen zuſammen, eine Macht, der Kerkyra höchſtens 120 Schiffe entgegenſtellen konnte. Dieſer Gefahr gegenüber blieb Kerkyra nichts übrig, als ſich an den einzigen Staat zu wenden, der wirkſame Hilfe gewähren konnte, Athen. Dort wies man die gebotene Hand nicht zurück; war doch Kerkyra ebenſo durch ſeine ſtarke Marine, wie durch ſeine die Handelsſtraße nach Italien und Sizilien beherrſchende Lage ein ſehr wertvoller Bundesgenoſſe, und vor allem man hatte das höchſte Intereſſe daran, zu verhindern, daß die wichtige Inſel in Abhängigkeit von Korinth geriete. Freilich hatte man auf das mit den Peloponneſiern beſtehende Vertragsverhältnis Rückſicht zu nehmen, und ſchloß alſo nur ein Defenſivbündnis, das Athen bei einem Angriffe Korinths auf Kerkyra zur Verteidigung der Inſel verpflichtet, nicht aber zur Beteiligung an einem etwaigen Angriffe auf korinthiſches Gebiet. Nach griechiſchem Völkerrecht lag in einem ſolchen Abkommen kein Friedensbruch; auch erwartete man in Athen, daß die Korinthier die Sache nicht aufs äußerſte treiben würden. In dieſer Vorausſetzung begnügte man ſich mit der Abſendung von nur 10 Kriegsſchiffen nach Kerkyra (433).

Indes eine halbe Maßregel iſt immer ein Fehler. In Korinth glaubte man, mit dem kleinen atheniſchen Geſchwader leicht fertig werden zu können und ließ die eigene Flotte in See gehen.



Reliefs vom Parthenon-Frieſe der Akropolis zu Athen
Gruppen aus dem Feſtzuge am Tage der Panathenäen darſtellend
Nach photographiſchen Aufnahmen der F. Bruckmann A.-G., München

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

Stadt-
bücherei
Elbing

Am Eingange in den Sund, der Kerkyra vom Feſtlande trennt, bei den Sybota-Inſeln, traf man auf die feindliche Flotte, 110 kerkyräiſche und die 10 atheniſchen Schiffe. Es entſpann ſich nun eine Seeſchlacht, der die Athener, ihren Inſtruktionen gemäß, ſich zunächſt fernhielten; als aber die Kerkyräer vor der korinthiſchen Übermacht zu weichen begannen, ſahen die atheniſchen Schiffe ſich doch gezwungen, in den Kampf einzugreifen. Natürlich hätten ſie das Schickſal des Tages nicht zu wenden vermocht: aber im entſcheidenden Augenblick kam eine Verſtärkung von 20 Schiffen, welche die Athener auf die Nachricht von der Abfahrt der korinthiſchen Flotte nach Kerkyra geſandt hatten. Daraufhin brachen die Korinthier den Kampf ab und traten den Rückzug an, nicht ohne lebhaften Proteſt gegen den Friedensbruch der Athener.

So war Kerkyra gerettet, aber Athen mußte erwarten, daß Korinth die Sache nicht ruhig hinnehmen würde; es galt alſo einem etwaigen Gegenzuge zuvorzukommen. An der thrakiſchen Küſte, auf dem ſchmalen Iſthmus, der die Halbinſel Pallene mit dem Rumpf der Chalkidike verbindet, lag die korinthiſche Kolonie Poteidäa; ſie gehörte zum atheniſchen Reiche und zahlte wie die anderen Bundesſtädte ihren Tribut, hielt aber an den alten Beziehungen zu ihrer Mutterſtadt feſt, von der ſie Jahr für Jahr ihren Oberbeamten, den „Epidamiurgos“ empfing. Dies Verhältnis glaubte Athen jetzt nicht länger dulden zu können; man ſandte alſo an Poteidäa den Befehl, den korinthiſchen Beamten auszuweiſen und zum Unterpfand der Treue einen Teil der Befeſtigungen der Stadt niederzulegen. Indes die Poteidäaten weigerten dem Befehl den Gehorſam; die Nachbarſtädte wie Olynthos ſchloſſen ſich dem Aufſtande an, aus der Mutterſtadt Korinth kam ein Hilfskorps von 1000 Hopliten. Athen ſandte daraufhin ein Heer von 3000 Hopliten nach Thrakien; die Feinde wurden vor den Mauern von Poteidäa in offener Feldſchlacht geſchlagen und die Stadt eingeſchloſſen (432).

Korinth ſuchte nun Sparta zum Vorgehen gegen Athen zu bewegen. Die dortige Regierung war dazu auch bereit genug und hatte ſchon vor dem Abfall von Poteidäa ein dahingehendes Verſprechen gegeben; aber die Mehrheit der Bürgerſchaft hielt ſich durch den mit Athen geſchloſſenen Friedensvertrag für gebunden und ſchreckte davor zurück, die geſchworenen Eide zu brechen. Unter dieſen Umſtänden würde es wahrſcheinlich nicht zum Kriege gekommen ſein, wenn nicht Athen ſelbſt den Vorwand gegeben hätte. Man hatte dort auf Perikles’ Antrag ſoeben den Beſchluß gefaßt, alle Megarer aus Athen auszuweiſen, und allen Verkehr zwiſchen Megara und den Häfen des atheniſchen Reiches zu unterſagen; Megara ſah ſich damit den Markt verſchloſſen, auf dem es bisher die Erzeugniſſe ſeiner Induſtrie abgeſetzt hatte. Der Zweck der Maßregel war offenbar, die Nachbarſtadt, wo es noch immer eine ſtarke atheniſche Partei gab, durch dieſen wirtſchaftlichen Druck zum Anſchluß an Athen zu beſtimmen. Indes der Erfolg war der gerade entgegengeſetzte; Megara erhob in Sparta Beſchwerde, und dieſes konnte nicht umhin, ſich der Bundesſtadt anzunehmen, denn der Friedensvertrag zwiſchen Sparta und Athen und ihren beiderſeitigen Verbündeten gewährleiſtete beiden Teilen volle Freiheit des Verkehrs, und das atheniſche Vorgehen gegen Megara war alſo ein offener Vertragsbruch. Demgemäß richtete man in Sparta an Athen die Forderung, die Handelsſperre gegen Megara aufzuheben.

So gerecht dieſe Forderung war, ſo wenig zeigte der leitende Staatsmann in Athen ſich geneigt, darauf einzugehen. Er hatte ſeine guten Gründe dazu; denn ſeine Stellung war in der letzten Zeit ſtark ins Wanken gekommen. Perikles war als Führer der beſitzloſen Menge emporgeſtiegen; mit ihrer Hilfe war er zu einer Stellung gelangt, wie ſie ſeit Hippias kein atheniſcher Bürger mehr eingenommen hatte. „Es war dem Namen nach eine Demokratie, in Wahrheit war Perikles Herr des Staates“, wie der Geſchichtſchreiber dieſer Zeit, Thukydides, die Sache ausdrückt. Das mußte natürlich eine Oppoſition im radikalen Lager hervorrufen. Die höheren Klaſſen der Bürgerſchaft aber konnten es Perikles nicht vergeſſen, daß er es geweſen war, der die Menge zum ausſchlaggebenden Faktor im Staate gemacht hatte. Die beiden Flügel der Oppoſition, ſoweit ſie ſonſt in ihren Zielen auseinandergingen, vereinigten ſich jetzt zu gemeinſamem Handeln. Der erſte Angriff galt Anaxagoras, dem Philoſophen, der Perikles ſo nahe ſtand; er wurde wegen religionsfeindlicher Lehren angeklagt und gezwungen, die Stadt zu verlaſſen. Dann kam die Reihe an Aſpaſia; ſie wurde beſchuldigt, atheniſche Frauen zu unſittlichem Lebenswandel verführt zu haben, und nur mit Aufgebot all ſeines Einfluſſes vermochte Perikles ſie zu retten. Darauf wurde Pheidias angeklagt, bei der Anfertigung der Statue der

Athena von dem koſtbaren Material unterſchlagen zu haben; er iſt in der Unterſuchungshaft geſtorben, ehe der Prozeß zum Austrag kam. Auch das war ein Schlag gegen Perikles, der bei Errichtung der Bildſäule die Aufſicht geführt hatte. Es war klar, daß nächſtens die Reihe an ihn ſelbſt kommen würde; aber er war entſchloſſen, dem drohenden Sturm zu begegnen, und das wirkſamſte Mittel dazu war die Herbeiführung eines großen Krieges, demgegenüber alle inneren Streitigkeiten in den Hintergrund treten mußten. So erklärte denn Perikles in der Volksverſammlung, es ſei unverträglich mit der Würde Athens, in der megariſchen Frage nachzugeben. Das war eine Phraſe; hatte doch Athen vor 14 Jahren viel ſchwerere Opfer für den Frieden gebracht; aber bei der großen Menge war dieſe Sprache ihres Erfolges gewiß. Die ſpartaniſchen Forderungen wurden alſo abgewieſen, und nun blieb Sparta nichts übrig, als zum Kriege zu rüſten. Mit Böotien wurde ein Bündnis geſchloſſen; im nächſten Sommer ſollte das peloponneſiſche Heer in Attika einrücken.

Perikles glaubte den kommenden Ereigniſſen mit Ruhe entgegenſehen zu können. Allerdings zu Lande war Athen dem Gegner bei weitem nicht gewachſen, dafür beherrſchte es aber das Meer unbedingt, und Athen ſelbſt war eine mit den Mitteln der damaligen Belagerungskunſt uneinnehmbare Feſtung. Auch finanziell war Athen dem Feinde weit überlegen; auf der Burg lag ein Kriegsſchatz von 6000 Talenten (über 30 Millionen Mark), eine für die griechiſchen Verhältniſſe ganz ungeheure Summe. 600 Talente jährliche Einnahmen floſſen aus dem Bundesgebiet, und Athen ſelbſt war die reichſte Stadt in Hellas, während die Peloponneſier einen Kriegsſchatz überhaupt nicht beſaßen und alſo ausſchließlich auf ihre eigene Steuerkraft angewieſen waren, die, abgeſehen von Korinth und einigen anderen Induſtrieſtädten, recht gering war. Auf dieſe Verhältniſſe baute Perikles ſeinen Kriegsplan. Er beſtand darin, unter keinen Umſtänden eine Feldſchlacht zu wagen; das attiſche Landgebiet ſollte dem Feinde widerſtandslos preisgegeben werden, die Bewohner ſollten hinter den Mauern Athens Schutz ſuchen. Dafür ſollte die atheniſche Flotte durch Zerſtörung des Seehandels und durch gelegentliche Landungen an den peloponneſiſchen Küſten dem Feinde den möglichſten Abbruch tun. So würden die Spartaner nach einigen Jahren der Sache müde werden und ſich zum Frieden bequemen.

Was ſich bei einer ſolchen rein paſſiven Kriegführung auch im beſten Falle erreichen ließ, war ein Frieden auf Grund des gegenwärtigen Beſitzſtandes: und den hätte man bei einiger Nachgiebigkeit in der megariſchen Frage auch ohne Krieg haben können. Und war denn das Feſthalten an der Handelsſperre gegen Megara, ſelbſt wenn es wirklich gelang, dieſe Stadt dadurch zu gewinnen, nicht zu teuer erkauft mit dem Ruin der attiſchen Bauernſchaft, den die feindliche Invaſion notwendig herbeiführen mußte? Vor allem aber, wer bürgte dafür, daß nicht unvorhergeſehene Ereigniſſe eintraten, die alle Berechnungen über den Haufen warfen? War doch die atheniſche Herrſchaft bei den Bundesgenoſſen allgemein verhaßt, und es ſtand mit Sicherheit zu erwarten, daß dieſe die erſte günſtige Gelegenheit zum Abfall benutzen würden. Auch eine Einmiſchung Perſiens in den Kampf lag keineswegs außer dem Bereich der Möglichkeit. Dagegen ſtand Athen vollſtändig iſoliert und hatte von keiner Seite her Hilfe zu erwarten. Denn die Sympathien in den neutralen griechiſchen Staaten waren durchaus auf ſeiten Spartas, deſſen Sieg den geknechteten Untertanen Athens die Freiheit bringen mußte.

Die Feindſeligkeiten begannen noch vor der formellen Kriegserklärung. Im Einverſtändnis mit der oligarchiſchen Partei in Platää verſuchten die Thebaner ſich durch einen Handſtreich dieſer Stadt zu bemächtigen, die allein in Böotien nach der Schlacht bei Koroneia an dem Bündnis mit Athen feſtgehalten hatte. Doch der Verſuch mißlang, die 300 thebaniſchen Hopliten, die in einer finſteren Regennacht in die Stadt eindrangen, wurden von den Bürgern überwältigt (März 431). Zwei Monate ſpäter verſammelte König Archidamos auf dem Iſthmos das peloponneſiſche Bundesheer, etwa 20—25 000 Hopliten und mindeſtens ebenſoviele leichte Truppen, wozu dann noch das böotiſche Aufgebot ſtoßen ſollte. Ehe er in Attika einrückte, machte er noch einen letzten Verſuch, Athen zur Nachgiebigkeit zu bewegen; doch Perikles ließ den ſpartaniſchen Herold nicht in die Stadt; er fürchtete offenbar, daß die Friedenspartei noch in zwölfter Stunde die Oberhand gewinnen könne. So mußten denn die Waffen entſcheiden.

Archidamos überſchritt alſo die attiſche Grenze (Mai 431). Auch jetzt ging er langſam vor; er hoffte noch immer auf eine Verſtändigung und gab ſo den Athenern Zeit, die Landbevölkerung und ihre Habe nach der Stadt in Sicherheit zu bringen. Andererſeits tat Perikles nichts, den feindlichen Vormarſch zu hindern; er hatte nur die eine Beſorgnis, durch den Druck der öffentlichen Meinung zur Schlacht gezwungen zu werden. Um das zu verhindern, hatte er noch in dieſem Frühjahr eine Verſtärkung von 1600 Hopliten nach Poteidäa geſchickt, ſo daß dort jetzt an 5000 atheniſche Hopliten verſammelt waren, etwa ein Drittel der verfügbaren Geſamtmacht, und gerade der Kern des Heeres; daß es Wahnſinn geweſen wäre, mit dem Reſt gegen die weit überlegenen Kräfte des Feindes eine Feldſchlacht zu wagen, mußte freilich auch dem Blödeſten einleuchten. Die Peloponneſier konnten alſo in aller Ruhe die Landſchaft verheeren; die Fruchtbäume wurden umgehauen, die Weinſtöcke ausgeriſſen, überall ſtieg der Rauch der brennenden Dörfer empor. Indes drängte ſich die Landbevölkerung mit ihren Herden und dem geretteten Hausrat in den Straßen der Stadt; man brachte die Leute, ſo gut es ging, in Baracken unter, die auf den freien Plätzen errichtet wurden. Übrigens zogen die Feinde bald wieder ab; ein peloponneſiſches Aufgebot konnte nie lange zuſammengehalten werden, da die Bauern, aus denen die Maſſe des Heeres beſtand, auf ihren eigenen Gütern dringend gebraucht wurden. Der ganze Feldzug hatte kaum einen Monat gedauert.

Statue in Dresden, nach Furtwängler
Replik der Athena Lemnia des Pheidias.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von Gutbier.

Noch während der Feind im Lande war, hatte Perikles eine Flotte von 100 Kriegsſchiffen zu einer Demonſtration gegen den Peloponnes auslaufen laſſen; da nur 1000 Hopliten als Landungstruppen an Bord waren, konnte natürlich nichts Ernſtliches erreicht werden. Im Herbſt wurde dann ein Verheerungszug nach Megara unternommen. Ferner wurden die wehrloſen Bewohner von Ägina von ihrer Inſel vertrieben unter der Beſchuldigung, mit dem Feinde konſpiriert zu haben; ihr Grundbeſitz wurde an atheniſche Bauern verteilt.

Das erſte Kriegsjahr war alſo militäriſch ohne jedes Ergebnis geblieben, nur daß allerdings Attika zur Hälfte verwüſtet worden war, während der Peloponnes ſo gut wie gar keinen Schaden gelitten hatte. Im folgenden Sommer (430) wiederholten die Peloponneſier ihren Einfall; diesmal taten ſie ganze Arbeit und verwüſteten auch den Süden Attikas, der im vorigen Jahre verſchont geblieben war. Die Landbevölkerung hatte wieder in den Mauern der Stadt Schutz geſucht. Hier aber brach jetzt eine Seuche aus, die unter den dicht zuſammengedrängten, zum größten Teil in engen Wohnungen untergebrachten Maſſen die furchtbarſten Verheerungen anrichtete. Alle Kunſt der Ärzte verſagte; wer von der Krankheit ergriffen wurde, war faſt ſicher verloren, wer mit den Kranken in Berührung kam, wurde angeſteckt. Die Straßen lagen voll unbeſtatteter Leichen, alle bürgerliche Ordnung ſchien eine Zeitlang aufgelöſt. Im ganzen iſt in dieſem und in den folgenden Jahren etwa ein Viertel der Bevölkerung Attikas der Epidemie zum Opfer gefallen.

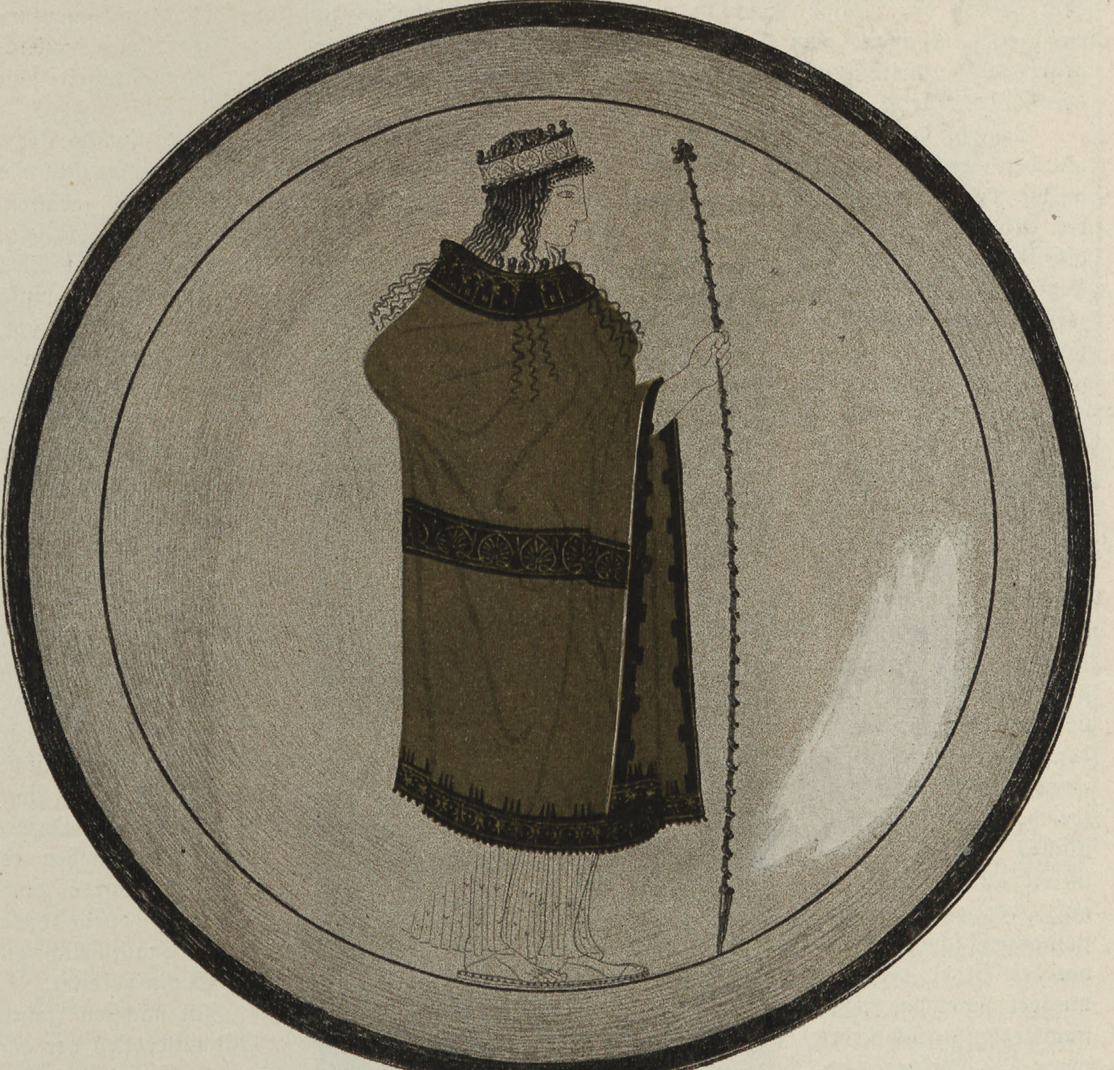
Perikles war auch diesmal entſchloſſen, unter keinen Umſtänden eine Feldſchlacht anzunehmen; um nicht gegen ſeinen Willen dazu fortgeriſſen zu werden, ſandte er den beſten Teil des Heeres, 4000 Hopliten, gegen den Peloponnes und weiter nach Poteidäa. Militäriſch war dieſe Expedition ganz zwecklos, da die ſtarke Feſtung durch Sturm nicht zu nehmen war, und zur bloßen Einſchließung auch das bisherige Belagerungsheer reichlich genügte. Der einzige Erfolg war alſo, daß nun auch das Belagerungsheer von der Peſt angeſteckt wurde. Das Expeditionsheer wurde darauf ſchleunigſt zurückgerufen; aber von den 4000 Hopliten, die ausgeſegelt waren, waren innerhalb 40 Tagen mehr als 1000 der Krankheit erlegen.

Die Peloponneſier hatten inzwiſchen Attika geräumt, um nicht etwa von der Peſt angeſteckt zu werden, und in der Tat blieb der Peloponnes von der Krankheit verſchont. In Athen aber kam nun der Sturm gegen Perikles zum Ausbruch, der vor zwei Jahren gedroht hatte. Es war natürlich, daß man den leitenden Staatsmann verantwortlich machte für das Unglück, das über die Stadt gekommen war; denn mochte die Peſt auch nicht durch den Krieg veranlaßt ſein, daß ſie eine ſo furchtbare Ausdehnung annehmen konnte, war doch eine Folge des von Perikles provozierten Krieges. So wurde Perikles jetzt ſeiner Feldherrnwürde entſetzt, die er ſeit ſo vielen Jahren innegehabt hatte; er wurde vor Gericht geſtellt und wegen Unterſchlagung öffentlicher Gelder zu einer ſchweren Buße verurteilt; er mochte von Glück ſagen, daß das Urteil nicht auf den Tod lautete. Juriſtiſch war der Spruch wahrſcheinlich ungerecht, denn Perikles ſcheint einer der wenigen griechiſchen Staatsmänner geweſen zu ſein, die ganz reine Hände hatten. Aber das Urteil ſollte auch nicht den Verwaltungsbeamten, ſondern den Politiker treffen, den Mann, der aus perſönlichen Motiven den helleniſchen Bruderkrieg entzündet und damit ſich des größten Verbrechens ſchuldig gemacht hatte, das die ganze griechiſche Geſchichte kennt.

Schon vorher hatte man in Sparta Friedensanerbietungen gemacht, die aber abgewieſen wurden, da die Peloponneſier jetzt, wo Athens Machtſtellung durch die Peſt ſo ſchwer erſchüttert war, den ſicheren Sieg in der Hand zu haben glaubten. So ging der Krieg weiter, und man kam in Athen bald zu der Einſicht, daß niemand Perikles an der Spitze des Staates erſetzen könne. Er wurde alſo für das nächſte Jahr wieder zum Feldherrn erwählt (Frühjahr 429). Aber er war jetzt ein gebrochener Mann. Seine beiden ehelichen Söhne waren an der Epidemie geſtorben; es blieb ihm nur noch ſein Sohn von Aſpaſia, den er jetzt legitimieren ließ. Und kaum hatte er ſein Strategenamt angetreten, ſo wurde auch er von der Krankheit ergriffen, der er gegen Ende des Sommers erlag.

War der Krieg von atheniſcher Seite ſchon in den beiden erſten Jahren ſehr ſchlaff geführt worden, ſo war das jetzt, wo die Kraft des Staates durch die Seuche gelähmt war, in noch höherem Maße der Fall. Poteidäa allerdings brachte der Hunger im Winter 430/429 zur Übergabe, nachdem die Belagerung mehr als zwei Jahre gewährt hatte; die Bürgerſchaft erhielt freien Abzug und wurde durch atheniſche Koloniſten erſetzt. Zu Anfang des Sommers ging das Belagerungsheer gegen Olynth vor, erlitt aber bei Spartolos eine blutige Niederlage. Etwa gleichzeitig wandten ſich die Peloponneſier gegen Platää. Der Verſuch, die kleine Stadt durch einen Ingenieurangriff zu nehmen, mißlang. Es blieb nichts übrig, als ſie durch eine Umwallungslinie einzuſchließen und dem Hunger das Weitere zu überlaſſen, wie es die Athener vor Poteidäa gemacht hatten. Von Athen aus geſchah nichts, um der verbündeten Stadt Luft zu machen. Dafür wurde die Überlegenheit der Athener zur See glänzend erwieſen durch zwei Siege, die der Stratege Phormion an der Spitze eines kleinen Geſchwaders bei Naupaktos über eine viel zahlreichere peloponneſiſche Flotte davontrug.

Noch immer hatte der Krieg keine Entſcheidung gebracht. Athen hatte zwar ſein Machtgebiet in vollem Umfange behauptet, aber nur um den Preis ſehr ſchwerer Opfer: die Reihen ſeiner Bürger waren durch die Peſt gelichtet, der Kriegsſchatz zum großen Teil verbraucht, Attika zur Wüſte geworden. Das alles mußte Athens Anſehen bei ſeinen Verbündeten tief erſchüttern. Man hielt jetzt in Lesbos den Augenblick für gekommen, die atheniſche Oberherrſchaft abzuſchütteln. Die Inſel verfügte über eine nicht unbeträchtliche Flotte und reiche finanzielle Hilfsquellen; wenn andere Bundesſtädte, und namentlich Chios, ſich dem Aufſtande anſchloſſen, und die Peloponneſier die Gunſt des Augenblicks zu nutzen wußten, konnte es um das attiſche Reich geſchehen ſein. Indes Athen entwickelte in dieſer entſcheidenden Kriſe eine Tatkraft, die ihm nach den Verheerungen der Peſt niemand zugetraut hatte. Ein Heer und



Heraſchale. Attiſche Arbeit aus der Mitte des fünften Jahrhunderts im Stile der großen Malerei dieſer Zeit. Original in der Vaſenſammlung der alten Pinakothek zu München.

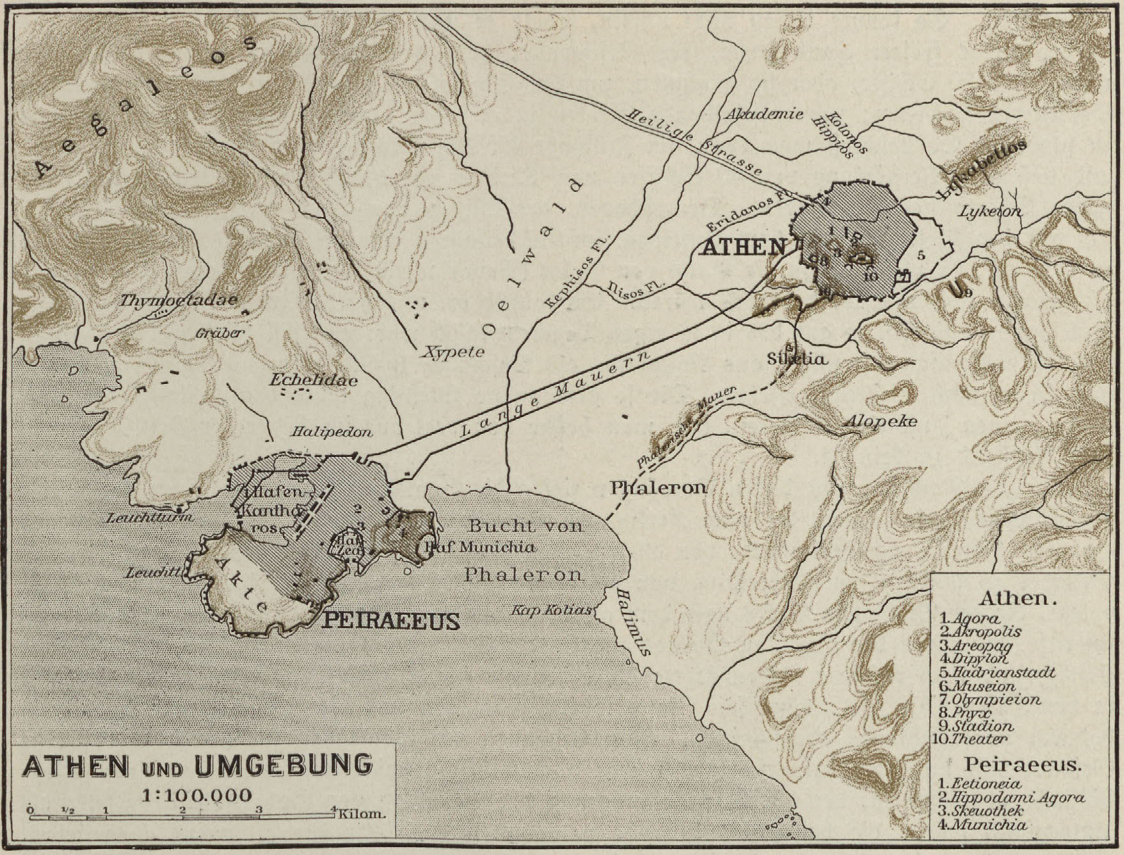
Nach Furtwängler-Reichhold, „Griechiſche Vaſenmalerei“, Verlag der F. Bruckmann Aktien-Geſellſchaft

eine Flotte wurden ſogleich nach Lesbos geſchickt und die Hauptſtadt der Inſel, Mytilene, nach einem ſiegreichen Seetreffen zu Waſſer und zu Lande eingeſchloſſen. Zu gleicher Zeit machte man mit 100 Kriegsſchiffen eine Demonſtration gegen den Peloponnes, um dem Feinde greifbar vor Augen zu führen, daß Athen noch immer die Herrin des Meeres ſei. Zur Beſtreitung der Koſten wurde in Attika eine Kriegsſteuer im Betrage von 200 Talenten (über 1 Million Mark) ausgeſchrieben. Durch das alles gelang es, dem weiteren Umſichgreifen des Aufſtandes Einhalt zu tun und die Peloponneſier an der rechtzeitigen Abſendung einer Flotte nach Lesbos zu hindern; erſt im nächſten Frühjahr (427) ließen ſie ein Geſchwader von 42 Trieren dorthin in See gehen. Jetzt aber war es zu ſpät: als die peloponneſiſche Flotte nach Kleinaſien kam, hatte ſich Mytilene bereits den Athenern ergeben, und es blieb den Peloponneſiern nichts übrig als ſchleunige Flucht nach der Heimat. Natürlich hatte Lesbos ſchwer für ſeinen Abfall zu büßen; man dachte in Athen ein Exempel zu ſtatuieren und beſchloß die Hinrichtung ſämtlicher Mytilenäer, doch wurde der blutige Beſchluß noch rechtzeitig aufgehoben und nur das Grundeigentum eingezogen, übrigens auch dies gegen einen mäßigen Pachtzins den alten Eigentümern zurückgegeben. Immerhin wurden die am ſchwerſten kompromittierten Bürger von Mytilene mit dem Tode beſtraft.

So war die Kriſis, die den Beſtand des atheniſchen Reiches bedroht hatte, glücklich überwunden worden, und Athens Meeresherrſchaft ſtand feſter als je. Darüber war allerdings Plataä an die Peloponneſier verloren gegangen; zwei Jahre lang hatte die kleine Feſtung ſich gehalten, bis endlich der Hunger die Übergabe erzwang. Die Stadt wurde jetzt zerſtört, und das Gebiet kam an Theben. Nur mit knapper Not wurde ein viel ſchwererer Verluſt abgewendet. Der Abfall von Mytilene fand ſeinen Rückſchlag im Weſten; die Oligarchen in Kerkyra erhoben ſich gegen die demokratiſche Regierung und ſuchten die Inſel auf die Seite der Peloponneſier hinüberzuziehen, doch wurde der Aufſtand mit Hilfe eines raſch von Naupaktos herbeigeeilten atheniſchen Geſchwaders unterdrückt. Gleich darauf aber erſchien eine peloponneſiſche Flotte vor der Stadt, dieſelbe, die ſoeben von der Fahrt nach Lesbos zurückgekehrt war. Die Kerkyräer bemannten nun eiligſt 60 Schiffe und fuhren dem Feinde entgegen, erlitten aber eine völlige Niederlage; in der Stadt herrſchte die ärgſte Verwirrung, und ſie würde den Peloponneſiern in die Hände gefallen ſein, wenn dieſe ihren Sieg zu benutzen gewußt hätten. Die Nachricht, daß ſich eine ſtarke atheniſche Flotte bei Leukas gezeigt habe, veranlaßte am nächſten Tage die Peloponneſier zu ſchleunigem Rückzug. Jetzt begann in Kerkyra eine furchtbare Verfolgung aller derer, die oligarchiſcher Sympathien verdächtig waren, d. h. ſo ziemlich der geſamten beſitzenden Klaſſe; wer ſich nicht durch die Flucht rettete, fiel der Wut des Pöbels zum Opfer. Die Athener ließen es geſchehen, wurde doch die Inſel durch dieſe Greuel unauflöslich an ihre Sache gekettet.

Nike des Paionios, Olympia. Geſtiftet von den Meſſeniern aus der Beute von Sphakteria. Nach Brunn, Denkmäler der griech. und röm. Kultur. Verlag F. Bruckmann A.-G.

Im nächſten Jahre (426) unterblieb der gewohnte Einfall der Peloponneſier in Attika, und auch die Athener unternahmen nichts gegen den Peloponnes. Man war auf beiden Seiten zu der Einſicht gelangt, daß mit dem bisher befolgten Syſtem der Kriegführung keine Entſcheidung zu erreichen war. So kam es zu ernſteren Kämpfen nur im Weſten Griechenlands. Dort unternahm der atheniſche Feldherr Demoſthenes von Naupaktos aus einen Zug nach Ätolien, der aber, mit ganz ungenügenden Kräften begonnen, ſchon nach wenigen Tagen zu einem völligen Mißerfolg führte. Daraufhin ſandten auch die Peloponneſier ein Truppenkorps von 3000 Hopliten nach dieſen Gegenden; der Plan war, auf die korinthiſche Pflanzſtadt Ambrakia geſtützt, das mit Athen verbündete Akarnanien zur Unterwerfung zu bringen. Doch Demoſthenes eilte rechtzeitig zur Hilfe herbei, vereinigte ſich mit dem akarnaniſchen Aufgebot und ſchlug den Feind in zwei Treffen bei Olpä und bei Idomene ſo entſcheidend aufs Haupt, daß die Peloponneſier auf freien Abzug kapitulieren mußten, während Ambrakia mit Akarnanien Frieden ſchloß.


Aegaleos
Heilige Strasse
Akademie
Kolonos Hippios
Lykabettos
Lykeion
Eridanos Fl.
ATHEN
Kephisos Fl.
Ilisos Fl.
Oelwald
Thymoetadae
Gräber
Xypete
Echelidae
Halipedon
Lange Mauern
Sikelia
Phalerische Mauer
Alopeke
Phaleron
Leuchtturm
Hafen Kantharos
Haf. Zea
Haf. Munichia
Bucht von Phaleron
Leuchtt.
Akte
PEIRAEEUS
Kap Kolias
Halimus
Athen.
1. Agora
2. Akropolis
3. Areopag
4. Dipylon
5. Hadrianstadt
6. Museion
7. Olympieion
8. Pnyx
9. Stadion
10. Theater
Peiraeeus.
1. Eetioneia
2. Hippodami Agora
3. Skeuothek
4. Munichia
ATHEN UND UMGEBUNG
1:100.000
0 1/2 1 2 3 4 Kilom.

Ausgeführt nach Angaben von J. Beloch.

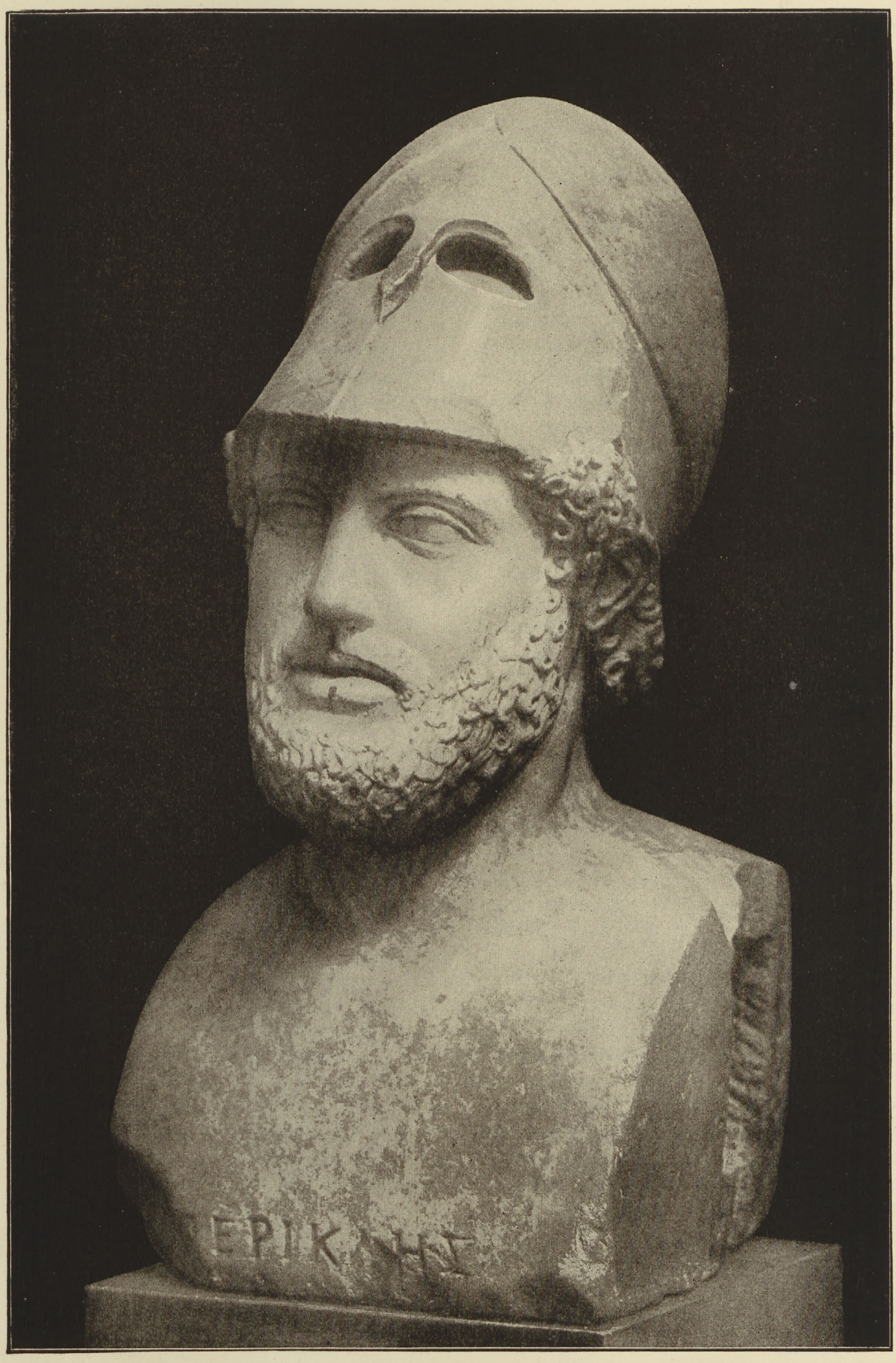
In Sparta begann man jetzt des Krieges müde zu werden. Man rief den König Pleiſtoanax aus der Verbannung zurück, der einſt den dreißigjährigen Frieden mit Athen geſchloſſen hatte und dafür ſeiner Würde entſetzt und des Landes verwieſen worden war und begann in Athen Unterhandlungen. Auch hier waren weite Kreiſe zum Frieden bereit, namentlich die Bauern verlangten dringend danach, endlich wieder auf ihre Güter hinaus zu ziehen, deren Beſtellung die feindlichen Einfälle ſo lange verhindert hatten. An der Spitze dieſer Partei ſtand Nikias, ein vornehmer und ſehr reicher Mann, der bereits unter Perikles die höchſten Ämter bekleidet hatte und nach deſſen Tode zu leitendem Anſehen gelangt war, trotz ſeiner ſehr mittelmäßigen Begabung als Staatsmann und Feldherr. Dagegen die Handwerker in der Stadt ſahen ihren Führer in dem reichen Gerbermeiſter Kleon, der durch ſeine volkstümliche Beredſamkeit auf die Menge großen Einfluß übte; bei der Oppoſition gegen Perikles hatte er in erſter Reihe geſtanden und ſich damals die politiſchen Sporen verdient. Die Volksklaſſen, die ihm anhingen, hatten durch den Kriegszuſtand verhältnismäßig wenig zu leiden, da ja Handel und Wandel in Athen in gewohnter Weiſe weitergingen; und ſo vertrat denn Kleon den Standpunkt, daß man keinen faulen Frieden ſchließen dürfe, nachdem einmal ſo große Opfer gebracht worden ſeien. Sparta aber konnte, aus Rückſicht auf Böotien, nicht einmal die Rückgabe von Platäa bewilligen; außerdem forderte es die Zurückführung der Ägineten nach ihrer Inſel, wodurch die dort angeſiedelten atheniſchen Koloniſten ihre Güter verloren hätten. Unter dieſen Umſtänden blieben die Verhandlungen ohne Ergebnis, die im Laufe des Winters geführt wurden, und das peloponneſiſche Bundesheer rückte im nächſten Frühſommer (425) aufs neue in Attika ein.

Schon einige Zeit früher hatte der Krieg auch nach Sizilien hinübergegriffen. Während die Athener im Oſten beſchäftigt waren, hatten die Syrakuſier die günſtige Gelegenheit benutzt, um die mit Athen verbündeten chalkidiſchen Städte Leontinoi, Katane, Naxos, Rhegion anzugreifen. So konnte Athen nicht umhin, ſobald es nach der Unterwerfung von Mytilene wieder etwas freiere Hand hatte, ein Geſchwader nach dem Weſten zu ſenden (427). Es waren nur 20 Schiffe, aber ſie genügten, um das Gleichgewicht zwiſchen den kriegführenden Parteien herzuſtellen; um entſcheidende Erfolge zu erreichen, waren dieſe Kräfte freilich viel zu ſchwach. So beſchloß man denn, im Frühjahr 425 der Sache endlich ein Ende zu machen, und ließ eine Verſtärkung von 40 Schiffen nach Sizilien abgehen. Zugleich ſollte ein Schlag gegen Sparta geführt werden. Demoſthenes, der Sieger von Olpä und Idomene, ſchiffte ſich auf der Flotte ein mit dem Auftrage, im Vorbeifahren einen Küſtenplatz des Peloponnes zu beſetzen. Er wählte dazu die Bucht von Pylos (Navarino) in Meſſenien, deren Ufer damals unbewohnt und mit Wald bedeckt waren. So konnte er, ungehindert vom Feinde, hier eine Befeſtigung anlegen, ſo gut das in wenigen Tagen möglich war; er ſelbſt blieb mit 5 Schiffen und 40 meſſeniſchen Hopliten aus Naupaktos als Beſatzung zurück, während die übrige Flotte ihre Fahrt nach Sizilien fortſetzte. Die ſo gewonnene Stellung ſollte den Heiloten der Umgegend einen Zufluchtsort bieten, und man hoffte von dort aus im Laufe der Zeit Meſſenien zum Aufſtand zu bringen.

Auf die Nachricht von dieſen Vorgängen riefen die Spartaner ſogleich ihr Heer aus Attika zurück, ebenſo die Flotte, die nach Kerkyra in See gegangen war. Das von Demoſthenes errichtete Befeſtigungswerk wurde von allen Seiten eingeſchloſſen, und um jeden Verſuch eines Entſatzes zu hindern, eine Abteilung von 400 ſpartaniſchen Hopliten auf die Inſel Sphakteria gelegt, die der Bucht von Pylos nach dem offenen Meer hin vorgelagert iſt. Doch die Sturmangriffe, die gegen das von Demoſthenes angelegte Kaſtell unternommen wurden, blieben ohne Erfolg, und nach wenigen Tagen kehrte die atheniſche Flotte zurück und erzwang die Einfahrt in den Hafen. Die peloponneſiſche Flotte wurde geſchlagen und die Beſatzung auf Sphakteria dadurch vom Feſtlande abgeſchnitten. Nun begannen die Spartaner zu unterhandeln; eine Geſandtſchaft mit Friedensvorſchlägen wurde nach Athen geſchickt und inzwiſchen ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen, der die Verproviantierung der Beſatzung von Sphakteria geſtattete; als Unterpfand wurde die bei Pylos liegende peloponneſiſche Flotte den Athenern ausgeliefert.

In Athen aber kam durch dieſen Erfolg die Kriegspartei obenauf und man ſtellte auf Kleons Betrieb ſo maßloſe Forderungen, daß jede Verſtändigung unmöglich war. Die Blockade von Sphakteria mußte alſo weitergehen; und ſie führte zu keinem Ergebnis, da die Spartaner Wege fanden, trotz der atheniſchen Wachtſchiffe der Beſatzung Vorräte zuzuführen. Kleon forderte nun eine Landung auf Sphakteria, aber Nikias, der den Vorſitz im Feldherrenkollegium führte, war ſo vollſtändig von der Unbeſiegbarkeit der Spartaner im offenen Kampfe überzeugt, daß er einen ſolchen Gedanken als Tollkühnheit von ſich wies; Kleon möge doch die Leitung der Sache ſelbſt in die Hand nehmen, wenn er ſie für ausführbar hielte. Nun hatte der biedere Gerbermeiſter niemals eine Truppe geführt; aber er konnte nicht mehr zurück, denn die öffentliche Meinung verlangte, daß er den Worten die Tat folgen ließe. Er nahm alſo, wenn auch mit Widerſtreben die Wahl zum Feldherrn an und ging nun ſogleich mit Verſtärkungen nach Pylos in See; die militäriſche Leitung des Unternehmens überließ er verſtändigerweiſe Demoſthenes. Bei der großen numeriſchen Überlegenheit, über die man verfügte, war der Erfolg von vornherein ſicher; es kam überhaupt nicht zum Kampf mit der blanken Waffe, ſondern der Angriff der atheniſchen leichten Truppen genügte, um die ſpartaniſchen Hopliten in ihre verſchanzte Stellung zurückzutreiben, wo ſie nach kurzem Widerſtande zur Übergabe gezwungen wurden; es waren noch gegen 300 Mann, die Kleon als Gefangene nach Athen brachte.

So unbedeutend dieſer Sieg, an ſich genommen, auch ſein mochte, ſo groß war ſeine moraliſche Wirkung. Der Glaube, daß ſpartaniſche Truppen unter keinen Umſtänden die Waffen ſtrecken würden, war zerſtört und dem Anſehen Spartas damit ein ſchwerer Stoß gegeben. Und auch der Beſitz der Gefangenen, die zum Teil den erſten ſpartaniſchen Familien angehörten, war ein ſehr wertvolles Pfand für den Friedensſchluß. Kleon wurde dadurch mit einem Schlage der einflußreichſte Mann in Athen, und es kam nun ein energiſcher Zug in die Kriegführung. Die Mittel dazu ſchaffte Kleon durch eine Erhöhung der Tribute auf mehr als das Doppelte des früheren Betrages, eine Maßregel, die jetzt, nach dem Siege von



Porträtherme des Perikles
Original im Brit. Muſeum zu London

Stadt-
bücherei
Elbing

Sphakteria, ohne Widerſtand durchgeführt werden konnte. Selbſt Nikias raffte ſich nun aus ſeiner gewohnten Untätigkeit auf. Eine Landung, die er noch im Herbſt 425 am Iſthmos von Korinth unternahm, blieb allerdings ohne Ergebnis, dafür gelang ihm im nächſten Frühjahr (424) die Eroberung der wichtigen Inſel Kythera an der lakoniſchen Küſte. Dann wurde unter dem Befehl der neu ins Amt getretenen Strategen Hippokrates und Demoſthenes ein Angriff auf Megara unternommen, der zwar ſein eigentliches Ziel nicht erreichte, aber doch die Hafenſtadt von Megara, Niſäa, in die Hand der Athener brachte.

Indes auch die Gegner entſchloſſen ſich jetzt zu kräftigem Handeln. Die Einfälle in Attika ſelbſt hatten ſich freilich als nutzlos erwieſen, und auf dem Meere war noch weniger als früher etwas gegen Athen auszurichten, ſeit dieſes bei Pylos in den Beſitz der peloponneſiſchen Flotte gelangt war. Aber es gab einen Punkt, an dem Athen zu Lande verwundbar war: die thrakiſche Küſte. Hier hatten die Chalkidier um Olynthos ſeit ihrem Siege bei Spartolos ihre Freiheit behauptet und konnten einem peloponneſiſchen Heere eine ſichere Operationsbaſis geben; auch König Perdikkas von Makedonien war bereit, ſich am Kriege gegen Athen zu beteiligen. So taten die Spartaner jetzt endlich, was hätte geſchehen ſollen, ſolange Poteidäa noch ſtandhielt: ſie ſandten ein Heer nach Thrakien, allerdings nur 1700 Heiloten und Söldner; aber an der Spitze ſtand Braſidas, der tüchtigſte Offizier, den Sparta in dieſer Zeit hatte. Eine Anzahl atheniſcher Bundesſtädte an der thrakiſchen Küſte traten nun ſogleich zu den Peloponneſiern hinüber; ſelbſt Amphipolis, die Hauptſtadt des atheniſchen Thrakiens, öffnete Braſidas die Thore. Der Stratege Thukydides, der mit einem Geſchwader in der Nähe kreuzte, hatte den Verluſt der Stadt nicht zu hindern vermocht und mußte dafür in die Verbannung gehen, aus der er erſt nach 20 Jahren zurückgekehrt iſt.

Inzwiſchen hatten die atheniſchen Waffen auch in Böotien eine ſchwere Niederlage erlitten. Man dachte die Landſchaft, deren Beſitz für den Ausgang des Krieges entſcheidend geweſen wäre, durch einen kombinierten Angriff in ſeine Gewalt zu bringen; Demoſthenes ſollte von Weſten her einfallen, während gleichzeitig Hippokrates an der Spitze des ganzen atheniſchen Aufgebotes von Attika aus die böotiſche Grenze überſchreiten ſollte. Der Plan war zu künſtlich angelegt, um Erfolg zu haben; Demoſthenes griff zu früh an und wurde mit leichter Mühe zurückgewieſen, und als Hippokrates einige Tage ſpäter in Böotien einrückte, fand er die feindliche Geſamtmacht zu ſeinem Empfange bereit. Beim Tempel des deliſchen Apollon, im Gebiete von Tanagra, kam es zur Feldſchlacht, der größten, die bisher in dieſem Kriege gekämpft worden war, und die Athener wurden mit einem Verluſte von 1000 Hopliten geſchlagen, der Feldherr ſelbſt fiel (Herbſt 424).

Auch das ſiziliſche Unternehmen brachte nicht die Erfolge, die man in Athen erwartet hatte. Die atheniſche Flotte hatte nach der Einnahme von Sphakteria ihre Fahrt nach dem Weſten fortgeſetzt, und ihre Ankunft hatte denn auch den Erfolg, die Syrakuſier zum Frieden geneigt zu machen. Die atheniſchen Bundesgenoſſen auf Sizilien nahmen die gebotene Hand an, und ſo kam man auf einem Kongreß, der in Gela gehalten wurde, bald zur Verſtändigung, im weſentlichen auf der Grundlage des gegenwärtigen Beſitzſtandes (Frühjahr 424). Die große atheniſche Flotte konnte nach Hauſe zurückkehren, ohne überhaupt in Tätigkeit getreten zu ſein, und der Plan, Sizilien der Herrſchaft Athens zu unterwerfen, war für jetzt geſcheitert.

Dieſe Reihe von Mißerfolgen gab in Athen der Friedenspartei das Übergewicht, und es wurde zunächſt ein Waffenſtillſtand auf die Dauer eines Jahres geſchloſſen. Nur in Thrakien dauerten die Feindſeligkeiten fort, da Braſidas die atheniſche Bundesſtadt Skione nicht preisgeben wollte, die während der Verhandlungen über den Waffenſtillſtand zu ihm abgefallen war. Infolgedeſſen wurde die Waffenruhe bei ihrem Ablauf nicht erneuert, ohne daß es deswegen zum Wiederausbruch der Feindſeligkeiten im eigentlichen Griechenland gekommen wäre; wohl aber ging Kleon an der Spitze eines Heeres nach Thrakien in See, um Amphipolis wieder zum Gehorſam zurückzubringen (Sommer 422). Doch bei einer Rekognoſzierung gegen die Stadt wurde er unverſehens von Braſidas angegriffen, ſein Heer auseinandergeſprengt, er ſelbſt auf der Flucht erſchlagen. Von den Siegern ſollen nur ſieben Mann gefallen ſein, aber unter dieſen ſieben war Braſidas.

So waren an einem Tage die beiden Männer aus dem Wege geräumt, die bisher in

Athen und Sparta die Führer der Kriegspartei geweſen waren. Nikias kam nun wieder zu leitendem Einfluß und er benutzte ihn, um mit Sparta Verhandlungen zu beginnen, die denn auch im nächſten Frühjahr zum Abſchluß des Friedens führten (421). Der Beſitzſtand vor dem Kriege ſollte ſoweit als möglich wiederhergeſtellt werden. Die Spartaner ſollten alſo Amphipolis, die Athener Pylos und Kythera herausgeben; ſtatt des zerſtörten Platää ſollten die Athener Niſäa behalten. So war denn, wenn auch um den Preis ungeheurer Opfer, das Programm durchgeführt worden, mit dem Perikles in den Krieg getreten war; Athen ging mit unverminderter Macht aus dem Kampfe hervor, während Sparta nichts von dem erreicht hatte, wofür es zu den Waffen gegriffen hatte.

Doch der Ausführung der Friedensbedingungen ſtellten ſich unerwartete Schwierigkeiten entgegen. Der Spartaner Klearidas, der nach Braſidas' Tode in Amphipolis kommandierte, war keineswegs geneigt, vielleicht auch wirklich nicht imſtande, die Stadt gegen den Willen ihrer Bewohner den Athenern auszuliefern; er begnügte ſich alſo, ſeine Truppen herauszuziehen und nach dem Peloponnes zurückzuführen. Infolgedeſſen weigerten ſich natürlich die Athener, die von ihnen im ſpartaniſchen Gebiete beſetzten Plätze zu räumen. Ja ſelbſt von Spartas Bundesgenoſſen traten die beiden mächtigſten Staaten, Korinth und Böotien, dem Frieden nicht bei und ſuchten Anſchluß bei Argos. Demgegenüber ſchloß Sparta mit Athen ein Bündnis zur Aufrechterhaltung des Friedens und erreichte damit, daß wenigſtens die Gefangenen von Sphakteria in Freiheit geſetzt wurden. Sonſt aber blieb das Bündnis ein toter Buchſtabe, da die ſchwebenden Differenzpunkte eben nicht aus der Welt zu ſchaffen waren. Das hatte denn zur Folge, daß Korinth und Böotien wieder in ihr altes Bundesverhältnis zu Sparta zurückkehrten. Dagegen konnte Sparta mit Argos zu keiner Verſtändigung kommen, da dieſes als Preis die Rückgabe der Kynuria forderte, die ihm Sparta vor hundert Jahren entriſſen hatte. Durch dies alles gewann auch in Athen die Kriegspartei wieder die Oberhand. In den Strategenwahlen im Frühjahr 420 unterlag Nikias, und Alkibiades trat an ſeine Stelle. Er war ein noch junger Mann, kaum dreißig Jahre alt, ein naher Verwandter des Perikles, in deſſen Hauſe er aufgewachſen war. Seine Familienverbindungen, ſein Reichtum, vor allem ſeine körperlichen Vorzüge und ſeine hohe geiſtige Begabung hatten ihn ſchon als Jüngling in der vornehmen atheniſchen Geſellſchaft eine tonangebende Stellung verſchafft; er war das Ideal der jeunesse dorée, die ſich auf den Übermenſchen herausſpielte und alle Rückſichten auf Religion und Sitte als überlebt verurteilte und beiſeite warf. Und da der Pöbel in Athen trotz aller demokratiſchen Freiheit ganz ebenſo ſervil war, als der Pöbel überall und zu allen Zeiten geweſen iſt, ſo konnte einem ſolchen Manne eine raſche Karriere nicht fehlen. Auf Alkibiades' Antrag wurde jetzt ein Bündnis mit Argos geſchloſſen, dem die übrigen demokratiſchen Staaten des Peloponnes, Mantineia und Elis, ſogleich beitraten (420). Sparta ſchritt nun zum Kriege gegen Argos, und es kam vor den Toren von Mantineia zur Entſcheidungsſchlacht, an der auf argeiiſcher Seite auch atheniſche Truppen teilnahmen. Der Sieg blieb den Spartanern, deren alter durch die Niederlage bei Pylos erſchütterter Kriegsruhm hier glänzend hergeſtellt wurde (418). Spartas herrſchende Stellung im Peloponnes war damit aufs neue befeſtigt. Übrigens blieb der Frieden zwiſchen Sparta und Athen zunächſt ungeſtört, da die Athener ſich jeder Verletzung ſpartaniſchen Gebietes enthalten hatten und die Unterſtützung eines verbündeten Staates am dritten Orte nach griechiſchem Völkerrecht nicht als Friedensbruch galt. Natürlich blieb aber die Niederlage von Mantineia auf die inneren Zuſtände Athens nicht ohne Rückwirkung; die Kriegspartei wurde zurückgedrängt, und ihr Führer, der Lampenfabrikant Hyperbolos, der nach Kleons Tode deſſen Platz eingenommen hatte, wurde durch den Oſtrakismos in die Verbannung geſandt. Alkibiades, dem dasſelbe Schickſal gedroht hatte, rettete ſich durch Anſchluß an Nikias.

Inzwiſchen trat eine Verwicklung ein, welche Athen veranlaßte, ſeine Kräfte nach einer ganz anderen Seite hin zu wenden. Seit dem Frieden von Gela hatte Athen den Angelegenheiten des Weſtens gegenüber ſich völlig paſſiv verhalten, als ob es dort gar keine Intereſſen wahrzunehmen gehabt hätte. Man ließ es geſchehen, daß die Syrakuſier das verbündete Leontinoi in Beſitz nahmen, ohne ſich zu mehr als zu einem diplomatiſchen Proteſt aufzuraffen (423), und ſo verſuchten einige Jahre ſpäter die Selinuntier einer zweiten mit Athen verbündeten Stadt, Segeſta, das gleiche Schickſal zu bereiten. Auch jetzt trat Nikias, getreu ſeiner Politik der Sammlung, für die Ablehnung der Hilfe ein, welche die Segeſtaner in Athen forderten. Aber er hatte die öffentliche Meinung nicht mehr hinter ſich. Athen lebte ja mit aller Welt in Frieden, die Wunden, die der letzte Krieg geſchlagen hatte, waren zum großen Teil vernarbt, die Seeherrſchaft ſtand feſter als je. Man war alſo in der Lage, zu helfen; über die vertragsmäßige Verpflichtung dazu konnte kein Zweifel ſein, um ſo weniger, als Segeſta ſich erbot, die Koſten zu tragen, wohl aber war es klar, daß auch der letzte Reſt des atheniſchen Einfluſſes im Weſten verloren gehen mußte, wenn man auch jetzt untätig blieb. Das waren die Geſichtspunkte, die Alkibiades gegen Nikias geltend machte; er ſah ſich bereits im Geiſte an der Spitze der Flotte, die nach Sizilien gehen ſollte und träumte von der Gründung eines großen Kolonialreiches im Weſten, das Athen Erſatz geben ſollte für die Verluſte, die es durch Braſidas in Thrakien erlitten hatte. Demgegenüber blieb Nikias' Widerſtand vergeblich, ſelbſt die eigenen Parteigenoſſen ließen ihn im Stich, und ſeine Warnungen hatten nur den Erfolg, daß man beſchloß, eine Expedition in ſolcher Stärke zu rüſten, daß jeder Mißerfolg ausgeſchloſſen ſchien. Es wurden 134 Kriegsſchiffe mit 5000 Hopliten an Bord zu dem Unternehmen beſtimmt; Nikias ſelbſt erhielt neben Alkibiades den Befehl über dieſe Streitkräfte. Die Vorſicht des einen ſollte dem jugendlichen Ungeſtüm des anderen als Gegengewicht dienen (415).

Münze von Syrakus.
Arbeit des Stempelſchneiders Kimon.

Die Flotte lag ſegelfertig, als ein unerhörtes Ereignis Athen in fieberhafte Aufregung ſtürzte; man fand eines Morgens alle die zahlreichen Hermen, welche die Straßen und Plätze der Stadt ſchmückten, ihrer Köpfe beraubt. Es war klar, daß man es hier mit dem planmäßigen Vorgehen einer Bande von Verſchwörern zu tun hatte, und ebenſo klar, daß der Zweck der Sache kein anderer ſein konnte, als durch den Eindruck dieſes ungünſtigen Vorzeichens auf die abergläubiſche Menge das ſiziliſche Unternehmen noch in letzter Stunde zu verhindern. Die Polizei in Athen war ſo ſchlecht, daß die Täter ganz ungeſtört und unbemerkt ihr Werk hatten vollbringen können; und auch die Unterſuchungskommiſſion, die ſogleich mit unbeſchränkter Vollmacht eingeſetzt wurde, hat kein Licht in die Sache gebracht. Natürlich regnete es Denunziationen; und da man einmal auf Religionsfrevel fahndete, konnte es nicht fehlen, daß auch andere Vergehen ähnlicher Art zur Anzeige kamen. So wurde Alkibiades ſchuld gegeben, er habe in ſeinem Hauſe mit luſtigen Geſellen eine Parodie der eleuſiniſchen Myſterien aufgeführt. Alkibiades verlangte nun, ſogleich vor Gericht geſtellt zu werden; wer konnte es wagen, den Feldherrn zu verurteilen, der an der Spitze eines ihm ergebenen Heeres ſtand, und auf dem allein die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang des ſiziliſchen Unternehmens beruhte? Aber eben darum wußten ſeine Feinde es durchzuſetzen, daß der Prozeß vertagt wurde; um den Abgang der Flotte nicht zu verzögern, wurde beſchloſſen, daß die Sache nach dem Ende des Feldzuges zur Verhandlung kommen ſollte. Alkibiades war es zufrieden; der Eroberer Siziliens konnte der Freiſprechung ſicher ſein.

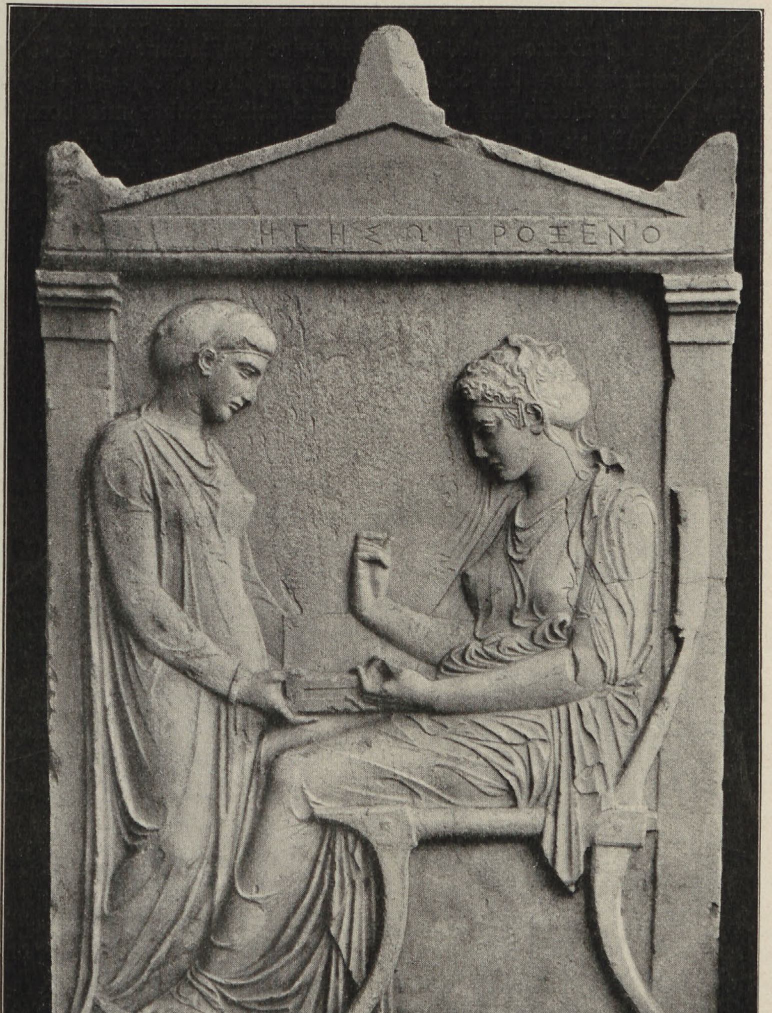
So ſegelte die Flotte denn ab und gelangte auch ohne Unfall in die ſiziliſchen Gewäſſer. Aber von den alten Verbündeten Athens waren nur Naxos und nach einigem Zögern auch Katane bereit, das Unternehmen zu unterſtützen; die übrigen Städte hielten ſich neutral, und es zeigte ſich nur zu bald, daß von Segeſta keine wirkſame Hilfe zu erwarten war. Inzwiſchen war in Athen die Unterſuchung in der Sache der Religionsfrevel weitergegangen, die Erregung der öffentlichen Meinung ſtieg höher und höher, und unter geſchickter Benutzung dieſer Stimmung gelang es Alkibiades' Feinden, einen Volksbeſchluß durchzuſetzen, durch den dieſer zur Verantwortung nach Hauſe gerufen wurde. Alkibiades wagte es nicht, ſich dem Befehle zu widerſetzen, und trat die Rückreiſe an; als er aber nach Thurioi gelangt war, verließ er ſein Schiff und entwich nach dem Peloponnes. Daraufhin ſprach das atheniſche Geſchworenengericht das Todesurteil über ihn aus und verfügte die Einziehung ſeines Vermögens.

Die Führung des Krieges in Sizilien lag jetzt in Nikias' Händen. Statt aber ſogleich zum Angriff auf Syrakus zu ſchreiten, wo nichts zur Verteidigung vorbereitet war, ließ er den ganzen Reſt des Sommers ungenützt verſtreichen, erſt im Spätherbſt erſchien er vor der feindlichen Stadt und erfocht hier über das ſyrakuſiſche Aufgebot einen glänzenden Sieg, der aber bei der vorgerückten Jahreszeit unfruchtbar blieb. Er nahm darauf Winterquartiere in Katane und entſchloß ſich dann endlich im nächſten Frühjahr (414), die Belagerung zu beginnen. Die Höhen von Epipolä, welche die Stadt ſtrategiſch beherrſchen, fielen nach kurzem Kampfe in ſeine Hand, zur See wagten die Syrakuſier überhaupt keine Schlacht, ſo daß die atheniſche Flotte ungehindert in den „großen Hafen“ von Syrakus einlaufen konnte, die Meerbucht, die ſich ſüdlich der Stadt öffnet und außerhalb der Feſtungswerke lag. Am Ufer dieſes Hafens ſchlug Nikias ſein Lager auf und ging nun daran, eine befeſtigte Linie über den etwa 6 Kilometer breiten Iſthmos zu führen, der die Stadt mit dem Innern der Inſel verbindet. Da die atheniſche Flotte das Meer beherrſchte, würde Syrakus durch die Vollendung dieſes Werkes jede Unterſtützung von außen abgeſchnitten worden ſein, was dann in nicht allzu langer Zeit den Fall der Stadt nach ſich gezogen haben würde.

Vergebens verſuchten die Syrakuſier, den Fortſchritt der atheniſchen Arbeiten durch eine Reihe von Ausfallsgefechten zu hindern. Da im letzten Augenblick kam der bedrängten Stadt Rettung. Im Peloponnes erkannte man ſehr wohl, welche furchtbare Gefahr die Eroberung Siziliens durch Athen bringen mußte, und hatte infolgedeſſen ſchon im Winter begonnen, zum Entſatz von Syrakus eine Flotte zu rüſten. Dieſes Geſchwader war freilich noch lange nicht ſegelfertig; auf die Nachricht von dem Beginn der Belagerung aber glaubte man nicht länger zögern zu dürfen, und ſo ging der Spartaner Gylippos mit vier Schiffen, die gerade zur Hand waren, nach dem Weſten in See. Mit ſo geringen Streitkräften konnte er es freilich nicht wagen, direkt nach Syrakus zu ſegeln und die atheniſche Blockadeflotte zu durchbrechen; und da der ganze Oſten der Inſel in der Gewalt des Feindes war, blieb ihm nichts übrig, als durch die Straße von Meſſina nach Himera an der Nordküſte Siziliens zu fahren und dort ſeine Leute an Land zu ſetzen. Hier ſammelte er Truppen aus den mit Syrakus verbündeten Städten und zog dann an der Spitze von 3000 Mann quer durch das Innere der Inſel auf Syrakus. Die atheniſche Umfaſſungslinie war noch nicht vollendet; und da Nikias nichts weniger erwartete als die Ankunft eines feindlichen Entſatzheeres, gelang es Gylippos, ungehindert in die Stadt einzurücken, wo er nun ſogleich den Oberbefehl übernahm. Ohne Zeit zu verlieren, ſchritt er zum Angriff auf die atheniſchen Linien und war glücklich genug, im erſten Anlauf die Werke auf der Höhe von Epipolä wegzunehmen, die den Schlüſſel der feindlichen Stellung bildeten. Nun rückten die Athener zur Schlacht aus, wurden aber in ihre befeſtigten Linien in der Nähe des großen Hafens zurückgeworfen, und Gylippos konnte Epipolä mit der Stadt durch eine Mauer verbinden, welche die Richtung der atheniſchen Zirkumvallationslinie im rechten Winkel ſchnitt und ſo deren Weiterführung nach Norden hin unmöglich machte. Die Gefahr der Einſchließung war damit abgewendet, Syrakus hatte die Verbindung mit dem Innern der Inſel frei, und Nikias ſah ſich in die Defenſive gedrängt.

Jetzt ſtrömten der belagerten Stadt von allen Seiten Verſtärkungen zu. Noch im Herbſt kam ein Geſchwader von zwölf Schiffen aus der Mutterſtadt Korinth, im Frühjahr (413) 1600 Hopliten aus dem Peloponnes und Böotien; auch Gela und andere ſiziliſche Städte ſandten Truppen. Die atheniſche Flotte dagegen, die nun ſchon ſeit anderthalb Jahren im Dienſt ſtand, war zum großen Teil kaum mehr ſeetüchtig, und ſo konnten die Syrakuſier es wagen, dem Feind auf ſeinem eigenen Element entgegenzutreten. Der erſte Verſuch freilich führte zu einem Mißerfolg; aber während die Athener durch den Kampf zur See beſchäftigt waren, nahm Gylippos mit dem Landheer die Befeſtigungen auf dem Vorgebirge Plemmyrion, das der Stadt gegenüber von Süden her vorſpringend die Einfahrt in den großen Hafen beherrſcht. Die Verbindung der Athener zur See mit ihrer Operationsbaſis Katane war dadurch in hohem Grade erſchwert. Bald boten die Syrakuſier dem Feinde noch einmal die Seeſchlacht, und diesmal blieb ihnen der Sieg. Nikias war jetzt vollſtändig eingeſchloſſen und verloren, wenn nicht bald Entſatz kam.

Inzwiſchen war auch in Griechenland der Krieg wieder zum Ausbruch gekommen. Athen und Sparta hatten einander in den letzten Jahren zwar am dritten Ort nach Möglichkeit Abbruch getan, ſich aber doch geſcheut, durch Verletzung des Gebietes des anderen Teiles den beſchworenen Frieden offen zu brechen. Endlich im Sommer 414, als die Spartaner einen verheerenden Einfall in das Gebiet von Argos unternahmen, ließen ſich die Athener verleiten, eine Landung an der lakoniſchen Küſte zu machen. So bekamen denn auch die Spartaner freie Hand, und im nächſten Frühjahr (413) überſchritt das peloponneſiſche Bundesheer zum erſtenmal wieder ſeit 12 Jahren die attiſche Grenze. Diesmal aber galt es nicht, wie früher, einen flüchtigen Einfall, Athen ſollte dauernd in Atem gehalten werden; man errichtete alſo auf den Höhen von Dekeleia, etwa 20 Kilometer im Norden der Stadt, ein befeſtigtes Lager, in dem König Agis mit einer ſtarken Beſatzung nach Abzug des Hauptheeres zurückblieb.



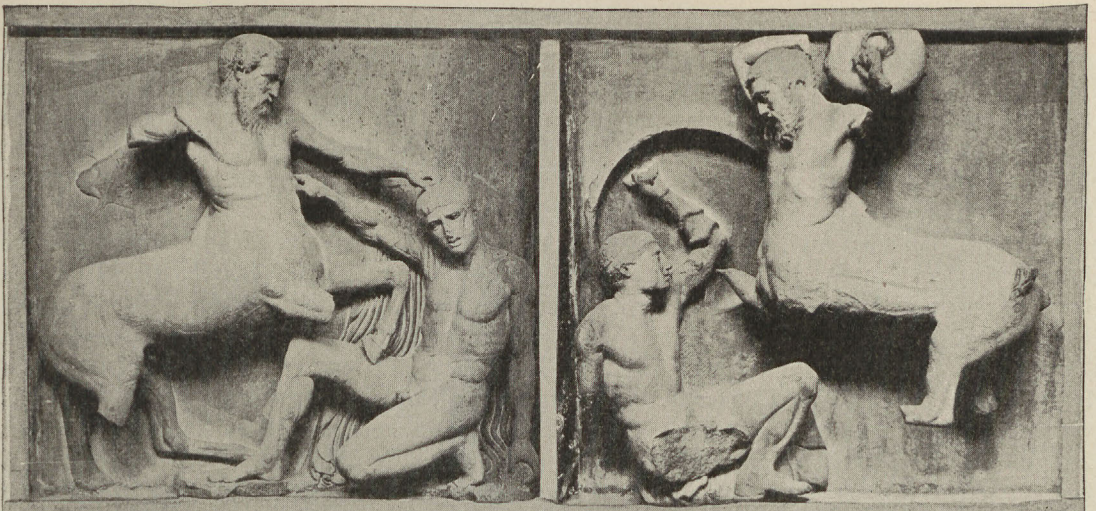
Attiſche Grabſtele: Relief der Hegeſo, Original in Athen.
Nach Brunn, Denkmäler der griech. u. röm. Kultur. Verlag F. Bruckmann, A.-G.

Aber obgleich man den Feind im eigenen Hauſe hatte, gab man in Athen das ſiziliſche Unternehmen nicht auf. Man rüſtete eine neue Expedition aus, nicht viel ſchwächer als diejenige, die vor zwei Jahren unter Nikias und Alkibiades nach dem Weſten gezogen war, und ſtellte ſie unter den Befehl des beſten Feldherrn, den man noch hatte, des Siegers von Sphakteria, Demoſthenes. Es waren 65 Kriegsſchiffe, mit etwa 5000 Hopliten an Bord, die bald nach Mittſommer 413 in den großen Hafen von Syrakus einliefen. Sie kamen eben zu rechter Zeit, um eine Kataſtrophe des Belagerungsheeres abzuwenden, das bereits von allen Seiten eingeſchloſſen war, und ihr Eintreffen änderte mit einem Schlage die ganze militäriſche Lage. Demoſthenes war denn auch entſchloſſen, ohne Zögern die Gunſt des Momentes zu benutzen. Alles hing ab von dem Beſitze der das Gelände beherrſchenden Höhe von Epipolä. Da ein offener Angriff auf die dort errichteten ſyrakuſiſchen Befeſtigungen keinen Erfolg hatte, verſuchte man es mit einem nächtlichen Überfall. Es gelang denn auch, den Feind vollſtändig zu überraſchen. Unbemerkt erſtiegen die atheniſchen Heerſäulen die Höhen, die ſyrakuſiſchen Werke wurden genommen und die aus dem Schlaf aufgeſchreckten Verteidiger nach der Stadt hin zurückgetrieben. Aber die peloponneſiſchen und böotiſchen Kontingente im ſyrakuſiſchen Heer ließen ſich von der allgemeinen Panik nicht fortreißen und rückten dem Feinde entgegen; beim fahlen Lichte des Mondes kam es zum Nachtgefecht, und die Spitzen der atheniſchen Kolonne hielten dem unerwarteten Angriff nicht ſtand. Ihr Zurückweichen riß die nachdringenden Abteilungen mit fort, bald kam das ganze Heer in Verwirrung, und endlich löſte ſich alles in regelloſer Flucht. Der atheniſche Überfall war mit ſchwerem Verluſt abgewieſen.

Ein längeres Verweilen vor Syrakus war nach dieſer Niederlage ganz zwecklos, und demgemäß drang Demoſthenes auf ſchleunige Aufhebung der Belagerung. Nikias aber fürchtete die Verantwortung für das zum größten Teil durch ſeine Schuld mißlungene Unternehmen; auch hatte er Verbindungen in Syrakus und glaubte mit deren Hilfe die Stadt doch noch in ſeine Gewalt zu bekommen. Das war nun freilich, wie ſich bald zeigte, eine vergebliche Hoffnung, und ſo wurde denn endlich die Abfahrt beſchloſſen. Aber als alles bereit war, verfinſterte ſich die Mondſcheibe (27. Auguſt 413), und dies böſe Zeichen war für Nikias ein willkommener Vorwand, die Abfahrt noch zu verſchieben. Das Schickſal des Heeres war damit entſchieden, denn die Syrakuſier boten nun dem Feinde aufs neue die Seeſchlacht an, die dieſer nicht weigern konnte, wenn er ſeine Verbindungen offenhalten wollte. Doch in den engen Gewäſſern des Hafens konnten die Athener ihre überlegene Manöverierfähigkeit nicht zur Geltung bringen, während ihre leicht gebauten Trieren den Stößen der ſchwereren ſyrakuſiſchen Schiffe nicht zu widerſtehen vermochten. So endete der Tag mit einer vollſtändigen Niederlage der Athener. Die Syrakuſier ſperrten nun die Einfahrt des Hafens; ein verzweifelter Verſuch, den die Athener mit dem Aufgebot aller noch verfügbaren Schiffe unternahmen, die Blockade zu ſprengen, wurde abgewieſen und führte zum Verluſt der Hälfte der atheniſchen Flotte. Die Stellung vor Syrakus war nun nicht länger zu halten, und es blieb nichts übrig als der Rückzug zu Lande auf Katane. Aber der direkte Weg dahin war durch die ſyrakuſiſchen Befeſtigungen auf Epipolä verſperrt, ein Verſuch, den Durchzug durch die Päſſe des Anaposthales zu erzwingen, wurde von den Syrakuſiern vereitelt, und ſo ſahen die Athener ſich genötigt, zunächſt nach Süden hin auszubiegen, um dann das Hochland im Innern der Inſel zu gewinnen, und ſo auf weitem Umweg endlich ihr Ziel zu erreichen. Man hatte noch etwa 20000 Mann, davon aber kaum die Hälfte wirkliche Kombattanten, der Reſt militäriſch wertloſe Flottenmannſchaften; auch waren die Truppen natürlich durch die beſtändigen Niederlagen ſtark demoraliſiert. Bei ihrer großen Überlegenheit an Reitern und Leichtbewaffneten war es den Syrakuſiern möglich, dem Feinde auf den Ferſen zu bleiben und ihn beſtändig in Atem zu halten. Darüber kam das atheniſche Heer auseinander; Demoſthenes, der die Nachhut führte, wurde von Nikias abgeſchnitten und mit 6000 Mann zur Ergebung gezwungen. Nikias war inzwiſchen, unbekümmert um das Schickſal der Waffenbrüder, weitermarſchiert und an den Aſinaros gelangt, einem kleinen Küſtenfluß in der Nähe des heutigen Noto. Hier wurde er von allen Seiten angegriffen, bald löſte die Ordnung in ſeinem Heer ſich auf und es erfolgte ein furchtbares Blutbad; endlich mußte ſich Nikias ſelbſt den Siegern ergeben (Mitte September 413). Nur dürftigen Trümmern des Heeres gelang es, Katane zu erreichen.

Die beiden atheniſchen Feldherren wurden gegen alles helleniſche Kriegsrecht zum Tode geführt, die übrigen Gefangenen in jenen Steinbrüchen interniert, die heute, von üppigſter Vegetation bedeckt, einen der hauptſächlichſten Anziehungspunkte für den Beſucher von Syrakus bilden, damals aber mit ihren kahlen Felswänden ein Bild troſtloſer Öde boten. Hier blieben ſie den ganzen Winter, bei dürftigſter Nahrung allen Unbilden der Witterung preisgegeben; was aus denen geworden iſt, die dieſe Schreckenszeit überſtanden, erfahren wir nicht.

Es war die furchtbarſte Kataſtrophe, die bisher ein helleniſches Heer betroffen hatte; Gylippos hatte erreicht, was das höchſte Ziel des Feldherrn bildet, die völlige Vernichtung des Feindes. Der beſte Teil der atheniſchen Flotte war zugrunde gegangen und damit zugleich der Nimbus der Unbeſiegbarkeit zerriſſen, der bisher dieſe Flotte umgeben hatte. Was Sparta ſo lange erſtrebt hatte, ſchien jetzt in nächſte Nähe gerückt, die Zerſtörung der attiſchen Seeherrſchaft und damit des attiſchen Reiches. Niemand glaubte, daß Athen nach dieſem Schlage imſtande ſein würde, auch nur noch einen Feldzug zu überſtehen.



REAKTION UND REVOLUTION

Zwei Metopen vom Parthenon auf der Akropolis zu Athen.

13. Der Fall der Demokratie.

Seit einem halben Jahrhundert war die Demokratie in dem bei weitem größten Teile der griechiſchen Welt die herrſchende Staatsform. Die Vorrechte der Geburt und des Beſitzes waren gefallen, und gleiches Recht für alle war an die Stelle getreten. So hätte es wenigſtens ſein ſollen. Aber die Wirklichkeit ſah auch hier ganz anders aus als die Theorie. Wenn die Majorität der Volksverſammlung in allen politiſchen Fragen den Ausſchlag gab, die Majorität aber, wie es nicht anders ſein konnte, von den unteren Klaſſen gebildet wurde, ſo war es natürlich, daß dieſe Klaſſen ihre Macht im eigenen Intereſſe gebrauchten, nicht anders, als es einſt zur Zeit der Adelsherrſchaft die oberen Klaſſen getan hatten. Es fehlte nicht an gewiſſenloſen Demagogen, welche die Maſſen weiter und weiter drängten; hat doch ſelbſt ein ſo beſonnener Staatsmann wie Perikles ihnen größere Konzeſſionen machen müſſen, als gut war. Und auch ganz abgeſehen davon war die Menge, welche die Volksverſammlungen füllte, weit entfernt von der politiſchen Reife, die ſie zu einem eigenen Urteile über die Fragen der äußeren Politik und der inneren Verwaltung befähigt hätte, die ſie doch in letzter Inſtanz zu entſcheiden hatte. Es konnte nicht fehlen, daß ſie zum willenloſen Werkzeug wurde in den Händen derer, die es verſtanden hatten, durch welche Mittel immer ſich ihr Vertrauen zu erwerben.

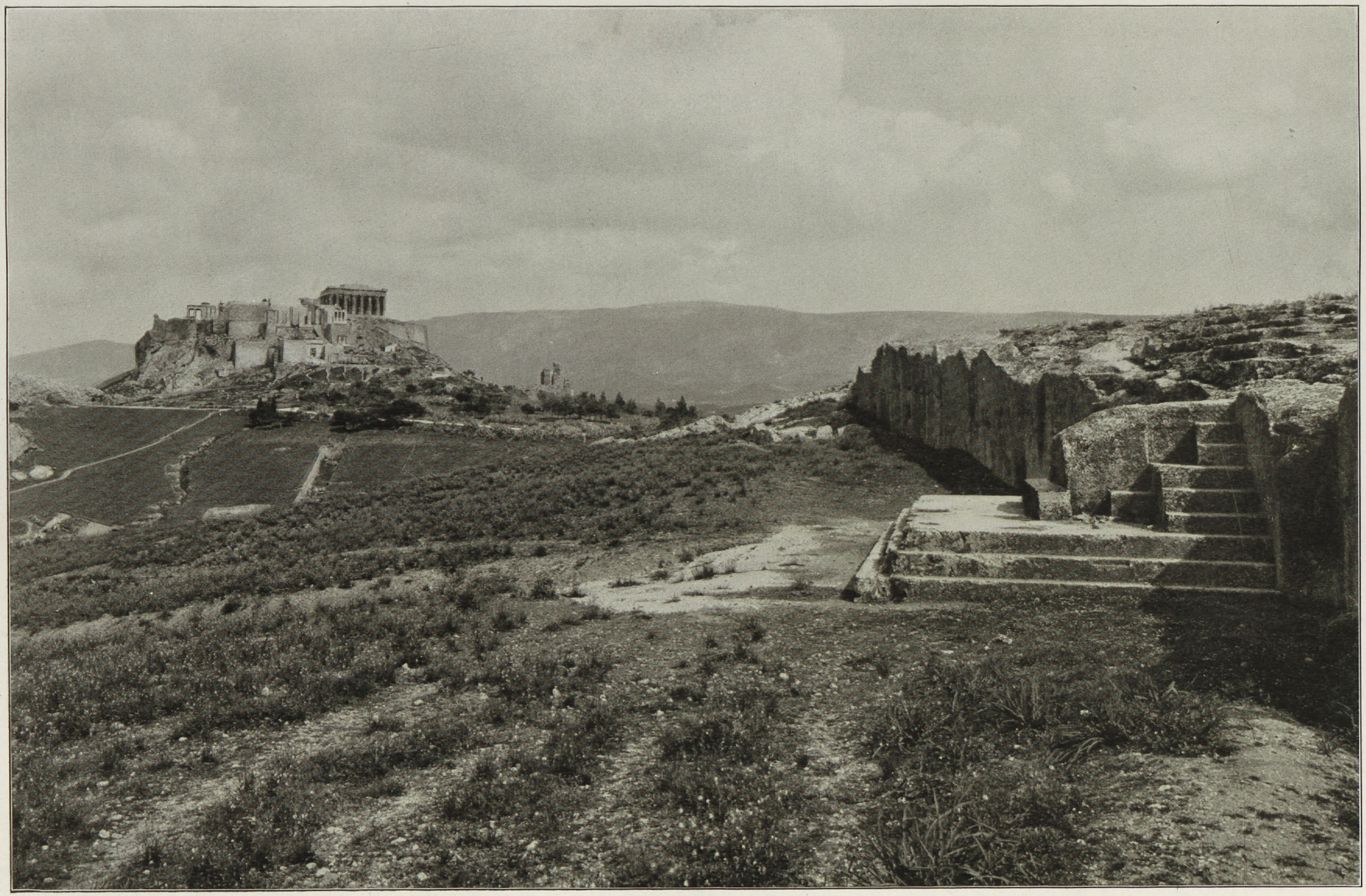
Noch ſchlimmer waren die Zuſtände in der Rechtspflege. In der griechiſchen Demokratie war jeder Bürger, der ein gewiſſes Alter erreicht hatte, meiſt 30 Jahre, zum Geſchworenen qualifiziert, er mochte ſo arm ſein wie er wollte; um nun der Gefahr der Beſtechung zuvorzukommen, wurden die Gerichtshöfe mit ſehr zahlreichen Richtern, in der Regel mehreren Hunderten, beſetzt; eine ſo große Zahl aber war nur zuſammenzubringen, wenn den Richtern aus der Staatskaſſe Diäten gezahlt wurden. Das hatte natürlich zur Folge, daß die ärmeren Klaſſen zu dem Richteramte ſich drängten, bei dem mühelos ein Tagelohn zu verdienen war, während die Wohlhabenden ſich mehr und mehr davon fernhielten, da die wenigen Pfennige des Richterſoldes für ſie nicht ins Gewicht fielen. So wurden die Gerichtshöfe bald zur Domäne des Pöbels, und es bildete ſich in den größeren Städten, namentlich in Athen, ein förmliches Geſchworenenproletariat, deſſen Mitglieder Tag für Tag auf den Bänken der Gerichtshöfe ſaßen. Gewiſſenloſen Anklägern war es ein leichtes, die politiſchen

Leidenſchaften ſolcher hundertköpfigen Richterkollegien aufzuſtacheln oder ihre Habſucht rege zu machen, und es iſt oft genug vorgekommen, daß reiche Angeklagte verurteilt wurden, bloß damit ihr Vermögen konfisziert und unter die Menge verteilt oder zur Beſtreitung des Richterſoldes verwandt werden konnte. Dieſe Gefahr hing ſtets wie ein Damoklesſchwert über den Häuptern der Beſitzenden: es gab zahlreiche Winkeladvokaten, ſog. Sykophanten, die ein Geſchäft daraus machten, von reichen Leuten durch die Drohung mit einer Anklage Geld zu erpreſſen.

Solche Zuſtände mußten bei den beſitzenden Klaſſen eine tiefe Erbitterung gegen die herrſchende demokratiſche Staatsform hervorrufen. „Es iſt verzeihlich," ſchreibt ein Mann aus dieſen Kreiſen in der Zeit des peloponneſiſchen Krieges, „wenn ein Menſch aus dem Volke demokratiſch geſinnt iſt. Denn jedem iſt es zugute zu halten, wenn er für ſeinen eigenen Vorteil ſorgt; wer aber nicht zum gemeinen Volk gehört und doch lieber in einer Demokratie leben möchte als in einer Oligarchie, der denkt im Trüben zu fiſchen und weiß, daß ſeine Schurkereien eher in einem demokratiſchen Staate durchgehen als in einem oligarchiſchen." Die ſo dachten, richteten naturgemäß den Blick auf Sparta, das faſt allein in Griechenland nach den Perſerkriegen der demokratiſchen Strömung widerſtanden hatte. Die gebildete Jugend ſchwärmte für ſpartaniſches Weſen und gefiel ſich darin, es in allen Äußerlichkeiten nachzuahmen; der kurze Mantel, die lakoniſchen Schuhe, das nach ſpartaniſcher Art lang herabwallende Haar wurden Mode bei den atheniſchen Stutzern. Die ſpartaniſche Verfaſſung fand unbegrenzte Bewunderung. Die Idealverfaſſungen, wie ſie in dieſer Zeit Hippodamos aus Milet, etwas ſpäter Platon entwarfen, haben an ſie angeknüpft und ihr namentlich den Grundgedanken einer ſtändiſchen Gliederung der Geſellſchaft entnommen. Das alles hat mächtig dazu beigetragen, der ſpartaniſchen Vorherrſchaft in Griechenland den Weg zu ebnen. Freilich an die Einführung ſpartaniſcher Zuſtände konnte kein verſtändiger Politiker denken, wohl aber an eine Rückkehr zu den Zuſtänden, welche in der guten alten Zeit, vor den Perſerkriegen, oder gar vor Solon beſtanden hatten. Das wurde jetzt das Loſungswort in den gebildeten Kreiſen; zahlreiche geheime Verbindungen, ſog. „Hetärien", traten zuſammen, den Boden für dieſe Reform vorzubereiten und inzwiſchen den Mißbräuchen der beſtehenden Staatsform nach Kräften zu ſteuern. Solange allerdings die atheniſche Seeherrſchaft der Demokratie ihren mächtigen Rückhalt gab, hatte das alles nur wenig zu bedeuten gehabt. Jetzt aber, wo die atheniſche Flotte im Hafen von Syrakus zugrunde gegangen war, begann die Reaktion überall ihr Haupt zu erheben. Sie konnte es mit um ſo größerer Ausſicht auf Erfolg, je ſchwerer die atheniſche Herrſchaft auf den Bundesſtaaten gelaſtet hatte. Auch die breiten Volksmaſſen waren hier zum Abfall bereit, und arbeiteten damit, ohne es zu wollen, der Reaktion in die Hände.

In Athen gab man ſich natürlich über die drohende Gefahr keiner Täuſchung hin, aber man ließ trotz des ſchweren Schlages den Mut nicht ſinken. Noch ſtand ja das Reich und noch immer verfügte man über eine Flotte, die der peloponneſiſchen reichlich gewachſen war. Auch an finanziellen Mitteln fehlte es nicht: lag doch auf der Burg eine Reſerve von 1000 Talenten (etwa $5^1/_2$ Millionen Mark), die man gleich am Anfang des Krieges für den äußerſten Notfall beiſeite gelegt hatte. Die Tribute allerdings waren bereits auf eine ſolche Höhe geſchraubt, daß an eine weitere Steigerung nicht zu denken war; man entſchloß ſich alſo dazu, ſie ganz aufzuheben und durch einen Wertzoll von $5^0/_0$ auf die Ein- und Ausfuhr aller Häfen des Reiches zu erſetzen. Man hoffte damit die Einnahmen zu erhöhen, während zugleich bei dieſer indirekten Beſteuerung die Notwendigkeit wegfiel, rückſtändige Tributzahlungen durch Exekution einzutreiben, was ſo viel böſes Blut gemacht hatte. Es war ein großer Schritt auf dem Wege zum Einheitsſtaate, der damit getan wurde; aber jetzt war es freilich zu ſpät.

Denn auf die Nachricht von der Kataſtrophe in Sizilien waren von allen Seiten aus dem atheniſchen Reich Botſchaften nach Sparta gekommen, die den Abfall in Ausſicht ſtellten, ſobald eine peloponneſiſche Flotte ſich zeigen würde. Man beſchloß darauf hin, zunächſt Chios die Hand zu reichen, der mächtigſten atheniſchen Bundesſtadt, und der einzigen, die eine ſtarke Marine beſaß, deren Anſchluß alſo von entſcheidender Bedeutung werden mußte. Um Mittſommer 412 gingen 5 ſpartaniſche Schiffe dahin ab, deren Erſcheinen Chios zum Übertritt auf die peloponneſiſche Seite beſtimmte; das ganze feſtländiſche Ionien folgte ſogleich dieſem



Die Akropolis von Athen, im Vordergrunde die Pnyx

Nach einer photographiſchen Aufnahme von Fratelli Alinari zu Florenz

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadtbücherei Elbing

Beiſpiel. Und jetzt trat auch Perſien aus der Neutralität heraus, die es bisher dem Kriege in Griechenland gegenüber im großen und ganzen bewahrt hatte. In Milet wurde zwiſchen dem Satrapen von Sardes, Tiſſaphernes, und den Peloponneſiern ein Vertrag abgeſchloſſen, in dem ſich Perſien verpflichtete, der in den aſiatiſchen Gewäſſern operierenden Flotte für die ganze Dauer des Krieges gegen Athen den Sold zu zahlen, wogegen die Peloponneſier das Recht des Königs auf alles Gebiet anerkannten, das ihm ſelbſt oder ſeinen Vorfahren gehört hatte. Die aſiatiſchen Griechen waren damit den Barbaren ausgeliefert und die wichtigſte Errungenſchaft der Perſerkriege preisgegeben; aber man hatte keine andere Wahl, da ſonſt die Koſten eines langen Seekrieges nicht aufzubringen geweſen wären. Übrigens ſchloß man den Vertrag mit dem Hintergedanken, ihn nach errungenem Siege nicht zu erfüllen; aber auch Sparta ſollte die Erfahrung machen, daß man nicht ungeſtraft ſeine Seele dem Böſen verſchreibt.

Inzwiſchen hatte Athen eine ſtarke Flotte in den ioniſchen Gewäſſern verſammelt; auf Chios und bei Milet wurden Truppen ans Land geſetzt und die Gegner in mehreren Treffen geſchlagen. Das Erſcheinen einer peloponneſiſchen und ſyrakuſiſchen Flotte von 55 Kriegsſchiffen veranlaßte die Athener indes, die bei Milet gelandeten Truppen wieder an Bord zu nehmen und nach Samos zurückzugehen. Während des Winters fielen dann auch Knidos und Rhodos zum Feinde ab, ſo daß den Athenern jetzt an der kleinaſiatiſchen Weſtküſte wenig mehr blieb als die Inſeln Samos und Lesbos. Es war klar, daß das nächſte Jahr weitere Verluſte bringen würde und überhaupt ließ ſich nicht abſehen, wie Athen auf die Dauer ſich der Koalition zwiſchen den Peloponneſiern, Syrakus und dem Großkönig gegenüber behaupten ſollte.

Die oligarchiſche Partei hielt jetzt die Zeit zum Umſturz der beſtehenden Verfaſſung gekommen. Eine Reihe der geiſtig wie geſellſchaftlich hervorragendſten Männer der Stadt vereinigten ſich zu dem Werke; an der Spitze ſtand Antiphon, ein ausgezeichneter Redner und Juriſt, der ſich bisher aus Haß gegen die Demokratie der Politik ferngehalten hatte, dann Peiſandros, ein angeſehener Staatsmann, der bisher den Radikalen geſpielt hatte und ſich jetzt als Oligarch enthüllte, weiter Theramenes, deſſen Vater Hagnon unter Perikles eine hervorragende Stellung als Staatsmann und Feldherr eingenommen hatte und noch jetzt in der Regierung ſaß. Auch Alkibiades ſtand der Bewegung nicht fern. Er hatte ſich nach ſeiner Verbannung nach Sparta gewendet und hier zum Kriege gegen ſeine Vaterſtadt gedrängt; dann hatte er das ſpartaniſche Geſchwader nach Chios begleitet und weſentlich dazu beigetragen, daß Jonien von Athen abfiel. In Milet war er zu Tiſſaphernes in intime Beziehungen getreten und lebte jetzt an deſſen Hofe in Sardes. Er hoffte durch ſeinen Einfluß das Bündnis zwiſchen Perſien und Sparta löſen zu können, vorausgeſetzt, daß in Athen die „Lumpendemokratie", wie er ſich ausdrückte, geſtürzt und er ſelbſt zurückgerufen würde. Mit dieſen Verſprechungen ging Peiſandros, der als Kapitän auf der Flotte diente, von Samos nach Athen und brachte die Sache in der Volksvertretung zur Sprache; er erreichte es denn auch, daß das Volk auf das Anerbieten einging, das Athen mit einem Schlage aus ſeiner verzweifelten Lage befreit haben würde. Es wurde alſo eine Geſandtſchaft nach Sardes geſchickt, um mit Tiſſaphernes zum Abſchluß zu kommen. Doch Alkibiades hatte mehr verſprochen als er zu halten vermochte. Denn Tiſſaphernes traute zwar den Peloponneſiern keineswegs, wagte es aber doch nicht, mit ihnen zu brechen, da ſie die ganze Küſte ſeiner Satrapie in der Hand hatten; und ſo blieben die Verhandlungen mit Athen ohne Ergebnis.

In Athen waren indes Androkles und andere Führer der radikalen Partei durch Meuchelmord aus dem Wege geräumt worden. Das Volk war terroriſiert, und ſo konnte man trotz des Scheiterns der Verhandlungen mit Perſien zur Verfaſſungsänderung ſchreiten. Alles vollzog ſich auf geſetzlichem Wege. Ein Volksbeſchluß hob die Demokratie auf und ſetzte als proviſoriſche Regierung eine Ratsverſammlung von 400 Mitgliedern ein, die von den Führern der Bewegung ernannt wurden, mit dem Auftrage, die neue Verfaſſung auszuarbeiten; die politiſchen Rechte ſollten fortan auf die wohlhabendſten 5000 Bürger beſchränkt bleiben und niemand für die Verwaltung von Staatsämtern Beſoldung empfangen. Dagegen gelang es nicht, die Flotte bei Samos zur Anerkennung des Staatsſtreiches zu bewegen; die Mannſchaften weigerten ihren zum größten Teil oligarchiſch geſinnten Offizieren den Gehorſam, wählten ſich neue Feldherren und übertrugen Alkibiades den Oberbefehl in dem richtigen Gefühl, daß allein er der Mann ſei, den Staat in dieſer Kriſis zu retten. Sein Anſehen bewirkte denn auch, daß es nicht zum offenen Bürgerkrieg kam und die Leute von dem Verlangen abſtanden, gegen den Peiräeus geführt zu werden. Aber das Anſehen der neuen Regierung in Athen war durch den Abfall der Flotte tief erſchüttert. Das einzige Mittel, ſich in der Macht zu behaupten, war eine raſche Verſtändigung mit Sparta, und Antiphon war bereit, dafür jeden geforderten Preis zu zahlen, ja, wenn es ſein müſſe, die Selbſtändigeit des Staates zu opfern. Als er nun aber Anſtalten traf, der ſpartaniſchen Flotte den Peiräeus in die Hände zu ſpielen, ſah er ſich von ſeinen eigenen Anhängern im Stich gelaſſen, die Hopliten begannen zu meutern, und nur das Verſprechen der Regierung, ſchleunigſt das Verzeichnis der 5000 vollberechtigten Bürger zu veröffentlichen und von dieſen ein neues Regierungskollegium wählen zu laſſen, verhinderte den Ausbruch des Bürgerkrieges. Inzwiſchen war die peloponneſiſche Flotte nach Euböa weitergefahren, wo alles zum Abfall bereit war. Ein atheniſches Geſchwader, das dem Feind vor Eretria entgegentrat, wurde mit ſchwerem Verluſt geſchlagen, und nun ſchloß die ganze Inſel ſich an die Peloponneſier an mit alleiniger Ausnahme der atheniſchen Kolonie Oreos.

Unter dem Eindruck dieſes Schlages brach die oligarchiſche Regierung zuſammen. Von den am ſchwerſten kompromittierten Führern der Bewegung flüchteten die meiſten ins ſpartaniſche Lager bei Dekeleia; Antiphon blieb und ließ es auf einen Prozeß ankommen, wurde aber trotz ſeiner glänzenden Verteidigungsrede verurteilt und hingerichtet. In Athen wurde jetzt eine gemäßigte Verfaſſung eingeführt, ſo daß die politiſchen Rechte auf die Bürger beſchränkt blieben, die imſtande waren, auf eigene Koſten mit ſchwerer Rüſtung zu dienen; die Losämter und die Beſoldungen blieben abgeſchafft. An die Spitze des Staates trat Theramenes, der im Rate der Vierhundert die Oppoſition gegen die extreme Richtung Antiphons geleitet und dadurch den Sturz der Oligarchie herbeigeführt hatte. Seine alten Parteigenoſſen haben ihm natürlich dieſe Haltung niemals vergeſſen, wie er andrerſeits durch ſeine Teilnahme an der oligarchiſchen Richtung den Demokraten immer verdächtig geblieben iſt.

Inzwiſchen waren auch die Städte am Hellespont zu den Peloponneſiern abgefallen, was zur Folge hatte, daß der Kriegsſchauplatz nach dieſen Gewäſſern verlegt wurde. Es kam hier, im Herbſt des Jahres, in der Nähe von Abydos zu zwei größeren Seetreffen, in denen den Athenern der Sieg blieb, ohne daß ſie übrigens imſtande geweſen wären, entſcheidende Vorteile zu erringen. Im folgenden Frühjahr (410) gelang es dann Alkibiades, die peloponneſiſche Flotte bei Kyzikos unvermutet anzugreifen und vollſtändig zu vernichten; doch rettete ſich der größte Teil der Mannſchaften an die Küſte. Athens Meeresherrſchaft war damit für den Augenblick wiederhergeſtellt. Infolgedeſſen entſchloß man ſich in Sparta zu Unterhandlungen; man bot den Frieden auf Grund des gegenwärtigen Beſitzſtandes, ſo daß Athen über die Hälfte ſeines alten Reiches geblieben wäre. Dort aber war auf die Nachricht von dem Siege die von Theramenes begründete gemäßigte Verfaſſung zuſammengebrochen und wieder die unbeſchränkte Demokratie eingeführt worden; und der Inſtrumentenmacher Kleophon, der jetzt in der Volksverſammlung das große Wort führte, wollte von keinem Frieden wiſſen, der nicht die Machtſtellung Athens in vollem Umfange wiederherſtellte. So nahm denn der Krieg ſeinen Lauf weiter. Man machte nun den Verſuch, Jonien zurückzuerobern; aber bei dem Angriff auf Epheſos erlitten die Athener eine ſchwere Niederlage (409). Auch Pylos und Niſäa gingen um dieſe Zeit an die Peloponneſier verloren. Dagegen wurden die hellespontiſchen Städte durch Alkibiades wieder zum Gehorſam gebracht und namentlich das wichtige Byzantion nach langer Belagerung eingenommen (408); die Handelsſtraße nach dem Pontos war nun wieder im Beſitz der Athener.

Alkibiades hielt es jetzt an der Zeit, nach Athen zurückzukehren und auch dort die Leitung der Dinge in ſeine Hand zu nehmen (407). Dem ſieggekrönten Feldherrn ward ein begeiſterter Empfang. Der religiöſe Fluch, der noch von dem Myſterienfrevel her auf ihm laſtete, wurde von ihm genommen, und das Volk erwählte ihn zum Oberfeldherrn mit unbeſchränkter Machtvollkommenheit. Viele erwarteten, daß er noch weiter gehen, die Demokratie ſtürzen und ſich zum Herrn des Staates machen würde; aber er ſchreckte doch davor zurück, dieſen Schritt zu tun, und hielt ſich in den geſetzlichen Schranken. Nach einem Aufenthalt von vier Monaten ging er im Herbſt an der Spitze einer Flotte von 100 Schiffen nach Jonien, der einzigen Provinz des Reiches, deren Wiederunterwerfung noch nicht gelungen war. Hier aber fand er die Lage ſehr zu ungunſten Athens verändert. Die Peloponneſier hatten in den drei Jahren ſeit dem Schlage von Kyzikos Zeit gehabt, eine neue Flotte zu ſchaffen, und vor allem, ſie hatten in ihrem neuen Admiral, dem Spartaner Lyſandros, endlich den rechten Mann gefunden, dieſe Flotte zu befehligen. Auch ihre Beziehungen zu Perſien waren jetzt beſſer als je. Tiſſaphernes war in der Satrapie von Sardes durch Kyros erſetzt worden, den zweiten Sohn des Königs Dareios, einen ehrgeizigen Jüngling, der nichts Geringeres im Sinne hatte, als dereinſt mit Verdrängung ſeines älteren Bruders Artaxerxes ſelbſt den Thron zu gewinnen. Zu dieſem Zwecke dachte er ſich in Sparta einen ſicheren Rückhalt zu ſchaffen, er trat alſo ſogleich in enge Beziehungen zu Lyſandros und gewährte ihm die reichſten Subſidiengelder.

Damit aller finanziellen Sorgen enthoben, konnte Lyſandros den Krieg in die Länge ziehen, ohne ſich in eine Schlacht gegen die überlegene atheniſche Flotte unter einem Feldherrn wie Alkibiades einzulaſſen. So lagen die Peloponneſier im Hafen von Epheſos, die Athener im Hafen des benachbarten Notion ſich längere Zeit untätig gegenüber. Als aber Alkibiades einmal auf einige Tage von der Flotte abweſend war, griff Lyſandros den Feind unerwartet an, und es gelang ihm, den Athenern eine Schlappe beizubringen, die dieſen 15 Schiffe koſtete (Frühjahr 406). Es war an ſich ein recht unbedeutender Erfolg, der die militäriſche Lage ganz unverändert ließ. Aber die politiſchen Folgen waren entſcheidend für den ganzen weiteren Verlauf des Krieges. Denn jetzt bekamen in Athen Alkibiades' Feinde wieder die Oberhand; und da die Wahlen eben vor der Tür ſtanden, ſetzten ſie es durch, daß Alkibiades nicht wiedergewählt wurde. Das kam in ſeiner Wirkung einer Abſetzung gleich; Alkibiades legte denn auch ſofort ſeine Würde nieder und ging auf ſeine Schlöſſer in Thrakien. Den Befehl über die Flotte übernahm Konon.

Nachbildung der Athena Parthenos in einer Statuette zu Athen.
Nach Brunn, Denkm. Verlag Bruckmann, A.-G.

Auch bei den Peloponneſiern erfolgte bald darauf ein Wechſel im Oberbefehl, da Lyſandros' Amtsjahr ablief und die ſpartaniſche Verfaſſung eine Wiederwahl nicht geſtattete. So trat jetzt Kallikratidas an die Spitze der Flotte, ein Spartiate von altem Schrot und Korn, der den Krieg durch raſche Schläge zur Entſcheidung zu bringen dachte. Er brachte alſo die Flotte durch Heranziehung von Kontingenten aus Chios und Rhodos auf 140 Schiffe und griff Lesbos an, wo Methymna ſogleich mit Sturm genommen wurde; Konon, der mit 70 Schiffen zum Schutz der Inſel herbeieilte, wurde geſchlagen und im Hafen von Mytilene eingeſchloſſen. Stadt und Flotte waren verloren, wenn nicht bald Hilfe kam.

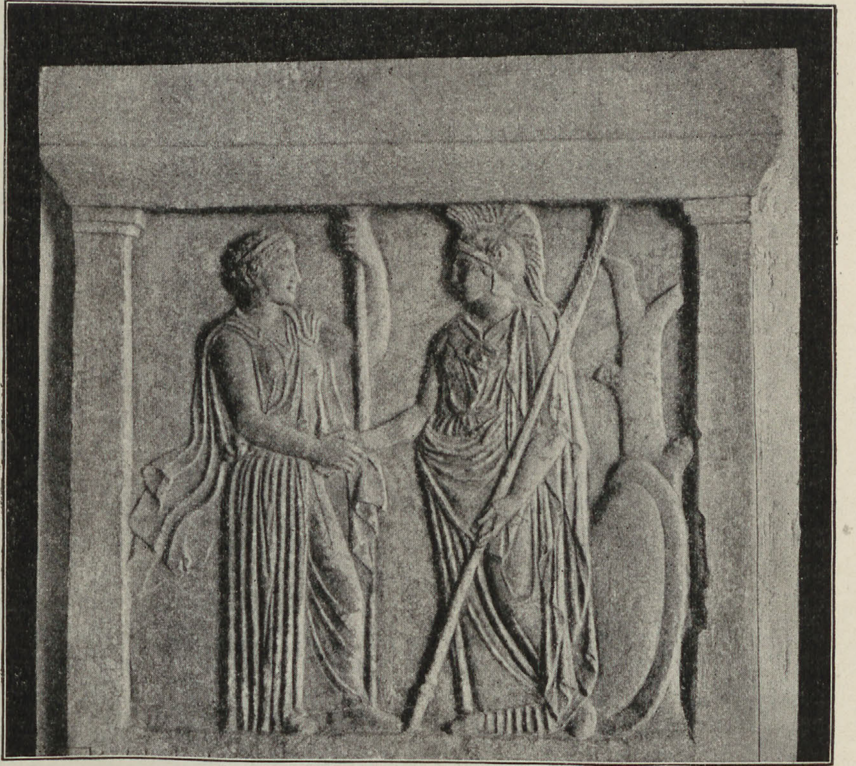
Dieſer Gefahr gegenüber rafften die Athener ſich zu einer letzten Anſtrengung auf. Alle Schiffe, die noch im Peiräeus lagen, wurden mit Aufgebot ſämtlicher noch verfügbarer Mannſchaft, auch von freigelaſſenen Sklaven, in Dienſt geſtellt und alle im Ägäiſchen Meer verſtreuten Geſchwader herangezogen; ſo gelang es, eine Flotte von 150 Schiffen zum Entſatz von Mytilene zuſammenzubringen. Kallikratidas ließ ein Geſchwader zur Beobachtung der Stadt zurück und fuhr mit ſeiner Hauptmacht, 120 Schiffen, dem Feinde entgegen; bei der Inſelgruppe der Arginuſen, am ſüdlichen Eingang in den Sund, der Lesbos vom Feſtlande trennt, kam es zur Schlacht, und noch einmal blieb der Sieg den Athenern. Kallikratidas fiel, ſiebzig ſeiner Schiffe wurden verſenkt oder genommen; Mytilene war gerettet, und das Übergewicht der Athener zur See wiederhergeſtellt. Freilich war der Sieg mit dem Verluſte von 25 Schiffen teuer genug erkauft worden, und die Mannſchaften dieſer Schiffe hatten zum größten Teil den Tod in den Wellen gefunden, da eine hohe See, die nach Beendigung der Schlacht einſetzte, die Bergung der Schiffbrüchigen unmöglich gemacht hatte. So behaupten wenigſtens die ſiegreichen Admirale; von den Seeleuten aber meinten viele, daß eine Rettung der auf den Wracks umhertreibenden Leute ſehr wohl ausführbar geweſen wäre, wenn die Admirale mit größerer Umſicht gehandelt hätten. Die Admirale wurden daraufhin ihres Amtes entſetzt und zur Rechenſchaft nach Athen gerufen. Hier war die Stimmung aufs höchſte erregt. Die Volksverſammlung konſtituierte ſich als Gerichtshof, und in tumultuariſchem Verfahren wurden die ſiegreichen Admirale (einer davon war Perikles' gleichnamiger Sohn von Aſpaſia) zum Tode verurteilt.

Sparta bot jetzt noch einmal den Frieden an, aber in Athen war man mehr als je von der eigenen Unbeſiegbarkeit zur See überzeugt und wies die Vorſchläge ab. Darauf entſchloß man ſich in Sparta, Lyſandros aufs neue an die Spitze der Flotte zu ſtellen, den einzigen Mann, der ſich bisher auf dieſem Poſten bewährt hatte. Die bei den Arginuſen verlorenen Schiffe wurden durch Neubauten erſetzt, die perſiſchen Subſidiengelder gewährten die Möglichkeit, Mannſchaft in beliebiger Zahl anzuwerben, und ſo konnte Lyſandros im Sommer 405 die Offenſive ergreifen. Er wandte ſich nach dem Hellespont, wo er Lampſakos einnahm und zu ſeiner Operationsbaſis machte. Die Athener folgten und nahmen ihm gegenüber am europäiſchen Ufer der Meerenge bei Ägospotamoi Stellung, in der Abſicht, eine Schlacht zu erzwingen. Jede der beiden Flotten zählte etwa 180 Trieren; aber der ſo oft erprobten taktiſchen Überlegenheit des Feindes gegenüber ſcheute Lyſandros vor einem offenen Kampfe zurück und hielt ſeine Schiffe im Hafen. Durch das Zögern ſicher gemacht, wurden die Athener im Wachtdienſt läſſig, und nun benutzte Lyſandros den günſtigen Augenblick, wo die Mannſchaft der feindlichen Flotte ſich am Lande zerſtreut hatte, zu einem überraſchenden Angriff. Die ſchmale Meerenge war bald durchfahren; den Athenern blieb keine Zeit, ihre Schiffe zu bemannen, und ſo fiel ihre ganze Flotte faſt ohne Kampf in die Hände der Peloponneſier. Nur 20 Schiffe mit dem Strategen Konon entkamen. Die gefangenen atheniſchen Bürger, 3000 an Zahl, ließ Lyſandros in Lampſakos zum Tode führen zur Vergeltung für ähnliche Barbareien, deren ſich die Athener gegen peloponneſiſche Gefangene ſchuldig gemacht hatten.

Der Krieg war entſchieden; denn Athen hatte nicht mehr die Mittel, eine neue Flotte aufzuſtellen. Die Plätze, die am Hellespont, in Thrakien und auf den Inſeln noch von den Athenern beſetzt waren, ergaben ſich dem Sieger ohne Widerſtand; nur Samos blieb auch jetzt der atheniſchen Sache treu. Bald erſchien Lyſandros mit ſeiner Flotte vor dem Peiräeus, während das peloponneſiſche Landesheer die Stadt von der Landſeite einſchloß. Entſatz war von keiner Seite zu hoffen; aber die radikalen Führer, denen die Menge blind folgte, wollten von Ergebung nichts hören, wußten ſie doch nur zu gut, daß es dann um ihre Macht geſchehen ſei. So hielt die Stadt ſich den ganzen Winter. Erſt als die Not aufs höchſte geſtiegen war, als der Hunger zahlreiche Opfer zu fordern begann, kam das Volk zur Beſinnung. Kleophon, deſſen Politik all dies Unheil über Athen gebracht hatte, wurde verurteilt und hingerichtet auf die Beſchuldigung hin, als Offizier ſeinen Poſten verlaſſen zu haben; und nun ging Theramenes an der Spitze einer Geſandtſchaft nach Sparta, mit unbedingter Vollmacht zum Abſchluß des Friedens. Es hätte in der Hand der Spartaner gelegen, Athen zu vernichten, wie die Korinther und Thebaner es forderten, und ihm ſo das Schickſal zu bereiten, das es ſelbſt in den Zeiten ſeines Glanzes über ſo manche Kleinſtadt verhängt hatte; aber ſie wieſen ſolche Vorſchläge weit von ſich. Vielmehr wurden Athen Bedingungen gewährt, wie es ſie den Umſtänden nach nicht beſſer erwarten konnte. Es behielt ſeine Unabhängigkeit und den Beſitz ſeines attiſchen Landgebietes mit Salamis; dagegen mußte es auf ſeine auswärtigen Beſitzungen verzichten, die langen Mauern und die Befeſtigungen des Peiräeus niederreißen, ſeine Kriegsſchiffe ausliefern, die Verbannten zurückrufen und in die ſpartaniſche Bundesgenoſſenſchaft eintreten. Die atheniſche Volksverſammlung nahm dieſe Bedingungen ohne weiteres an, und nun fuhr Lyſandros mit der peloponneſiſchen Flotte in den Peiräeus ein (April 404). Der lange Krieg war beendet.

Nur Samos ſetzte auch jetzt noch den Widerſtand fort; natürlich vergebens. Nachdem Lyſandros die Stadt einige Monate umſchloſſen gehalten hatte, erfolgte die Übergabe. Die in Samos herrſchende Partei hatte vor acht Jahren die Grundbeſitzer auf der Inſel von Haus und Hof vertrieben und ſich in ihre Güter geteilt; es war nur recht und billig, daß ihr nun gleiches mit gleichem vergolten und die alten Beſitzer zurückgeführt wurden.

In Athen lagen indes die Parteien im Streit. Ein großer Teil der beſitzenden Klaſſen und namentlich die zurückgekehrten Verbannten hielten den Augenblick zur Beſeitigung der herrſchenden Demokratie für gekommen; aber ſie waren nicht ſtark genug, dem Volke gegenüber die Verfaſſungsänderung durchzuſetzen. Sie riefen alſo Lyſandros aus Samos herüber und traten dann offen mit ihren Vorſchlägen hervor. Als die Volksverſammlung noch immer widerſtrebte, erklärte Lyſandros, daß Athen den Frieden gebrochen habe, da die langen Mauern noch ſtänden, obgleich die zu ihrer Niederlegung feſtgeſetzte Friſt bereits verſtrichen ſei; nur wenn Athen zu der Verfaſſung zurückkehren wolle, wie ſie in den Tagen der Väter beſtanden habe, könne der Frieden erhalten bleiben. Das ſchlug jede Oppoſition nieder, und es wurde nun aus den einflußreichſten Mitgliedern der Reformpartei eine proviſoriſche Regierung von dreißig Männern gebildet, um die neue Verfaſſung auszuarbeiten.



Relief auf den Bund zwiſchen Athen und Samos, Athen.
Nach Brunn, Denkmäler. Verlag F. Bruckmann, Aktien-Geſellſchaft.

In den Städten, die bisher zum atheniſchen Reich gehört hatten, war die Demokratie zum Teil ſchon früher geſtürzt worden. Der Anſchluß an Sparta hatte überall die beſitzenden Klaſſen ans Ruder gebracht, und ſie ergriffen natürlich die erſte Gelegenheit, ſich dieſes Übergewicht auch geſetzlich zu ſichern. Namentlich Lyſandros hatte ſyſtematiſch auf dieſe Verfaſſungsänderung hingearbeitet und zu dieſem Zweck, ſoweit ſein Einfluß reichte, ähnlich wie in Athen, die Einſetzung proviſoriſcher Regierungen veranlaßt, ſogenannter „Dekarchien“, da ſie in der Regel aus zehn Mitgliedern beſtanden. So war die Oligarchie jetzt, mit Ausnahme weniger Städte, im ganzen griechiſchen Oſten die herrſchende Staatsform.

Gleichzeitig hatte ſich auch im griechiſchen Weſten eine ähnliche Entwicklung vollzogen, nur daß ſie hier nicht zur Oligarchie führte, ſondern zur Militärdiktatur. In Sizilien war nach der Vernichtung der atheniſchen Flotte der Krieg weitergegangen, wenn er auch bei der allgemeinen

Erſchöpfung nur läſſig geführt wurde. Endlich aber gelang es den Selinuntiern doch, ihre alten Gegner, die Segeſtaner, in ſo üble Lage zu bringen, daß dieſen nichts übrig blieb, als ſich Karthago in die Arme zu werfen. Dort hatte man ſich ſeit dem Schlage von Himera den ſiziliſchen Angelegenheiten grundſätzlich ferngehalten; jetzt aber konnte man nicht länger neutral bleiben, wenn man nicht wollte, daß die ganze Inſel unter die Herrſchaft der Syrakuſier und ihrer Verbündeten käme. Man ſandte alſo den Segeſtanern ein Truppenkorps zu Hilfe und ließ dann im nächſten Jahre (408) ein großes Heer auf Sizilien landen, das ſogleich vor Selinus rückte. Die Befeſtigungen der Stadt waren infolge des langen Friedens in ſchlechtem Stande, und ſo wurden ſie nach mehrtägiger Berennung erſtürmt, ehe die Syrakuſier zur Hilfe herbeikommen konnten. Dann wandten ſich die Karthager gegen Himera. Hier waren die Syrakuſier rechtzeitig zur Stelle, aber ſie vermochten gegen die Übermacht der Barbaren nichts auszurichten; ein Ausfall gegen die karthagiſchen Stellungen wurde zurückgewieſen, und ſo blieb nichts übrig, als die Stadt zu räumen und die Bevölkerung in Sicherheit zu bringen. Himera wurde von den Siegern zerſtört, und die Stätte iſt ſeitdem wüſt geblieben.

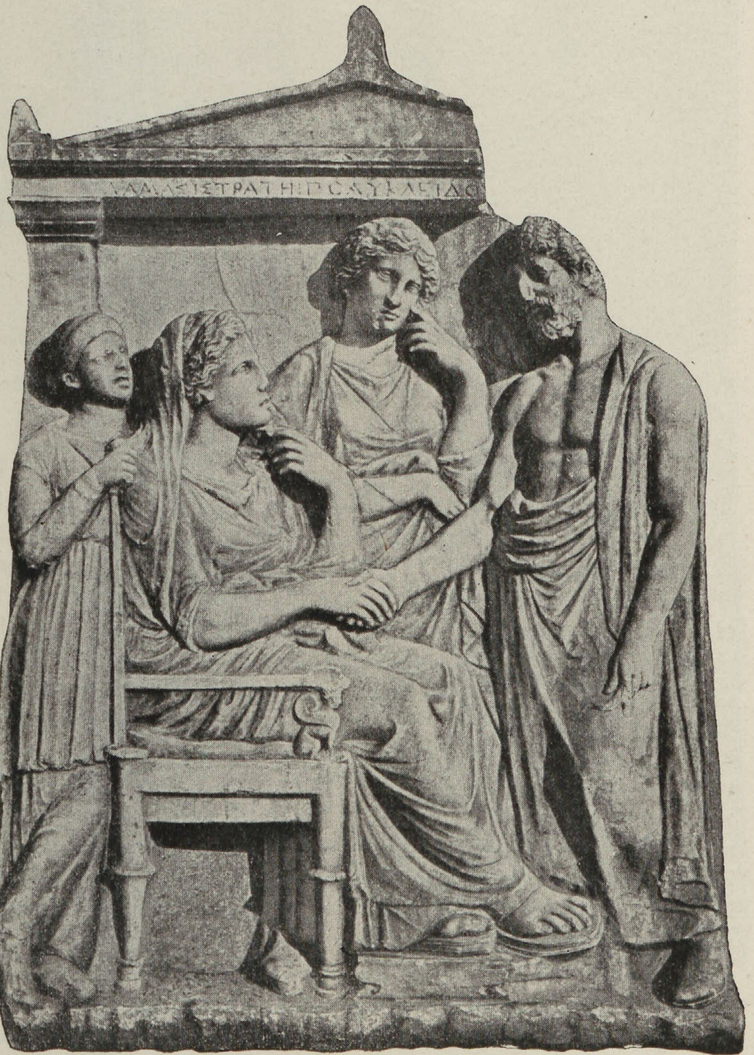
Zwei Jahre ſpäter wiederholten die Karthager ihren Angriff. Ihr Ziel war diesmal die Eroberung von Akragas, das jetzt nach dem Fall von Selinus die weſtlichſte Griechenſtadt auf Sizilien war. Demgegenüber rafften die Griechen endlich zu kräftiger Abwehr ſich auf. Alle Städte Siziliens und Unteritaliens ſtellten Truppen gegen den gemeinſamen Feind, die dann unter dem Oberbefehl der Syrakuſier zum Entſatz von Akragas ausrückten. Vergebens verſuchten die Karthager ihren Heranzug zu hindern, ſie erlitten eine vollſtändige Niederlage und wurden auf ihr Lager im Weſten der Stadt zurückgeworfen. Akragas ſchien gerettet. Aber es gelang nicht, die Karthager aus ihren befeſtigten Stellungen zu verdrängen; der Krieg zog ſich in die Länge, und da man es unterlaſſen hatte, für regelmäßige Zufuhr Sorge zu tragen, begann die volkreiche Stadt Mangel an Lebensmitteln zu leiden. Ein zur See aus Syrakus geſandter Transport fiel den Feinden in die Hände. So glaubte man Akragas nicht länger halten zu können und beſchloß, es zu räumen (Mittwinter 406—405). Die von den Bewohnern verlaſſene Stadt wurde vom Feinde beſetzt, der nun hier Winterquartiere nahm.

In Syrakus brachten die Nachrichten von dieſen Vorgängen natürlich einen niederſchmetternden Eindruck hervor. Man ſprach laut von Verrat; jedenfalls hatten die Feldherren, die in Akragas befehligt hatten, eine Unfähigkeit ohnegleichen bewieſen, und es war unbedingt notwendig, ſie abzuberufen. In dieſem Sinne war vor allem Dionyſios tätig, ein junger Offizier, der ſich im letzten Feldzuge hervorragend ausgezeichnet hatte. Da ihm auch gute Verbindungen in den höchſten Kreiſen der Stadt zu Gebote ſtanden, erreichte er bald ſein Ziel; die Feldherren, die Akragas aufgegeben hatten, wurden ihrer Stellen enthoben und durch neue Männer erſetzt, unter dieſen Dionyſios ſelbſt. Er bewirkte nun, daß die wegen politiſcher Vergehen Verbannten zurückgerufen wurden; dann wußte er ſeine Mitfeldherren dem Volke verdächtig zu machen und brachte es endlich dahin, daß er zum Oberfeldherrn gewählt wurde. So im Beſitze der Macht, warf er die Maske ab: er ließ das Arſenal durch ihm ergebene Truppen beſetzen und nahm die ganze Regierungsgewalt in ſeine Hand. Die Stadt blieb ruhig; war doch die Überzeugung allgemein, daß nur die Diktatur Rettung bringen konnte.

Nun ergriffen die Karthager aufs neue die Offenſive und begannen (um Mittſommer 405) die Belagerung von Gela. Dionyſios eilte zum Entſatz herbei, aber ſein Angriff auf die feindliche Stellung endete mit einer völligen Niederlage. Es blieb nichts übrig, als auch Gela und das benachbarte Kamarina zu räumen und die Bewohner nach Syrakus in Sicherheit zu bringen. Darüber brach eine Meuterei im Heere aus; die ſyrakuſiſchen Reiter, lauter junge Leute aus guten Familien, weigerten Dionyſios den Gehorſam, ſprengten nach Syrakus und brachten die Stadt in ihre Gewalt. Indes Dionyſios folgte den Meuterern auf dem Fuße, drang durch ein unbewachtes Tor in Syrakus ein und ſchlug die Reiter, die auf nichts derartiges gefaßt waren, ohne Mühe zur Stadt heraus. Seine Herrſchaft ſtand nun feſter als je.

Auch die Karthager machten jetzt Friedensanerbietungen. Auf eine Belagerung von Syrakus wollten ſie ſich um ſo weniger einlaſſen, als Sparta jetzt nach dem Siege von Ägospotamoi die Hände frei hatte, und die verbündete Stadt ſicher ſo wenig ohne Unterſtützung gelaſſen haben würde, wie neun Jahre früher bei der Belagerung durch die Athener. Andrerſeits war Dionyſios überzeugt, daß bei den Zuſtänden, die im ſyrakuſiſchen Militärweſen herrſchten und der politiſchen Zerſplitterung der Griechen des Weſtens ein Sieg über Karthago für jetzt nicht zu hoffen war. So kam man raſch zur Verſtändigung. Karthago behielt die eroberten Städte, die geflüchteten Bürger durften zurückkehren, aber als tributpflichtige Untertanen Karthagos. Dafür wurde Dionyſios als Herr von Syrakus anerkannt (Herbſt 405).

14. Die Reaktionszeit.



Attiſche Grabſtele: Denkmal der Damaſiſtrate, Athen. Nach A. Conze, Die Attiſchen Grabreliefs, Berlin bei W. Spemann.

Sparta hatte das Ziel erreicht, um deſſentwillen es vor 27 Jahren zu den Waffen gegriffen hatte. Das atheniſche Reich lag zertrümmert, ganz Griechenland erkannte ohne Widerſpruch Sparta als Vorort an. Es galt nun, der Nation eine neue Organiſation zu geben, die, ohne die Autonomie der Einzelſtaaten zu ſehr zu beſchränken, doch ihre militäriſchen und finanziellen Kräfte dem Vororte zur Verfügung ſtellte.

Natürlich wurde die Löſung dieſer Aufgabe in die Hände des Mannes gelegt, dem Sparta vor allem ſeine jetzige Stellung zu danken hatte. Vor dem Glanze des Sieges bei Ägospotamoi erblaßte ſelbſt das Anſehen der Könige; in der Heimat, wie in den von ihm befreiten Städten wurden Lyſandros die verdienten Ehren in reichſtem Maße zuteil, ja ſelbſt Altäre wurden ihm geweiht, an denen ihm wie einem Heroen Opfer gebracht wurden.

Für die Freiheit der Hellenen hatte Sparta einſt den Krieg gegen Athen begonnen, und es hatte den ehrlichen Willen, jetzt nach dem Siege dieſem Programm nicht untreu zu werden. Was die atheniſche Herrſchaft vor allem verhaßt gemacht hatte, die Tribute und die Ausübung der oberſten Gerichtshoheit, wurde jetzt beſeitigt; nur für den Kriegsfall behielt Sparta ſich vor, von ſeinen Bundesgenoſſen Matrikularbeiträge zu erheben. Aber es war freilich klar, daß mit bloß moraliſchen Mitteln die Vorherrſchaft Spartas nicht aufrecht erhalten werden konnte. Darum hatte Lyſandros überall die Regierung in die Hände der beſitzenden Klaſſen gelegt, die durch ihr eigenes Intereſſe an Sparta gefeſſelt waren; denn nur durch den militäriſchen Rückhalt, den Sparta ihnen bot, vermochten die neuen Regierungen

Attiſche Lekythen im Muſeum zu Athen. Photographie des deutſchen archäologiſchen Inſtituts zu Athen.

dem Volke gegenüber ſich zu behaupten. Die ſpartaniſchen Beſatzungen, die während des Krieges zum Schutze gegen die Athener in eine Reihe der wichtigſten Plätze gelegt worden waren, blieben alſo auch nach dem Frieden dort ſtehen; und dieſes Netz wurde jetzt, auf Wunſch der betreffenden Regierungen, noch durch weitere Garniſonen ergänzt.

Die Neuordnung der Dinge in den einzelnen Staaten blieb dieſen ſelbſt überlaſſen. Daß es dabei nicht ohne vielfache Härten abgehen konnte, war ſelbſtverſtändlich; waren doch die von Lyſandros gebildeten proviſoriſchen Regierungen zum guten Teil aus ehemaligen Verbannten zuſammengeſetzt, die natürlich ihre Stellung benutzten, um denen, die ſie ins Elend getrieben hatten, gleiches mit gleichem zu vergelten. Die finanziellen Schwierigkeiten, mit denen man infolge des langen Krieges, und um die Verbannten für ihre eingezogenen Güter zu entſchädigen, zu kämpfen hatte, zwangen vielfach dazu, nach dem Beiſpiel der Demokratie zur Konfiszierung des Vermögens der Gegner zu ſchreiten. Auch die Befehlshaber der ſpartaniſchen Beſatzungen waren häufig ihrer verantwortungsvollen Stellung nur wenig gewachſen; ſie konnten den barſchen, militäriſchen Ton, den ſie von zu Hauſe gewöhnt waren, nicht ablegen und machten ſich dabei doch oft zu blinden Werkzeugen der oligarchiſchen Parteiintereſſen, vielfach benutzten ſie auch ihr Amt zu eigener Bereicherung. Und Lyſandros, der ſeine Werkzeuge nehmen mußte wie er ſie fand, ließ ihnen mehr durchgehen, als gut geweſen wäre.

Nirgends trat die Reaktion gewaltſamer auf als in dem Hauptſitze der Demokratie, Athen. Auch hier hatte die proviſoriſche Regierung eine ſpartaniſche Garniſon erbeten und erhalten, die in der Stärke von 700 Mann in die Akropolis einzog. Jetzt begann eine Schreckensherrſchaft. Alle irgend hervorragenden Führer der demokratiſchen Partei mußten aus dem Lande fliehen, wenn ſie dem Schickſal entgehen wollten, als Hochverräter angeklagt und hingerichtet zu werden; wurde doch ſelbſt ein ſo durch und durch konſervativer Mann wie Nikias' Sohn Nikeratos zum Tode geführt, bloß weil er ſich der oligarchiſchen Bewegung nicht hatte anſchließen wollen. In der Regierung ſelbſt erhoben ſich Stimmen gegen ein ſo wahnſinniges Treiben, vor allem Theramenes, der auch jetzt wie vor Jahren zur Mäßigung riet; aber er ſah ſich von den extremen Elementen zur Seite gedrängt. Deren Führer war Kritias, ein Mann von vielſeitiger Bildung, der ſich als Dichter, als Redner und als politiſcher Schriftſteller einen Namen gemacht hatte. Als Anhänger des Alkibiades war er nach deſſen zweitem Sturze verbannt worden; infolgedeſſen war er zum Fanatiker geworden, der nur in dem ſchärfſten Vorgehen gegen die Demokratie das Heil für Athen ſah. Er ſetzte es durch, daß die politiſchen Rechte auf 3000 Bürger von zuverläſſiger oligarchiſcher Geſinnung beſchränkt wurden. Vergebens war Theramenes dem allen entgegengetreten; endlich ließ ihn Kritias durch ſeine Schergen ergreifen und ohne Urteil und Recht zum Tode führen. Nicht beſſer verfuhr er mit ſeinem alten Freunde Alkibiades, der nach der Schlacht bei Ägospotamoi zu dem perſiſchen Satrapen am Hellespont, Pharnabazos, geflohen war und die Abſicht hatte, zum Könige hinauf zu reiſen. Kritias hielt ihn, und mit vollem Recht, für den gefährlichſten Gegner der jetzt in Athen beſtehenden Ordnung; er erließ alſo ein Verbannungsdekret gegen ihn und bewirkte dann durch Lyſandros' Einfluß, daß Pharnabazos ſeinen Gaſtfreund ermorden ließ.

Die Zwietracht im oligarchiſchen Lager gab der atheniſchen Emigration neuen Mut. Ihr hervorragendſter Mann war Thraſybulos, der bei der demokratiſchen Bewegung der Flottenmannſchaft auf Samos 411 in erſter Reihe geſtanden und dann unter Alkibiades wichtige Kommandoſtellen bekleidet hatte. Er hatte in Theben Aufnahme gefunden und beſetzte von dort aus, im Winter 404/403, mit 70 Genoſſen die verfallene Bergfeſte Phyle auf der Höhe des Parnes an der böotiſchen Grenze. Er erhielt bald aus Athen Zulauf, und als die Dreißig an der Spitze der ſpartaniſchen Beſatzungstruppen gegen ihn anrückten, war er bereits ſtark genug, den Angriff unter empfindlichem Verluſt der Gegner zurückzuweiſen. Nach dieſem Erfolge zog er, an der Spitze von 1000 Mann, nach dem Peiräeus, wo er auf der Höhe von Munichia eine feſte Stellung einnahm. Die Dreißig boten nun ihre ganze Macht gegen ihn auf, aber ihr Sturm wurde auch diesmal abgeſchlagen; und, was dem Siege erſt ſeine volle Bedeutung gab, unter den Toten, die den Kampfplatz bedeckten, war Kritias. Nun brach die Herrſchaft der Dreißig haltlos zuſammen; die Dreitauſend wählten eine neue Regierung von 10 Männern aus den Anhängern des Theramenes, während die Dreißig Athen verließen und in Eleuſis eine Zuflucht ſuchten.

ZETVS
ANTIOPA
AMPHION

Orpheus, Eurydike und Hermes. Replik eines Grabreliefs des fünften Jahrhunderts. Original im Muſeum zu Neapel.

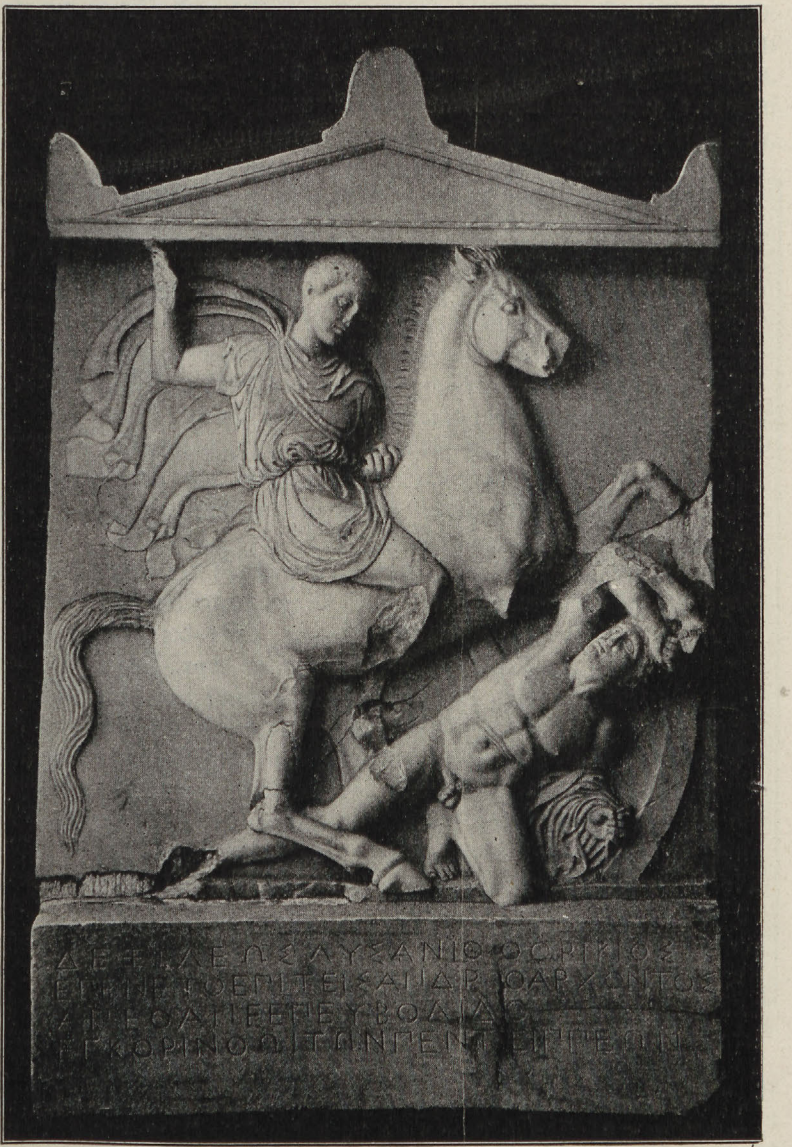
Aber auch die neue Regierung war keineswegs bereit, die Demokratie wiederherzuſtellen; und ſo ging der Bürgerkrieg weiter. Endlich wandte die Regierung in Athen ſich um Hilfe nach Sparta; und Lyſandros ſandte nun ſogleich ein Geſchwader gegen den Peiräeus, während er ſelbſt bei Eleuſis ein Hoplitenkorps zuſammenzog. Es war klar, daß die Demokraten ſolchen Kräften in keiner Weiſe gewachſen waren. Doch es ſollte ihnen von Sparta ſelbſt Rettung kommen. Die Schreckensherrſchaft der Dreißig und die ähnlichen Vorgänge in anderen Städten des früheren atheniſchen Reiches hatten in ganz Griechenland einen Schrei der Entrüſtung geweckt; und wenn auch Lyſandros ſelbſt keinen direkten Anteil an dieſen Dingen hatte, ſo waren doch ſeine Freunde die Schuldigen. Lyſandros' zahlreiche Gegner in Sparta hielten den Augenblick gekommen, einen Schlag gegen den allmächtigen Staatsmann zu führen. König Pauſanias, der jetzt auf dem Throne der Eurypontiden ſaß, ein Enkel des Siegers von Platää, beſchloß alſo, die Beilegung der Wirren in Athen ſelbſt in die Hand zu nehmen, was ihm die Ephoren nicht wohl verweigern konnten, und rückte an der Spitze des peloponneſiſchen Bundesheeres in Attika ein. Beide Parteien erkannten ihn als Schiedsrichter an, und es kam nun durch ſeine Vermittlung ein Vertrag zuſtande. Alles Vergangene ſollte vergeben und vergeſſen ſein; nur die Dreißig ſollten von dieſer Amneſtie ausgeſchloſſen bleiben, dafür aber in Eleuſis mit ihren Anhängern einen eigenen Staat bilden. Nachdem dieſe Punkte von allen Parteien beſchworen worden waren, zog die ſpartaniſche Beſatzung aus der Akropolis ab, Pauſanias löſte ſein Heer auf, und die Demokraten aus dem Peiräeus hielten ihren Einzug in die Stadt (September 403). Die Revolution war beendet.

Die Neuordnung der Verfaſſung blieb den Athenern ſelbſt überlaſſen, und da die Oligarchie ſich nur mit ſpartaniſcher Unterſtützung behauptet hatte, ſo wurde jetzt, wo ihr dieſe Stütze entzogen war, natürlich die Demokratie wiederhergeſtellt, in allem weſentlichen in den alten Formen. Auch Eleuſis wurde ſchon nach wenigen Jahren (401/400) wieder mit Athen vereinigt, ohne daß Sparta Widerſpruch erhob. Allerdings fand Pauſanias' Haltung gegenüber den atheniſchen Parteien in Sparta bei ſehr vielen ſtarke Mißbilligung, wie ſie denn in der Tat ein ſchwerer politiſcher Fehler war; aber ein Hochverratsprozeß, der deswegen vor dem Rate der Alten gegen ihn angeſtrengt wurde, endete mit ſeiner Freiſprechung, was dann weiter zur Folge hatte, daß die von Lyſandros eingeſetzten proviſoriſchen Regierungen nun auch in den anderen Bundesſtädten beſeitigt wurden. Mit dem politiſchen Einfluſſe des ſoeben noch allmächtigen Feldherrn war es zunächſt vorbei.

Während ſo in der Reichspolitik Spartas ein völliger Syſtemwechſel eintrat, wurde die äußere Politik in Lyſandros' Geiſt weitergeführt. Elis, das ſich nach dem Nikiasfrieden von Sparta getrennt hatte, wurde jetzt zum Wiedereintritt in den peloponneſiſchen Bund gezwungen. und durch die Entziehung der ihm untertänigen Gemeinden für ſeinen Abfall geſtraft (400) Die alten Todfeinde Spartas und treuen Verbündeten Athens, die Meſſenier, wurden aus Naupaktos vertrieben. In Theſſalien trat Sparta den Übergriffen des Königs Archelaos von Makedonien entgegen. Vor allem aber waren es die aſiatiſchen Angelegenheiten, die Spartas Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen.

König Dareios von Perſien war im Jahre 404 geſtorben, und ſein älteſter Sohn Artaxerxes ihm auf dem Throne gefolgt. Der jüngere Sohn Kyros aber wollte ſich dem Bruder nicht unterordnen. Er hatte während ſeiner Statthalterſchaft in Sardes Gelegenheit genug gehabt, die unbedingte Überlegenheit der griechiſchen Truppen den Aſiaten gegenüber kennen zu lernen; griechiſche Söldner aber waren jetzt, nach dem Ende des großen Krieges, zu bekommen, ſo viele man nur haben wollte. Kyros warb alſo in Griechenland ein Heer von 12000 Mann und trat an deſſen Spitze den Marſch nach dem Innern Aſiens an (Frühjahr 401). Sparta hatte, in dankbarer Erinnerung an die Dienſte, die ihm Kyros einſt gegen die Athener geleiſtet, nicht nur die Werbungen geſtattet, ſondern es ſandte auch ein kleines Truppenkorps und ein Geſchwader zur Unterſtützung; wäre es doch für Sparta von unermeßlichem Wert geweſen, wenn ein erprobter Freund wie Kyros den Thron der Achämeniden beſtieg. Kyros gelangte auch, ohne Widerſtand zu finden, bis faſt an die Thore von Babylon. Hier, bei dem Dorfe Kunaxa, trat ihm endlich ſein Bruder mit weit überlegenen Maſſen entgegen; aber der linke Flügel des königlichen Heeres hielt dem Angriffe der Hellenen nicht ſtand, und der Tag wäre entſchieden geweſen, wenn ſich Kyros nicht unvorſichtig exponiert und dabei im Handgemenge den Tod gefunden hätte. Der König wandte ſich nun gegen die ſiegreichen Hellenen, aber auch diesmal ergriffen ſeine Truppen die Flucht, und die Hellenen blieben Herren des Schlachtfeldes.

Indes mit Kyros' Tode war das Unternehmen zwecklos geworden, und den Griechen blieb nichts übrig, als der Rückzug zur Küſte. Unter großen Beſchwerden und Gefahren, und nicht ohne ſtarke Verluſte gelang es ihnen endlich, bei Trapezunt das Schwarze Meer zu erreichen, zum großen Teil dank der umſichtigen Führung des Atheners Xenophon, eines noch jungen Offiziers, der ſich ſpäter auch als Schriftſteller einen berühmten Namen gemacht hat. Wenn aber der Zug der „Zehntauſend" auch ohne jedes unmittelbare Ergebnis geblieben iſt, ſo hat er doch, weltgeſchichtlich betrachtet, eine ganz hervorragende Bedeutung. Zum erſtenmal war ein griechiſches Heer bis in das Herz des Perſerreiches vorgedrungen; die Bahn war eröffnet, die ſpäter Alexander beſchritten hat. Und zugleich führte dieſer Zug den Bruch zwiſchen Sparta und Perſien herbei, der den Fall der ſpartaniſchen Vorherrſchaft zur Folge hatte und damit den Verlauf der griechiſchen Geſchichte während des nächſten halben Jahrhunderts beſtimmt hat.



Grabrelief des attiſchen Reiters Dexileos, gefallen 394 bei Korinth.
Nach Brunn, Denkmäler griech. und röm. Kultur. Verlag F. Bruckmann, A.-G.

Sparta hatte zu offen für Kyros Partei genommen, als daß es möglich geweſen wäre, das bisherige freundliche Verhältnis mit Perſien noch länger aufrecht zu erhalten. Man nahm alſo die Griechenſtädte an der kleinaſiatiſchen Küſte in ſeinen Schutz, die bisher unter Kyros geſtanden hatten, ſich aber der Herrſchaft des Tiſſaphernes nicht fügen wollten, den der König, zum Lohn für ſeine loyale Haltung bei Kyros' Abfall, wieder in ſeine alte Satrapie Sardes eingeſetzt hatte. Ein peloponneſiſches Heer von 5000 Mann ging noch im Sommer 400 nach Epheſos und vereinigte ſich hier mit den Reſten von Kyros' griechiſchem Söldnerheere, die nun in ſpartaniſche Dienſte traten. Dieſe Macht war mehr als genügend, um Jonien und die Nachbargebiete gegen Tiſſaphernes' Angriff zu ſichern. Im nächſten Jahre ergriffen die Spartaner die Offenſive, und in wenigen Tagen wurde die ganze Troas gewonnen. Jetzt folgten längere Unterhandlungen, die aber von perſiſcher Seite nur zum Scheine geführt wurden, ſo daß der Krieg im Frühjahr 397 aufs neue begann. Die Heere trafen bei Tralleis im Tal des Mäandros in Karien aufeinander, aber es fehlte beiden Teilen der Mut, es auf eine Entſcheidung ankommen zu laſſen, und ſo wurde noch einmal ein Waffenſtillſtand geſchloſſen. Immerhin waren die Griechenſtädte Kleinaſiens jetzt von der perſiſchen Herrſchaft befreit.

Inzwiſchen hatte auch im Weſten der Befreiungskrieg gegen die Barbaren begonnen. Dort hatte Dionyſios nach dem Abſchluß des Friedens (405) zunächſt an der Befeſtigung ſeiner Stellung in Syrakus gearbeitet; ein gefährlicher Aufſtand, der faſt zu ſeinem Sturze geführt hätte, wurde noch in letzter Stunde niedergeſchlagen, und es kam dann unter ſpartaniſcher Vermittlung zur Verſöhnung zwiſchen den Parteien, bei der Dionyſios als Oberhaupt des Staates anerkannt wurde, aber in allen wichtigen Regierungshandlungen an die Zuſtimmung von Rat und Volksverſammlung gebunden blieb, was freilich, da er über die bewaffnete Macht verfügte, nur auf einen Scheinkonſtitutionalismus hinauslief. Nun wurden die Nachbarſtädte Leontinoi, Katane und Naxos erobert und mit Meſſene und dem italiſchen Lokroi Bündniſſe abgeſchloſſen, ſo daß Dionyſios jetzt Herr des ganzen griechiſchen Teiles Siziliens war, ſoweit es nicht unter karthagiſcher Herrſchaft ſtand. Dann ging es an die Vorbereitungen zum Karthagerkriege. Es wurde eine große Flotte geſchaffen, wobei zum erſtenmal neben den Trieren, den Linienſchiffen der damaligen Zeit, auch Schiffe größeren Typs, ſogenannte Penteren, erbaut wurden. Um eine Einſchließung von Syrakus, wie im atheniſchen Kriege, unmöglich zu machen, legte Dionyſios auf der Höhe von Epipolä ein feſtes Kaſtell an und verband dieſes durch zwei Schenkelmauern mit der Stadt. Das ganze Befeſtigungsſyſtem, von dem noch heute ſehr anſehnliche Reſte erhalten ſind, hatte eine Länge von etwa 28 Kilometern, kam alſo an Ausdehnung dem Befeſtigungsſyſtem des perikleiſchen Athen etwa gleich. Syrakus wurde durch dieſes Rieſenwerk zu einem der ſtärkſten Plätze der Welt, der zwei Jahrhunderte lang allen Stürmen getrotzt hat.

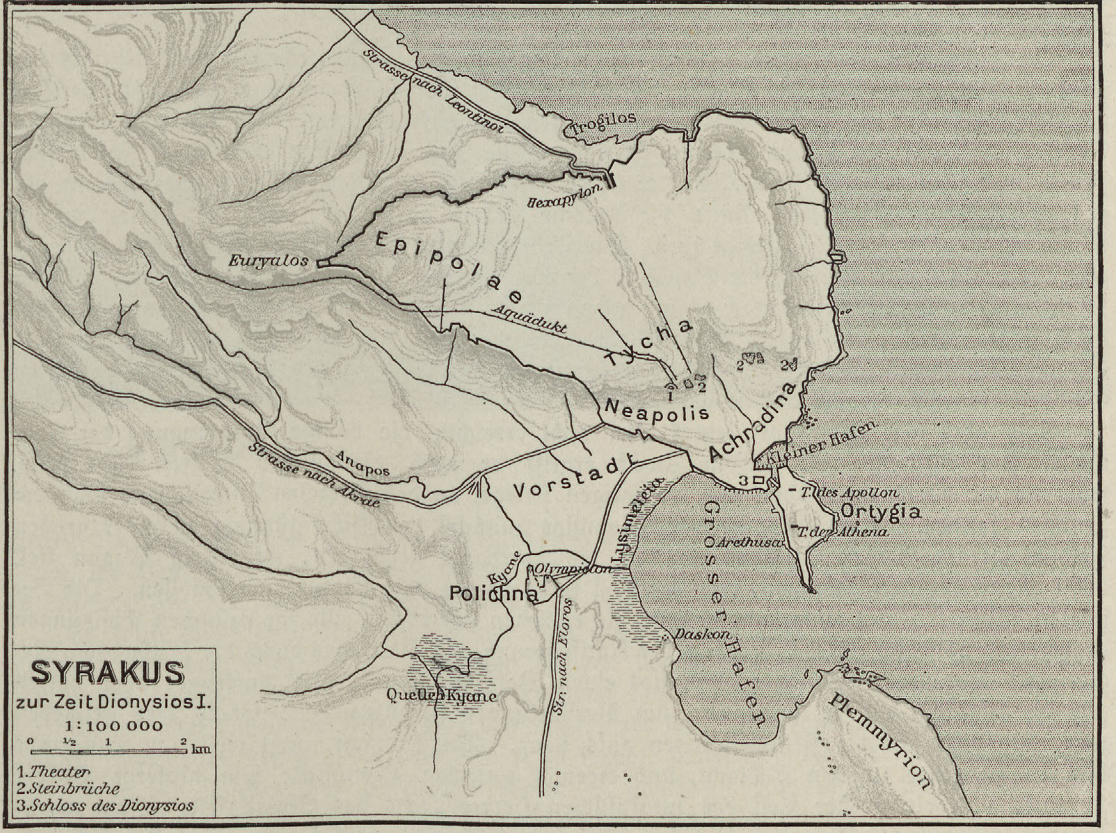
Als alles vollendet war, richtete Dionyſios im Namen des ſyrakuſiſchen Volkes an Karthago die Forderung, die im letzten Kriege eroberten Griechenſtädte herauszugeben, und rückte dann, als dieſes die Forderung ablehnte, über die karthagiſche Grenze, überall als Befreier begrüßt (397). Da Karthago ganz ungerüſtet war, gelangte Dionyſios ungehindert bis an die Weſtſpitze Siziliens und begann die Belagerung der phönikiſchen Kolonie Motye. Die Stadt lag auf einer kleinen Inſel (heute S. Pantaleo) in den Lagunen zwiſchen Marſala und Trapani; Dionyſios mußte alſo zunächſt einen Damm durch den ſchmalen Meeresarm aufſchütten, brachte dann ſeine Maſchinen an die Mauer, und bald war Breſche gelegt. Die Bewohner verteidigten ſich noch in den Straßen mit echt ſemitiſcher Zähigkeit, was aber natürlich den Fall der Stadt nicht zu hindern vermochte. Vergebens hatte die karthagiſche Flotte verſucht, die ſyrakuſiſche Blockade zu brechen. Weiteren Operationen machte das Herannahen des Winters ein Ende.

Den nächſten Feldzug (396) eröffnete Dionyſios mit der Belagerung von Segeſta, einer der wenigen Städte, die auch jetzt noch an dem karthagiſchen Bündnis feſthielten. Inzwiſchen aber hatte Karthago ſeine Rüſtungen vollendet und ein großes Heer im Hafen von Panormos gelandet. Dieſen überlegenen Kräften gegenüber hielt Dionyſios es nicht für geraten, ſo fern von ſeiner Operationsbaſis eine Entſcheidungsſchlacht anzunehmen. Er ging alſo auf Syrakus zurück und überließ dem Feinde den Weſten der Inſel, was dann zur Folge hatte, daß Motye von den Karthagern zurückgenommen wurde. Sie haben den Platz wegen ſeiner ſtrategiſch ungünſtigen Lage bald darauf geſchleift und auf dem nahen Vorgebirge Lilybäon eine neue Stadt gegründet, die ſeitdem ihr wichtigſter Stützpunkt auf Sizilien geblieben iſt.

Der karthagiſche Feldherr Himilkon zog nun längs der Nordküſte der Inſel nach Oſten. Meſſene ſchloß ihm die Tore, aber die Mauern waren in ſo ſchlechtem Stande, daß die Stadt nach kurzer Berennung in ſeine Hände fiel. Dionyſios hatte indes, um Syrakus zu decken, bei Katane Stellung genommen. Hier kam es zu einer großen Seeſchlacht, in der den Karthagern der Sieg blieb; mehr als 100 Schiffe, die Hälfte der griechiſchen Flotte, wurden verſenkt oder genommen. Dionyſios ſah ſich durch dieſe Niederlage zum Rückzug auf Syrakus gezwungen; die Karthager folgten, und nahmen Stellung im Süden der Stadt, am großen Hafen, wie es vor 18 Jahren die Athener getan hatten. An eine Einſchließung der Stadt war freilich jetzt, ſeit die Höhen von Epipolä in die Befeſtigung gezogen waren, nicht mehr zu denken;

Himilkon mußte ſich alſo damit begnügen, das ſyrakuſiſche Gebiet zu verheeren, und das übrige der Zeit überlaſſen.

Aber auch diesmal ſollte der bedrängten Stadt aus dem Peloponnes Rettung kommen. Eine Flotte von 30 Schiffen unter dem ſpartaniſchen Admiral Pharax erſchien vor Syrakus, und Dionyſios ſah ſich dadurch in den Stand geſetzt, zum Angriff auf die Karthager zu ſchreiten. Ohnehin war deren Widerſtandskraft durch eine Seuche, die ihr Heer dezimierte, ſtark erſchüttert. So hatte der kombinierte Angriff, den Dionyſios zu Lande und zur See unternahm, vollen Erfolg; ein großer Teil der karthagiſchen Flotte wurde in Brand geſteckt, die feindlichen Verſchanzungen beim Tempel des olympiſchen Zeus und auf dem Hügel Daskon genommen. Himilkon gab darauf ſeine Sache verloren und flüchtete mit den karthagiſchen Bürgern auf 40 Schiffen nach Afrika; der führerloſe Reſt des Heeres ſtreckte vor dem Sieger die Waffen.


SYRAKUS
zur Zeit Dionysios I.
1:100 000
0 ½ 1 2 km
1. Theater
2. Steinbrüche
3. Schloss des Dionysios
Strasse nach Leontinoi
Trogilos
Hexapylon
Euryalos
Epipolae
Aquädukt
Tycha
1
2
2
2
Neapolis
Achradina
Kleiner Hafen
3
T. des Apollon
Ortygia
T. der Athena
Arethusa
Anapos
Strasse nach Akrae
Vorstadt
Lysimeleia
Grosser Hafen
Kyane
Olympieion
Polichna
Str. nach Eloros
Daskon
Quelle Kyane
Plemmyrion

Ausgeführt nach Angaben von J. Beloch.

Dionyſios hatte nun auf Sizilien freie Hand. Das von den Karthagern zerſtörte Meſſene wurde als ſyrakuſiſche Kolonie wieder aufgebaut, und an der Nordküſte, den lipariſchen Inſeln gegenüber, eine neue Griechenſtadt, Tyndaris, gegründet. Aber jetzt, da von Karthago nichts mehr zu beſorgen ſchien, fing der Partikularismus an, ſich aufs neue zu regen. Rhegion hielt ſich durch die Neugründung von Meſſene bedroht und begann Krieg gegen Dionyſios; ſelbſt Akragas, die zweite Stadt der Inſel, fiel von ihm ab. Endlich ſandten auch die Karthager ein neues Heer nach Sizilien; aber es war ihnen nur noch darum zu tun, leidliche Friedensbedingungen zu erhalten, und da auch Dionyſios die Beendigung des Krieges wünſchte, gelangte man bald zur Verſtändigung. Karthago behielt die alten phönikiſchen Kolonien im Nordweſten der Inſel, außerdem die Herrſchaft über die dieſen benachbarten Sikaner und Elymer, während Dionyſios als Herr des ganzen übrigen Sizilien anerkannt wurde.

Jetzt ſchritt Dionyſios dazu, ſeine Macht auch nach Italien auszudehnen. Den dortigen Griechenſtädten war, ſeit der Mitte des 5. Jahrhunderts in den Lucanern ein gefährlicher

Feind erwachſen; Thurioi hatte ſchon bald nach ſeiner Gründung gegen ſie zu kämpfen gehabt, und gegen Ende des Jahrhunderts waren Poſeidonia, Pyxus und Laos in ihre Hände gefallen. Demgegenüber ſchloſſen die griechiſchen Städte ſich zu einem Bunde zuſammen, deſſen Mittelpunkt Kroton bildete und dem auch Rhegion beitrat. So hatte es Dionyſios nicht mehr mit dieſer Stadt allein, ſondern mit allen Italioten zu tun; nur Lokroi hielt auch jetzt an ſeinem alten Bündnis mit Syrakus feſt. Nach einem vergeblichen Angriff auf Rhegion (391) ſchritt Dionyſios zur Belagerung von Kaulonia; das italiotiſche Bundesheer, das zum Entſatz heranrückte, wurde am Fluſſe Eleporos bis zur Vernichtung geſchlagen (389), und es kam nun ein Frieden zuſtande, in dem die Städte ſüdlich des Iſthmos von Skylletion Dionyſios überlaſſen blieben. Die Einwohner von Kaulonia und Hipponion wurden nach Syrakus verpflanzt; mit Rhegion wurde ein Vertrag geſchloſſen, die Stadt fiel aber im nächſten Jahr wieder ab und konnte erſt nach einer Belagerung von elf Monaten zur Unterwerfung gebracht werden (387).

Dionyſios hatte ein Reich geſchaffen, wie es im helleniſchen Weſten noch niemals beſtanden hatte, kaum weniger mächtig als es das atheniſche Reich unter Kimon und Perikles geweſen war, oder als die peloponneſiſche Eidgenoſſenſchaft Spartas. Es galt nun Syrakus die Herrſchaft auf den beiden Meeren zu ſichern, die Italiens Küſten umſpülen. Zu dieſem Zweck wurde an der illyriſchen Küſte die kleine Inſel Iſſa (noch jetzt Liſſa) beſetzt, und an der gegenüberliegenden italiſchen Küſte die Kolonie Ankon gegründet; auch in Adria an der Mündung des Po faßte Dionyſios Fuß. Im Tyrrheniſchen Meer unternahm er einen Seezug gegen Syrakus' alte Feinde, die Etruſker, der ihn bis nach Kyrnos (Korſika) führte, wo der „Portus Syrakuſanus" noch nach Jahrhunderten von ſeiner Anweſenheit Zeugnis gab. Im Vorbeifahren wurde der reiche Tempel der Leukothea, wie die Griechen die dort verehrte Göttin nannten, in Pyrgoi bei Caere geplündert und die Bürger der Stadt, die zu deſſen Schutze heranrückten, aufs Haupt geſchlagen.

Noch aber war Dionyſios' letztes Ziel nicht erreicht: die völlige Verdrängung der Karthager aus Sizilien. Zu dieſem Zweck ergriff er noch einmal die Waffen (um 383), während die Karthager wieder, wie im vorigen Kriege, an den Griechen Unteritaliens Bundesgenoſſen fanden. Auch diesmal war Dionyſios zunächſt das Glück günſtig; in einer großen Feldſchlacht im Weſten Siziliens wurden die Karthager geſchlagen, ihr König Magon fiel, 5000 Mann wurden gefangen, und der Reſt ihres Heeres vom Sieger eingeſchloſſen. Die Beſiegten eröffneten nun Unterhandlungen; ſie erklärten ſich bereit, alle ihr ſiziliſchen Beſitzungen abzutreten, natürlich unter Vorbehalt der Ratifizierung des Vertrages durch die karthagiſche Regierung. Daraufhin bewilligte Dionyſios einen Waffenſtillſtand. Die Karthager aber hatten nur die Abſicht, Zeit zu gewinnen, um Verſtärkungen heranzuziehen: ſobald dies geſchehen war, begannen ſie die Feindſeligkeiten aufs neue. Bei Kronion, nicht weit von Panormos kam es zu einer zweiten Schlacht, und diesmal unterlag Dionyſios; ſein tapferer Bruder Leptines und ein großer Teil des ſyrakuſiſchen Heeres deckte das Schlachtfeld. Jetzt wurde Frieden geſchloſſen; Dionyſios trat den Teil ſeines Reiches weſtlich vom Fluß Halykos (jetzt Platani) ab und zahlte eine Kriegsentſchädigung von 1000 Talenten. Die damals feſtgeſetzte Grenze iſt fortan beſtehen geblieben, bis die Römer der karthagiſchen Herrſchaft auf Sizilien ein Ende machten.

Während Dionyſios ſeinen erſten Befreiungskrieg gegen Karthago kämpfte, war Sparta bemüht, die Unabhängigkeit der aſiatiſchen Griechen dauernd zu ſichern. Da die Verhandlungen mit Perſien zu keinem Ergebnis führten, ſandte man im Frühjahr 396 ein Heer von 8000 Hopliten unter dem Befehl des Königs Ageſilaos nach Aſien. Mit den ſchon in Aſien ſtehenden Truppen war das eine für griechiſche Verhältniſſe recht anſehnliche Macht; aber es fehlte vollſtändig an Reiterei, und ohne ſolche war nichts Ernſtliches auszurichten. Ageſilaos bildete alſo, ſo gut es gehen wollte, aus Kontingenten der ioniſchen Städte ein Reiterkorps, und ergriff dann, im folgenden Frühjahr, die Offenſive. Vor den Toren von Sardes, am goldberühmten Fluſſe Paktolos, wurden die Perſer geſchlagen, und auch ihr Lager genommen; da aber ihre Reiterei noch immer der griechiſchen weit überlegen war, blieb der Sieg unfruchtbar, und Ageſilaos mußte nach der Küſte zurückgehen. Im Herbſt wandte er ſich dann

Anſicht von Akrokorinth. **Photographiſche Aufnahme.**

gegen den Satrapen von Phrygien Pharnabazos, und diesmal mit beſſerem Erfolge; Daskyleion, die Hauptſtadt der Provinz, wurde genommen und Ageſilaos bezog hier die Winterquartiere. Für den nächſten Sommer plante er einen Zug ins Innere Kleinaſiens.

Es ſollte nicht dazu kommen. Denn auch am perſiſchen Hofe war man zu der Einſicht gelangt, daß der Krieg in der bisherigen läſſigen Weiſe nicht weitergeführt werden dürfe. Zu Lande freilich war gegen griechiſche Truppen nichts auszurichten; wohl aber hatte ein phönikiſches oder kypriſches Kriegsſchiff denſelben Wert wie ein peloponneſiſches, und bei den reichen finanziellen Mitteln, die dem Könige zu Gebote ſtanden, mußte es dieſem ein Leichtes ſein, eine der ſpartaniſchen überlegene Flotte zu ſchaffen. Nur mußte freilich der Befehl über dieſe Flotte in die Hände eines griechiſchen Admirals gelegt werden, da die Perſer vom Seeweſen überhaupt nichts verſtanden; und auch dafür fand ſich der richtige Mann. Konon war unter den atheniſchen Strategen geweſen, die bei Ägospotamoi kommandiert hatten; es war ihm gelungen, ſich mit wenigen Schiffen zu retten, aber er wagte nach ſeiner Niederlage es nicht, den Mitbürgern unter die Augen zu treten und flüchtete nach Kypros zu ſeinem Freunde Euagoras, dem König von Salamis. Von dieſem wurde er dem Großkönig empfohlen und daraufhin mit der Führung der Flotte betraut, übrigens unter dem nominellen Oberbefehl des Perſers Pharnabazos. Als die Rüſtung endlich vollendet war, was im Perſerreich immer viel Zeit erforderte, ging Konon nach Rhodos in See und machte ſich mit Hilfe der demokratiſchen Partei zum Herrn der Inſel.

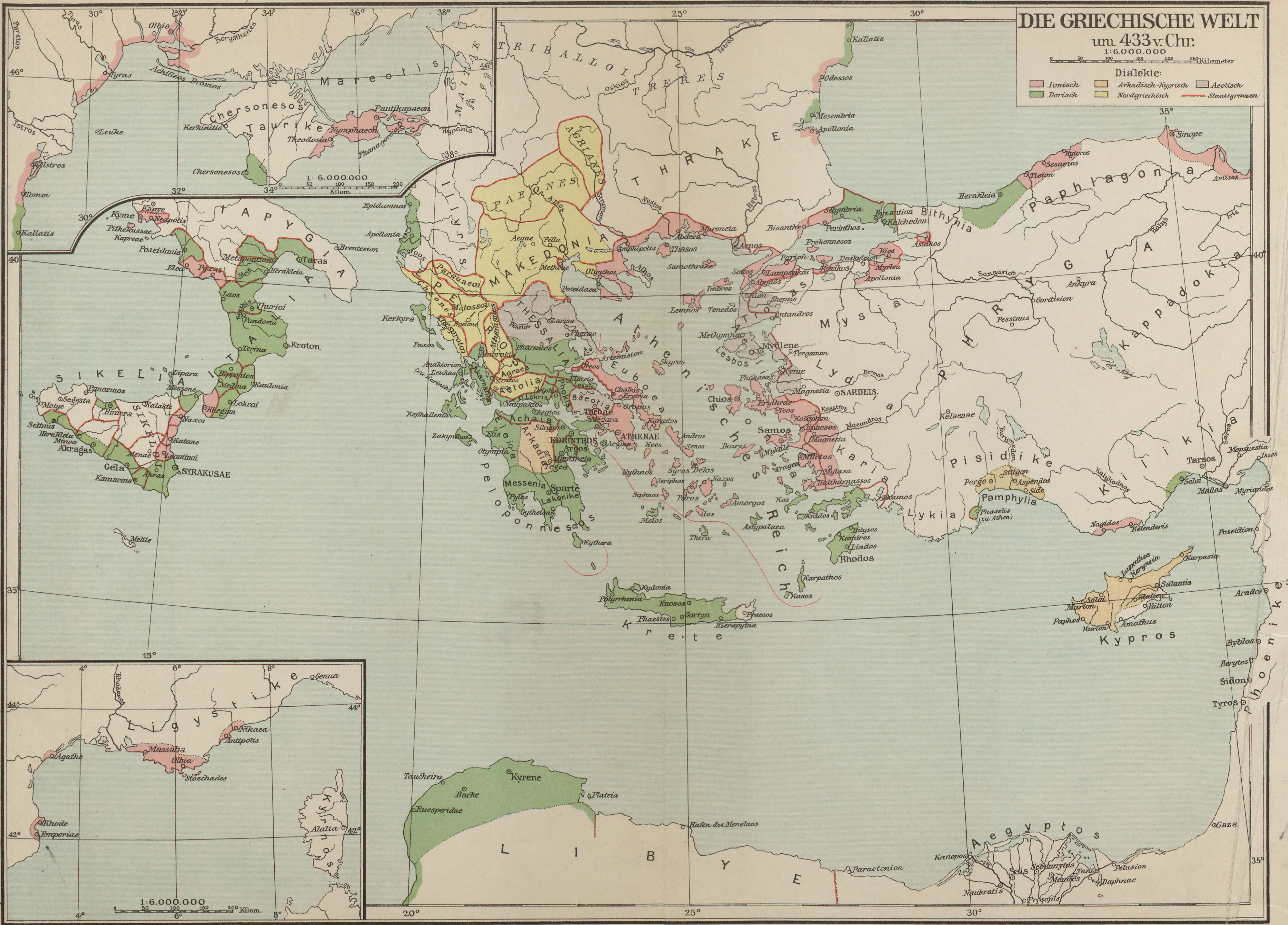
Gleichzeitig hatte auch in Griechenland eine Erhebung gegen Sparta begonnen. Die Mittelſtaaten blickten mit immer ſteigender Beſorgnis auf die wachſende Macht Spartas, allen voran der bedeutendſte dieſer Staaten, Böotien. Man erkannte jetzt, welch ſchwerer Fehler die Unterſtützung Spartas im Kriege gegen Athen geweſen war und beſchloß zu handeln, ehe es zu ſpät wäre, ſolange Sparta noch durch den Perſerkrieg in Anſpruch genommen war. Ein Vorwand war bald gefunden: Böotien intervenierte zugunſten der Lokrer in einer

Grenzfehde mit dem Sparta verbündeten Phokis und zwang damit die Spartaner, das Schwert zu ziehen. Lyſandros wurde alſo nach Phokis geſchickt mit dem Auftrage, aus den Kontingenten der Bundesſtaaten in Mittelgriechenland ein Heer zu bilden und vom Weſten her in Böotien einzufallen, während König Pauſanias an der Spitze des peloponneſiſchen Bundesheeres gleichzeitig von Süden her in Böotien einrücken ſollte; bei Haliartos im Herzen der Landſchaft ſollten ſich die beiden Heere vereinigen. Man dachte ſo, Böotien zu erdrücken; aber ſo gekünſtelte ſtrategiſche Kombinationen haben ſelten Erfolg, und vor allem, man hätte die Ausführung nicht in die Hände zweier Todfeinde wie Lyſandros und Pauſanias legen ſollen. Lyſandros ging zuerſt über die böotiſche Grenze, brachte Orchomenos, die nach Theben wichtigſte Stadt des Bundes, auf ſeine Seite, und rückte dann vor Haliartos. Bei dem Verſuche, die Stadt durch einen Handſtreich zu nehmen, fand er tapfer kämpfend den Tod, worauf ſein Heer auseinanderlief. Erſt als alles vorüber war, erſchien König Pauſanias. Aber die Böoter ſtanden nicht mehr allein. Die Männer, die jetzt in Athen den Staat leiteten, hatten während ihrer Verbannung, zur Zeit der Herrſchaft der Dreißig, in Theben Zuflucht gefunden und von dort aus den Zug zur Befreiung der Vaterſtadt ins Werk geſetzt; ſeitdem beſtanden zwiſchen den beiden, ſo lange feindlichen Nachbarſtädten die engſten Beziehungen. Jetzt erntete Theben die Früchte ſeiner damaligen Haltung. Athen ſtellte ſich entſchloſſen an ſeine Seite, das attiſche Aufgebot überſchritt den Kithäron und vereinigte ſich bei Haliartos mit den Böotern. Pauſanias wagte nun keine Schlacht mehr und ging nach dem Peloponnes zurück. Er wurde dafür in Sparta vor Gericht geſtellt und ſeiner Würde entſetzt, wie es einſt ſeinem Vater geſchehen war; den Thron beſtieg ſein noch unmündiger Sohn Ageſipolis.

Der Mißerfolg des ſpartaniſchen Angriffs fand ſeinen Rückſchlag im Peloponnes. Argos, die alte Rivalin Spartas, trat mit Athen und Böotien in Bund, und ſelbſt Korinth, das ſeit länger als einem Jahrhundert in allen Wechſelfällen des Geſchicks treu zu Sparta geſtanden hatte, fiel jetzt von dieſem ab und trat der Koalition bei. Die meiſten Staaten in Mittel- und Nordgriechenland folgten dieſem Beiſpiel. Dieſer Gefahr gegenüber entſchloß man ſich in Sparta, vorerſt auf eine weitere Offenſive in Aſien zu verzichten und Ageſilaos zurückzurufen; der Plan des kombinierten Angriffs auf Böotien, der im vorigen Jahre geſcheitert war, ſollte jetzt mit größeren Kräften wiederholt werden. Doch die Verbündeten kamen dem Gegner zuvor. Sie ſammelten ihre Kontingente bei Korinth, um die Offenſive gegen Sparta ſelbſt zu ergreifen, und zwangen ſo die Spartaner zur Annahme einer Entſcheidungsſchlacht, während Ageſilaos noch fern in Thrakien ſtand. Am Bache von Nemea, in der Ebene zwiſchen Korinth und Sikyon trafen die Heere aufeinander, etwa je 20 000 Hopliten, doch waren die Verbündeten an Reitern und leichten Truppen viel ſtärker als der Feind. Sie wußten indes dieſen Vorteil nicht zu benutzen, und im Kampf des ſchwerbewaffneten Fußvolkes zeigten ſich die Spartaner weit überlegen. Sie brachten zuerſt die ihnen auf dem feindlichen linken Flügel gegenüberſtehenden Athener zum Weichen und rollten dann die ganze Schlachtlinie der Verbündeten auf. Doch gewährten die Befeſtigungen des nahen Korinth dem geſchlagenen Heere Schutz und ſo blieb dieſe größte und blutigſte Schlacht, die bisher zwiſchen Griechen gekämpft worden war, ſtrategiſch ohne Ergebnis. (Juli 394.)

Ageſilaos hatte indes den Hellespont überſchritten, dann, ohne ernſtlichen Widerſtand zu finden, Thrakien, Makedonien und Theſſalien durchzogen und ſtand Mitte Auguſt an der Grenze Böotiens. Hier erwarteten ihn die Verbündeten in ſtarker Stellung bei Koroneia. Ageſilaos griff ſie an und blieb Sieger; aber er hatte ſo ſchweren Verluſt, daß an eine weitere Offenſive nicht zu denken war. Er führte das Heer nach Phokis zurück und entließ dann die Kontingente in ihre Heimat.

Der Feldzug in Griechenland war alſo ohne Ergebnis geblieben; nur der alte Ruf der Unbeſiegbarkeit der ſpartaniſchen Hopliten hatte eine neue Beſtätigung gefunden und damit war einem weiteren Abfall der peloponneſiſchen Bundesgenoſſen vorgebeugt. Inzwiſchen aber war zur See die Entſcheidung gefallen. Konon hatte nach der Einnahme von Rhodos ſeine Flotte durch Heranziehung phönikiſcher Kontingente auf 170 Trieren verſtärkt und war ſo der peloponneſiſchen Flotte weit überlegen, die ihm gegenüber in Knidos lag. Statt nun nach Milet oder Epheſos zurückzugehen, nahm der ſpartaniſche Admiral Peiſandros, Ageſilaos' Schwager,


DIE GRIECHISCHE WELT
um 433 v. Chr.
1:6.000.000
Kilometer
Dialekte:
🟥 Ionisch
🟩 Dorisch
▨ Arkadisch-Kyprisch
▨ Nordgriechisch
▨ Aeolisch
Staatsgrenzen
TRIBALLOI
TRERES
THRAKE
AGRIANES
PAEONES
MAKEDONIA
ILLYRIS
EPEIROS
THESSALIA
Aetolia
Achaia
Arkadia
Messenia
Lakonike
Peloponnesos
Athenisches Reich
Euboea
Boeotia
ATHENAE
KORINTHOS
Argos
Sparte
Olympia
Kerkyra
Kephallenia
Zakynthos
Kythera
Krete
Knosos
Gortyn
Kydonia
Rhodos
Karpathos
Samos
Chios
Lesbos
Mytilene
Miletos
Ephesos
Halikarnassos
Mysia
Lydia
SARDEIS
Karia
Lykia
Pisidike
Pamphylia
Kilikia
Phrygia
Kappadokia
Paphlagonia
Bithynia
Byzantion
Kalchedon
Sinope
Amisos
Herakleia
Tarsos
Kypros
Salamis
Kition
Paphos
Phoenike
Byblos
Sidon
Tyros
Gaza
Aegyptos
Naukratis
Pelusion
LIBYE
Kyrene
Barke
Euesperidae
Taucheira
IAPYGIA
ITALIA
Taras
Kroton
Thurioi
Sybaris
Metapontion
Rhegion
Neapolis
Kyme
SIKELIA
SYRAKUSAE
Akragas
Gela
Selinus
Messene
Naxos
Melite
Mareotis
Chersonesos
Taurike
Pantikapaeon
Olbia
Borysthenes
Istros
Kallatis
Ligystike
Massalia
Nikaea
Antipolis
Agathe
Rhode
Emporiae
Kyrnos
Alalia
Genua
1:6.000.000
20°
25°
30°
35°
40°

Beilage zu „J. von Pflugk-Harttung, Weltgeschichte.“

Verlag Ullstein & Co., Berlin.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

die Schlacht an; ſie führte, wie es unter dieſen Umſtänden nicht anders möglich war, zu einer vernichtenden Niederlage (Anfang Auguſt 394). Damit war Konon Herr des Ägäiſchen Meeres. Er verkündete nun die Freiheit aller griechiſchen Gemeinden und gab ſeinen Worten dadurch Nachdruck, daß er keine Beſatzungen in die eroberten Plätze legte; daraufhin fielen alle Städte an der kleinaſiatiſchen Küſte wie auf den vorliegenden Inſeln ihm zu, überall wurden die ſpartaniſchen Garniſonen vertrieben. Im nächſten Jahre (393) fuhr Konon nach dem europäiſchen Griechenland hinüber, die Kykladen traten auf ſeine Seite, Kythera wurde genommen, dann lief die Flotte in den Peiräeus ein, und Konon hielt ſeinen triumphierenden Einzug in die Vaterſtadt, der er ſo lange hatte fernbleiben müſſen. Er ſchritt nun ſogleich zur Wiederherſtellung der langen Mauern und der Befeſtigungen des Peiräeus und gab damit Athen die Grundlage ſeiner Seeherrſchaft wieder. Die Inſeln Skyros, Lemnos und Imbros, Athens alter Kolonialbeſitz, kehrten jetzt unter die atheniſche Herrſchaft zurück, auf Delos wurde die atheniſche Vorherrſchaft hergeſtellt, mit Chios, Rhodos, Mytilene Bündniſſe geſchloſſen. Dagegen behaupteten die Spartaner in Griechenland ihre Stellung: ja es gelang ihnen, allerdings nur durch Verrat, die Hafenſtadt von Korinth, Lechäon, zu nehmen und damit das Verteidigungsſyſtem der Gegner auf dem Iſthmos zu durchbrechen (393). An einen Wiedergewinn der verlorenen Seeherrſchaft war freilich nicht mehr zu denken, und ſo trat man in Unterhandlungen mit Perſien. Antalkidas ging als Geſandter nach Sardes und bot die Abtretung des aſiatiſchen Feſtlandes an den König, während alle übrigen griechiſchen Staaten unabhängig ſein ſollten (392). Tiribazos, der jetzt die Satrapie in Lydien innehatte, war auch bereit genug, auf dieſe Vorſchläge einzugehen; in Athen, Theben und Argos aber wollte man von einem Frieden unter ſolchen Bedingungen nichts wiſſen. Tiribazos ließ nun Konon, der mit einer atheniſchen Geſandtſchaft nach Sardes gekommen war, als Verräter an der perſiſchen Sache ins Gefängnis werfen und reiſte dann zum König hinauf, um deſſen Zuſtimmung zu dem Abkommen einzuholen. Konon fand übrigens bald Wege, aus der Haft zu entkommen; er flüchtete nach Kypros zu ſeinem Freunde Euagoras und iſt dort nicht lange darauf an einer Krankheit geſtorben.

Am königlichen Hofe aber war man gegen Sparta noch viel zu erbittert, als daß man auf Tiribazos' Vorſchläge hätte eingehen mögen. Indes die große perſiſche Flotte hatte ſich inzwiſchen aufgelöſt, und ſo konnten die Spartaner wieder ein Heer nach Aſien ſenden (391), wo Epheſos, Samos, Knidos auf ihre Seite traten. Gleichzeitig begann Ageſilaos gegen Argos und Korinth vorzugehen. Größere Erfolge wurden nicht erreicht; wohl aber gelang es dem atheniſchen Strategen Iphikrates, mit ſeinen leichtbewaffneten Söldnern eins der ſpartaniſchen Bürgerregimenter in der Ebene bei Korinth zu umzingeln und zur Hälfte aufzureiben. Es war ein Sieg wie einſt der auf Sphakteria und mit denſelben Mitteln errungen, nur daß diesmal keine Gefangenen gemacht worden waren; ſo gering der Erfolg, materiell betrachtet, auch war, ſo groß war die moraliſche Wirkung, und Iphikrates wurde dadurch mit einem Schlage zum berühmten Feldherrn (390).

In Athen hielt man jetzt den Augenblick für gekommen, das alte Reich wieder aufzurichten. Zum erſten Male ſeit dem Tage von Ägospotamoi ging eine atheniſche Flotte in See, unter Thraſybulos, der einſt die Stadt von der Herrſchaft der Dreißig befreit hatte (389). Da die Demokraten ſich überall an Athen anſchloſſen, und keine feindliche Flotte zur Stelle war, wurden glänzende Erfolge errungen; alle Städte an der thrakiſchen Südküſte von Thaſos bis Byzantion kamen wieder unter atheniſche Herrſchaft. Im nächſten Jahre ſegelte Thraſybulos weiter nach Rhodos, das ſchon von den Peloponneſiern bedrängt wurde; von hier aus brandſchatzte er die Städte an der aſiatiſchen Küſte. Auf einer dieſer Fahrten wurde er von den Bürgern von Aſpendos in Pamphylien erſchlagen.

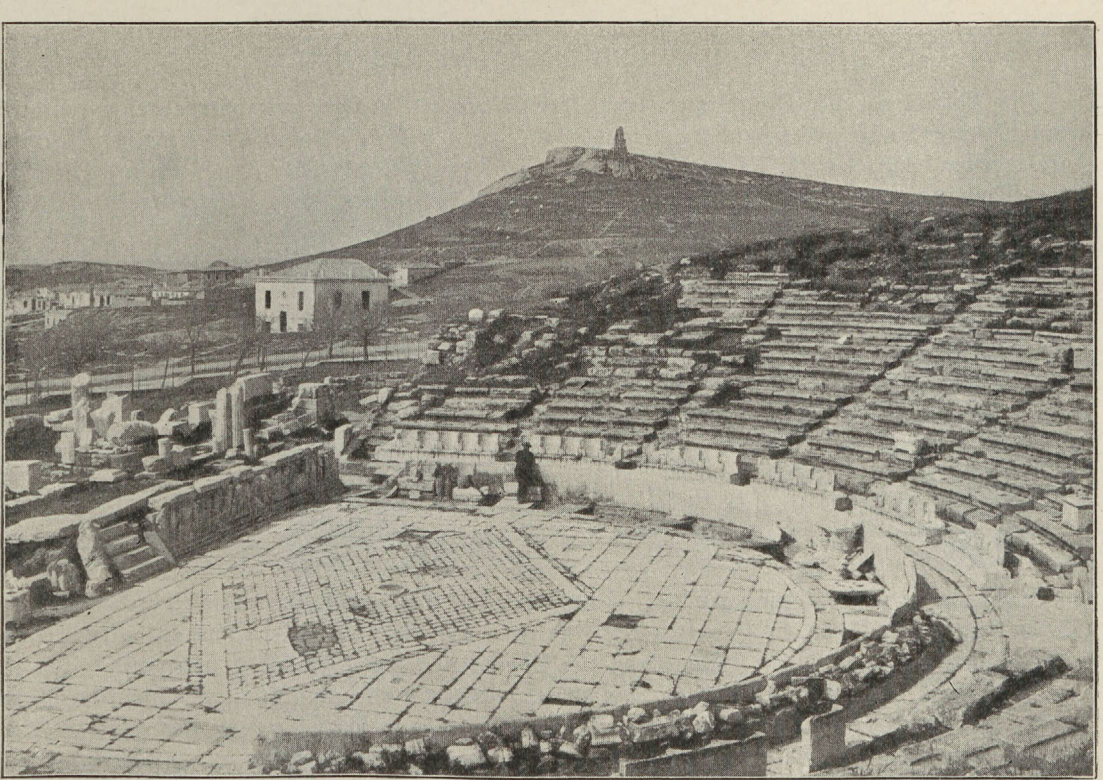
Und nun kam es zum offenen Bruche zwiſchen Athen und Perſien. König Euagoras von Salamis hatte im Laufe der letzten Jahre faſt ganz Kypros unter ſeine Herrſchaft gebracht und war darüber in Krieg mit ſeinem Oberherrn, dem Großkönig, gekommen, der dieſe Übergriffe nicht dulden wollte und ein Heer und eine Flotte nach der Inſel hinüberſandte. Euagoras trat nun in Bündnis mit Ägypten, das die perſiſche Herrſchaft vor einigen Jahren abgeſchüttelt hatte, und wandte ſich um Hilfe nach Athen. Dort waren die Dienſte noch in friſcher Erinnerung, die er Konon geleiſtet hatte, vor allem aber, man war überzeugt, daß das Einvernehmen mit Perſien doch nicht lange mehr aufrecht zu erhalten ſein würde. So ſchloß man denn mit Euagoras Bündnis und ſandte Schiffe und Truppen zu ſeiner Unterſtützung ab. Das mußte natürlich zur Folge haben, daß der Großkönig ſich mit Sparta verſtändigte. Tiribazos, der dieſe Politik ſchon vor vier Jahren vertreten hatte, wurde wieder zum Satrapen von Sardes ernannt, und nun ging Antalkidas noch einmal nach Aſien. Zuſammen mit Tiribazos reiſte er dann an das königliche Hoflager nach Suſa, und hier wurde der Frieden abgeſchloſſen im weſentlichen auf denſelben Bedingungen, die Sparta bereits bei den erſten Verhandlungen geboten hatte (387).

Es galt nun, die Athener und ihre Verbündeten zur Annahme dieſes Friedens zu zwingen. Die Peloponneſier und die perſiſchen Satrapen in Kleinaſien verſammelten alſo im Helleſpont, was ſie an Schiffen zur Verfügung hatten; Dionyſios von Syrakus ſandte ein Geſchwader von 20 Trieren, ſo daß Antalkidas bald 80 Kriegsſchiffe unter ſeinem Befehl hatte und imſtande war, den Athenern die Getreidezufuhr aus dem Pontos abzuſchneiden. Da außerdem in Athen die ärgſte Finanznot herrſchte, fügte man ſich endlich in das Unvermeidliche, und Argos und Theben waren dadurch gezwungen, dasſelbe zu tun. Athen verzichtete auf alle von Thraſybulos gemachten Eroberungen. Argos gab Korinth frei, das es mit ſeinem Staate vereinigt hatte, der böotiſche Bund wurde aufgelöſt. Der „korinthiſche Krieg“ war beendet (386). Der damals geſchloſſene Frieden iſt für ein halbes Jahrhundert die Grundlage der Beziehungen zwiſchen den griechiſchen Staaten und Perſien und den griechiſchen Staaten untereinander geblieben, bis Alexanders Schwert den ſchimpflichen Vertrag in Stücke ſchnitt.

Kypros war in einem der Friedensartikel ausdrücklich als königlicher Beſitz anerkannt worden, und Athen rief infolgedeſſen ſeine Truppen von dort zurück. Euagoras aber hielt ſich für ſtark genug, auch ohne dieſe Unterſtützung im Bunde mit Ägypten den Krieg weiterzuführen. Der König beſchloß nun zunächſt, dies letztere Land zur Unterwerfung zu bringen, und ſammelte zu dieſem Zwecke ein großes Heer in Syrien; doch der Angriff wurde zurückgewieſen, ja König Akoris von Ägypten konnte in Syrien eindringen und einen Teil des Landes beſetzen, während ſein Verbündeter Euagoras das wichtige Tyros einnahm. Nun wandten die Perſer ſich gegen Kypros. Es wurde ein griechiſches Söldnerheer geworben und in den ioniſchen Häfen eine Flotte gerüſtet, mit der Tiribazos nach der Inſel hinüberging (381). In einer großen Seeſchlacht bei Kition wurde Euagoras' Flotte geſchlagen, darauf rückte Tiribazos vor Salamis und begann die Belagerung. Da von keiner Seite Entſatz zu erwarten war, mußte Euagoras endlich ſich unterwerfen; er verzichtete auf alle ſeine Eroberungen, blieb aber im Beſitze ſeines angeſtammten Fürſtentums (380).

Inzwiſchen hatte Sparta mit Erfolg daran gearbeitet, ſeine herrſchende Stellung in Griechenland wieder zu gewinnen. Mantineia, die mächtigſte Stadt in Arkadien, war zwar nach dem großen Siege, den die Spartaner 418 unter ſeinen Mauern erfochten hatten, wieder in den peloponneſiſchen Bund eingetreten, hatte aber ſeine demokratiſche Verfaſſung behalten und infolgedeſſen Sparta im letzten Kriege nur läſſig unterſtützt, wenn es auch keinen Abfall gewagt hatte. Jetzt ſchien es Zeit, mit der Stadt abzurechnen; es erging alſo an ſie der Befehl, ihre Mauern niederzureißen. Auf die Weigerung der Mantineier rückte König Ageſipolis ins Feld und zwang die Stadt nach langer Belagerung zur Ergebung. Sie wurde niedergeriſſen, und die Bewohner wurden in den fünf Flecken angeſiedelt, aus deren Vereinigung vor mehr als hundert Jahren Mantineia erwachſen war (384).

Nachdem ſo Spartas Anſehen im Peloponnes wiederhergeſtellt war, griff man auch in Nordgriechenland ein. Dort hatten, ſeit dem peloponneſiſchen Kriege, die chalkidiſchen Städte an der thrakiſchen Südküſte ſich um Olynthos zu einem Bunde zuſammengeſchloſſen, der allmählich zu anſehnlicher Macht gelangt war. Jetzt waren die Olynthier eben dabei, die noch widerſtrebenden Städte Apollonia und Akanthos zum Eintritt in ihren Bund zu nötigen. Dieſe wandten ſich darauf um Hilfe nach Sparta; und hier war man um ſo eher zur Gewährung des Geſuches bereit, als die Chalkidier im letzten Kriege auf der feindlichen Seite geſtanden hatten. Es wurde alſo beſchloſſen, ein Heer von 10000 Mann nach Thrakien zu ſchicken (383). Das lakedämoniſche Kontingent, 2000 Mann unter Eudamidas, wurde denn auch ſogleich dorthin abgeſandt. Verſtärkungen unter Phöbidas folgten. Der Marſch ging durch Böotien; als Phöbidas vor Theben lagerte, öffnete ihm der Polemarch Leontiadas, das Haupt der ſpartaniſchen Partei



Das Dionyſostheater zu Athen. Photographie von Alinari.

in der Stadt, ein Tor der Burg, der Kadmeia, wie ſie nach dem mythiſchen Gründer Thebens genannt wurde. Der Handſtreich war ſo geſchickt vorbereitet und ſo überraſchend ausgeführt worden, daß niemand an Widerſtand dachte; von den Gegnern Spartas rettete ſich, wer konnte, über die attiſche Grenze. Es war ein flagranter Friedensbruch, und durch die ganze griechiſche Welt ging ein Schrei der Entrüſtung; aber es war ein großer politiſcher Erfolg, der Sparta von ſeinem gefährlichſten Gegner befreite. Eine Wiederholung der Koalition, die Sparta im korinthiſchen Kriege gegenübergeſtanden hatte, ſchien damit unmöglich gemacht.

Den Befehl gegen Olynth übernahm jetzt Ageſilaos' Bruder Teleutias. Nach anfänglichen Erfolgen erlitt er eine ſchwere Niederlage, in der er ſelbſt fiel, und nun entſchloſſen ſich die Spartaner, den König Ageſipolis nach der Chalkidike zu ſenden, den Sohn des vor 14 Jahren abgeſetzten Pauſanias. Seinen überlegenen Streitkräften waren die Olynthier nicht gewachſen. Zwar fand der König nicht lange nach ſeiner Ankunft an einer Krankheit einen frühen Tod; aber Olynth wurde jetzt von allen Seiten eingeſchloſſen und endlich durch Hunger zur Ergebung gezwungen (380). Der chalkidiſche Bund wurde aufgelöſt, und die Städte, die ihn gebildet hatten, traten in Bündnis mit Sparta.

Sparta gebot jetzt, mit Ausnahme von Argos und Athen, über die ganze griechiſche Halbinſel. Seine Macht ſchien feſter gegründet als je. Mit Dionyſios ſtand es in engem Bündnis und auch mit Perſien in den beſten Beziehungen. Aber es hatte es nicht verſtanden, ſeinem Reiche eine feſte Organiſation zu geben; es herrſchte über ein loſes Aggregat von Kleinſtaaten, das nichts zuſammenhielt als die Furcht vor dem überlegenen ſpartaniſchen Heer und das oligarchiſche Parteiintereſſe der leitenden Männer. Die Sympathien der öffentlichen Meinung, die es einſt in ſo reichem Maße beſeſſen, hatte es durch ſeine gewalttätige Politik zum großen Teil eingebüßt. So mochte ein unbedeutender Anſtoß genügen, das ſtolze Gebäude zu Fall zu bringen.

15. Die Wiedererhebung der Demokratie.

Die Mißbräuche der Demokratie hatten der Reaktion den Weg gebahnt; aber, zur Macht gelangt, hatten es die „Wenigen“ womöglich noch ärger getrieben als ihre demokratiſchen Gegner. Infolgedeſſen ſetzte, wie wir geſehen haben, gleich nach dem peloponneſiſchen Kriege in der öffentlichen Meinung jener Umſchwung ein, der zum Sturz der oligarchiſchen Regierungen in Athen und den meiſten anderen Städten des alten atheniſchen Reiches führte. Der Verſuch, dies Reich wieder aufzurichten, war freilich von Perſien und Sparta im korinthiſchen Kriege verhindert worden; aber die demokratiſche Bewegung war damit nur vorübergehend zum Stillſtand gebracht.

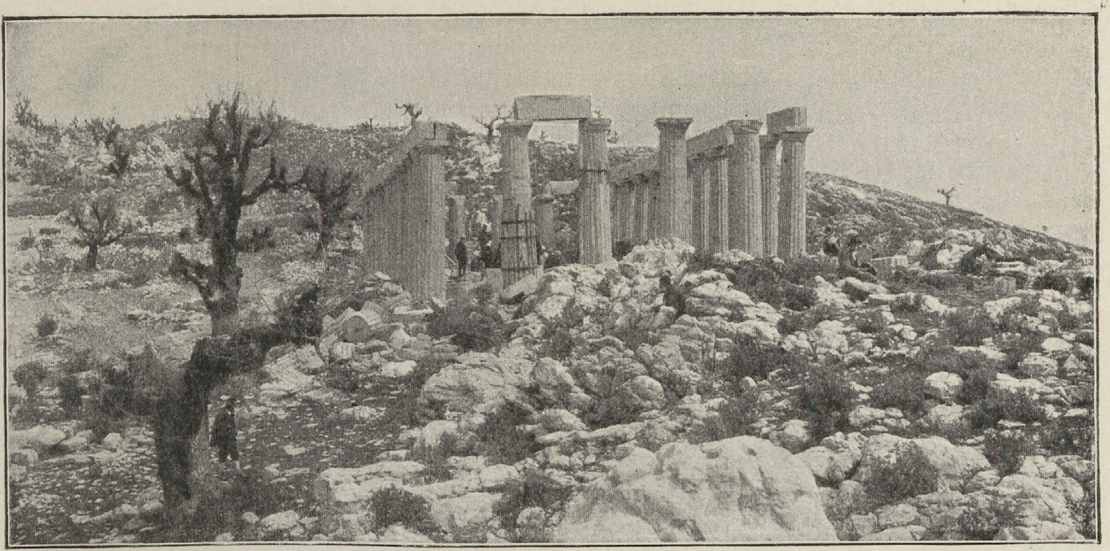
Die thebaniſchen Verbannten hatten in Athen eine Zuflucht gefunden; ſie hielten ſich hier einige Jahre ganz ruhig, blieben aber in beſtändiger geheimer Verbindung mit den Parteigenoſſen in der Heimat. Endlich, als die thebaniſche Regierung es am wenigſten erwartete, wagten ſie den Verſuch zur Befreiung der Vaterſtadt. An einem ſtürmiſchen Wintertage (379 bis 378) überſchritten Melon, Pelopidas und einige andere Verbannte die böotiſche Grenze und ſchlichen ſich unerkannt durch die Tore; die Mitglieder der Regierung, die an dieſem Abend bei einem der Verſchworenen zu Gaſte waren, wurden niedergeſtoßen und dann auch Leontiadas ermordet, der die Kadmeia an die Spartaner verraten hatte. Auf die Kunde von dieſen Vorgängen erhob ſich das Volk, die Demokratie wurde eingeführt und aus den Häuptern der Verſchwörung eine neue Regierung gebildet. Zwei atheniſche Strategen, die mit im Komplott waren, führten heran, was ſie an Truppen zur Hand hatten. Die Kadmeia wurde nun auf allen Seiten eingeſchloſſen und nach kurzer Belagerung zur Übergabe gebracht. Theben war frei.

In Sparta hatte man ſogleich ein Entſatzheer gerüſtet und unter König Kleombrotos (dem Bruder des vor Olynth geſtorbenen Ageſipolis) nach Böotien in Marſch geſetzt; doch als das Heer dort anlangte, war die Kadmeia bereits gefallen. Jetzt, mitten im Winter, war natürlich an eine Belagerung von Theben nicht zu denken; Kleombrotos mußte ſich alſo darauf beſchränken, einen Teil ſeiner Truppen in Theſpiä zum Schutze der böotiſchen Kleinſtädte zurückzulaſſen. Immerhin hatte ſein Erſcheinen in Böotien den Erfolg, Athen von einer weiteren Unterſtützung des Aufſtandes zurückzuhalten; die beiden Strategen, die eigenmächtig in Böotien eingegriffen hatten, wurden ihrer Stellen entſetzt und zum Tode verurteilt. Theben war jetzt vollſtändig iſoliert und damit ſchien das Schickſal der Bewegung beſiegelt.

Trotz dieſer Genugtuung traute man in Sparta Athen noch keineswegs; iſt doch die Politik eines demokratiſchen Staates ſtets unberechenbar. So faßte Sphodrias, der Befehlshaber der ſpartaniſchen Truppen in Böotien, den Plan, ſich durch einen Handſtreich des Peiräeus zu bemächtigen, wie Phöbidas die Kadmeia genommen hatte. Er überſchritt alſo eines Abends die attiſche Grenze; aber ſeine Truppen vermochten es nicht, die etwa 50 km von da bis zum Peiräeus in einem Nachtmarſch zurückzulegen. Als der Tag graute, ſtand er erſt bei Eleuſis, noch vier Stunden vom Ziele, und an eine Überrumpelung war nicht mehr zu denken. So blieb nichts übrig als der Rückzug nach Theſpiä. Athen erhob natürlich über den Friedensbruch in Sparta Beſchwerde, und Sphodrias wurde denn auch von ſeinem Poſten abberufen und vor Gericht geſtellt; da er aber ſehr einflußreiche Verbindungen hatte, ſprachen die Richter ihn frei. Das hatte zur Folge, daß Athen jetzt aus ſeiner bisherigen reſervierten Haltung heraustrat und mit Theben ein Schutzbündnis abſchloß. Eine förmliche Kriegserklärung allerdings erfolgte nicht, und auch die Spartaner vermieden es, das attiſche Gebiet zu verletzen.

Im Sommer zog König Ageſilaos an der Spitze des peloponneſiſchen Bundesheeres, etwa 20 000 Mann, nach Böotien. Er fand dort außer der thebaniſchen Bürgerwehr auch das atheniſche Aufgebot ſich gegenüber unter Chabrias, einem Offizier, der ſich in den Kämpfen gegen die Perſer auf Kypros und in Ägypten ausgezeichnet hatte. Eine Feldſchlacht gegen Ageſilaos anzunehmen, war er bei weitem nicht ſtark genug; aber er nahm unter den Mauern von Theben eine ſo ſtarke Stellung, daß der König einen Angriff nicht wagte und ſich mit der Verheerung des thebaniſchen Landgebietes begnügen mußte. Ein zweiter Einfall, den Ageſilaos im folgenden Sommer (377) unternahm, hatte kein beſſeres Ergebnis.

Indes arbeitete Athen an der Wiederaufrichtung ſeiner Seeherrſchaft. Im Frühjahr 377 wurde ein Aufruf an alle griechiſchen und nichtgriechiſchen Staaten erlaſſen, ſoweit ſie nicht zum



Tempel zu Phigaleia in Arkadien. Photographie des deutſchen archäol. Inſtituts zu Athen.

Perſerreiche gehörten, ſich unter atheniſcher Führung zu einem Bunde gegen Sparta zuſammenzuſchließen. Alle teilnehmenden Staaten ſollten völlig autonom bleiben, die gemeinſamen Angelegenheiten ſollten von einem Bundesrate geleitet werden, der ſich aus den Vertretern der einzelnen Staaten zuſammenſetzte, zur Beſtreitung der Kriegskoſten ſollten Matrikularumlagen erhoben werden, deren Höhe der Bundesrat zu beſtimmen hatte. Endlich entſagte Athen allen Anſprüchen auf ſeinen alten Kolonialbeſitz. Die meiſten Inſeln des ägäiſchen Meeres traten dem neuen Bunde ſogleich bei, außerdem Theben und Byzantion.

Natürlich konnte Sparta dem nicht untätig zuſehen; es ließ alſo eine Flotte von 65 Trieren in See gehen, die nun an der attiſchen Küſte zu kreuzen begann und Athen die Zufuhr abſchnitt (376). Demgegenüber rüſteten die Athener, was ſie an Schiffen zur Hand hatten, und traten dem Feinde mit 83 Trieren entgegen: den Befehl führte Chabrias. Die Peloponneſier ſuchten zuerſt dem Kampfe auszuweichen; endlich kam es im Sunde zwiſchen Paros und Naxos zur Schlacht, und noch einmal zeigte ſich die überlegene Seetüchtigkeit der Athener. Die peloponneſiſche Flotte wurde zur Hälfte vernichtet; ſie hat es ſeitdem nie wieder gewagt, im Ägäiſchen Meer zu erſcheinen. Infolge dieſes Sieges ſchloſſen ſich nun auch die Inſeln, die ſich bisher dem atheniſchen Seebunde ferngehalten hatten, an dieſen an, ebenſo die Chalkidier in Thrakien und überhaupt die meiſten griechiſchen Städte an der thrakiſchen Südküſte. Gleichzeitig ging Konons Sohn Timotheos mit einer Flotte von 60 Schiffen nach dem ioniſchen Meer, um Athens alte Herrſchaft auch dort wieder aufzurichten. Kerkyra und andere Staaten traten nun dem Verbande bei, eine peloponneſiſche Flotte, welche den Fortſchritt der Athener zu hindern ſuchte, wurde bei Alyzia an der akarnaniſchen Küſte geſchlagen (375).

Darüber war die ſpartaniſche Offenſive gegen Theben ins Stocken gekommen; man begann zu erkennen, daß, wie die Dinge lagen, eine Unterwerfung der Stadt doch nicht zu erreichen war. Und auch in Athen war man des Krieges müde, der zwar große Erfolge gebracht, aber auch ſehr ſchwere finanzielle Opfer erfordert hatte. So kam man raſch zur Verſtändigung auf der Grundlage des gegenwärtigen Beſitzſtandes (374). Timotheos wurde nun zurückgerufen; ehe er aber das ioniſche Meer verließ, ſetzte er auf dem mit Sparta verbündeten Zakynthos verbannte Demokraten ans Land. Jetzt ſandten auch die Spartaner eine Flotte dorthin und begannen dann im nächſten Jahre die Belagerung von Kerkyra (373). Athen war finanziell ſo tief erſchöpft, daß Timotheos nicht imſtande war, zum Entſatz der Stadt eine Flotte auszurüſten; er wurde deswegen ſeines Amtes enthoben und als ſchuldig an dieſer ganzen Verwicklung auf den Tod angeklagt; nur den Verdienſten ſeines Vaters Konon und der Verwendung mächtiger Freunde dankte er ſeine Freiſprechung. An ſeine Stelle trat Iphikrates, und deſſen rückſichtsloſer Energie gelang es denn auch, 70 Trieren ſegelfertig zu machen, mit denen er im nächſten Frühjahr (372) in See ging. Doch hatten die Kerkyräer ſich bereits ſelbſt durch einen glücklichen Ausfall Luft gemacht; Iphikrates' Erſcheinen genügte dann, die peloponneſiſche Flotte zu ſchleunigem Rückzuge zu veranlaſſen.

Die Thebaner hatten inzwiſchen die böotiſchen Kleinſtädte unterworfen und den Bund ſo hergeſtellt, wie er vor dem Frieden des Antalkidas beſtanden hatte, nur unter noch ſtrafferer Zentraliſation. Das lag durchaus nicht im Intereſſe Athens; und da bei einer Fortführung des Krieges doch nichts Weiteres zu erreichen war, trat man wieder in Unterhandlungen, die dann auch bald zum Abſchluſſe des Friedens führten, auf dieſelben Bedingungen, wie vor drei Jahren (Mittſommer 371). Doch kaum war das Inſtrument unterzeichnet, als über die Auslegung Differenzen entſtanden. Die Thebaner verlangten, daß ihre Unterſchrift für ganz Böotien gelten ſollte; Ageſilaos aber wies darauf hin, daß „Thebaner", nicht „Böoter" in der Urkunde ſtand, und zugunſten Thebens keine Ausnahme von der Klauſel vorgeſehen war, wonach alle griechiſchen Staaten autonom ſein ſollten. Auch ſonſt fanden die Thebaner nirgends Unterſtützung, und da ſie gleichwohl auf ihrem Anſpruch beſtanden, wurden ſie von dem Frieden ausgeſchloſſen.

Ein ſpartaniſches Heer unter König Kleombrotos ſtand bereits zum Schutze von Phokis an der böotiſchen Grenze; es erhielt jetzt Befehl, die Thebaner zur Annahme des Friedens zu zwingen. Durch einen kühnen Flankenmarſch über den Helikon umging Kleombrotos die feindliche Stellung und gelangte ungehindert bis in die Nähe von Theſpiä, einer Stadt, die nur gezwungen ſich der thebaniſchen Herrſchaft gefügt hatte. Hier, bei dem Dorfe Leuktra, traten ihm endlich die Böoter entgegen. Ihr Heer zählte etwa 6000 Hopliten und war dem Feind an Zahl bei weitem nicht gewachſen; aber es blieb ihnen keine Wahl, als den ungleichen Kampf aufzunehmen, wenn nicht Theſpiä und weiter alle übrigen Kleinſtädte verloren gehen ſollten. Und ſie hatten den rechten Mann an der rechten Stelle. Unter den ſieben „Böotarchen", die das Heer befehligten, war ein Feldherr erſten Ranges, Epameinondas, deſſen geiſtiger Überlegenheit die anderen ſich unterordneten. Er wußte, daß die peloponneſiſchen Bundesgenoſſen kein Herz zu der Sache hatten, für die ſie kämpfen ſollten; alles war gewonnen, wenn es gelang, die ſpartaniſchen Truppen, etwa 3000 Mann, im feindlichen Heere niederzuwerfen. Er ſtellte alſo ſeine beſten Truppen auf den linken Flügel, formierte ſie in tiefer Kolonne und führte ſie gegen die Spartaner auf dem rechten Flügel des Feindes. Die dünne ſpartaniſche Linie vermochte dem furchtbaren Stoße nicht ſtandzuhalten, aller Heldenmut war vergebens, der König ſelbſt fiel und um ihn her ſeine tüchtigſten Offiziere. Mit einem Verluſte von 1000 Mann wurden die Spartaner auf ihr Lager zurückgedrängt; die Bundesgenoſſen folgten, ohne überhaupt zum Schlagen gekommen zu ſein. So hatte die „ſchiefe Schlachtordnung", ſo genannt, weil nur der eine Flügel ins Gefecht kam und das Ganze alſo, im Verhältnis zur feindlichen Front, eine ſchräge Linie bildete, den Tag entſchieden. Das ſpartaniſche Lager zu ſtürmen und damit den Feind zu vernichten, wagte man freilich nicht; nach einigen Tagen wurde ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, der dem beſiegten Heer freien Abzug geſtattete.

Noch niemals war ein ſpartaniſches Bürgerheer in offener Feldſchlacht überwunden worden; niemand in Griechenland hatte für möglich gehalten, daß es geſchehen könne. Jetzt war dieſer Nimbus der Unbeſiegbarkeit zerriſſen, und damit brach Spartas Anſehen zuſammen. Überall im Peloponnes begann die Demokratie ihr Haupt zu erheben. In Argos kam es zu einem furchtbaren Pöbelaufſtande, bei dem 1200 Bürger den Tod gefunden haben ſollen. Nach Mantineia kehrten die Verbannten zurück und begannen ſogleich mit dem Wiederaufbau der Stadt. Um Spartas Vorherrſchaft über Arkadien für immer zu brechen, ſchloß ſich die ganze Landſchaft zum Bunde zuſammen. Nahe der lakoniſchen Grenze, in einer Gegend, wo größere Städte noch ganz fehlten, wurde die neue Hauptſtadt Megalepolis gegründet, die Sparta das Gleichgewicht halten ſollte. Natürlich erregte eine ſo radikale Umwälzung aller beſtehenden Verhältniſſe in weiten Kreiſen ſcharfe Oppoſition, und die Spartaner ſäumten nicht, ihren Freunden in Arkadien bewaffnete Unterſtützung zu leihen. Die Arkader wandten ſich nun um Hilfe nach Theben, und hier ſandte man denn auch ſogleich ein Heer unter Epameinondas nach

Das Theater von Megalepolis. Photographie des deutſchen archäol. Inſtituts.

dem Peloponnes (Herbſt 370). Bei ſeiner Ankunft hatten die Spartaner Arkadien bereits geräumt; aber Epameinondas beſchloß nun, in Lakonien einzurücken. Durch das arkadiſche, argeiiſche und eleiiſche Aufgebot verſtärkt, erſchien er vor Sparta, das, ſolange Menſchen denken konnten, keinen Feind mehr geſehen hatte. Die Stadt war unbefeſtigt und Epameinondas wagte den Sturm, vermochte aber trotz ſeiner großen numeriſchen Überlegenheit gegen den Heldenmut der Verteidiger nichts auszurichten. Er begnügte ſich alſo damit, die reiche Landſchaft bis zum Meere hin auszuplündern und kehrte dann nach Arkadien zurück. Von da zog er nach Meſſenien, rief die dortigen Heiloten zur Freiheit auf und gründete am Fuße des Berges Ithome dem Land eine feſte Hauptſtadt. So gewann Meſſenien nach mehr als dreihundertjähriger Knechtung ſeine Freiheit zurück. Sparta hatte etwa ein Drittel ſeines Gebietes eingebüßt, und es iſt, von Meſſene, Megalepolis und Argos eingeengt, nie mehr imſtande geweſen, ſeine alte Vorherrſchaft im Peloponnes zurückzugewinnen.

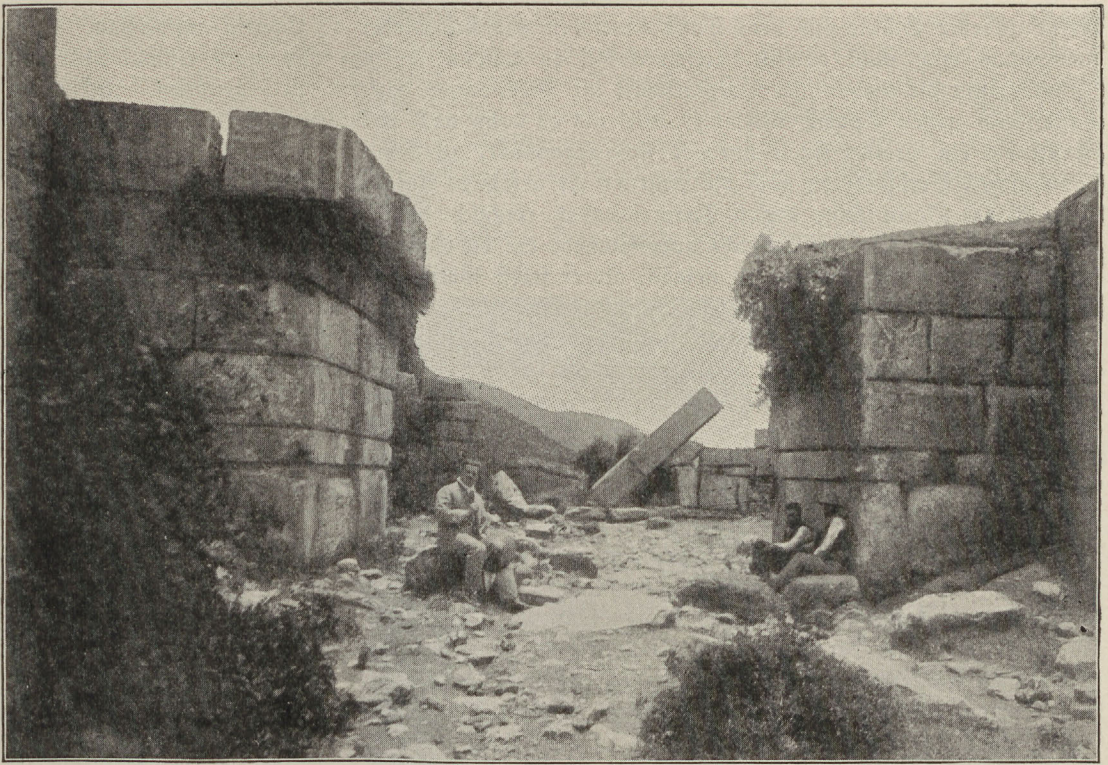
Epameinondas führte nun ſeine Truppen über den Iſthmos nach der Heimat zurück (Frühjahr 369); doch zwangen ihn die peloponneſiſchen Wirren ſchon wenige Monate ſpäter zu einem neuen Feldzuge nach der Halbinſel. Inzwiſchen aber war Athen mit Sparta in Bund getreten; denn der große Machtzuwachs, den Theben gewonnen hatte, bildete eine ſchwere Bedrohung des politiſchen Gleichgewichts. Auf Korinth geſtützt, das Sparta auch jetzt treu blieb, verſuchte man, Epameinondas den Marſch über den Iſthmos zu wehren; trotzdem erzwang dieſer den Durchzug und brachte Sikyon zum Anſchluß an die thebaniſche Sache. Weiter aber wurde nichts erreicht, was dann zur Folge hatte, daß man in Theben Epameinondas nicht wieder zum Böotarchen wählte; ein Prozeß, der von ſeiten der radikalen Demokraten gegen ihn angeſtrengt wurde, endete allerdings mit ſeiner Freiſprechung.

Inzwiſchen war Theben auch in die Angelegenheiten Theſſaliens verwickelt worden. Dort hatte ſich bis zum peloponneſiſchen Kriege eine ſtarre Adelsherrſchaft erhalten; endlich aber begannen die Ideen der neuen Zeit doch Eingang zu finden. Zuerſt natürlich in Pherä, deſſen Hafenſtadt Pagaſä faſt allen Verkehr zwiſchen Theſſalien und dem übrigen Griechenland vermittelte. Hier ſtürzte, gegen Ende des 5. Jahrhunderts, Lykophron die alte Verfaſſung und warf ſich zum Tyrannen auf, geſtützt auf die grundhörige Landbevölkerung, die Peneſten, denen er die Freiheit verſprach. Damit begann für Theſſalien ein halbes Jahrhundert der Bürgerkriege. Nach vielen Wechſelfällen gelang es Lykophrons Schwiegerſohn und Nachfolger Jaſon, nicht lange vor der Schlacht bei Leuktra, ſeine Wahl zum lebenslänglichen Präſidenten („Tagos") des theſſaliſchen Bundes durchzuſetzen, wodurch ihm alle Hilfsquellen des reichen und weitausgedehnten Landes zur Verfügung geſtellt wurden. Er war jetzt der mächtigſte Mann in ganz Griechenland, und nichts ſchien ſeinem Ehrgeiz unerreichbar; da machte der Mordſtahl eines Verſchwörers allen dieſen Plänen ein Ende (370). Allerdings behaupteten Jaſons Brüder, Polydoros und Polyphron, die Herrſchaft über Theſſalien; doch bald ſtarb Polydoros, wie es hieß, von ſeinem Bruder ermordet, worauf dann Polydoros' Sohn Alexandros ſeinen Oheim Polyphron ermorden ließ, um ſelbſt den Thron zu beſteigen (369). Infolge dieſer Wirren erhob ſich der Adel gegen den Tyrannen, geſtützt auf König Alexandros von Makedonien; doch dieſer machte Miene, das Land für ſich ſelbſt zu behalten, und nun wandten die Theſſaler ſich um Hilfe an Theben. Jetzt ging Pelopidas nach Theſſalien und veranlaßte durch ſein bloßes Erſcheinen die Makedonen zum Abzug; als er dann aber unvorſichtig genug war, nach Pherä zu Alexandros zu gehen, ließ der Tyrann ihn feſthalten und trat mit Athen und Sparta in Bund. Ein böotiſches Heer, das zu Pelopidas' Befreiung ausrückte, wurde geſchlagen, und erſt als Epameinondas wieder zum Böotarchen gewählt war und an der Spitze eines Heeres nach Theſſalien zog, gelang es, den Tyrannen zur Herausgabe ſeines Gefangenen und zum Abſchluß eines Vertrages zu zwingen (367).

Im Peloponnes ging indes der Krieg zwiſchen Sparta und den Arkadern weiter, ohne eine Entſcheidung zu bringen. Ein allgemeiner Friedenskongreß, der in Delphi zuſammentrat (368), blieb ohne Ergebnis, worauf dann die hauptſächlichſten Staaten Geſandte nach Suſa zum Großkönig ſchickten, um deſſen Vermittlung anzurufen. Hier wußte Pelopidas es an Servilität allen zuvorzutun und ſo die thebaniſchen Forderungen durchzuſetzen. Sparta ſollte auf Meſſenien verzichten, Athen ſeine Flotte abrüſten. Natürlich verwarfen beide Staaten dieſe Bedingungen, und ſo ging der Krieg weiter. Epameinondas zog noch einmal in den Peloponnes, wo er Achaia zum Anſchluß an Theben brachte (366). Doch fiel die Landſchaft ſehr bald wieder ab und trat auf die ſpartaniſche Seite.

Gleichzeitig begann Athen gegen den Großkönig Front zu machen. Es trat in Bund mit Ariobarzanes, dem aufſtändiſchen Satrapen von Phrygien, und ſandte ihm eine Flotte von 30 Schiffen unter Timotheos zu Hilfe, die zunächſt Samos angriff, wohin die Perſer unter Verletzung der beſtehenden Verträge eine Beſatzung gelegt hatten. Die feſte Hauptſtadt der Inſel fiel nach langer Belagerung in ſeine Hand (365), und es wurde nun eine Kolonie atheniſcher Bürger dorthin geführt, die erſte, die ſeit den Zeiten des peloponneſiſchen Krieges gegründet wurde. Daraufhin bequemte ſich der König dazu, Athens alte Rechte auf Amphipolis anzuerkennen, die jenes ſich bereits bei den letzten Friedensſchlüſſen mit Sparta hatte beſtätigen laſſen. Timotheos wurde jetzt aus den aſiatiſchen Gewäſſern abberufen und nach Amphipolis geſandt. Gegen dieſe Stadt operierte ſchon ſeit einigen Jahren eine atheniſche Flotte unter Iphikrates, ohne indeſſen imſtande zu ſein, etwas Ernſtliches auszurichten; denn die Chalkidier hatten inzwiſchen ihren Bund reorganiſiert, und ſie waren nicht gewillt zu dulden, daß Athen wieder an ihrer Küſte ſich feſtſetzte. Unter dieſen Umſtänden vermochte auch Timotheos Amphipolis nicht zu nehmen, aber er gewann Methone und Pydna und entriß den Chalkidiern Torone und Poteidäa; letztere Stadt wurde jetzt wieder mit atheniſchen Anſiedlern beſetzt.

Athen war alſo auf dem beſten Wege, ſein altes Kolonialreich wieder aufzurichten. Das mußte natürlich unter ſeinen Bundesgenoſſen ſchwere Mißſtimmung erregen. So konnte Epameinondas den Plan faſſen, den Athenern auf ihrem eigenen Elemente entgegenzutreten. Allerdings war Böotien trotz ſeiner reichen Küſtenentwicklung immer ein vorwiegend ackerbautreibendes Land geweſen, wie denn alle ſeine bedeutenderen Städte vom Meere entfernt



Das Arkadiſche Tor von Meſſene. Photographie des deutſchen archäologiſchen Inſtituts zu Athen.

lagen. Aber auch Athen war ja erſt durch Peiſiſtratos und Themiſtokles zur Seemacht geworden, und warum ſollte, was dort gelungen war, nicht auch in Böotien ausführbar ſein? Man müſſe, ſo ſagte Epameinondas in der Volksverſammlung, die Propyläen der Burg von Athen nach der Kadmeia von Theben bringen. Auf ſeinen Antrag wurde alſo eine Flotte von 100 Trieren gebaut, mit der er ſelbſt nach dem Hellespont unter Segel ging (364). Dort trat Byzantion ſogleich zu ihm über, ohne daß es die Athener zu hindern gewagt hätten. Epameinondas begnügte ſich mit dieſem Erfolg und kehrte nach Böotien zurück. Die Hoffnungen freilich, die er an die Schöpfung der Flotte geknüpft hatte, ſollten ſich nicht erfüllen, da Böotien nicht imſtande war, die ſchwere damit verbundene finanzielle Belaſtung auf die Dauer zu tragen. Der Tyrann von Pherä hatte inzwiſchen begonnen, in Theſſalien von neuem um ſich zu greifen; und ſo mußte Pelopidas noch einmal dorthin ins Feld ziehen (364). Auf den Höhen von Kynoskephalä, wo zwei Jahrhunderte ſpäter die makedoniſche Phalanx den römiſchen Legionen erliegen ſollte, kam es zur Schlacht; die Söldner des Tyrannen wurden geſchlagen, aber Pelopidas bezahlte ſeinen Sieg mit dem Leben. Erſt im folgenden Jahr konnte Alexandros zur Unterwerfung gebracht werden, doch behielt er die Herrſchaft über Pherä und das benachbarte Magneſien.

Bald machten die peloponneſiſchen Wirren eine neue Intervention Thebens nötig. Dort war es um den Beſitz der triphyliſchen Städte zu einem Krieg zwiſchen Arkadien und Elis gekommen. Letzteres war ſeinen Gegnern bei weitem nicht gewachſen, trotz der Unterſtützung, die es von Sparta und Achaia erhielt; die Piſatis mit der heiligen Stätte von Olympia wurde von den Arkadern erobert, und als die Feſtfeier des Jahres 364 herankam, übernahmen ſie ſelbſt die Leitung der Spiele, die ſeit unvordenklichen Zeiten unbeſtrittenes Recht der Eleier geweſen war. Sie konnten nun der Verſuchung nicht widerſtehen, aus den Tempelſchätzen den Sold ihres Heeres zu beſtreiten. Solcher Frevel am Heiligſten mußte in dem altgläubigen Lande eine lebhafte Oppoſition hervorrufen; und die Folge war, daß Mantineia und eine

Reihe anderer Städte aus dem Bund austraten und ſich wieder an Sparta anſchloſſen. Epameinondas war nicht gewillt, dieſen Abfall zu dulden; er zog alſo noch einmal über den Iſthmos, um die thebaniſche Vorherrſchaft im Peloponnes dauernd zu begründen. Indes ein Handſtreich gegen Sparta mißlang; und als er dann nach Arkadien zurückkehrte, fand er bei Mantineia ein großes Koalitionsheer ſich gegenüber, zu dem außer Sparta und ſeinen peloponneſiſchen Verbündeten auch die Athener ihr geſamtes Aufgebot geſtellt hatten. Es mochten etwa 20000 Mann ſein, denen Epameinondas reichlich dieſelbe Zahl entgegenſtellen konnte. Er zögerte alſo nicht, die Schlacht anzunehmen, die die Gegner ihm anboten; und ſchon begann der Sieg ſich auf ſeine Seite zu neigen, als er ſelbſt tödlich getroffen zu Boden ſank. Darüber kam der böotiſche Angriff ins Stocken, und der Feind behauptete ſich in ſeinen Stellungen (362).

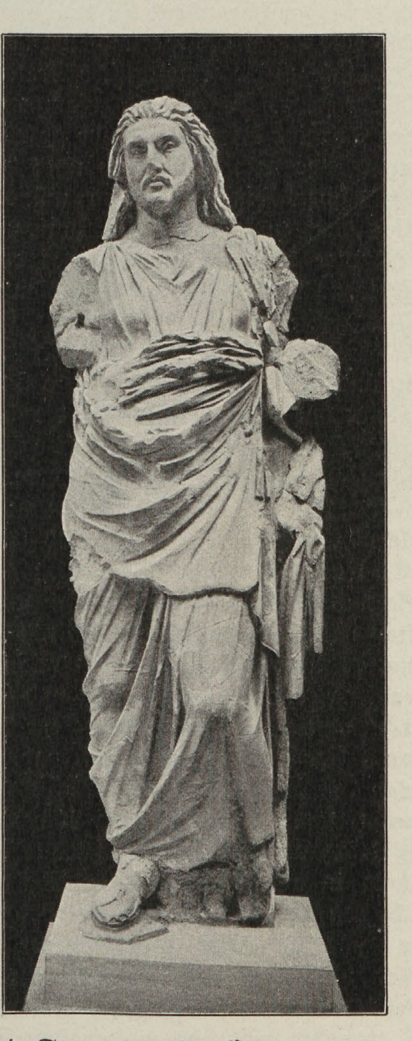
Für Theben war dieſer Mißerfolg gleichbedeutend mit einer Niederlage. Es konnte jetzt, nach dem Tode ſeines beſten Feldherrn, nicht daran denken, deſſen aggreſſive Politik weiter zu führen; und da auch die Gegner des Krieges müde waren, kam man raſch zur Verſtändigung auf der Grundlage des gegenwärtigen Beſitzſtandes. Nur Sparta trat dem Frieden nicht bei, da es die Unabhängigkeit Meſſenes nicht anerkennen konnte. Der Grenzkrieg ging alſo im Peloponnes weiter, doch wurde er beiderſeits ohne Nachdruck geführt und blieb demgemäß ohne rechtes Ergebnis.

So konnte der greiſe König Ageſilaos noch einmal in den Perſerkrieg ziehen. Faſt alle Satrapen der weſtlichen Provinzen des Reiches hatten ſich um dieſe Zeit gegen den König erhoben, und Ägypten ſchloß ſich dieſer Koalition an. Auch Sparta nahm daran teil, und Ageſilaos ging an der Spitze von 1000 Mann nach Ägypten, wo er den Befehl über die griechiſchen Söldner erhielt, während der Athener Chabrias die Flotte befehligte. Man zog nach Syrien, mußte aber ſogleich zurückkehren, da in Ägypten ein Aufſtand ausbrach; Ageſilaos ſtellte zwar die Ordnung bald wieder her, aber an eine Erneuerung des Angriffs gegen Perſien war vorerſt nicht zu denken, und Ageſilaos beſchloß unter dieſen Umſtänden, nach Hauſe zurückzukehren. Er ſollte die Heimat nicht wiederſehen; auf der Fahrt iſt er beim Hafen des Menelaos an der libyſchen Küſte geſtorben (360).

Athen hatte indes den Krieg gegen Amphipolis ohne Erfolg weitergeführt. Dagegen gelang es, Euböa, das nach der Schlacht bei Leuktra zu Theben abgefallen war, zum Wiedereintritt in den Seebund zu bringen (357); auch der thrakiſche Cherſones wurde um dieſe Zeit wieder unterworfen und mit atheniſchen Koloniſten beſetzt. Und jetzt endlich ſchien auch die Eroberung von Amphipolis in nahe Ausſicht gerückt. König Perdikkas von Makedonien war in einer großen Schlacht gegen die Illyrier gefallen; der Thronerbe Amyntas war noch ein kleiner Knabe, für den ſein Oheim Philippos die Vormundſchaft übernahm. Gleichzeitig traten mehrere Prätendenten auf, die indes bald von Philipp beſeitigt wurden. Dann ſchloß dieſer einen Vertrag mit Athen, worin er in einem geheimen Artikel ſeine Hilfe zur Eroberung von Amphipolis verſprach und dafür den Beſitz von Pydna zugeſichert erhielt. Darauf wurden die Illyrier zum Lande herausgeſchlagen, die Belagerung von Amphipolis begonnen (357) und die Stadt endlich mit Sturm genommen. Natürlich dachte Philipp nicht daran, den wichtigen Platz an Athen herauszugeben; als dieſes mit einer Kriegserklärung antwortete, ſchloß er ein Bündnis mit den Chalkidiern, nahm Pydna ein und bald darauf auch Poteidäa, das er den Chalkidiern zurückgab, während die atheniſchen Anſiedler ungekränkt entlaſſen wurden (356).

Athen war nicht imſtande geweſen, dem Vorgehen Philipps entgegenzutreten, weil es inzwiſchen in einen ſchweren Krieg verwickelt worden war, der ſeine ganze Machtſtellung zur See in Frage ſtellte. Der Zweck, zu dem der neue Seebund geſchloſſen worden war, die Niederwerfung Spartas, war längſt erreicht, dafür Athen auf dem beſten Wege, wieder in ſeine alte Reichspolitik einzulenken. Nur Epameinondas' unzeitiger Tod hatte den Ausbruch einer Kriſe im Bunde verhindert. Doch die Pläne des thebaniſchen Staatsmannes wurden bald von anderer Seite her aufgenommen. In Karien hatte zur Zeit des Korinthiſchen Krieges der Fürſt von Mylaſa, Hekatomnos, die Satrapenwürde erhalten, die dann auf ſeinen Sohn Mauſſollos übergegangen war. Dieſer verlegte ſeine Reſidenz nach Halikarnaſſos, das er anſehnlich vergrößerte und mit prächtigen Bauten ſchmückte. Zu ſeinem Lehnsherrn, dem Großkönig, blieb er in guten Beziehungen, ſchaltete aber im übrigen wie ein unabhängiger Fürſt.

Er hatte Lykien unter ſeine Herrſchaft gebracht und trachtete jetzt nach dem Beſitz der ſeinem Lande vorliegenden Inſeln; doch um das zu erreichen, mußte zuerſt der atheniſche Seebund geſprengt werden. Er trat alſo in Verbindung mit den leitenden Männern auf Chios, Rhodos und Kos und bot ihnen den Rückhalt, den Theben nicht mehr gewähren konnte. Es bedurfte nicht mehr, um die dort herrſchende Mißſtimmung gegen Athen zum offenen Ausbruch zu bringen, die drei mächtigen Inſeln erklärten ihren Austritt aus dem Seebunde, und Byzantion ſchloß ſich dieſer Koalition an (357).



Die Statue des Mauſſollos, London.
Nach Brunn, Denkm. Verl. Bruckmann, A.-G.

Athen konnte das nicht hingehen laſſen. Eine Flotte unter Chabrias wurde ſogleich gegen Chios geſandt, doch ein Angriff, den ſie gegen den Hafen der Stadt unternahm, wurde abgewieſen, und der berühmte Feldherr fand dabei ſeinen Tod. Jetzt ſtellten die Verbündeten eine Flotte von 100 Trieren auf und begannen die Belagerung der atheniſchen Kolonie Samos. So ſah ſich Athen zur Anſpannung aller Kräfte gezwungen; die Flotte wurde auf 120 Trieren gebracht und der Befehl den gefeiertſten Feldherren, die man beſaß, Iphikrates, Timotheos und Chares übertragen. Samos wurde denn auch ſogleich entſetzt; als man dann gegen Chios vorging, und die feindliche Flotte in dem Sunde, der die Inſel vom Feſtlande trennt, bei Embata in Sicht kam, wollten Iphikrates und Timotheos wegen des ſtürmiſchen Wetters die Schlacht nicht wagen; Chares ging auf eigene Hand vor, erhielt aber von ſeinen Amtsgenoſſen keine Unterſtützung und mußte den Kampf abbrechen (356).

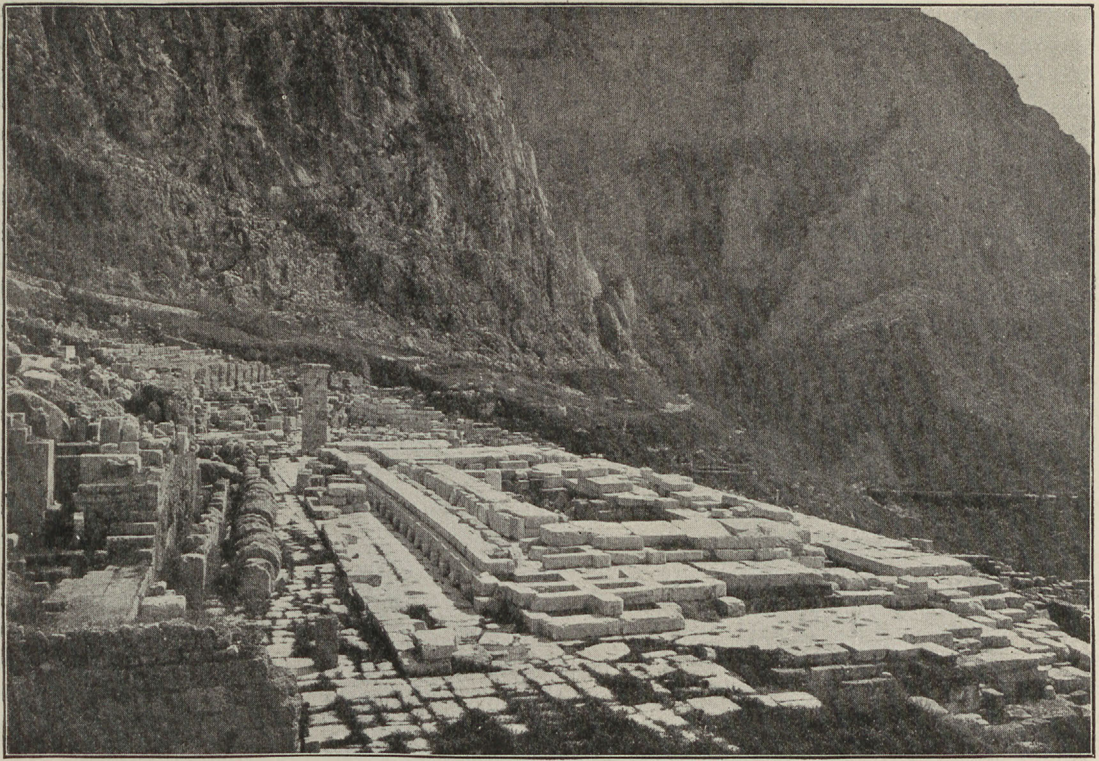
In Athen begann man jetzt, wie gewöhnlich bei militäriſchen Mißerfolgen, über Verrat zu ſchreien: Iphikrates und Timotheos wurden ihrer Stellen entſetzt und vor Gericht geſtellt. Iphikrates wurde allerdings freigeſprochen, Timotheos dagegen zu einer hohen Geldbuße verurteilt (über 500000 Mark); da er ſie nicht zu zahlen vermochte, ging er nach Chalkis in die Verbannung, wo er bald darauf geſtorben iſt. Auch Iphikrates trat ins Privatleben zurück und hat nie mehr öffentliche Ämter bekleidet. An der Spitze der Flotte blieb Chares. Aber Athen war finanziell ſo tief erſchöpft, daß Chares, wollte er die Bemannung ſeiner Schiffe überhaupt zuſammenhalten, nichts übrig blieb, als mit dem aufſtändiſchen Satrapen von Phrygien, Artabazos, ein Abkommen zu ſchließen, worin ſich dieſer verpflichtete, der atheniſchen Flotte den Sold zu zahlen, während Chares ihm gegen den Großkönig Beiſtand verſprach. Eine Zeitlang ging jetzt alles vortrefflich: Chares erfocht über die perſiſchen Heere glänzende Siege und erhielt dafür von Artabazos reiche Subſidien. Doch auf dem perſiſchen Thron ſaß nicht mehr der ſchlaffe und altersſchwach gewordene Artaxerxes, ſondern ſein energiſcher Sohn Ochos oder Artaxerxes (III.), wie er ſeit ſeiner Thronbeſteigung ſich nannte (359—338); und er war nicht geſonnen, eine atheniſche Einmiſchung auf dem aſiatiſchen Feſtlande zu dulden. Er rüſtete alſo in Phönikien eine ſtarke Flotte und drohte in Athen mit der Kriegserklärung. Dort wurden nun auf der Tribüne feurige Reden gehalten und die Schatten von Marathon und Salamis heraufbeſchworen; bald aber kam man doch zu der Einſicht, daß Athen, wie die Dinge jetzt lagen, einen Krieg mit Perſien in keiner Weiſe zu führen vermöge. Man rief alſo

Chares aus Athen zurück und gewährte den abgefallenen Bundesgenoſſen den Frieden, natürlich unter Anerkennung ihrer Unabhängigkeit (354). Da auch Mytilene und Kerkyra bald darauf ihre Verbindung mit Athen löſten, blieb der Seebund im weſentlichen auf Euböa und die Kykladen beſchränkt. Athen blieb zwar noch immer die erſte griechiſche Seemacht, aber mit ſeiner Meeresherrſchaft war es vorbei.

Auch mit Theben war es in dieſen Jahren abwärts gegangen. Denn Epameinondas war wohl ein großer Feldherr geweſen, als Staatsmann aber hat er Dauerndes nicht zu ſchaffen vermocht. Er wollte Theben zur leitenden Macht in Hellas erheben, aber er hat nichts getan, um die Bundesgenoſſen durch ein organiſches Band an den Vorort zu ketten; das Reich, das er gründete, war nichts weiter als eine Kopie des ſpartaniſchen Reiches, ein ebenſo loſes Aggregat ſelbſtändiger Staaten, nur daß es ſich auf die demokratiſche Partei ſtützte, ſtatt auf die „Wenigen“. So iſt es ſogleich nach dem Tode ſeines Begründers zuſammengebrochen.

Phokis hatte ſich nach der Schlacht bei Leuktra nur gezwungen an Theben angeſchloſſen; ſchon bei Epameinondas’ letztem Zuge nach dem Peloponnes hatte es gewagt, die Heeresfolge zu weigern. Man hatte das damals hingehen laſſen müſſen; auf die Dauer aber dachte man eine ſolche Widerſetzlichkeit nicht zu dulden. Ein Vorwand war natürlich bald gefunden. Eine Anzahl der leitenden Männer in Phokis wurde vor den Amphiktionen des Religionsfrevels angeklagt; und da Thebens Einfluß in dieſer Verſammlung dominierte, zu ſchweren Geldbußen verurteilt. Die Verurteilten dachten nicht daran, ſich dem Spruche zu fügen, und ſie fanden an der phokiſchen Landesgemeinde einen Rückhalt. So warb einer von ihnen, Philomelos, ein Söldnerkorps und beſetzte damit die offene Stadt Delphi (356). Sparta und Athen traten darauf in Bündnis mit Phokis, während die übrigen Mitglieder der Amphiktionie den Krieg zum Schutze des Heiligtums beſchloſſen. Die Phoker ſahen ſich nun gezwungen, bei den Tempelſchätzen Anleihen aufzunehmen, wie es andere griechiſche Staaten in ähnlichen Fällen getan hatten. Die Gegner ſahen darin natürlich Tempelraub; aber es gab genug Leute in Griechenland, die von ſolchen Skrupeln frei waren und ihre Haut bereitwillig jedem verkauften, der zahlen wollte. So wurde es Philomelos leicht, ein großes Söldnerheer zuſammenzubringen und damit die Lokrer und Theſſaler aufs Haupt zu ſchlagen, als ſie gegen Delphi heranzogen. Jetzt aber rückten die Böoter mit ganzer Macht in Phokis ein, und ihren überlegenen Kräften erlag Philomelos’ Heer bei Neon am Nordfuße des Parnaſos, er ſelbſt war unter den Gefallenen. Doch gelang es, Delphi zu halten; und Onomarchos, der nun den Oberbefehl übernahm, brachte durch rückſichtsloſe Inanſpruchnahme der Tempelſchätze bald ein neues Söldnerheer zuſammen. Damit fiel er in Böotien ein, nahm Orchomenos und wandte ſich dann nach Theſſalien, wo er an den Tyrannen von Pherä, Alexandros’ Nachfolgern Lykophron und Peitholaos, Bundesgenoſſen fand. Die Theſſaler kamen infolgedeſſen in ſo bedenkliche Lage, daß ihnen nichts übrig blieb, als Philippos von Makedonien zu Hilfe zu rufen. Doch Onomarchos beſiegte den König in zwei Schlachten und zwang ihn zur Räumung Theſſaliens. Dann wandte er ſich von neuem nach Böotien, nahm Koroneia ein und ſchlug beim Tempel des Hermes, in der Nähe der Stadt, die Thebaner aufs Haupt. Er war jetzt der mächtigſte Mann in Griechenland: es ſchien, als ob auf den Trümmern der thebaniſchen Macht ein phokiſches Reich ſich erheben ſollte. Ohne Zweifel war Onomarchos ein höchſt begabter Staatsmann und Feldherr; aber er war nur ein Söldnerführer, und ſo fehlte ihm die ſichere Grundlage, auf der die Macht Philipps ruhte. Das war ſein Verhängnis, dem er erliegen mußte.

Um dieſelbe Zeit war auch das ſiziliſche Reich zuſammengebrochen, das Dionyſios mit „ehernen Ketten verankert“ zu haben meinte. Nach der Schlacht bei Kronion herrſchte im Weſten durch etwa ein Jahrzehnt tiefer Frieden: Dionyſios konnte in dieſer Zeit ſeine Aufmerkſamkeit den Angelegenheiten des Mutterlandes zuwenden, wo er Sparta gegen Athen und Theben unterſtützt und auch auf diplomatiſchem Wege für die Wiederherſtellung des Friedens gewirkt hat. Aber das Ideal ſeiner Jugend, die Vertreibung der Karthager aus Sizilien, hatte er darüber nicht vergeſſen; als ein Aufſtand, der in Libyen und Sardinien ausgebrochen war, eine günſtige Gelegenheit zu bieten ſchien, iſt er noch einmal ins Feld gerückt (368). Die Städte der karthagiſchen Provinz im Weſten der Inſel fielen ihm zum großen



Ruinen des Apollotempels zu Delphi. Photographie von Alinari.

Teil zu; das feſte Lilybäon aber vermochte er nicht zu nehmen. Es ſollte ſein letzter Feldzug ſein; im folgenden Frühjahr (367) iſt er an einer Krankheit geſtorben, erſt 63 Jahre alt.

Dionyſios hat Großes erreicht; Größeres als irgend einer ſeiner Zeitgenoſſen. Sein Verdienſt iſt es zumeiſt, daß Sizilien vor dem Schickſal bewahrt blieb, der Fremdherrſchaft anheimzufallen. Das mächtige Reich, das er geſchaffen hat, bildet einen wohltuenden Gegenſatz zu den zerfahrenen politiſchen Zuſtänden des griechiſchen Mutterlandes. Dieſe Erfolge ſichern ihm einen Platz unter den größten Feldherren und Staatsmännern aller Zeiten. Die Zeitgenoſſen freilich haben ihm nicht vergeſſen, daß er die freie Verfaſſung in Syrakus zerſtört und ſich zum Herrn des Staates, zum „Tyrannen" gemacht hatte; ſie blickten auf ihn mit einem Gemiſch von Abſcheu und Bewunderung. Er ſelbſt hat einmal geſagt, daß „die Tyrannis die Mutter des Unrechts" iſt; aber ein „Wüterich" iſt er nicht geweſen und hat Bürgerblut nur vergoſſen, wo es zur Erreichung ſeiner Zwecke unbedingt nötig war. Sein Privatleben war fleckenlos; es war keine Phraſe, wenn er ſeinen Töchtern die Namen der Kardinaltugenden gab. Auch beſaß er eine nicht gewöhnliche Bildung; er hat ſeine Mußeſtunden mit der Abfaſſung von Tragödien ausgefüllt und iſt auf ſeinen Sieg im Theater von Athen ſtolzer geweſen als auf ſo manche gewonnene Feldſchlacht.

Dionyſios hinterließ Söhne von zwei Gemahlinnen; den älteſten, Dionyſios, von der Lokrerin Doris, zwei andere, Hipparinos und Nyſäos, von der Syrakuſierin Ariſtomacha. Deren Bruder Dion — Dionyſios' Schwager und zugleich, als Gemahl von deſſen Tochter Areta, ſein Schwiegerſohn — hatte ſich vergeblich bemüht, ſeinen Neffen die Thronfolge zu verſchaffen; der alte Dionyſios blieb feſt, und ſo folgte ihm ſein gleichnamiger Sohn nach dem Rechte der Erſtgeburt. Aber dieſer hatte weder die Tatkraft, noch das Genie ſeines großen Vaters geerbt. Seine erſte Regierungshandlung war es, mit Karthago Frieden zu ſchließen; da er bereit war, die im letzten Feldzuge eroberten Städte herauszugeben, hatte die Verſtändigung keine Schwierigkeiten. In der inneren Politik überließ er ſich zuerſt der Führung Dions. Dieſer ſuchte ihn für den Plan zu gewinnen, dem Staate eine freie Verfaſſung zu geben; zu dieſem Zwecke wurde Platon nach Syrakus berufen, der gern auf die Sache einging, in der Hoffnung, hier die Gelegenheit zur Verwirklichung ſeiner politiſchen Ideale zu finden. Eine Zeitlang gab ſich Dionyſios ganz dem Einfluſſe des großen Philoſophen gefangen; bald aber mußte er erkennen, daß Dion ein doppeltes Spiel ſpielte und die Herrſchaft für ſich ſelbſt oder ſeine Neffen zu gewinnen dachte. Dion wurde alſo aus Sizilien verbannt und darauf auch Platon nach Athen zurückgeſchickt. Die Leitung der Geſchäfte übernahm Philiſtos, der dem älteren Dionyſios jahrelang treu gedient hatte, dann aber von dieſem nach Adria an der Mündung des Po relegiert worden war und jetzt aus dem Exil zurückgerufen wurde.

Dion wandte ſich indes nach Athen, um unter Platon ſeine philoſophiſchen Studien fortzuſetzen und in der Hoffnung, durch deſſen Einfluß die Erlaubnis zur Rückkehr nach Syrakus zu erhalten. Platon ging denn auch noch einmal dorthin, aber er konnte nichts erreichen und machte den Bruch nur unheilbar. Jetzt beſchloß Dion, Gewalt zu brauchen. Er warb ein kleines Söldnerkorps und ging damit nach Sizilien unter Segel (357). Karthago begünſtigte das Unternehmen, deſſen Gelingen die ſyrakuſiſche Militärmonarchie ſchwächen, vielleicht auch zum Fall bringen mußte, und geſtattete Dion die Landung in Herakleia. Ohne Zeit zu verlieren, rückte dieſer nun auf das nahe Akragas, das ihn als Befreier begrüßte, ebenſo Gela und Kamarina; auch in Syrakus öffnete das Volk ihm die Tore, ſobald er vor der Stadt erſchien. Nur die Inſel Ortygia, die Dionyſios der ältere zur Zitadelle umgeſchaffen hatte, gelang es dem Tyrannen, zu behaupten. Gegen die ſtarke Feſtung war nichts auszurichten, ſolange Dionyſios das Meer beherrſchte. Dion rüſtete alſo eine Flotte aus und lieferte der Flotte des Tyrannen im großen Hafen eine Seeſchlacht, die mit deren völliger Niederlage endete; Philiſtos, der hier befehligte, fand dabei den Tod (356). Jetzt entfloh Dionyſios mit ſeinen Schätzen nach Lokroi; die Burg verteidigte ſich noch eine Zeitlang, mußte ſich aber endlich, da kein Entſatz kommen wollte, ergeben.

Dion aber dachte nicht daran, die Macht niederzulegen; vielmehr hielt er die Burg mit ſeinen Söldnern beſetzt, erhob zu deren Bezahlung drückende Steuern, kurz, es zeigte ſich, daß Syrakus nur den Herrn gewechſelt hatte. So verlor Dion ſeine Popularität noch raſcher, als er ſie gewonnen hatte. Auch unter den Männern, die Dion aus Griechenland zur Befreiung Siziliens gefolgt waren, erregte ſeine Haltung lebhaften Unwillen. Einer von dieſen, der Athener Kallippos, ein Schüler Platons, ließ Dion ermorden und trat dann ſelbſt an die Spitze des Staates (353). Doch vermochte er ſich nicht zu behaupten; ſchon nach Jahresfriſt wurde er durch Dions Neffen, Hipparinos, verdrängt, dem dann nach zweijähriger Regierung ſein jüngerer Bruder Nyſäos folgte. Endlich kehrte Dionyſios nach Syrakus zurück und bemächtigte ſich aufs neue der Herrſchaft. Währenddeſſen löſte draußen im Reiche alle Ordnung ſich auf. Die Städte gewannen ihre Selbſtändigkeit zurück, in den meiſten erhoben ſich Tyrannen, die es im Kleinen ebenſo trieben wie die Herrſcher von Syrakus. Wenn es ſo weiter ging, mußte ganz Sizilien den Karthagern zur Beute fallen.

16. Das Geiſtesleben ſeit dem peloponneſiſchen Kriege.

Die politiſche und geiſtige Entwicklung ſind gegenſeitig durch einander bedingt; und ſo konnte es nicht fehlen, daß zugleich mit der Reaktion im Staatsleben eine Reaktion gegen die Aufklärung einſetzte. Der Menge waren die neuen Lehren immer verdächtig geweſen; ſie war überzeugt, daß jeder „Sophiſt“, d. h. jeder Lehrer der Philoſophie und Beredſamkeit ein ſittlich verworfener Menſch ſei, ein Verderber der Jugend. Und es fehlte dieſer Anſicht ja nicht an einem gewiſſen äußeren Schein der Berechtigung. Iſt doch die Rhetorik als ſolche ſittlich indifferent; der Redner hat als Redner nur die eine Aufgabe, die Hörer von der Gerechtigkeit der Sache zu überzeugen, die er vertritt, ganz gleichgültig, ob ſie gut oder ſchlecht iſt. Inſofern hatten die Gegner der Sophiſten nicht ſo unrecht, wenn ſie meinten, die neue Kunſt liefe darauf hinaus, „die ſchlechtere Sache zur beſſeren zu machen“. Daß die Sophiſten, eben um dieſe Gefahr zu vermeiden, bemüht waren, ihren Schülern neben der redneriſchen auch eine tüchtige ethiſche Ausbildung zu geben, konnte, wer dieſen Dingen fern ſtand, freilich nicht ſehen. Noch ſtärkeren Anſtoß gaben die naturwiſſenſchaftlichen Lehren. Daß Anaxagoras die Geſtirne für glühende Steinmaſſen erklärte, erſchien der öffentlichen Meinung als Gottesläſterung, und es iſt ihm daraufhin der Prozeß gemacht worden, der ihn zwang, Athen zu verlaſſen, obgleich er einen Perikles zum Beſchützer hatte. Freilich fand er in Lampſakos ein Aſyl; man war eben im aſiatiſchen Griechenland aufgeklärter. Als vollends Diagoras aus Melos es wagte, die Exiſtenz der Götter zu leugnen, wurde er durch Beſchluß des atheniſchen Volkes geächtet und ein Preis auf ſeinen Kopf geſetzt.

Solche Polizeimaßregeln konnten der Wiſſenſchaft natürlich keine Gefahr bringen. Vielmehr war es die Wiſſenſchaft ſelbſt, die ihren Gegnern den Weg bahnte. Die Spekulation hatte ſich mit kühnem Mute an die höchſten Probleme herangewagt; aber die empiriſche Grundlage fehlte, und ſo wurde ein Syſtem nach dem andern von der Kritik vernichtet, bis man endlich dahin kam, an der Möglichkeit aller wahren Naturerkenntnis zu verzweifeln. Die Wiſſenſchaft war auf dem Wege, ſich ſelbſt zu zerſtören.

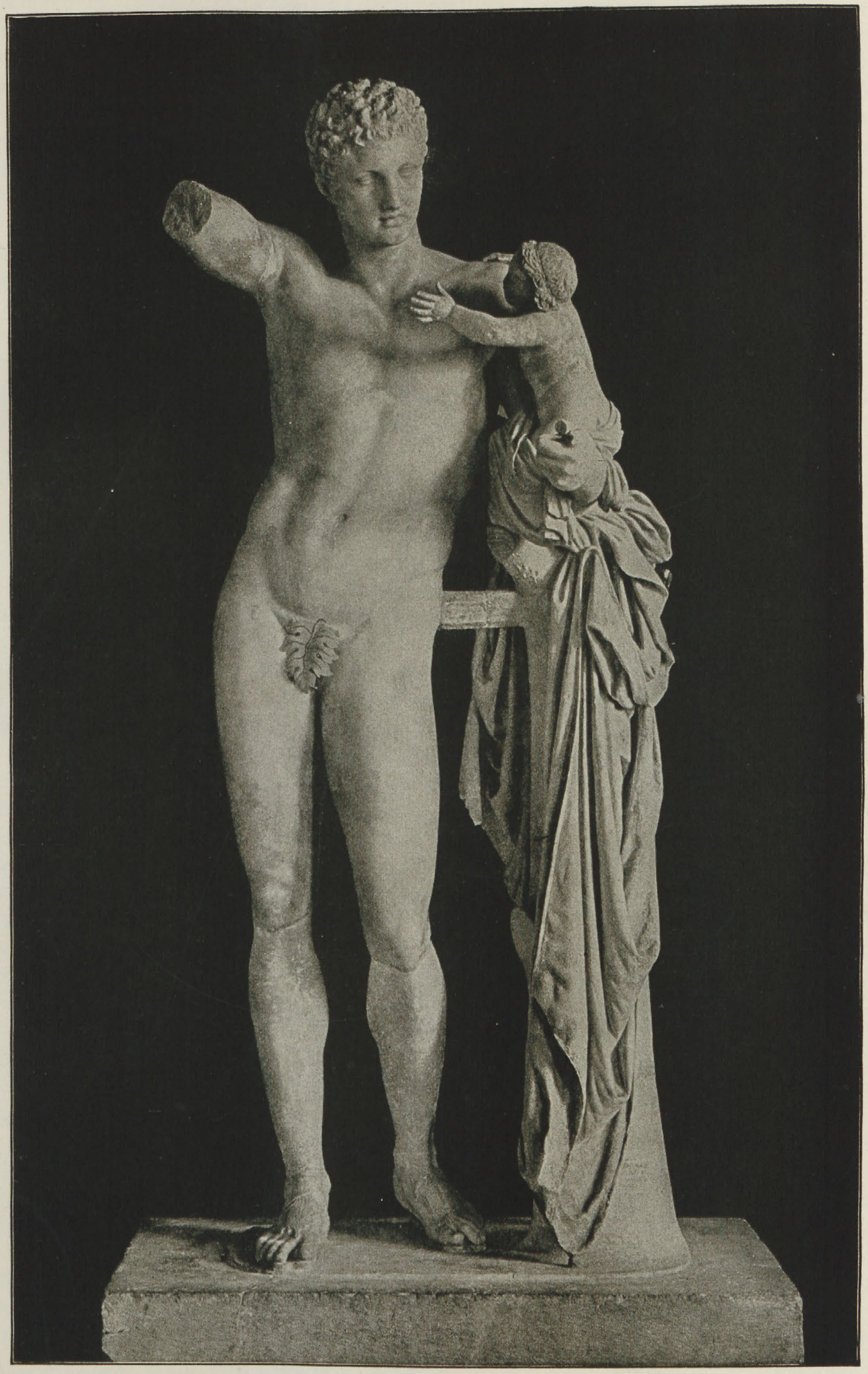
Votivrelief an die eleuſiniſchen Gottheiten. Original im Muſeum zu Athen.
Nach Brunn, Denkmäler griechiſcher und römiſcher Kultur. Verlag F. Bruckmann, Akt.-Geſ.

Es iſt dieſe Stimmung, der der greiſe Euripides in den Bakchen Ausdruck gibt, einem der letzten Stücke, das er geſchrieben hat. Er entſagt hier der Weltanſchauung, unter deren Vorkämpfern er ſein Leben lang in erſter Reihe geſtanden hatte und predigt die Rückkehr zu dem frommen Glauben der Väter. Das war nun freilich genau ſo unmöglich, wie eine Rückkehr zu der Verfaſſung der Ritterzeit, wie ſie die politiſche Reaktion anſtrebte. Die Sophiſtik hatte zu gründliche Arbeit getan. Wie es mit dem Glauben in den Kreiſen der Gebildeten ausſah, zeigen Vorkommniſſe wie der Hermen- und Myſterienfrevel; und daß auch die Maſſen im Grunde nicht viel anders dachten, ſehen wir an der Säkulariſation der Tempelſchätze, die damals faſt überall in der griechiſchen Welt durchgeführt wurde. Ein Jahrhundert früher wäre ſo etwas unmöglich geweſen. Aber freilich, das religiöſe Bedürfnis blieb, und je weniger Befriedigung es in der Staatsreligion fand, deſto mehr kamen andere Kulte in Aufnahme. Die griechiſche Welt füllte ſich mit orphiſchen Bettelprieſtern und Wahrſagern, die jedem, der an ſie glaubte, die ewige Seligkeit verſprachen, die aber, die verſtockt blieben, mit der ewigen Verdammnis bedrohten. Eleuſis ſah jetzt ſeine Glanzzeit; zu den Myſterien, die hier gefeiert wurden, ſtrömten Gläubige aus ganz Hellas zuſammen. Kein geringeres Anſehen erlangten die Myſterien zu Ehren der „großen Götter“ (Kabiren), die auf der Felſeninſel Samothrake gefeiert wurden. Auch Kulte fremder Götter fanden immer mehr in Griechenland Eingang: des ägyptiſchen Ammon, der phrygiſchen Göttermutter Kybele und des ebenfalls phrygiſchen Sabazios, der thrakiſchen Göttinnen Kotyto und Bendis, des kypriſchen Adonis. Alle Augenblicke durchzogen Prozeſſionen zu Ehren dieſer Götter unter ohrenzerreißendem Lärm die Straßen Athens; am Adonisfeſt hallte die Stadt wieder von den Klagen der Weiber um den Gott, der in der Blüte der Jugend dem Tode verfallen war. Großen Zulauf fanden auch die nächtlichen Weihen, die mit den phrygiſchen und thrakiſchen Kulten verbunden waren, namentlich auch bei den Frauen; die ſchamloſeſte Unſittlichkeit fand hier unter dem Deckmantel der Religion eine Stätte. Hin und wieder ſchritten wohl die Behörden ein; aber man konnte den zahlreichen in Athen anſäſſigen Fremden die freie Religionsübung nicht wohl beſchränken, und auch unter der Bürgerſchaft hatten dieſe Kulte ſchon zu tiefe Wurzel geſchlagen, als daß eine Abhilfe möglich geweſen wäre. Schließlich kam man dahin, manche davon in die Staatsreligion aufzunehmen, was wenigſtens eine Kontrolle ermöglichte.

Die Gebildeten wandten ſich natürlich mit Ekel von dem allen ab; aber mochten auch ſehr viele von ihnen religiös indifferent ſein, ſo fühlten doch zahlreiche andere das Bedürfnis nach einer Weltanſchauung, die das Wiſſen mit dem Glauben verſöhnt. In dieſem Sinne war ſeit dem Anfang des peloponneſiſchen Krieges in Athen Sokrates (ca. 470—399) tätig. Er war eine tiefreligiöſe Natur; ſchon als Knabe glaubte er Inſpirationen zu haben, und dieſe göttliche Stimme („Dämonion“) hat ihn durch ſein ganzes Leben begleitet. Wenn der Geiſt über ihn kam, konnte er wohl ſtundenlang regungslos ſtehen bleiben, in innerer Verzückung der Außenwelt völlig entrückt. Dieſer Stimme folgend, gab er das Steinmetzenhandwerk auf, das er von ſeinem Vater erlernt hatte, um ſich ganz der Belehrung und Beſſerung ſeiner Mitmenſchen widmen zu können. Freilich nicht als Profeſſor, oder wie man damals ſagte, Sophiſt; dazu hätte weder ſeine dürftige Bildung ausgereicht, noch hätte es ſeiner Neigung entſprochen. Vielmehr war er den lieben langen Tag auf dem Markte und auf der Gaſſe zu finden, wo er mit jedem, der wollte — und müßige Leute gab es in der Großſtadt genug — oder auch der nicht wollte, Geſpräche anknüpfte, über beliebige Themen, wie ſie gerade die Gelegenheit bot. Dank ſeiner großen dialektiſchen Begabung und der beſtändigen Übung war es ihm ein Leichtes, jeden, der ſich in eine Diskuſſion mit ihm einließ, in ſeinen Schlingen zu fangen; ſelbſt Sophiſten von Ruf hatten einen ſchweren Stand gegen ihn. So wurde er bald eine ſtadtbekannte Figur. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß ſich zahlreiche Jünglinge um ihn drängten, zum Teil aus den beſten Kreiſen; auch ſonſt wurde er ein geſuchter Geſellſchafter, der in gebildeten Häuſern überall Zutritt hatte. Honorar für ſeinen Unterricht hat er niemals beanſprucht, und konnte es auch nicht, da er keinen regelmäßigen Kurſus abhielt. Seine große Bedürfnisloſigkeit ſetzte ihn in den Stand, von den Zinſen ſeines kleinen Vermögens zu leben.

Für das Verſtändnis naturwiſſenſchaftlicher Probleme fehlte ihm die nötige Vorbildung; er war wie alle Frommen im Lande der Meinung, daß es gottlos ſei, ſich überhaupt mit ſolchen Dingen zu beſchäftigen. Auch ſei es ganz überflüſſig, denn die wahre Erkenntnis ſei doch nicht zu gewinnen und ſelbſt wenn ſie zu gewinnen wäre, würde ſie uns doch zu nichts nützen. An Naturſinn fehlte es ihm ganz; die Bäume können mich nichts lehren, pflegte er zu ſagen. Überhaupt huldigte er einem platten Utilitarismus. Wir ſollen das Gute tun, weil es das für uns Nützliche iſt. Niemand wird ſich ſelbſt mit Abſicht Schaden zufügen; es genügt alſo, die Menſchen über ihr wahres Intereſſe zu belehren, damit ſie dieſem Intereſſe gemäß, d. h. tugendhaft, handeln. Denn die Tugend iſt weiter nichts als die Erkenntnis des wahrhaft Nützlichen, alſo des Guten. Darum iſt ſie lehrbar. Daß in der Menſchenbruſt neben dem kühlen Verſtande auch Leidenſchaften wohnen, kümmerte Sokrates nicht; wie er ſich ſelbſt vollſtändig in der Gewalt hatte, forderte er es auch von den anderen.

Es galt nun aber zu beſtimmen, was denn das für uns Nützliche ſei; und darin ſah Sokrates ſeine wichtigſte Aufgabe. Er glaubte ſie löſen zu können, indem er unterſuchte,



Der Hermes des Praxiteles
Original im Muſeum zu Olympia
Verlag der F. Bruckmann Akt.-Geſ.

Stadt-
bücherei
Elbing

„was jedes Ding eigentlich wäre", und zwar meinte er, daß es dafür genüge, jeden Begriff, der in der Sprache gegeben war, durch eine Definition zu beſtimmen. Daß damit kein Wiſſen zu gewinnen iſt, ſondern höchſtens eine wiſſenſchaftliche Terminologie, ſah er nicht ein, und ſo lief die Sache auf ein Spiel mit Worten heraus. Das iſt es, was uns heute die ganze Sokratik ſo ungenießbar macht. Natürlich fand er, was er bewußt oder unbewußt ſuchte, die Beſtätigung der geltenden Volksmoral; darüber hinaus iſt er kaum fortgeſchritten. Dieſe Moral alſo entſpricht der göttlichen Weltordnung; und ſo ſagt Sokrates weiter, daß wir tugendhaft handeln ſollen, nicht nur weil es uns nützlich, ſondern weil es gottgefällig iſt. Hier liegt der eigentliche Kern der ſokratiſchen Lehre. Natürlich muß, wie alles andere, auch die Exiſtenz der Gottheit bewieſen werden; Sokrates findet den Beweis, Anaxagoras folgend, in der zweckmäßigen Ordnung der Welt, die nur das Werk eines intelligenten Urhebers ſein könne; außerdem berief er ſich auf den consensus gentium. Sonſt hat er für theologiſche Fragen kein Intereſſe gehabt und ſich den Formen der geltenden Religion durchaus angeſchloſſen; auch über die Dinge nach dem Tode hat er keine Spekulationen angeſtellt, da man davon doch nichts wiſſen könne.

Ein ſolcher Mann mußte ſich viele Gegner machen; ſo mancher konnte es ihm nicht vergeſſen, daß er ihn in der Diskuſſion auf den Sand geſetzt hatte. Auch hat er nie aus ſeiner Geringſchätzung der beſtehenden Verfaſſung und der meiſten leitenden Männer ein Hehl gemacht. Es hat denn auch an Angriffen auf ihn nicht gefehlt; ſo hat Ariſtophanes eine eigene Komödie (die Wolken, aufgeführt 423) gegen ihn geſchrieben, in der er geradezu ein Ketzergericht fordert. Trotzdem hat Sokrates bis an ſein ſiebzigſtes Jahr unangefochten in Athen leben dürfen. Erſt die nach dem Sturze der Dreißig wiederhergeſtellte Demokratie iſt gegen ihn vorgegangen; er wurde angeklagt, die Staatsgötter zu leugnen, und die Jugend durch ſeinen Unterricht zu verderben. Unter den Anklägern war der angeſehendſte Anytos, ein reicher Gerbermeiſter, der gegen Ende des peloponneſiſchen Krieges zur Strategie gelangt war, dann an Thraſybulos' Seite die demokratiſchen Verbannten nach Phyle und dem Peiräeus geführt hatte und ſeitdem einer der leitenden Staatsmänner war; ein perſönlich achtungswerter Charakter, war er offenbar aufrichtig überzeugt von der Staatsgefährlichkeit der ſokratiſchen Lehre, für die ihm bei ſeinem Mangel an höherer Bildung jedes Verſtändnis fehlte. Die Geſchworenen verſtanden natürlich in ihrer großen Mehrzahl noch weniger davon; trotzdem erfolgte die Verurteilung nur mit einer unbedeutenden Stimmenmehrheit, und allein das ſtolze Verhalten des Angeklagten trug die Schuld, daß auf den Tod erkannt wurde. Wahrſcheinlich hatte Anytos das auch gar nicht beabſichtigt; wenigſtens ließ man Sokrates im Gefängnis ſo nachläſſig bewachen, daß es ihm ein leichtes geweſen wäre, zu entkommen. Doch davon wollte er nichts wiſſen, und ſo wurde denn das Urteil vollzogen (Frühjahr 399).

Der Prozeß bewirkte das Gegenteil von dem, was ſeine Urheber gewollt hatten. Erſt der Märtyrertod des Meiſters gab ſeiner Lehre die rechte Weihe; ſeine Schüler blickten fortan zu ihm empor wie zu einem Heiligen, und ſie haben, jeder nach ſeiner Weiſe, ſein Werk weiter geführt. So wurde die Sokratik im Laufe der nächſten Jahrzehnte zu einer treibenden Macht im Geiſtesleben der Nation. Und während Sokrates ſich auf die mündliche Lehre beſchränkt und nichts Schriftliches hinterlaſſen, alſo nur im engen Kreiſe gewirkt hatte, wandten ſich die Schüler an die breite Öffentlichkeit. Sie bezweckten dabei zunächſt nichts anderes, als die von Sokrates gehaltenen Geſpräche dem großen Publikum zugänglich zu machen, möglichſt in der Form, in der ſie gehalten waren, da ja gerade darauf zum großen Teil ihre eigentümliche Wirkung beruhte. So wurde der Dialog zur Kunſtform der ſokratiſchen Literatur. Sokrates ſelbſt ſteht dabei immer als Leiter des Geſprächs im Mittelpunkt. Solche Dialoge veröffentlichten die Athener Äſchines und Xenophon, der Eleier Phädon und andere, im engen Anſchluß an die Lehre des Meiſters, wenn ſie auch natürlich mit oder ohne Abſicht, ſo manches Eigene hinzutaten. Derſelben Form bedienten ſich dann auch diejenigen unter Sokrates' Schülern, die es unternahmen, deſſen Lehre ſelbſtändig fortzubilden; auch hier bleibt Sokrates die Hauptfigur, aber was er auseinander ſetzt, iſt nicht mehr ſeine eigene Lehre, ſondern die Lehre des Schülers. Viele dieſer Dialoge, namentlich die Platons, ſind ſtiliſtiſche Kunſtwerke erſten Ranges, aber alle Kunſt kann uns doch nicht darüber hinwegtäuſchen, daß ein fingiertes Geſpräch eben kein wirkliches iſt; auf die Länge wird das ewige Fragen und Antworten unerträglich. Platon ſelbſt muß das gefühlt haben, wenigſtens hat er in ſeinen letzten Schriften die Dialogform nur noch als äußerliche Einkleidung beibehalten und gibt in der Hauptſache einen zuſammenhängeuden Lehrvortrag.

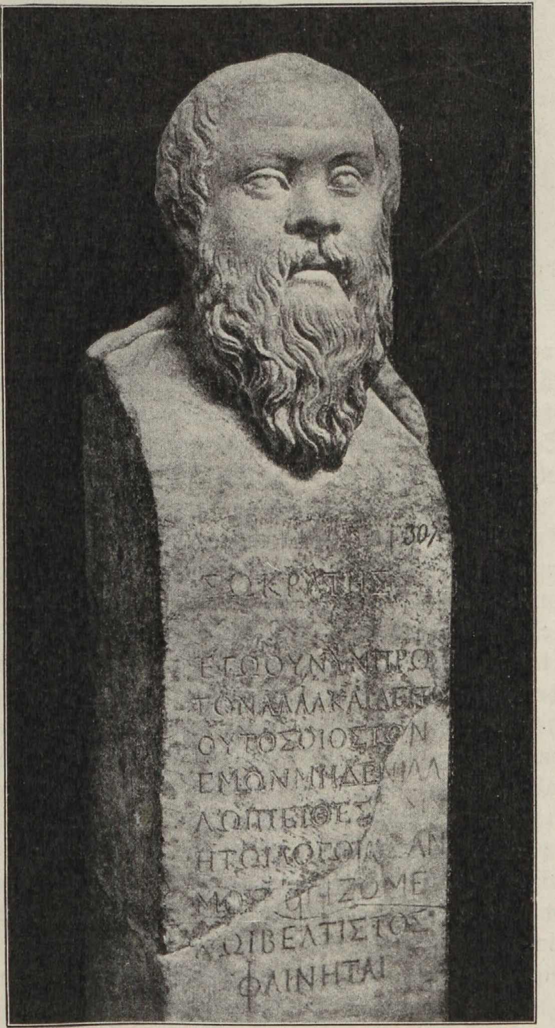
Sokrates hatte nie daran gedacht, ſeine Lehre in ein Syſtem zu bringen; das taten erſt ſeine Schüler. Unter denen, die ſich an dieſer Aufgabe verſuchten, hat der Athener Antiſthenes ſich am nächſten an den Meiſter angeſchloſſen. Er war von Haus aus Rhetor, Schüler des Gorgias, und hatte erſt im reiferen Mannesalter ſich Sokrates zugeſellt. Die Bedürfnisloſigkeit, die dieſer gezeigt hatte, erhob er zum leitenden Lebensprinzip. Alle äußeren Dinge ſind gleichgültig; je mehr wir uns davon unabhängig machen, deſto freier und alſo glücklicher werden wir ſein. Das wenige, was wir wirklich zum Leben brauchen, iſt leicht zu beſchaffen: ein Stück Brot und ein Mantel, er mag ſo ſchäbig ſein wie er will. Die Tiere und die Wilden leben ja auch nicht anders und ſind doch geſünder als wir Kulturmenſchen. Ebenſo nichtig ſind alle ſozialen Unterſchiede; alle Menſchen ſind Brüder, der Sklave iſt genau ſo viel wert, als der freie, wenn er nur die richtige Einſicht, d. h. die Tugend, beſitzt. Als ethiſches Vorbild ſtellte er Herakles hin, die Volksreligion aber verwarf er als unſittlich und hatte, ungeſchreckt durch das Schickſal des Meiſters, den Mut, das offen auszuſprechen. „Wenn ich die Aphrodite finden könnte, ich würde ſie totſchießen“, hat er einmal geſagt. Von der Autorität Homers freilich hat er ſich nicht zu emanzipieren vermocht; er hat ſich demgemäß zu zeigen bemüht, daß die Hauptſätze ſeiner Lehre ſchon dort zu finden wären, was natürlich nur durch die kühnſten allegoriſchen Umdeutungen möglich war. Antiſthenes hat dieſe Anſchauungen in Wort und Schrift vertreten, hauptſächlich aber durch ſein Beiſpiel für ihre Verbreitung gewirkt; bei der Strenge ſeiner Anforderungen hat er freilich nur eine kleine Gemeinde um ſich zu ſammeln vermocht. Nach dem Gymnaſion im Kynoſarges, einer Vorſtadt Athens, in dem er lehrte, nannte man ſeine Anhänger ſpäter Kyniker, ein Name, der inſofern ganz paſſend war, als ſie wirklich kaum beſſer lebten als die Hunde. Unter Antiſthenes' Schülern hat Diogenes aus Sinope (geſt. 323) den Meiſter an Bedürfnisloſigkeit wie an Rigorismus noch übertroffen, und damit auf viele einen dämoniſchen Zauber geübt; andere freilich nannten ihn einen „Sokrates aus dem Tollhauſe“. Jedenfalls iſt er einer der berühmteſten Männer aller Zeiten geworden.

Den gerade entgegengeſetzten Weg ging Ariſtippos aus Kyrene. Auch er war bereits ein fertiger Mann, Sophiſt und Rhetor, als er zu Sokrates kam, und er iſt von deſſen Lehre nur oberflächlich berührt worden. Er war ein Lebenskünſtler, dem die Luſt als das höchſte Gut galt; nur ſollen wir dabei nicht unſeren Leidenſchaften folgen, ſondern mit Einſicht genießen; der Weiſe ſoll vor allem ſich ſelbſt in der Gewalt haben. Religiöſen Fragen ſtand er gleichgültig gegenüber, und auch um die Ausbreitung ſeiner Lehre hat er ſich wenig bemüht; Schüler hat er außer ſeiner Tochter kaum hinterlaſſen. Doch hat ſein Syſtem ſpäter manchen Anhänger gefunden und namentlich auf Epikur großen Einfluß geübt.

Doch Sokrates' bei weitem größter Schüler iſt Platon (427—347). Einer angeſehenen atheniſchen Familie angehörig, mit Kritias eng verwandt, teilte er in vollem Maße die Abneigung ſeines Lehrers gegen die herrſchende Demokratie ſo ſehr, daß er ſich aller Beteiligung am praktiſchen Staatsleben enthalten hat. Dafür hat er, wie ſo mancher ſeiner Zeitgenoſſen, eine Muſterverfaſſung entworfen, die an Radikalismus nichts zu wünſchen läßt, im Grunde aber doch nichts anderes iſt, als die idealiſierte ſpartaniſche Staatsordnung. Die Hoffnung, dieſe Pläne verwirklichen zu können, hat ihn nach Syrakus an den Hof des Dionyſios geführt. Als er ſich endlich von der Undurchführbarkeit ſeines politiſchen Ideals überzeugte, hat er im hohen Alter noch einen zweiten Verfaſſungsentwurf ausgearbeitet, in dem er den beſtehenden Verhältniſſen größere Rechnung trägt, der aber natürlich ebenfalls ein toter Buchſtabe geblieben iſt.

Um ſo größeren Einfluß hat Plato auf die Entwicklung des griechiſchen Denkens geübt. Schon ſeine ſoziale Stellung gab ihm einen weiteren Geſichtskreis, als ſein Meiſter gehabt hatte, und bewahrte ihn vor deſſen etwas banauſiſcher Einſeitigkeit. Zwar die Geringſchätzung der Naturwiſſenſchaft und aller darauf gegründeten Syſteme teilte er in vollem Maße; aber er verzichtete deswegen keineswegs auf die Erkenntnis des Weltzuſammenhangs. Er geht dabei aus von Sokrates' Bemühungen zur Beſtimmung der Begriffe; dieſe Abſtraktionen verdichten ſich bei ihm zu ſelbſtändigen Weſenheiten, zu „Ideen", wie er ſie nannte. Es gibt deren ſo viele, wie es Gattungsbegriffe gibt: eine Idee des Pferdes, des Schmutzes, der Kleinheit, der Schlechtigkeit; die höchſte iſt die Idee des Guten, die der Gottheit gleichgeſetzt wird. Die Sinnenwelt entſteht dadurch, daß der „Weltbildner" die Ideen in der Materie nachformt.

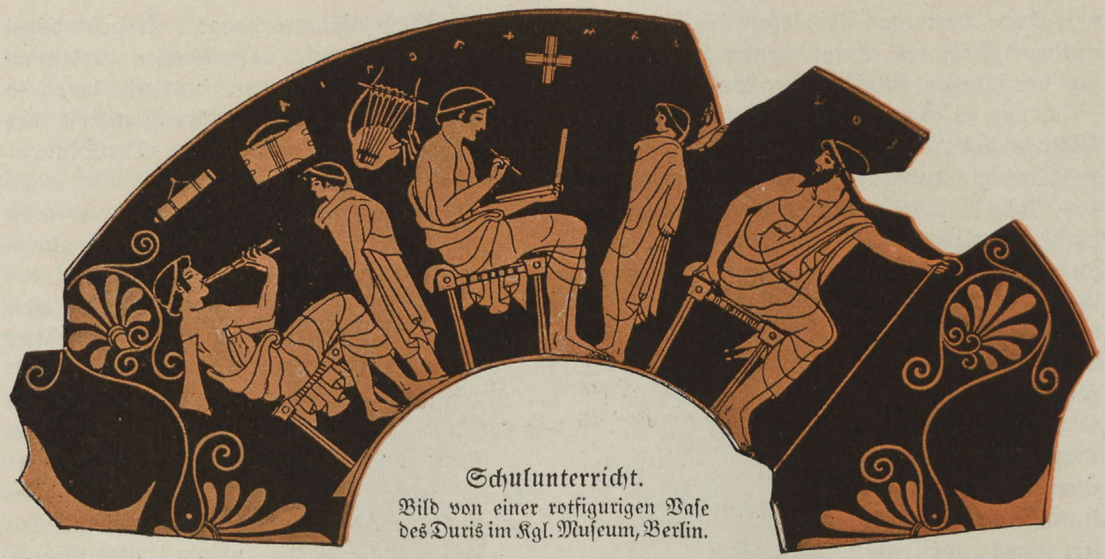
Auch hinſichtlich der letzten Dinge hat Platon ſich bei dem ſokratiſchen Agnoſtizismus nicht beruhigen wollen. Er ſchloß ſich vielmehr den orphiſch-pythagoreiſchen Lehren von der Seelenwanderung an. Dadurch erhielt natürlich ſeine Ethik einen anderen Charakter als die ſokratiſche. Auch Platon glaubt, daß nur das Wiſſen zur Tugend und nur die Tugend zur Glückſeligkeit führen kann; aber während Sokrates nur an dieſes Leben gedacht hatte, läuft bei Platon alles auf eine Vorbereitung für das Jenſeits hinaus. So iſt der religiöſe Kern der ſokratiſchen Lehre hier zu voller Entfaltung gekommen und eine Bahn eingeſchlagen, die im Laufe der Jahrhunderte zum Chriſtentum geführt hat.


Herme des Sokrates im Muſeum zu Neapel.
Nach Bernoulli, Griech. Ikonographie F. Bruckmann, A.-G.

Zur Stätte ſeiner Wirkſamkeit erſah ſich Platon zuerſt das Gymnaſion in der Akademie vor den Toren Athens. Dorthin ſtrömten bald zahlreiche Jünglinge aus allen Teilen der griechiſchen Welt, von denen viele ſpäter eine führende Stellung im Geiſtesleben der Nation eingenommen haben. Hier wurde, außer den philoſophiſchen Disziplinen, als Propädeutik auch Mathematik gelehrt. Später erwarb dann Platon in der Nähe des Gymnaſions einen Garten, der ſeitdem durch Jahrhunderte der Sitz ſeiner Schule geblieben iſt; er wurde damit der Gründer der erſten Univerſität.

Daneben entfaltete Platon eine ſehr lebhafte literariſche Tätigkeit. Keiner ſeiner Vorgänger und Zeitgenoſſen hat ſo viel geſchrieben, Demokrit allein ausgenommen. Meiſt ſind es kurze Streitſchriften, in denen die Lehren der „Sophiſten" wie der anderen ſokratiſchen Schulen in ſchärfſter Weiſe bekämpft wurden. Größere Werke hat er nur über den Gegenſtand verfaßt, der ihm am meiſten am Herzen lag und für den er doch am wenigſten Beruf hatte, die Reform des Staates und der Geſellſchaft.

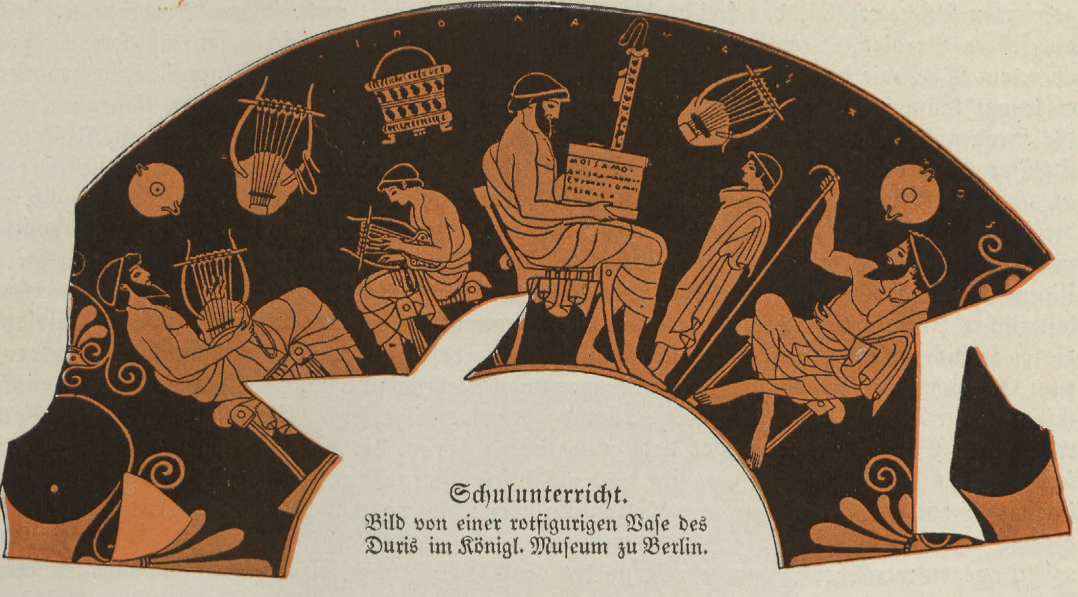
So unermeßlichen Einfluß aber Platons Lehre auch auf die ſpätere Entwicklung des menſchlichen Denkens geübt hat, ſie war zu weltfremd, als daß ſie auf die Zeitgenoſſen eine tiefere Wirkung hätte hervorbringen können. Das Geiſtesleben des 4. Jahrhunderts ſteht überhaupt nicht unter dem Zeichen der Sokratik, ſondern der Sophiſtik; ſchon darum, weil dieſe in erſter Linie praktiſche Ziele verfolgte. Protagoras allerdings iſt noch während des peloponneſiſchen Krieges geſtorben; dagegen haben Prodikos, Hippias, Thraſymachos, Gorgias das Ende des



Schulunterricht.
Bild von einer rotfigurigen Vaſe
des Duris im Kgl. Muſeum, Berlin.

Krieges um einige Jahrzehnte überlebt, und ſie ſind bis an den Tod die gefeiertſten geiſtigen Größen in Hellas geblieben. An Thraſymachos ſchloß ſich der Athener Polykrates an, der in der Art ſeines Lehrers Reden als Muſterſtücke veröffentlichte; unter anderem hat er eine Anklage gegen Sokrates geſchrieben zur Rechtfertigung von deſſen Verurteilung, die dann natürlich eine lebhafte Polemik von der Gegenſeite hervorrief. Doch der Schlichtheit der Diktion, wie ſie in Thraſymachos' Schule gepflegt wurde, war der Zeitgeſchmack nicht geneigt, und ſo erlangte Gorgias' Richtung die Oberhand. Von deſſen zahlreichen Schülern iſt der Athener Iſokrates (436—338) zum größten Ruhme gelangt: er galt der Mitwelt wie der Nachwelt als der eigentliche Klaſſiker der Beredſamkeit, und er hat auf die Entwicklung der griechiſchen Proſa, und damit der Proſa aller Kulturvölker entſcheidenden Einfluß geübt. Er hat das dadurch erreicht, daß er das Weſen des gorgianiſchen Stils, die kunſtvolle Periode beibehielt, aber den überladenen Schmuck abwarf, in dem Gorgias ſich gefallen hatte. Kraft der Leidenſchaft dürfen wir freilich bei ihm nicht ſuchen; ſeine Reden, die übrigens zum großen Teil gar nicht für den mündlichen Vortrag beſtimmt waren, ſind ſorgfältig ausgearbeitete Kabinettſtücke. Sie laſſen uns eben deswegen kalt, fanden aber bei den Zeitgenoſſen unbegrenzte Bewunderung. Von nah und fern ſtrömten die Schüler ihm zu, zum größten Teil aus den höchſten Geſellſchaftskreiſen; und ſeine Erfolge als Lehrer waren nicht geringer wie ſeine Erfolge als Schriftſteller. Wenn er auch zunächſt ſeinen Schülern nur eine formale Bildung gab, ſo war er doch daneben bemüht, ſie auch zu tüchtigen Charakteren heranzuziehen. Am Ende ſeiner langen Laufbahn konnte er ſich rühmen, daß eine große Reihe der erſten Männer der Nation ihm ihre Bildung verdankten. So hat er auf ſeine Zeit einen viel tieferen Einfluß geübt als Platon, was dieſer bitter genug empfunden hat. Das liegt nicht nur daran, daß Iſokrates eine praktiſch verwertbare Kunſt lehrte, ſondern vor allem, daß er ſich den offenen Blick für das wirkliche Leben und die Bedürfniſſe des Tages gewahrt hatte, während Platon ſich eine ideale Welt baute. So hat der eine für die Gegenwart gelebt, der andere für die ferne Zukunft.

Neben der Lehrtätigkeit bot die Advokatur den Sophiſten ein ſehr lohnendes Feld der Betätigung. Viele haben ſich auf beiden Gebieten verſucht; im allgemeinen aber wird ein tüchtiger Theoretiker einen ſchlechten Rechtsanwalt abgeben, und umgekehrt. So trat hier bald eine Spezialiſierung ein. Schon früh haben die Advokaten ihre Plaidoyers als Muſterſtücke veröffentlicht oder veröffentlichen laſſen. So Antiphon, derſelbe, der in Athen die Oligarchie der Vierhundert begründet hat, nach Thukydides' Urteil der größte Advokat ſeiner Zeit, aber noch befangen in dem rhetoriſchen Schwulſte, der für die Anfänge der Sophiſtik charakteriſtiſch iſt und dem auch Thukydides ſich nicht hat entziehen können. Dann, nach der Wiederherſtellung



Schulunterricht.
Bild von einer rotfigurigen Vaſe des Duris im Königl. Muſeum zu Berlin.

der Demokratie Lyſias, ein Anhänger der Richtung des Thraſymachos, der im bewußten Verzicht auf allen rhetoriſchen Prunk mit den einfachſten ſtiliſtiſchen Mitteln die größten Wirkungen zu erreichen verſtand, freilich auch ein gewiſſenloſer Rabuliſt, dem kein Mittel zu ſchlecht war, wenn es nur der Sache ſeiner Klienten dienen konnte. Auch Iſokrates hat als Advokat ſeine Karriere begonnen, aber bald erkannt, daß er für dieſen Beruf nicht geſchaffen war. Im Laufe des nächſten halben Jahrhunderts hat Athen dann eine lange Reihe von Advokaten erſten Ranges hervorgebracht, deren Reden ſpäter mit Recht als klaſſiſche Werke gegolten haben. Den erſten Platz unter dieſen Männern nehmen Demoſthenes (384—322) und Hypereides (ca. 380—322) ein; beide gehörten auch zu den hervorragendſten Parlamentariern ihrer Zeit, und ſie verdanken ihren literariſchen Ruhm noch mehr ihren Volksreden, als ihrer forenſiſchen Beredſamkeit. Während Demoſthenes hauptſächlich durch die Gewalt ſeiner Leidenſchaft wirkt, bewundern wir bei Hypereides die einfache Natürlichkeit und durchſichtige Klarheit des Stils. Neben beiden ſteht völlig ebenbürtig Äſchines (ca. 390—320), der als Verwaltungsbeamter emporgekommen war und am politiſchen Leben lebhaften Anteil genommen hat, ohne ſich aber zum Advokaten herzugeben; auch hat er überhaupt nur drei ſeiner Reden veröffentlicht, und auch die nur, weil ſie in eigener Sache gehalten waren, zu ſeiner Rechtfertigung vor der öffentlichen Meinung. Sie ſind, durch ihre echt attiſche Anmut und Feinheit, wohl das Vollendetſte, was von der griechiſchen Beredſamkeit auf uns gekommen iſt. Allzu ſtrenge moraliſche Anforderungen dürfen wir freilich an dieſe Männer nicht ſtellen; ſie waren eben Advokaten und Politiker und haben als ſolche nie Bedenken getragen, „die ſchlechte Sache zur beſſeren zu machen“, wenn es für ihre Zwecke nützlich war. Ob das, was ſie ſagten, wahr war oder nicht, war ihnen vollſtändig gleichgültig.

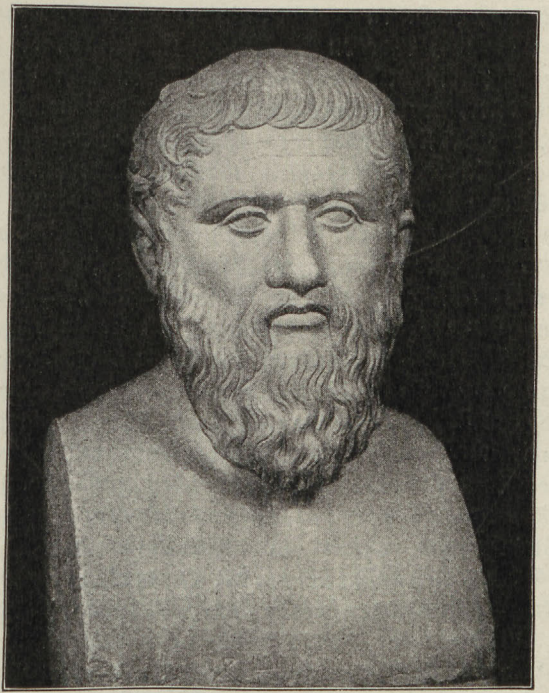
Noch ein anderes Gebiet wurde jetzt zur Domäne der Sophiſten: die Geſchichtſchreibung. Damit hatte Thukydides den Anfang gemacht: freilich war er nicht Sophiſt von Beruf, ſondern ein großer Herr, Militär und praktiſcher Staatsmann, und ſo hat er ein Werk ſchaffen können, das im Altertum vielleicht nie erreicht, jedenfalls nicht übertroffen worden iſt. Sein nicht unwürdiger Nachfolger war Philiſtos aus Syrakus, der Freund und Miniſter der beiden Dionyſe; er hat die Geſchichte ſeiner Heimatinſel geſchrieben und darin natürlich die Geſchichte ſeiner eigenen Zeit, an der er ſo hervorragenden Anteil genommen, mit beſonderer Liebe behandelt. Einen Fortſetzer fand Thukydides’ unvollendetes Werk an dem Sokratiker Xenophon, der durch ſeine militäriſche Laufbahn auf die Beſchäftigung mit der Geſchichte gewieſen wurde, ein Gebiet, das Sokrates’ übrigen Schülern ganz fern lag. Er hat den Rückzug der zehntauſend Griechen aus dem Innern des Perſerreiches in einem viel gefeierten Buche erzählt, das freilich die Perſon des Verfaſſers mehr in den Vordergrund ſtellt, als ſeinen Verdienſten entſpricht, ſo anerkennenswert dieſe auch ſein mochten. Der Aufgabe aber, ein Werk wie das des Thukydides zu vollenden, war Xenophon in keiner Weiſe gewachſen; er bringt kaum mehr als eine Sammlung von Materialien, wie ſie der Zufall ihm gerade an die Hand gab. Sehr Bedeutendes leiſteten dann, in Philipps und Alexanders Zeit, Iſokrates' Schüler Ephoros aus Kyme in der Äolis, und Theopompos aus Chios. Ephoros unternahm es, auf Grund umfaſſender Forſchungen eine Univerſalgeſchichte zu ſchreiben, eine Aufgabe, an die ſich noch niemand gewagt hatte. Dabei ließ er die mythiſchen Zeiten als unhiſtoriſch beiſeite und begann ſeine Erzählung, ſoweit Griechenland in Betracht kam, mit der „Rückkehr der Herakliden“ in den Peloponnes, während ſelbſt ein Thukydides den troiſchen Krieg noch als ein völlig hiſtoriſches Faktum betrachtet hatte. Auch ſonſt entwickelte er ganz richtige kritiſche Grundſätze, die er freilich, wie das zu gehen pflegt, nicht immer befolgt hat. Das weſentlichſte Erfordernis zum Geſchichtſchreiber aber fehlte ihm; er war nur Gelehrter und ſtand politiſchen und namentlich militäriſchen Dingen ganz fern. Doch hat das dem Erfolge ſeines Werkes bei Mit- und Nachwelt keinen Eintrag getan; war es doch etwas völlig Neues, das hier geboten wurde, eine Enzyklopädie des hiſtoriſchen Wiſſens im vollen Glanze iſokratiſcher Diktion; die ältere griechiſche Geſchichte hat im Bewußtſein der Nation im weſentlichen ſo weiter gelebt, wie Ephoros ſie erzählt hatte.

Dagegen war Theopompos ein Mann des praktiſchen Lebens, ein Redner von panhelleniſchem Ruhm und einer der leitenden Politiker ſeiner Vaterſtadt, der zu allen bedeutenden Männern ſeiner Zeit Beziehungen hatte. So ging er daran, die Geſchichte dieſer Zeit darzuſtellen. Den leitenden Faden dafür bildeten, wie natürlich, die Taten Philipps von Makedonien, die eine neue Geſchichtsperiode heraufgeführt hatten; berückſichtigt aber wurden nicht bloß die militäriſchen Ereigniſſe und diplomatiſchen Verhandlungen, wie das noch Thukydides getan hatte, ſondern ebenſo auch die innere Geſchichte der Staaten. Bei dem leidenſchaftlichen Charakter des Verfaſſers war das Werk freilich von ſtrenger Objektivität weit entfernt; es war voll maßloſer Invektiven, muß aber eben darum eine ſehr feſſelnde Lektüre gebildet haben, wie es denn ſtets als eines der erſten Meiſterwerke der griechiſchen Hiſtoriographie gegolten hat.

Erkenntnistheorie und Ethik wurden in der Rhetorenſchule, wenn überhaupt, nur als Nebenfächer gepflegt, und mit Naturwiſſenſchaft und Mathematik hatten ſich ſchon die Begründer der Sophiſtik nicht abgegeben. Die Schule Demokrits, dem die Naturwiſſenſchaft ſo Großes verdankt, verſank nach dem Tode des Meiſters immer mehr in unfruchtbare Skepſis. Dagegen fanden Mathematik und Aſtronomie nach wie vor eifrige Pflege in der pythagoreiſchen Schule. Ihre Lehre von der Kugelgeſtalt der Erde fand jetzt in der Wiſſenſchaft allgemeine Annahme, womit die Grundlage zu einer wiſſenſchaftlichen Geographie gegeben war, deren Ausbildung denn auch ſogleich durch Archytas aus Tarent und Eudoxos aus Knidos, die beiden größten Mathematiker dieſer Zeit, in Angriff genommen wurde. Der Pythagoreer Ekphantos aus Syrakus ging ſogar ſo weit, die Achſendrehung der Erde zu lehren. Herakleides aus dem pontiſchen Herakleia, ein Schüler Platons, iſt ihm darin gefolgt und noch über ihn hinausgegangen mit der Annahme, daß die beiden inneren Planeten Merkur und Venus ſich um die Sonne bewegen; er ſtand alſo bereits dicht vor der Erkenntnis des heliozentriſchen Syſtems. Sonſt aber fanden dieſe Lehren faſt allgemeine Ablehnung; ſelbſt ein Mann wie Eudoxos hat ſich dagegen verſchloſſen und, um die Bewegungen der Planeten zu erklären, lieber zu der Theorie ſeine Zuflucht genommen, die Himmelskörper kreiſten auf 27 konzentriſchen Sphären um die unbeweglich im Mittelpunkte der Welt ruhende Erde; jede dieſer Sphären habe außer der allen gemeinſamen täglichen Rotation um die Erde noch eine Eigenbewegung. Es zeigte ſich freilich ſehr bald, daß die 27 Sphären noch nicht genügten; die Zahl wurde alſo allmählich auf 56 gebracht, bis endlich um 200 v. Chr. Apollonios aus Perge dies ganze künſtliche Syſtem der in Hohlkugeln eingeſchachtelten Welt in Stücke ſchlug und ſeine Lehre von den Epizykeln (das ſogenannte „ptolemäiſche Weltſyſtem“) an die Stelle ſetzte.

Die biologiſchen Wiſſenſchaften wurden, wie natürlich, hauptſächlich in den Kreiſen der Mediziner gepflegt. Auch hier gebührt Eudoxos einer der erſten Plätze; neben ihm ſeinem Schüler Chryſippos. Doch konnte die knidiſche Schule, der ſie angehörten, neben der Schule von Kos nicht recht aufkommen. Dort herrſchten freilich die Lehren des großen Hippokrates unbedingt, ſo daß deſſen Anhänger geradezu mit dem Namen der „Dogmatiker" bezeichnet werden konnten; aber manche von ihnen, wie Diokles aus Karyſtos und Praxagoras aus Kos, waren doch hochbedeutende Gelehrte, die in Anatomie und Phyſiologie ſehr Tüchtiges leiſteten. Immerhin ſchreckte man vor der Zergliederung menſchlicher Leichen zurück; Praxagoras ließ infolgedeſſen die Nerven vom Herzen ausgehen und verſchloß ſich der Lehre, die ſchon hundert Jahre früher der Pythagoreer Alkmäon aus Kroton aufgeſtellt hatte, daß das Gehirn den Sitz der Denktätigkeit bildet.

Es war ein Mediziner, Ariſtoteles aus Stageira (384—322), dem die griechiſche Philoſophie es verdankt, daß ſie nicht ſchon damals im Sumpfe der Theologie und der Skepſis verſunken iſt. Sein Vater Nikomachos war Leibarzt am makedoniſchen Hofe; aber der Sohn fand in dem väterlichen Berufe keine Befriedigung und ging, ſobald er mündig geworden (367) nach Athen, wo Platon eben auf der Höhe ſeines Ruhmes ſtand: dem iſt er bis an deſſen Tod (347) ein treuer Schüler geblieben. Aber auch hier fand er auf die Dauer nicht, was er ſuchte: der alternde Platon ergab ſich mehr und mehr der pythagoreiſchen Zahlenmyſtik, und ſein Neffe Speuſippos, der ihm bei ſeinem Tode in der Leitung der Akademie folgte, ging in dieſer Richtung noch über den Lehrer hinaus. In dieſer dumpfen Atmoſphäre konnte Ariſtoteles ſich nicht wohlfühlen; er verließ Athen und folgte dann einem Rufe König Philipps von Makedonien, der ihm die Erziehung des Thronerben Alexandros übertrug (343). Doch er konnte Athen nicht vergeſſen: ſobald ſeine Aufgabe beendet war und die politiſchen Verhältniſſe es geſtatteten, kehrte er dorthin zurück und eröffnete nun eine eigene Schule im Gymnaſion des Lykeion (335). Hier hat er, inmitten eines zahlreichen Schülerkreiſes, zwölf Jahre lang gelehrt, bis die Erhebung Athens gegen Makedonien nach Alexandros' Tode ihn zwang, in Chalkis Zuflucht zu ſuchen (323); dort iſt er bald darauf einer Krankheit erlegen (322).



Herme des Platon, Vatikaniſches Muſeum, Rom.
Nach Bernoulli, Griech. Ikonographie F. Bruckmann, A.-G.

In ſeinen jüngeren Jahren hat Ariſtoteles Dialoge geſchrieben, in der Art Platons, die als vollendete ſtiliſtiſche Kunſtwerke gerühmt werden, uns aber nicht erhalten ſind; ſpäter ließ ihm ſeine Lehrtätigkeit zu ſo etwas keine Zeit, und er mußte ſich darauf beſchränken, ſeine Kollegienhefte auszuarbeiten oder von ſeinen Schülern ausarbeiten zu laſſen, wobei die Form natürlich vernachläſſigt wurde. Kein zweiter griechiſcher Denker, außer Demokrit, hat eine ſolche Vielſeitigkeit beſeſſen; Ariſtoteles' Vorträge umfaßten das Geſamtgebiet des damaligen Wiſſens, Mathematik und Medizin allein ausgenommen, und überall hat er bahnbrechend gewirkt. Seine Schriften füllten denn auch etwa 400 Papyrusrollen, während Demokrit und Platon nur etwa je 50 hinterlaſſen hatten.

Ariſtoteles' philoſophiſches Syſtem iſt ein Kompromiß zwiſchen der Lehre Platons und den Forderungen der Naturwiſſenſchaft. Die „Ideen" werden aus der tranſzendentalen in die reale Welt verſetzt. Alle Dinge beſtehen aus Stoff und Form, und zwar iſt die Form das Weſentliche, denn ein formloſer Stoff iſt nicht denkbar, wohl aber eine ſtoffloſe Form. Alſo iſt der ungeformte Stoff nur der Möglichkeit nach da: er wird wirklich erſt dadurch, daß er eine Form annimmt. Dabei ſetzt der Stoff dem Beſtreben der Form, ſich in ihm zu verwirklichen, Widerſtand entgegen, und es gibt demgemäß zweierlei Urſachen für alles Geſchehen: Zweckurſachen, die von der Form, und mechaniſche Urſachen, die vom Stoff ausgehen. Die Formen aber ſind dabei ſich nicht gleichwertig, die niederen ſind durch die höheren bedingt, und ſo gelangen wir endlich auf eine höchſte Form, die nichts als Form, ohne allen Stoff und ſelbſt unbewegt, alle Bewegung hervorbringt. Dies „erſte Bewegende", wie Ariſtoteles es nennt, iſt mit der Gottheit identiſch.

Damit iſt freilich der Gottesbegriff völlig verflüchtigt; denn ein höchſtes Weſen, das nur den Anſtoß zur Weltbildung gibt, ſich aber um den Weltlauf nicht kümmert, kann ein Gegenſtand für die Religion nicht mehr ſein. Ebenſo weit entfernt Ariſtoteles ſich von der platoniſchen Seelenlehre. Die Seele iſt ihm die „Form" des Leibes; doch iſt ſie aus verſchiedenen Beſtandteilen zuſammengeſetzt. Die niederen Seelenteile, die wir mit den Pflanzen, bzw. mit den Tieren gemeinſam haben, entſtehen zugleich mit dem Körper durch die Zeugung und gehen alſo auch mit dieſem zugrunde; dagegen der höchſte Seelenteil, die Vernunft, kommt „von außen her" in den Körper herein und wird demgemäß von dem Untergang des Leibes nicht mitbetroffen. Da indes alles, was unſere Individualität ausmacht, Erinnerung, Phantaſie, Luſt- und Unluſtgefühle, das Wollen ſelbſt, den niederen Seelenteilen zukommt, ſo kann nach Ariſtoteles von einer perſönlichen Unſterblichkeit nicht die Rede ſein; denn die Vernunft, die allein nach dem Tode übrig bleibt, iſt überhaupt keiner Empfindung fähig.

Demgemäß fehlt der ariſtoteliſchen Ethik jede theologiſche Grundlage. Das höchſte Gut iſt die Glückſeligkeit, die durch eine vernunftgemäße Tätigkeit zu erreichen iſt, und zwar beſteht das höchſte Glück in der Beſchäftigung mit der Wiſſenſchaft. „Tugend" iſt die Beſchaffenheit der Seele, die uns zum richtigen Handeln befähigt; um ſie zu erwerben, genügt die bloße Erkenntnis nicht, wie Sokrates meinte, ſondern der Wille muß durch Übung dahin gebracht werden, der Vernunft zu gehorchen. Zum glücklichen Leben aber gehört weiter eine vernunftgemäße Ausgeſtaltung des Staates. Der ideale Staat, wie Platon ihn anſtrebte, iſt freilich nicht zu verwirklichen; wir müſſen mit den gegebenen Verhältniſſen rechnen. Die Staatslehre alſo hat auszugehen von dem Studium der beſtehenden Zuſtände. Zu dieſem Zwecke hat Ariſtoteles durch ſeine Schüler ein ſehr ausgedehntes Material zuſammenbringen laſſen, die Darſtellung von 158 Verfaſſungen, die er durch Publikation der allgemeinen Benutzung zugänglich machte. Auf Grund dieſes Materials hat er dann ſeine „Politik" geſchrieben, die eben wegen dieſer induktiven Grundlage für alle ähnlichen Unterſuchungen vorbildlich geworden iſt. Das Ergebnis war natürlich, daß keine Verfaſſung an ſich gut oder ſchlecht iſt, ſofern ſie nicht zur Klaſſenherrſchaft ausartet; die meiſte Bürgſchaft für eine gute Regierung bringt eine Staatsform, welche die Herrſchaft in die Hände des Mittelſtandes legt, ſie iſt darum für Ariſtoteles die „Verfaſſung" (Politie) ſchlechtweg. Weiter werden die Grundzüge einer Theorie des Staatsrechts entwickelt, die Staatsgewalt in ihre drei Träger, die beſchließende, ausübende und richterliche Gewalt eingeteilt, und die Funktionen der einzelnen Behörden beſprochen. Eigentümlich berührt es dabei, zu ſehen, wie Ariſtoteles ganz in der herkömmlichen Anſchauung befangen iſt, die den Staat mit der Einzelgemeinde identifiziert; für größere Staatsbildungen, wie das attiſche und ſyrakuſiſche Reich, ſcheint ihm das Auge zu fehlen, obgleich doch ſeine eigene Vaterſtadt, Stageira, dem makedoniſchen Reiche angehörte, das eben damals, als er ſeine Politik ſchrieb, Hellas auf förderativer Grundlage geeinigt hatte und ſeine Waffen ſiegreich nach Aſien trug.

Nicht weniger bahnbrechend hat Ariſtoteles durch ſein Syſtem der Logik gewirkt, das freilich ſehr formaliſtiſch iſt und ſich im weſentlichen auf die Lehre beſchränkt, aus allgemeinen Prinzipien durch richtige Schlüſſe das Beſondere abzuleiten. Im Anſchluß daran hat er ſeine Theorie der Rhetorik gegeben, und weiter eine Theorie der Dichtkunſt, auf Grund literarhiſtoriſcher Forſchungen, die dann von ſeinen Schülern fortgeführt wurden.

Über dem allen hat er die Beſchäftigung mit der Naturwiſſenſchaft nicht vernachläſſigt. In ſeinen zoologiſchen Schriften gab er eine vergleichende Anatomie, eine Phyſiologie und eine natürliche Syſtematik des Tierreichs, der in den Hauptzügen für alle Folgezeit Geltung behalten hat. Für die Botanik hat ſein Schüler Theophraſt zum Teil auf Grund der

Forſchungen und Sammlungen des Meiſters ähnliches, wenn auch keineswegs gleichwertiges gegeben. Auch mit Phyſik und Chemie hat Ariſtoteles ſich ſehr eingehend befaßt, doch bezeichnet ſeine Forſchung hier einen Rückſchritt gegen Demokrit, da er die qualitative Einheit der Materie aufgab und wieder zu der Elementenlehre des Empedokles zurückkehrte. In der Aſtronomie hat er nichts Selbſtändiges geleiſtet und nur Eudoxos’ ſchon ſo komplizierte Sphärentheorie noch weiter kompliziert, während er die Lehre von der Achſendrehung der Erde ablehnte. Ja, er hat die Geſtirne ſogar für belebte Weſen gehalten.

Damit war die Verbindung zwiſchen Philoſophie und Naturwiſſenſchaft wiederhergeſtellt, die ſeit Demokrit abgeriſſen war. Mochte Ariſtoteles ſelbſt auch noch zur Hälfte im Platonismus ſtecken geblieben ſein, ſo war doch der Weg gebahnt, und die Schüler haben die vollen Konſequenzen aus der Lehre des Meiſters gezogen.

Nicht geringere Verdienſte hat Ariſtoteles ſich um die Organiſation der wiſſenſchaftlichen Arbeit erworben. Er hat ſich nicht damit begnügt, zu lehren, ſondern er war vor allem bemüht, in ſeinen Schülern Mitarbeiter heranzuziehen, die mit vereinten Kräften dem gleichen Ziele zuſtrebten. Er hat das Glück gehabt, in ſeinem Nachfolger Theophraſtos einen Mann zu finden, der in hervorragender Weiſe befähigt war, gerade in dieſer Beziehung das Werk des Meiſters fortzuführen. Unter ihm wurde die Schule beim Lykeion zum Mittelpunkt aller wiſſenſchaftlichen Forſchung; nach ihrem Vorbild iſt damals jenes alexandriniſche Muſeion gegründet worden, in dem der von Ariſtoteles begründete Betrieb der Wiſſenſchaft ſeine bleibende Stätte gefunden hat, als die Schule in Athen verfallen war.

Rhetorik, Philoſophie, die Fachwiſſenſchaften beherrſchten das geiſtige Leben des 4. Jahrhunderts; die Poeſie trat demgegenüber in den Hintergrund. Nicht, daß die Produktivität auf dieſem Gebiete nachgelaſſen hätte; die Menge verlangte nach wie vor ihre gewohnte Unterhaltung im Theater, und zu dieſem Zwecke wurden auch jetzt unzählige Dramen geſchrieben. Aber die Tragödie ſtand durchaus im Bann der euripideiſchen Richtung, und natürlich konnte die Nachahmung das Original nicht erreichen, ſo achtungswertes auch manche Dichter leiſteten. So kam man dahin, neben den neuen Stücken auch Tragödien der klaſſiſchen Zeit zur Aufführung zu bringen, in der Regel natürlich des Euripides. Beſſeres leiſtete die Komödie. Die Stücke des Ariſtophanes und ſeiner Zeitgenoſſen mit ihren fortwährenden Anſpielungen auf die Ereigniſſe des Tages waren ſchon der nächſten Generation unverſtändlich, und vor allem, ſie entſprachen den verfeinerten Anſtandsbegriffen der neuen Zeit nicht mehr. So wurde das groteske Koſtüm der Schauſpieler mit den rieſigen Phallos jetzt aufgegeben und die phantaſtiſche Handlung durch eine Fabel erſetzt, die, wenn ſie es auch mit der Wahrſcheinlichkeit nicht genau nahm, doch immer in den Grenzen der Möglichkeit blieb. Auch die Politik trat mehr und mehr in den Hintergrund; die Komödie wurde zum bürgerlichen Schauſpiel, das als ſolches keine beſtimmte Lokalfarbe mehr hatte, ſo daß die Stücke auf allen Theatern gegeben werden konnten, auch wenn ſie zunächſt, wie das in der Regel der Fall war, auf das atheniſche Publikum berechnet waren. Im ganzen erhob ſich die Produktion auch auf dieſem Gebiete nicht über das Niveau der Mittelmäßigkeit, bis, in der Zeit nach Alexander, in Menandros ein neuer Klaſſiker der Komödie auftrat.

Auch auf anderen Gebieten der Poeſie begann ſich neues Leben zu regen. Um den Anfang des Jahrhunderts wagte es Antimachos aus Kolophon, dem homeriſchen Epos in ſeiner Thebais ein modernes Epos entgegenzuſtellen, und der ioniſchen Elegie in ſeiner Lyde eine moderne Elegie. Er hatte damit bei ſeinen Zeitgenoſſen wenig Erfolg, wenn ihm auch der Beifall der Beſten nicht gefehlt hat. Und darum gehörte ihm die Zukunft. Nach hundert Jahren war die Lyde in aller Munde, und ſie hat auf die Entwicklung der Literatur in der Alexandrinerzeit beſtimmenden Einfluß gehabt. Zunächſt hat Antimachos keinen Nachfolger gefunden; das Epos wurde nicht weiter ausgebaut, und die Lyrik beſchränkte ſich auf die Verfertigung von Textbüchern für die muſikaliſchen Kompoſitionen.

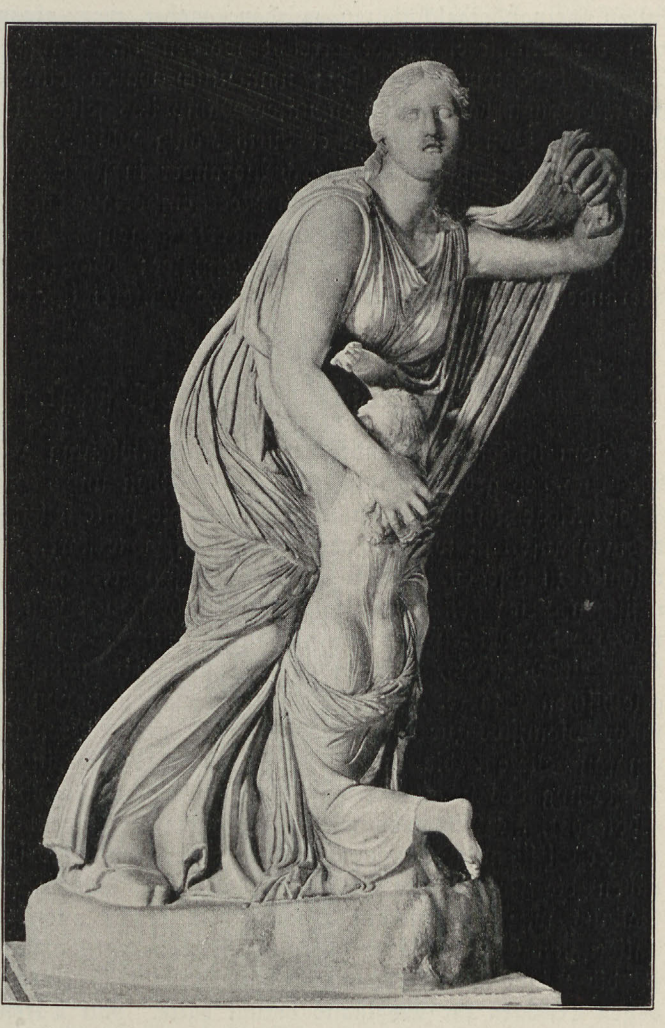
Sehr viel bedeutenderes leiſtete die bildende Kunſt. Athen blieb nach wie vor ihr Hauptſitz, wenn auch freilich der Staat, bei der traurigen Finanzlage, aus der er ſeit dem peloponneſiſchen Kriege nicht mehr herauskam, ihr eine nennenswerte Förderung hier nicht mehr geben konnte. Auch Sparta und Theben haben für die Kunſt nur wenig getan. Überhaupt begann der Tempelbau, in dem die Kunſt der vorhergehenden Periode ihr höchſtes geleiſtet hatte, der geiſtigen Zeitſtrömung entſprechend jetzt mehr zurückzutreten; man beſchränkte ſich in der Hauptſache darauf, durch Brand oder Erdbeben zerſtörte Tempel wieder aufzubauen. So ſteuerte ganz Griechenland zum Neubau des delphiſchen Tempels bei, als dieſer infolge des Erdbebens von 373 eingeſtürzt war. Der Tempel der Athena Alea in Tegea wurde nach dem Brande von 395 unter Skopas' Leitung prächtiger wieder aufgebaut; er galt ſeitdem als der ſchönſte Tempel des Peloponnes. Am meiſten geſchah in dieſer Richtung in Jonien, das jetzt wieder, wie vor dem verhängnisvollen Aufſtande des Jahres 500, das wirtſchaftlich blühendſte Gebiet in der griechiſchen Welt war. Der Tempel des Apollon bei Milet, der ſeit der Zerſtörung durch die Perſer in Trümmern gelegen hatte, wurde in koloſſalen Dimenſionen durch die Architekten Päonios und Daphnis wieder aufgebaut. Ebenſo nach dem Brande von 356 das Artemiſion von Epheſos, die heiligſte Stätte Kleinaſiens; der von Demokrates geleitete Neubau galt den Späteren als eins der ſieben Wunderwerke der Welt.

Dafür traten jetzt Anforderungen anderer Art an die Architekten heran. Die Entwicklung der dramatiſchen Kunſt hatte zur Folge, daß jede griechiſche Stadt ihr ſteinernes Theater haben wollte. Als ſchönſtes Gebäude dieſer Art galt das Theater, das der jüngere Polykleitos um die Mitte des 4. Jahrhunderts im heiligen Bezirk des Aſklepios bei Epidauros erbaute; es iſt durch eine glückliche Fügung noch heute faſt vollſtändig erhalten. So entſchloß ſich denn endlich auch Athen zum Ausbau ſeines Theaters, das bis dahin der ſteinernen Sitzreihen und eines ſtändigen Bühnengebäudes entbehrt hatte; der Bau wurde nach dem Bundesgenoſſenkriege begonnen und zu Alexanders Zeit vollendet. Auch das Stadion für gymnaſtiſche Wettkämpfe und Wagenrennen iſt damals angelegt worden. Namentlich aber ſtellte die Monarchie der Architektur neue Aufgaben, oder vielmehr dieſelben wie einſt in der mykeniſchen Zeit. Berühmt waren die Paläſte, die König Archelaos von Makedonien in Pella und Dionyſios in Syrakus ſich erbauen ließen; auch reiche Privatleute ſuchten es ihrem Beiſpiel nachzutun. Die höchſte Leiſtung der Architektur dieſer Zeit aber war das Grabmal, das Mauſſollos von Karien ſich in ſeiner Hauptſtadt Halikarnaſſos durch die Baumeiſter Pytheos und Satyros errichten ließ; auf einem mächtigen quadratiſchen Unterbau erhob ſich ein Tempel im ioniſchen Stil, der von einem Viergeſpann gekrönt war. Später galt es, gleich dem Artemiſion in Epheſos, als eins der Wunderwerke der Welt. Es iſt in den Türkenkriegen zerſtört worden, aber es hat für alle Zeiten ſolchen Grabmälern den Namen gegeben.

Auch in der Plaſtik tritt die religiöſe Richtung jetzt zurück. Es iſt bezeichnend, daß Statuen aus Gold und Elfenbein, die dem Beſchauer die Gottheit in ihrer ganzen überirdiſchen Hoheit vor Augen ſtellten, jetzt nur noch ganz ausnahmsweiſe gefertigt wurden. Götterſtatuen aus Erz und Marmor wurden freilich nach wie vor in reicher Fülle geſchaffen; aber was die Künſtler ſchufen, ſind keine Götter mehr, nur idealiſierte Menſchen, und oft ſinken die Darſtellungen zum Genrehaften herab. Techniſch allerdings hatte die Kunſt ſehr bedeutende Fortſchritte gemacht; ſie vermochte es jetzt, Gemütsbewegungen zum Ausdruck zu bringen. Daneben entwickelte ſich das Porträt, gefördert durch die immer mehr überhandnehmende Sitte, verdienten Männern Ehrenſtatuen zu errichten. Auch literariſche Größen wurden bereits in ſolcher Weiſe geehrt: ſo in Alexanders Zeit die drei großen Tragiker in Athen.

Unter den Meiſtern der Plaſtik dieſer Zeit ragt Skopas hervor, der von der Marmorinſel Paros ſtammte. Er hat den Wiederaufbau des Athenatempels in Tegea geleitet und war dann, um 350, am Mauſſoleion in Halikarnaſſos tätig. Auch ſonſt hat er zahlreiche Werke geſchaffen; hochgefeiert waren namentlich ſeine Statuengruppen, von deren Art uns die Niobidengruppe in Florenz eine Anſchauung geben kann, mag es auch ungewiß bleiben, ob das Original, auf das ſie zurückgeht, von Skopas ſelbſt herrührt oder nur von ihm beeinflußt iſt. Noch berühmter wurde der Athener Praxiteles (um 350). Seine Statue der Aphrodite im Tempel von Knidos, in der er es zuerſt wagte, die Göttin in unverhüllter Schönheit dem Beſchauer vor Augen zu ſtellen, hat Mit- und Nachwelt zu unbegrenzter Bewunderung hingeriſſen. Der Hermes, den er für Olympia arbeitete, der übrigens keineswegs zu ſeinen bedeutendſten Schöpfungen gehört, gibt auch uns eine lebendige Anſchauung ſeiner vollendeten Kunſt in der Behandlung des Marmors. Neben dieſem Original eines Meiſters erſten Ranges nehmen die uns erhaltenen Reliefs attiſcher Grabſtelen freilich nur eine beſcheidene Stellung ein; es ſind Arbeiten namenloſer Künſtler, zum großen Teil einfacher Steinmetzen, aber auch über ihnen liegt der Abglanz einer Anmut und Schönheit, die ſpätere Zeiten nie mehr erreicht haben, und ſo geben uns gerade dieſe Denkmäler den ſtärkſten Eindruck von der Höhe des Könnens der damaligen attiſchen Kunſt.

Während die atheniſchen Künſtler hauptſächlich in Marmor arbeiteten, blühte in der Argolis der Erzguß weiter, der dort von alters her heimiſch geweſen war. Der größte Meiſter in dieſer Technik war, in Alexanders Zeit, Lyſippos aus Sikyon. Sein Streben ging nach realiſtiſcher Wahrheit; zu dieſem Zwecke bildete er ein eigenes Proportionsſyſtem aus und gab dadurch ſeinen Geſtalten eine Leichtigkeit und Eleganz, wie ſie vor ihm noch niemand erreicht hatte. Er hat mit Vorliebe Athleten gebildet, und die Marmorreplik eines ſolchen Werkes, der ſog. Apoxyomenos im Vatikan, iſt am beſten geeignet, uns von dem Charakter ſeiner Kunſt eine Vorſtellung zu geben. Auch der Idealtypus des Herakles iſt von Lyſippos geſchaffen worden. Das Höchſte geleiſtet aber hat er im Porträt; Alexander ließ ſich nur von ihm abbilden, und Lyſippos hat denn auch eine lange Reihe von Statuen des großen Königs geſchaffen. Nach dem Siege am Granikos wurde ihm die Ausführung des Denkmals für die Gefallenen übertragen; es war eine Gruppe von 25 Reitern, wohl die größte ſtatuariſche Kompoſition, die bis dahin ausgeführt worden.



Niobegruppe in Florenz.
Nach Brunn, Denkmäler. Verlag F. Bruckmann, A.-G.

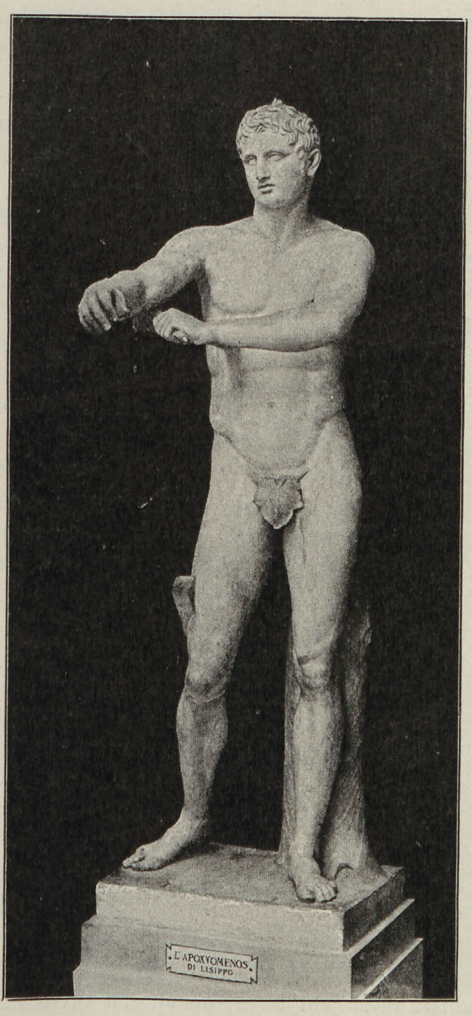
Doch die führende Kunſt dieſer Zeit war die Malerei noch in viel höherem Maße, als ſie es bereits in der vorhergehenden Periode ſeit Polygnotos geweſen war. Sie war jetzt im Vollbeſitz der techniſchen Mittel und infolgedeſſen viel mehr als die Plaſtik befähigt, Naturwahrheit und pſychologiſche Charakteriſtik zu geben. Nur iſt uns hier, bei der Vergänglichkeit der Schöpfungen dieſer Kunſt, faſt jede eigene Anſchauung verſagt; immerhin lehren die kürzlich in Pagaſae gefundenen Grabſtelen uns wenigſtens die maleriſche Technik dieſer Zeit kennen, ſo ſehr dieſe handwerksmäßigen Arbeiten auch hinter den Werken der Meiſter zurückſtehen mögen. Als einer der größten Maler wird uns Ariſteides aus Theben genannt, deſſen Blüte etwa mit dem politiſchen Aufſchwung ſeiner Vaterſtadt nach ihrer Befreiung von der Herrſchaft Spartas zuſammenfällt; er ſoll der erſte geweſen ſein, der es vermochte, lebendigen Ausdruck in die Geſichtszüge zu legen. Kaum weniger bedeutend war Euphranor aus Korinth, der zumeiſt in Athen tätig war, wo er eine Reihe berühmter Fresken malte; auch als Bildhauer hat er ſehr tüchtiges geleiſtet. Sein Schüler, der Athener Nikias, hat ihn als Maler vielleicht noch übertroffen; er wußte große Wirkungen durch Lichteffekte zu erzielen, und namentlich ſeine Frauengeſtalten waren hoch gefeiert. Auch in Sikyon fand die Malerei eifrige Pflege; hier beſtand eine Art von Akademie, die unter Pamphilos' Leitung zu ſolchem Ruhm gelangte, daß ihr von nah und fern her Schüler zuſtrömten. Beſonderes Gewicht wurde auf korrekte Zeichnung gelegt, aber auch das Kolorit nicht vernachläſſigt. Die „enkauſtiſche Malerei" iſt hier ausgebildet worden, bei der Wachsfarben angewendet und mit glühend gemachten Metallſtiften ineinandergeſchmolzen wurden, wobei man einen Glanz der Farben erhielt, der erſt von der Ölmalerei wieder erreicht worden iſt. Pamphilos' Schüler Pauſias hat in dieſer Technik bedeutendes geleiſtet; namentlich waren ſeine Blumenſtücke berühmt. Auch Apelles aus Kolophon hat in Sikyon unter Pamphilos ſeine Ausbildung erhalten oder ſie doch dort vollendet. Von hier wurde er durch König Philipp nach Pella berufen und iſt dann ſpäter nach der Befreiung Joniens durch Alexander in ſeine Heimat zurückgekehrt. Sein berühmteſtes Werk war das Bild der aus dem Meer emportauchenden Aphrodite, das er für den Aſklepiostempel in Kos malte, das vielbewunderte Gegenſtück zu der knidiſchen Aphrodite des Praxiteles. Nicht minder groß war er als Porträtmaler; hochgeſchätzt waren namentlich ſeine Bildniſſe Alexanders. Mit ihm hat die griechiſche Malerei ihre höchſte Vollendung erreicht.

17. Wirtſchaft und Geſellſchaft im 4. Jahrhundert.

Dem halben Jahrhundert friedlicher Entwicklung von der Schlacht bei Platää bis zum Ausbruch des großen Kampfes zwiſchen Athen und Sparta war eine Periode faſt unaufhörlicher Kriege gefolgt. Aber ſo groß auch die materiellen Opfer ſein mochten, die der Nation dadurch auferlegt wurden, ihre Lebenskraft war ſtark genug, um alle Verluſte in kurzer Zeit reichlich zu erſetzen. Selbſt Athen, das ſchwerer als jede andere Stadt durch den peloponneſiſchen Krieg gelitten hatte, hat ſich ſehr ſchnell von dieſen Schlägen erholt; es blieb nach wie vor der Mittelpunkt des griechiſchen Handels und der griechiſchen Induſtrie, und war in der Zeit Philipps, was es in Perikles' Zeit geweſen war, die größte und reichſte aller griechiſchen Städte. Zeitweilig war es allerdings von Syrakus überflügelt worden, als dieſes unter Dionyſios zur Hauptſtadt des griechiſchen Weſtens geworden war, doch brachten die inneren Wirren, die infolge von Dions Zuge hereinbrachen und die dadurch herbeigeführte Zerſtörung des ſyrakuſiſchen Reiches einen ſchweren Rückſchlag, von dem die Stadt ſich erſt erholt hat, als Timoleon wieder geordnete Zuſtände hergeſtellt hatte (ſ. unten). Die übrigen Städte Siziliens traten jetzt Syrakus gegenüber mehr in den Hintergrund; Akragas und Gela haben die Folgen der Eroberung durch die Karthager nie ganz zu überwinden vermocht, Selinus war ſeitdem nur ein Schatten ſeiner alten Bedeutung. Noch ſchwerer hatten die italiotiſchen Griechenſtädte durch die Fortſchritte der Lucaner zu leiden. Sie fielen entweder in die Hände der Barbaren oder verloren doch einen großen Teil ihres Landgebietes, auf deſſen Erträgen ihr Wohlſtand beruht hatte. Nur Tarent, das durch ſeinen trefflichen Hafen der Stapelplatz für den Handel zwiſchen Griechenland und Unteritalien war, und wo ſich infolgedeſſen eine blühende Induſtrie entwickelt hatte, blieb von dem Verfall unberührt, ja es ſah eben jetzt ſeine glänzendſten Tage, da die bisher mit ihm rivaliſierenden Städte von ihrer Höhe herabſanken. In ähnlicher Weiſe wurde Epheſos zur erſten Stadt des griechiſchen Aſien, ſeit im peloponneſiſchen Kriege die Schranken gefallen waren, die die Küſte von ihrem Hinterlande abgeſchloſſen hatten. Mytilene und Chios behaupteten ihre alte Bedeutung. Auf Rhodos, der dritten großen Inſel an der kleinaſiatiſchen Küſte, ſchloſſen die dort beſtehenden Gemeinden ſich im Jahre 408 zu einem einigen Staatsweſen zuſammen und gründeten eine neue Hauptſtadt, die den Namen der Inſel erhielt und dank ihrer günſtigen Lage an der großen Handelsſtraße am ägäiſchen Meer nach dem Oſten bald zu hoher Blüte gelangte.

Viel ſchwerer hatte die Landwirtſchaft unter den Kriegen zu leiden. Jeder feindliche Einfall führte zu einer gründlichen Verheerung des Landes, bei dem die Gebäude niedergebrannt, die

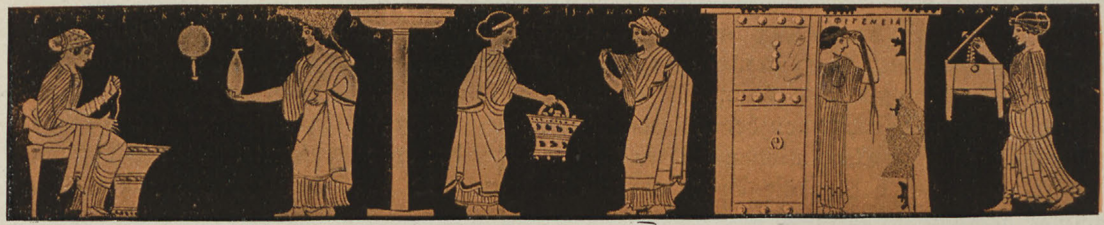
Fruchtbäume abgehauen, die Weinberge zerſtört wurden. Es dauerte lange Jahre, bis die Folgen einer ſolchen Kataſtrophe überwunden waren, und dabei hatte gerade der Grundbeſitz die Hauptlaſt der direkten Steuern zu tragen, die in Kriegsfällen oft eine ſehr drückende Höhe erreichten. Das mußte zum Ruin zahlreicher Eigentümer führen. Nicht minder verderblich waren die inneren Wirren, von denen in dieſer Zeit die meiſten griechiſchen Staaten erſchüttert wurden. Nach ſolchen Revolutionen mußten die Anhänger der beſiegten Partei oft zu Hunderten in die Verbannung gehen; ihr Beſitz wurde eingezogen und zu Schleuderpreiſen unter den Hammer gebracht. So kam es, daß der grundbeſitzende Adel, der im 5. Jahrhundert trotz aller demokratiſchen Formen ſelbſt in Athen in Staat und Geſellſchaft tonangebend geblieben war, zum großen Teil ſeinen Reichtum und damit ſeinen Einfluß verlor. Seine Stelle nahmen jetzt neue Männer ein, die in Handel und Induſtrie, als Politiker, Advokaten oder Söldnerführer zu Wohlſtand gelangt waren.



Apoxyomenos des Lyſippos, Vatikan.
Nach Brunn, Denkm. Verlag F. Bruckmann, A.-G.

Der beginnende Umſchwung ſpricht ſich in charakteriſtiſcher Weiſe in der leitenden Rolle aus, welche Männer aus den Kreiſen der Gewerbetreibenden ſeit dem peloponneſiſchen Kriege im politiſchen Leben Athens zu ſpielen begannen: die Gerbereibeſitzer Kleon und Anytos, der Lampenfabrikant Hyperbolos, der Fabrikant muſikaliſcher Inſtrumente Kleophon, der Töpfereibeſitzer Kephalos und andere. Es waren reiche oder doch wohlhabende und höchſt einflußreiche Männer, aber ſie galten der öffentlichen Meinung geſellſchaftlich nicht für voll, weil ſie nicht aus guter Familie waren. Auch fehlte es ihnen natürlich an Bildung; und eben das hat es bewirkt, daß die Demagogen dieſer Art nach dem korinthiſchen Kriege von der politiſchen Bühne verſchwanden; ſie wurden von Advokaten verdrängt, die bei den Sophiſten in die Schule gegangen waren. Auch ſie gehörten ihrer Herkunft nach zum großen Teil den Kreiſen der Gewerbetreibenden an, wie z. B. Demoſthenes, aber daran nahm niemand mehr Anſtoß; als Gentleman (καλὸς κἀγαθός) galt jetzt jeder gebildete Mann, mochten ſeine Vorfahren geweſen ſein, was ſie wollten.

Dieſe Demokratiſierung der Geſellſchaft hatte zur Folge, daß die alten Ideale der Ritterzeit mehr und mehr in den Hintergrund traten. Die großen Turnfeſte wurden zwar noch eifrig beſucht, aber die Sieger nicht mehr als nationale Helden gefeiert. Auch der kriegeriſche Geiſt begann zu verfallen in demſelben Maße, wie Handel und Induſtrie aufblühten. Die Athener haben ihre überſeeiſchen Feldzüge ſeit dem korinthiſchen Kriege faſt ausſchließlich mit Söldnern geführt, und ſelbſt der peloponneſiſche Bund geſtattete den Wehrpflichtigen in ſolchen Fällen den Loskauf. Eine Abnahme des Patriotismus lag darin keineswegs; zur Verteidigung ihrer Heimat waren die Griechen jetzt wie früher zu kämpfen bereit, ſie meinten nur, daß man zu „Kolonialkriegen“ keine konſkribierten Truppen verwenden dürfe. In den wirtſchaftlich weniger fortgeſchrittenen Landſchaften freilich, wie Arkadien und Achaia, erhielt ſich die alte Raufluſt und die Freude



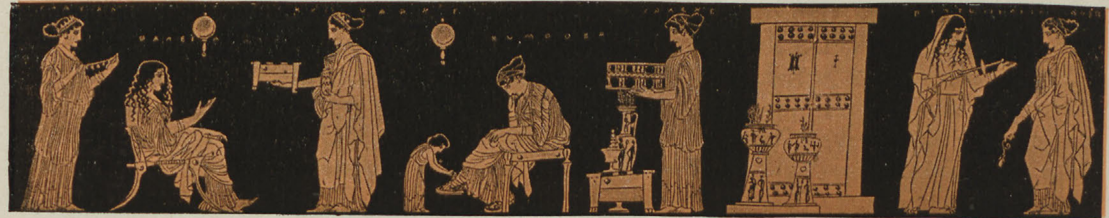
Attiſche Pyxis mit Darſtellung aus dem Frauenleben. Brit. Muſeum.

Nach Furtwängler, Vaſenmalerei. Verlag F. Bruckmann, Akt.-Geſ.

am Reislaufen; jeder, der zahlen konnte, mochte hier ſo viel Söldner zuſammenbringen, wie er nur wollte.

Der ſteigende Wohlſtand in den oberen Klaſſen führte zu einer Erhöhung der Anſprüche an die Lebenshaltung. Die Häuſer wurden mit größerem Komfort ausgeſtattet, die Wände mit Fresken geſchmückt; reiche Leute begannen ſich Paläſte zu errichten, welche die öffentlichen Gebäude in den Schatten ſtellten. Der Aufwand für die Tafel wuchs bei feſtlichen Gelegenheiten ins maßloſe, und demgemäß fand die Kochkunſt jetzt eifrige Pflege, und tüchtige Küchenchefs wurden ſehr hoch bezahlt. Es gab manche, die eine Art Beruf daraus machten, ſich zu recht vielen ſolcher Diners Einladungen zu verſchaffen, in der Regel herabgekommene Leute von guter Familie, die ihr Unterhaltungstalent in den Dienſt der Gäſte ſtellten; dieſe „Paraſiten", wie man ſie nannte, wurden jetzt zu charakteriſtiſchen Figuren, namentlich der atheniſchen Geſellſchaft, und manche haben darin eine hervorragende Rolle geſpielt. Auch in den Kreiſen, die außerhalb der „Geſellſchaft" ſtanden, hörte man doch gern von ſolchen Feſten erzählen, und ſo wurde die Komödie nicht müde, ſie in endloſer Breite zu ſchildern. Anſtändige Damen blieben freilich auch jetzt von der Geſelligkeit ausgeſchloſſen und auf die enge Sphäre des Hauſes beſchränkt, wenigſtens in Athen und dem bei weitem größten Teile der griechiſchen Welt; nur in Sparta und Makedonien war ihnen freie Bewegung geſtattet. So wurden denn die Hetären zum belebenden Mittelpunkt der Geſellſchaft und ſie haben in dieſer Zeit, beſonders in Athen, eine Rolle geſpielt, wie niemals vorher oder nachher. Hier fand der Mann, was er zu Hauſe vergebens ſuchte, einen geiſtig anregenden weiblichen Umgang. Viele dieſer Damen der Halbwelt ſind zu panhelleniſcher Berühmtheit gelangt, wie Lais um die Wende vom 5. zum 4. Jahrhundert; etwas ſpäter Phryne, die Freundin des Hypereides und Praxiteles, die dieſem zu ſeiner knidiſchen Aphrodite Modell geſtanden haben ſoll, und Pythionike, die Alexanders Schatzmeiſter Harpalos nach Babylon folgte, wo ſie mit fürſtlichen Ehren umgeben wurde.

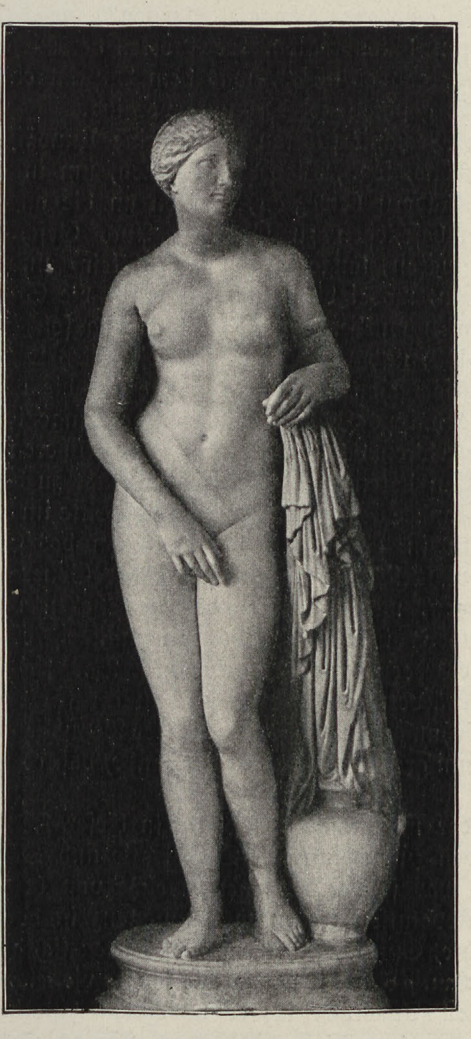
Die unteren Klaſſen der Bürgerſchaft durften nicht leer ausgehen, und ſo wurden, namentlich in den demokratiſch regierten Staaten, die Feſte mit immer ſteigendem Glanze gefeiert. In Tarent ſoll es mehr Feſte gegeben haben, als das Jahr Tage hat, und wenn wir von der handgreiflichen Übertreibung abſehen, die darin enthalten iſt, lagen in Athen die Sachen nicht weſentlich anders. Ferner ſchritt man jetzt dazu, an Feſten Geld unter das Volk zu verteilen, damit der gemeine Mann ſich einen guten Tag machen könne. In Athen kam es dahin, daß alle Überſchüſſe des Budgets zu dieſem Zwecke beſtimmt wurden. Dieſe ſogenannten „Schau-



Attiſche Pyxis mit Darſtellung aus dem Frauenleben. Brit. Muſeum.

Nach Furtwängler, Vaſenmalerei. Verlag F. Bruckmann, Akt.-Geſ.

gelder“ (Theorikon) wurden damit zum Krebsſchaden des ganzen Finanzweſens; an die Anſammlung eines Reſervefonds war nicht mehr zu denken, und ſo blieb im Falle außerordentlichen Bedarfs, vor allem alſo für Kriegszwecke, nichts übrig, als auf die direkte Beſteuerung zurückzugreifen. Zu dieſem Behufe wurde in Attika bei Gelegenheit der Stiftung des neuen Seebundes im Jahre 377 eine Einſchätzung alles unbeweglichen und beweglichen Vermögens vorgenommen, die 5750 Talente (über 30 Millionen Mark) ergab und ſeitdem die Grundlage der Beſteuerung gebildet hat. Natürlich wurden ſolche Steuern nur ungern und im äußerſten Notfall bewilligt, und ſo herrſchte denn in den Staatskaſſen faſt beſtändige Ebbe. Es kam vor, daß ſelbſt die Rechtspflege ſtill ſtand, weil kein Geld da war, den Richtern Diäten zu geben. Auch die Feldherren erhielten in der Regel ganz ungenügende Geldmittel und ſahen ſich gezwungen, von Freund und Feind Kontributionen beizutreiben, um ihren Leuten den Sold zu zahlen, was natürlich eine methodiſche Kriegführung von vornherein unmöglich machte. Es ſind dieſe finanziellen Schwierigkeiten, die es zum größten Teil verſchuldet haben, daß Athen ſeine alte Seeherrſchaft im 4. Jahrhundert trotz ſo mancher vielverſprechender Anſätze nicht wiederzugewinnen vermocht hat.



Die Aphrodite von Knidos, München.
Nach Brunn, Denkm. Verlag F. Bruckmann, A.-G.

Dabei erhöhten ſich die Koſten der Kriegführung in demſelben Maße, wie die Verwendung von Söldnern mehr und mehr üblich wurde. Athen hat eine ſolche Truppe zuerſt im korinthiſchen Kriege aufgeſtellt, als es galt, auf dem Iſthmos eine ſtändige Garniſon zu halten, ein Dienſt, den man den Bürgern nicht zumuten wollte. Selbſt Sparta hat in der bedrängten Zeit nach Leuktra mehrfach Söldner verwendet. Große ſtehende Söldnerheere haben die Tyrannen unterhalten: Dionyſios von Syrakus, Jaſon und ſein Nachfolger Alexandros von Pherä, weiter die Könige von Ägypten und die perſiſchen Satrapen von Kleinaſien; auch der Perſerkönig hat für ſeine Kriege regelmäßig griechiſche Söldner angeworben, ſeit deren Überlegenheit über die Aſiaten ſich bei Kunaxa in ſo glänzender Weiſe gezeigt hatte.

Das führte zur Ausbildung eines Standes von Berufsoffizieren, und es ſind denn auch eben die Befehlshaber von Söldnerheeren geweſen, denen die griechiſche Kriegskunſt zum großen Teil die Fortſchritte zu danken hat, die ſie in dieſer Zeit machte. Schon im peloponneſiſchen Kriege hatte ſich gezeigt, daß leichte Truppen und Reiter, richtig verwendet, unter Umſtänden dem ſchwergerüſteten Fußvolk überlegen waren, das bisher allein die Schlachten entſchieden hatte; man ſchritt infolgedeſſen jetzt überall, ſelbſt in dem konſervativen Sparta, zur Aufſtellung von Reiterkorps. Demgegenüber machte ſich die Notwendigkeit geltend, das Linienfußvolk beweglicher zu machen. Das hat zuerſt Iphikrates getan; er gab ſeinen Söldnern ſtatt der ſchweren Metallrüſtung einen Linnenpanzer und einen leichten Lederſchild und rüſtete ſie dafür mit einer längeren Lanze und für den Fernkampf mit Wurfſpeeren aus. Dieſen „Peltaſten“, wie ſie nach dem Schild („Pelte“), den ſie trugen, genannt wurden, hatte er jenen Sieg bei Korinth über die Spartaner zu danken, der ſeinen Feldherrenruf begründete. Die neue Bewaffnung wurde nun in den Söldnerheeren bald allgemein üblich; bei den Bürgerheeren freilich konnte ſie keinen Eingang finden, da die Leute einmal in der alten Fechtweiſe ausgebildet waren und es hier auch meiſt an der nötigen Übung und Diſziplin fehlte. Wohl aber hat König Philipp von Makedonien den beſten Teil ſeines Fußvolkes, die ſogenannten „Hypaſpiſten", ganz in der Weiſe der Peltaſten des Iphikrates ausgerüſtet, während er der Maſſe der Linieninfanterie, der ſogenannten „Phalanx", zwar ebenfalls die leichtere Bewaffnung gab, zugleich aber Lanzen von noch nie geſehener Länge („Sariſen"), ſo daß die Lanzenſpitzen der ſechs erſten Glieder über die Front hinausragten. Der Vorteil der leichten Beweglichkeit wurde freilich damit geopfert, dafür aber gab es nichts, was dem Anprall einer ſolchen Maſſe hätte widerſtehen können, wenn ſie in geſchloſſener Ordnung vorging.

Die Fortſchritte der Mechanik führten ferner eine Umwälzung im Feſtungskriege herbei. Man begann jetzt Sturmböcke, ſog. „Widder" zu bauen, um in die Mauern Breſche zu legen; Holztürme, die ſich auf Rädern bewegten, wurden an die angegriffene Front herangebracht, um die Gegner wirkſam beſchießen zu können. Auch Geſchütze wurden zu dieſem Zwecke konſtruiert, die imſtande waren, lange Pfeile, oder Stein- und Bleikugeln auf ziemlich weite Entfernungen zu ſchleudern, wobei die Triebkraft durch die Spannung elaſtiſcher, aus Haaren geflochtener Taue gewonnen wurde. Durch Anwendung ſolcher Belagerungsmaſchinen haben die Karthager Selinus (408) und Meſſene (396), Dionyſios Motye (397) eingenommen. Dagegen hat man ſich im griechiſchen Oſten noch lange auf die bloße Einſchließung feſter Plätze beſchränkt, und erſt in Philipps Zeit iſt auch hier der Ingenieurangriff allgemein üblich geworden. Die Feſtungen verloren damit einen Teil ihrer früheren Bedeutung, und die Strategie konnte ſich Ziele ſtecken, an deren Erreichung früher nicht zu denken geweſen wäre. Die Eroberung Aſiens durch Alexander iſt nur durch dieſe Fortſchritte im Kriegsweſen möglich geworden.

Infolgedeſſen begann in dieſer Zeit die Laufbahn des Staatsmannes ſich von der des Feldherrn zu ſcheiden. Natürlich konnte ein ſiegreicher General auch jetzt noch zu leitendem politiſchen Einfluß gelangen, wie Epameinondas in Theben oder, wenn auch keineswegs in demſelbem Maße, Timotheos in Athen; aber ein militäriſcher Laie konnte nicht mehr daran denken, den Befehl eines Heeres zu übernehmen. Das führte dann vielfach zu Konflikten zwiſchen Zivil- und Militärverwaltung, die nur zu oft für die Kriegführung verhängnisvoll wurden. In dieſer Beziehung war die Monarchie der Republik gegenüber im Vorteil: Philipp verdankte ſeine Erfolge zum großen Teile dem Umſtande, daß er ſelbſt ſein eigener Feldherr und erſter Miniſter war.

Überhaupt begann der monarchiſche Gedanke in dieſer Zeit bei der öffentlichen Meinung mehr und mehr an Boden zu gewinnen. Demokratie und Oligarchie waren zur Klaſſenherrſchaft entartet, und es war ſchwer zu ſagen, welche von beiden Staatsformen das größere Übel war. Krieg und Revolution waren in Permanenz in der ganzen griechiſchen Welt; die republikaniſchen Vormächte, Sparta, Athen, Theben hatten ſich gleich unfähig gezeigt, dieſen Zuſtänden ein Ende zu machen. Nur die Monarchie konnte vielleicht noch Rettung bringen. Dieſer Stimmung gab Xenophon Ausdruck, als er in einem hiſtoriſchen Roman, deſſen Held der ältere Kyros iſt, der Nation das Muſterbild eines Königs und Feldherrn vor Augen ſtellte; und der große und durchſchlagende Erfolg, den das Werk hatte, ſo abſchreckend langweilig es auch iſt, zeigt beſſer als alles andere, daß ſolche Ideen weite Kreiſe bewegten. In demſelben Sinne wirkte ein anderer der einflußreichſten Wortführer der Nation, Iſokrates. Er hatte einſt in dem alten Ideale Kimons, einem engen Zuſammenwirken Athens mit Sparta, das Heil für Hellas geſehen, ſich aber endlich überzeugen müſſen, daß dieſes Ideal in keiner Weiſe zu verwirklichen war. So ſetzte auch er ſeine Hoffnung auf die Monarchie, zuerſt auf Jaſon von Pherä, dann auf Dionyſios von Syrakus, bis er endlich in Philipp von Makedonien den Mann fand, der die Macht und den Willen hatte, die Nation aus dem Sumpfe der Kleinſtaaterei zu befreien, und die Kräfte des geeigneten Hellas nach dem Oſten zu führen.

EINHEIT UND WELTHERRSCHAFT

Langſeite des Alexanderſarkophags in Konſtantinopel.

18. Die griechiſche Einheit.

Die weiten Landſchaften im Norden Griechenlands, Epeiros und Makedonien, hatten bis ins 5. Jahrhundert an der Kulturentwicklung der Nation ſo gut wie gar keinen Anteil genommen. Hier dehnten ſich endloſe Wälder, in denen der Urſtier und ſogar der Löwe zu finden waren; die dünne Bevölkerung ſaß in Dörfern verſtreut, noch faſt ohne befeſtigte Städte. Der rauhe Dialekt, der hier geſprochen wurde, war den übrigen Griechen faſt unverſtändlich; ebenſo fremdartig erſchienen ihnen die altertümlichen Sitten, die ſich hier erhalten hatten und die in vieler Beziehung noch an die Zeit des Epos erinnerten. Wer in dieſe Gegenden kam, mochte ſich wohl fragen, ob er denn hier noch in Griechenland ſei, und die öffentliche Meinung, die ja nur nach dem äußeren Schein urteilt, warf darum die Epeiroten und Makedonen mit den Barbaren zuſammen.

Auch das alte Königtum der homeriſchen Zeit war hier beſtehen geblieben. Daneben ſtand ein mächtiger Adel mit ausgedehntem Grundbeſitz, der im Kriege das Gefolge des Königs bildete, und ein zahlreicher Stand freier Bauern. Die beſtändigen Kämpfe gegen die benachbarten Thraker und Illyrier hielten das Volk wehrhaft und trugen dazu bei, die Macht des Königtums zu ſtärken, namentlich in Makedonien, das rings von dieſen Barbaren umgeben war. Im Laufe des 7. und 6. Jahrhunderts haben die Könige des Landes den Thrakern und Päonern die reiche Ebene am unteren Axios entriſſen und mit makedoniſchen Koloniſten beſiedelt; dieſes Kolonialgebiet bildete ſeitdem den Kern ihres Reiches.

Um die Zeit des peloponneſiſchen Krieges begann dann die griechiſche Kultur auch in dieſe Gegenden einzudringen. Namentlich König Archelaos (413—399) hat ſich darum große Verdienſte erworben; er hat Feſtungen und Straßen angelegt, das Heer reorganiſiert und durch Berufung von Künſtlern und Dichtern auch für die Verbreitung höherer Bildung gewirkt. Unter ihm beginnt Makedonien in das helleniſche Staatenſyſtem einzutreten. Bei der großen Ausdehnung des Landes (ca. 30 000 qkm) und der dadurch bedingten ſtarken abſoluten Bevölkerung war Makedonien berufen, eine entſcheidende politiſche Rolle zu ſpielen. Zunächſt allerdings lähmten die inneren Wirren, die nach Archelaos’ Ermordung hereinbrachen, die Kraft des Staates, bis es endlich Philippos gelang, geordnete Zuſtände herzuſtellen.

Der neue Herrſcher war erſt 23 Jahre alt, als er, zunächſt als Vormund ſeines Neffen Amyntas, zur Regierung gelangte (359). Aber er war ein Mann von hervorragender ſtaatsmänniſcher Begabung, daneben, wie es ſich für einen makedoniſchen König ſchickte, mit Leib und Seele Soldat, vor allem aber, er hatte das Glück, zwei ganz hervorragende Kapazitäten zur Seite zu haben: Parmenion, den erſten, jedenfalls den erfolgreichſten Feldherrn dieſer Zeit, und Antipatros, ebenfalls ein ſehr tüchtiger Feldherr und zugleich hervorragender Politiker, beide bei Philipps Regierungsantritt bereits gereifte Männer von 30—40 Jahren. Sie haben die makedoniſche Armee auf eine Höhe der Ausbildung gebracht, die in der Welt ihresgleichen nicht hatte, und namentlich jenes Offizierkorps herangezogen, das ſich im Perſerkriege Alexanders und ſpäter in den Diadochenkämpfen ſo glänzend bewähren ſollte.

Zwei Aufgaben waren dem makedoniſchen Könige durch die Natur der Dinge vorgezeichnet: die Unterwerfung der griechiſchen Freiſtädte, die das Land von ſeiner Küſte abſchnitten, und die Eroberung Theſſaliens. Durch die Einnahme von Amphipolis und Pydna, bald auch von Methone (353), hatte Philipp einen großen Schritt zur Erreichung des erſten dieſer Ziele getan: der Verſuch, in Theſſalien Fuß zu faſſen, war allerdings zunächſt durch Onomarchos’ Siege vereitelt worden. Doch Philipp ließ den Mut nicht ſinken und rückte im folgenden Jahre (352) noch einmal in Theſſalien ein. In der Ebene am Weſtufer des Pagaſiſchen Golfes, dem „Krokosfelde“, kam es zur Entſcheidungsſchlacht; Onomarchos’ Heer wurde zum größten Teil vernichtet, er ſelbſt fand im Kampfe den Tod. Jetzt vermochten die Tyrannen ſich nicht länger in Pherä zu halten; ſie übergaben die Stadt an Philipp und zogen mit ihren Söldnern nach Phokis ab. Theſſalien war von dem Drucke befreit, der ein halbes Jahrhundert lang auf dem Lande gelaſtet hatte; der Bürgerkrieg war beendet. Philipp wurde nun zum Oberfeldherrn des theſſaliſchen Bundes erwählt; fortan iſt das Land bis auf die römiſchen Zeiten mit Makedonien vereinigt geblieben.

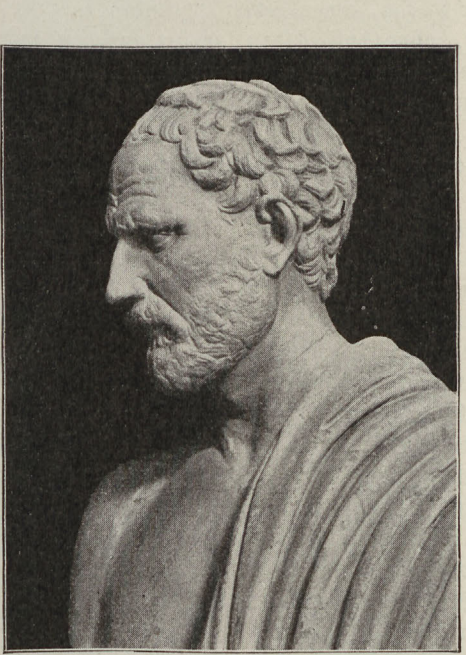
Indes hatte Onomarchos’ Bruder, Phayllos, die Trümmer des geſchlagenen Heeres nach Phokis zurückgeführt. Er ergänzte nun die gelichteten Reihen durch neue Werbungen; aus Sparta und Achaia kam Bundeshilfe, Athen rief ſein Bürgeraufgebot zu den Waffen und ſandte es, 5000 Hopliten und 400 Reiter ſtark, nach den Thermopylen. So bedeutenden Kräften gegenüber wäre ein Angriff auf den Paß aller Vorausſicht nach vergeblich geweſen; Philipp ſtand alſo von weiterem Vorgehen ab und überließ es den Thebanern, mit Phokis ein Ende zu machen. Dazu zeigte ſich deren Macht freilich bei weitem nicht ausreichend, und ſo zog ſich der Krieg an der böotiſch-phokiſchen Grenze noch jahrelang hin, ohne eine Entſcheidung zu bringen.

Der große Machtzuwachs, den Philipp ſeinen theſſaliſchen Siegen verdankte, führte zu einer Entfremdung zwiſchen ihm und ſeinen alten Verbündeten, den Olynthiern, die jetzt für ihre Selbſtändigkeit zu fürchten begannen. Sie ſchloſſen alſo mit Athen Frieden und gewährten einem Halbbruder Philipps, Arrhidäos, Zuflucht, der auf den makedoniſchen Thron Anſprüche machte. Philipp ließ das hingehen, da er zunächſt durch die thrakiſchen Angelegenheiten in Anſpruch genommen war; ſobald er aber den König des Landes, Kerſebleptes, nach einem ſiegreichen Feldzuge zum Frieden gezwungen hatte, ſtellte er an Olynth die Forderung, den Prätendenten auszuliefern, und rückte, als dies verweigert wurde, in die Chalkidike ein. Olynthos trat nun in Bund mit Athen (349); aber dieſes war nicht imſtande, wirkſame Unterſtützung zu geben, da es Philipp gelang, Euböa zum Abfall von Athen zu veranlaſſen. Ein atheniſches Heer, das unter Phokion nach der Inſel hinüberzog, vermochte nichts auszurichten, und es blieb ſchließlich nichts übrig, als die Unabhängigkeit Euböas anzuerkennen. Inzwiſchen waren die meiſten der olynthiſchen Bundesſtädte zu Philipp übergetreten, und endlich wurde Olynth ſelbſt mit ſtürmender Hand genommen (348); eine Hilfsexpedition, die Athen noch in letzter Stunde ausgerüſtet hatte, kam zu ſpät, Olynth wurde zerſtört und die Chalkidike mit Makedonien vereinigt, das nun endlich in den vollen Beſitz ſeiner Küſten kam.

Es war klar, daß eine Fortführung des Krieges gegen Philipp unter dieſen Umſtänden für Athen ganz ausſichtslos war. An eine Wiedereroberung von Amphipolis war nach dem

Fall von Olynth nicht mehr zu denken; wohl aber lag es in Philipps Hand, die atheniſchen Beſitzungen auf dem thrakiſchen Cherſones wegzunehmen. Dazu kam die tiefe finanzielle Erſchöpfung des Staates infolge der Feldzüge nach Olynth und Euböa und die Schädigung des Handels durch die makedoniſchen Kaperſchiffe. Selbſt Demoſthenes, der von allen atheniſchen Staatsmännern am eifrigſten für die energiſche Fortführung des Krieges eingetreten war, konnte ſich dieſer Erkenntnis nicht mehr verſchließen. Und auch der König wünſchte nichts Beſſeres als eine Verſtändigung mit Athen. Auch er war außerſtande, entſcheidende Schläge zu führen; gegenüber der atheniſchen Flotte war er genau ſo machtlos, wie dieſe gegen ſein Landheer. Am liebſten hätte er Athen auf ſeine Seite herübergezogen. Ein Intereſſengegenſatz zwiſchen beiden Mächten lag ja nicht vor, ſofern nur Athen ſich entſchloß, ſeinen alten Anſprüchen auf Amphipolis zu entſagen, die es nun ſchon ſeit faſt einem Jahrhundert nicht mehr zur Geltung zu bringen vermocht hatte; wohl aber konnte ein Bündnis der erſten griechiſchen Seemacht mit der erſten griechiſchen Landmacht der Nation endlich den erſehnten Frieden geben und auch den Brüdern in Aſien die Befreiung vom Perſerjoch bringen. Und es kann kein Zweifel darüber ſein, daß Philipp ſchon jetzt ſich mit dieſen Plänen trug, die er und ſein Sohn in den nächſten Jahren ausgeführt haben.

So ließ der König in Athen offiziös Friedensanerbietungen machen, worauf dann eine atheniſche Geſandtſchaft nach Makedonien ging, an deren Spitze Demoſthenes ſtand. Man kam denn auch bald zum Abſchluß auf der Baſis des gegenwärtigen Beſitzſtandes, d. h. Athen verzichtete auf Amphipolis. Außerdem wurde ein Defenſivbündnis zwiſchen den beiden kontrahierenden Teilen vereinbart. Phokis, mit dem Athen wohl in völkerrechtlichem Bündnis ſtand, das aber keineswegs zum atheniſchen Seebunde im ſtaatsrechtlichen Sinne gehörte, blieb natürlich von dem Vertrage unberührt. Auf Grund dieſes Präliminarfriedens redigierte einer der Geſandten, Philokrates, den definitiven Vertragsentwurf, der dann auch, natürlich nicht ohne heftige Oppoſition, in der atheniſchen Volksverſammlung zur Annahme gelangte (Ende März 346). Zur Ratifizierung des Vertrages ging die Geſandtſchaft darauf noch einmal nach Makedonien. Sie fand Philipp mitten in den Vorbereitungen für einen Feldzug nach Phokis; er wünſchte, daß Athen ſich an dem Zuge beteiligte, und ſtellte für dieſen Fall den Wiedergewinn von Euböa und andere Vorteile in Ausſicht. Die große Mehrzahl der Geſandten war auch bereit, auf dieſe Vorſchläge einzugehen; zu einem Abſchluß aber hatte man keine Vollmacht, und ſo konnte man zunächſt nichts anderes tun, als Philipp und ſeinen theſſaliſchen Bundesgenoſſen den Eid auf den geſchloſſenen Vertrag abnehmen. Als dann der König ſeine Vorſchläge in offizieller Form wiederholte, erfolgte ein Volksbeſchluß, der die Phoker aufforderte, das delphiſche Heiligtum den Amphiktionen zu übergeben, und im Weigerungsfalle eine atheniſche Intervention in Ausſicht ſtellte.



Demoſthenes, Kopf der Statue im Vatikan.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von Alinari.

Nun rückte Philipp gegen die Thermopylen vor. Er fand keinen Widerſtand mehr, denn die delphiſchen Tempelſchätze waren durch den langen Krieg erſchöpft worden, und das phokiſche Söldnerheer war infolgedeſſen auf 8000 Mann zuſammengeſchmolzen, die zwar ausreichten, den Thebanern die Spitze zu bieten, dem makedoniſchen Heere aber in keiner Weiſe gewachſen waren. So dachte denn Onomarchos' Sohn, Phaläkos, der jetzt nach dem Tode ſeines Oheims Phayllos den Oberbefehl führte, an keinen Widerſtand. Er kapitulierte auf freien Abzug, und

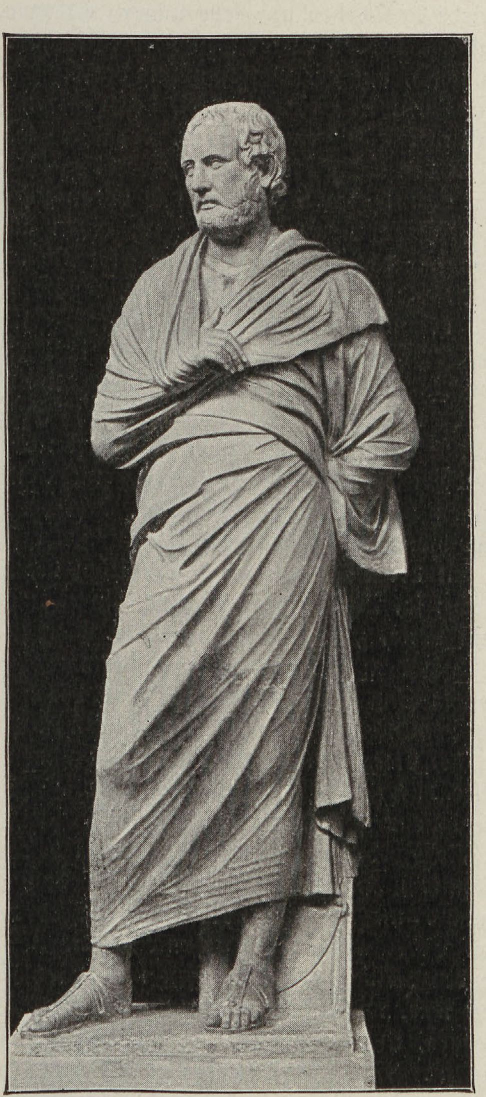
Philipp konnte Phokis ohne Schwertſtreich in Beſitz nehmen und in Delphi einziehen (Juli 346). Der „heilige Krieg“, der Mittelgriechenland durch zehn Jahre verheert hatte, war beendet. Die phokiſchen „Tempelräuber“ erhielten leidliche Bedingungen. Leben, Freiheit und Beſitz blieben ihnen gewahrt; nur die Mauern der Städte wurden niedergeriſſen und dem Lande die Verpflichtung auferlegt, die geraubten Tempelſchätze in halbjährlichen Raten zurückzuerſtatten. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung blieb Phokis von Truppen Philipps und der Thebaner beſetzt. Die Aufſicht über das delphiſche Heiligtum wurde den Amphiktionen zurückgegeben; die Stimmen, welche die Phoker bis jetzt im Amphiktionenrate geführt hatten, wurden auf Delphi übertragen, und auch Makedonien als Mitglied in die Amphiktionie aufgenommen. Die pythiſchen Spiele, deren Feier nach dem vierjährigen Zyklus in dieſem Jahre wiederkehrte, wurden unter Philipps Vorſitz mit ganz beſonderem Glanze begangen.

Die Ereigniſſe hatten ſich mit ſolcher Schnelle entwickelt, daß Athen, auch wenn es gewollt hätte, zu einem wirkſamen Eingreifen kaum imſtande geweſen wäre. Aber man kam im Hader der Parteien überhaupt nicht dazu, einen feſten Entſchluß zu faſſen; und ſo wurden denn die Dinge in Phokis geordnet, ohne daß Athen gehört worden wäre. Dafür hielt dieſes der Pythienfeier ſich fern, was beinahe zu einem neuen Kriege mit Philipp geführt hätte; doch wollte der König einen Bruch vermeiden, und auch in Athen lenkte man angeſichts der Kriegsgefahr wieder ein. Das Einvernehmen mit Philipp aber blieb geſtört, und namentlich Demoſthenes war es, der einer Annäherung an Makedonien entgegenarbeitete. Er hatte für den Frieden gewirkt, weil er von deſſen Notwendigkeit überzeugt war, aber er hielt Philipp nach wie vor für Athens gefährlichſten Feind; zwiſchen einem König und einer demokratiſchen Republik, meinte er, könne keine aufrichtige Freundſchaft beſtehen. Sein politiſches Ideal war vielmehr ein Bund zwiſchen den beiden großen griechiſchen Demokratien, die ſich ſo lange feindlich gegenüber geſtanden hatten, Athen und Theben. Bisher hatte der Gegenſatz zu Phokis Theben in das Lager Philipps getrieben; jetzt aber, wo die phokiſche Frage gelöſt war, mußte der Intereſſenkonflikt zwiſchen den bisherigen Verbündeten, die beide in Mittelgriechenland herrſchen wollten, zum Ausbruch kommen, und Theben dadurch zum Anſchluß an Athen gedrängt werden. Es galt alſo für dieſe Eventualität den Boden vorzubereiten. Schon bei der Rückkehr von der zweiten Geſandtſchaft nach Makedonien hatte Demoſthenes ſeine Mitgeſandten verdächtigt; jetzt ließ er durch ſeinen Freund Hypereides Philokrates vor Gericht ziehen, deſſen Name an der Spitze der Vertragsurkunde ſtand, unter der Beſchuldigung, er habe ſich von Philipp beſtechen laſſen; bei der Stimmung, die jetzt in Athen herrſchte, wagte der Angeklagte es nicht, den Spruch der Geſchworenen abzuwarten, und wurde darauf im Kontumazverfahren zum Tode verurteilt. Dann ſollte die Reihe an Äſchines kommen, ein anderes hervorragendes Mitglied der Friedensgeſandtſchaft, der aber fühlte ſich Demoſthenes als Redner gewachſen und ließ es auf den Prozeß ankommen, wobei dann die Anklage unter ihrer eigenen Haltloſigkeit zuſammenbrach (343). Trotz dieſer Niederlage im Gerichtsſaal blieb Demoſthenes’ Einfluß in der Volksverſammlung maßgebend; der ſyſtematiſchen Verhetzung der öffentlichen Meinung, wie ſie von ihm und ſeinen Freunden geübt wurde, gelang es, alle Verſuche des Königs zur Anbahnung guter Beziehungen mit Athen zu vereiteln.

Philipp hatte unterdeſſen auch Epeiros ſeinem Einfluß unterworfen. Dort hatten nach dem Tode des Königs Alketas (um 370) deſſen Söhne Neoptolemos und Arybbas ſich in die Herrſchaft geteilt; als Neoptolemos ſtarb, vermählte Arybbas deſſen Tochter Olympias mit Philipp und übernahm über deren Bruder Alexandros die Vormundſchaft. Als dieſer mündig geworden war, forderte ſein Schwager Philipp für ihn die Rückgabe des väterlichen Erbes; auf Arybbas’ Weigerung rückte er nach Epeiros, vertrieb den Uſurpator und ſetzte Alexandros auf den Thron (342). Gern hätte er dieſem auch den Beſitz der korinthiſchen Kolonie Ambrakia verſchafft, deren Erwerbung für Epeiros ebenſo eine Lebensfrage bildete, wie die Erwerbung von Olynth es für Makedonien geweſen war. Aber er bewirkte dadurch nur, daß Korinth in Bund mit Athen trat; Kerkyra, Akarnanien und Achaia, die ſich ebenfalls durch die Fortſchritte des Königs bedroht glaubten, folgten ſogleich dieſem Beiſpiel. Nun ſandten die Athener ein Truppenkorps nach dem Weſten und veranlaßten dadurch den König, für jetzt von dem Anſchlage auf Ambrakia abzuſtehen. Dafür wandte ſich Philipp nach Thrakien, um dort endlich

Ordnung zu ſchaffen; der König des Landes, Kerſebleptes, wurde entthront und ſein Reich in eine makedoniſche Provinz verwandelt (341).

Philipp wurde damit zum Grenznachbar der atheniſchen Beſitzungen im thrakiſchen Cherſones; es lag nun in ſeiner Macht, Athen an ſeiner verwundbarſten Stelle zu treffen. Demoſthenes beſchloß, dieſer Gefahr zuvorzukommen und den Krieg gegen den König zu beginnen, ehe deſſen Herrſchaft in Thrakien feſte Wurzeln geſchlagen hätte. Freilich fehlte es dazu an jedem Rechtsgrund, da Philipp die Bedingungen des vor fünf Jahren geſchloſſenen Friedens gewiſſenhaft beobachtet hatte; auch wußte Demoſthenes nur zu gut, daß die öffentliche Meinung in Athen einem Kriege durchaus abgeneigt war. Es galt alſo, eine vollendete Tatſache zu ſchaffen, die den Bruch unvermeidlich machte. Demoſthenes veranlaßte demgemäß den Strategen Diopeithes, der im Cherſones den Befehl führte, zu einem Angriff auf das mit Philipp verbündete Kardia und zu Plünderungszügen in Philipps thrakiſche Beſitzungen. Doch der König tat Demoſthenes nicht den Gefallen, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen, und beſchränkte ſich darauf, in Athen auf diplomatiſchem Wege Genugtuung zu verlangen. Die Sache kam alſo vor die Volksverſammlung, und hier wußte Demoſthenes die Dinge in einem ſolchen Lichte darzuſtellen, daß die Forderungen des Königs abgewieſen wurden (341). Jetzt konnte die Aktion gegen Philipp offen beginnen. Mit Byzantion, das nicht weniger als Athen von den Fortſchritten des Königs in Thrakien bedroht war, wurde ein Bündnis geſchloſſen. Auf Euböa war Chalkis ſchon etwas früher mit Athen in Bund getreten; jetzt wurden auch Oreos und Eretria mit gewaffneter Hand zum Anſchluß an die atheniſche Sache gebracht und damit Philipps Einfluß vollſtändig von der Inſel verdrängt. Von der neu gewonnenen Stellung aus wurden Angriffe auf das von Philipp abhängige Magneſien unternommen und die makedoniſche Beſatzung auf der kleinen Inſel Halonneſos überfallen und zu Gefangenen gemacht. Das alles, ohne daß eine förmliche Kriegserklärung erfolgt wäre.



Porträt-Statue des Äſchines in Neapel.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von Alinari.

Philipp ließ ſich dadurch nicht aus dem Gleichmut bringen und führte zunächſt die Unterwerfung Thrakiens ruhig zu Ende; dann wandte er ſich gegen Byzantion und das mit dieſem eng verbündete Perinthos (340). Er hatte während der letzten Jahre begonnen, ſich eine Flotte zu ſchaffen, die er nun in die Propontis einlaufen ließ, um dem Feinde die Verbindung zur See abzuſchneiden. Indes der Angriff auf Perinthos, den Philipp mit Aufgebot aller Mittel der hochentwickelten Ingenieurkunſt dieſer Zeit unternahm, blieb ohne Erfolg, und als der König dann vor Byzantion rückte, trat Athen aus ſeiner Reſerve heraus und erklärte, daß Philipp den Frieden gebrochen habe. Die Waſſerſtraße nach dem Pontos mußte eben um jeden Preis offen gehalten werden; man ließ alſo ſogleich 40 Schiffe unter Chares und bald darauf ein zweites Geſchwader unter Phokion nach Byzantion abgehen. So ſah Philipp ſich gezwungen, die Belagerung der Stadt abzubrechen; er mußte froh ſein, daß es ihm gelang, ſeine Flotte noch rechtzeitig nach Makedonien in Sicherheit zu bringen.

Alles kam jetzt auf die Haltung Böotiens an; nur wenn dieſes den Durchmarſch geſtattete, konnte der König in Attika einrücken, ſonſt war Athen für ihn unverwundbar. Aber das gute Einvernehmen, das während des phokiſchen Krieges zwiſchen Philipp und Theben geherrſcht hatte, war nach dem Siege erkaltet; die leitende Stellung, die der König in der Amphiktionie gewonnen hatte, wurde in Theben nur ſehr ungern ertragen. Philipp machte alſo den Verſuch, einen Bruch zwiſchen Theben und Athen herbeizuführen. Er veranlaßte zu dieſem Zwecke die Lokrer von Amphiſſa, auf der Verſammlung der Amphiktionen im Herbſt 340 eine Klage gegen Athen einzubringen, weil dieſes zur Zeit des heiligen Krieges, als Delphi in der Hand der tempelräuberiſchen Phoker geweſen war, ein altes Weihgeſchenk hatte erneuern laſſen, das zum Andenken an den Sieg bei Platää „über die Meder und Thebaner“ geſtiftet worden war. Wenn Athen verurteilt wurde und, wie vorauszuſehen war, ſich dem Spruche nicht unterwarf, war der paſſende Vorwand gefunden, einen amphiktioniſchen Krieg gegen Athen zu erklären, von dem ſich dann Theben nicht wohl hätte ausſchließen können.

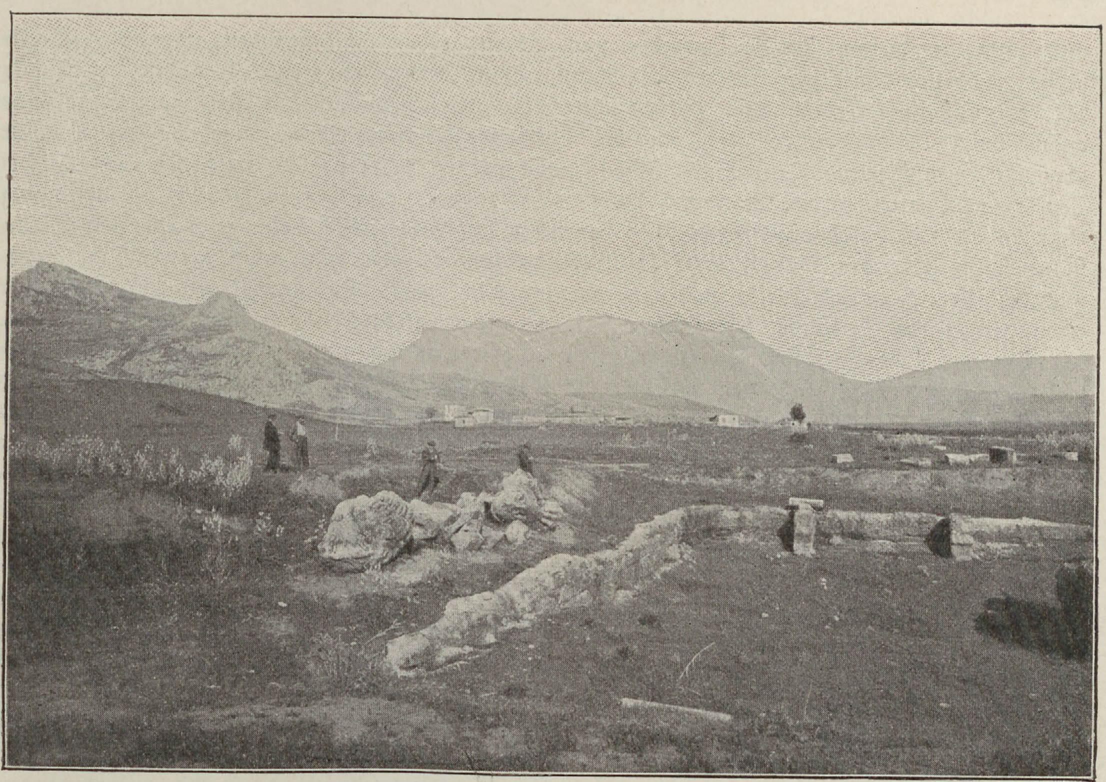
Indes der atheniſche Geſandte in Delphi, Äſchines, wußte den Plan zu vereiteln. Er drehte den Spieß um und beſchuldigte ſeinerſeits die Amphiſſer, ſich delphiſches Tempelland angeeignet zu haben. Die Sache war ſo offenkundig, daß die Verſammlung der Amphiktionen ſogleich die Exekution gegen Amphiſſa beſchloß, wodurch natürlich die Klage gegen Athen ohne weiteres zum Falle kam. Es wurde alſo ein amphiktioniſches Heer aufgeboten; Theben aber, das durch Bande alter Freundſchaft mit der Stadt verknüpft war, hielt ſich der Sache fern, und Demoſthenes’ Einfluß bewirkte, daß auch Athen ſich nicht an dem Zuge beteiligte. So waren es nur die theſſaliſchen Kontingente, die gegen Amphiſſa ins Feld rückten: und da ſie nichts auszurichten vermochten, wurde auf der Amphiktionenverſammlung im nächſten Frühjahr (339) König Philipp mit der Ausführung der Exekution beauftragt. Athen und Theben hielten ſich auch diesmal fern; ja, Theben ging ſo weit, die Beſatzung, die Philipp nach Nikäa an den Thermopylen gelegt hatte, zu vertreiben und den Platz ſelbſt in Beſitz zu nehmen.

Zunächſt konnte der König dem Mandate nicht nachkommen, da er, zur Sicherung ſeiner thrakiſchen Eroberungen, einen Zug über den Balkan nach der unteren Donau unternommen hatte. Erſt gegen Ende des Sommers ſetzte er ſich nach Süden in Marſch, durchzog die Thermopylen und nahm Stellung bei Eleteia in Phokis, wenige Stunden von der böotiſchen Grenze (September 339). Er hoffte durch dieſe Demonſtration Böotien zum Anſchluß an ſeine Sache zu bringen, oder doch wenigſtens freien Durchmarſch nach Attika zu erlangen. Vor allem aber ſtellte er an Theben die Forderung, das widerrechtlich beſetzte Nikäa zu räumen.

Indes in Theben erkannte man ſehr wohl, daß die Niederwerfung Athens Philipp zum Herrn von ganz Griechenland machen müßte; Theben würde dann ihm gegenüber in die Stellung eines abhängigen Verbündeten herabgeſunken ſein. So zögerte man denn keinen Augenblick, die Vorſchläge des Königs zurückzuweiſen und, da die Neutralität jetzt nicht mehr länger aufrecht zu erhalten war, mit Athen in Bund zu treten. Die mit Athen verbündeten Kleinſtaaten: Korinth, Megara, Euböa, Achaia, Kerkyra ſchloſſen ſich dieſer Koalition an und verpflichteten ſich zur Zahlung regelmäßiger Beiträge an die Kriegskaſſe, aus denen ein Söldnerheer aufgeſtellt werden ſollte. In Athen wurde, auf Demoſthenes’ Antrag, die Auszahlung der Feſtgelder für die Kriegsdauer ſuſpendiert und damit der Krebsſchaden beſeitigt, an dem die Finanzen des Staates ſo lange gekrankt hatten.

Die Verbündeten waren dem Könige an Truppenzahl zu Lande mehr als gewachſen; außerdem beherrſchten ſie das Meer unbedingt. Der Ausgang war alſo zweifelhaft; Philipp wäre der Entſcheidung gern ausgewichen und begann Unterhandlungen. Demoſthenes aber wollte, aus denſelben Erwägungen, von einem Frieden nichts wiſſen; war es doch klar, daß Athen nie unter günſtigeren Bedingungen den Kampf würde führen können. In Theben war man weniger kriegeriſch geſtimmt, da ja Böotien in erſter Linie vom Feinde bedroht war; aber Demoſthenes wußte auch hier jeden Verſuch einer Verſtändigung zu vereiteln.

Die Hauptmacht der Verbündeten nahm Stellung im ſüdlichen Phokis, am Kephiſos bis zu den Vorhöhen des Parnaſos, während ein Söldnerkorps von 10000 Mann weſtlich des



Das Schlachtfeld von Chäroneia; im Hintergrund der Parnaſos.

Photographie des deutſchen archäologiſchen Inſtituts zu Athen.

Parnaſos zum Schutze von Amphiſſa detachiert war; beide Heerteile waren etwa zwei Tagesmärſche auf zum Teil beſchwerlichen Bergwegen voneinander entfernt. Der Winter verging unter unbedeutenden Gefechten; als dann im Frühjahr die Bergpäſſe gangbar wurden, warf Philipp ſich unvermutet auf das iſolierte Korps bei Amphiſſa und ſchlug es bis zur Vernichtung, worauf Amphiſſa ſelbſt in ſeine Gewalt kam. Infolge dieſer Niederlage ſahen die Verbündeten ſich gezwungen, Phokis zu räumen und nach der böotiſchen Grenze zurückzuweichen, wo ſie bei Chäroneia eine das Land deckende Stellung nahmen. Hier kam es zur Entſcheidungsſchlacht (Auguſt 338). Beide Teile zählten etwa je 30000 Mann; die Linie der Verbündeten zog ſich quer über die ſchmale Ebene, ſo daß die Böoter auf dem rechten Flügel ſich an den Kephiſos lehnten, während die Athener auf dem linken Flügel ſich auf die Höhen bei Chäroneia ſtützten; zwiſchen beiden im Zentrum ſtanden die übrigen Kontingente. Während Philipp ſelbſt ſeine Truppen gegenüber den Athenern zurückhielt, warf ſich der Kronprinz Alexander an der Spitze der makedoniſchen Phalanx auf die Thebaner, die dem wuchtigen Stoße dieſer Maſſe nicht ſtandzuhalten vermochten; ihre Niederlage riß auch das Zentrum zur Flucht fort, und nun wurden die Athener im Rücken und in der Flanke gefaßt, wobei etwa ein Drittel ihres Aufgebots (2000 Mann) in Gefangenſchaft geriet, während 1000 Mann auf dem Platze blieben.

Es war ein Sieg, ſo glänzend wie der, den Philipp vor 14 Jahren über Onomarchos errungen hatte. An Widerſtand in offenem Felde konnten die Verbündeten jetzt nicht mehr denken; Theben unterwarf ſich ſogleich und nahm eine makedoniſche Beſatzung in die Kadmeia auf, während die Regierung in die Hände der Anhänger Philipps gelegt und deſſen Gegner verbannt wurden. Dagegen konnte Athen, auf ſeine Flotte geſtützt, es auf eine Belagerung ankommen laſſen, und es traf auch ſogleich die nötigen Vorbereitungen.

Philipp wußte ſehr wohl, daß ein Angriff auf eine Feſtung erſten Ranges, wie Athen, unter dieſen Umſtänden ſo gut wie gar keine Ausſicht auf Erfolg bot; hatte er doch nicht einmal Perinthos und Byzantion zu nehmen vermocht. Er ſuchte alſo eine Verſtändigung und ſandte zu dieſem Zwecke Demades nach Athen, einen einflußreichen atheniſchen Volksredner, der bei Chäroneia mitgekämpft hatte und in Kriegsgefangenſchaft geraten war. Er bot die günſtigſten Bedingungen; Athen ſollte ſeine volle Selbſtändigkeit, ſein Gebiet und ſeine auswärtigen Beſitzungen behalten, nur der Cherſones ſollte an Makedonien abgetreten, dafür aber als Entſchädigung Oropos an Athen zurückgegeben werden, das nach der Schlacht bei Leuktra zu Böotien abgefallen war. Auch die Gefangenen von Chäroneia verſprach der König ohne Löſegeld in Freiheit zu ſetzen. Es war mehr, als Athen ſelbſt beim erfolgreichſten Widerſtande hätte erreichen können, und die Bedingungen wurden denn auch bereitwilligſt angenommen, dem Könige die höchſten Ehrenbezeigungen dekretiert. Das gute Einvernehmen mit der erſten griechiſchen Seemacht, das Philipp ſo lange angeſtrebt hatte, ſchien endlich erreicht zu ſein.

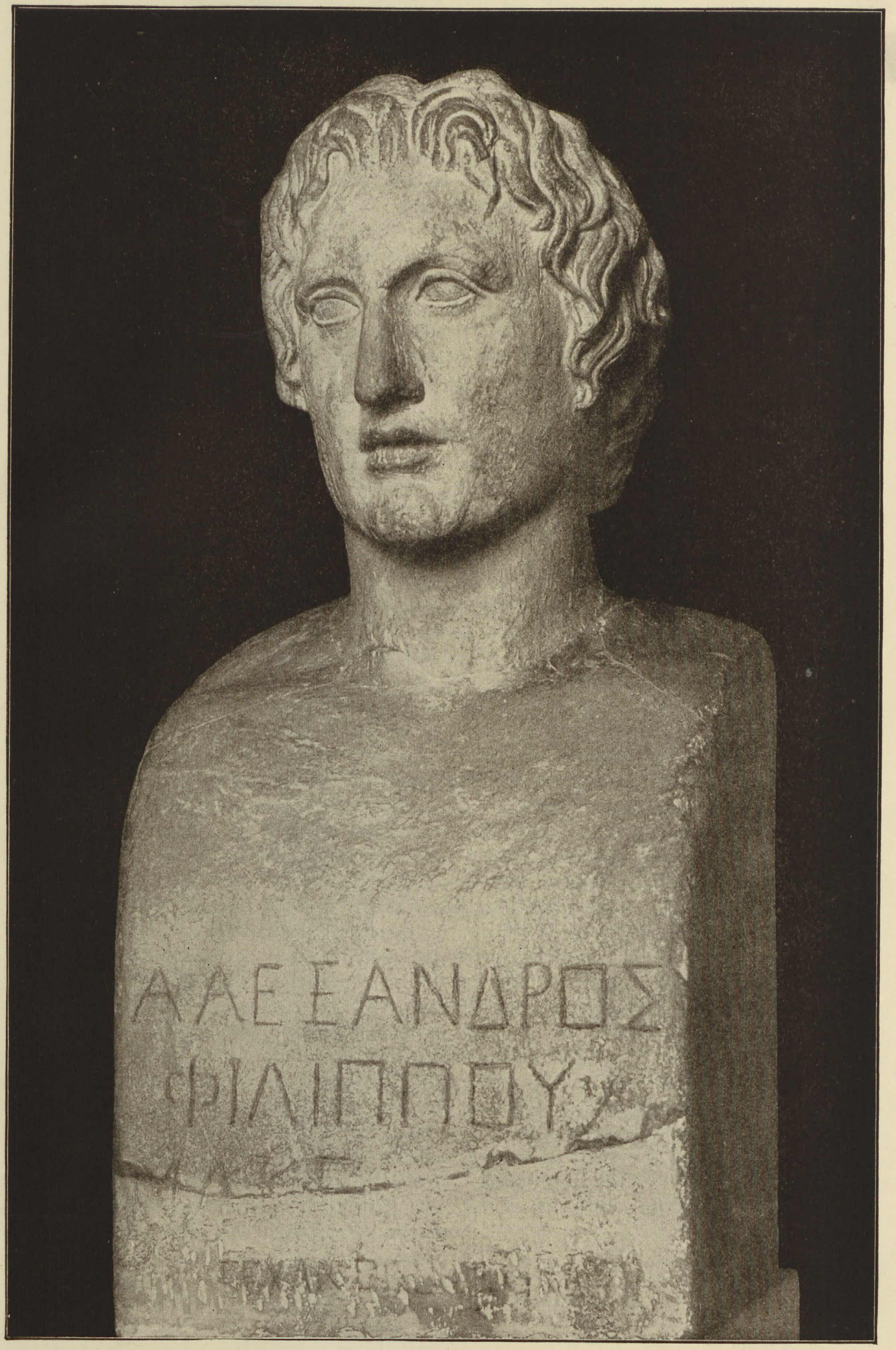
Die mit Athen verbündeten Kleinſtaaten unterwarfen ſich nun dem Sieger; auch ſie behielten ihre Selbſtändigkeit, doch wurden die beiden ſtrategiſch wichtigſten Plätze, Chalkis und die Burg von Korinth, von makedoniſchen Truppen beſetzt. Die meiſten peloponneſiſchen Staaten ſtanden ſchon längſt in guten Beziehungen zu Philipp, von dem ſie Schutz gegen die Übergriffe Spartas erwarteten. Da dieſes von einem gütlichen Abkommen nichts wiſſen wollte, rückte der König in Lakonien ein und durchzog, ohne Widerſtand zu finden, das ganze Land bis zur Seeküſte; einen Angriff auf Sparta ſelbſt unternahm er nicht, da es keineswegs in ſeiner Abſicht liegen konnte, die altberühmte Stadt zu vernichten. Doch wurden die Grenzbezirke jenſeits des Taygetos und Parnon und an den Eurotasquellen von Lakonien abgetrennt und den Nachbarſtaaten Meſſenien, Argos und Megalepolis zurückgegeben, denen die Spartaner ſie einſt entriſſen hatten. Sparta hat das alles freilich ſo wenig anerkannt, wie früher die Selbſtändigkeit Meſſeniens; aber es hatte für jetzt nicht die Macht, es zu hindern.

Und nun konnte Philipp zur Neuordnung Griechenlands ſchreiten. Es wurde ein Kongreß von Abgeordneten aller Staaten ſüdlich der Thermopylen in Korinth verſammelt; Sparta allein hielt ſich fern. Hier wurde ein allgemeiner Landfrieden verkündet; allen teilnehmenden Staaten wurde ihr Gebiet wie ihre Verfaſſung gewährleiſtet, auch das Privateigentum innerhalb der einzelnen Staaten ſollte unverletzlich ſein. Zur Leitung der gemeinſamen Angelegenheiten wurde in Korinth ein „helleniſcher Bundesrat“ eingeſetzt, in den jeder Staat einen Vertreter ſandte. Der Oberbefehl über alle Streitkräfte des Bundes wurde Philipp übertragen; finanzielle Leiſtungen dagegen legte der Bund ſeinen Mitgliedern nicht auf.

So war denn Griechenland, zum erſten Male, ſeit es eine Geſchichte gab, faſt in ſeinem vollen Umfange geeinigt. Allerdings war es nur ein loſes Band, das die Mitglieder des Bundes zuſammenhielt; in dieſer Beziehung glich die Schöpfung Philipps nur zu ſehr dem alten peloponneſiſchen Bunde Spartas. Aber jeder Verſuch, eine feſtere Organiſation durchzuführen, würde Philipp die Sympathien der Nation entfremdet und damit alles Errungene in Frage geſtellt haben. Und es bedurfte deſſen auch nicht; denn Philipp beſaß, als Herr von Makedonien und der dieſem eng verbündeten Nebenländer Theſſalien und Thrakien, was Sparta gefehlt hatte, eine eigene Macht, die jeder denkbaren Koalition anderer griechiſcher Staaten weit überlegen war. Die von Philipp begründete Ordnung hat denn auch, trotz aller Rückſchläge im einzelnen, Beſtand gehabt, bis Griechenland ſich unter die römiſche Fremdherrſchaft beugen mußte.

Während ſo das griechiſche Mutterland durch Philipp geeinigt wurde, waren auch im griechiſchen Weſten wieder geordnete Zuſtände hergeſtellt worden. Außerſtande, ſich aus eigener Kraft von der Herrſchaft des Dionyſios zu befreien, wandten ſich die Syrakuſier endlich an die Mutterſtadt Korinth (345). Hier wollte man ſich der Pflicht gegen die Tochterſtadt nicht entziehen. Man ſandte alſo 10 Schiffe und 700 Söldner, kriegserprobte Veteranen aus dem phokiſchen Heere, nach Sizilien; die kleine Macht ſollte den Kern bilden, um den die Sikelioten ſich ſcharen könnten. Zum Führer wurde Timoleon beſtimmt, ein Republikaner von echtem Schrot und Korn, der vor langen Jahren den eigenen Bruder hatte ermorden laſſen, als dieſer ſich zum Tyrannen von Korinth aufwerfen wollte.

Bei ſeiner Ankunft in Sizilien aber fand Timoleon die Lage von Grund aus verändert. Dionyſios hatte eine Schlacht gegen den Tyrannen von Leontinoi, Hiketas, verloren; dieſer hatte ſich nach dem Siege der Stadt Syrakus bemächtigt und Dionyſios in ſeiner Burg auf


ΑΛΕΞΑΝΔΡΟΣ
ΦΙΛΙΠΠΟΥ

Alexander der Große
Original im Louvre zu Paris
Photographie J. Kuhn, Paris

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

der Inſel Ortygia eingeſchloſſen. Auf die Nachricht, daß Timoleon bei Tauromenion gelandet ſei, rückte er ihm entgegen, erlitt aber bei Adranon am Weſtfuße des Ätna eine völlige Niederlage. Mamerkos, der Tyrann des wichtigen Katane, trat darauf zu Timoleon über. Vor allem aber hatte der Sieg zur Folge, daß Dionyſios die Burg von Syrakus mit allen Truppen und Kriegsvorräten an Timoleon übergab; völlig iſoliert wie er war, verzweifelte er daran, ſich auf die Dauer behaupten zu können. Er durfte ſeine Schätze behalten und ſich damit nach Korinth zurückziehen, wo er bis zu ſeinem Tode als Privatmann gelebt hat.

Nun aber griffen die Karthager in Sizilien ein. Sie waren entſchloſſen, die korinthiſche Intervention nicht zu dulden und ſandten zu dieſem Zweck eine Flotte unter Magon nach Syrakus mit Landungstruppen an Bord, die von Hiketas in die Stadt aufgenommen wurden und mit ihm zuſammen die Burg belagerten. Daraufhin ſandten die Korinthier Timoleon eine Verſtärkung von weiteren 10 Schiffen und 2000 Mann, die es dieſem ermöglichte, auch von der Landſeite her gegen Syrakus vorzugehen. Dort waren indes Hiketas und Magon ſchlecht miteinander ausgekommen; der Semit glaubte ſich von den Hellenen verraten, ſchiffte ſeine Truppen ein und kehrte nach dem karthagiſchen Gebiet im Weſten der Inſel zurück. Nun vermochte auch Hiketas ſich nicht mehr in Syrakus zu halten und Timoleon nahm Beſitz von der Stadt.

Karthago aber gab ſeine Pläne zur Eroberung der Inſel nicht auf; es rüſtete ein neues Heer und ließ es in Lilybäon an Land gehen. Dieſer Gefahr gegenüber ſchloß Hiketas mit Timoleon Frieden und ſtellte ſeine Streitkräfte unter deſſen Befehl; dasſelbe tat Hippon, der Tyrann von Meſſene. So konnte Timoleon mit 12 000 Mann dem Feinde entgegenziehen. Er traf das an Zahl weit überlegene karthagiſche Heer im Gebiet von Segeſta, als es eben dabei war, über den Fluß Krimiſos zu gehen; ohne Zögern ſchritt er zum Angriff. Der völlig überraſchte Feind vermochte ſich nicht zu ordnen und erlitt eine vollſtändige Niederlage. Sizilien war vor der Gefahr der Fremdherrſchaft gerettet (um 340).

Dafür brach nun der innere Hader von neuem aus. Hiketas hatte ein nur zu berechtigtes Mißtrauen gegen den alten Tyrannenfeind Timoleon; er fiel alſo von ihm ab und trat wieder in Bund mit Karthago. Die Tyrannen von Meſſene und Katane, Hippon und Mamerkos, folgten dieſem Beiſpiel. Indes es gelang Timoleon, Hiketas zu ſchlagen, worauf der Tyrann von ſeinen eigenen Leuten ergriffen und an Timoleon ausgeliefert wurde, der ihn ſogleich hinrichten ließ. Ein zweiter Sieg Timoleons über Mamerkos und ſeine karthagiſchen Hilfstruppen veranlaßte Karthago Frieden zu ſchließen; es behielt den Beſitz ſeiner alten Provinz im Weſten der Inſel und ließ Timoleon im Oſten freie Hand. Mamerkos vermochte ſich nun in Katane nicht mehr zu halten und flüchtete zu Hippon nach Meſſene, doch auch dieſe Stadt wurde bald von Timoleon genommen, beide Tyrannen wurden gefangen und hingerichtet.

Sizilien war jetzt frei und Timoleon konnte an die Neuordnung des Landes gehen. Vor allem galt es die Wunden zu heilen, welche die lange Anarchie geſchlagen hatte; zur Ergänzung der ſtark zuſammengeſchmolzenen Bevölkerung wurden zahlreiche Koloniſten aus dem Mutterlande herbeigerufen und in der nun folgenden Friedensperiode blühte die Inſel bald wieder zu ihrem früheren Wohlſtande empor. In Syrakus und den übrigen Städten wurde eine gemäßigt demokratiſche Verfaſſung eingeführt; zum Schutze gegen Karthago traten die griechiſchen Gemeinden zu einem Bunde zuſammen unter der Führung von Syrakus. Dann legte Timoleon die Diktatur nieder, die er ſeit acht Jahren bekleidet hatte (337). Er beſchloß ſeinen Lebensabend auf einem Landgute bei Syrakus, inmitten des von ihm befreiten Volkes; als er ſtarb, wurde ihm als zweitem Gründer der Stadt auf dem Markte das Grabmal errichtet. Er hat mit kleinen Mitteln Großes geleiſtet; Sizilien verdankte ihm nach tiefem Verfall eine neue Periode der Blüte, die letzte, die es im Altertum geſehen hat. Freilich konnte ſein Werk nicht von Dauer ſein; denn gegenüber einer Macht wie Karthago konnte nicht ein lockerer Verband autonomer Stadtgemeinden, ſondern nur eine ſtraffe Militärmonarchie die Unabhängigkeit Siziliens ſichern. Sie ſollte bald genug kommen.

19. Die Eroberung Aſiens.

Seit einem halben Jahrhundert ſtanden die Griechen Aſiens unter perſiſcher Herrſchaft, aller Willkür orientaliſcher Mißwirtſchaft preisgegeben, ſoweit ſie ſich nicht aus eigener Kraft dagegen zu ſchützen vermochten, was nur den größeren Städten, wie Epheſos oder Kyzikos, möglich war. Im Mutterland regte ſich keine Hand für die Stammesgenoſſen; jeder Staat dachte nur an die eigenen kleinlichen Intereſſen und bewarb ſich zu deren Förderung um die Freundſchaft des Großkönigs. Beſonders ſchamlos zeigte ſich Theben in dieſer Politik, die es ja ſchon ſeit Xerxes' Zeiten getrieben hatte; aber auch Demoſthenes, der, wenn es Philipp galt, von patriotiſchen Phraſen überſchäumte, war jeden Nationalgefühls bar, wenn es ſich um die Beziehungen zu Perſien handelte. Die öffentliche Meinung freilich dachte ganz anders, und ihre Wortführer wurden nicht müde, der Nation die Schmach vor Augen zu führen, die darin lag, daß man die Fremdherrſchaft in Aſien duldete. In dieſem Sinne hatte zuerſt Gorgias während des korinthiſchen Krieges vor der olympiſchen Feſtverſammlung im Jahre 392 geſprochen; er fand bald zahlreiche Nachfolger, und namentlich ſein Schüler Iſokrates hat bis in das höchſte Alter ſeine Kraft in den Dienſt dieſer Aufgabe geſtellt. Es iſt ihm vergönnt geweſen, als hundertjähriger Greis den Beginn der Verwirklichung ſeiner Ideale zu ſehen; ihre Vollendung zu erleben blieb ihm freilich verſagt.

Bei den verrotteten Zuſtänden, die im Perſerreich herrſchten, und der unbedingten militäriſchen Überlegenheit der Griechen über die Orientalen war eine Eroberung Aſiens keineswegs ein beſonders ſchwieriges Unternehmen. Nur durch die Zwietracht der griechiſchen Staaten hielt das Reich ſich überhaupt noch aufrecht; nur durch immer ausgedehntere Verwendung griechiſcher Offiziere und Söldner vermochte es die Herrſchaft über die Provinzen am Mittelmeer zu behaupten. Mit dieſen Mitteln gelang es endlich König Ochos, Ägypten wieder zu unterwerfen (344), nachdem das Land über ein halbes Jahrhundert ſeine Unabhängigkeit behauptet hatte. Natürlich war man am perſiſchen Hofe nicht blind gegen die Gefahr, die dem Reiche aus einer Zuſammenfaſſung der Kräfte Griechenlands unter makedoniſcher Führung erwachſen konnte, fühlte ſich aber zu einem bewaffneten Eingreifen in die griechiſchen Angelegenheiten nicht ſtark genug. Nur als Philipp bis an die Grenzen des Perſerreiches vordrang und Perinthos belagerte, ſandte man der Stadt Unterſtützung, die dann auch zu ihrer Rettung weſentlich beitrug, ließ aber im übrigen die Dinge gehen wie ſie wollten.

Schon nach der Beendigung des heiligen Krieges richtete Iſokrates an Philipp ein Sendſchreiben, in dem er ihn zum Nationalkrieg gegen Perſien aufforderte. Natürlich hätte er das nicht getan, ohne der Zuſtimmung des Königs ſicher zu ſein; eben mit Rückſicht auf dieſe Pläne ſuchte Philipp das Bündnis mit Athen. Doch es war noch zu früh; Demoſthenes und die Partei, deren Wortführer er war, wußte den Anſchluß Athens an die nationale Sache zu hindern. Sobald aber der Sieg bei Chäroneia dieſe Oppoſition zum Schweigen gebracht hatte, ſchritt Philipp ans Werk. Auf der Tagſatzung der verbündeten Hellenen in Korinth wurde der Nationalkrieg gegen Perſien verkündet; ein Heer von 10 000 Mann unter Philipps beſtem Feldherrn, Parmenion, ging über den Hellespont (Frühjahr 336), um zunächſt die griechiſchen Städte in Kleinaſien zum Abfall zu bringen.

Der Augenblick konnte nicht beſſer gewählt ſein, denn ſoeben war König Ochos geſtorben, und es folgte im Perſerreich eine Zeit innerer Wirren, bis endlich ein Prinz aus einer Seitenlinie des Achämenidenhauſes unter dem Namen Dareios den Thron beſtieg (336). Indeſſen war die Defenſivkraft des Reiches gelähmt und ſo ſchloſſen die Küſtenplätze von Kyzikos bis nach Epheſos hinab ſich ſogleich an Parmenion an. Nun aber traten in Makedonien Ereigniſſe ein, die alles Errungene wieder in Frage ſtellten.

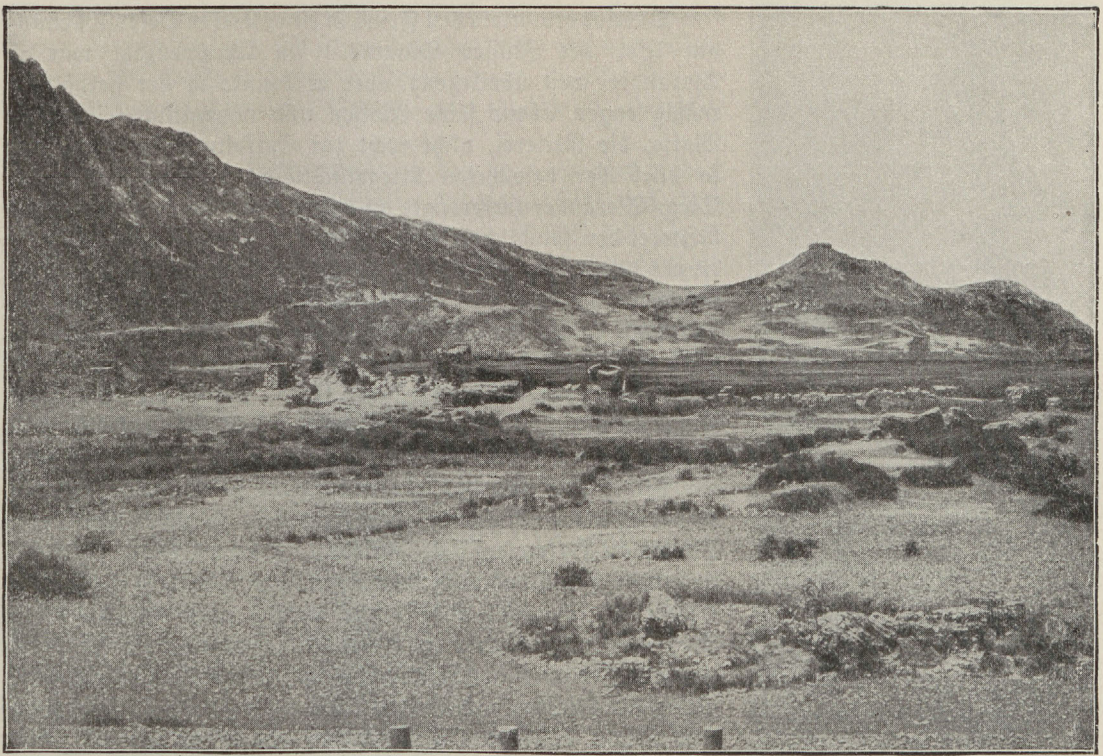
Am makedoniſchen Hofe herrſchte ein ſehr freier Ton; die Kentauren und Läſtrygonen könnten es nicht ärger getrieben haben, meint der Geſchichtſchreiber dieſer Zeit, Theopompos. Das führte zur Entfremdung zwiſchen dem König und ſeiner Gemahlin Olympias; endlich ging Philipp ſo weit, zu einer neuen Verbindung zu ſchreiten mit Kleopatra, einem Mädchen aus ſehr vornehmem makedoniſchen Hauſe. Olympias kehrte infolgedeſſen nach ihrer epeirotiſchen Heimat zurück, und auch ihr Sohn Alexander verließ Makedonien. Philipp ſuchte die Sache ins gleiche zu bringen; er bewog ſeinen Sohn zur Rückkehr und gewann Olympias' Bruder Alexander von Epeiros durch die Verlobung mit ſeiner Tochter Kleopatra. Olympias aber blieb unverſöhnlich; auf ihre Veranlaſſung wurde der König bei der Hochzeitsfeier ſeiner Tochter ermordet (Sommer 336).

Alexander erntete die Früchte des Verbrechens, dem er vielleicht nicht ferngeſtanden hat. Der rechtmäßige Thronerbe, Perdikkas' Sohn Amyntas, hatte keinen Anhang unter den Großen des Hofes; Kleopatras junger Sohn konnte als Thronfolger nicht in Betracht kommen, da das Reich einen König brauchte und keine Vormundſchaftsregierung. So konnte Alexander ohne Widerſtand von der Herrſchaft Beſitz nehmen; um ſeinen Thron zu ſichern, ließ er den Sohn der Kleopatra ſogleich töten, und nicht lange darauf auch ſeinen Vetter Amyntas. Natürlich wurden auch alle diejenigen hingerichtet, die der Beteiligung an Philipps Ermordung verdächtig waren. Dann rückte der junge König, ohne Zeit zu verlieren, an der Spitze ſeines Heeres nach Griechenland und machte dadurch allen Abfallsgelüſten ein Ende, die ſich dort nach Philipps Ermordung geregt hatten.

Säulen=Baſis vom Artemistempel zu Epheſos. Orig. im Brit. Muſ. London.
Nach „Monum. de l'Art antique" par Olivier Rayet. Paris 1884 A. Quantin Edit.

Im nächſten Frühjahr (335) zog Alexander über den Hämos bis an die Donau, um den Barbaren des Nordens den Beweis zu geben, daß ſich in der Machtſtellung Makedoniens durch Philipps Tod nichts geändert habe. Von hier aus rief ein Aufſtand ihn nach Illyrien, und nur nach harten Kämpfen gelang es, das Land zum Gehorſam zurückzubringen. Inzwiſchen aber hatte der Großkönig auf die Nachricht vom Tode Philipps den Verſuch gemacht, die griechiſchen Staaten zum Abfall zu bringen, wobei Demoſthenes als Generalagent diente; eine große Summe, angeblich 300 Talente (etwa 1½ Millionen Mark), wurde in ſeine Hände gelegt, um ſie nach beſtem Ermeſſen zu verwenden. Natürlich fanden dieſe Beſtrebungen den günſtigſten Boden in Theben, wo man die glänzende Vergangenheit nicht vergeſſen konnte und die Erinnerung an die Befreiung vom ſpartaniſchen Joche zu den Zeiten der Väter noch friſch war. Als ſich nun das Gerücht verbreitete, Alexander ſei in Illyrien gefallen, erhob ſich die Stadt, die Verbannten kehrten zurück, die makedoniſche Beſatzung wurde in der Kadmeia belagert. Auf die Nachricht von dieſen Ereigniſſen brach Alexander den illyriſchen Feldzug ab und rückte in Eilmärſchen vor Theben. Er bot Verzeihung, aber die Verbannten, die dort das Heft in der Hand hatten, wollten von einer Unterwerfung nichts wiſſen, die ſie von neuem aus der Heimat getrieben hätte. Alexander begann alſo den Sturm auf das Außenwerk, das die Thebaner vor den Mauern zur Einſchließung der Kadmeia errichtet hatten; es wurde erſtürmt, die Beſatzung flüchtete in die Stadt, die Sieger aber drangen zugleich mit ihnen durch die Tore. So wurde Theben genommen. Die Entſcheidung über das Schickſal der Stadt legte Alexander in die Hände ſeiner griechiſchen Bundesgenoſſen; der Spruch lautete, daß Theben zur Strafe ſeines Verrates an der helleniſchen Sache geſchehen ſolle, was es ſelbſt in der Zeit ſeiner Macht über böotiſche Kleinſtädte wie Platää und Orchomenos verhängt hatte. Demgemäß wurde Theben zerſtört, die Bewohner in die Knechtſchaft verkauft, das Gebiet unter die Nachbarſtädte verteilt (Herbſt 335).

Die furchtbare Kataſtrophe der altberühmten Stadt wirkte in ganz Griechenland wie ein Donnerſchlag; es war, ſagt ein zeitgenöſſiſcher Redner, als ob der Mond am Firmament ausgelöſcht worden wäre. Niemand dachte mehr an Widerſtand; Athen, das im Begriff geweſen war, mit Theben gemeinſame Sache zu machen, ſandte eine Geſandtſchaft an Alexander, ihn zu ſeinem Siege zu beglückwünſchen. Da noch kein Abfall erfolgt war, brauchte der König keine Strafe über die Stadt zu verhängen, nur verlangte er die Auslieferung der Männer, die den thebaniſchen Aufſtand gefördert hatten, vor allem Demoſthenes'; indes ſtand er auf die Weigerung der Athener auch von dieſer Forderung ab; würde doch ein Vorgehen gegen Athen nur die Wirkung gehabt haben, dieſes dem Großkönig in die Arme zu treiben. Während dieſer Wirren war natürlich eine kräftige Weiterführung des Krieges in Kleinaſien unmöglich geweſen; Parmenion war abberufen worden, da er in Europa gebraucht wurde, und ſein Nachfolger Kalas wurde von dem Oberbefehlshaber der perſiſchen Streitkräfte, dem Rhodier Memnon, nach dem Helleſpont zurückgedrängt. Jetzt endlich, nachdem in Griechenland Ruhe geſchafft war, hatte Alexander die Hände frei. Sobald es die Jahreszeit geſtattete, im Frühling 334, brach er nach Aſien auf an der Spitze eines Heeres von gegen 35 000 Mann, etwa zur Hälfte Makedonen, zur Hälfte Bundesgenoſſen und Söldner; dazu kam eine Flotte von 160 Schiffen. Als militäriſcher Berater, wie wir ſagen würden, als Generalſtabschef, ſtand dem jungen, erſt zweiundzwanzigjährigen Könige Parmenion zur Seite, der große Feldherr, dem ſchon Philipp ſeine Siege zu danken gehabt hatte. Da die Perſer keine Flotte auf dem Ägäiſchen Meere hatten, auch das aſiatiſche Ufer des Helleſponts noch von Kalas gehalten wurde, bot der Übergang keine Schwierigkeit. Die perſiſchen Satrapen Kleinaſiens zogen nun ihre Heere zuſammen und traten Alexander am Granikos entgegen, einem der Küſtenflüſſe, die ſich vom Ida her nach der Propontis ergießen. Sie mochten dem Könige an Truppenzahl gewachſen ſein, an militäriſchem Wert aber zeigte ſich das makedoniſche Heer weit überlegen, und ſo erfocht Alexander den vollſtändigſten Sieg; die perſiſchen Reiter hielten den makedoniſchen und theſſaliſchen Geſchwadern nicht ſtand, worauf dann die griechiſchen Söldner, die den Kern des perſiſchen Fußvolks bildeten, zuſammengehauen oder zur Ergebung gezwungen wurden. Die perſiſche Herrſchaft im weſtlichen Kleinaſien brach nach dieſem Schlage zuſammen; Alexander wurde überall als Befreier begrüßt, ſelbſt die uneinnehmbare Burg von Sardes wurde ihm von ihrem Kommandanten ohne Schwertſtreich übergeben. Nur Miletos, Halikarnaſſos und einige andere Küſtenplätze in Karien wurden von ihren perſiſchen Garniſonen gehalten. Es galt alſo zunächſt, dieſe Feſtungen dem Feinde zu entreißen. Milet wurde denn auch bald mit Sturm genommen, ohne daß die perſiſche Flotte von 400 Segeln, die nun endlich im Ägäiſchen Meere erſchienen war, das Schickſal der Stadt zu wenden vermocht hätte. Viel größere Schwierigkeiten bot die Belagerung von Halikarnaſſos, das von Mauſſollos aufs ſtärkſte befeſtigt worden war. Gegen die überlegene feindliche Flotte konnte Alexander eine Seeſchlacht nicht wagen; die Stadt behielt alſo die Verbindung mit dem Meere frei, und nur ein Ingenieurangriff konnte ſie zum Fall bringen. Wie ſchwierig eine ſolche Aufgabe war, hatte Philipp wenige Jahre früher vor Perinthos und Byzantion zu erfahren gehabt; indes es gelang Alexander, in die Mauern Breſche zu ſchlagen; ein verzweifelter Ausfall, den die Beſatzung zur Zerſtörung der feindlichen Maſchinen machte, wurde zurückgeſchlagen, und ſo blieb Memnon nichts übrig, als die Stadt zu räumen, doch hielt er die beiden Akropolen mit ſeinen Truppen

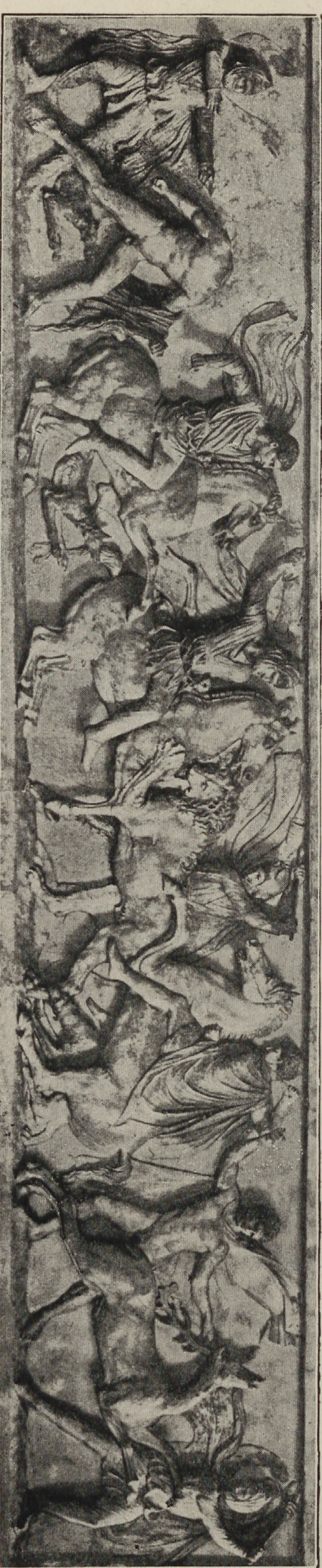


Anſicht von Epheſos. Photographiſche Aufnahme von Sebah und Joaillier, Konſtantinopel.

beſetzt (Spätherbſt 334). Alexander legte nun den größten Teil ſeines Heeres unter Parmenions Befehl in die Winterquartiere und ging ſelbſt mit ausgewählter Mannſchaft nach Lykien und Pamphylien, die ſich ihm faſt ohne Widerſtand unterwarfen. Im Frühjahr vereinigte er ſich mit Parmenion auf dem phrygiſchen Hochland, überſchritt dann den Tauros und beſetzte Kilikien; die perſiſchen Truppen, welche die Bergpäſſe verteidigen ſollten, hatten bei ſeinem Heranrücken die Flucht ergriffen.

Inzwiſchen hatte nun allerdings Memnon an der Spitze der perſiſchen Flotte im Rücken Alexanders auf dem Ägäiſchen Meer die Offenſive ergriffen. Chios fiel in ſeine Gewalt; dann wurde, nach längerer Belagerung, auch Mytilene zur Ergebung gezwungen. Darüber war Memnon an einer Krankheit geſtorben, und in ihm verlor der Großkönig ſeinen fähigſten Feldherrn. Seine Nachfolger, die Perſer Autophradates und Pharnabazos, fuhren nun nach Europa hinüber, um Griechenland zum Aufſtand zu bringen, fanden aber nur bei Sparta Entgegenkommen; alle übrigen Städte, ſelbſt Athen, blieben der nationalen Sache treu. Das Schickſal Thebens war eine furchtbare Warnung; auch Alexanders Feinde hielten es für klug, die Entſcheidung abzuwarten, die ſich in Kilikien vorbereitete.

König Dareios hatte auf die Nachricht von Alexanders Übergang nach Aſien das Reichsheer zuſammengezogen, was natürlich, bei den großen Entfernungen im Perſerreich eine beträchtliche Zeit erforderte, und war dann an deſſen Spitze nach Syrien marſchiert, wo er gegen Ende Sommer 333 anlangte. Alexander war durch eine ſchwere Erkrankung in Kilikien zurückgehalten worden; auf die Nachricht von dem Heranzug des Feindes ergriff er, kaum geneſen, die Offenſive und rückte durch die Küſtenpäſſe nach Myriandos in Syrien, in der Erwartung, daß ſich Dareios dort zur Schlacht ſtellen würde. Während er aber dieſe Bewegung ausführte, hatte Dareios die Päſſe des Amanos überſchritten, der Syrien von Kilikien trennt, und war in die Küſtenebene von Iſſos herabgeſtiegen; er ſtand ſo im Rücken Alexanders und ſchnitt dieſen von ſeinen Verbindungen mit Griechenland ab. Nur eine ſiegreiche Schlacht konnte Alexander Rettung bringen; im Falle einer Niederlage war ſein ganzes Heer verloren.



Löwenjagd. Relief einer Langſeite vom ſogenannten Alexanderſarkophag zu Konſtantinopel.

Dareios erwartete den Feind in einer ſtarken Defenſivſtellung am Ufer des Fluſſes Pinaros. An Truppenzahl war er Alexander weit überlegen; aber er konnte in der verhältnismäßig engen Ebene ſeine Maſſen und namentlich ſeine beſte Waffe, die Reiterei, nicht recht zur Entfaltung bringen, und ſo blieb der bewährten Kriegstüchtigkeit der Makedonen der Sieg. Alexander zerſprengte an der Spitze ſeiner makedoniſchen Reiterei den feindlichen linken Flügel, und dann auch das Zentrum; der rechte Flügel des perſiſchen Heeres, das aus griechiſchen Söldnern und aſiatiſchen Reitern beſtand, hatte bis dahin gegenüber den theſſaliſchen Reitern und der makedoniſchen Phalanx ſtandgehalten, vermochte ſich aber jetzt nicht länger zu behaupten; die perſiſchen Reiter flohen, die griechiſchen Hopliten räumten in guter Ordnung das Schlachtfeld. Die früh hereinbrechende Herbſtnacht machte bald der Verfolgung ein Ende, doch fiel das perſiſche Lager in Alexanders Hand, wobei Dareios' Mutter, ſeine Gemahlin Stateira und deren Kinder in Gefangenſchaft gerieten. Dareios ſelbſt hatte ſich in eiliger Flucht gerettet; er vermochte aber ſein Heer nicht wieder zu ſammeln und konnte vorerſt nicht daran denken, Alexander noch einmal im Felde entgegenzutreten. Er eröffnete alſo Friedensunterhandlungen und erklärte ſich bereit, Aſien bis zum Euphrat abzutreten und eine Kriegsentſchädigung von 10000 Talenten (55 Millionen Mark) zu zahlen. Doch Alexander lehnte das Anerbieten ab; er wußte, daß es jetzt in ſeiner Hand lag, Aſien ganz zu erobern.

Von einer Verfolgung des Großkönigs freilich nahm er zunächſt Abſtand; ehe er in das Innere Aſiens zog, mußte er die Küſtenprovinzen in ſeinem Beſitz haben. Er rückte alſo ſüdwärts nach Phönikien; hier öffneten ihm alle Städte die Tore, mit Ausnahme der mächtigſten, Tyros, das ſich durch ſeine Lage auf einer kleinen Küſteninſel vor jedem Angriff ſicher glaubte. Alexander mußte dieſen Widerſtand brechen; er begann alſo, durch den ſeichten Meeresarm, der die Stadt von dem Feſtlande trennte, einen Damm aufzuſchütten, wie es Dionyſios einſt bei der Belagerung von Motye getan hatte. Bald darauf wurde er auch Herr des Meeres, denn die phönikiſchen und kypriſchen Kontingente verließen, ſobald die See im Frühjahr ſchiffbar wurde, die perſiſche Flotte und kehrten nach Hauſe zurück, wo ſie ſich Alexander zur Verfügung ſtellten. So konnte Tyros auch von der Seeſeite aus angegriffen werden, was dann endlich, im ſiebenten Monat der Belagerung, den Fall der Stadt herbeiführte (Juli 332). Die Semiten bekamen die volle Strenge des Kriegsrechts zu fühlen; was von der Bevölkerung nicht bei der Erſtürmung umgekommen war, wurde in die Sklaverei verkauft.

Alexander zog nun nach Ägypten weiter; unterwegs wurde nach zweimonatlicher Belagerung das mächtige Gaza erſtürmt, die einzige Stadt Syriens, die noch Widerſtand leiſtete. In Ägypten war die Perſerherrſchaft tief verhaßt und die Greuel noch in friſcher Erinnerung, die Ochos bei der Wiederunterwerfung des Landes begangen hatte; ſo wurde Alexander mit offenen Armen als Befreier empfangen. Er nahm hier

Winterquartiere und benutzte die Gelegenheit, das Orakel des Amon in der libyſchen Wüſte zu beſuchen, das, wie wir wiſſen, auch in Griechenland hohes Anſehen genoß; die Prieſter begrüßten ihn als Sohn des Gottes, wie es ihm als Herrſcher Ägyptens zukam.

So waren alle Küſtenprovinzen des Perſerreiches erobert und Alexander konnte im nächſten Frühjahr (331) nach dem Innern Aſiens aufbrechen, um Dareios' Macht den letzten Stoß zu geben. Allerdings kam eben jetzt in Griechenland ein Krieg mit Sparta zum Ausbruch; das hatte aber nicht allzuviel zu bedeuten, ſeit die große perſiſche Flotte im Ägäiſchen Meere durch den Abfall der kypriſchen und phönikiſchen Kontingente ſich aufgelöſt hatte. Was dort an perſiſchen Schiffen noch übrig war, wurde im Sommer 332 mit leichter Mühe von der makedoniſchen Flotte vernichtet, die Inſeln an der kleinaſiatiſchen Küſte befreit und die wenigen Plätze, welche die Perſer noch in Karien beſetzt hielten, zur Ergebung gezwungen. Sparta durfte alſo auf perſiſche Unterſtützung jetzt nicht mehr rechnen; es war aber zu weit gegangen, um noch zurück zu können. König Agis nahm alſo die griechiſchen Söldner des Dareios in ſeine Dienſte, die ſich nach der Schlacht bei Iſſos gerettet hatten, und begann die Feindſeligkeiten. Alexander ſandte darauf 100 phönikiſche und kypriſche Schiffe nach dem Ägäiſchen Meer, eine Maßregel, die in erſter Linie auf Athen berechnet war und dieſem die unbedingte Überlegenheit der königlichen Flotte vor Augen führen ſollte; ſie bewirkte denn auch, daß Athen ſich neutral hielt. Damit war der Ausgang entſchieden; nur einige peloponneſiſche Kleinſtaaten traten auf die ſpartaniſche Seite. Agis errang allerdings einen Erfolg über eine makedoniſche Abteilung und begann die Belagerung von Megalepolis, das treu zur nationalen Sache hielt. Doch Antipatros, den Statthalter Alexanders in Makedonien, kam noch rechtzeitig mit überlegenen Kräften zum Entſatz herbei; Agis mußte die Belagerung abbrechen und ſich auf die Höhen im Süden der Stadt zurückziehen. Hier kam es zur Schlacht, das erſte Mal, daß Makedonen und Spartaner im offenen Felde ſich maßen (Herbſt 331). Der Sieg blieb Antipatros; König Agis fiel, ſein Heer erlitt ſo ſchwere Verluſte, daß Sparta an eine Fortſetzung des Krieges nicht denken konnte und ſich bedingungslos unterwarf. Ganz Griechenland ſtand jetzt unter makedoniſcher Oberherrſchaft.

Alexander war indeſſen, im Juli, bei Thapſakos über den Euphrat gegangen und Ende September an den Tigris gelangt, der ebenfalls, ungehindert vom Feinde, überſchritten wurde. Wenige Tage ſpäter traf er beim Dorfe Gaugamela in der weiten aſſyriſchen Ebene auf das Heer des Dareios. Das Schlachtfeld war trefflich gewählt, um die numeriſche Überlegenheit der Perſer, namentlich an Reiterei, zur vollen Geltung zu bringen. Alexander ſah ſich denn auch bald auf beiden Flügeln umfaßt, ließ ſich dadurch aber in ſeinem Angriff nicht aufhalten und brachte an der Spitze der makedoniſchen Reiterei und der Phalanx den feindlichen linken Flügel zum Weichen. Sein eigener linker Flügel unter Parmenion hatte, von weit

Perſerſchlacht. Relief einer Langſeite vom ſogenannten Alexanderſarkophag zu Konſtantinopel.

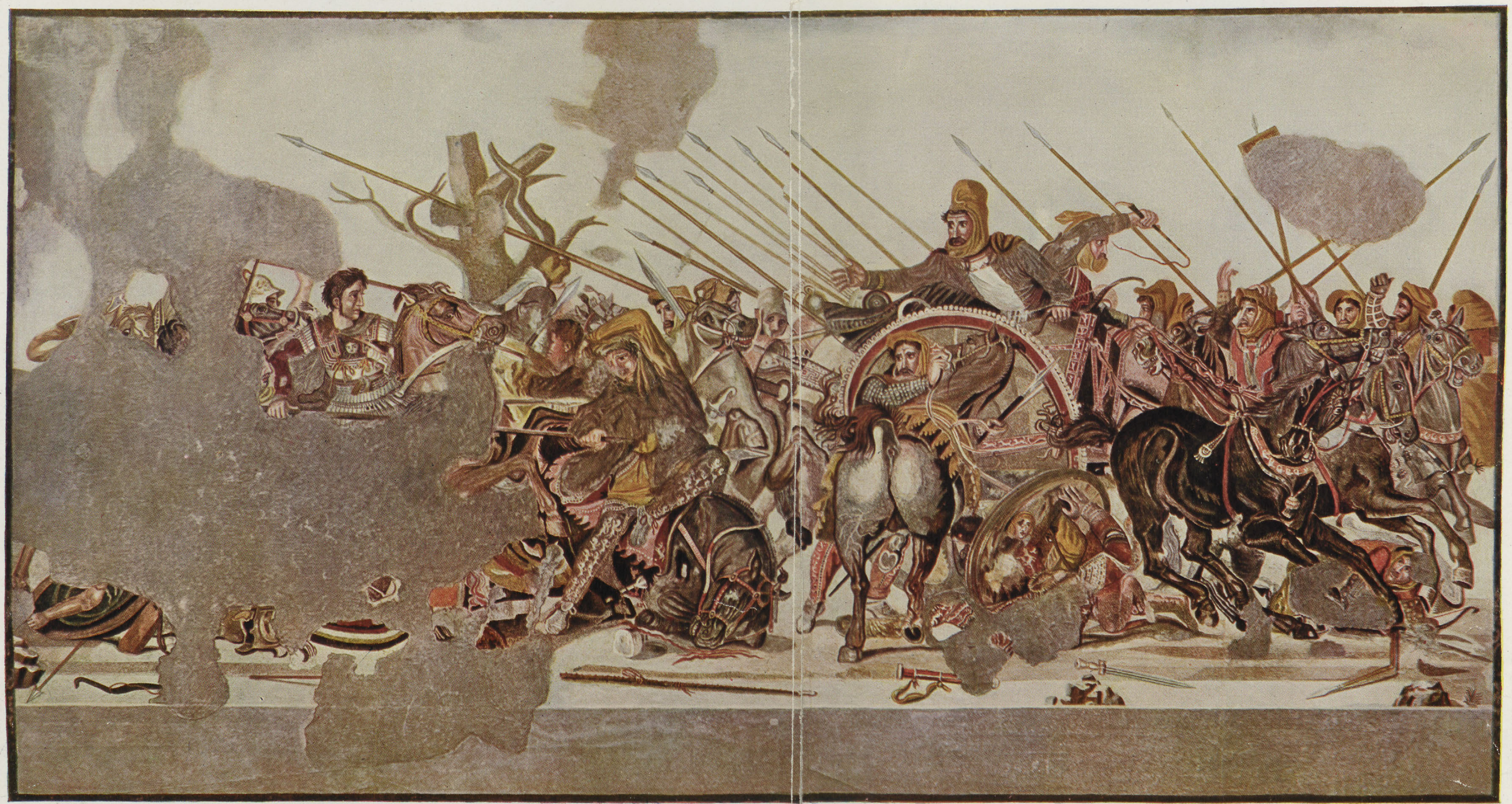
überlegenen Kräften bedrängt, dieſer Bewegung nicht folgen können; ſo entſtand in der Mitte der makedoniſchen Schlachtordnung eine Lücke, in welche nun die perſiſchen und indiſchen Reiter einbrachen. Die Barbaren aber wußten ihren Vorteil nicht zu benutzen und wandten ſich zur Plünderung des makedoniſchen Lagers. Alexander hatte indes auch das perſiſche Zentrum zerſprengt und Dareios, der hier ſtand, zur Flucht gezwungen; an eine Verfolgung aber durfte er nicht denken, da es zuerſt galt, Parmenion Luft zu machen. Unterwegs traf er auf die von der Plünderung ſeines Lagers zurückkehrenden perſiſchen Reiter; er ſuchte ihnen den Rückzug abzuſchneiden, vermochte es aber doch nicht, ihren Durchbruch zu hindern. Als er dann endlich auf ſeinen linken Flügel gelangte, fand er auch hier den Feind ſchon in vollem Rückzuge. Nun begann eine kräftige Verfolgung, bei der das perſiſche Heer völlig zerſprengt wurde; doch hatte Dareios ſelbſt bereits einen ſo großen Vorſprung gewonnen, daß es nicht mehr gelang, ihn einzuholen.

Der Sieger rückte nun auf Babylon, das ihm ohne Widerſtand die Tore öffnete; ebenſo ergab ſich die Hauptſtadt des Reiches, Suſa, ſobald Alexander vor ihren Mauern erſchien. Die königlichen Schätze, an 50000 Talente (faſt 300 Millionen Mark) fielen ihm hier zur Beute. Dann drang Alexander nach Perſis ſelbſt vor, dem Kernland des Reiches. Die vom Feinde ſtark beſetzten Grenzpäſſe wurden erſtürmt und darauf die Hauptſtadt Perſepolis genommen, wo ebenfalls unermeßliche Schätze erbeutet wurden. Die Königsburg der Achämeniden wurde in Brand geſteckt, den Perſern zum ſichtbaren Zeichen, daß ihre Herrſchaft über Aſien vorüber ſei.

Es war indes Spätherbſt geworden und Alexander blieb den Winter über in Perſis. Im Frühjahr (330) brach er nach Medien auf, wohin Dareios ſich vom Schlachtfelde von Gaugamela geflüchtet hatte. Seine Bemühungen, ein neues Heer zu ſammeln, hatten keinen Erfolg gehabt, und ſo blieb ihm bei Alexanders Herannahen nichts übrig, als weiter nach Oſten zu fliehen. Alexander zog ohne Kampf in die Hauptſtadt Ekbatana ein. Die Eroberung Aſiens war damit im weſentlichen vollendet; das Perſerreich hatte als Macht zu exiſtieren aufgehört. Alexander entließ alſo jetzt die Theſſaler und die übrigen griechiſchen Bundeskontingente in ihre Heimat. In Ekbatana blieb Parmenion mit etwa der Hälfte des Heeres, den Soldtruppen und Thrakern zurück, während Alexander ſelbſt an der Spitze der Makedonen nach kurzem Aufenthalt zur Verfolgung des Dareios aufbrach.

Dieſer hatte durch ſeine Flucht alles Anſehen verloren. Die perſiſchen Großen, die um ihn waren, entſetzten ihn ſeiner Würde und ſtellten Beſſos an die Spitze des Heeres, den Satrapen von Baktrien, einen Prinzen aus dem königlichen Hauſe. Alexander erfuhr von dieſen Ereigniſſen, als er eben die Päſſe im Oſten von Medien, das ſogenannte „Kaspiſche Tor“, durchzogen hatte; er drängte dem Feinde in Gewaltmärſchen nach und war auf dem Punkte ihn einzuholen, als Beſſos den Befehl gab, Dareios zu töten, um ihn nicht lebendig in die Hand Alexanders fallen zu laſſen. Er ſelbſt flüchtete ſo ſchnell er konnte nach Baktrien und nahm dort unter dem Namen Artaxerxes den Königstitel an. Ohne nennenswerten Widerſtand zu finden, unterwarf Alexander nun die weiten Länderſtrecken bis zum Südfuß des Paropamiſos und nahm hier die Winterquartiere.

Um ſeine Stellung als rechtmäßiger Nachfolger der Großkönige auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen, führte Alexander jetzt das perſiſche Hofzeremoniell ein, an das ſeine aſiatiſchen Untertanen einmal gewöhnt waren. Bei den makedoniſchen Offizieren machte das natürlich viel böſes Blut; es bildete ſich eine Verſchwörung, die zwar an ſich kaum etwas zu bedeuten hatte und auch rechtzeitig unterdrückt wurde, aber doch ein Symptom der in weiten Kreiſen herrſchenden Stimmung war. Alexander aber wollte keine Oppoſition in ſeinem Heere dulden und ſo ergriff er den Anlaß, den die Verſchwörung ihm bot, um gegen den Mann vorzugehen, der an der Spitze dieſer Oppoſition ſtand, Parmenions Sohn Philotas. Als Führer der makedoniſchen Reiterei bekleidete er das wichtigſte Korpskommando im Heere; dies und das Anſehen ſeines Vaters gab ihm eine Stellung, wie ſie kein zweiter Offizier in Alexanders Umgebung einnahm. Er war ſtets ein treuer Diener des Königs geweſen und auch jetzt keineswegs an der Verſchwörung beteiligt; aber er hatte allerdings darum gewußt und die Sache nicht zur Anzeige gebracht, weil er ſie für ganz ungefährlich hielt. Daraufhin klagte Alexander



Die Alexanderſchlacht. Moſaik aus Pompeji. Original im Muſeum zu Neapel

Aus „Winter, die Alexanderſchlacht“ mit Genehmigung d. Verlags v. Schleſier & Schweikhardt, Straßburg i. E.

Stadt-
bücherei
Elbing

Philotas vor der Heeresverſammlung des Hochverrats an; denn er ſelbſt hatte nicht das Recht, über einen makedoniſchen Bürger das Todesurteil zu ſprechen. Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft ſein; Philotas hatte es nicht verſtanden, ſich bei ſeinen Kameraden und Untergebenen beliebt zu machen, während Alexander der Abgott der Maſſe des Heeres war. So wurde Philotas ſchuldig geſprochen und das Urteil ſofort von den Soldaten vollſtreckt. Aber das Schwerſte blieb noch zu tun; war es doch klar, daß Parmenion den an ſeinem Sohne begangenen Juſtizmord nicht ruhig hinnehmen würde. Indes ein offenes Vorgehen gegen ihn war ausgeſchloſſen, denn eine Verurteilung des allverehrten Feldherrn wäre von dem Heere nie zu erlangen geweſen, auch ſtand Parmenion in Medien an der Spitze einer großen ihm völlig ergebenen Truppenmacht. Alexander ſandte alſo ſogleich einen Eilboten nach Ekbatana mit dem Befehl an einige zuverläſſige Offiziere, ihren General zu ermorden. Daraufhin wurde der greiſe Feldherr im Garten des königlichen Palaſtes niedergeſtoßen. Alexander hatte ein gewagtes Spiel geſpielt, aber er hatte es gewonnen; jetzt war er König in dem Sinne, wie er es ſein wollte.

Im nächſten Frühjahr (329) zog Alexander über den Paropamiſos nach Baktrien. Beſſos wagte keine Schlacht und wich über den Oxos zurück; hier wurde er von ſeinen Anhängern verraten und an Alexander ausgeliefert, der ihn nach Ekbatana ſandte und dort verſtümmeln und hinrichten ließ, wie er als Königsmörder und Uſurpator nach perſiſchem Rechte verdient hatte. Baktrien war damit allerdings noch keineswegs unterworfen; erſt nach zwei Jahren voll zum Teil verluſtreichen Kämpfen war das Land ſo weit beruhigt, daß Alexanders Anweſenheit dort nicht mehr nötig ſchien.

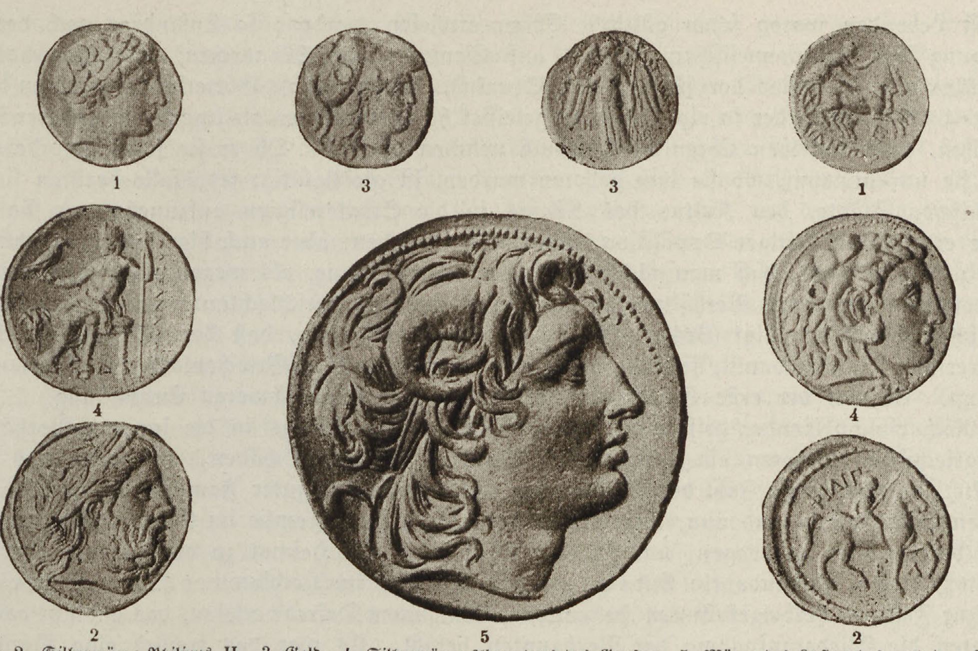
Alexander gefiel ſich jetzt mehr und mehr in der Rolle des orientaliſchen Deſpoten. Er vermochte keinen Widerſpruch mehr zu ertragen; als er einmal bei einem Gelage in Marakanda in heftigen Streit mit ſeinem alten Freunde Kleitos kam, ſtieß er dieſen mit eigener Hand nieder. Gern hätte er die Form der Begrüßung durch Niederwerfen auf den Boden, wie ſie ihm als Großkönig von ſeinen aſiatiſchen Untertanen erwieſen wurde (die Proskyneſe), auch bei den Makedonen und den übrigen Griechen eingeführt, mußte aber bei dem allgemeinen Unwillen, den dieſes Verlangen erregte, von dem Plan abſtehen. Das alles rief eine neue Verſchwörung hervor, diesmal unter den makedoniſchen Edelknaben, die zur perſönlichen Bedienung des Königs beſtimmt waren; doch wurde ſie noch rechtzeitig entdeckt und durch die Hinrichtung der Schuldigen beſtraft. Auch der Philoſoph und Rhetor Kalliſthenes aus Olynth, Ariſtoteles' Neffe, der den König auf dem Feldzuge begleitete, mit dem Auftrage, die Geſchichte ſeiner Taten zu ſchreiben, wurde in die Sache verwickelt; es war ihm zwar keine andere Schuld nachzuweiſen, als daß er mit Freimut ſich gegen die Proskyneſe geäußert hatte, aber eben darum ſah Alexander in ihm den geiſtigen Urheber der Verſchwörung und ließ ihn dafür mit dem Tode büßen.

Die Eroberung des Perſerreichs war mit der Unterwerfung von Baktrien zu Ende. Irgend eine Notwendigkeit, noch weiter zu gehen, lag nicht vor, vielmehr wäre es dringend geboten geweſen, zunächſt an die Konſolidierung des gewaltigen Reiches zu denken. Aber Alexander ſtand an der Grenze des Wunderlandes Indien, und er wollte es ſeinen göttlichen Vorfahren Herakles und Dionyſos gleich tun, die nach der Sage das Land einſt erobert hatten. Beſondere Schwierigkeiten bot das Unternehmen nicht, da das weſtliche Indien in eine Reihe ſelbſtändiger Fürſtentümer zerſplittert war, die untereinander in beſtändiger Fehde lagen. Alexander zog alſo im Sommer 327 über den Paropamiſos zurück, unterwarf das Tal von Kabul und ging im folgenden Frühjahr über den Indos. Der Fürſt von Taxila, deſſen Gebiet er hier betrat, ſtand mit ſeinem mächtigen Nachbar Poros im Kriege, und ſtellte ſich unter den Schutz Alexanders. Dieſer rückte nun an den Hydaſpes vor, an deſſen jenſeitigen Ufern Poros mit einem großen Heere und zahlreichen Kriegselefanten zu ſeinem Empfange bereit ſtand. Alexander aber erzwang den Übergang und errang dann mit leichter Mühe den Sieg; Poros ſelbſt geriet in Gefangenſchaft, wurde indes als Vaſallenfürſt im Beſitz ſeines Reiches gelaſſen. Die Nachricht von dieſem Siege brachte auch die umwohnenden Völker zur Unterwerfung, und Alexander gelangte faſt ohne Widerſtand an den Hyphaſis. Gern wäre er noch weiter vorgedrungen, aber das Heer litt furchtbar unter den Unbilden der indiſchen Regenzeit und war der ewigen Kriegszüge gründlich müde. Dieſer Stimmung gegenüber entſchloß ſich Alexander zur Umkehr. Er ging an den Hydaſpes zurück, wo er bereits eine Stromflotte hatte erbauen laſſen, auf der er ſelbſt mit einem Teil der Truppen ſich einſchiffte, während die Hauptmacht längs der Ufer des Fluſſes hinabzog (Oktober 326). Um Mittſommer gelangte das Heer nach Pattala, wo das Mündungsdelta des Indos beginnt. Von hier ſegelte die Flotte unter Nearchos längs der Küſte des Ozeans nach dem perſiſchen Meerbuſen, während Alexander ſelbſt den Landweg durch die gedroſiſche Wüſte einſchlug. Unter unſäglichen Beſchwerden und großen Verluſten erreichte das Heer endlich im Herbſt Karmanien, wo gleichzeitig auch die Flotte wohlbehalten eintraf (325).

Der Eroberungskrieg war zu Ende; Alexander konnte ſich nun dem inneren Ausbau ſeines Reiches widmen. Er hatte bisher die Organiſation der Verwaltung im ganzen ſo gelaſſen, wie er ſie vorfand, nur daß an die Stelle der perſiſchen Satrapen makedoniſche Statthalter traten, wodurch denn allerdings der Geiſt der Verwaltung ſofort ein ganz anderer wurde. Seit dem Siege bei Gaugamela, als er ſich als legitimen Nachfolger der Großkönige zu fühlen begann, hatte er ſogar die perſiſchen Satrapen an der Spitze ihrer Provinzen belaſſen oder ihnen perſiſche Nachfolger gegeben, freilich nur für die Zivilverwaltung, während der Befehl über die bewaffnete Macht griechiſchen Offizieren anvertraut wurde. Er hoffte ſo die perſiſche Ariſtokratie mit dem neuen Regiment zu verſöhnen und zugleich in den oberen Provinzen den Übergang zu der neuen Ordnung der Dinge leichter zu geſtalten. Es zeigte ſich freilich bald, daß dieſes Syſtem ein Mißgriff war, denn die perſiſchen Satrapen glaubten es weiter treiben zu können, wie bisher, und fuhren fort, ihre Untergebenen in ſchamloſeſter Weiſe zu bedrücken. So ſah Alexander bei ſeiner Rückkehr aus Indien ſich genötigt, faſt alle dieſe Satrapen ihrer Ämter zu entſetzen und an ihre Stellen griechiſche Statthalter zu ernennen, denen dann auch die Militärgewalt anvertraut wurde. Trotz dieſer ſchlechten Erfahrungen gab Alexander ſeinen Plan nicht auf, Sieger und Beſiegte miteinander zu verſchmelzen, und hoffte das Ziel durch Verſchwägerung der makedoniſchen mit der perſiſchen Ariſtokratie zu erreichen. Er ſelbſt ging mit gutem Beiſpiel voran; ſchon in Baktrien hatte er ſich mit der Tochter eines dortigen Großen, der ſchönen Rhoxane, vermählt; nach ſeiner Rückkehr aus Indien nahm er noch die Tochter des Dareios, Stateira, und eine Tochter des Ochos, Paryſatis, zu Gemahlinnen; als Großkönig hatte er ja das Recht, ſich einen Harem zu halten. Zugleich verheiratete er etwa achtzig ſeiner höheren Offiziere mit vornehmen Perſerinnen; alle dieſe Vermählungsfeiern wurden in Suſa an demſelben Tage begangen (324). Der Zweck wurde natürlich nicht erreicht; die Offiziere fügten ſich meiſt nur widerwillig dem Wunſche des Königs, und ſie haben ſpäter, nach deſſen Tode, ihre aſiatiſchen Frauen faſt ausnahmslos nur als Kebsweiber angeſehen.

Auch im Heere ſollten die Nationalitäten verſchmolzen werden. Aſiatiſche Truppen ſind zum erſtenmal im indiſchen Feldzuge verwendet worden; nach ſeiner Rückkehr ging Alexander noch einen Schritt weiter und reihte Perſer in die makedoniſche Phalanx und Reiterei, ja ſogar in die Leibſchwadron ein, was natürlich unter den Makedonen den heftigſten Unwillen erregte. Als Alexander dann, in Opis am Tigris, die älteren Jahrgänge des makedoniſchen Aufgebots in die Heimat entlaſſen wollte, kam es zur offenen Meuterei; das ganze Heer erklärte, nicht weiter dienen zu wollen, der König möge ſich aus ſeinen Perſern ein neues Heer bilden. So ſah Alexander ſich zur Nachgiebigkeit gezwungen; er formierte die Perſer in eigenen Abteilungen, das Heer kehrte zum Gehorſam zurück und die Veteranen nahmen nun gern ihre Entlaſſung. Es waren 10000 Mann, die in die Heimat zurückkehrten; ſie erhielten jeder ein Talent und volle Löhnung während des Rückmarſches.

Beſſeren Erfolg hatte der König mit ſeinen Beſtrebungen zur Koloniſierung der eroberten Länder. Schon nach der Eroberung Ägyptens hatte er damit den Anfang gemacht; er gründete damals an dem einzigen guten Hafen des Landes jene Stadt, die den Namen ihres Gründers bis heute bewahrt hat. Die meiſten Kolonien aber hat er in den oberen Satrapien gegründet, wo es an Städten noch faſt ganz fehlte; ſo Alexandrien in Areia (Herat), Alexandrien in Arachoſien (Kandahar), Alexandrien „am roten Meer“ an der Mündung des Tigris; dem Grenzſchutz dienten Alexandreia am Jaxartes (Chodſchent) und eine Reihe von Kolonien in Indien.



1. Gold-, 2. Silbermünze Philipps II. 3. Gold-, 4. Silbermünze Alexanders des Großen. 5. Münze des Lyſimachos mit dem Porträt Alexanders des Großen. 1—4 in Originalgröße. 5. in doppelter Vergrößerung. Original im Königlichen Münzkabinett zu Berlin.

Münzen Philipps und Alexanders.

Die meiſten dieſer Gründungen wurden bald zu Mittelpunkten des Verkehrs, und viele ſind zu anſehnlichen Städten emporgewachſen und es zum Teil bis heute geblieben. Auch ſonſt ſuchte Alexander die wirtſchaftliche Entwicklung des Reiches nach Kräften zu fördern. Nearchos' Fahrt war beſtimmt, den Seeweg nach Indien zu eröffnen, und auch zur Erforſchung eines Seewegs vom perſiſchen Golf nach Ägypten hat er Expeditionen ausgerüſtet, die freilich ihr Ziel nicht erreichten. In Babylonien wurde die Herſtellung verfallener Kanäle in Angriff genommen und in Böotien Arbeiten zur Entwäſſerung der Kopais-Sümpfe begonnen.

Nicht weniger wichtig war es, daß Alexander ſeinem Reiche ein einheitliches Münzſyſtem gab; da die Relation von 1:13⅓, wie ſie der perſiſchen Doppelwährung zugrunde lag, dem im Handel geltenden Wertverhältnis zwiſchen den beiden edlen Metallen nicht mehr entſprach, ging Alexander zur reinen Silberwährung über, wie ſie in Athen herrſchte; die Tetradrachmen, die er in großen Maſſen aus den perſiſchen Schätzen ausprägen ließ, verdrängten bald die Tetradrachmen Athens und wurden zum herrſchenden Kurant in der ganzen griechiſchen Welt. Daneben ſetzte er natürlich auch die Ausprägung der goldenen Dareiken fort, wie ſchon ſein Vater ſolche hatte ſchlagen laſſen; aber ſie ſtanden nicht mehr in feſtem Wertverhältnis zum Silbergeld und wurden nach dem Tageskurſe genommen.

Während der Eroberungszüge in Aſien hatte Alexander ſich um die europäiſchen Provinzen des Reiches nicht kümmern können und Antipatros nach freiem Ermeſſen dort ſchalten laſſen; jetzt, nach ſeiner Rückkehr aus Indien, beſchloß er die Zügel kräftiger anzuziehen. Antipatros war ſchon zu lange in ſeiner Stellung geblieben; er ſollte alſo durch Krateros erſetzt werden, einen der angeſehenſten und beliebteſten Offiziere des aſiatiſchen Heeres. Zu dieſem Zwecke wurde Krateros der Befehl über die nach der Heimat zurückkehrenden Veteranen übertragen; dieſe Truppen waren zugleich beſtimmt, ihm den nötigen Rückhalt zu geben, falls er deſſen etwa bedürfen ſollte.

Auch die griechiſchen Staaten ſollten dem Organismus des Reiches feſter eingefügt werden. Alexander war nur in Makedonien legitimer Monarch; überall ſonſt fehlte ihm die Weihe, wie ſie allein der altererbte Beſitz der Macht zu gewähren vermag. Es galt, einen Erſatz für dieſen Mangel zu finden. In Ägypten wurde der regierende König als Gott betrachtet; hier hatte das Orakel Alexander als Sohn des Ammon begrüßt. Und war nicht auch nach griechiſchem Glauben Alexanders eigener Ahnherr Herakles in den Olymp aufgenommen worden?

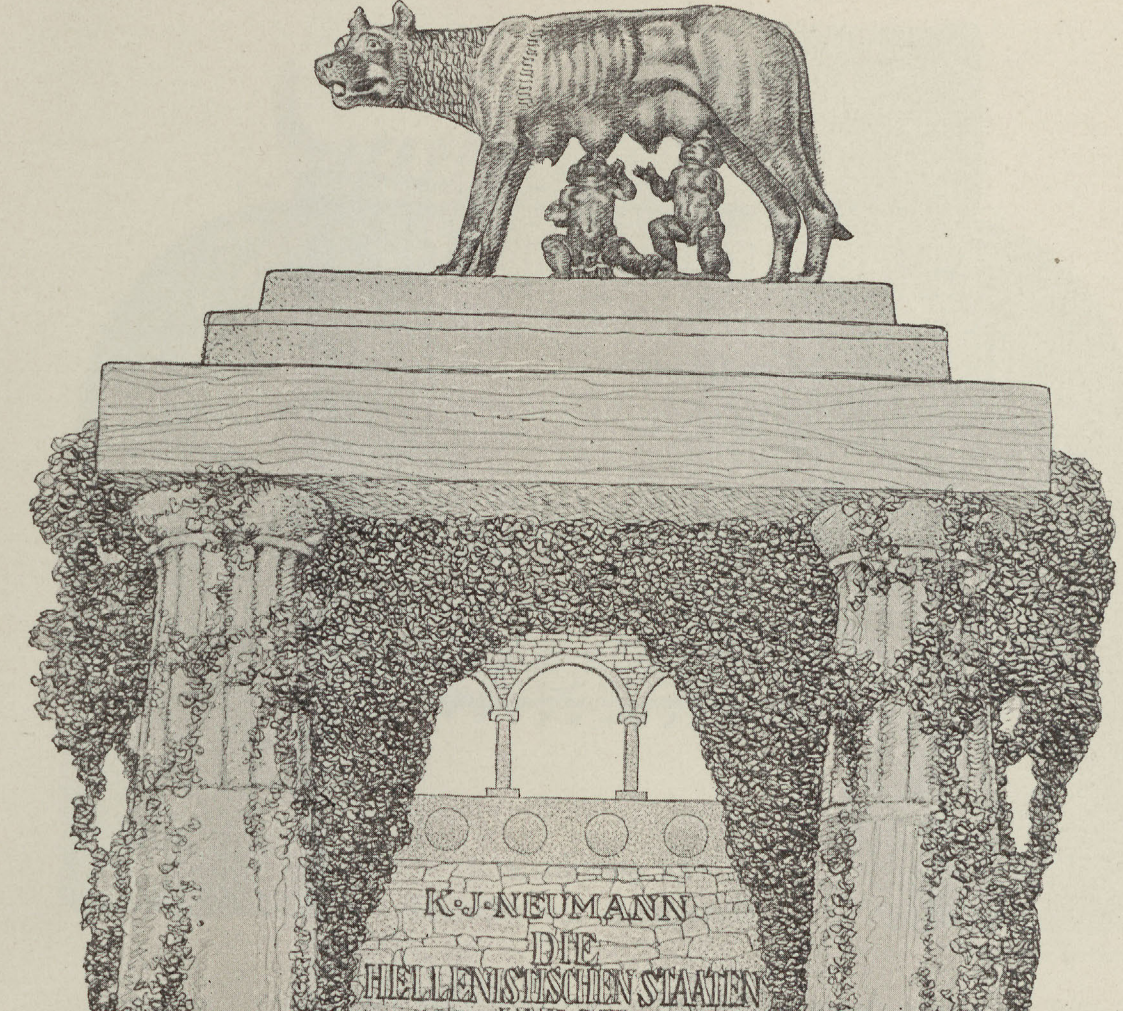
Selbſt Lebenden waren ſchon göttliche Ehren erwieſen worden; ſo Lyſandros nach der Beendigung des peloponneſiſchen Krieges auf Samos, auch Monarchen, wie Klearchos von Herakleia und Dionyſios der jüngere von Syrakus, hatten ſich als Götterſöhne verehren laſſen. Sollte da Alexander, der ſo viel Größeres geleiſtet hatte, Größeres als irgend ein anderer Mann vor ihm, nicht dieſelben Ehren in Anſpruch nehmen dürfen? Ob er ſie ſelbſt gefordert hat, oder ſie nur annahm, wo ſie ihm geboten wurden, iſt gleichgültig; jedenfalls beeilten ſich die griechiſchen Städte, den Kultus des Königs in die Staatsreligion aufzunehmen. Natürlich fehlte es nicht an heftiger Oppoſition, namentlich in Athen; aber auch hier kam man ſchließlich doch zu der Einſicht, daß man nichts Verkehrteres tun könne, als wegen einer Etikettenfrage das ohnehin geſpannte Verhältnis zu Alexander noch zu verſchlechtern, und ſo wurden die göttlichen Ehren bewilligt (324). Die orientaliſche Anſchauung, daß der Monarch ein Weſen höherer Art ſei, war damit, freilich vorerſt nur formell, auch in Griechenland zur Anerkennung gelangt. Es war der erſte Schritt auf der Bahn einer folgenſchweren Entwicklung.

Noch einſchneidender griff eine andere Maßregel des Königs in die inneren Verhältniſſe der griechiſchen Staaten ein. Einer der ſchwerſten ſozialen Schäden, an denen das Land krankte, war die große Zahl der Verbannten, meiſt Leute aus guter Familie, die im Wohlſtand aufgewachſen waren und nun, ihrer Güter beraubt, in der Fremde im Elend lebten, natürlich ſtets bereit, alles zu wagen, um ſich die Rückkehr in die Heimat zu erzwingen. Alexander beſchloß, dieſem Zuſtande ein Ende zu machen und ließ im Hochſommer 324 in Olympia vor den zur Feſtfeier herbeigeſtrömten Hellenen ein königliches Dekret verleſen, das allen griechiſchen Staaten die Wiederaufnahme der Verbannten befahl. Es war das freilich eine Verletzung der Autonomie, die im korinthiſchen Bundesvertrage den Staaten gewährleiſtet worden war, aber es war zugleich eine erlöſende Tat und ſie wurde von der öffentlichen Meinung als ſolche empfunden. Von nah und fern waren die Verbannten zu der Verkündigung des Dekrets herbeigeſtrömt und begleiteten ſie mit brauſendem Beifall, in den die ganze Feſtverſammlung begeiſtert einſtimmte. Die Kleinſtaaten fügten ſich denn auch dem Befehl, dagegen erhob Athen Schwierigkeiten, weil es die vertriebenen Samier nicht wieder in ihre Güter einſetzen wollte, was den Verluſt ſeiner wertvollſten auswärtigen Beſitzung bedeutet hätte. Demoſthenes ging ſelbſt nach Olympia, um mit Alexanders Geſandten Nikanor zu unterhandeln, und man einigte ſich endlich dahin, daß die ganze Sache noch einmal an den König zur Entſcheidung zurückging.

Es ſollte nicht dazu kommen. Alexander hatte den Sommer, der Sitte der perſiſchen Könige folgend, auf dem kühlen mediſchen Hochlande verbracht und war dann im Spätherbſt nach Babylon herabgezogen, wo ihn Geſandte der griechiſchen Staaten, ja ſelbſt aus dem fernen Italien erwarteten, um ihn zu ſeiner Rückkehr aus Indien zu beglückwünſchen. Ein Jahr hatte der König nach den Anſtrengungen der langen Feldzüge ſich Ruhe gegönnt; im nächſten Sommer ſollte die Eroberungspolitik wieder aufgenommen werden, und zwar war zunächſt die Unterwerfung Arabiens in Ausſicht genommen. Die Grenzen des Reiches ſollten auch hier bis zum Ozean vorgeſchoben und die Lücke geſchloſſen werden, die zwiſchen Babylonien und Ägypten noch blieb. Heer und Flotte ſtanden bereit, da erkrankte der König am Fieber, bald wurde ſein Zuſtand hoffnungslos, und ſchon nach zwölf Tagen ſtarb Alexander, erſt 33 Jahre alt, im 13. Jahre ſeiner Regierung (Juni 323).

Alexander iſt vielleicht die populärſte Geſtalt der ganzen Geſchichte; ſein Name hat lange Jahrhunderte in der Sage fortgelebt. Er verdankt das in erſter Linie der Größe ſeiner Erfolge, die bereits den Zeitgenoſſen in märchenhaftem Glanze erſchienen; nicht minder aber ſeiner eigenen Perſönlichkeit, ſeinem ritterlichen Wagemut, ſeiner nie ermüdenden Tatkraft, und nicht zum wenigſten dem Zauber der Jugend, der ſeine Geſtalt umſtrahlt, wie ſeinen mütterlichen Ahnherrn Achilleus. Und doch war er weder ein großer Feldherr, noch ein großer Staatsmann, noch überhaupt ein großer Charakter. Die Eroberung des Perſerreichs war eine verhältnismäßig leichte Aufgabe, nachdem einmal Griechenland geeinigt war; und das war bereits durch Philipp geſchehen. Ebenſo iſt es Philipp, oder vielmehr ſind es deſſen Miniſter und Generale Antipatros und Parmenion, die jenes unvergleichliche Heer geſchaffen haben, das Alexander dann von Sieg zu Sieg geführt hat. Und es iſt klar, daß nicht Alexander, der am Granikos erſt 22, bei Gaugamela 25 Jahre zählt, die Schlachten gewonnen hat, in denen die Macht des Großkönigs niedergeworfen wurde, ſondern ſein Generalſtabschef Parmenion. Als Staatsmann hat er ſich, allerdings erſt auf der Höhe ſeiner Macht, zu unnötigen und darum ſchädlichen Unternehmungen verleiten laſſen, wie dem Zuge nach Indien und zu praktiſch undurchführbaren Maßregeln, wie dem Verſuch der Gleichſtellung der Barbaren mit den Hellenen. Und die Größe der erreichten Erfolge hat ihm ſchließlich ein Selbſtbewußtſein gegeben, das ihn oft alles Maß vergeſſen ließ und ihn bei längerem Leben auf der Bahn des orientaliſchen Deſpotismus immer weiter geführt haben würde. Aber was auch Alexanders eigener Anteil an den Erfolgen ſein mag, die er errungen hat, dieſe Erfolge haben eine neue Geſchichtsperiode heraufgeführt und ſind für alle ſpäteren Zeiten von entſcheidender Bedeutung geweſen. Der griechiſchen Tatkraft wurde durch die Eroberung Aſiens ein neuer, unermeßlicher Wirkungskreis eröffnet; erſt jetzt konnte die griechiſche Kultur zur Weltkultur werden. Unter ihrem Einfluß fielen allmählich die Schranken, welche Nation von Nation trennten, und der Gegenſatz zwiſchen Hellenen und Barbaren machte dem Gefühl der Zuſammengehörigkeit aller Menſchen Platz. So verwirklichte ſich endlich doch, was Alexander vergeblich erſtrebt hatte, weil die Zeit noch nicht reif war. Aus dieſer Saat iſt das Chriſtentum emporgewachſen. Und wenn das Reich, das Alexander begründet hat, auch gleich nach ſeinem Tode zerfallen iſt, ſo iſt doch die Idee des Weltreichs, die er zuerſt verwirklicht hatte, lebendig geblieben, ſie hat im Römerreiche eine neue und dauerndere Verkörperung gefunden und hat fortgewirkt bis auf den heutigen Tag. Und darum hat die Nachwelt mit Recht Alexander den Namen des Großen gegeben.

Schmalſeite vom Alexanderſarkophag.


K·J·NEUMANN
DIE
HELLENISTISCHEN STAATEN
UND DIE
RÖMISCHE REPUBLIK
Christophe

Titelblatt nach einer Zeichnung von Franz Chriſtophe.

Die helleniſtiſchen Staaten und die römiſche Republik

von

Dr. Karl Johannes Neumann

Profeſſor an der Univerſität Straßburg.

DAS ERSTE JAHRHUNDERT DES HELLENISMUS UND DIE ENTSTEHUNG DES RÖMISCHEN STAATES

1. Entſtehung und Charakter des Hellenismus.

Etruskiſcher Sarkophag.

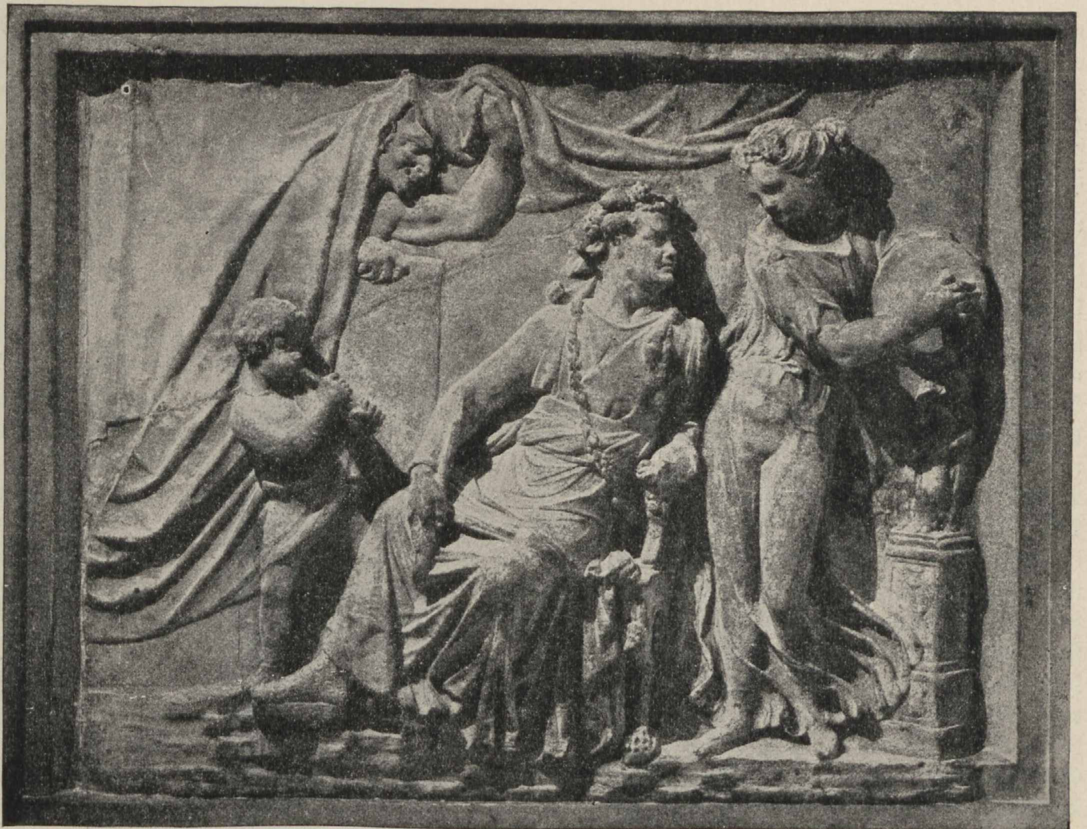
Alexander der Große von Makedonien war Hellene und iſt der Begründer des Hellenismus. Er hat das Hellenentum über die Grenzen hinausgeführt, in denen es ſich bisher bewegte, er hat ihm Aſien und Ägypten unterworfen, er hat jene Vermählung helleniſchen und orientaliſchen Geiſtes eingeleitet, die wir Hellenismus nennen. Das Wort Hellenismus haben die Griechen ſelbſt gebildet, aber nicht in dem Sinne gebraucht, in dem wir ſeit zwei Generationen uns ſeiner bedienen. Johann Guſtav Droyſen war es, der im Gegenſatze zu dem Hellenentum alter Zeit das Griechentum ſeit Alexander als helleniſtiſch bezeichnete, und ſeine Geſchichte des Hellenismus gab dem Worte für die Dauer ſein Gepräge. Es handelt ſich dabei durchaus nicht bloß um einen Unterſchied der Zeit, ſondern vor allem um Art und Charakter. So eng das Griechentum der Urzeit mit dem Orient zuſammenhing, ſo hatte es ſich im Laufe der Jahrhunderte doch immer ſchärfer vom Orient geſchieden und war ſeine eigenen Wege gegangen. Das Griechentum der klaſſiſchen Zeiten trat zum Orient geradezu in Gegenſatz, den Lydern und dann den Perſern gegenüber hatten zunächſt die griechiſchen Städte an der kleinaſiatiſchen Küſte und dann auch die des Mutterlandes ſich der Fremdherrſchaft zu erwehren. Daß die Staaten des Feſtlandes der perſiſchen Großmacht gegenüber ihre Freiheit behaupten würden, war ſo unwahrſcheinlich, wie nur möglich. Aber der Menſch muß das unmöglich Scheinende unternehmen, um das Mögliche zu leiſten. In unerhörter Anſpannung aller Kräfte haben die Griechen ihre Selbſtändigkeit behauptet und den Anſturm des Orients zu gleicher Zeit in Oſt und Weſt zurückgewieſen, den der Phöniker, der Karthager, auf Sicilien, und bei Salamis den des Xerxes. Nur im Sturme aller Kräfte war das Unmögliche gelungen, und an ſolchen Einſatz aller Tatkraft haben die Griechen ſich in jenem Kampf gewöhnt; er war unentbehrlich, wenn die Gefahr, die für den Augenblick beſeitigt war, auf die Dauer ferngehalten werden ſollte. Nicht nur im Kriege, auf allen Gebieten des menſchlichen Lebens, in Staat und Wirtſchaft, in Kunſt und Wiſſenſchaft haben ſie nun die Kraft betätigt, deren unausgeſetzte Übung in der Not des Perſerkrieges ihnen zur Natur geworden: und ſo kommt es, daß nach dieſem Kriege in dem engen Raume weniger Jahrzehnte ſich eine Fülle von Leiſtungen des Griechentums zuſammendrängt, die ſtaunende Bewunderung noch heute findet. Aber ſchon im Perſerkriege war eine Rivalität zwiſchen Sparta und Athen erwachſen, die ein erneutes Vordringen des Orients zur Folge hatte.

Weder dem deliſchen Bunde der Athener, noch dem peloponneſiſchen der Spartaner iſt es gelungen, in Hellas die Vormacht zu erringen, und ein friedlicher Dualismus erwies ſich als undurchführbar. Der Kampf entbrannte, und da beide Staatengruppen einander die Wage halten konnten, ſo kam es im peloponneſiſchen Kriege für die Entſcheidung darauf an, wer das letzte Geld, den letzten Mann, das letzte Schiff aufbringen konnte. Und dieſe Entſcheidung fiel Perſien zu: Athen iſt nicht durch die Kraft Spartas, ſondern durch das perſiſche Gold bezwungen worden. Der Königsfriede von 386 erhebt den Großkönig zum Herrn über die griechiſchen Staaten, hundert Jahre nach dem Tage von Salamis iſt die perſiſche Diplomatie auch im griechiſchen Mutterlande übermächtig. Die Zurückweiſung der Perſer und die Erneuerung des Perſerkrieges unternahm erſt das makedoniſche Königtum.

Eine der wenigen Verallgemeinerungen, die von der Geſchichtsforſchung anerkannt werden, leitet darauf, daß in der Führung des politiſchen Lebens die Völker, die Stämme einander ablöſen. Geſchichtliches Leben koſtet Nerven, koſtet Kräfte: die Völker ermüden, wie die Menſchen. Ermüdet waren gleicherweiſe die Spartaner, wie die Athener; die Böoter hatte nur zeitweilig, nach der Einigung der böotiſchen Landſchaft unter Theben, das perſönliche Genie des Epaminondas emporgetragen. Aber auch ſein politiſcher Blick ging über den Stadtſtaat nicht hinaus, und die griechiſche Polis hatte gründlich abgewirtſchaftet. Dieſe Form des ſtaatlichen Lebens beſaß im vierten Jahrhundert vor Chr. noch Kraft genug, die Lebensäußerung andrer Staaten zu verhindern, aber die Fähigkeit zu poſitiver Leiſtung war ihr geſchwunden. Da trat den von der Geſchichte aufgebrauchten Kräften der griechiſchen Stämme und Stadtſtaaten die unverbrauchte friſche Kraft des makedoniſchen Volkstums, des makedoniſchen Stammesſtaates und der makedoniſchen Monarchie gegenüber.

Von Thrakern und Illyriern geſchieden und durch Abſtammung und Sprache den griechiſchen Stämmen nächſt verbunden, hat das makedoniſche Volk die Entwicklung nicht mitgemacht, die in der Koloniſation den helleniſchen Stämmen ihre Einheit zum Bewußtſein brachte und die zur Bildung der helleniſchen Nation geführt hat. War auch das makedoniſche Königshaus als helleniſch anerkannt, das makedoniſche Volk iſt von den Griechen der klaſſiſchen Zeit nicht für voll angeſehen worden; und als dann die Makedonier die Führung der Griechen übernahmen, hielten ſie ſich ihrerſeits wieder für beſſer als die Hellenen. Aber das hat daran nichts geändert, daß in den Makedoniern die Hellenen ſich das Perſerreich unterwarfen. Der Tag von Chäroneia bedeutet nicht den Untergang des Griechentums, ſondern leitet einen ſeiner größten Siege ein. Die makedoniſche Spitze führte die Hellenen erſt zum nationalen Kampfe gegen die Perſer und dann zur pénétration pacifique Vorderaſiens und Ägyptens.

So hat denn jetzt das Griechentum auf den Orient in einer Weiſe eingewirkt, wie niemals vorher. Griechiſche Herrſcher ſind es, die in Babylon, in Baktrien und Indien, die am Nil gebieten: es iſt eine in gewiſſem Sinne einheitliche Geſchichte, die ſich in dem gewaltigen Raume vom Adriatiſchen Meere und der Syrte bis zum Indus, von der Donau bis zu den Nilkatarakten und dem Weltmeer im Süden abſpielt. Wenn es auch nicht gelungen iſt, die Einheit der Alexandermonarchie auf die Dauer zu behaupten, ſo haben doch all die verſchiedenen Reiche, die ſich auf ihrem Boden bildeten, ſich zu einem einheitlichen Staatenſyſtem zuſammengeſchloſſen: und in allen dieſen Staaten kamen die Intereſſen der makedoniſch-griechiſchen Herren, kam das Hellenentum zur Geltung. Der Grieche war immer ein guter Kaufmann, er war als ſolcher ſogar dem Phöniker überlegen. Welche Ausſichten boten ſich jetzt dem Handel von Alexandria, von Rhodos und von Seleukia! Welch ein Hinterland erſchloß ſich in Ägypten und am Euphrat! Selbſt aus Indien kamen die Waren, durch arabiſche Vermittlung, nach Ägypten, und auf den Karawanenſtraßen, die iraniſchen Flüſſe auf- und abwärts, zum Kaſpiſchen und Schwarzen Meere.



Siegreicher Theaterdichter. Helleniſtiſches Relief in der Sammlung Pourtalès zu Berlin.

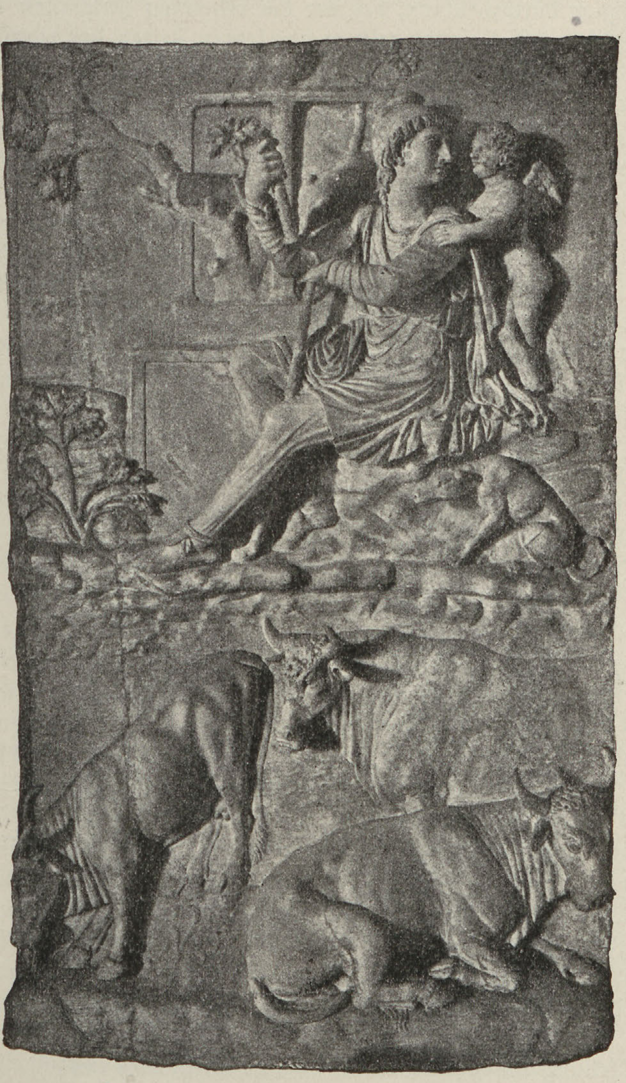
Von Hinteraſien aus, von China, erreicht der Warenverkehr den Weſten. Auch im ſtaatlichen Leben ſuchen und finden die Hellenen aller Orten für ſich Verwendung. Es beginnt die Helleniſierung auch des inneren Kleinaſien, ſie ergreift die ſyriſchen Städte. Eine Verſchmelzung von Orient und Griechentum hatte Alexander angebahnt, und ſie iſt auch erreicht worden. Zum Teil in der wirkſamſten Form der Eheverbindung, vor allem aber, indem der Orient geiſtig auf das Griechentum und dieſes geiſtig auf den Orient wirkte. Aus dieſer Befruchtung erwuchs die Kultur des Hellenismus.

In ihrer weltgeſchichtlichen Bedeutung wird dieſe Kultur uns immer klarer, und zugleich tritt immer deutlicher zutage, daß die Grundlage unſerer eigenen Kultur nicht das reine Hellenentum, ſondern der Hellenismus iſt. Der reine Orient, das reine Griechentum, ſie imponieren, ſie begeiſtern, aber fremdartig bleiben uns, wie die Propheten des alten Iſrael, bis zu einem gewiſſen Grade immer auch Äſchylos und Pindar. In der Zeit des Hellenismus aber iſt der moderne Menſch geboren worden. Über die Jahrhunderte des uns ferner ſtehenden Mittelalters greifen wir zum Altertum zurück und finden dort bereits den modernen Menſchen, in der römiſchen Kaiſerzeit, in der Zeit nach Alexander. Das iſt eine der Gegenwart durchaus verſtändliche, weil gleichartige Geiſtesrichtung. Auch die Politik der helleniſtiſchen Staaten hat etwas eigentümlich Modernes. Die Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts iſt durch die Politik des europäiſchen Gleichgewichtes beſtimmt worden, und ſeitdem die Alexandermonarchie in Teilſtaaten zerfallen war, war die Staatskunſt der helleniſtiſchen Monarchieen weſentlich darauf gerichtet, die Übermacht keiner einzelnen aufkommen zu laſſen, ſondern nach Möglichkeit ein Gleichgewicht zwiſchen Makedonien, Ägypten und dem Großkönigtum von Aſien zu erhalten. Ebenſo modern mutet unſere Zeit, die das Aufkommen einer Weltpolitik durchlebt, das Aufgehen der helleniſtiſchen Politik in der des römiſchen Weltreiches an, und wir können nur wünſchen, daß die Staaten Europas heute die Gemeinſamkeit ihrer Intereſſen beſſer erkennen und ihre Stellung erfolgreicher wahren, als die helleniſtiſchen Staaten die ihrige gegenüber dem aufſteigenden römiſchen Univerſalreich der Mittelmeerländer. Der Grieche der Zeit nach Alexander war politiſch ebenſo nüchtern und verſtandesklar, wie der heutige Weſteuropäer; die Geſchichtſchreibung des Polybios, der es unternahm, die Griechen über die Entſtehung der römiſchen Weltherrſchaft (264 bez. 220 bis 146 v. Chr.) zu unterrichten, gibt ſich über die realen Machtverhältniſſe nicht der geringſten Täuſchung hin, er iſt gründlich desilluſioniert, er kennt genau die Kraft der Römer und die Ohnmacht der helleniſtiſchen Staaten ſeiner Zeit, ſowie die Urſachen für beides. Einer einzigen Illuſion hat dieſer in den erſten Kreiſen Roms lebende vornehme Achäer ſich hingegeben, dem Glauben an die innere Harmonie der ausſchlaggebenden Gewalten in der römiſchen Verfaſſung, die des Senates, der Magiſtrate und der Volksverſammlungen: und dieſe einzige Illuſion ſollte in den Tagen der gracchiſchen Bewegung ihm auch noch ſchwinden. Der den Menſchen und den Verhältniſſen nüchtern gegenübertretende Realismus begegnet uns aber nicht allein in der Politik und in der Geſchichtſchreibung des Hellenismus, ſondern ebenſo auf anderen Gebieten des geiſtigen Lebens. In der Kunſt ſind es beſonders die helleniſtiſchen Reliefs, die mit ihrer realiſtiſchen Lebenswahrheit einen durchaus modernen Eindruck machen; und gewiſſe helleniſtiſche Porträts ſind trotz ihrer unzweifelhaften Echtheit von voreiligen Kritikern wegen ihrer modernen Art für Fälſchungen gehalten worden. Die Dinge auf ſich wirken zu laſſen und nicht ſich ſelber in die Dinge hineinzuſpiegeln, entſpricht der Sinnesart der Zeit und fördert die Beobachtung, ihre Zuverläſſigkeit und Treue; das kommt der Naturwiſſenſchaft zugute, die von der Spekulation ihrer philoſophiſchen Anfänge ſich der Empirie zuwendet. Der geſteigerte Verkehr begünſtigt geographiſche Erkundung und erweitert den Horizont; die bereicherte Erdkunde forderte neue kartographiſche Fixierung; eben damals (vor 200 v. Chr.) hat in Alexandria Eratosthenes zuerſt das Wort Geographie gebildet und den Kartenentwurf darunter verſtanden. Die bereits bekannte Methode der Beſtimmung des Erdkugelumfangs erhält durch genaue Meſſung eine ſichere Grundlage und nähert das Ergebnis bereits der Wahrheit. Die Aſtronomie geht von den Beobachtungen aus, bleibt aber dabei durchaus nicht ſtehen, ſondern ſchreitet zu großen erklärenden Hypotheſen vor. Das kopernikaniſche Weltſyſtem iſt bei ſeinem Auftreten als pythagoreiſcher Irrtum bezeichnet worden, und dieſe Bezeichnung war nur zur einen Hälfte irrig, inſofern ſie nämlich von Irrtum ſprach; der Zuſammenhang dagegen des Kopernikus mit dem pythagoreiſchen Gedanken, deſſen unerhörte Kühnheit es zuerſt gewagt hatte, die Erde aus dem Mittelpunkte der Welt zu rücken, iſt unbeſtreitbar und unbeſtritten. Und in helleniſtiſcher Zeit iſt der eine Gedanke noch gedacht worden, der das pythagoreiſche Syſtem zu dem des Kopernikus hinüberleitete; durch Ariſtarch von Samos und Seleukos von Babylon wurde das heliozentriſche Weltſyſtem mit ſeiner Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne begründet. Freilich nur, um bald wieder zurückzutreten; aber aus welchem Grunde erfolgte der Rückgang? Gewiſſe Erſcheinungen der Planetenbewegung ſchienen beſſere Erklärung in einer Hypotheſe des Apollonios von Perga zu finden, die von der Lage der Erdkugel im Mittelpunkte des Weltalls ausging und damit einerſeits hinter Ariſtarch zurückgriff, und andrerſeits dem ptolemäiſchen Syſtem zur Grundlage diente. So erſchien, was wir heute als Rückgang anſehen und anſehen müſſen, inſofern zunächſt als Fortſchritt, als man dabei von Beobachtung und Erklärung ausging. Und bemerkenswert iſt auf jeden Fall, daß die beiden Weltſyſteme, die, einander ablöſend, Neuzeit und Mittelalter beherrſchen, das kopernikaniſche und das ptolemäiſche, ihre Geſtaltung und Begründung vom Hellenismus empfangen haben. Auch die Philologie der Alexandriner iſt empiriſtiſch, die Homererklärung Ariſtarchs von Samothrake geht zum Teil, durch eratostheniſche Vermittelung, auf den großen Realiſten Ariſtoteles zurück.

Seleukos von Babylon zeigt uns bereits den Einfluß des Orients, der babyloniſchen Sternbeobachtung. Aber ganz anders übt der Orient ſeine Wirkung auf dem wichtigſten, grundlegenden Gebiete der Wiſſenſchaft. In der Philoſophie des Hellenismus gelangt die Stoa zu immer ſteigender Bedeutung, und es iſt kein Zufall, daß ihr Begründer Zeno aus einer phönikiſch-griechiſchen Stadt auf Cypern ſtammte. Und der einflußreichſte Stoiker des erſten Jahrhunderts v. Chr., Poſidonios von Rhodos, ſtammte aus dem ſyriſchen Apamea. Gegenüber der oben betonten nüchternen Verſtandesklarheit gewiſſer Kreiſe finden wir hier, wo der Orient ſeinen Einfluß auf den griechiſchen Geiſt ausübt, das Hineinragen eines Irrationalen; ſo kommt der

Zug zum Irrationalen und Übervernünftigen in die Philoſophie des Hellenismus. In der Folge bildet ſich das immer ſtärker aus durch die Verbindung von Philoſophie und Religion.

Aber nicht nur der griechiſche Geiſt wird durch den Orient gemodelt, der Orient ſelber erfährt den Einfluß des Griechentums. Der Babylonier Beroſſos und der Ägypter Manetho wollen den Griechen die Geſchichte ihrer Heimat übermitteln, ſie ſchöpfen aus einheimiſcher Überlieferung und bedienen ſich griechiſcher Sprache und der literariſchen Form der Griechen. Viel tiefer aber greift griechiſcher Geiſt auf anderem Boden, das philoſophiſche Nachdenken der Griechen dringt im Orient auf die dortigen Religionen ein und erzeugt im Oſten eine religiöſe Spekulation, eine heidniſche Gnóſis. Der bekannten chriſtlichen Gnoſis iſt im Orient eine heidniſche Gnoſis vorausgegangen, die ſich unſeren Blicken immer deutlicher aufzuſchließen anfängt.



Helleniſtiſches Relief. Original im Palazzo Spada, Rom.

Die Religionen des Orients ſelber freilich ſind zunächſt nicht vom Hellenismus berührt worden, ſie haben vielmehr ihrerſeits eine immer ſtärkere Wirkung auf die Hellenen ausgeübt. Wir betreten die Zeiten der Religionsmiſchung, wir gewahren den Fortſchritt des Synkretismus.

In den ſynkretiſtiſchen Religionen iſt der Orient der beſtimmende, ausſchlaggebende Faktor, Unterſchied und Gegenſatz der Grundauffaſſung zur griechiſchen der klaſſiſchen Zeit ſind unverkennbar. Das klaſſiſche Hellenentum ſetzt Gott und Welt, Leib und Seele, Geiſt und Fleiſch nicht in ſcharfen Gegenſatz zueinander, vielmehr ſind ihm beide in engſter Harmonie miteinander verbunden, und ſo hoch der Geiſt geſchätzt wird, Verachtung des Leibes iſt ganz ungriechiſch. Dieſer Harmonie ſteht im Orient eine Betonung der Gegenſätze, ein Dualismus, ſchon früh entgegen und gelangt jetzt auch dem Griechentum gegenüber zur Geltung. Gott und Welt, Gott und Natur werden ſcharf geſchieden, und als echter Hellene zeigt noch nach zwei Jahrtauſenden Goethe ſich darin, daß Gott Natur ſich ihm offenbarte. Ebenſo helleniſch war bei Goethe die volle Schätzung des geſunden und ſchönen Körpers neben der Seele und dem Geiſte. Der Orient dagegen hat Welt, Natur und Leib erniedrigt bis zur vollen Mißachtung des Körpers, und dies orientaliſche Urteil gewinnt jetzt auch bei den Hellenen Boden. Seinen kaum mehr zu überbietenden Ausdruck fand es im dritten Jahrhundert n. Chr. bei dem griechiſchen Neuplatoniker Plotin, der in Rom wirkte, aber aus Ägypten ſtammte; ſeine Biographie beginnt mit den Worten: „Der Philoſoph Plotin ſchien ſich zu ſchämen, daß er in einem Körper wohne." Natur und Leib werden nicht nur in der Wertſchätzung erniedrigt, ſondern auf Natur und Geiſt werden ſogar die moraliſchen Gegenſätze übertragen, und die Sinnenwelt des Körperlichen erſcheint dabei als Prinzip des Böſen. Mit dieſer Hinabdrückung der Welt und des Leibes geht eine Sublimierung und Erhebung des Geiſtigen und des Gottesbegriffes Hand in Hand. In den Anſchauungen des alexandriniſchen Juden Philo finden wir orientaliſche Religion und helleniſche Philoſophie bereits verbunden, und die Weisheit der Hellenen erliegt mehr und mehr dem Orient, in der neupythagoreiſchen Lehre und, vor allem und zuletzt, im Neuplatonismus. So ſtark in der grundlegenden Syſtematiſierung des Neuplatonismus bei Plotin ſich auch das wiſſenſchaftliche Intereſſe geltend macht, ſo ſucht doch auch ſein Syſtem bereits eine Einheit von Wiſſenſchaft und Religion durchzuführen, bei der die religiöſen Intereſſen den Ausſchlag geben. Und bei den orientaliſchen Religionen tritt in den letzten Zeiten der römiſchen Republik und in den erſten Jahrhunderten der Kaiſerzeit ein neues Element immer ſtärker zutage, das in der Überzeugung von der Sündhaftigkeit der Natur und des Leibes wurzelt, das Streben nach Läuterung, Sühnung und Erlöſung. Die Religion der Iſis übt größten Einfluß weit über die Grenzen Ägyptens hinaus. Von Kleinaſien aus verbreiten ſich die Kulte des Attis und der phrygiſchen Göttermutter, ſowie der des perſiſchen Sonnengottes Mithras. Semitiſche Sonnengötter Syriens vereinigen mit dem perſiſchen Gotte ſich in dem weitausgebreiteten Sonnenkulte des ausgehenden Altertums. Nach der nächtlichen Schlacht bei Bedriacum begrüßten die Soldaten Veſpaſians nach ſyriſchem Brauch die aufgehende Sonne. Und von den glühenden Ebenen Meſopotamiens bis zu dem nebelumhüllten Geſtade des britanniſchen Eilandes iſt mit dem römiſchen Krieger der perſiſche Gott gezogen. In der letzten Phaſe des ſynkretiſtiſchen Heidentums verbinden die großen Myſterienkulte ſich mit der Philoſophie und ſuchen in ihr theoretiſche Begründung. Jamblichos und der Kaiſer Julian, der Neuplatoniker auf dem Throne, haken die neuplatoniſchen Begriffe in die Myſterien des Königs Helios, des Mithras, und der phrygiſchen Göttermutter ein. Dieſe letzte wirkſame Form heidniſcher Religioſität ſollte bereits dem ſiegreich vorgedrungenen Chriſtentum begegnen: der König Helios Kaiſer Julians ſollte Gott den Sohn und die phrygiſche Göttermutter ſollte Maria überbieten.

In das vierte Jahrhundert, in die Zeit von Konſtantin bis auf Theodoſius d. Gr., verlegt man noch vielfach den Ausgang des antiken Götterweſens. In Wahrheit ſetzt das Ende der antiken Religion viel früher ein, es beginnt mit dem Synkretismus. Dieſer Synkretismus wirkt auf das Hellenentum und auf Rom ein; ſo verſchieden griechiſche und römiſche Religion auch waren, er erſetzt ſie beide, ſie fallen beide, zunächſt und zum Teil vor dem heidniſchen Synkretismus, und am Ende mit dieſem Synkretismus ſelber vor der Weltreligion der Zukunft. Dieſe Zeit des Hellenismus war in der Tat des Höchſten fähig, denn dieſes Höchſte iſt weder griechiſch, noch orientaliſch, es iſt beides, es iſt helleniſtiſch, es iſt die größte Tat der Weltgeſchichte, es iſt die Begründung des Chriſtentums.

Geboren aus dem Schoße eines ſich iſolierenden Volkes tritt das Chriſtentum zeitig aus dieſer Einſchränkung hervor und in Gegenſatz und Verbindung mit den Völkern des römiſchen Weltreichs. Es faßt überall Wurzel, in den Weltſtädten und in den Provinzen, es lebt ſich tiefer und tiefer ein; es führt in ſeiner hiſtoriſchen Geſtaltung nicht ausſchließlich über das Irdiſche hinaus, ſondern ſucht vielmehr auch das Irdiſche ſelber zu durchdringen und zu regeln. Man hat mit Recht bemerkt, das Chriſtentum ſtehe innerlich den ſynkretiſtiſchen Religionen näher als der helleniſchen Antike, und die religionsgeſchichtliche Forſchung weiß, bei voller Würdigung der weltgeſchichtlichen Stellung des Chriſtentums, manche Strömung aufzuweiſen, die Synkretismus und Chriſtentum verbindet. Auch die alte chriſtliche Kunſt wahrt das Erbe der Antike und bedient ſich bereits vorhandener Geſtalten, Formen und Motive; der Typus der Madonna mit dem Knaben erinnert in auffallender Weiſe an die Gruppe von Iſis und Harpokrates. Die Kultur der Zeit wird vom Chriſtentum aufgenommen, beſonders ſeit den Tagen der großen Alexandriner, ſeit Klemens (um 200) und Origenes, und kein Geringerer als Adolf Harnack hat den Zuſammenhang chriſtlicher Lehre und helleniſtiſcher Philoſophie aufgehellt. Im Kampfe mit den Religionen des Synkretismus erwies das Chriſtentum ſich als ſtärker, ſchon vor den Tagen Diokletians war ſein Sieg vorauszuſehen und ſeit Konſtantin war er offenkundig. Die Reaktion Kaiſer Julians hat daran nichts ändern können, obwohl ſein Verſuch, das Chriſtentum mit dem Synkretismus zu übertrumpfen, vom Chriſtentum auch das übernehmen wollte, was an ihm nicht helleniſtiſch, ſondern römiſch war: die Kirchenverfaſſung, die ihrerſeits der Reichsverfaſſung nachgebildet war, und die Julian als Vorbild für die von ihm geplante heidniſche Kirche ins Auge faßte.

So bedeutſam und wirkſam uns die geiſtigen und religiöſen Strömungen der helleniſtiſchen Zeit erſcheinen, die in der römiſchen Kaiſerzeit ſich durch das ganze Reich verbreiten, die öſtlichen Provinzen ganz durchdringen und durch die Vermittlung der vom Hellenismus durchtränkten römiſchen Kultur auch das Abendland mitbeſtimmen, ſo tritt für die Gegenwart dieſe Zeit auch noch aus einem anderen Grunde ſtark hervor. Der Geſchichtsforſchung des neunzehnten Jahrhunderts auf dem Gebiete des klaſſiſchen Altertums haben die griechiſchen und lateiniſchen Inſchriften den meiſten neuen Stoff zugeführt; eine Geſchichte des römiſchen Kaiſerreichs hat erſt Mommſens gewaltiges Corpus der lateiniſchen Inſchriften ermöglicht. Ähnliche Aufgaben, wie die Inſchriftſteine dem vorigen, bieten die ägyptiſchen Papyrusfunde dem neuen Jahrhundert. Der Sand Ägyptens hat ſich aufgetan und erſchließt uns ein neues Pompeji; ein ganzes Land, das Ägypten der Ptolemäer und der römiſchen Kaiſer, bietet ſich unſeren Blicken dar, in den Einrichtungen ſeiner Verwaltung und in allen Gepflogenheiten des täglichen Lebens. Überall haben dieſe Papyri ſich erhalten, wo die Nilüberſchwemmung nicht hindringt, und wo das Waſſer den Papyrus nicht zerſtört: als altes Papier, als Mitgabe an Tote, auch die Mumien heiliger Krokodile ſind von großen Papyri umwunden. Viele Tauſende von Papyri ſind ſchon da, und viele Tauſende werden noch kommen, es wird der vereinten Kraft gar vieler bedürfen, dies reiche Material voll auszunutzen. Dann wird, das läßt ſich ſchon heute ſagen, das griechiſche und römiſche Ägypten uns in ſeinem täglichen Leben bekannter werden als irgend ein anderes Land und Volk des Altertums. In Ägypten ſelbſt wächſt die Papyrusſtaude, und dort wurde der Papyrus fabriziert; natürlich war er dort billiger, als anderswo. Aber ſo wenig er koſten mochte, Fiskus und Private zogen für vieles ein Schreibmaterial vor, das noch erheblich billiger war, weil es gar nichts koſtete: es waren die Oſtraka, die Scherben von zerbrochenem Geſchirr. Auf ſolche Oſtraka ſind vor allem die Steuerquittungen geſchrieben, mit eilender Hand, deren Flüchtigkeit den Quittungen unſerer vom Publikum bedrängten Poſtbeamten in nichts nachſteht. Dieſe Quittungen aber laſſen uns das ägyptiſche Steuerweſen der helleniſtiſchen und römiſchen Zeit in einer Vollſtändigkeit erfaſſen, daß daran das Herz eines jeden Rechnungsrates ſeine Freude haben muß. Ein anderes laſſen ſie uns freilich ebenſo erkennen: den ſchweren Druck, der auf dem ägyptiſchen Fellah und nicht nur auf dieſem, wie zu allen Zeiten, ſo auch damals gelaſtet hat. Was die ägyptiſche Finanzkunſt alles zu beſteuern wußte, ſetzt in Erſtaunen: gewiß würde ſie auch die Luft einer Beſteuerung unterworfen haben, wenn ſie ein Mittel beſeſſen hätte, ſie abzuſchließen. Wir gewahren ein gequältes

Die Artemis von Epheſos.
Original im Vatikaniſchen Muſeum zu Rom.

Volk, deſſen Fähigkeit, Druck auszuhalten, freilich noch größer war als dieſer Druck ſelber. Es mag im Orient anderen Völkern nicht viel beſſer gegangen ſein, aber in der Freude über die Fülle neuer Nachrichten, die uns zuſtrömen, dürfen wir uns nach keiner Richtung blenden laſſen. Wie unendlich viel beſſer ging es dem Volke in den helleniſchen Bürgerſtädten und den freien Bauern der Campagna. Die großen Fähigkeiten des Hellenismus haben die Papyri aber auf einem Gebiete des ſtaatlichen Lebens aufgewieſen, wo man das kaum erwartet hätte: die juriſtiſche Begabung dieſer Zeit tritt klar zutage.

Für das klaſſiſche Volk der Jurisprudenz gelten die Römer und werden dieſe Geltung wohl auch bewahren, aber ſchon vor zwanzig Jahren ließ die Auffindung des Rechtes von Gortyn auf Kreta die juriſtiſche Begabung auch der Griechen in anderem Lichte als vordem erſcheinen. Und die Fülle der Papyri bringt uns jetzt das griechiſche, helleniſtiſche Recht zu konkreter Anſchauung. Dabei gewahrt man einen Einfluß dieſes griechiſchen Rechtes auf die Formulierung und Geſtaltung des römiſchen Rechtes der Kaiſerzeit, wie man ſie früher nicht ahnen konnte. Damals und zwar immer ſtärker vom dritten Jahrhundert an, ſeit der Verleihung des römiſchen Bürgerrechtes an die Provinzialen durch Kaiſer Severus Antoninus, den ſogenannten Caracalla, vollzieht ſich eine Rezeption des griechiſchen Rechtes durch das römiſche; infolge dieſer Rezeption iſt auch die Kodifizierung Kaiſer Juſtinians durch griechiſches, durch helleniſtiſches Recht mitbeſtimmt. Das römiſche Recht aber hat ſeine Wirkung bis auf die Gegenwart geübt, in der ſeit dem 16. Jahrhundert rezipierten Form des Pandektenrechtes galt es in den Gebieten des ſogenannten gemeinen Rechtes und hielt ſich in den Ländern kodifizierten Privatrechts wenigſtens als ſubſidiäres Recht; und verloren hat es ſeine Wirkung auch heute nicht, ſein ſtarker Einfluß auf unſer Bürgerliches Geſetzbuch iſt bekannt. Vor mehr als fünfzig Jahren bemerkte Mommſen, was vom Altertum ſich wirkſam bis in die Gegenwart erhalten habe, ſtamme zum größten Teil aus der römiſchen Kaiſerzeit: und heute haben wir die Wirkung des Hellenismus auf die Kaiſerzeit anzuerkennen. Die Kultur des Hellenismus hat ſich in der Kaiſerzeit vollendet, der helleniſtiſche Geiſt, er wirkt noch heute, im Chriſtentum und im römiſchen Rechte. Und mit Kopernikus und Galilei iſt das moderne Weltſyſtem zum Hellenismus zurückgekehrt.

2. Die Nachfolger Alexanders des Großen und der Zerfall des Alexanderreiches 323—301 v. Chr.

Im Juni 323 v. Chr. war Alexander zu Babylon geſtorben. Als die Kunde davon nach Athen kam, wollte man es zuerſt nicht glauben: wenn es wahr wäre, hätte der Geruch der Leiche bereits die ganze Erde durchdrungen. Unſer Leben währet ſiebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, ſind es achtzig Jahre, ſagt der Pſalmiſt; und hier war ein Leben von unerhörter Kraft und Leiſtung noch in ſeiner Jugendblüte gebrochen worden, nicht wie das Achills im Kampfe, ſondern dahingerafft vom Fieber. Geboren im Jahre 356, war der Sohn König Philipps bereits mit zwanzig Jahren König. Und in den dreizehn Jahren ſeiner Herrſchaft trug er ſeine Waffen zu der Donau und zum Nil, zum Euphrat, zum Jaxartes und zum Indus, und im Süden bis ans Weltmeer. Und er kam nicht, um zu vernichten und zu zerſtören, ſondern um aufzubauen und zu ſchaffen, um zu einen und zu binden. Über die Grenzen des Hellenentums war ſein Geiſt hinausgeſchritten, hinausgeſchritten über den Lehrer ſeiner Jugend, der zeitlebens Hellene blieb, auch in ſeinen Vorurteilen. Für Ariſtoteles war der Nichthellene, der Barbar, von Natur mit dem Sklaven ein und dasſelbe, und ſeinem Schüler auf dem Throne hatte er den Rat gegeben, den Hellenen gegenüber nur als Führer aufzutreten, die Barbaren aber zu behandeln wie der Herr die Sklaven; für die Hellenen wie für Verwandte und Freunde zu ſorgen, den Barbaren gegenüber ſich dagegen ebenſo wie gegenüber Tieren und Pflanzen zu verhalten. Der Nichthellene beſitzt für Ariſtoteles keine Menſchenwürde, der Barbar war gar kein Menſch. Demgegenüber trug Alexander ſich mit dem Plane, in großem Umfange Leute aus Aſien nach Europa und aus Europa nach Aſien zu verpflanzen und eine Ehegemeinſchaft zwiſchen Aſiaten und Europäern anzubahnen, die für die Verbindung des Orients mit dem Okzident in ſeinem Reiche Kitt und Mörtel werden ſollte. Gern ſah er den makedoniſchen Adel mit den Töchtern perſiſcher Großen ſich vermählen, die Königin

Aristoteles' Schrift: Vom Staatswesen der Athener

Kolumne 5 des Papyrus im Britischen Museum zu London

Ueberſetzung

von Georg Kaibel und Adolf Kießling. Verlag Karl J. Trübner, Straßburg.

> Doch ich, dem Grenzpfahl gleich auf ſtrittigem Gebiet,
> Stand zwiſchen den Parteien. (Aus einem Gedichte Solons.)

Dieſe Gründe alſo bewogen Solon außer Landes zu gehen, und er verließ die Heimat, während ſich die Gemüter der Bürgerſchaft noch in tiefer Erregung befanden. Gegen vier Jahre verbrachten die Athener darauf in leidlicher Ruhe, bis ſie im fünften Jahre nach Solons Archontat infolge des Parteienkampfes nicht dazu kamen, einen Archon einzuſetzen, und ebenſo im fünften Jahre danach wiederum aus demſelben Grunde das Amt der oberſten Behörde unbeſetzt ließen. Damaſias, der hierauf noch unter denſelben Zeitverhältniſſen zum Archon gewählt worden, blieb dann zwei Jahre und zwei Monate im Regiment, bis er ſchließlich mit Gewalt aus demſelben entfernt werden mußte. Da beſchloſſen ſie, weil die Parteien ſich nicht einigen konnten, zu Archonten zehn Männer zu wählen, fünf aus den alten Adelsgeſchlechtern der Eupatriden, drei aus den Geſchlechtern der Grundbeſitzer (ἄγροικοι), zwei aus den Zünften der Demiurgen; dieſe bekleideten denn auch in dem Jahre nach Damaſias das Amt. Auch aus dieſen Hergängen wird erſichtlich, daß die größte Machtbefugnis der Archon beſaß; lagen ſie doch ewig um der Beſetzung dieſes Amtes willen im Hader. Ueberhaupt ſtanden ſie dauernd in ungeſunden Beziehungen zueinander: die einen infolge und auf Grund der Schuldentilgung, durch welche ſie ſelbſt verarmt waren, andere aus Unzufriedenheit mit der neuen Verfaſſung, die ſo große Umwälzungen im Gefolge hatte, manche endlich aus Ehrgeiz und gegenſeitiger Eiferſucht. Es gab aber drei Faktionen, welche ihren Namen nach den Landesteilen führten, in denen ſie hauptſächlich ihren Grundbeſitz hatten; die Faktion der Küſtenbewohner (παράλιοι), an deren Spitze Megakles, des Alkmeon Sohn ſtand, welche zumeiſt eine vermittelnde Verfaſſungsform erſtrebten, ferner die Grundbeſitzer des platten Landes (πεδιακοί) mit oligarchiſchen Tendenzen unter Führung des Lykurgos, drittens die Männer aus den Bergen (διάκριοι), deren Anführer Peiſiſtratos war, welcher für ganz demokratiſch geſinnt galt. Dieſen letzteren hatten ſich teils diejenigen zugeſellt, denen zwar die Schulden geſtrichen worden, die aber trotzdem nicht wußten, wovon ſie leben ſollten, teils wohl auch diejenigen, deren bürgerliche Abkunft nicht ganz zweifellos war, aus nicht unbegründeter Furcht: denn ſpäter, nach der Beſeitigung der Tyrannen, fand eine Prüfung des Bürgerrechts (διαψηφισμός) ſtatt, weil viele ſich unbefugterweiſe die Ausübung politiſcher Rechte angemaßt hatten.

Peiſiſtratos alſo galt für einen warmen Freund des gemeinen Mannes, und hatte ſich im Kriege gegen Megara einen großen Namen gemacht. Im Vertrauen darauf brachte er ſich eines Tages eine Menge Wunden bei und trat ſo vor die Gemeinde, die er dazu beredete, ihm eine Leibwache zu gewähren, weil er von den Anhängern der Gegenparteien ſo zugerichtet worden ſei: den bezüglichen Antrag ſtellte Ariſtion. So erhielt er die ſogenannte Knittelgarde (κορυνηφόροι), mit deren Hilfe er gegen die Gemeinde aufſtand und die Akropolis beſetzte, im zweiunddreißigſten Jahre nach Solons Geſetzgebung, als Komeas Archon war. Man erzählt, daß Solon, als Peiſiſtratos um die Wache einkam, dem widerſprochen und geſagt habe: er ſei doch ſcharfblickender als die einen und mutiger als die anderen; ſcharfblickender als alle diejenigen, welche nicht merkten, daß Peiſiſtratos nach der Tyrannis ſtrebe, mutiger aber als diejenigen, welche dieſes wüßten und dennoch dazu ſchwiegen. Und als ſeine Worte wirkungslos blieben, ſo ließ er ſeine Waffenrüſtung aus dem Hauſe heraus vor die Türe tragen und erklärte: er ſelbſt habe dem Rufe des Vaterlandes Folge geleiſtet, ſoweit ſeine Kräfte reichten — er war jetzt hochbetagt — fordere aber, daß jetzt auch die andern das gleiche täten. Solons Mahnungen blieben damals erfolglos: Peiſiſtratos aber verwaltete den Staat, nachdem er die Herrſchaft erlangt, mehr in verfaſſungsmäßigen Formen als mit despotiſcher Willkür. Ehe jedoch ſein Regiment feſte Wurzel geſchlagen, vertrieben ihn die vereinigten Faktionen des Megakles und Lykurgos, im ſechſten Jahre nach ſeinem erſten Emporkommen, als Hegeſias Archon war. Im zwölften Jahre aber ward Megakles durch den Parteihader ſo in die Enge getrieben, daß er wieder mit Peiſiſtratos unter der Bedingung, daß dieſer ſeine Tochter zum Weibe nehme, einen förmlichen Vertrag ſchloß und ihn auf eine der Einfalt dieſer alten Zeiten entſprechende Weiſe nach Athen zurückführte, nachdem er vor ſich her das Gerücht hatte ausſprengen laſſen, Athene ſelbſt wolle den Peiſiſtratos zurückführen. Er hatte nämlich ein hochgewachſenes und ſchönes Frauenzimmer ausfindig gemacht, wie Herodot berichtet, aus der Gemeinde der Paianier — nach anderen Angaben war es ein Blumenmädchen thrakiſcher Abkunft Namens Phye, aus dem Kolyttos. Dieſes putzte er genau ſo wie die Göttin in ihrem Waffenſchmuck heraus, und führte ſie in Gemeinſchaft mit Peiſiſtratos, der den Wagen lenkte, auf dem das Frauenzimmer an ſeiner Seite ſtand, nach Athen hinein: die Bevölkerung der Stadt aber fiel in Anbetung vor ihnen nieder und nahm ſie mit ſtaunender Bewunderung auf.

So ging die erſte Rückkehr des Peiſiſtratos von ſtatten: als er aber gegen Ende des ſiebenten Jahres nach ſeiner Rückkehr zum zweitenmale vertrieben ward — denn er behauptete ſich nicht lange, ſondern ging, da er mit der Tochter des Megakles keine eheliche Gemeinſchaft pflegen mochte, aus Furcht vor den beiden anderen Faktionen heimlich von dannen — ſiedelte er ſich zunächſt auf einem Platz am Meerbuſen von Thermai an, der Rhaikelos hieß; von dort wandte er ſich in die Landſchaft am Gebirge Pangaion und, nachdem er ſich von hier Geld verſchafft und Krieger in Sold genommen, begab er ſich ſchließlich nach Eretria und verſuchte von da aus, jetzt zum erſtenmale mit offener Gewalt, die Herrſchaft wiederzuerlangen, im elften Jahre nach ſeiner Vertreibung. Hierzu gewährten ihm noch viele andere bereitwillig ihren Beiſtand, namentlich Männer aus Theben, ſowie Lygdamis von Naxos und die Ritterſchaft, welche in Eretria das Regiment inne hatte.

Stadt-
bücherei
Elbing

Aristoteles' Schrift: Vom Staatswesen der Athener

Kolumne 5 des Papyrus im Britischen Museum zu London

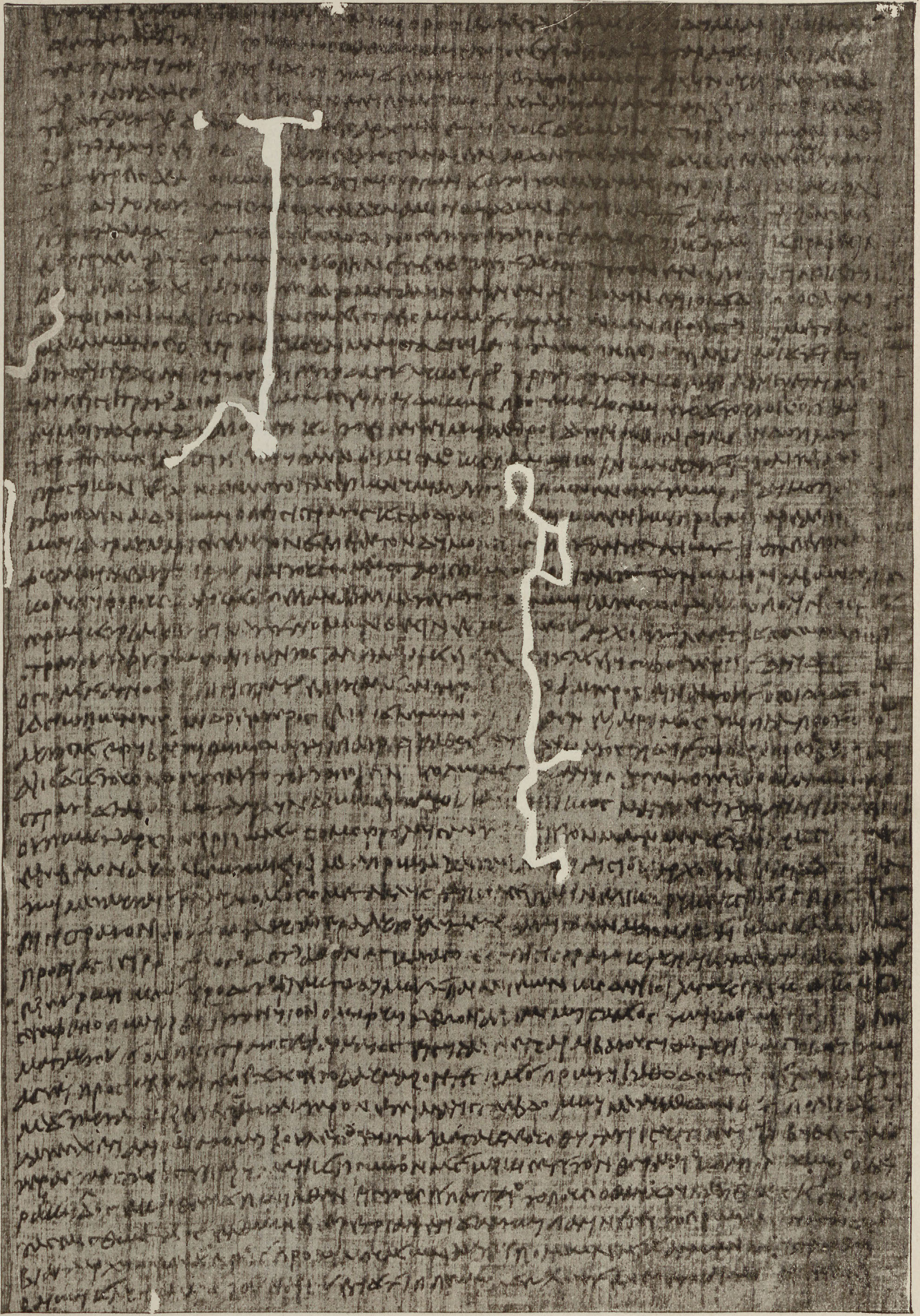
Griechisch

nach der Ausgabe von G. Kaibel und U. von Wilamowitz-Moellendorff.
Weidmannsche Buchhandlung Berlin

ἐγω δὲ τούτων ὥσπερ ἐν μεταιχμίῳ
ὅρος κατέστην.

τὴν μὲν ουν ἀποδημίαν ἐποιήσατο διὰ ταίτας τας αἰτίας. Σόλωνος δ᾽ ἀποδημήσαντος ἔτι τῆς πόλεως τεταραγμένης, ἐπὶ μὲν ἔτη τέτταρα διῆγον ἐν ἡσυχίᾳ· τῷ δὲ πέμπτῳ μετὰ τὴν Σόλωνος ἀρχὴν οὐ κατέστησαν ἄρχοντα διὰ τὴν στάσιν, καὶ πάλιν ἔτει πέμπτῳ ⟨διὰ⟩ τὴν αὐτὴν αἰτίαν ἀναρχίαν ἐποίησαν. μετὰ δὲ ταῦτα ⟦διὰ τῶν αὐτῶν χρόνων⟧ Δ[α]μα[σίας α]ἱρεθεὶς ἄρχων ἔτη δύο καὶ δύο μῆνας ἦρξεν, ἕως ἐξηλάθη βίᾳ τῆς ἀρχῆς. εἶτ᾽ ἔδοξεν αὐτοῖς διὰ τὸ στασιάζειν ἄρχοντας ἑλέσθαι δέκα, πέντε μὲν εὐπατριδῶν τρεῖς δὲ ἀ[γρ]οίκων δύο δὲ δημιουργῶν, καὶ οὗτοι τὸν μετὰ Δαμασίαν ἦρξαν ἐνιαυτόν. ᾧ καὶ δῆλον ὅτι μεγίστην εἶχεν δύναμιν ὁ ἄρχων· φαίνονται γὰρ αἰεὶ στασιάζοντες περὶ ταύτης τῆς ἀρχῆς. ὅλως δὲ διετέλουν νοσοῦντες τὰ πρὸς ἑαυτούς, οἱ μὲν ἀρχὴν καὶ πρόφασιν ἔχοντες τὴν τῶν χρεῶν ἀποκοπήν (συνεβεβήκει γὰρ αὐτοῖς γεγονέναι πένησιν), οἱ δὲ τῇ πολιτείᾳ δυσχεραίνοντες διὰ τὸ μεγάλην γεγονέναι μεταβολήν, ἔνιοι δὲ διὰ [τὴν] πρὸς ἀλλήλους φιλονικίαν· ἦσαν [δὲ] αἱ στάσεις τρεῖς· μία μὲν τῶν παραλίων, ὧν προειστήκει Μεγακλῆς ὁ Ἀλκμέωνος, οἵπερ ἐδίκουν μάλιστα διώκειν τὴν μέσην πολιτείαν. ἄλλη δὲ τῶν πεδια[κῶν], οἳ τὴν ὀλιγαρχίαν ἐζήτουν· ἡγεῖτο δ᾽ αὐτῶν Λυκοῦργος. τρίτη δ᾽ ἡ τῶν διακρίων, ἐφ᾽ ᾗ τεταγμένος ἦν Πεισίστρατος, δημοτικώτατος εἶναι δοκῶν. προσεκεκόσμηντο δὲ τούτοις οἵ τε ἀφῃρημένοι τὰ χρέα διὰ τὴν ἀπορίαν καὶ οἱ τῷ γένει μὴ καθαροὶ διὰ τὸν φόβον· σημεῖον δ᾽ ὅτι μετὰ τὴν [τῶν] τυράννων κατάλυσιν ἐποίησαν διαψηφισμόν, ὡς πολλῶν κοινωνούντων τῆς πολιτείας οὐ προσῆκον. εἶχον δ᾽ ἕκαστοι τὰς ἐπωνυμίας ἀπὸ τῶν τόπων ἐν οἷς ἐγεώργουν. δημοτικώτατος δ᾽ εἶναι δοκῶν ὁ Πεισίστρατος καὶ σφόδρ᾽ εὐδοκιμηκὼς ἐν τῷ πρὸς Μεγαρέας πολέμῳ, κατατραυματίσας ἑαυτὸν συνέπεισε τὸν δῆμον, ὡς [ὑ]πὸ τῶν ἀντιστασιωτῶν ταῦτα πεπονθώς, φυλακὴν ἑαυτῷ δοῦναι τοῦ σώματος, Ἀριστίωνος γράψαντος τὴν γνώμην. λαβὼν δὲ τοὺς κορυνηφόρους καλουμένους, ἐπαναστὰς μετὰ τούτων τῷ δήμῳ κατέσχε τὴν ἀκρόπολιν ἔτει δ᾽ καὶ τριακοστῷ μετὰ τὴν τῶν νόμων θέσιν ἐπὶ Κ[ω]μέου ἄρχοντος. λέγεται δὲ Σόλωνα, Πεισιστράτου τὴν φυλακὴν αἰτοῦντος, ἀντιλέξαι καὶ εἰπεῖν ὅτι τῶν μὲν εἴη σοφώτερος, τῶν δ᾽ ἀνδρειό[τερο]ς· ὅσοι μὲν γὰρ ἀγνοοῦσι Πεισίστρατον ἐπιτιθέμενον τυραν[νίδι], σοφώτερος εἶναι τούτων, ὅσοι δ᾽ εἰδότες κατασιωπῶσιν, ἀνδρειότερος. ἐπεὶ δὲ λέγων [οὐκ ἔπει]θεν, ἐξαράμενος τὰ ὅπλα πρὸ τῶν θυρῶν αὐτὸς μὲν ἔφη βεβοηθηκέναι τῇ πατρίδι καθ᾽ ὅσον ἦν δυνατός (ἤδη γὰρ σφόδρα πρεσβύτης ἦν), ἀξιοῦν δὲ καὶ τοὺς ἄλλους ταὐτὸ τοῦτο ποιεῖν. Σόλων μὲν [οὖν οὐ]δὲν ἤνυσεν τότε παρακαλῶν· Πεισίστρατος δὲ λαβὼν τὴν ἀρχὴν διῴκει τὰ κοινὰ πολιτικῶς μᾶλλον ἢ τυραννικῶς. οὔπω δὲ τῆς ἀρχῆς ἐρριζωμένης ὁμοφρονήσαντες οἱ περὶ τὸν Μεγακλέα καὶ τὸν Λυκοῦργον ἐξέβαλον αὐτὸν ἕκτῳ ἔτει μετὰ τὴν πρώτην κατάστασιν ἐφ᾽ Ἡγησίου ἄρχοντος. ἔτει δὲ δωδεκάτῳ μετὰ ταῦτα περιελαυνόμενος ὁ Μεγακλῆς τῇ στάσει, πάλιν ἐπικηρυκευσάμενος πρὸς τὸν Πεισίστρατον ἐφ᾽ ᾧ τε τὴν θυγατέρα αὐτοῦ λήψεται, κατήγαγεν αὐτὸν ἀρχαίως καὶ λίαν ἁπλῶς. προδιασπείρας γὰρ λόγον ὡς τῆς Ἀθηνᾶς καταγούσης Πεισίστρατον ⟦καὶ⟧ γυναῖκα μεγάλην καὶ καλὴν ἐξευρών, ὡς μὲν Ἡρόδοτός φησιν, ἐκ τοῦ δήμου τῶν Παιανιέων, ὡς δ᾽ ἔνιοι λέγουσιν, ἐκ τοῦ Κολλυτοῦ στεφανόπωλιν Θρᾷτταν, ᾗ ὄνομα Φύη, τὴν θεὸν ἀπομιμησάμενος τῷ κόσμῳ [κα]τήγαγεν μετ᾽ αὐτοῦ, καὶ ὁ μὲν Πεισίστρατος ἐφ᾽ ἅρματος εἰσήλαυνε παραιβατούσης τῆς γυναικός, οἱ δ᾽ ἐν τῷ ἄστει προσκυνοῦντες ἐδέχοντο θαυμάζοντες.

ἡ μὲν οὖν πρώτη κάθοδος ἐγένετο τοιαύτη. μετὰ δὲ ταῦτ᾽ ἐξέπεσε τὸ δεύτερον ἔτει μάλιστα ἑβδόμῳ μετὰ τὴν κάθοδον· οὐ γὰρ πολὺν χρόνον κατεῖχεν, ἀλλὰ διὰ τὸ μὴ βούλεσθαι τῇ τοῦ Μεγακλέους θυγατρὶ συγγίνεσθαι φοβηθεὶς ἀμφοτέρας τὰς στάσεις ὑπεξῆλθεν. καὶ πρῶτον μὲν συνῴκισε περὶ τὸν Θερμαῖον κόλπον χωρίον ὃ καλεῖται Ῥαίκηλος, ἐκεῖθεν δὲ παρῆλθεν εἰς τοὺς περὶ Πάγγαιον τόπους, ὅθεν χρηματισάμενος καὶ στρατιώτας μισθωσάμενος ἐλθὼν εἰς Ἐρέτριαν ἑνδεκάτῳ πάλιν ἔτει τό⟨τε⟩ πρῶτον ἀνακτήσασθαι βίᾳ τὴν ἀρχὴν ἐπεχείρει, συμπροθυμουμένων αὐτῷ πολλῶν μὲν καὶ ἄλλων, μάλιστα δὲ Θηβαίων καὶ Λυγδάμιος τοῦ Ναξίου, ἔτι δὲ τῶν ἱππέων τῶν ἐχόντων ἐν Ἐρετρίᾳ τὴν πολιτείαν.



Ariſtoteles' Schrift vom Staatsweſen der Athener. Umſchrift und Überſetzung auf nebenſtehendem Deckblatt.

Roxane ſelber, ſeine Gemahlin, war eine baktriſche Fürſtentochter, auch Statira, eine Tochter des letzten perſiſchen Großkönigs, hatte er ſich zur Ehe verbunden. Die Organiſation des großen Reiches auszubauen, das war Arbeit für viele Jahre, für Jahrzehnte; ob aber die ſtürmiſche Jugendkraft Alexanders eine ſolche Ruhe ertragen hätte? Er ſtrebte nach der Herrſchaft über die bewohnte Erde, die Oekumene. Daher ſein Ingrimm darüber, daß er im Oſten zu dieſen Grenzen nicht kommen ſollte, weil ſein Heer ihn zur Umkehr zwang, aber im Süden erreichte er die Mündung des Indus und fuhr ſelber in den Ozean hinaus, der die Erde im Süden begrenzt. Mit Makedonien und Griechenland, mit dem aſiatiſchen Perſien und Ägypten beſaß er aber doch die Herrſchaft nur über die öſtliche Hälfte der Oekumene: daß er auch nach der anderen Hälfte ſtrebte und Herr der bewohnten Erde, der ganzen Oekumene werden wollte, erleidet kaum einen Zweifel, in kurzem hätte er einen Zug nach dem Weſten unternommen. Als in der Folge vielmehr der Weſten, als Rom die Obermacht über die Griechen, über den Oſten gewonnen hatte, reizte der beſiegte Grieche den römiſchen Herrn wohl mit der Frage, was aus den Römern geworden wäre, wenn Alexander ſeinen Zug nach Weſten hätte ausführen können: es wären die Jahre des großen Samniterkrieges geweſen. In dieſer Zeit beſaßen die Römer wohl einen genialen Staatsmann, Appius Claudius, den Zenſor von 310 v. Chr., ſie beſaßen tüchtige Feldherren, aber keinen von Genie oder gar dem Genius Alexanders; Cäſar ließ noch auf ſich warten. Aber einen Gegner wie die Römer hatte Alexander bisher auch noch nicht bekämpft, noch niemals hatte ihm ein Heer gegenübergeſtanden, wie das der freien Bauern der Campagna. An ihrer Zähigkeit iſt in der Folge Pyrrhos geſcheitert, und Pyrrhos galt dem Hannibal für den größten Feldherrn nächſt Alexander.

Mit ſeinem Leben hatte Alexander die Welt erſchüttert, und ſein Tod erſchütterte ſie nicht minder. Es war kein Erbe da für die Krone. Die Herrſchaft fiel in die Hände der Generäle, zunächſt allerdings unter Aufrechterhaltung der Reichseinheit und der Rechte des makedoniſchen Königshauſes. Aber aus der perſiſchen Verwaltung hatte Alexander die Satrapieenordnung, die der Provinzen von rieſiger Ausdehnung, im weſentlichen beibehalten, und den großen Generälen an der Spitze dieſer Provinzen gegenüber beſaßen die neuen Reichsverweſer nicht die Autorität und die Gewalt des großen Königs, der dies Reich durch ſeine Eroberung geſchaffen hatte; von Anfang an regten ſich neben den zentralen Tendenzen der Reichsverweſer die zentrifugalen der großen Satrapen in den Provinzen; ihre Sonderintereſſen ſtanden dem Ziele einer Aufrechterhaltung der Reichseinheit vielfach entgegen, ihre territorialen Intereſſen gingen aus auf eine Aufteilung des Reiches in eine Anzahl ſelbſtändiger Staaten. Der Zwiſt im Königshauſe ſelber verſchärfte alle Gegenſätze, und im Jahre 317 beginnt die ränkevolle Witwe König Philipps, Olympias, die Mutter Alexanders, ſelber mit der Ermordung der Verwandten, und die Großen des Reiches folgten bald ihrem Beiſpiel; ſchon im nächſten Jahre traf Olympias die Vergeltung, und in den Jahren 310 und 309 räumen die Morde mit dem Königshauſe auf, die Dynaſtie König Philipps und Alexanders war beſeitigt. Aber der Gedanke der Reichseinheit war damit nicht aufgegeben, er war verkörpert in dem Ehrgeiz des gewaltigſten unter den Nachfolgern Alexanders, in dem alten Antigonos; er hielt die Einheit des Reiches aufrecht, und im Jahre 306 v. Chr. griff er ſchließlich nach der Krone und zwar der über das Geſamtreich, nach der Krone Alexanders: er nahte den Achtzig, der neue König. Aber dem großen Abſchluß planmäßiger Arbeit langer Jahre folgte der Gegenſchlag auf dem Fuße, die Territorialgewalten widerſtrebten, die großen Herren in den Provinzen fügten ſich dem Könige des Reiches nicht, ſie nahmen nun auch für ſich ſelber den königlichen Titel an, nicht mit dem Anſpruch auf das Ganze, ſondern als Könige ihrer Länder. Sie vereinigten ſich gegen den, der ihrer aller Herr ſein wollte, und im Jahre 301 v. Chr. fiel in der Schlacht von Ipſos in Großphrygien mit dem greiſen Antigonos die Reichseinheit; 22 Jahre nach dem Tode des großen Königs war das Alexanderreich zerfallen, wenn die ſelbſtändigen Teilſtaaten, trotz des Widerſtreites der dynaſtiſchen Intereſſen, auch eine gewiſſe Einheit des politiſchen Syſtems aufwieſen. Die Schlacht von Ipſos iſt ein Einſchnitt in der Geſchichte der unmittelbaren Nachfolger Alexanders, der Diadochen; in den nächſten zwanzig Jahren konſolidierten ſich die großen Monarchieen, zuletzt, 277 v. Chr., das Stammland Makedonien ſelber unter Antigonos Gonatas, dem Enkel des Großkönigs Antigonos, und die Dynaſtie der Antigoniden hat ſich in Makedonien bis auf die Römerzeit gehalten; der letzte Antigonide auf dem makedoniſchen Throne, König Perſeus, unterlag bei Pydna 168 v. Chr. den Römern. Im römiſchen Reiche aufzugehen war das Schickſal aller helleniſtiſchen Monarchieen, der kleinen und großen, am längſten hielten ſich Syrien und Ägypten. Die ſeleukidiſchen Großkönige von Aſien erlagen erſt im Jahre 64 v. Chr. dem Pompejus, und noch ein Menſchenalter ſpäter die letzte Königin Ägyptens aus dem Hauſe der Ptolemäer, Kleopatra, Cäſar dem Sohne. Der Tag von Aktium, der 2. September 31 v. Chr., bezeichnet das Ende der helleniſtiſchen Staatengeſchichte und begründet das römiſche Kaiſertum. Die helleniſtiſchen Staaten gehen auf in dem römiſchen Univerſalreich der Mittelmeerländer.

Mit dem Jahre 277 v. Chr. iſt das helleniſtiſche Staatenſyſtem fertig, die Generation der Zeitgenoſſen Alexanders war aber ſchon mit dem Jahre 280 v. Chr. ins Grab geſunken, den Diadochen folgen die Epigonen. Im Jahre 283 war der greiſe König von Ägypten geſtorben, Ptolemäos, der Sohn des Lagos; 281 fiel König Lyſimachos von Thrakien im Kampfe; endlich 280 wurde Seleukos, der Großkönig von Aſien, ermordet. Ähnlich ſinnenfällig wurde der Wechſel der Generationen, als ein Jahrhundert ſpäter, im Jahre 183, die Generation des hannibaliſchen Krieges ins Grab ſank, die großen Gegner, Hannibal und Scipio, beide, und der Grieche Philopömen. Den Eindruck eines ſolchen Wandels vergegenwärtigen wir uns ſelber vom Jahre 1888, als der greiſe erſte deutſche Kaiſer und ſein kaiſerlicher Sohn zu Grabe gingen und eine neue Generation emporſtieg.

Der politiſche Inhalt der Diadochengeſchichte iſt die Bildung der neuen Staaten, aber daneben macht das Intereſſe an den Perſonen und an der dramatiſchen Verflechtung und Zuſpitzung der Handlung ſich mit elementarer Gewalt geltend. Und die Perſonen treten uns zum Teil, man möchte ſagen mit körperlicher Deutlichkeit vor Augen, nicht zum mindeſten, weil unſere Überlieferung auf den Bericht eines gleichzeitigen Staatsmannes und Feldherrn, auf Hieronymos von Kardia, den Freund des Eumenes, zurückweiſt. Wir vergegenwärtigen uns den Eumenes von Kardia, den Miniſter Alexanders, den klugen, gewandten und geſchickten Griechen, um eine Auskunft nie verlegen, den freilich die hohen Militärs nicht gelten laſſen wollten, weil er dem Könige nicht Schild und Lanze, ſondern nur Griffel und Schreibtafel nachgetragen hätte. Und doch ſollte dieſe angebliche Schreiberſeele ſich auch als großer Feldherr noch bewähren, der aber ſchließlich unterlag, weil er kein Makedonier war, ſondern ein Grieche. Und der klügſte aller Diadochen, Ptolemäos, der Sohn des Lagos, klug vor allem in ſeiner Beſchränkung. Er ſtrebte niemals nach der Herrſchaft über das Ganze und lehnte ſie ab, als man ſie ihm anbot, aber von allem Anfang an wollte er einen Teil des Reiches, und zwar den koſtbarſten, Ägypten. In dem greiſen Antigonos wurde der Ehrgeiz und die Tatkraft zu einer gewaltigen und großartigen Erſcheinung. Und ſein Sohn Demetrios Poliorketes, der Belagerer der Städte, nahm auch die Herzen der Menſchen im Sturme, im Zauber ſeiner Jugendſchönheit und in der Anmut ſeines Weſens. An blendendem Glanze und an hinreißender Wirkung der Perſon ſtand wohl Pyrrhos ihm am nächſten, der aber als genialer Feldherr weit über Demetrios hinausging.

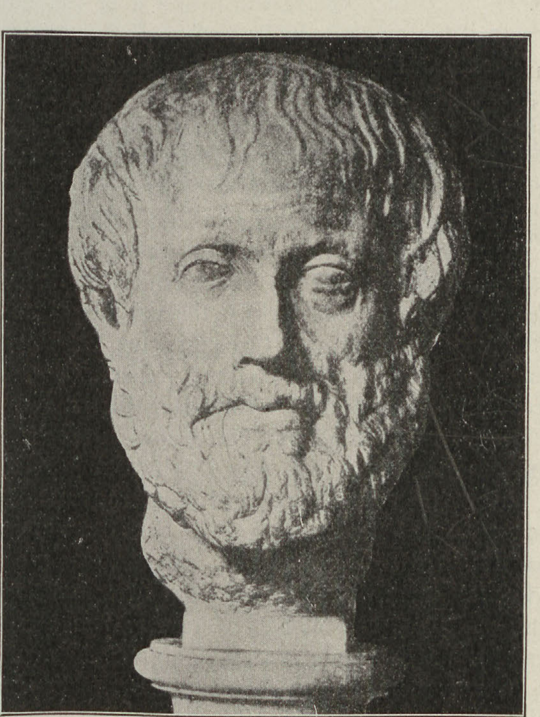
Beim Tode Alexanders fehlte der Erbe. Zwar war ein Sohn Alexanders vorhanden, aber nicht aus rechter Ehe, der Sohn der Barſine, der Tochter des perſiſchen Satrapen Artaabazos, der Witwe der rhodiſchen Söldnerführer in perſiſchen Dienſten, des Mentor und ſeines Bruders Memnon. Nach der Schlacht bei Iſſos, 333, war Barſine in makedoniſche Gefangenſchaft gekommen; ſie hat dem Könige Alexander einen Sohn geboren, Herakles, der beim Tode Alexanders etwa neun Jahr alt ſein mochte. Die Königin Roxane dagegen ſah ihrer Niederkunft entgegen, und falls ſie einen Sohn gebären würde, ſo ſollte dieſer König werden, ſo war die Stimmung der makedoniſchen Großen und der Reiterei. Aber das Fußvolk war anderer Meinung, es rief einen Halbbruder Alexanders, den Sohn König Philipps und einer Lariſſäerin, zum Könige aus, den Arridäos, aber Arridäos war geiſtig blöde. Noch vor der Leiche Alexanders kam es zum Streite zwiſchen der Reiterei und dem Fußvolk, aber dem klugen Eumenes gelang eine Vermittelung, die in Wirklichkeit die Intereſſen der makedoniſchen Großen wahrte. Die Proklamation des Fußvolkes wurde anerkannt und Arridäos, unter dem Namen Philippos, König; und als Roxane wirklich einen Sohn gebar, wurde auch dieſer König, Alexander. Beide Könige bedurften der Vormundſchaft, der kleine Alexander auch formell, und tatſächlich auch König Philipp. Beim Übergange nach Aſien hatte Alexander der Große in Makedonien den Antipater als Reichsverweſer für Europa zurückgelaſſen. Weſentlich ſein Werk war es, daß Alexander im Rücken immer Ruhe behalten hatte, und ſo hatte Antipater bei Alexander ſich behauptet, trotz ſeinem Gegenſatze zu Alexanders Mutter Olympias und ihren Ränken. Ganz zuletzt war Antipater aber doch, in ehrenvoller Form, abberufen worden; der angeſehenſte und beliebteſte General des Heeres, Krateros, ſollte die Veteranen nach Makedonien führen und in Europa an die Stelle Antipaters treten. Nach der Ankunft des Krateros ſollte Antipater neue Mannſchaft nach Aſien führen; beim Tode Alexanders war Krateros aber erſt in Kilikien angekommen, Antipater alſo noch in Europa, und bald nahm die Erhebung der Griechen im lamiſchen Kriege den Antipater hier in Anſpruch.

Der Kompromiß des Eumenes hob an erſte Stelle den Krateros und den Perdikkas, der nach dem Tode von Alexanders Günſtling Hephäſtion die Geſchäfte des Chiliarchen, des Großweſirs, verſah, ohne doch die Ernennung zu dieſem Amte bereits zu beſitzen; ihm ſoll der ſterbende Alexander ſeinen Siegelring übergeben haben. Über die Stellung des Krateros und des Perdikkas zueinander ſtimmen die Berichte der Quellen nicht überein. Nach den einen wäre Krateros zum Beſchützer und Vertreter, zum Proſtates, des Königtums des Arridäos bzw. des Königtums überhaupt erhoben worden, und Perdikkas zur Chiliarchie, dem Großweſirate, d. h. Krateros wäre Reichsverweſer und Perdikkas ſein Großweſir geworden; nach den anderen wäre dem Perdikkas die Fürſorge für das Königtum übergeben worden, er habe ſofort die Führung des Ganzen übernommen und die Satrapieen verteilt. Auch falls Krateros der Reichsverweſer geweſen wäre und Perdikkas ſein Weſir, ſo wurde auch in dieſem Falle die Macht des Perdikkas dadurch gehoben, daß Krateros nach Europa abgegangen war und Perdikkas in Aſien blieb: die Könige blieben in ſeinen Händen. Bei der Neuordnung der Satrapieen ließ man es für Aſien beim Alten; Ptolemäos erhielt Ägypten, Syrien Laomedon, Großphrygien Antigonos, Leonnatos Phrygien am Helleſpont, Thrakien Lyſimachos, Eumenes Kappadokien, das er ſich freilich ſelber erſt erobern ſollte. Bei ihrer zentralen Stellung wurden Krateros und Perdikkas ſelber mit Satrapieen nicht ausgeſtattet. Seleukos erſcheint noch nicht unter den Satrapen von 323, er erhielt damals das Kommando über die Adelsreiterei, ſein Stern ging bei der neuen Satrapieenordnung von 321 auf, wo er Babylon erhielt, den Ausgangspunkt für ſein ſpäteres Großkönigtum von Aſien.

In Griechenland, in erſter Linie zu Athen, gab der Tod Alexanders der Abneigung gegen Makedonien Anlaß und Gelegenheit zum Ausbruch; dieſer Ausbruch traf auch den Ariſtoteles. Im Jahre 342 hatte König Philipp ihn als Erzieher des jungen Alexander nach Pella berufen, aber in ein inneres Verhältnis waren der jugendliche Feuerkopf und il maestro di color che sanno nicht gekommen; ihre Naturen gingen gar zu weit auseinander. Bezeichnend dafür iſt, daß Ariſtoteles nach der Thronbeſteigung Alexanders Makedonien verließ und nach Athen ging. Wie das Verhältnis des Prinzenerziehers zu ſeinem Zögling ſich bei gegenſeitiger Sympathie geſtalten kann, zeigen Kaiſer Friedrich und Ernſt Curtius; erſt der Tod des Kaiſers hat es gelöſt. Die Beziehungen Alexanders und des Ariſtoteles aber waren zwar in den Formen tadellos, indeſſen innerlich kühl und ohne Gemeinſchaft. Und Ariſtoteles' Neffen Kalliſthenes traf in der Umgebung Alexanders das Verhängnis. Den orientaliſierenden Tendenzen Alexanders trat in Ariſtoteles die Kritik des reinen Hellenentums entgegen, Ariſtoteles war im Herzen kein Freund Makedoniens, ſondern Athens. Aber dem Durchſchnittsathener wird davon nicht viel bekannt geweſen ſein, ſein Urteil wurde durch die äußeren Beziehungen beſtimmt, für ihn war Ariſtoteles die alte makedoniſche Exzellenz, die in Athen lebte, und dazu noch ein perſönlicher Freund des Antipater. So richtete ſich denn jetzt die antimakedoniſche Strömung gegen ihn perſönlich, und wieder einmal mußte die Religion der Politik zum Vorwand dienen. Man reichte eine Klage wegen Gottloſigkeit gegen ihn ein, und Ariſtoteles verließ Athen, um den Athenern nicht die Gelegenheit zu geben, ſich zum zweitenmal an der Philoſophie zu verſündigen. Er ging nach Chalkis auf Euböa und iſt bereits im folgenden Jahre, 322, im Alter von 62 Jahren dort geſtorben.

In Athen war man unterdeſſen zum offenen Kampfe übergegangen. Man hatte Geld, man konnte damit auf dem großen Werbeplatze von Tänaron Söldner werben, nach den Söldnerentlaſſungen Alexanders ſtanden ſie maſſenhaft zur Verfügung. Man gewann Bundesgenoſſen unter den griechiſchen Staaten, Ätoler, Lokrer, Phoker, ſchließlich auch die Theſſaler ſchloſſen ſich der Erhebung an. Den verbannten Demoſthenes riefen die Athener jetzt zurück, und von Ägina aus zog der alte Gegner Makedoniens und König Philipps jetzt in Athen ein. Inzwiſchen war Antipater gegen die Koalition gezogen, aber in Theſſalien geſchlagen worden; er ſchloß ſich hier in die Stadt Lamia ein, und er wurde hier belagert. Aus Kleinphrygien kam ihm Leonnatos zu Hilfe, und wenn er auch im Kampfe fiel, ſo konnten ſich doch ſeine Truppen mit denen Antipaters vereinigen; aus Kilikien kam auch Krateros. In der Schlacht bei Krannon war der Vorteil auf ſeiten des Antipater, die Theſſaler und die Athener knüpften jetzt Verhandlungen an, Antipater aber war zu einem gemeinſamen Frieden nicht bereit, ſondern nur zu Verhandlungen mit den einzelnen Staaten. Auf Gnade und Ungnade mußte Athen ſich dem Antipater ergeben, der atheniſche Hafen Munichia nahm eine makedoniſche Beſatzung auf, Demoſthenes wurde zum Tode verurteilt und flüchtete ſich in das Poſeidonheiligtum der argiviſchen Inſel Kalauria; hier nahm er Gift, um nicht den Schergen des Antipater in die Hände zu fallen, 322 v. Chr.

In Athen beſeitigte Antipater die demokratiſche Verfaſſung. Bürgerrecht und Stimmrecht wurden jetzt von einem Zenſus abhängig gemacht, von einem Beſitz von 2000 Drachmen. 9000 Bürger blieben danach im Beſitze des Bürgerrechtes, und 12000, die es verloren, wurden in Thrakien angeſiedelt.



Kopf des Ariſtoteles. Original in Wien.

Nach Bernoulli. Griech. Ikonographie. Verlag F. Bruckmann A.-G.

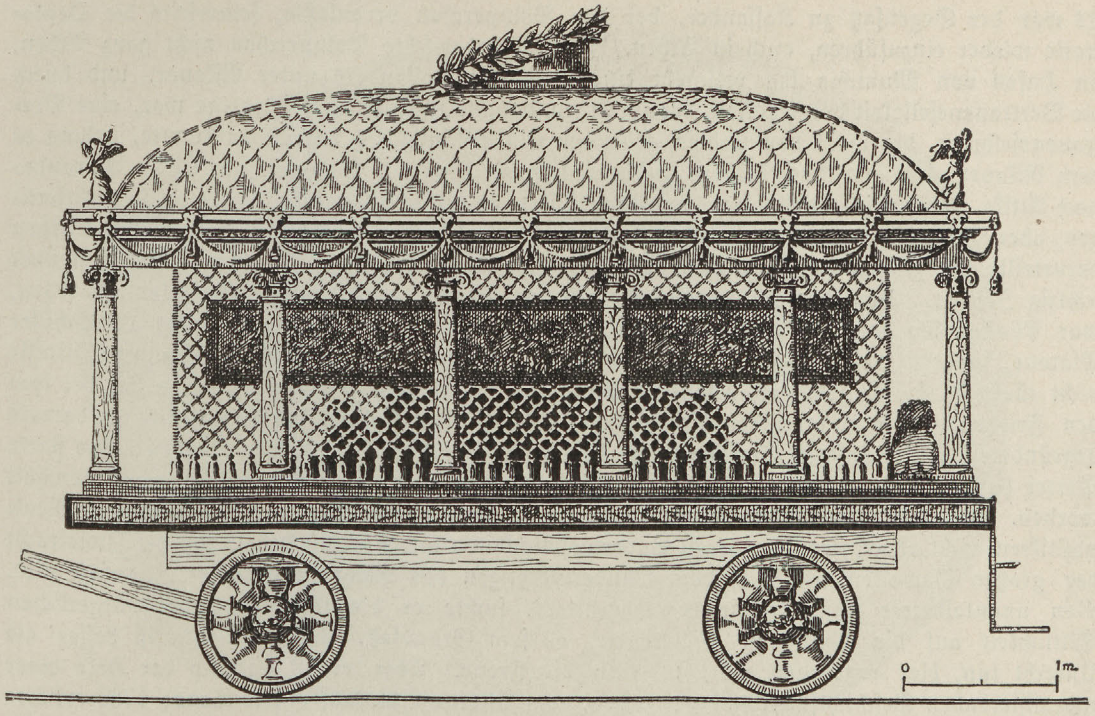
Zugleich mit der Ordnung der Satrapieen war die Überführung der Leiche Alexanders nach der Oaſe des Ammon und die Herſtellung eines Prunkwagens dafür beſchloſſen worden. Zur Herſtellung dieſes Wagens, deſſen ausführliche Beſchreibung wir noch beſitzen, auf deren Grunde man neuerdings verſucht hat, ſein Bild zu rekonſtruieren, waren faſt zwei volle Jahre nötig; endlich war er, 321, fertig, und nun ſollte der Leib Alexanders von Babylon nach Ägypten und zum Ammon geführt werden. Bis Syrien kam Ptolemäos entgegen, um ihn in Empfang zu nehmen; er ſchaffte ihn aber nicht zum Ammon, ſondern behielt ihn in Alexandria; hier erhob ſich das Grabmal Alexanders, hier opferte man ihm in der den Heroen gebührenden Weiſe.

Es war eine Eigenmächtigkeit, mit der hier Ptolemäos vorging, mit der er ſich und ſeinem Lande dieſen Gegenſtand hoher Verehrung vorbehielt und ſicherte. Wohl war das Anſehen des Perdikkas in Aſien immer höher geſtiegen, und im ganzen hat er in jenen Jahren wirklich Aſien beherrſcht, zugleich von Eumenes beraten; aber an Unbotmäßigkeit hat es ſchon damals nicht gefehlt, der Aufforderung, dem Eumenes bei der Eroberung Kappadokiens zu helfen, hatte Antigonos von Großphrygien ſich entzogen, ſchließlich hatte Perdikkas ſelber dem Eumenes Kappadokien unterworfen. Dagegen erfreute Perdikkas ſich der Unterſtützung der Olympias, die ihm ihre Tochter Kleopatra, die rechte Schweſter Alexanders, zu vermählen wünſchte, die Witwe des Königs Alexander von Epiros, des Bruders der Olympias; wegen der Ausſicht auf dieſe Ehe trennte Perdikkas ſich von ſeiner Gemahlin Nikäa, der

Tochter des Antipater. Bei dem Gedanken an dieſe Verbindung mit dem Königshauſe mochte den Perdikkas wohl der Wunſch nach der Krone Alexanders leiten, auch ohne dies ſchien ſeine Macht in Aſien dem Krateros und Antipater, ſowie dem Ptolemäos bedrohlich. So kam eine Koalition der Machthaber in Europa mit dem Satrapen Ägyptens zuſtande; auch Antigonos hatte ſich ihr angeſchloſſen und war von Großphrygien nach Europa gegangen. Der Krieg brach los, Perdikkas ſelber zog gegen Ptolemäos nach Ägypten und vertraute dem Eumenes die Kriegführung gegen Krateros und Antipater an, die in Kleinaſien landeten. Eumenes entſprach auch militäriſch den hohen Erwartungen des Perdikkas; während Antipater nach Kilikien zog, kam es in Kleinaſien zur Schlacht zwiſchen Krateros und Eumenes, in der Eumenes ſiegte und Krateros fiel. Unterdeſſen war Perdikkas nach Ägypten gezogen, er ſtand vor Memphis und beabſichtigte hier den Nil zu überſchreiten, aber der Übergang mißlang, eine große Anzahl ſeiner Leute ertrank im Fluſſe oder fiel den Krokodilen zum Opfer. Das eigene Heer und die Offiziere waren mit Perdikkas unzufrieden; ſeine Offiziere ermordeten ihn in ſeinem Zelte, 321 v. Chr. Die Stelle des Reichsverweſers bot man dem Ptolemäos an, der aber ablehnte; es war der klügſte Entſchluß ſeines klugen Lebens, ſtatt zeitweiliger Herrſchaft über das Ganze, die doch niemals unbeſtritten geblieben wäre, und die er auf die Dauer nicht hätte behaupten können, ſicherte er ihm den koſtbaren Teilbeſitz für alle Zeit. Auch hier zeigte in Beſchränkung ſich der Meiſter. Den Eumenes verurteilte das Gericht der Makedonier jetzt zum Tode und erklärte ihn ſeiner Satrapie für verluſtig; zum Reichsverweſer beſtellte man den Antipater, und er nahm an. Zu Triparadiſos in Syrien wurde die Satrapieenverteilung neu geordnet, dabei erhielt Seleukos Babylonien. Antipater ging nach Europa zurück und ernannte zum Reichsfeldherrn für Aſien den Antigonos, der aber trotz dieſer zentralen Stellung ſeine Satrapie Großphrygien behielt; jetzt, 321, gewinnt Antigonos die Grundlage für ſeine künftige Machtſtellung. Der König Philippos, Arridäos, blieb aber nicht in Aſien zurück, der Reichsverweſer Antipater führte ihn und ſeine Gemahlin mit ſich nach Europa. Der Bruder und Vorgänger des großen Philipp, König Perdikkas III. von Makedonien, hatte einen Sohn Amyntas, den ſein Oheim und Vormund Philipp des Thrones beraubte, den er aber durch die Vermählung mit Kynna, ſeiner Tochter von der Illyrierin Audata, zu ſeinem Schwiegerſohne machte; die Tochter des Amyntas und der Kynna, alſo eine Enkelin ſowohl Perdikkas' III wie König Philipps, war Eurydike. Der Tod König Philipps hatte der Kynna ihren Gemahl geraubt, Alexander hat ſeinen Vetter Amyntas töten laſſen. Eurydike war verlobt mit Arridäos, und obwohl Antipater wie Perdikkas jetzt gegen die Vermählung des Königs Arridäos mit Eurydike waren, ſammelte Kynna jetzt Soldaten und führte ihre Tochter nach Aſien, um ſie dem jungen Könige zu vermählen. Kynna fiel in die Hand des Perdikkas, und er ließ ſie hinrichten, Eurydike aber wurde die Gemahlin König Philipps. Das Königspaar führte Antipater jetzt mit ſich nach Europa, auch den kleinen König Alexander.

So war der alte Gegner der Olympias, der Statthalter Alexanders in Europa, noch auf ſeine alten Tage zum Herrn über das Reich geworden, und er ſtarb als Reichsverweſer, ſchon im Jahre 319. Zu ſeinem Nachfolger ernannte er nicht ſeinen Sohn Kaſſander, ſondern ſeinen alten Kameraden Polyperchon. Er mochte glauben, durch den Verzicht auf Begünſtigung ſeines Sohnes am beſten für das Reich zu ſorgen, in Wirklichkeit ſteigerte er dadurch die Zwietracht.

Es fiel dem Kaſſander gar nicht ein, ſich der Anordnung ſeines Vaters zu fügen, er floh nach Aſien zu Antigonos, um in Gemeinſchaft mit ihm den neuen Reichsverweſer Polyperchon zu bekämpfen. Bei der Ernennung des Antipater zum Reichsverweſer hatte Antigonos, der Reichsfeldherr, den Auftrag erhalten, die Ächtung des Eumenes zu vollſtrecken und ihm Kappadokien abzunehmen, aber vergeblich blockierte Antigonos den Eumenes in der kappadokiſchen Bergfeſtung Nora, und es gelang dem Eumenes ſchließlich, zu entkommen. Auf ſeiten der Reichseinheit und des Reichsverweſers Polyperchon ſtand die alte Königin Olympias, und durch ſie knüpfte Polyperchon jetzt mit Eumenes an: Polyperchon gab die Würde des Reichsfeldherrn, die Antipater dem Antigonos übertragen hatte, jetzt an Eumenes. Die Reichseinheit wird nunmehr in Europa durch Polyperchon und in Aſien durch Eumenes vertreten; Kaſſander und Antigonos dagegen kämpfen gegen die Reichseinheit, Antigonos in Aſien und Kaſſander in



Leichenwagen Alexanders des Großen. Rekonſtruktion im Jahrbuch des dtſch. archäol. Inſtituts.

Europa. Jetzt aber greift die Königin Eurydike ihrerſeits in die Entwickelung der Dinge ein, die ſtarke Frau verfügte über ihren Gemahl, den ſchwachſinnigen König und verſuchte nunmehr, durch ihn zu regieren. Es mag ein perſönlicher Gegenſatz zu Olympias geweſen ſein, der Eurydike jetzt dazu beſtimmte, durch König Philipp den Kaſſander zum Reichsverweſer zu ernennen. Jetzt ſtanden ſich alſo in Europa zwei Reichsverweſer gegenüber, wie in Aſien zwei Reichsfeldherren. Und durch Eurydike gereizt, benutzte Olympias eine Abweſenheit des Kaſſander, um Arridäos und Eurydike zu beſeitigen: den König Philipp ließ ſie mit Pfeilen erſchießen, Eurydike durfte ſich ſelbſt erhängen. So beginnt jetzt die Vernichtung des Königshauſes, im Jahre 317 v. Chr., begonnen hat ſie die dämoniſche Olympias. Das Jahr darauf traf ſie die Vergeltung. Bei ſeiner Rückkehr nach Makedonien belagerte Kaſſander die Olympias in Pydna, im Jahre 316 mußte ſie ſich ergeben; das Heer verurteilte ſie zum Tode, ſie wird geſteinigt. Kaſſander vermählt ſich mit Theſſalonike, einer Tochter des alten Königs Philipp von einer theſſaliſchen Frau aus Pherä. Noch lebte der kleine König Alexander und ſeine Mutter Roxane, ſowie Barſinens Sohn Herakles; die Königin Kleopatra, die Mutter des Epirotenkönigs, die rechte Schweſter Alexanders des Großen, reſidierte in Sardes.

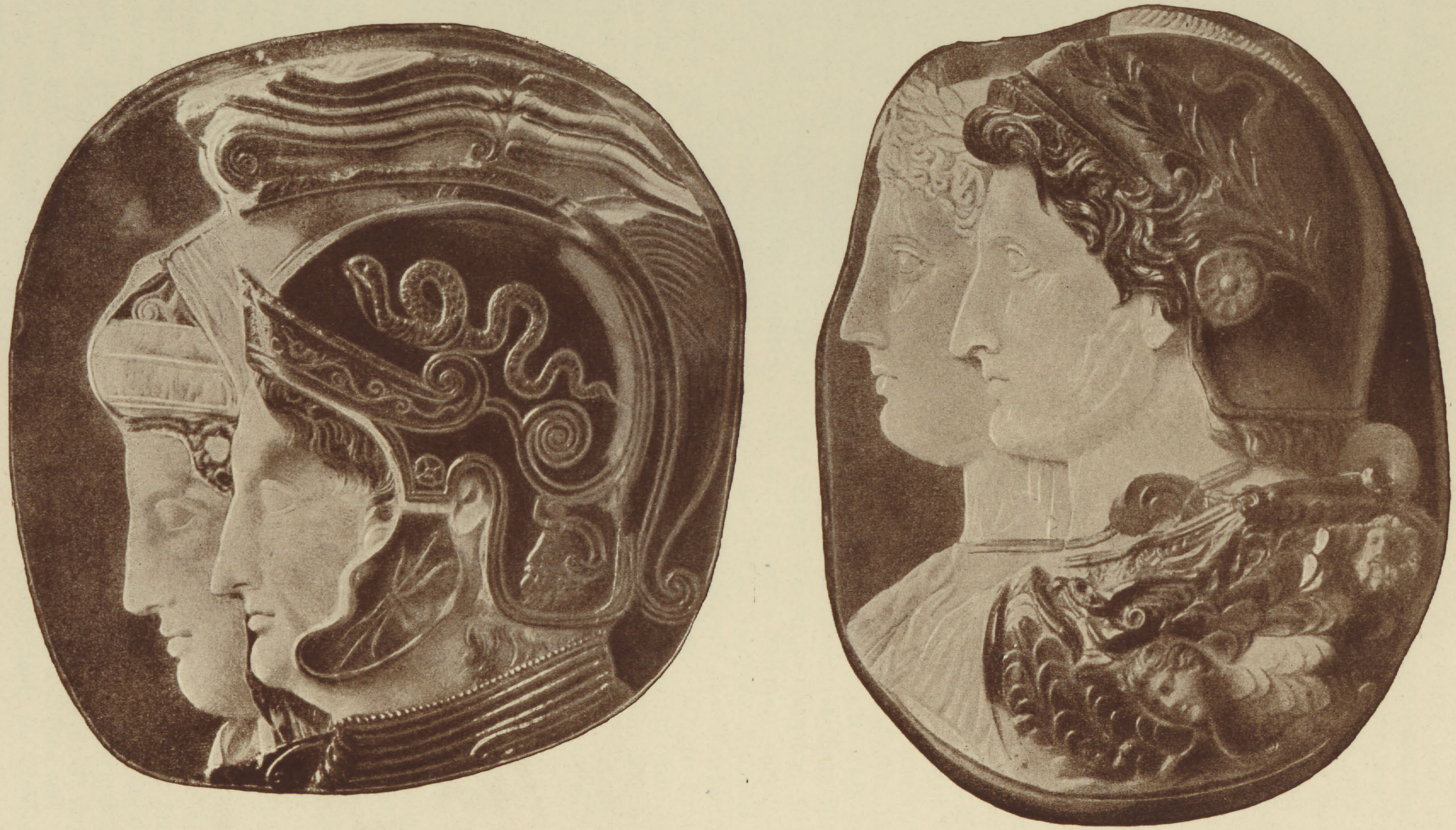
Dasſelbe Jahr 316, in dem Olympias getötet wurde, brachte auch dem Eumenes den Untergang. Vom Reichsverweſer Polyperchon zum Strategen des Reiches ernannt, ſuchte er in Aſien die Verbindung mit den oberen Satrapieen, er ſuchte ſie im Gegenſatze zu Antigonos der Reichseinheit zu erhalten; Antigonos zog gegen ihn zu Felde. Aus der Perſis marſchierte Eumenes dem aus dem mediſchen Ekbatana kommenden Antigonos entgegen. Eine Schlacht in Parätakene, Ende 317 v. Chr., blieb unentſchieden, aber bald darauf, in der Schlacht in Gabiene, wurde Eumenes von ſeinen Silberſchildnern an Antigonos verraten, und Antigonos ließ ihn töten, 316 v. Chr. Der fähigſte Verteidiger der Reichseinheit und der Hort des Königshauſes war beſeitigt. Gefallen war er ſchließlich doch darüber, daß er kein Makedonier war, ſondern ein Grieche.

Antipater hatte die Demokratie in Athen beſeitigt und begünſtigte überhaupt in den griechiſchen Staaten die ariſtokratiſche Verfaſſung; dieſer Richtung folgte ſein Sohn Kaſſander.

Es war der Gegenſatz zu Kaſſander, der den Polyperchon veranlaßte, ſeinerſeits die Demokratie wieder einzuführen, auch in Athen. Freilich beherrſchte Polyperchon nicht ganz Athen, im Hafen von Munichia lag vielmehr eine Beſatzung Kaſſanders unter Nikanor, und durch die Vertrauensſeligkeit des Phokion, der zu Athen damals zum 45. mal Stratege war, eine Vertrauensſeligkeit, die wohl den Schein geheimen Einverſtändniſſes begründen konnte, gelang es dem Nikanor, ſich auch des Piräeus zu bemächtigen. Nun zog Polyperchons Sohn Alexander nach Attika, das Regiment Phokions wurde geſtürzt, er ſuchte ſich vor Polyperchon zu rechtfertigen, aber Polyperchon erklärte ihn des Hochverrats für ſchuldig, das wieder demokratiſche Athen verurteilte ihn zum Tode, und er wurde hingerichtet, 318 v. Chr., in einem Alter von über achtzig Jahren. Von der Notwendigkeit, ſich ins Einvernehmen mit Makedonien zu ſetzen, war Phokion ſeit dem Philokrateiſchen Frieden von 346 v. Chr. überzeugt, nicht als Schüler Platons, ſondern weil er von Illuſionen gänzlich frei war und ſich über die Machtverhältniſſe nicht täuſchte; die Makedonier, beſonders Antipater, waren ihm gewogen, Phokion hat bei ihm den Frieden nach dem lamiſchen Kriege vermittelt, in den Jahren der von Antipater damals begründeten ariſtokratiſchen Verfaſſung in Athen hatte er das Heft in den Händen; eine ſtarke Partei hatte er immer hinter ſich gehabt, ſonſt wäre er nicht 45 mal zum Strategen gewählt worden. Freilich fehlte ſeiner Nüchternheit der Schwung, der den großen unter den Realpolitikern nicht abgeht, er ſah überall Unvermeidlichkeiten und überſah dabei, daß die Zwietracht der großen Gewalten oft auch dem Mindermächtigen das Recht zu größerer Kühnheit gibt. Von unantaſtbarer Anſtändigkeit des Charakters, ſuchte er die Grundſätze der bürgerlichen Sittlichkeit auf die Politik zu übertragen; ob ſein Grundſatz, Unrecht leiden iſt beſſer als Unrecht tun, hier angebracht war, iſt doch die Frage. Aber er iſt dadurch der Held einer moraliſierenden Geſchichtſchreibung geworden, vom Altertum bis auf unſere Tage; 1786 erklärte der Göttinger Schlözer, das wilde Tier des atheniſchen Pöbels habe ihn zerriſſen, die Kanaille von Athen habe ihn verurteilt.

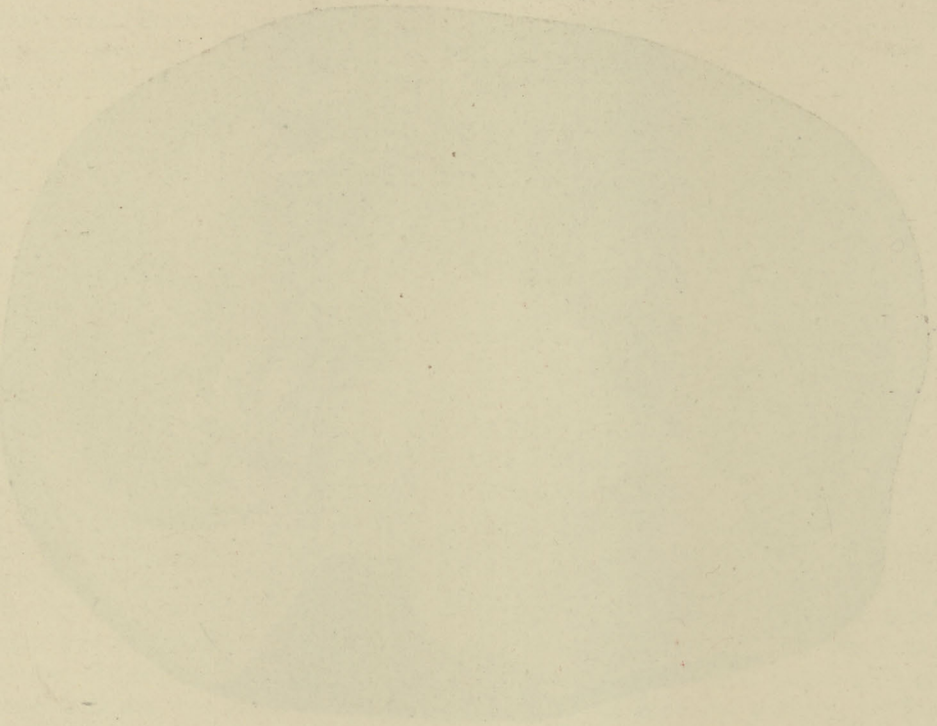
Die Stadt Athen hielt zu Polyperchon, in den Häfen dagegen behauptete ſich die Beſatzung des Kaſſander, aber bereits im Jahre 317 führte Demetrios von Phaleron, Philoſoph und Redner, ein Schüler Theophraſts und alſo ein Enkelſchüler des Ariſtoteles, einen Ausgleich auch der Stadt mit Kaſſander herbei, der ſeine Beſatzung in Munichia beließ; zehn Jahre lang blieb nun Athen im Beſitze des Kaſſander, von 317—307, bis zur Einnahme Athens durch den Sohn des Antigonos, durch Demetrios Poliorketes. Zehn Jahre lang regierte und verwaltete Demetrios von Phaleron Athen als Vertreter des Kaſſander und als atheniſcher Stratege. Die demokratiſche Verfaſſung des Polyperchon blieb nicht beſtehen, ſondern man kehrte zum Zenſus zurück, aber nicht zu dem hohen Zenſus des Antipater, der alle die vom Bürgerrecht ausgeſchloſſen hatte, die unterhalb des Zenſus von 2000 Drachmen ſtanden, etwa 1572 Mark; die Verfaſſung des Demetrios ermäßigte den Zenſus auf die Hälfte und erweiterte ſo das Bürgerrecht, wenn ſie auch nach wie vor die Beſitzloſen ausſchloß. Eine neue Behörde von Geſetzeswächtern wurde beſtellt, um geſetzwidrige Anträge von Annahme und Behandlung auszuſchließen. Die Verwaltung des Phalereers wurde zur Wohltat für Athen. Nach ſeinem Sturze im Jahre 307 ging er zuerſt nach Theben und nach dem Tode Kaſſanders 297 nach Alexandria. Am Hofe des Königs Ptolemäos fand er ehrenvolle Aufnahme und entfaltete in Alexandria eine reiche literariſche Tätigkeit; damals ſchrieb er auch Memoiren über die zehn Jahre ſeiner Verwaltung von Athen.

Nach der Beſeitigung des Eumenes waren auch die oberen Satrapieen Aſiens unter die Hand des Antigonos gekommen, in Babylon hatte er ſich mit Seleukos überworfen und Seleukos floh nach Ägypten zu Ptolemäos. Syriens hatte Ptolemäos ſich bereits im erſten Jahre der Reichsverweſerherrſchaft Polyperchons bemächtigt, ſonſt aber gebot Antigonos faſt allein in Aſien. Trotz der Erfolge des Kaſſander in Europa — ſeit dem Tode der Olympias, ſeit 316, war er unbeſtritten Herr über Makedonien — ſchien die Stellung des Antigonos übermächtig, und ſo bildete ſich gegen ihn eine Koalition des auch von Seleukos aufgeſtachelten Ptolemäos mit Kaſſander und mit Lyſimachos von Thrakien. Die Verbündeten forderten dem Antigonos gegenüber gemeinſame Verteilung der Provinzen und gemeinſame Verfügung über den Königsſchatz, deſſen Antigonos ſich bemächtigt hatte; Antigonos wies ihre Forderungen



Die ſogenannten Ptolemäer-Kameen von Wien und St. Petersburg

als Ptolemäos Philadelphos und Arſinoë oder Alexander d. Gr. und Olympias gedeutet
Beide Sardonyx-Gemmen wurden vermutlich in Alexandrien für den Ptolemäerhof gearbeitet



Stadt-
bücherei
Elbing

ab und ſchritt zum Angriff; 315 v. Chr. Er unterwarf Phönikien und Nordſyrien und eroberte nach langer Belagerung im Jahre 314 Tyros; die griechiſchen Städte ſuchte er dadurch von Kaſſander abzulenken, daß er ſie für frei erklärte, und der dem ägyptiſchen Satrapen faſt gleichnamige Neffe und Feldherr des Antigonos, Ptolemäos, hatte in Griechenland Erfolg und befreite griechiſche Städte von makedoniſcher Beſatzung. Aber im Jahre 312 erlitt der vierundzwanzigjährige Sohn des Antigonos, Demetrios, bei Gaza im Philiſterlande durch Ptolemäos und Seleukos eine ſchwere Niederlage, die dem Antigonos die Herrſchaft über die ſyriſch-phönikiſche Küſte wieder entzog. Das Schlimmſte aber für Antigonos war, daß es dem Seleukos jetzt, 312, gelang, nach Babylon zurückzukehren; er hat ſich auf die Dauer hier behauptet, mit dem Jahre 311 v. Chr. beginnt die Ära der Seleukiden. Antigonos konnte jetzt unmöglich mit drei Fronten, gegen Griechenland, Ägypten und Babylon kämpfen, aber auch die Verbündeten kamen nicht weiter. So ſchritt man denn im Jahr 311 auf Grund des status quo zum Friedensſchluſſe, der dem Ptolemäos Ägypten und Südſyrien, dem Lyſimachos Thrakien beließ, den Antigonos als Strategen Aſiens und den Kaſſandros als Strategen für Europa anerkannte, bis zur Mündigkeit des jungen Königs Alexander; auch Seleukos wurde in Babylon nicht behelligt.

Tatſächlich hatten ſich ſchon jetzt aus der Alexandermonarchie fünf große Reiche herausgebildet, Makedonien, Thrakien, Vorderaſien, Babylonien und Ägypten, aber immer noch hielt man formell die Reichseinheit aufrecht im Namen des jungen, jetzt elfjährigen Alexander. Er wuchs heran, und bei der Stimmung der Makedonier für das Haus des großen Alexander wurde er, je älter er wurde und je mehr er ſich der Mündigkeit näherte, eine Gefahr für Kaſſander, für die Machthaber. Indeſſen er war in den Händen des Kaſſander, und dieſer ließ jetzt, 310, den jungen König Alexander und ſeine Mutter Roxane in aller Stille beſeitigen. Der Unwille, den das erregte, beſtimmte den Polyperchon, den anderen Sohn Alexanders, der jetzt etwa 22 Jahr alt war und mit ſeiner Mutter Barſine zu Pergamon lebte, ſamt ſeiner Mutter nach Griechenland hinüberzurufen, um ihn gegen Kaſſander auszuſpielen und als König nach Makedonien zu führen. Der drohenden Gefahr begegnete Kaſſander dadurch, daß er ſich mit Polyperchon verſtändigte und ihm die Mitregentſchaft über Makedonien anbot. Polyperchon ließ ſich von Kaſſander überreden und brachte im Jahre 309 den Herakles und die Barſine zu Tode, erhielt aber von Kaſſander nicht die makedoniſche Mitregentſchaft, ſondern nur die Strategie im Peloponneſe; hier war er noch im Jahre 303 im Beſitze wenigſtens von Meſſenien und Elis. Bald darauf wird er geſtorben ſein, ein alter Mann, er war ja noch ein Kriegskamerad des Antipater geweſen; ſeine Schandtat war nicht ſchlimmer als die Schandtaten Kaſſanders, aber ſeine Fähigkeiten waren geringer.

Mit der Ermordung der beiden Söhne Alexanders war das Königshaus im Mannesſtamm erloſchen, aber noch lebte die rechte Schweſter König Alexanders, die Königin Kleopatra, in Sardes, im Machtbereiche des Antigonos. Umworben von den Großen des Reiches hatte ſie keinem ihre Hand gegeben, aber im Jahre 309 entſchloß ſie ſich, ſich mit Ptolemäos zu vermählen. Damit unterſchrieb ſie ihr Todesurteil, nun ließ Antigonos ſie töten. Das Haus Alexanders war beſeitigt, aber damit noch nicht der Gegenſatz zwiſchen dem Streben nach einer Reichseinheit und den territorialen Tendenzen. Der Einzige, der noch den Mut beſaß, nach dem Ganzen zu ſtreben, war der unternehmendſte der Generäle, war der „Praktikotatos ton Hegemonon“, wie Hieronymos von Kardia ihn genannt hat, war der alte Antigonos. Er wollte für ſich die Herrſchaft über das Ganze, nach dem Untergange des Königshauſes griff er ſelber nach der Krone Alexanders.

Eine Herrſchaft über das Geſamtreich Alexanders konnte ſich aber nicht auf Aſien beſchränken, ſondern mußte nach Europa übergreifen. Bereits im Jahre 313 hatte der Neffe des Antigonos, Ptolemäos, Erfolge in Griechenland errungen, aber im Jahre 310 fiel er von Antigonos ab und verband ſich mit dem Satrapen von Ägypten. Der Krieg beginnt, den der Ägypter zunächſt, 310, in Kilikien, und im nächſten Jahre, 309, mit großem Erfolge in Lykien und Karien führt. Er wetteifert mit Antigonos in der Umbuhlung der griechiſchen Städte und geht 308 ſelbſt nach Griechenland hinüber, er gewinnt Sikyon und Korinth. Daraufhin ſendet Antigonos ſeinen Sohn Demetrios nach Griechenland zur Befreiung der griechiſchen Städte von Kaſſander, Demetrios von Phaleron räumt Athen, und Demetrios Poliorketes nimmt den noch immer von Makedoniern beſetzten Hafen von Munichia, er ſchleift ſeine Befeſtigungen und gibt Athen die Freiheit; die Verfaſſung des Demetrios von Phaleron wird beſeitigt und die reine Demokratie wieder hergeſtellt, 307 v. Chr. Unter dem Jubel des Volkes war Demetrios in Athen eingezogen, jetzt und bei erneutem Aufenthalte in Athen 304/303 erwies man ihm überſchwängliche Ehren. Man beſchloß die Aufſtellung der Bildſäulen des Demetrios und Antigonos neben denen der Befreier von der Tyrannis, des Harmodios und Ariſtogeiton, und die Errichtung eines Altares für beide als die Heilandgötter. Dagegen trat es faſt zurück, wenn man jetzt und zuerſt in Athen damit begann, den Königstitel auf Antigonos und Demetrios anzuwenden. Eine weitere Ehrung griff bereits in die Organiſation des Staates ein, die Vermehrung der zehn Phylen, wie ſie ſeit 200 Jahren, ſeit der Begründung der Demokratie durch Kleiſthenes beſtanden hatten, die Hinzufügung der elften und der zwölften Phyle, der Demetrias und Antigonis. Mit der Phylenordnung hing die Organiſation des Rates ſtets zuſammen, an die Stelle der 500 Ratmänner der kleiſtheniſchen Phylen traten daher jetzt 600, und da, trotz mancher Umnennung, ſich die Zwölfzahl der Phylen hielt, ſo begegnet uns der Rat der 600 noch in der römiſchen Kaiſerzeit. Ebenfalls von politiſcher Bedeutung war ein Geſetz des Sophokles gegen die Philoſophenſchulen, es war hauptſächlich gegen den Peripatetiker Theophraſt gerichtet, den Lehrer und Freund des Demetrios von Phaleron, aber es ging bei der Abneigung der atheniſchen Philoſophie gegen die radikale Demokratie doch weiter. Theophraſt ging in die Verbannung, konnte aber bald zurückkehren, da das Geſetz des Sophokles bald wieder aufgehoben wurde.

Für die ägyptiſche Seemacht des Ptolemäos war die Inſel Kypros ein Hauptſtützpunkt, und im Jahre 306 ließ Antigonos ſeinen Sohn Demetrios eben dorthin abgehen. Er beſiegte hier zunächſt bei Salamis auf Kypros den ägyptiſchen Feldherrn Menelaos und ging daran, mit ſeinen Maſchinen, darunter ſeine berühmte Helepolis, die Stadt zu belagern. Nun erſchien Ptolemäos ſelber, aber in einer großen Seeſchlacht wurde er und ſeine Flotte, ebenfalls bei Salamis, überwunden; die ganze Inſel kam in die Gewalt des Demetrios. Jetzt war der Augenblick gekommen, dem die Bemühungen langer Jahre gegolten hatten: auf das Haupt des greiſen Antigonos ſenkte ſich jetzt die Königskrone. Der Bote, den Demetrios ſeinem Vater ſandte, brachte die Meldung von dem Siege dem Könige Antigonos, und der Erbe Alexanders ſandte mit dem Dankbrief auch das Diadem an ſeinen Sohn, dem Könige Demetrios.

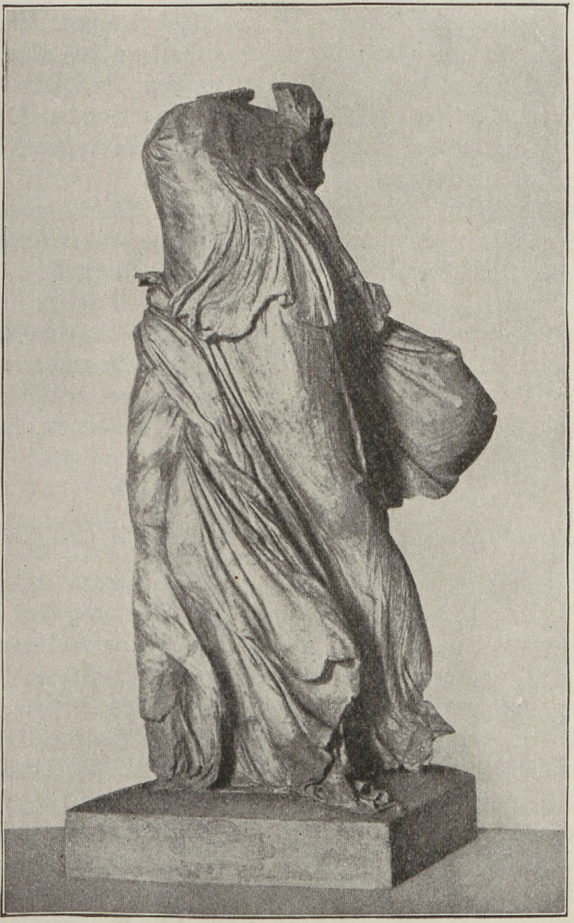
Der Seeſieg hatte den neuen Königen Anlaß und Gelegenheit geboten, auf den Münzen des Demetrios und Antigonos erſcheint daher die Siegesgöttin mit dem Schiffe und dem Dreizack. Das weithin ſichtbare Monument des Sieges ſollte auf Samothrake ſich erheben: die geflügelte Nike von Samothrake ſteht heut im Louvre.

Die Wiederherſtellung des Alexanderreichs war proklamiert, ſein Mittelpunkt, die Reſidenz, ſollte in Nordſyrien liegen, Antigonia am Orontes, das Antigonos im Jahre 307 gegründet hatte. Die nächſte Frage war die nach der Anerkennung der Suprematie über die Teilfürſten. Wohl hatte man in Griechenland dem Kaſſander gegenüber Erfolge gehabt, aber in Makedonien ſaß er feſt; Ptolemäos war bei Kypros geſchlagen, und dieſe Inſel hatte er verloren, aber er beſaß Ägypten. Lyſimachos hielt ſein thrakiſches Reich, und von Babylon aus hatte Seleukos ſich Oberaſien unterworfen. Zur Anerkennung wollte nun Antigonos zunächſt den Ptolemäos zwingen, noch im ſelben Jahr 306 zog er gegen Ägypten zu Felde, mit der Flotte ſollte Demetrios in Ägypten landen; aber die Landung glückte nicht, und auch dem Antigonos gelang es nicht, in Ägypten einzubrechen, er mußte, 305, zurückgehen. Der Widerſtand des mächtigſten Territorialreichs war ungebrochen, und ſein Beherrſcher Ptolemäos demonſtrierte jetzt gegenüber den Anſprüchen des Antigonos auf die Oberhoheit dadurch, daß er ſelber den Königstitel annahm; als Heilande, als Soter hatte ihm ſchon vorher die um 308 von ihm begründete Gemeinſchaft der Inſeln des Ägäiſchen Meeres göttergleiche Ehren gewidmet. Für Ptolemäos bedeutete der Königstitel etwas anderes als für Antigonos; es war für ihn nicht der Königstitel Alexanders, ſondern das Königtum ſeines Territoriums, an erſter Stelle natürlich Ägyptens, auch der Königstitel des Antigonos galt ihm lediglich als territorialer. Dem

Beiſpiele des Ptolemäos folgten die anderen großen Fürſten, Kaſſander, Lyſimachos und Seleukos, ſie wurden jetzt alle Könige. Von ſeinen orientaliſchen Untertanen hatte Seleukos ſchon ſeit ſeiner Rückkehr nach Babylon vom Jahre 312 den Königstitel entgegengenommen, ihn aber den Griechen, den Diadochen gegenüber nicht gebraucht. Ein Jahr der Könige brach an, die unitariſche Aktion des Antigonos führte zur Reaktion der Territorialgewalten.

Das Verlangen des Antigonos, den Demetrios auf Kypros gegen Ptolemäos zu unterſtützen, hatte Rhodos im Jahre 306 zurückgewieſen. Durch Zuſammenlegung der drei Städte auf der Inſel, Lindos, Jalyſos und Kamiros, war im Jahre 408 v. Chr. die Stadt Rhodos gegründet worden und hatte ſich raſch zum großen Handelsſtaate entwickelt; es hatte keine Neigung, ſich durch Teilnahme am kypriſchen Kriege den Handel mit Ägypten, mit Alexandria, zu verderben und hatte neutral bleiben wollen. Darum ſandte im Jahre 305 Antigonos den Demetrios gegen Rhodos, der eine langwierige Belagerung begann, aber trotz ſeiner Belagerungskunſt und ſeiner Maſchinen Rhodos doch nicht nehmen konnte; die Stadt erhielt von Ptolemäos, von Kaſſander und Lyſimachos Unterſtützung. Nach einem Jahr mußte Demetrios, 304, die Belagerung abbrechen, ſein Anſehen hatte einen ſchweren Schlag erlitten. Der Bund, den Rhodos und Antigonos ſchloß, gewährte der Stadt nicht nur die Autonomie, ſondern geſtattete ihr auch, die Freundſchaft mit Ptolemäos fortzuſetzen, dies Bündnis hatte demnach für Antigonos keinen Wert und keinen Inhalt.

Hatte man dem Ptolemäos und den Rhodiern gegenüber keinen Erfolg gehabt, ſo ging es dafür jetzt gegen Kaſſander. Dieſer hatte unterdeſſen ſich in Griechenland wieder ausgebreitet und wiederholt Athen bedroht, wo der Neffe des Demoſthenes, der radikale Demokrat Demochares, ſein leidenſchaftlichſter Gegner war. Jetzt, 304, entſetzte Demetrios das belagerte Athen und trieb den Kaſſander zurück bis zu den Thermopylen, Demetrios erweiterte ſeinen Einfluß in Mittelgriechenland und im Peloponneſe, er befreite eine Stadt nach der anderen von der makedoniſchen Beſatzung; zum Hegemon von Hellas beſtellt und mit der Führung des Krieges gegen Makedonien betraut, griff er im Jahre 302 den Kaſſander ſelber in Theſſalien an. Er war im Begriffe, das makedoniſche Reich Kaſſanders für Antigonos und ſich ſelbſt zu erobern, da wurde er von Antigonos zurückberufen, nach Kleinaſien.



Nike von Samothrake. Original im Louvre, Paris.

In ſeiner Not hatte Kaſſander ſich um Hilfe an die anderen Könige gewendet, und dieſe mußten die höchſte Steigerung der Macht des Antigonos befürchten, falls die Eroberung Makedoniens dem Demetrios gelang; ſo bildete ſich denn eine neue Koalition der vier Territorialgewalten, ein Bündnis Kaſſanders mit Lyſimachos, mit Ptolemäos und Seleukos. Kaſſander konnte nicht perſönlich am Kriege teilnehmen, aber er ſchickte einen Teil ſeines

Heeres. Den Krieg beginnt Lyſimachos mit ſeinem Übergange nach Kleinaſien; Seleukos hatte von dem indiſchen Könige Tſchandragupta gegen 500 Kriegselefanten erhalten und rückte nach Oſten vor. Antigonos eilt aus Syrien, aus ſeiner Hauptſtadt Antigonia nach Kleinaſien und ſucht den Lyſimachos zur Schlacht zu drängen, aber dieſer weicht aus, um den Seleukos abzuwarten. Inzwiſchen hatte Ptolemäos Coeleſyrien erobert, aber auf die falſche Nachricht von einer Niederlage des Lyſimachos und Seleukos kehrt er um. Es gelang dem Lyſimachos und Seleukos, ſich zu vereinigen, bei Ipſos in Großphrygien kam es 301 zum Kampfe. Demetrios und Antigonos wurden überwunden, Antigonos fiel und Demetrios mußte fliehen.

Den Siegern die Beute! Der kluge Lagide war diesmal gar zu klug geweſen, er hatte, allzu vorſichtig, nicht am Kampfe teilgenommen und erhielt daher jetzt gar nichts; ſonſt wäre wohl Syrien ſein Anteil geworden. Aber er konnte ſich behaupten, ebenſo wie in Makedonien Kaſſander. Durch die Angliederung von Kleinaſien diesſeits des Tauros wird die Herrſchaft des Lyſimachos ein großes Reich. Was ſonſt in Aſien dem Antigonos gehorcht hatte, kommt an Seleukos, auch Syrien, das in der Folge das Hauptgebiet der Seleukiden bleiben ſollte. Bald nach dem Siege gründete Seleukos hier ſeine neue Hauptſtadt, Antiochia am Orontes, und verpflanzte dorthin die Bewohner von Antigonia.

Das Alexanderreich hatte aufgehört zu beſtehen, ſeine Einheit war auseinander gebrochen, dem Traumgebilde dieſer Einheit hat niemand mehr nachgejagt; der Kampf von zwanzig Jahren endet mit dem Siege der zentrifugalen, der territorialen Intereſſen. Von den vier Reichen des Kaſſander und Lyſimachos, des Ptolemäos und Seleukos haben ſich drei konſolidiert, nur das Reich des Lyſimachos iſt nach einiger Zeit zerfallen. Ein einheitliches Regiment über Vorderaſien, Ägypten und Europa auszuüben, war nur Alexander imſtande geweſen, aus ſeinem Reiche hatten die Teilſtaaten ſich gebildet, aber zu einer gewiſſen Einheit des politiſchen Syſtems ſchloſſen dieſe ſich doch zuſammen. Und in allen dieſen Staaten ſtand neben dem Makedonier der Grieche.

3. Die Konſolidierung der helleniſtiſchen Monarchieen.

Unſere Betrachtung der Geſchichte läßt ſich in ihren Intereſſen vielfach durch den Ausgang der Ereigniſſe beſtimmen. So kommt in der Darſtellung des Mittelalters die Weltſtellung des byzantiniſchen Reiches mit ſeiner Macht und ſeinem Glanze, mit ſeiner ununterbrochenen Tradition des Kaiſertums und ſeinem Anſpruch der Prärogative vor dem Kaiſertum des Abendlandes in den Jahrhunderten, die den Kreuzzügen vorausgehen, oftmals nicht zu voller Geltung. Ebenſo tritt in der herkömmlichen Behandlung die Geſchichte des Hellenismus der altrömiſchen gegenüber viel zu ſehr in den Hintergrund: die Betrachtung haftet eben an dem Sieger, der die helleniſtiſchen Staaten ſamt und ſonders ſchließlich unterwarf und den Oſten mit dem Abendlande unter ſeiner Herrſchaft zu einem großen Mittelmeerreiche verband und einte. Fragen wir aber, wo die Zeitgenoſſen ſelber den Schauplatz der Weltgeſchichte ſahen, ſo müſſen wir ſagen: für das Jahrhundert nach Alexander lag er im Oſten. Und das helleniſtiſche Staatenſyſtem, wie es ſich nach der Schlacht von Ipſos vollendet und feſtigt, hat bis auf die Zeiten Hannibals als der Träger der Weltgeſchichte gegolten und für ſich ſelber in der Tat eine ganze Welt bedeutet, eine Welt für ſich auch inſofern, als die Schickſale dieſes Ganzen in dieſem erſten Jahrhundert des Hellenismus nicht von außen beſtimmt wurden, ſondern lediglich durch das Verhalten der einzelnen helleniſtiſchen Staaten zueinander. Daneben ſtand für ſich der Weſten, mit Karthago und den Griechen Siciliens und Großgriechenlands, mit den Völkern, Stämmen und Staaten Italiens, mit Kelten, Etruskern, Latinern und Samniten. Faſt unbemerkt von der Welt des Hellenismus hat ſich hier aber die Herrſchaft einer Stadt und eines Staates allmählich angebahnt und vollendet, bis die neue Großmacht Rom mit der alten Karthagos rivaliſierte. Der Kampf der Nebenbuhler fand im hannibaliſchen Kriege ſeine Entſcheidung, und jetzt ſah auch die Welt des Hellenismus, was hier vorgegangen war und bald auch ſie bedrohen mußte. Die Teilnahme Makedoniens am hannibaliſchen Kriege läßt die Staatenſyſteme des Oſtens und Weſtens ineinandergreifen: ſeit dem hannibaliſchen Kriege gibt es allgemeine Weltgeſchichte des Altertums. Dieſe Grenze hat der

Geſchichtſchreiber der römiſchen Weltherrſchaft, Polybios von Megalopolis, mit dem Scharfblicke des Hiſtorikers erkannt, der ſelber in den Traditionen helleniſtiſcher Politik aufgewachſen war, und er hat es bereits vor 150 v. Chr. ausgeſprochen. Sein großes Geſchichtswerk, eine wirkliche Weltgeſchichte, keine Aneinanderreihung, ſondern eine Verknüpfung aller Fäden, ſetzt eben darum an dieſem Punkte mit der ausführlichen Erzählung ein. Seit etwa 220 v. Chr. durchdringen einander helleniſtiſche und römiſche Geſchichte, Rom wird ein Faktor, mit dem die helleniſtiſchen Staaten jetzt rechnen mußten, unmittelbar nach ihrem Siege über Hannibal und Karthago greifen die Römer nach Makedonien hinüber, und bereits nach einem Menſchenalter ging das Reich der Antigoniden unter. Bei Ipſos war es als Alexanderreich gefallen, als territorialer Teilſtaat fiel es im Jahre 168 in der Schlacht von Pydna, ſie ſtrich Makedonien für alle Zeiten aus der Geſchichte.

Die Erbſchaft des Antigonos in Aſien hatten Lyſimachos und Seleukos angetreten; beide hatten auch an den Grenzen ihrer Reiche zu kämpfen, Lyſimachos mit den Geten im Norden der Donau, einem Volke, das man mit den germaniſchen Goten niemals hätte in Zuſammenhang bringen ſollen. Lyſimachos drang über die Donau tief in das Innere des Getenlandes, wurde aber im Jahre 292 v. Chr. von den Geten gefangen genommen und nur gegen den Verzicht auf das linke Donauufer frei gelaſſen. Seleukos dagegen hatte im Oſten gegen den Begründer der Mauryadynaſtie zu kämpfen, gegen König Tſchandragupta, der ganz Nordindien unter ſeiner Herrſchaft zu einem großen Reiche geeinigt hatte; Seleukos machte dem indiſchen Könige eine Gebietsabtretung am Indus und erhielt von ihm dafür 500 Kriegselefanten, die ihm bald darauf in der Schlacht von Ipſos mit zum Siege helfen ſollten. Durch den Geſandtſchaftsverkehr, den die Seleukiden mit dem Hofe zu Pataliputra am Ganges unterhielten, wurde auch die Kenntnis Indiens bei den Griechen erweitert und vertieft. Das Gebiet des Indus hatte zuerſt von allen Griechen kurz vor 500 v. Chr. Skylax von Karyanda betreten, der an der Expedition teilnehmen konnte, die der erſte Darius dorthin abſandte. Eine Erweiterung der Kenntnis brachte dann Kteſias von Knidos, der von 415—398 am perſiſchen Hofe als Leibarzt des Großkönigs weilte; und dann kam der Zug Alexanders. Megaſthenes ging wiederholt als Geſandter des Seleukos nach Pataliputra an den

Eutychides' Stadtgöttin von Antiochia.
Original im Vatikaniſchen Muſeum zu Rom.

Hof des Tſchandragupta; ſein Werk über Indien wurde zu einem standard work. Und der Sohn des Seleukos, Antiochos I, ſandte zwiſchen 280 und 276 v. Chr. den Daïmachos zu dem Sohne Tſchandraguptas, zu dem Könige Amitraghata; ebendorthin ging auch aus Alexandria Dionyſios als Geſandter des zweiten Ptolemäos. Die Politik der helleniſtiſchen Höfe reichte damals bis zum Ganges. Im Inneren ſeines Reiches ſchuf Seleukos eine neue Satrapieenordnung, welche die großen Satrapieen zerſchlug und eine erheblich größere Anzahl kleinerer Verwaltungskörper ſchuf. In ihm lebten auch die Koloniſationsgedanken Alexanders fort, wie bei keinem andern der Diadochen, er wurde ein Städtegründer ohnegleichen, 75 Städte wurden auf ihn zurückgeführt. Für ſeine eigene Reſidenz hatte er, wie ſchon bemerkt, nicht Babylon, ſondern Syrien in Ausſicht genommen, offenbar um das große Getriebe der helleniſtiſchen Politik aus größerer Nähe zu verfolgen; bald nach der Schlacht von Ipſos hatte er hier, wie wir uns erinnern, Antiochia am Orontes gegründet. Für die Beherrſchung der oberen Satrapieen aber war die Lage von Antiochia weniger günſtig, und ſo gründete er dort am rechten Ufer des Tigris Seleukia, in geringer Entfernung vom Euphrat und von Babylon und mit dem Euphrat durch einen Kanal verbunden; die Gunſt der Lage von Seleukia ſtand hinter der von Babylon nicht zurück, bald wurde Seleukia Weltſtadt. Eben hier ſchlug der Sohn des Seleukos, Antiochos I, ſeine Reſidenz auf, nachdem ihm der Vater, 294 v. Chr., die Mitregentſchaft und die Verwaltung der oberen Satrapieen übergeben hatte. Antiochos I richtete ſeine Blicke jetzt auch nach dem Nordoſten, nach dem Kaſpiſchen Meere und auf die großen Ströme Zentralaſiens. Die erſte, noch ganz verworrene Kunde vom Oxos, vom Amudarja, findet ſich bei Herodot, die des Syrdarja, des Jaxartes, bei Kteſias, der die geographiſche Kenntnis des oberen und vorderen Aſien erweitert hat, wie kein zweiter ſeit Hekatäos von Milet, zwiſchen Darius I und Alexander; mit gutem Grunde ruht die Erdkunde des Ariſtoteles, die von den Ergebniſſen des Alexanderzuges noch unberührt iſt, für Aſien weſentlich auf Kteſias. Dieſer hat zuerſt auch die richtige Kunde von der Richtung des Flußlaufes, wie für den Jaxartes, ſo auch für den Oxos geboten. Da das Altertum den Aralſee nicht kannte, mußte es zu der Meinung kommen, beide Flüſſe mündeten in das Kaſpiſche Meer; in Wirklichkeit hat auch der Oxos niemals in das Kaſpiſche Meer münden können, weil ſich dazwiſchen das Plateau des Üſt-jurt erhebt. Von Herodot bis Ariſtoteles hat das Kaſpiſche Meer für ein Binnenmeer gegolten, jetzt aber war Alexander ſo hoch nach Norden, bis zum Jaxartes in ſeinem Mittellaufe gedrungen, daß ſich nunmehr die Frage erhob, ob der Jaxartes vielleicht im Norden des Kaſpiſchen Meeres nach Weſten fließe und, mit dem Tanais, dem Don, identiſch in die Mätis, in das Aſowſche Meer einmünde, ob ferner eine Verbindung von Mätis und Kaſpiſchem Meer beſtehe, oder aber ob das Kaſpiſche Meer gar kein Binnenmeer ſei, ſondern ein Teil des Ozeans, wie die Griechen das vor den Zeiten Herodots angenommen hatten. War Alexander bis zum Jaxartes vorgedrungen: unter Antiochos I, zwiſchen 294 und 280, ging Damodamas noch weiter. Und Antiochos war es auch, der die Frage des Kaſpiſchen Meeres eben damals zu löſen verſuchte. Schon Alexander hatte dafür eine Expedition geplant, die Heraklides, der Sohn des Argäos, führen ſollte, aber mit dem Tode des großen Königs war auch dieſer Plan gefallen, den Antiochos jetzt wieder aufnahm. Zwiſchen 285 und 280 ſandte er einen erfahrenen Feldherrn ſeines Vaters, den Patrokles, aus, um zu Schiffe das Kaſpiſche Meer zu erkunden, und dieſer ſcheint den Balkanbuſen an der Oſtküſte des Kaſpiſchen Meeres für die Mündung des Oxos gehalten zu haben; und das Meer reichte nach Norden immer weiter, Patrokles vermutete daher, es hänge wirklich mit dem Ozean zuſammen, und verdrängte damit für lange Zeit die richtige Kenntnis des Herodot und Ariſtoteles; in der Folge meinte man, er ſei wirklich aus dem Kaſpiſchen Meere in den nördlichen Ozean gefahren und um das nordöſtliche Aſien herum nach Indien, man ließ ihn alſo Nordenſkjölds nördliche Durchfahrt antizipieren. Durch ſeine Fahrt an der Weſtküſte des Meeres aber zerſtörte Patrokles die Meinung von einer Verbindung mit der Mätis, und auf dieſem Ergebnis ſeiner Fahrt ruhte der Plan des Seleukos und Antiochos, eine Kanalverbindung zwiſchen dem Aſowſchen und dem Kaſpiſchen Meere herzuſtellen. Die Zukunft brachte nähere Sorgen: der große Plan iſt nicht erſt an dem Verſuche ſeiner Ausführung geſcheitert.

Durch ſeinen Feldherrn Ophelas hatte der ägyptiſche Satrap Ptolemäos ſich bereits 321

Ptolemäos I.
(Goldſtater).

Demetrios Poliorketes.
(Vergrößertes Münzporträt).

Demetrios Poliorketes.
(Tetradrachmon).

der Stadt Kyrene und des Plateaus von Barka bemächtigt, aber bald hatte Ophelas die Gewalt für ſich in Anſpruch genommen, er machte ſich unabhängig und verbündete ſich in der Folge mit Agathokles von Syrakus zu einem gemeinſamen Unternehmen gegen Karthago. Vor Karthago aber veruneinigten ſich Agathokles und Ophelas, und Ophelas fand hier ſeinen Tod, 309 v. Chr. Kyrene wurde wieder ägyptiſch.

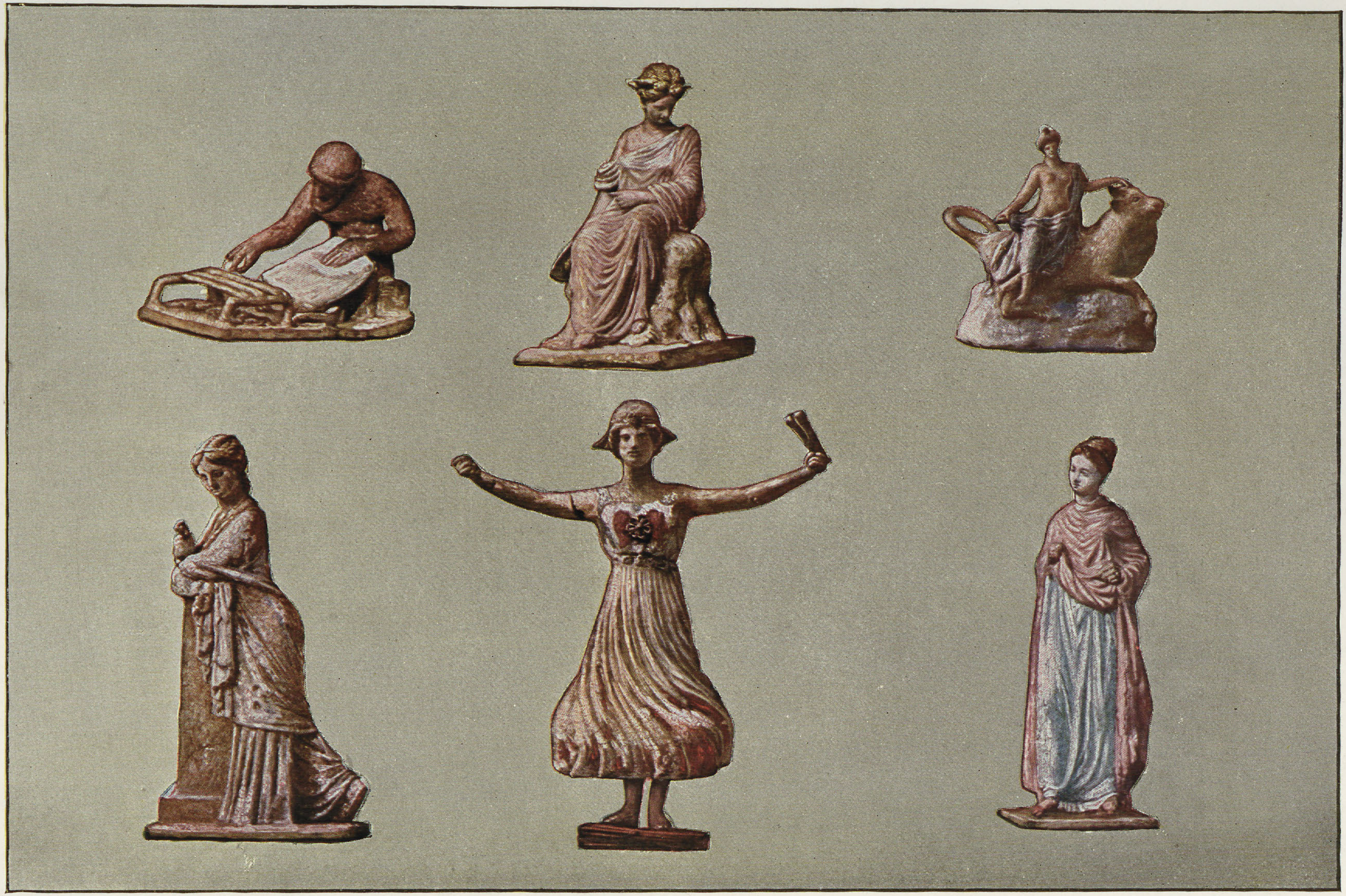
Auch als König hat Ptolemäos in Ägypten eine Politik befolgt, die er gleich als Satrap begonnen hatte, und mit der er in die Fußſtapfen Alexanders eintritt. Im Gegenſatze zu den Perſern iſt es Alexander und den Ptolemäern gelungen, mit den Ägyptern ſich zu ſtellen und zu ihren Untertanen ein gutes Verhältnis zu gewinnen: es gelang ihnen das vor allem durch die Schonung ihrer religiöſen Empfindungen und Empfindlichkeiten, und die Römer ſind den Ptolemäern hierin gefolgt; ſie gingen darin vielleicht ſogar zu weit, wenn ſie ſchonungslos den von ihren eigenen Leuten opferten, der das Unglück gehabt hatte, aus Verſehen eine heilige Katze zu töten; aber die Richtigkeit des Grundſatzes iſt auf Grund ſolcher Übertreibungen nicht anzufechten. Die Perſer hatten es von Anfang an mit den Ägyptern verſchüttet, ſeit der Eroberung Ägyptens durch Kambyſes und ſeiner Tötung des Apis. Alexander lernte von den Fehlern des perſiſchen Regimentes in Ägypten, er gewann die Ägypter durch die Rückſicht auf ihre Religion, in dieſen Zuſammenhang gehört auch ſein Zug zum Ammon, er wurde der Sohn des ägyptiſchen Gottes. Als Satrap ſuchte Ptolemäos einen Rückhalt auch bei den Ägyptern ſelber, und er verfolgte in bewußter Abſicht die Verſöhnungspolitik, wie Alexander ſie eingeſchlagen; und als König ſah er keinen Anlaß zu einer Änderung dieſes Syſtems. Er kam der ägyptiſchen Religion und ihrem Kultus, den Prieſtern und der ägyptiſchen Kirche weit entgegen, er erkannte ſie neben der griechiſchen Religion als Religion des Staates an. Er ſuchte aber dadurch nicht nur ſeine eigene Herrſchaft zu ſichern, ſondern auch Griechen und Ägypter in ſeinem Lande durch die Religion einander zu nähern. Dabei wurden auch die Unterſchiede griechiſcher und ägyptiſcher Religion nach Möglichkeit weggedeutet, griechiſche und ägyptiſche Gottheiten wurden einander gleichgeſetzt, etwa Dionyſos dem Oſiris und die Iſis der Demeter; ſo mochten Griechen und Ägypter auch in der Religion einander verſtehen. Vor allem aber diente die Religionspolitik des Ptolemäos dem religiöſen Ausgleich durch die Einführung einer neuen Gottheit mit ihrem Kultus, mit Sarapis; er iſt recht eigentlich der Gott des ägyptiſchen Hellenismus. Sarapis lehnte ſich, wenn auch vielleicht nicht in ſeinem Namen, an die altägyptiſche Gottheit des Oſiris-Apis an, in ſeinem Kulte ſollten Ägypter und Griechen ſich vereinen, die Geſtalt des Oſiris-Apis wird zu der des Sarapis helleniſiert, dabei beteiligen ſich einmal ägyptiſche Prieſter wie Manetho, aber auch griechiſche Theologen, wie der Eumolpide Timotheos aus Athen. Den Kult des neuen Gottes hat Ptolemäos bereits im erſten Jahrzehnt ſeiner Satrapie organiſiert, er beſtand bereits 312 v. Chr. Der Staat ſorgte für die finanzielle Sicherheit der ägyptiſchen Kirche und, auch durch Privilegien, für ihren Beſitz, nahm aber die Aufſicht darüber in Anſpruch; die Prieſter trugen den Charakter von Staatsbeamten. In aller Ergebenheit gegen Religion und Kirche wußte die Klugheit des Ptolemäos Prieſter und Kirche von Ägypten feſt zu beherrſchen und in ſeiner Hand zu halten; ſeine Nachfolger haben von ihm gelernt. Wenn mehr als 600 Jahre ſpäter Konſtantin der Große die Herrſchaft über die chriſtliche Kirche dadurch erlangte, daß er ihr entgegenkam und ſich ſelber in ſie einfügte, ſo iſt Verhalten und Erfolg des Ptolemäos gegenüber der ägyptiſchen Kirche konſtantiniſch.

So richteten ſich Ptolemäos, Seleukos und Antiochos, ſowie Lyſimachos in ihren Reichen häuslich ein, in Makedonien hielt ſich Antipaters Sohn Kaſſander. Von dem Landbeſitze des Antigonos war ſeinem Sohne Demetrios Poliorketes weſentlich nur der griechiſche geblieben, aber er war Herr der bedeutendſten Flotte und ein Seekönig, der auf Kypros und dem ägäiſchen Meere und in Küſtenſtädten Kleinaſiens und Phönikiens gebot, wie in Epheſos, Sidon und Tyros; bald gewann er auch Kilikien. Freilich war nach dem Tage von Ipſos auch Athen von Demetrios abgefallen und hatte ſich für neutral erklärt; dem Abfalle der Athener war der der Böoter und Phoker gefolgt. In Athen gelangte Lachares zur Gewaltherrſchaft, aber nun kam es hier zum Bürgerkriege, und die Gegner des Lachares baten den Demetrios um Hilfe; er belagerte Athen, und die Flotte des Ptolemäos verſuchte vergeblich, Athen zu entſetzen. In der Not der Belagerung ließ Lachares die Tempelſchätze, ja ſogar das goldene Gewand der Parthenos einſchmelzen, aber ſchließlich öffnete man dem Demetrios die Tore, 294; ſo war Demetrios wieder zum Herrn Athens geworden. Er ſtellte die Demokratie wieder her, aber legte eine Beſatzung nach Athen; dieſe Beſatzung der Antigoniden blieb 66 Jahre in Athen, bis 228. Demetrios ließ in Athen ſeinen Sohn Antigonos als Statthalter, nach ſeiner Geburt in dem Theſſaliſchen Gonoi Gonatas genannt. Im Beſitze des griechiſchen Reiches hielt ſich Antigonos Gonatas auch nach dem Sturze ſeines Vaters, 285 v. Chr., und als er König von Makedonien wurde, vereinigte er mit der makedoniſchen Krone die Herrſchaft über Griechenland.

Unterdeſſen war im Jahre 297 der makedoniſche König Kaſſander geſtorben, ihm folgten ſeine jungen Söhne. Die Schwäche des vormundſchaftlichen Regimentes der Witwe Kaſſanders, der Theſſalonike, der Tochter Philipps, benutzte Demetrios, um Makedonien zu beſetzen; in demſelben Jahre 294, das ihm Athen wieder in die Hand gegeben hatte, ward Demetrios Poliorketes auch König von Makedonien, dem Sohne und den Enkeln des Antipater folgte jetzt der Antigonide. Zwar hatte ſich bereits, als Demetrios ſich zur Belagerung Athens anſchickte, Ptolemäos mit Seleukos und Lyſimachos gegen Demetrios verbunden, um ihn an der Wiedergewinnung ſeiner alten Machtſtellung zu hindern, und Demetrios hatte im Oſten ſchwere Einbuße erlitten, Lyſimachos hatte ihm Epheſos, Seleukos Kilikien und Ptolemäos die phönikiſchen Städte, ſowie Kypros abgenommen, aber im Beſitze Makedoniens und Griechenlands war er doch wieder zu einem der mächtigſten Herrſcher ſeiner Zeit emporgeſtiegen. Im nächſten Jahre unterwarf er auch Böotien wieder, hier wurde Hieronymos von Kardia, der alte Freund des Eumenes, Statthalter.

Es war unzweifelhaft, daß Demetrios danach ſtrebte, ſein väterliches Reich wieder zu erobern; um 290 ſtand er auf der Höhe. Aber um ſein weiteres Steigen zu verhindern, vereinigten ſich gegen ihn jetzt alle: Ptolemäos, Seleukos und Lyſimachos, und im Bunde mit ihnen der junge Pyrrhos. Mit Pyrrhos und Demetrios traten die beiden glänzendſten Geſtalten jener Zeiten ſich gegenüber.

Pyrrhos war der Sohn des Königs Äakidas von Epiros, eines Vetters der Olympias; beim Sturze der Olympias war Äakidas, im Jahre 317, aus Epiros vertrieben worden und mit ihm ſein zweijähriger Sohn Pyrrhos. Seine Schweſter Deidamia wurde Gemahlin des Demetrios Poliorketes, und die Macht, die Demetrios 307 in Griechenland gewann, ſetzte auch den elfjährigen Pyrrhos auf den Thron ſeines Vaters, aber als Demetrios im Jahre 302, vor der Schlacht von Ipſos, Griechenland verließ, wurde auch Pyrrhos vertrieben, ſiebzehnjährig. Bei Ipſos focht er für Demetrios, der ihn um 299 als Geiſel zu Ptolemäos ſandte. Er wurde der Liebling des alexandriniſchen Hofes und vermählte ſich mit einer Stieftochter des Ptolemäos; nach Kaſſanders Tode ſendet Ptolemäos ihn, 297, nach Epiros, dort beſteigt er wieder den Königsthron; ſeine Verſchwägerung mit Demetrios hatte der Tod der Deidamia bereits gelöſt. Der großen Koalition gegen Demetrios hat auch Pyrrhos ſich angeſchloſſen, man erwartete den Angriff des Demetrios auf Aſien und ſuchte dem Schlage zuvorzukommen. Während die



Bemalte griechiſche Tonfiguren
aus Tanagra, Korinth und anderen Orten.
Originale im Königlich. Muſeum zu Berlin

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

ägyptiſche Flotte nach Hellas abgeht, dringen Lyſimachos in Thrakien und Pyrrhos in Makedonien ein, das Heer des Demetrios meuterte, und Demetrios mußte fliehen, er hielt ſich aber in Theſſalien und Griechenland, auch im Piräeus. Die ptolemäiſche Flotte nimmt die Kykladen, und in Makedonien ruft das Heer den Pyrrhos zum Könige aus, 288; jetzt wird Makedonien zwiſchen Pyrrhos und Lyſimachos geteilt, und mit ſeinem epirotiſchen Königreiche vereinigt Pyrrhos nunmehr die Herrſchaft über das weſtliche Makedonien. Aber ſchon 284 wird er von Lyſimachos aus Makedonien vertrieben, nur von 288—284 war Pyrrhos auch König von Makedonien; das Königtum des Lyſimachos umfaßt ſeit 284 das ganze Makedonien.

Demetrios hatte 288 aus Makedonien weichen müſſen, aber ſein Temperament hielt keine Ruhe, er ſuchte dem Lyſimachos jetzt in Kleinaſien beizukommen, wo man ſeinem Regimente nicht günſtig geſinnt war, bereits im folgenden Jahre 297 übergibt er ſeinem Sohne Antigonos Gonatas die Verwaltung Griechenlands und geht zu Schiffe mit 10000 Mann nach Kleinaſien hinüber. Hier aber gewann er keinen dauernden Erfolg, er muß nach Kappadokien weichen, er geht nach Kilikien, das damals dem Seleukos gehörte; nach der Schlacht von Ipſos hatte Seleukos ſich mit Stratonike, der Tochter des Demetrios, vermählt, aber bereits 294 dieſe Gemahlin ſeinem Sohne Antiochos abgetreten. In Kilikien fiel Demetrios 285 in die Hände des Seleukos, der ihm ſeinen Aufenthalt im Schloſſe zu Apamea am Orontes anwies, hier ſtarb Demetrios bereits 283 v. Chr., im Alter von 54 Jahren. In ſeiner Jugendkraft und Jugendblüte hatte er die Welt bezaubert und die Feinde überwunden, aus tiefſtem Sturze erhob er ſich wieder zur höchſten Höhe, und auch durch einen zweiten Fall noch nicht zerſchmettert, verſuchte er ſein Glück noch einmal. Er hatte die Welt nicht zur Ruhe kommen laſſen, nun ſollte er ſich in die Ruhe eines königlichen Gewahrſams finden. Ihm blieb nichts mehr als der Genuß, und im Genuß iſt er verkommen. Aber in dem hohen Geiſte ſeines Sohnes, der die Herrſchaft über Griechenland behauptet hatte, ſollte ſein Haus ſich wieder erheben und den Ruhm der Antigoniden noch ein Jahrhundert lang bewahren.

In Ägypten war inzwiſchen der Thronwechſel und die erſte Vererbung des Thrones eingetreten, aber nicht nach einem Recht des älteren. Der Ehe des Ptolemäos mit Antipaters Tochter Eurydike entſtammte ein Sohn Ptolemäos, der den Beinamen Keraunos von dem Zeus des Blitzes trug; aus der Gunſt des Vaters aber wurde ſeine Mutter Eurydike und er ſelber durch ihre Nichte verdrängt, durch Berenike, und ihren Sohn, den Philadelphos, den ſie 308 in Kos dem Soter geboren hatte. Bei der Polygamie, mit der die helleniſtiſchen Könige dem Alexander folgten, wie er ſelber orientaliſchen Brauch übernommen hatte, bedeutete die Vermählung des Soter mit Berenike keine Scheidung ſeiner Ehe mit Eurydike, aber dieſe zog ſich von der Perſon des Soter zurück und aus ſeinem Reiche, nach Milet; es lag im Herrſchaftsbereiche des Lyſimachos. Um dem Sohne der Berenike, dem Philadelphos, unter Ausſchluß des Keraunos, die Nachfolge in Ägypten zu verſchaffen und zu ſichern, ſtieg der erſte Ptolemäos 285 freiwillig vom Throne herab, er überlebte ſeinen Rücktritt noch um zwei Jahre, Philadelphos war ihm gefolgt.

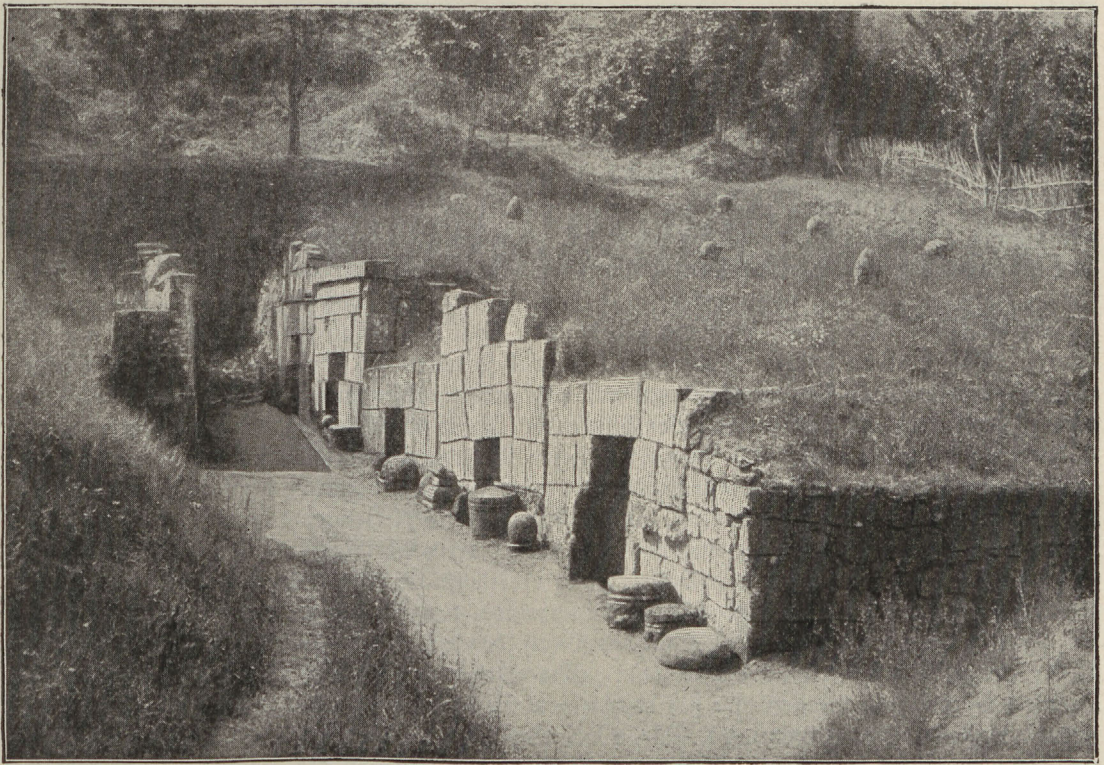
Die rechte Schweſter des Philadelphos, die Tochter des Soter und der Berenike, Arſinoë, war die Gemahlin des alten Lyſimachos geworden; ihrer Mutter Berenike ähnlich, ſuchte ſie jetzt den Agathokles aus der Thronfolge zu verdrängen, den Sohn des Lyſimachos aus ſeiner früheren Ehe mit Nikäa, der Tochter des Antipater, Agathokles war vermählt mit Lyſandra, der Tochter des Soter und der Eurydike, der rechten Schweſter des Keraunos. Von Arſinoë angeſtiftet, läßt Lyſimachos ſeinen Sohn Agathokles hinrichten, vor den Ränken ihrer Stiefſchwiegermutter und Stiefſchweſter Arſinoë flieht die Witwe des Agathokles, Lyſandra, zu Seleukos; bei ihm ſucht auch ihr Bruder, Ptolemäos Keraunos, Zuflucht. Längſt war Seleukos auf die Macht des Lyſimachos eiferſüchtig; es hatte ſich ein koloſſales Reich unter Lyſimachos zuſammengeballt, ſeit 284 beherrſchte er Makedonien, Thrakien bis zur Donau und Kleinaſien bis zum Tauros. Dieſe Macht des Lyſimachos reizte den Seleukos zum Gegenſatze, und ſo gab er der Lyſandra und dem Keraunos gern Gehör, im Jahre 281 kommt es zwiſchen Seleukos und Lyſimachos in Kleinaſien zum Kriege und zur Schlacht auf dem Kyrosfelde, dem Kurupedion weſtlich von Sardes; Keraunos befand ſich bei Seleukos, Lyſimachos fiel in der Schlacht. Das Reich des Lyſimachos lag dem Seleukos jetzt zu Füßen, er beſetzte zunächſt Kleinaſien, er ging hinüber nach Europa. Was für Verſprechungen er auch immer der Lyſandra und dem Keraunos gemacht haben mochte, er ſelber wollte die Frucht des großen Sieges ernten: wenn er die Herrſchaft des Lyſimachos mit der ſeinigen vereinte, ſo wurde er auf ſeine alten Tage noch zum Erben Alexanders, dann fehlte ihm vom Alexanderreiche nur Ägypten und Griechenland. Er dachte daran, nach Europa zurückzukehren und in Makedonien als König zu ſterben; die Verwaltung Aſiens mochte ſein Sohn Antiochos führen. Mit dieſen Plänen aber traf er die Hoffnungen des Ptolemäos Keraunos; noch verbarg dieſer ſeine Enttäuſchung, aber kaum hatte Seleukos ſeinen Fuß über den Hellespont geſetzt, da traf ihn die Rache des Keraunos, er ermordete den Seleukos zu Lyſimachia im thrakiſchen Cherſonneſe. Er nahm nun ſelber das makedoniſche Königtum für ſich in Anſpruch, und die Witwe des Lyſimachos, Arſinoë, fand ihr Intereſſe jetzt in einer Verbindung mit Keraunos. Arſinoë, die vielgewandte, die Tochter des Soter, vermählte ſich jetzt mit ihrem Halbbruder Keraunos und, als Witwe des Keraunos, in der Folge mit ihrem rechten Bruder Philadelphos.

So war es noch einmal beinahe zur Wiederherſtellung des Alexanderreiches gekommen, zum letzten Male.

Während Seleukos' Sohn Antiochos den von ſeinem Vater eroberten kleinaſiatiſchen Beſitz des Lyſimachos in Anſpruch nahm, gewann Keraunos in der Tat das makedoniſche Königtum, aber nur für kurze Zeit, ſchon 278 fiel er im Kampfe gegen die Kelten. Ephemeren Königen folgte in Makedonien der Stratege Soſthenes, Makedonien war Republik geworden, aber die Strategie des Soſthenes fand bereits im zweiten Jahre zugleich mit Soſthenes ihr Ende. Vergeblich hatte Antigonos Gonatas im Kampfe gegen Ptolemäos die Herrſchaft über Makedonien angeſtrebt, und ebenſo vergeblich ſuchte er Kleinaſien dem Antiochos zu entwinden, aber er verſtändigte ſich mit Antiochos und ſchloß, 277, mit ihm Frieden. Unmittelbar darauf gewann er, bei Lyſimachia, einen großen Sieg über die Kelten, und dieſer Sieg erhob ihn jetzt zum Könige von Makedonien. Im Jahre 277 gelangte Antigonos Gonatas, gelangten die Antigoniden für die Dauer auf den makedoniſchen Thron; Demetrios Poliorketes hatte ihn nur vier Jahre lang behauptet, 288—284. Von dem Reiche des Lyſimachos blieb Kleinaſien dem Antiochos, Thrakien dagegen war ſowohl für Antiochos wie für Antigonos verloren, hier war 278 das Keltenreich von Tylis begründet worden. Die Herrſchaft über Griechenland behielt Antigonos Gonatas auch als König von Makedonien in ſeinen Händen.

Die Generation der Diadochen war ins Grab geſunken, die Epigonen waren ihnen gefolgt, ein neues Geſchlecht erſtand jetzt in Ägypten, in Aſien, in Europa. Dieſe großen Mächte ſuchen ein Gleichgewicht zu behaupten, wir begegnen in der Folge der Politik des helleniſtiſchen Gleichgewichtes. Dabei kollidieren öfters die Intereſſen der Ptolemäer und Seleukiden, dagegen ſind Antigoniden und Seleukiden mehr aufeinander angewieſen, ihre dauernde Verbindung hatte bereits im Jahre 277 der Friede des Antiochos mit Antigonos Gonatas und die Ehe des Antigonos mit einer Schweſter des Antiochos eingeleitet. Dieſe Fürſtenehen wirkten in der Politik ſicher gelegentlich als Urſachen, man denke nur an Berenike und an Arſinoë, ihre Tochter, öfter waren ſie Wirkungen der Politik, ſie waren Symptome.

Man ſollte meinen, der Untergang des Lyſimachos, der Tod des Ptolemäos Keraunos hätte den Pyrrhos wieder auf den Plan gerufen und nach Makedonien geführt, aber er verfolgte jetzt andere Ziele. Eben im Jahre 280 ging er nach Italien hinüber, in der Hoffnung auf die Gründung eines großen weſtgriechiſchen Reiches. In dem Kriege des Pyrrhos tritt die Staatenwelt des Hellenismus mit dem Weſten in Verbindung; die Kraft der Römer offenbart der Zukunft die Bedeutung Italiens in der Weltgeſchichte.



Etruskiſche Gräber bei Caere.

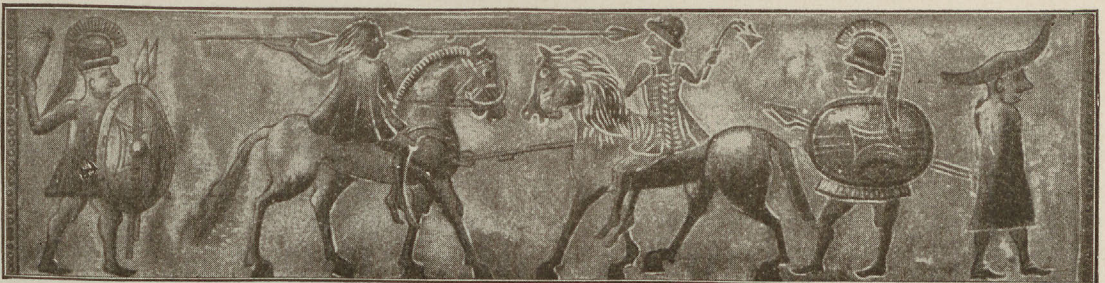
4. Die Völker und Stämme Italiens und die Entſtehung der lateiniſch-römiſchen Nation.

Haec est Italia diis sacra: mit dieſen Worten beſchließt die Naturgeſchichte des Plinius ihre Beſchreibung des den Göttern heiligen Landes. Ein Land des Schickſals ward Italien dem Altertum, den Germanen der Völkerwanderung und den Franken Karls des Großen, den Deutſchen und den deutſchen Königen ſeit Otto. Der romantiſche Glanz des Mittelalters umſtrahlt das römiſche Kaiſertum der deutſchen Könige, und den Untergang der Hohenſtaufen empfinden wir noch heute als Tragödie unſerer Nation. Ein Land der lockenden Verſuchung war Italien den Germanen und den Deutſchen, Rom als Sitz der abendländiſchen Kirche ein frommes Ziel gläubiger Verehrung, bis die Geſchichte des 16. und 17. Jahrhunderts für die Dauer eine Spaltung der deutſchen Empfindungen hervorrief. Für die Macht der internationalen Kirche bedeutet das 18. Jahrhundert den größten Tiefſtand, aus dem ſie ſich erſt nach dem Sturze Napoleons I. in den Jahrzehnten der Reſtauration wieder emporhob, aber eben im 18. Jahrhundert wurde Italien und Rom für die Deutſchen ein Land der Sehnſucht: Natur und Kunſt haben es ihnen angetan. Ein Deutſcher aus Danzig hat auf Grund der Klaſſiker und eigener Durchwanderung des Landes die erſte wiſſenſchaftliche Landeskunde von Italien geliefert, (1624) Philipp Klüver; mehr als 250 Jahre ſollten vergehen, bis ſein Werk erſetzt und übertroffen wurde, und dann wieder durch einen Deutſchen, durch Heinrich Niſſen. Die wunderbare Stimmung der italieniſchen Natur findet bei Goethe ergreifenden Ausdruck; wie für Winckelmann iſt auch für ihn Rom die Stadt der Kunſt geweſen. Die äſthetiſche Empfindung in der Richtung auf Natur und Kunſt beherrſcht dieſe Zeit, ſie vereinigt ſich bei Winckelmann mit der hiſtoriſchen Betrachtung und erzeugt die Kunſtgeſchichte. Für den großen Neubegründer der römiſchen Geſchichtsforſchung, für B. G. Niebuhr, bedeutete die Zeit ſeiner römiſchen Geſandtſchaft (1816—1823) zwar keine Erweiterung, Vertiefung oder Veränderung längſt gewonnener Grundſätze, wohl aber iſt Forſchung und Geſchichtſchreibung Theodor Mommſens von dem Boden Italiens und Roms nicht zu trennen. Für die Gegenwart iſt Rom nicht mehr der Hauptſitz der Kunſtübung und auch nicht mehr archäologiſcher Forſchung; auf beiden Gebieten iſt eine Verſchiebung eingetreten. Aber Italien bleibt uns das Land der Sehnſucht und Rom als die ewige Stadt ein Ort unvergleichlicher Eindrücke. Hier ſieht man die Stufen von Jahrtauſenden dicht nebeneinander.

Den Griechen der homeriſchen Zeit war Sicilien und Italien noch unbekannt, erſt um die Mitte des 8. Jahrhunderts v. Chr. wendet die griechiſche Koloniſation ſich dem Weſten zu, und ſo erſcheint Sicilien in den ſpäteſten Stücken der Odyſſee. Um 700 v. Chr. kannte die Theogonie Heſiods nicht nur die Ausbrüche des Ätna, ſondern auch bereits Etrusker und Latiner, die fern im Winkel der heiligen Inſeln wohnen ſollen. Noch haben die Küſten des Mittelmeers ſich für die Kenntnis der Zeit nicht geſchloſſen, noch weiß man nicht, daß Etrurien und Latium einer großen Halbinſel angehören, vielmehr glaubt man noch überall an offene Durchfahrt auf dem Meere. Auf Sicilien und im Süden der Halbinſel ſiedelten ſich Griechen an, und in Sicilien waren ihnen die Phöniker, die Karthager vorausgegangen, beſonders im Weſten, auf elymiſchem Gebiete. Elymer, Sikaner und Sikeler bilden die älteſte Bevölkerung der Inſel, Elymer und Sikaner unbekannten, ſchwerlich indogermaniſchen Volkstums. Das gleiche muß von den urſprünglichen Sikelern im Oſten der Inſel gelten: wenn die Sikeler hiſtoriſcher Zeit eine indogermaniſch-italiſche Sprache redeten, ſo müſſen ſie aus Italien eingewandert ſein und den Namen der älteren Bevölkerung angenommen haben, denn der Name Sikeler iſt von dem der Sikaner nicht zu trennen. Die Halbinſel ſelber erhielt im Laufe der Jahrhunderte den Namen Italien, der ſich anfangs auf den äußerſten Südweſten, das heutige Kalabrien, bezog.

Hier wohnte der Stamm der Itali, der Vitali, der ſeinen Namen nach Vitulus, dem jungen Rinde trug; das Rind war ſein Totem. Wie allerorten zahlreiche Stämme ſich mit einem Tiere in Verbindung bringen und ſich nach ſeinem Namen nennen, wie bei den Algonkin-Indianern der Name des Stammtieres, Bär, Wolf, Schildkröte, Hirſch, Kaninchen als ihr Totem die verſchiedenen Clans bezeichnete, ſo nannten auch bei den Hellenen die ätoliſchen Ophioneis ſich nach der Schlange, ihrem Totem, ſo in Italien die Picener nach dem Spechte picus und die Hirpiner nach hirpus, dem Wolfe. Und der Stamm, deſſen Totem das junge Rind war, iſt zwar zeitig den Blicken entſchwunden, aber ſein Name lebt noch heute. Um 300 v. Chr. finden wir den Namen Italien bereits für den Süden der Halbinſel angewendet, ſoweit griechiſche Koloniſation gedrungen, und in der Folge greift er immer weiter nach Norden. Am Adriatiſchen Meere zunächſt bis Ankona, der etwas nördlich von dieſer Stadt mündende Aſis bildete bis zur Zeit des Tiberius Gracchus die Grenze Italiens, die damals bis zum Rubiko verſchoben wurde. Wenn dieſer unbedeutende Küſtenfluß nördlich von Rimini — man muß aufpaſſen, um bei der Bahnfahrt ihn nicht unverſehens paſſiert zu haben — weltgeſchichtlichen Ruhm erlangt hat, ſo verdankt er das dem Umſtande, daß er im Jahre 49 v. Chr. noch die Grenze von Italien und Gallien bildete, und daß Cäſar mit ſeinem Übergang über den Rubiko die Grenze ſeiner Provinz überſchritt, Italien angriff und den Bürgerkrieg entfeſſelte. Im Weſten bildete der Macra die Grenze von Italien und Ligurien, ein anſehnlicher Fluß, den man auf der Fahrt von Genua näher an Piſa überſchreitet: dieſe Grenze bezog Etrurien demnach bereits in Italien ein. Die Entwicklung endet unter Auguſtus mit der Vorſchiebung Italiens an die Alpen. Im Oſten ſchließt Italien jetzt den größten Teil von Iſtrien ein, es reicht bis zur Arſia öſtlich von Pola, im Weſten bildet der Var die Grenze, der gewaltige Strom zwiſchen Nizza und Cannes, deſſen breites, ſteiniges Bette — im Orient würde es ein Wadi heißen — zur Zeit der Hitze faſt trocken daliegt, während es in der Regenzeit nicht einmal ausreicht, die ihm zuſtrömenden Waſſermaſſen zu faſſen.

Die Völker und Stämme Altitaliens mit Sicherheit voneinander zu ſcheiden, ihre Verzweigung und Verwandtſchaft oder aber ihre Sonderſtellung aufzuzeigen, ſetzen uns die Sprachen und Dialekte in den Stand, die zum guten Teil auf Inſchriften erhalten und uns daher bekannt ſind. Nicht als ob die Sprache ein unfehlbares Kriterium für die Abſtammung eines Volkes wäre, im Zuſammenhange mit der Bekehrung zum Iſlam haben die nichtſemitiſchen Völker Nordafrikas das ſemitiſche Arabiſch angenommen. Bei ſolcher Sprachübertragung kommt die Sprache des Siegers zur Geltung, und wo Völker aufeinander wohnen und ſich verbinden, zur Gemeinſchaft der Ehe und Sprache, gehört die Sprache in der Regel dem ſpäter gekommenen, eingewanderten Volke der Eroberer an. Eine Ausnahme war es, daß die Begründer des ruſſiſchen



Keltiſche Krieger auf dem Gürtelblech von Watſch. Im Beſitz des Fürſten zu Windiſchgrätz, Wien.

Reiches, die ſkandinaviſch-germaniſchen Ros, eine ſlaviſche Sprache annahmen: hier waren die Herren aber gar zu ſehr in der Minderheit. Wir ſehen alſo, in welchen Grenzen die Linguiſtik ethnologiſche Fragen zu löſen vermag.

In Italien wohnen Indogermanen vom Faro von Meſſina nach Norden hin und ſeit 400 v. Chr. bis zu den Alpen, die im engeren Sinne ſogenannten indogermaniſchen Italiker, ſowie die ebenfalls indogermaniſchen Gallier, die Kelten. Innerhalb der großen indogermaniſchen Völkergruppe hielt man früher die Griechen für den Italikern nächſtverwandt und glaubte auch eine der Scheidung von Griechen und Italikern vorausliegenden gräko-italiſche Kultur annehmen zu ſollen. Der Fortſchritt der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft hat aber die Erkenntnis begründet, daß die nächſten Verwandten der Italiker nicht die Griechen, ſondern die Kelten waren. Von den Italikern müſſen diejenigen am früheſten eingedrungen ſein, die ſchließlich am weiteſten nach Süden geſchoben wurden: die nördlichſten Stämme kamen am ſpäteſten. Die italiſchen Dialekte ſtehen einander ferner als die griechiſchen, man hat hier eigentlich von beſonderen Sprachen zu reden; Oskiſch und Umbriſch muß auch wer Latein verſteht einfach als fremde Sprachen lernen. Dieſe italiſchen Sprachen aber ſcheiden ſich in zwei große Gruppen, auf der einen Seite das Lateiniſche mit dem Faliskiſchen Südtoskanas, auf der anderen Seite Oskiſch, Umbriſch und die Dialekte der ſabelliſchen Stämme. Oskiſch beherrſchte Süditalien, es war die Sprache der Samniten, oskiſch ſprach man in Kampanien, in Pompeji; das Umbriſche, uns aus den Tafeln von Iguvium mit ihren Sakralinſchriften bekannt, griff in alter Zeit über die Grenzen Umbriens weit hinaus, Umbrer bewohnten den Norden Toskanas, ehe die Etrusker ihn beſetzten. Südtoskana war Faliskiſch, zwiſchen Faliskern und Volskern ſaßen die Latiner. Zwiſchen Oskern und Umbrern aber ſiedelten die ſabelliſchen Stämme, teils den Oskern, teils, wie die Volsker, den Umbrern näherſtehend, während Marſer, Äquer und Sabiner zeitig dem latiniſchen Einfluß unterlagen.

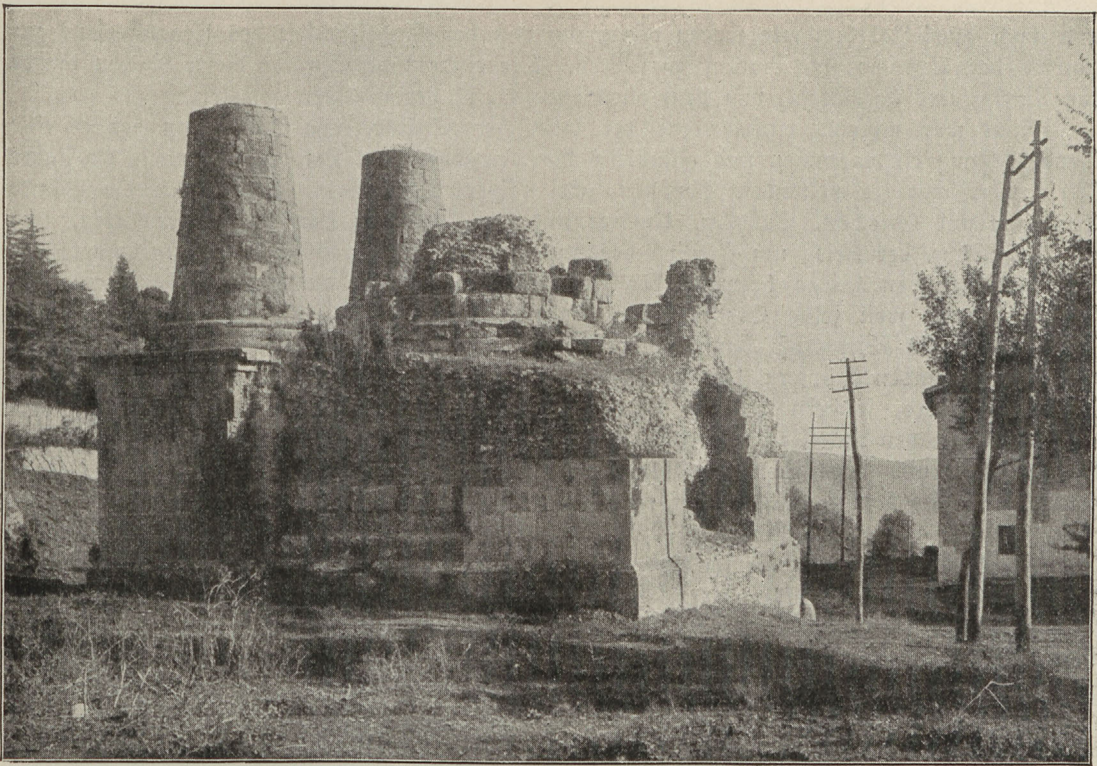
Aber außer dieſen Italikern finden wir noch andere indogermaniſche Stämme auf dem Boden Italiens angeſiedelt, illyriſch-albaneſiſchen Volkstums. Die Stellung des Albaneſiſchen zu beſtimmen iſt erſt gelungen, ſeitdem die ſprachliche Unterſuchung eine Unmaſſe griechiſcher, ſlaviſcher, türkiſcher Fremdwörter, die in das Albaneſiſche eingedrungen ſind, als ſolche erkannt hat; die Albaneſen ſind ein beſonderer Zweig der Indogermanen, es ſind die Nachkommen der alten Illyrier, und dieſe ſtanden auf der Balkanhalbinſel neben den Griechen und den Thrakern. An zwei Stellen aber ſind dieſe albaniſchen Illyrier noch über die Balkanhalbinſel hinausgedrungen, zur See im Süden über die Straße von Otranto nach dem heutigen Apulien, wo die Meſſapier wohnten, deren Dialektinſchriften aus dem Albaneſiſchen ihre Erklärung finden, und im Norden auf dem Landweg nach Venetien. Die alten Veneter waren Indogermanen, aber weder Italiker noch Kelten, ſondern Illyrier, Albaneſen. Die venetiſchen Inſchriften ſind altillyriſch.

Haben die Veneter den Unterlauf des Po beſetzt, ſo war ſein Oberlauf liguriſch. Der Name der Ligurer haftet noch heute an der Riviera von Genua, aber im Altertum war er über das ganze Gebiet im Süden und Norden des oberen Po verbreitet, und darüber hinaus reichten die Ligurer nach Frankreich. Ob ſie Indogermanen waren, iſt mindeſtens fraglich. Die Inſchriften von Ornavaſſo, die man ihnen zuweiſt, mögen indogermaniſch ſein, daß ſie aber liguriſch ſind, iſt durchaus unſicher.

Zwiſchen Ligurer im Oſten und Veneter im Weſten haben ſich um 400 v. Chr. die Kelten, die Gallier eingeſchoben. Sie kamen über die Alpen, aber nicht von Weſten, aus Südfrankreich, ſondern von Norden her, aus Süddeutſchland; ſie erreichten ſchließlich, nördlich von Ankona, das Adriatiſche Meer. Im Süden der Alpen ſtießen die Gallier auf die Etrusker. Sie nahmen das etruskiſche Melpum, es wurde das galliſche Mediolanum, Mailand; ſie nahmen das etruskiſche Felſina, es wurde das keltiſche Bononia, Bologna. Am weiteſten nach Südoſt drangen auf umbriſchem Gebiete von den keltiſchen Stämmen die Senonen; ihre Stadt, das galliſche Sena, lag am Meere, Sinigaglia. Die Etrusker aber, die vor ihnen im Gebiete des mittleren Po geſeſſen, waren auch nicht die älteſte Bevölkerung dieſes Landes. So ſicher es iſt, daß ihre Sitze ſich im Norden bis nach Rhätien, bis Graubünden, und im Süden über Toskana, wo ſie vor allem die Umbrer bezwangen, bis nach Latium, ja bis Kampanien, erſtreckten, ſo umſtritten iſt noch heute ihre Herkunft und der Charakter ihrer Sprache. Und noch heute gilt das Urteil des Altertums, daß ſie keinem bekannten Volke gleichſprachig waren. Aber die Frage nach der Sprache der Etrusker iſt von der anthropologiſchen Frage nach dem Volkstum der ſpäteren Etrusker beſtimmt zu ſcheiden. Die ältere, indogermaniſch-italiſche Bevölkerung Toskanas, vor allem umbriſchen Stammes, blieb im Lande und verband ſich mit den Etruskern zur Ehegemeinſchaft. Was die Raſſe anlangt, ſo ſteckt in den ſpäteren Etruskern ein ſtarker Prozentſatz indogermaniſch-italiſchen Blutes.

Im Süden ſaßen die Hellenen, Jonier, Dorer und Achäer, in Toskana vereinzelt auch Phöniker, wie in Cäre; der Einfluß der griechiſchen und phönikiſchen Kultur tritt uns auch in der lateiniſchen Sprache in griechiſchen und puniſchen Lehnwörtern vor Augen. „Viel Fremdwörter,“ ſagt Viktor Hehn, „viel Kulturverkehr; viel entlehnt, viel gelernt; eine reiche Geſchichte, eine an mannigfachem Gute reiche Sprache“. Den größten Kultureinfluß auf Italien übten aber die Hellenen: die Weſtgriechen brachten den Italikern die Schrift.

Unſere Schrift iſt bekanntlich phönikiſchen Urſprungs, und auch die Phöniker haben die Schrift nicht etwa ſelbſtändig erfunden: aber man tut den Phönikern Unrecht mit der Meinung, ſie hätten überall lediglich marchandiert, mit Waren, mit Göttern, mit Ideen. Wenn die Erkenntnis ſich auch ſchrittweiſe vorbereitet hatte, ſo ſind die Phöniker es doch geweſen, die der Geſtaltung der Schrift die Einſicht zugrunde legten, daß die menſchliche Sprache die unendliche Variation von wenig mehr als zwanzig verſchiedenen Lauten iſt: eine der ſchwierigſten und folgenſchwerſten Analyſen, die dem menſchlichen Geiſt im Laufe der Jahrtauſende überhaupt gelungen. Man kam damit zu einer unerhörten Einfachheit der Schrift, und eine Fülle geiſtiger Kraft wurde zugleich frei. Man vergleiche mit dieſer Schrift ihren diametralen Gegenſatz, die Bilder- und Begriffsſchrift der Chineſen. Was bedeutet es für eine Überlaſtung des Gedächtniſſes, viele Tauſende von Zeichen im Kopfe zu haben, etwa 3000 für den täglichen Verkehr, weitere Tauſende für die Bildung, und Zehntauſende für die Gelehrſamkeit; da kann auch das höchſte Alter noch nicht aufhören, ſchreiben zu lernen. Eine ſolche Überlaſtung des Gedächtniſſes, Jahrhunderte und Jahrtauſende fortgeſetzt, übt notwendig ihren Einfluß auf die ganze Sinnesart der Völker. Welches Quantum geiſtiger Kraft wurde dagegen durch die phönikiſche Schrift frei und nutzbar. Die Griechen haben dieſe Schrift übernommen und ihren Koloniſten mitgegeben; von den Weſtgriechen aber haben die Völker und Stämme Italiens die Schrift bekommen. Das Alphabet der Weſtgriechen unterſcheidet von dem der Oſtgriechen ſich durch die Wertung zweier Zeichen, und bei dem einen Zeichen ſtimmen die italiſchen Alphabete in unmißverſtändlicher Weiſe mit den Weſtgriechen überein. Das Zeichen X gibt bei den Oſtgriechen den Laut Ch wieder, bei den Weſtgriechen und den Italikern dagegen den Laut Ks. Unter den italiſchen Alphabeten gehören die der Etrusker, Umbrer und Osker zuſammen, und auf der anderen Seite die der Latiner und Falisker: die beiden Gruppen unterſcheiden ſich hauptſächlich durch die Verſchiedenheit des Zeichens für den Laut F, der im Griechiſchen fehlte, denn das Griechiſche Phi war ein P mit nachklingendem h. Wir dürfen aus dieſer Verſchiedenheit der Zeichen für F aber nicht etwa auf eine doppelte Entlehnung der weſtgriechiſchen Alphabete von ſeiten der italiſchen Völker ſchließen; ſeit länger als zwanzig Jahren kennen wir eine alte Inſchrift von Präneſte, in der das F noch durch zwei Zeichen wiedergegeben wurde, durch F H, alſo durch W H. Von dieſer Form des F iſt man



Etruskiſches Grab. Sogen. Grab der Horatier und Curiatier zu Albano bei Rom. Photogr. Brogi.

ausgegangen, die lateiniſche Gruppe hat für den F-Laut allein das erſte Zeichen behalten, die etruskiſch-umbriſch-oskiſche dagegen hat ſich das zweite ausgewählt und umgewandelt; ob der jüngſte Fund einer lydiſchen Inſchrift auf anderes deutet, bleibt abzuwarten.

Griechen und Osker, Latiner und Volsker, Umbrer, Etrusker, Gallier, Veneter und Ligurer hauſen auf dem Boden Italiens für Jahrhunderte nebeneinander, ohne irgend eine Einheit, und als eine ſolche ſich zu bilden anfing und durchſetzte, war es zunächſt die Einheit eines Staatsverbandes, aus der allmählich die Einheit der Nation erwuchs. Der Begriff der Nation iſt in ſeiner Stellung einmal zur Abſtammung, zur Raſſe, und ſodann zum Staate viel umſtritten; was unbedingt feſtſteht, iſt allein die Stellung der Sprache als Grundlage der nationalen Einheit. Wo die Einheit der Sprache fehlt, da kann man höchſtens von werdenden, in der Bildung begriffenen, aber nicht von fertigen Nationen reden. Einheit der Abſtammung, der Raſſe, gibt es bei keiner einzigen Nation; ſie ſind ſamt und ſonders aus verſchiedenen Stämmen und Völkern zur Einheit der Sprache und Kultur zuſammengewachſen. Die Einheit des Staates iſt ein Ziel, dem die Nation faſt überall zuſtrebt, das ſie aber nicht immer erreicht. Und auch nicht immer erreichen will: aus guten Gründen haben wir Reichsdeutſchen gar keine Neigung, die Deutſchen Öſterreichs oder der baltiſchen Provinzen unſerm nationalen Staate anzugliedern. Trotzdem gehören alle Deutſchen auch außerhalb des Reichsverbandes unzweifelhaft zur deutſchen Nation; ſie gehören dazu, ſolange ſie ſich die deutſche Sprache bewahren.

Vollkommen deutlich iſt uns, wie die Stämme der Hellenen durch die Koloniſation, die nach der Küſte Kleinaſiens ging, im Gegenſatze zu den Barbaren ſich ihrer Zuſammengehörigkeit bewußt wurden. Hier entſtand ihr Gemeinbewußtſein, und aus der Koloniſation iſt die helleniſche Nation erwachſen, die freilich immer eine Einheit der Sprache und Kultur geblieben iſt und zur Einheit eines nationalen Staates nicht geführt hat. König Philipp und Alexander einten wohl die Hellenen des Mutterlandes, aber das Weltreich Alexanders war doch alles andere eher, als ein helleniſcher Nationalſtaat. Im Gegenſatze zu den Hellenen iſt dagegen in Italien die Entſtehung der Nation von der Einheit des Staatsverbandes ausgegangen;

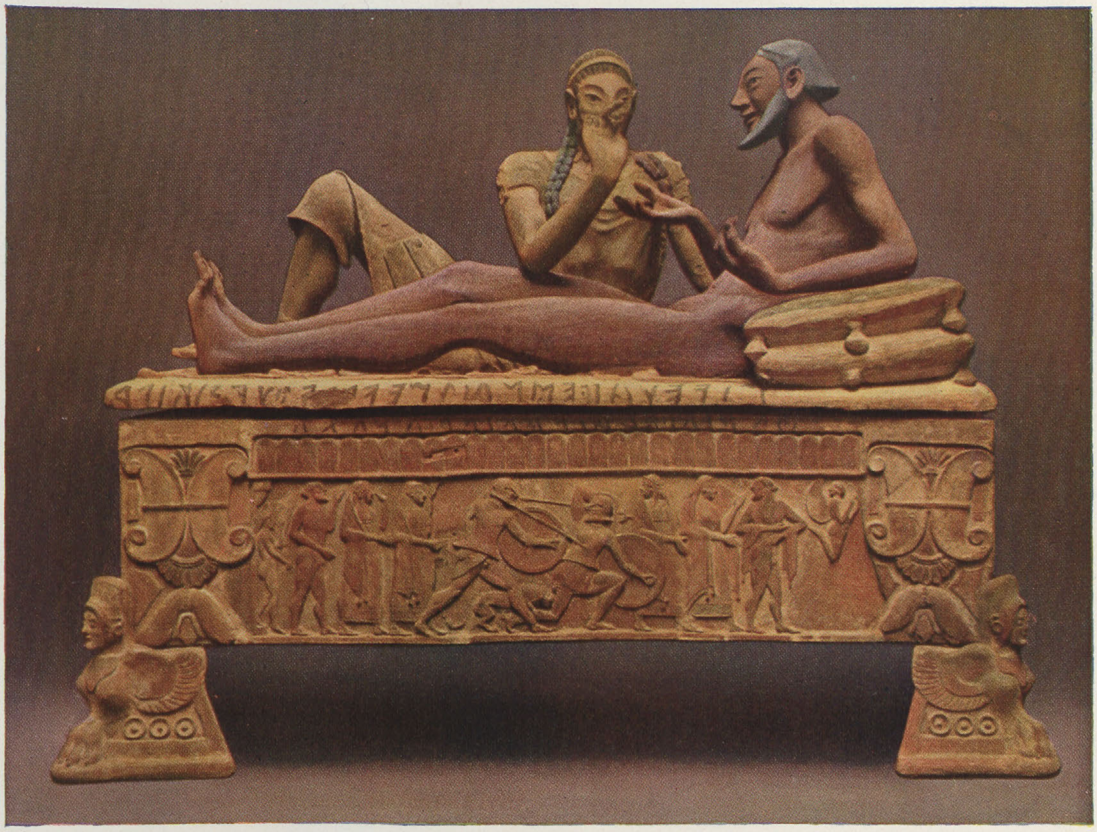
und noch zwei Jahrhunderte waren nötig, um von der Einheitlichkeit des Staatsweſens zur Einheit der Sprache und Nation zu führen. Die einheitliche Sprache dieſer Nation wurde das Latein, und der Staat, von dem alles ausging, iſt der römiſche geweſen.

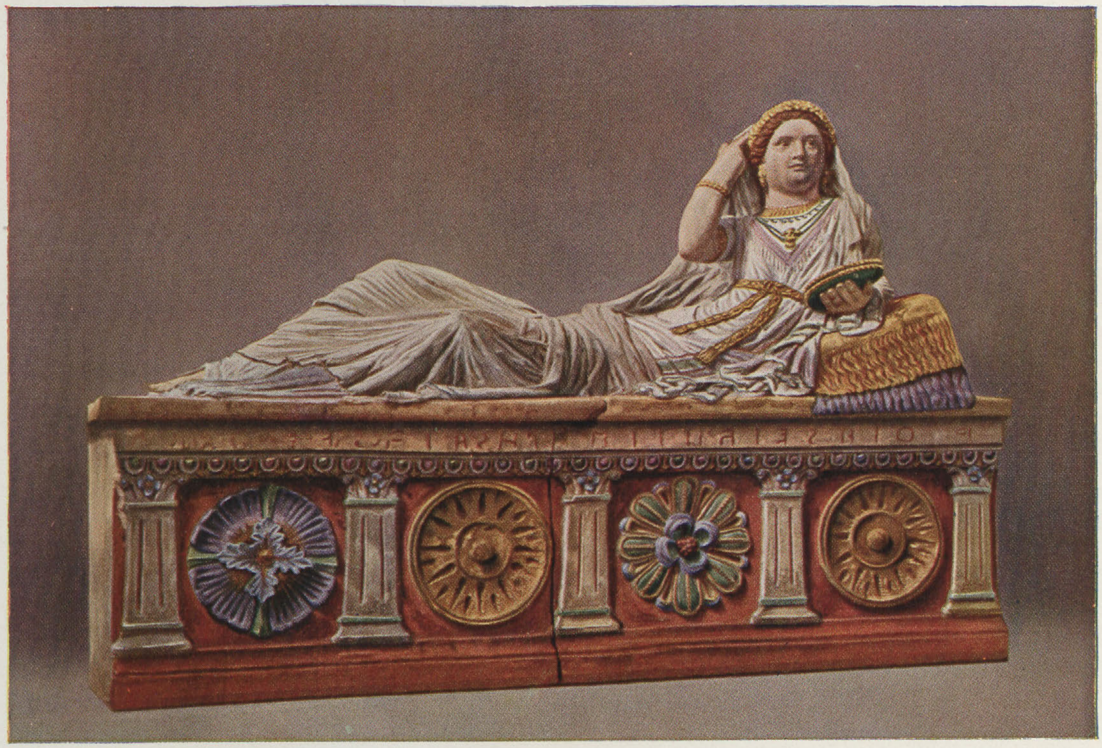
Rom war niemals einfach eine der latiniſchen Städte, von Anfang an hat es eine Sonderſtellung eingenommen und allmählich die Herrſchaft über Latium gewonnen, im Jahre 338 v. Chr. war ſie vollendet. In den zwei folgenden Menſchenaltern haben die Römer Samniten und Griechen, Sabeller, Umbrer und Etrusker ihrer Herrſchaft unterworfen, und als 264 v. Chr. der Krieg um Sicilien begann, war der italiſche Bund bereits vollendet; vor dem hannibaliſchen Kriege bezwang der Bund auch die Gallier am Po. Dieſer Bund hielt feſt zuſammen, weil ſeine Staaten ihre Intereſſengemeinſchaft bald erkannten; an ſeiner Feſtigkeit iſt die Kriegskraft Hannibals geſcheitert. In Waffenbrüderſchaft haben die Italiker mit den führenden Römern die Provinzen unterworfen, die trotzdem nicht Provinzen des italiſchen Bundes, ſondern römiſche Provinzen wurden. Um an der Nutzung der Provinzen vollen und gleichen Anteil zu gewinnen, ſtreben aber die Bundesgenoſſen nach dem römiſchen Bürgerrechte, und durch den Bundesgenoſſenkrieg wurden die Römer dazu genötigt, es zu gewähren. Seit dem Jahr 90 v. Chr. reicht das römiſche Bürgerrecht vom Faro von Meſſina bis zum Po, und 49 v. Ch. erſtreckte es Cäſar bis an die Alpen. Mit dem Jahre 90 bzw. 49 v. Ch. ſind die Italiker insgeſamt Römer und vollberechtigte Römer geworden. Im Bundesgenoſſenkriege hatte das Sondergefühl der italiſchen Stämme ſich zum letztenmal geregt, in dieſem Bunde der Italiker gegen Rom war die oskiſche Sprache offiziell neben die lateiniſche getreten. Aber mit der Aufnahme in den Verband des herrſchenden Volkes ſchwanden alle Gegenſätze: ein jeder iſt Römer und will es ſein, und die Römer ſind Lateiner. Die lateiniſche Sprache wird in Italien jetzt allgemein die offizielle, was ſie bisher nicht ſo geweſen; auch im Verkehr ſchwinden die Dialekte und fremden Sprachen. Die Dialektinſchriften werden ſelten, um ſchließlich völlig zu verſiegen. Auch das Etruskiſche, das als Literaturſprache ſich etwas länger hielt, hört auf, und mit ihrer Sprache ſtirbt die etruskiſche Nation; das etruskiſche Volk aber überlebte ſeine Sprache und ging im lateiniſch-römiſchen Volkstum auf. Das Kaiſertum des Auguſtus fand die Einigung Italiens zur lateiniſch-römiſchen Nation bereits abgeſchloſſen vor.

Auch in Italien bewährt ſich die Einſicht, daß die Nationen werden, nicht einfach ruhen auf Einheit der Abſtammung und des Blutes, ſondern Stämme und Völker einen und binden zur Einheit der Sprache und Kultur, und während ſie anderswo zur Einheit des Staates erſt hinſtreben mußten, ging die Bildung der lateiniſch-römiſchen Nation vom Staate aus. Auch hier wurde die Nation in und mit der Geſchichte und durch die Geſchichte, und ruhte das Nationalbewußtſein auf gemeinſam durchlebter Geſchichte.

5. Die Etrusker und die Anfänge Roms.

Zur Hauptſtadt Italiens und der Welt iſt Rom nicht ſowohl durch ſeine Lage, als vielmehr durch die Kraft ſeiner Bürger und durch die frühe Ausbildung einer feſten politiſchen Tradition emporgeſtiegen. Der Tiber iſt der größte Strom, die bedeutendſte Waſſerſtraße des Landes, aber die Anfänge des römiſchen Staates führen uns nicht auf Handelsgröße, ſondern auf die Landwirtſchaft als die Grundlage des Lebens. Und die Siedelungen auf den Hügeln über dem Strome dienten in erſter Linie nicht ſowohl der Sicherung gegen feindlichen Angriff, als der Sicherung gegen das Fieber. In ſchmalem Felſenbette fließt der Tiber, wo er, dem Vatikan gegenüber, ſich wendet und dem Janikulum ſich zukehrt; dieſe ſchmale Stelle des Tiberbettes ſchließt große Gefahren für die Nachbarſchaft in ſich. Sobald es im ganzen Stromgebiet des Tiber zu gleicher Zeit regnet, drängen aus allen Nebenflüſſen ſolche Waſſermaſſen zu Tale, daß die Tiberenge beim Vatikan und unterhalb des Janikulum außerſtande iſt, ſie zu faſſen, die Waſſer treten über das Ufer und überſchwemmen das Marsfeld und die Täler, und wenn das Waſſer wieder abfließt, kommt das Fieber. Aber die Malaria ſteigt nicht bis auf die Höhen der Hügel, dort oben iſt das Fieber nicht zuhauſe. Solche Gründe waren es, die in erſter Linie dazu führten, dieſe Höhen zu beſiedeln. Aber ſolche





Zwei polychrome etruskiſche Tonſarkophage:

1. Sarkophag aus Caere, Original im Britiſchen Muſeum zu London
2. Sarkophag aus Chiuſi, Original im archäol. Muſeum zu Florenz

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

Siedelungen geben durchaus noch keine Einheit, ſie bilden keine Stadt und keinen Staat. Rom iſt, ſo heißt es, nicht an einem Tage erbaut worden, und wenn auch keine Überlieferung in die Entſtehungszeit der Stadt zurückreicht, ſo hat doch bereits die antike Forſchung ſelber, ſo hat vor allem der größte römiſche Gelehrte der ausgehenden Republik, hat M. Terentius Varro aus Reate (116—27 v. Chr.) aus Reſten der Vergangenheit und aus Verſteinerungen in Einrichtungen und Handlungen des Kultus die Stadtgeſchichte wieder aufzubauen unternommen. Wenn am 15. Februar die Prieſterſchaft der Wolfsgilde in ihrer Sühneprozeſſion den Palatin umzog, ſo erblickte man in dem entſühnten Palatin den älteſten Ort der Siedelung; hier lokaliſierte die Phantaſie auch die Romuluslegende. Am 11. Dezember ſchien das Feſt der ſieben Berge (nicht der bekannten ſieben Hügel) die Erinnerung an eine bereits erweiterte Stadt feſtzuhalten. Und eine für ſich beſtehende Gemeinde dehnte ſich auf dem Rücken des Quirinal aus, um bei der Vereinigung mit der Gemeinde der ſieben Berge zwar ihre Bevölkerung dem neuen Gemeinweſen einzugliedern, aber ihre eigenen Prieſtertümer neben den gleichartigen vom Palatin zu bewahren. Mehr als neunzehn Jahrhunderte ſind vergangen, bis die Wiſſenſchaft des Spatens unſerere Kenntnis des alten Terrains über die Varros hinaus ausdehnte: erſt die Ausgrabungen der letzten Jahre haben uns in Tiefen des römiſchen Bodens geführt, die, zu ſeiner Zeit längſt verſchüttet, ihm keinen Einblick in die Stadtgeſchichte gewähren konnten. Gewiß hat der wieder aufgedeckte ſchwarze Stein, hat das „Grab des Romulus" uns nicht die Anfänge der Stadt gezeigt, ſondern nur Zeiten, wo die eine Form der Legende den Romulus hier begraben wähnte; nach der andern Form war er gen Himmel entrückt worden, alſo überhaupt nicht begraben. Aber die uralte Forumsinſchrift führt uns mit dem Könige, den ſie erwähnt, entweder noch wirklich vor die Begründung der Republik oder doch in eine Zeit, wo der Opferkönig dem politiſchen König noch nicht lange gefolgt war. Ganz überraſchend kam die Aufdeckung einer alten Begräbnisſtätte am Forum, während die Grablöcher vom Esquilin, die an die Armengräber des modernen Neapel erinnern, längſt bekannt waren. Wie der kapitoliniſche Hügel noch heute aus zwei Höhen beſteht, der des Palazzo Caffarelli und der von S. Maria in Ara Celi, die durch die Senke des kapitoliniſchen Platzes von einander getrennt ſind, ſo war auch der Palatin noch nicht abgeplattet und keine Einheit; von dem Palatium war der dem Kapitol zugewandte Germalus auch durch eine Senke geſchieden. Die Beſiedelung des Aventin begann erſt um die Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr., und auch das Kapitol lag außerhalb der alten Wohnſtätten. Auf den Hügeln am Tiber fanden ſich dörfliche Siedelungen latiniſchen Volkes, nach dem archäologiſchen Befunde bis ins achte, ja ins neunte vorchriſtliche Jahrhundert zurückreichend. Es gab hier verſchiedene Dörfer, aber dieſe Dörfer waren noch kein Rom. Die Einheit der Stadt und des Staates Rom haben erſt die Etrusker geſchaffen, die Etrusker haben Rom gegründet.

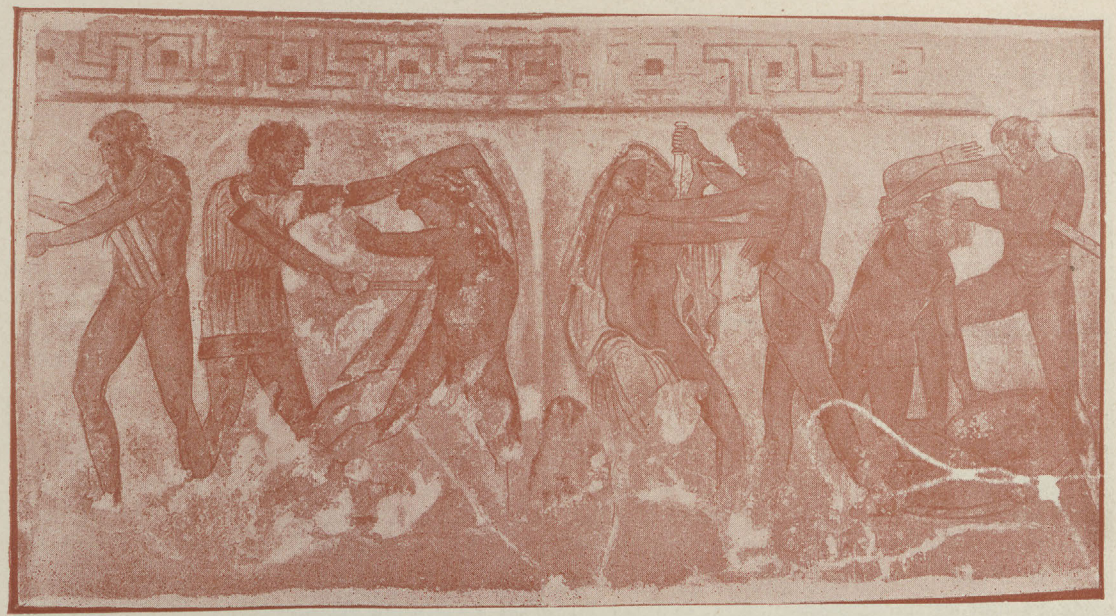
Woher ſtammen die Etrusker? Ihre Sprache gibt darüber keine Auskunft. Wir kennen den Klang des Etruskiſchen aus Tauſenden von Inſchriften, lesbaren Inſchriften, die in einem italiſchen, aus dem Griechiſchen abgeleiteten Alphabete geſchrieben ſind, wir kennen ſeit einigen Jahren auch den Text eines etruskiſchen Buches aus den Mumienbinden von Agram. Wir wiſſen, wie Etruskiſch klingt, aber wir verſtehen es nicht, und wir müßten es verſtehen, wenn es indogermaniſch wäre oder gar indogermaniſches Italiſch, wie Oskiſch, Umbriſch oder Latein. Beeinfluſſung des Etruskiſchen durch das Italiſche iſt nachgewieſen und nimmt nicht wunder, bei den hiſtoriſchen Verbindungen und vor allem bei dem Einfluß italiſchen Blutes von ſeiten der älteren Bevölkerung Toskanas. Aber darum iſt Etruskiſch noch nicht Italiſch, ſonſt wäre es längſt ſo ſicher gedeutet, wie das Oskiſche und Umbriſche. Und ebenſowenig iſt es Semitiſch oder aus irgend einer der bekannten Sprachen bisher zu deuten. Es iſt möglich, daß die Etrusker aus den Alpen, aus Graubünden, gekommen ſind, daß ſie mit den Rätern Graubündens identiſch ſind, daß ſie nach Süden gedrungen ſind, Oberitalien und Toskana überflutend, und in Toskana Umbrer, Falisker und Latiner unterwerfend. So mögen in zuſammenhängender Maſſe die Etrusker vom Tiber bis in die Bündener Alpen gereicht haben, bis um 400 v. Chr. die aus Süddeutſchland kommenden Kelten im Gebiete des mittleren Po ſich wie ein Keil zwiſchen die Etrusker Toskanas und die Räter Graubündens drängten und ihre Sonderentwicklung anbahnten. Wenn man dagegen neuerdings die Etrusker wieder aus dem Oſten ableiten möchte und zur See etwa aus Kleinaſien kommen läßt, ſo iſt zu ſagen, daß eine vorgriechiſche Inſchrift auf der Inſel Lemnos im thrakiſchen Meere darum noch nicht etruskiſch iſt, weil man auch ſie nicht verſteht; ſie kann einen thrakiſchen Dialekt enthalten. Gewiß können die Turuſcha unter den Seevölkern, die bald nach 1200 v. Chr. unter Ramſes III. Ägypten bedrängten, nicht aus Toskana gekommen ſein, wenn die Turuſcha Etrusker waren, denn Toskana war damals ſicher noch nicht etruskiſch. Aber ſind die Turuſcha denn auch wirklich ſicher Etrusker? Und wenn ſie es wären, kann das Meer, das ſie zunächſt erreichten, nicht auch das adriatiſche geweſen ſein? Falls die Etrusker aus dem Oſten zur See nach Toskana kamen, hätten ſie ſich nach dem Norden zu ausgebreitet und wären die Etrusker Graubündens erſt vor den Kelten in die Berge des Nordens ausgewichen. Unmöglich iſt das alles nicht, und der Streit harrt noch des Richters, der auch die oben erwähnte lydiſche Inſchrift zu berückſichtigen hat. Aber ſicher iſt, daß wenigſtens in der Folge die Etrusker nach Süden drängten. An dem etruskiſchen Volkstum der Dynaſtie, die aus Rom durch die Republik vertrieben wurde, hat ſchon im Altertum niemand gezweifelt. Und nicht nur die Dynaſtie war etruskiſch, der römiſche Staat war etruskiſchen Urſprungs.

Es ſind die lateiniſchen Eigennamen, die uns den Urſprung Roms offenbaren, und die ſprachgeſchichtliche Forſchung der jüngſten Zeit hat uns einen ungeahnten Einblick in Tiefe und Umfang des Einfluſſes eröffnet, den das etruskiſche Namenweſen auf das lateiniſch-römiſche geübt hat. Das älteſte Rom, von dem wir Kunde haben, iſt das der Tities, Ramnes, Luceres; daß dieſe Namen etruskiſch ſind, hat ſchon das Altertum ſelbſt betont, und die Sprachforſchung hat es erhärtet: es ſind die Namen etruskiſcher Geſchlechter. Die Namen der mythiſchen Stadtgründer, Remus und Romulus, ſie weiſen ebenfalls auf etruskiſche Gentes, die Remne und die Romilier. Die Stadt Rom ſelber trägt ihren Namen nach dem etruskiſchen Geſchlechte der Ruma.

Hier lichtet ſich das Dunkel der Urgeſchichte. Wenn auch auf den Hügeln am Tiber dörfliche Anſiedelungen längſt beſtanden, ſo hat doch erſt das Vordringen der Etrusker über den Tiber hinaus die Stadt und den Staat Rom begründet. Die iſolierten älteren dörflichen Siedelungen trugen andere Namen, wie z. B. Palatium. Die Stadt Rom als Einheit aber iſt etruskiſch: von einer Gründung Roms redet man mit Fug und Recht. Rom hat nur etruskiſche Könige beſeſſen, und das ſpiegelt ſich noch darin wieder, daß Namen wie Numa, Tullus, Ancus, Servius etruskiſch ſind. In die uns geläufige Form aber ſind dieſe Königsnamen erſt im vierten Jahrhundert v. Chr. gekommen, unter dem Einfluß des neuen Adels, der großen plebejiſchen Familien. So verdankt Ancus Marcius ſeinen Namen den plebejiſchen Marciern. Das Geſchlecht der etruskiſchen Tarquinier aber gehört der Geſchichte an.

In welche Zeit mag dieſe Gründung des etruskiſchen Rom fallen? In die Mitte des achten Jahrhunderts v. Chr. legt ſie die fable convenue, die aber noch im Zeitalter der puniſchen Kriege nicht unbedingt feſtſtand: noch konnte man damals daran denken, die beiden Gegner gleich alt zu machen und die Gründung Roms in dasſelbe Jahr mit der Gründung von Karthago zu verlegen. Auf das Jahr 747 v. Chr. dagegen kam man, indem man dem Datum für die Vertreibung der Könige, 507 v. Chr., das man der Konſulnliſte entnahm, 240 Jahre voranſchickte, für ſechs bzw. ſieben Könige, deren Dauer nach einer Rechnung vermutet war, die drei Generationen 120 Jahre oder aber nur ein Jahrhundert zuwies. Wahrſcheinlich aber haben um 750 v. Chr. wohl die Dörfer auf den Tiberhügeln beſtanden, indeſſen noch nicht das etruskiſche Rom. Um 700 v. Chr. dichtete Heſiod von Askra ſeine Theogonie: er weiß uns von Latinos zu melden, der über alle erlauchten Tyrſener gebietet. Nun haben zwar in alter Zeit die Latiner niemals über alle Tyrſener geboten, aber dieſe Meinung hätte gar nicht entſtehen können, wenn damals vielmehr umgekehrt die Tyrrhener, die Etrusker bereits in Latium feſten Fuß gefaßt und ihre Herrſchaft begründet hätten. Man ſieht, das etruskiſche Rom iſt jünger, um 700 v. Chr. war es noch nicht gegründet, aber es iſt mehrere Generationen älter als die römiſche Republik. Zwiſchen 700 und 600 v. Chr. iſt die Gründung Roms anzuſetzen.

Die mächtigſte der latiniſchen Städte war Alba Longa, wohl am nördlichen Ufer des Albanerſees gelegen, am Fuße des Albanerberges, des Monte Cavo; zeitig verſchwindet Alba aus der Geſchichte, ſeit ſeiner Eroberung durch Rom. Einem etruskiſchen Rom gegenüber fiel Alba



Wandgemälde aus einem etruskiſchen Grabe von Vulci, nach Garrucci „Pitture Vulcenti“.

Longa, der Fall von Alba war der größte Erfolg der Etruskermacht bei ihrem Vorſtoße nach Süden. Der Vorort Latiums war gefallen, aber damit nicht ganz Latium überwältigt. Daß Rom niemals, ſo weit man auch in der Geſchichte zurückblicken möge, einfach eine der latiniſchen Gemeinden war, iſt längſt bemerkt: es ſteht vielmehr immer der Geſamtheit der latiniſchen Staaten gegenüber. Jetzt läßt ſich das auch erklären und begreifen. Rom iſt eben, trotz der latiniſchen Elemente in ſeiner Bevölkerung, in ſeinem Urſprung nicht latiniſch, ſondern etruskiſch.

Eine ſtaatliche Einheit aber hat Etrurien damals ſo wenig gebildet wie ſpäter, wo ein Bund von zwölf Städten die gemeinſamen Angelegenheiten der Etrusker vertritt und regelt; die Bundesverſammlung tagte beim Tempel der Voltumna von Volſinii, von Orvieto. Zu der etruskiſchen Zwölfſtadt gehörte auch Caere, das heutige Cervetri. Als Claudius, der ſpätere Kaiſer, durch die Vernunft ſeiner Mutter Antonia und ſeiner Großmutter Livia von der Unvernunft abgebracht wurde, als Prinz des Kaiſerlichen Hauſes durch eine Geſchichte der Bürgerkriege ſeit Cäſars Tode den Aſt, auf dem die Dynaſtie ſaß, abzuſägen, warf er ſich auf das unſchädlichere Gebiet der etruskiſchen und karthagiſchen Altertümer. Als Kaiſer verwertete er im Jahre 48 n. Chr. in einer Rede ſeine etruskiſche Gelehrſamkeit mit einem Hinweis auf Caelius Vivenna und Maſtarna. Dieſe Mitteilungen des Claudius ſind zum Teil wieder aufgelebt in den Wandgemälden und Inſchriften des etruskiſchen Grabes von Vulci, das François 1857 entdeckt hat. Aus Anlaß der Gefangennehmung des Caile Vipinas überfällt ein etruskiſches Heer unter Macſtrna Rom und den Cneve Tarchu Rumach, den römiſchen König Gnaeus Tarquinius. Es beſtand alſo kein allgemeiner Landfriede zwiſchen dem etruskiſchen Rom und den Etruskern. Für die Zuſammenſetzung der Bevölkerung von Rom iſt es von Intereſſe, daß der etruskiſche König Roms einen latiniſchen Vornamen führte. Nicht nur zu Lande, auch zur See wurden die Etrusker mächtig. Als die kleinaſiatiſchen Phokäer der Perſernot entfliehend, ihre Heimat mieden und ſich in Korſika zu Alalia niederließen, trieben ſie dort das noble Gewerbe des Seeraubs und wurden dadurch den Karthagern und Etruskern läſtig. Da verbünden dieſe ſich wider die Phokäer, und es kam zu einer Seeſchlacht auf dem ſardoiſchen Meere, um 540. Trotz ihres Sieges hatten die Phokäer ſolche Verluſte, daß ſie ſich auf Korſika nicht halten konnten und nach Lukanien gingen, wo ſie Elea gründeten. Auch in den Süden der Halbinſel aber, nach Kampanien, drangen die Etrusker. Um 524 griffen ſie das kampaniſche Kyme an, in der Nähe von Neapel, etwas nördlich vom Kap Miſenum, und als ſie 474 zur See den Angriff erneuerten, ſchlug ſie Hiero von Syrakus. Das Weihgeſchenk, das Hiero als Sieger nach Olympia ſandte, iſt noch vorhanden, ein eherner Helm mit griechiſcher Inſchrift in altertümlichen Verſen.

Obwohl hier die Etruskermacht ihre Grenze fand, ſo iſt ihre Bedeutung im ſechſten Jahrhundert v. Chr. doch unverkennbar. Rom iſt nur einer unter den vielen etruskiſchen Staaten. Über die Gewalt des römiſchen Königs in ſeinem Staate klärt keine Überlieferung uns auf, wohl aber iſt durch Rückſchlüſſe aus dem ſpäteren Zuſtande wenigſtens einiges zu gewinnen. Der König war der Heerführer und Richter. Es gab noch keine Norm des Strafrechts, ſondern völlig frei nach Form und Inhalt waltete die Disciplinargewalt der Koërcition, die nicht ſowohl darauf ausgeht, ein Vergehen zu ſtrafen, als vielmehr den Ungehorſamen zu beugen und den Gehorſam zu erzwingen. Neben dem Könige ſtand der Senat, ein Adelsrat, nicht juriſtiſch, aber tatſächlich eine Vertretung der Geſchlechter. Außerhalb des Adels gab es keinerlei politiſche Rechte, die Bauern waren ſogar hörig. Die militäriſch-politiſche Ordnung der ſogenannten ſervianiſchen Centurienverfaſſung wird mit Unrecht bereits der Königszeit zugewieſen, ſie entſtammt in Wirklichkeit erſt den republikaniſchen Zeiten. Der grundherrliche Adel diente zu Pferde in ſechs Centurien, die nach den Tities, Ramnes und Luceres ihren Namen führten und ſich bis zum Jahre 220 v. Chr. unverändert erhalten haben. Der König war auch der oberſte Prieſter: er vereinigte in ſeiner Hand die Summe der weltlichen und geiſtlichen Gewalt, deren Scheidung erſt die Republik gebracht hat.

Es war ein hoher Aufſchwung, den für Rom die Herrſchaft der Tarquinier bedeutet. Sie bauten auf dem Kapitol dem Juppiter einen Tempel, an der Stelle, wo heute der Palazzo Caffarelli, die deutſche Botſchaft, ſich erhebt; er blieb das ſichtbare Denkmal ihrer Herrſchaft und überdauerte noch den Bundesgenoſſenkrieg; im Jahre 83 v. Chr. iſt er in Flammen aufgegangen. Er war noch nicht ganz vollendet, als die Tarquinier vertrieben wurden; erſt der Konſul M. Horatius hat ihn dediziert.

Die aus Rom vertriebene Dynaſtie fand in Etrurien eine Zuflucht, ſie ging nach Caere; dort hielt ſie ſich, ſcheint es, als ein ſtolzes Adelsgeſchlecht. Im Jahre 1845/1846 iſt in der Totenſtadt des Hügels bei Cervetri das Grab der Familie Tarcna aufgedeckt worden.

6. Ein halbes Jahrhundert römiſcher Adelsrepublik.

Die etruskiſche Dynaſtie war aus Rom vertrieben und verſuchte vergebens die Rückkehr. Sie fand Unterſtützung bei einem anderen etruskiſchen Könige, dem Lar von Cluſium, Porſenna, und dem Porſenna ſcheint es ſogar gelungen zu ſein, Rom zu beſetzen und die Römer zinsbar zu machen, aber nicht für lange Zeit. Rom war Republik geworden. Von wem war der Sturz der Könige ausgegangen? Es war keine Volkserhebung. Erſt eine ſehr viel ſpätere Zeit hat das Palladium der römiſchen Freiheit, die Einführung der Berufung an das Volk in Sachen gegen Leib und Leben, in das erſte Jahr nach der Vertreibung der Könige gelegt, in Wahrheit iſt die Provokation erheblich jünger. Ebenſowenig aber ging die Bewegung von nationalen Inſtinkten aus, etwa dem Gegenſatze von Latinern und Etruskern. Gewiß war die vertriebene Dynaſtie etruskiſch, aber nicht die Etrusker wurden vertrieben, ſondern nur die etruskiſchen Herrſcher. Die etruskiſchen Adelsgeſchlechter z. B. die Romilier blieben ruhig in Rom wohnen und hauſten weiter auf römiſchem Gebiete. Wer hat von der Vertreibung der Könige den Nutzen gezogen? Es war der Adel, er hat die Könige vertrieben. Er ſetzte ſich an ihre Stelle und etablierte im römiſchen Staate eine völlige Adelsherrſchaft. Wann iſt das geſchehen?

An die Stelle der Könige traten in Rom die Konſuln, aber die Liſte der Konſuln begann nicht mit dem erſten Konſuln überhaupt, ſondern mit den erſten nach der Weihung des Juppitertempels auf dem Kapitol. Den Tempel hatte M. Horatius geweiht, das lehrte die Weihinſchrift des Tempels, 507 v. Chr. Aber er braucht darum nicht der erſte Konſul geweſen zu ſein; nur werden nicht eben viele Jahre zwiſchen der Vertreibung der Könige und der Weihung des Tempels durch den Konſul Horatius liegen. Die Legende von Lucretia, die von Brutus dem Befreier, iſt ſchwerlich vor dem vierten Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung entſtanden, die von Lucretia knüpft an die Stelle eines Lucretius an der Spitze der älteſten Form der Konſulliſte an, und Junius Brutus, der angebliche Befreier Roms, iſt zwar eine

Etruskiſche Vaſen aus Caere. Originale im Louvre zu Paris.

hiſtoriſche Perſönlichkeit, aber ein Zeit- und Parteigenoſſe des Appius Claudius, des gewaltigen Zenſors von 312 v. Chr.; Brutus war der erſte Plebejer ſeiner Zeit und iſt von einer literariſch tätigen Kreatur des Appius Claudius, dem Cn. Flavius, im Jahre 304 v. Chr. an die Spitze der Konſulnliſte geſtellt und in die Vergangenheit zurückgeſpiegelt worden. Der angeblich erſte Konſul mußte es dann geweſen ſein, der die Könige vertrieben hatte.

Nach dem Sturze der Könige traten jährlich wechſelnde Heerführer, Herzöge an die Spitze des Staates, Prätoren, die erſt viel ſpäter Konſuln genannt wurden: ſie waren die Präſidenten der Republik und wurden allein aus dem Adel genommen. Auf militäriſch-politiſchem Gebiete war ihre Macht der königlichen gegenüber lediglich dadurch beſchränkt, daß zwei Prätoren nebeneinander ſtanden, deren Machtbefugniſſe einander völlig gleich waren, und die Folge dieſer gleichen Gewalt war ein Hemmungsrecht des einzelnen. Nach moderner Anſchauung wird für ein kollegiales Regiment das Zuſammenwirken der Kollegen gefordert, nach römiſcher dagegen iſt jeder einzelne zu jeder überhaupt in der Kompetenz des Amtes liegenden Handlung befähigt und befugt; dagegen ſteht es dem Amtsgenoſſen frei, auf Grund ſeiner gleichen Gewalt Einſpruch zu erheben. Dann wirken zwei gleiche Kräfte in entgegengeſetzter Richtung und heben einander auf, es kann gar nichts geſchehen. Dies Hemmungsrecht der gleichen Gewalt wirkt praktiſch gerade ſo wie das Verbietungsrecht, das nur der höheren Gewalt zuſteht. Auf die Amtsführung wirkt ferner die Befriſtung der Präſidentſchaft auf ein Jahr ein, nach deſſen Ablauf der Präſident wegen ſeiner Amtshandlungen zur Verantwortung gezogen werden kann. Und bei dem jährlichen Wechſel der Präſidenten kann die Geſamtheit der adeligen Familien zur Leitung des Staates gelangen, wenn tatſächlich auch einige Familien zu beſonders großem Einfluſſe gelangen. So iſt von 485—479 v. Chr. immer ein Fabier Prätor geweſen, d. h. die Präſidentſchaft der Republik war in jenen Jahren tatſächlich zwiſchen dem fabiſchen Geſchlechte auf der einen Seite und der Geſamtheit des übrigen Adels auf der andern geteilt.

Unter Umſtänden konnte die Kollegialität mit ihrem Hemmungsrechte aber dem Staate gefährlich werden: in ſolchen Fällen, in ſchwerer Kriegsgefahr und bei gefährlicher Volksbewegung, kehrte man zum Einzelregiment zurück, und man beſtellte einen Magiſter populi, ſpäter Diktator genannt, der keinem Einſpruch ausgeſetzt war und keiner Verantwortung unterlag. Es war eine Rückkehr zum Königtum, aber zum Königtum auf Zeit. Späteſtens in ſechs Monaten mußte der Diktator ſein Amt wieder niederlegen; wenn er ſeine Aufgabe eher gelöſt hatte und eher niederlegen konnte, um ſo rühmlicher für ihn. Im Felde führte der Diktator das Kommando über das ganze Heer und das Spezialkommando über das Fußvolk; die Reiterei befehligte der dem Diktator untergeordnete Reiterführer, der Magiſter equitum. Wann zum erſten Male ein Diktator beſtellt wurde, iſt nicht ſicher überliefert; natürlich wird man ſich, nachdem man eben die Könige vertrieben hatte, nicht ſobald entſchloſſen haben, wenn auch nur auf Zeit, zum Königtum zurückzukehren. Erſt in der Not des Augenblicks wird man zur Diktatur gegriffen haben. Man griff gelegentlich dazu bis zur Zeit des hannibaliſchen Krieges; als man aber damals den Reiterführer dem Diktator kollegialiſch gleichſtellte, war das Amt ſeinem Weſen nach beſeitigt, und es verſchwindet infolge deſſen aus dem Leben. Die Diktatur Sullas und Cäſars trägt zwar den Namen des alten Amtes, war aber völlig andersartig.

Eine weitere Neuerung brachte die Begründung der Republik mit einer Scheidung des weltlichen und des geiſtlichen Regimentes. Der König hatte in ſeiner Hand die weltliche und geiſtliche Gewalt vereinigt, jetzt aber trat eine Trennung ein, das politiſche Regiment ging auf die Prätoren über, und ein Pontifex Maximus ſorgte nunmehr für den Kultus. Es tritt eine Scheidung ein zwiſchen Magiſtratur und Prieſtertum: die Magiſtrate ſind keine Prieſter und die Prieſter keine Magiſtrate. Nur in Sachen des Geſchlechterrechtes ſtehen dem Pontifex Maximus gewiſſe politiſche Rechte zu. Auch in der Form der Beſtellung werden Magiſtratur und Prieſtertum geſchieden: nur die Magiſtrate gelangen durch Volkswahl zu ihrer Stellung. In einer Hinſicht aber mußte man die ſakrale Stellung des Königtums erhalten. Die Götter waren gewohnt, daß der König ihnen beſtimmte Opfer darbringe. Man fürchtete den Zorn der Gottheit, falls ſie dieſe Opfer nun von einem Manne geringeren Ranges erhielten. Darum beſtellle man auch nach der Vertreibung der Könige immer einen Opferkönig, einen rex sacrorum. Aus dem gleichen Grunde hatte man in Athen immer das Königtum erhalten: der Baſileus war für das Sakrale unter die Archonten eingetreten.

Im übrigen beſteht ein großer Unterſchied zwiſchen römiſcher und griechiſcher Religion. Die griechiſche Religion ruht auf der Phantaſie und auf dem Mythos, die römiſche iſt weſentlich Kultus. Die Beziehungen zwiſchen Menſchen und Göttern werden dabei faſt juriſtiſch aufgefaßt, es beſteht faſt ein Vertragsverhältnis zwiſchen den Bewohnern des Himmels und der Erde. Die Götter haben ein Anrecht auf den Kultus, der Staat und die Bürger auf ihre Hilfe.

Zunächſt hatte die junge Republik ſich der Etrusker zu erwehren; die erſte Erweiterung ihres Gebietes iſt nach dem Sabiniſchen zu erfolgt. Der Legende von dem Raube der Sabinerinnen liegt keine hiſtoriſche Erinnerung zugrunde: ſie verlegt die uralte Sitte des Brautraubs in die römiſche Geſchichte. Auch die Geſtalt des Königs Titus Tatius, des ſabiniſchen Mitregenten des Romulus, iſt jünger als die Regelung der Beziehungen zwiſchen Rom und den Sabinern vom Jahre 290 v. Chr. Titus Tatius iſt der römiſchen Königslegende erſt eingefügt worden, als man ſchon die Siebenzahl dieſer Könige feſtgeſtellt hatte: ſonſt würde man acht römiſche Könige zählen. Aber eine Ausdehnung des römiſchen Gebietes in das Sabiniſche hinein iſt bereits wenige Jahre nach der Vertreibung der Könige geſchehen. Auf dem rechten Ufer des Anio ſaß ein großes ſabiniſches Adelsgeſchlecht, die Claudier: es waren große ſabiniſche Grundherren, deren Hörige, deren Klienten, ihnen den Acker beſtellten. Dieſes große ſabiniſche Haus iſt in den erſten Jahren der Republik auf friedlichem Wege in den römiſchen Staatsverband eingetreten und hat Aufnahme in den grundherrlichen Adel Roms, in den römiſchen Patriziat gefunden. Die Claudier ſelber zogen nach Rom und lebten dort von den Abgaben ihrer Hörigen, die natürlich auf ihrer Scholle ſitzen geblieben waren. Mit den Claudiern war eine Familie nach Rom gekommen, die eine Fülle ausgezeichnetſter Perſönlich-

Etruskiſche Götterbilder. Bronze-Statuetten im Louvre zu Paris.

keiten aufweiſt: in Tiberius hat ſie nach fünfhundert Jahren dem Reiche ſeinen zweiten Kaiſer gegeben. Durch ſeine Ehe mit Livia hatte Auguſtus ſich mit den Claudiern verbunden, und nun wollte die höfiſche Poeſie das Römertum der Claudier bereits der Zeit des Titus Tatius und des Romulus zuweiſen. Die Familientradition der Claudier wußte es anders: erſt nach der Vertreibung der Könige waren ſie nach Rom gekommen.

Den Latinern gegenüber haben die erſten Jahrzehnte der Republik die Grundlage für dauernde Beziehungen geſchaffen. Auch nach der Vertreibung der etruskiſchen Dynaſtie war Rom kein rein latiniſcher, ſondern ein etruskiſch-latiniſcher Staat. Die etruskiſchen Adelsgeſchlechter waren geblieben, und in der römiſchen Religion hielt etruskiſcher Einfluß ſich vor allem in der Haruſpizin und dem Auguralweſen, in der Opferſchau, in der Deutung, Sühnung und Abwendung der Blitze und ſonſtigen Wunderzeichen, in der Limitation und der Vogelſchau. Latiniſche Bevölkerung dagegen ſaß von Anfang an, aus voretruskiſcher Zeit her, auf den Tiberhügeln und wird nach dem Fall von Alba ſtarken Zuzug erhalten haben; latiniſche Bevölkerung ſaß in der Kampagna. Daß die junge Republik zwieſpältigen Volkstums nicht ſogleich das ſpätere Verhältnis zu dem Bunde der latiniſchen Gemeinden finden konnte, zeigt die Nachricht von dem Kampfe zwiſchen Römern und Latinern und der Schlacht am See Regillus, die man noch nicht darum aus der Geſchichte ſtreichen kann, weil dieſer See, wie es ſcheint, nicht mehr vorhanden iſt. Unmittelbar nach der Schlacht am traſimeniſchen See von 217 v. Chr. iſt am pleſtiniſchen See gefochten worden, an den die Erinnerung ſich zwar länger in Ortsnamen erhalten hat, der aber heute auch faſt völlig ausgefloſſen iſt, wie jeder See höherer Lage ausfließen muß, wenn ein Durchbruch ſeines Randes ſchließlich die Tiefe ſeiner Sohle erreicht. Für die Dauer hat die Stellung Roms auf der einen Seite und der Geſamtheit des latiniſchen Bundes auf der andern Spurius Caſſius in dem Vertrage geregelt, den er in einem ſeiner drei Konſulate, alſo 502, 493 und 486 v. Chr., mit den Latinern ſchloß. Es war ein Bündnis, das Friede und Freundſchaft vorausſetzt und regelt. Das moderne Völkerrecht unterſcheidet ſich darin von dem antiken, daß uns der Friede, den Alten dagegen der Krieg als der normale Zuſtand erſcheint. Der Fremde war zugleich der Feind, Friede herrſcht zwiſchen zwei Staaten lediglich dann, wenn er ausdrücklich ausbedungen war; daher die uns ſo befremdlichen Friedensſchlüſſe auf dreißig oder auf fünfzig Jahre. Über den Frieden hinaus geht der Freundſchaftsvertrag, der den privatrechtlichen Schutz des Commercium ſichert. Erſt jetzt kann Handel und Wandel ſich vertrauensvoll ausbreiten, wenn das Geſchäft privatrechtlichen und eventuell prozeſſualiſchen Schutz findet. Mit der Forderung gegenſeitiger Waffenhilfe aber geht das Bündnis noch über den Freundſchaftsvertrag hinaus. Der Vertrag des Sp. Caſſius mit der Geſamtheit der latiniſchen Gemeinden, der 358 v. Chr. erneuert wurde und noch zu Ciceros Zeit vorhanden war, ſetzt zunächſt Frieden feſt, ſolange Himmel und Erde beſtehen, er ordnet gerichtliche Erledigung von Streitigkeiten über Handelsgeſchäfte innerhalb einer Friſt von nur zehn Tagen an und beſtimmt zum Gerichtsort den Ort, wo das Geſchäft abgeſchloſſen worden war. Im Kriege haben Römer und Latiner ſich mit ihrer geſamten Streitmacht zu unterſtützen. Nach dem Siege teilen ſie die Beute zu gleichen Teilen, auch hierin trägt der Vertrag den Charakter eines foedus aequum. Zu dem Inhalte latiniſchen Rechtes ſpäterer Zeit gehört weſentlich die Ehegemeinſchaft, das Connubium zwiſchen Römern und Latinern. Eine ſolche iſt im Vertrag des Caſſius nicht feſtgeſtellt und kann auch zu einer Zeit noch gar nicht beſtanden haben, wo es eine ſolche noch nicht einmal zu Rom ſelber zwiſchen Adel und Nichtadel gab. Damit ſoll aber die Möglichkeit nicht beſtritten werden, daß Ehegemeinſchaft unter Berückſichtigung der Standesverhältniſſe zwiſchen Römern und Latinern ſchon vor dem Canulejiſchen Geſetze, angeblich aus dem Jahre 445 v. Chr., beſtand. Nach dem Canulejiſchen Geſetze wird ſich das allgemeine latiniſch-römiſche Connubium ausgebildet und die volle Latiniſierung des römiſchen Staates vollendet haben. Auch die etruskiſchen Familien Roms gingen im Latinertum auf.

Von Kämpfen mit den Volskern weiß die Legende von Cn. Marcius Coriolanus uns zu melden, die ein Poet geſtaltet hat, deren poetiſcher Inhalt auf einen der größten Dichter aller Zeiten gewirkt hat, auf Shakeſpeare, durch die Shakeſpeare uns noch heute erſchüttert. Entſtanden iſt die Erzählung erſt im vierten Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung, in der Zeit der vollen Größe der plebejiſchen Familie der Marcier. Die Legende hat dieſen vornehmen Plebejern in verſchiedener Form patriziſche Ahnen gegeben, einmal in der Geſtalt des Coriolan, das andere Mal ſogar in der des Königs Ancus Marcius. Kämpfe mit den Volskern, mit denen die Legende den Coriolan verbündet, verſtanden ſich für jene Zeiten wohl von ſelbſt: waren die Volsker doch im Oſten die Nachbarn der Römer. Auch unſere älteſte Überlieferung ſetzt einen Volskerkrieg ins Jahr 485 v. Chr.

Dieſe älteſte Überlieferung berichtet, Sp. Caſſius, der 486 v. Chr. zum dritten Male Konſul geweſen war, habe nach der Tyrannis geſtrebt und ſei deswegen verurteilt und getötet worden. Damit bezichtigt ſie den Caſſius der Begünſtigung volkstümlicher Wünſche und Intereſſen, dadurch habe er verſucht, zur Alleinherrſchaft emporzuſteigen. Die Geſchichtsfälſchung der ſpäteren Republik hat den Sturz des Sp. Caſſius mit Farben ausgemalt, die ſie der agrariſchen Bewegung in der Gracchenzeit entlehnt hat. Im Jahre 485 v. Chr. aber war in Rom eine agrariſche Frage erſt von weitem im Anzug, und ſie trug einen ganz anderen Charakter. Die überragende Stellung des Sp. Caſſius gegenüber dem römiſchen Adel ergibt ſich allerdings aus ſeinem dreifachen Konſulate, und der Adel duldet keine ſolche überragende Stellung eines einzelnen Standesgenoſſen. Auf jeden Fall war es der Adel, der den Sp. Caſſius geſtürzt hat. Die Erbſchaft ſeines Einfluſſes trat nicht ein einzelner, ſondern eine ganze Familie an, die Fabiſche. In dem Jahre, in dem Sp. Caſſius beſeitigt wurde, war bereits ein Fabier Konſul.

Sieben Jahre hielten die Fabier ſich im Konſulate, von 485—479, der Geſamtheit des übrigen Adels, wie oben bemerkt, die Wage haltend. Nicht ſeinen Untergang, aber ſeine nur nicht völlige Vernichtung fand ihr Geſchlecht durch die Kataſtrophe am Cremera. Wir kommen damit zu erneuten Kämpfen gegen die Etrusker, zu dem Beginn der Kämpfe um Veji.

Oberhalb der Aniomündung am linken Tiberufer liegt Fidenä, der Mündung des Cremera gegenüber, der aus Südetrurien, von Veji, herkommt. Fidenä erfreute ſich vejentiſcher Unterſtützung, und ſo lange ſie dieſe hatten, konnten die Römer den Fidenaten nicht beikommen. Das Unternehmen der Fabier aber ging darauf aus, die Verbindung von Fidenä und Veji zu ſprengen, und zwar durch die Beſetzung eines in ſeiner ſtrategiſchen Wichtigkeit

Etruskiſche Krieger (Kampf des Eteokles und Polyneikes). Marmorrelief im Muſeum zu Florenz.

noch heute den Augen auffallenden Hügels am Cremera, zwiſchen Veji und Fidenä, der geeignet iſt, den Weg zwiſchen beiden Orten zu beherrſchen. Mit ihren Hörigen, ihren Klienten ſind die Fabier zur Beſetzung dieſes Hügels ausgezogen, aber bei dieſem Unternehmen fanden ſie faſt alle ihren Untergang. Für Jahre verſchwindet ihr Geſchlecht aus der römiſchen Geſchichte.

Die Unſicherheit jener Jahrzehnte empfängt dadurch eine grelle Beleuchtung, daß es dem Sabiner Appius Herdonius einmal gelang, ſich des Kapitols und der Burg auf dem Kapitol, auf der Höhe von S. Maria in Ara Celi, durch einen Handſtreich vorübergehend zu bemächtigen.

Auch im Innern begann allmählich Unzufriedenheit ſich zu regen. Der grundherrliche Adel allein war im Beſitz der politiſchen Rechte, er allein ſtellte die Präſidenten, nur er war im Senat vertreten, ſeine Jugend diente noch immer in ſechs Centurien zu Pferde. Nach der ſpäteren Annaliſtik wäre die Unzufriedenheit bereits 494 v. Chr. ausgebrochen und hätte zu einer Sezeſſion der Plebs nach dem heiligen Berge geführt. Da hätte der Adel eingelenkt, es wäre zu einer Verſtändigung gekommen, die Plebs ſei zurückgekehrt und habe ſich im Jahre 493 als ein Staat im Staate konſtituiert, mit eigenen Beamten, den Volkstribunen, an ihrer Spitze. Die Sezeſſion der Plebs, die der wirklichen Geſchichte angehört, erfolgte im Jahre 287 v. Chr. und beſetzte die Höhe des Janiculum auf dem rechten Tiberufer, bei der Porta S. Pancrazio, noch über S. Pietro in Montorio. Und der älteren Form der Überlieferung zufolge iſt das Volkstribunat nicht von der Zweiſtelligkeit, ſondern von der Vierſtelligkeit ausgegangen; ſeine Begründung ſetzt ſie in das Jahr 471 v. Chr. Auf die Stadt ſind die vier Volkstribunen in ihrer Wirkſamkeit beſchränkt; ſie ſind demnach in ihrer Entſtehung von den vier ſtädtiſchen Tribus nicht zu trennen. Die ſtädtiſchen Tribus ſind örtliche Tribus, ſie ſind eine Einteilung nicht der Menſchen, ſondern des Bodens, und die Menſchen gehören den Tribus an, nur inſofern ſie Grundeigentum beſitzen. Die Begründung der vier ſtädtiſchen, örtlichen Tribus hat den Nichtpatriziern der Stadt, ſoweit ſie Grundeigentum beſaßen, beſtimmte politiſche Rechte gegeben, jedenfalls das der Tribunenwahl; nach den vier ſtädtiſchen Tribus werden dieſe Wahlverſammlungen der ſtädtiſchen Plebs für die Tribunenwahl gegliedert, es ſind die concilia plebis. Die Tribunen erhielten das unbedingte Recht der Hilfeleiſtung den Magiſtraten gegenüber. Ihre Stellung war ſakroſankt, an der Perſon der Tribunen durfte niemand ſich vergreifen; ihre perſönliche Hilfe war daher unbedingt wirkſam. Und damit ſie jederzeit angerufen werden konnte, durfte kein Tribun Rom verlaſſen, durfte ſein Haus auch des Nachts nicht verſchloſſen werden.

Das Volkstribunat galt für den Inbegriff altrömiſcher Freiheit und erfüllte noch 1347 n. Chr. die Phantaſie Cola di Rienzi's, des „letzten Tribunen". Aber noch größer erſcheint ſeine Bedeutung in der Entwicklung der Geſchichte. Als Auguſtus Kaiſer wurde, hat er die Zivilgewalt des Kaiſers auf die tribuniziſche Gewalt gegründet: das iſt der volle Tropfen demokratiſchen Öles, mit dem das römiſche Kaiſertum geſalbt iſt. Das altrömiſche Kaiſertum hat Karl der Große, hat 962 Otto der Große wieder erneuert, und das Kaiſertum der deutſchen Könige iſt 1806 zu Grabe geſunken, aber nur, um 1870 wieder zum Leben zu erſtehen. Gewiß hat das neue Reich die juriſtiſche Anknüpfung an das alte abgelehnt, aber das hiſtoriſche Empfinden hat überall und mit gutem Rechte eine Wiederauferſtehung des Reiches gefeiert. So verbinden ſich die Zeiten, ſo hängt Altertum und Gegenwart in unlöslicher Verkettung zuſammen. Unſer heutiges Kaiſertum reicht mit ſeinen Wurzeln in die Tiefe, bis zur Begründung des römiſchen Volkstribunates.

7. Der römiſche Bauer und der neue Staat.

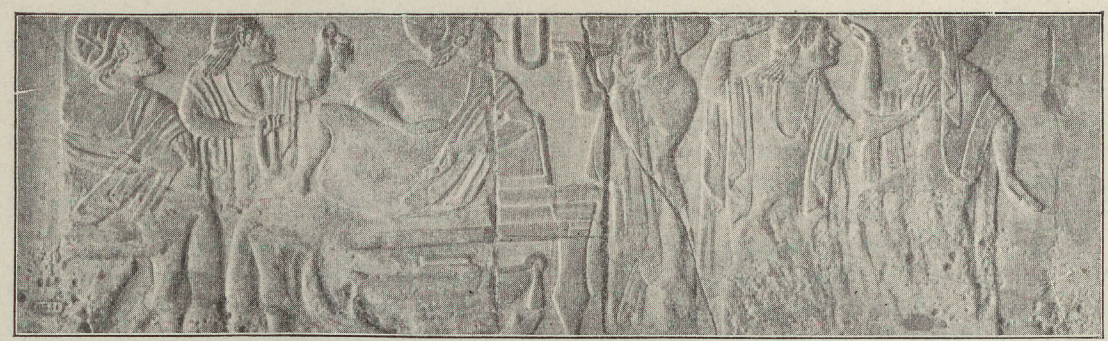
Als die Etrusker Toskana beſetzten, fanden ſie eine ältere, indogermaniſch-italiſche Bevölkerung vor. Sie haben dieſe nicht ausgetrieben, ſondern unterworfen, ſie haben die Eigentümer des Landes zu Hörigen erniedrigt und ſich als Grundherren über ſie geſetzt. Ihre Untertanen werden mit den theſſaliſchen Peneſten verglichen, und dieſe waren Hörige.

Was iſt Grundherrſchaft und Hörigkeit? Es iſt eine Form der Wirtſchaft und Herrſchaft, der Hörige iſt kein Sklave, aber er iſt auch nicht frei, ſondern halbfrei. Er bebaut ſeine Scholle, aber ſein Acker iſt nicht ſein freies Eigentum, ſondern er hat an ihm nur ein erbliches Nutzungsrecht, ein Untereigentum; das Obereigentum ſteht dem Grundherrn zu. Der Grundherr kann den Hörigen nicht beliebig von der Scholle entfernen, aber er hat Anſpruch auf Abgaben der Hörigen, die in der Regel in natura, in einer Quote des Ertrages entrichtet werden; von dieſen Abgaben lebt der Grundherr. Der Grundherr kann auch einen Teil ſeines Grundes und Bodens in Eigenwirtſchaft haben, aber das iſt nicht notwendig, er kann ſeine ganze Herrſchaft durch Hörige bebauen laſſen.

Man ſieht, daß, wo dies der Fall iſt, der Grundherr nicht auf dem Lande zu wohnen braucht. Er braucht nicht ſelber Landwirt zu ſein, ſondern kann in der Stadt von den Abgaben ſeiner Hörigen leben. So iſt ein landbeſitzender, aber ſtädtiſcher Adel möglich.

Auch bei der Verpachtung kann der Adel in der Stadt wohnen, aber die Pacht iſt ein Kontraktsverhältnis und von beiden Seiten lösbar, der Pächter iſt ein freier Mann. Grundherrſchaft und Hörigkeit dagegen ſind nicht nur eine Wirtſchaftsordnung, ſondern ruhen auf Herrſchaft und Unterwürfigkeit, die ſich beide vererben, der Hörige iſt erbuntertänig.

Grundherrſchaft und Hörigkeit ſind nicht an beſtimmte Völker und Zeiten gebunden, ſondern entſtehen unter gewiſſen Vorausſetzungen an den verſchiedenſten Orten, zu verſchiedener Zeit von ſelber. Im ausgehenden Altertum, in der römiſchen Kaiſerzeit hat die Hörigkeit ſich in der Form des Kolonates ausgebildet. Seit der Zeit der überſeeiſchen Kriege, ſeit den Kriegen gegen Karthago hatte man in Rom und in Italien maſſenhaft Sklaven zur Verfügung, weil die Kriegsgefangenen der Sklaverei verfielen. Und das Geld, das mit den ſiegreichen Kriegen jetzt unaufhörlich und ununterbrochen nach Italien ſtrömte, öffnete den Römern auch die großen Sklavenmärkte des Oſtens. So gründet die Wirtſchaft jetzt ſich auf die Sklaverei. Aber mit der Zeit des Auguſtus kam der Weltfriede, für zwei Jahrhunderte hörten jetzt die Kriege auf und verſiegte mit der Kriegsgefangenſchaft die ergiebigſte Sklavenquelle; ſie wurde auch nicht wieder geöffnet, als mit Kaiſer Mark Aurel ein Zeitalter der Kriege wieder aufkam, denn der Ausgang dieſer Kriege war den Römern nicht mehr ſo



Totenmahl. Etruskiſches Relief aus Caere. Original im Louvre zu Paris.

günſtig, daß er ihnen Scharen von Gefangenen in die Hände geliefert hätte. Und der Abgang von Sklaven durch den Tod war immer ſtärker, als der Erſatz durch die Geburten. Die Lebensunterhaltung der Arbeitſklaven geht nicht gern über das Minimum hinaus, das zur Erhaltung ihrer Arbeitsfähigkeit unbedingt erforderlich iſt; die Lebensdauer der Sklaven iſt daher wenigſtens im Durchſchnitt keine große. Und es gab keine Sklavenehe. Die eheähnlichen Beziehungen der Sklaven aber reichten ſchlechterdings nicht aus, um durch den Zugang an Geburten den durch die Sterblichkeit verurſachten Ausfall einigermaßen auszugleichen. So machte bereits im zweiten Jahrhundert der Kaiſerzeit ſich ein ſtarker Mangel an Arbeitskräften fühlbar. Man ſuchte ſich wenigſtens zu ſichern, was man noch hatte, durch Bindung des wirtſchaftlich ſchwachen Freien an die Scholle. So iſt auf den großen, der Municipalordnung nicht unterworfenen Gutsbezirken des Kaiſers und der Senatoren die Hörigkeit in der Form des Kolonates entſtanden, durch Domanialordnungen, zunächſt tatſächlich. Und was ſich im Leben allmählich feſt eingebürgert hatte, fand am Ende auch ſeine formelle, juriſtiſche Sanktionierung.

Das 18. und das 19. Jahrhundert haben in Europa, in Deutſchland, in Preußen Erbuntertänigkeit und Hörigkeit Schritt für Schritt beſeitigt, und niemand wünſcht oder denkt auch nur an ihre Wiedereinführung. Trotzdem iſt zu ſagen, ſie würde auch heute unter beſtimmten Bedingungen wieder entſtehen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dem Arbeitermangel im nordöſtlichen Deutſchland rechts der Elbe durch eine Aufhebung des Freizügigkeitsgeſetzes abgeholfen werden würde; aber dann würde auch mit Sicherheit ſich die Bindung an die Scholle und die Hörigkeit wieder einſtellen, zunächſt tatſächlich.

In der Geſchichte von Joſeph ſtellt das alte Teſtament die Entſtehung der Grundherrſchaft des Pharao über die ägyptiſchen Bauern dar als aus einer Benutzung ihres wirtſchaftlichen Notſtandes hervorgegangen: um Brotkorn hätten ſie ſich und ihre Äcker verkauft und wären fronpflichtig und leibeigen geworden. Aber die Entſtehung der Hörigkeit durch Hinabdrückung des wirtſchaftlich ſchwachen Freien, wie ſie uns in Ägypten und im Kolonate vorliegt, iſt nicht die Regel. In den meiſten Fällen iſt Grundherrſchaft und Hörigkeit durch Eroberung begründet worden.

Unſere politiſche Terminologie geht auf die Griechen, auf Ariſtoteles zurück, aber ſeine Scheidung der verſchiedenen Verfaſſungstypen, des patriarchaliſchen Königtums, der Ariſtokratie, der Tyrannis und der Demokratie iſt nicht einmal für die griechiſchen Verhältniſſe erſchöpfend, weil ihr der enge Zuſammenhang von Staat und Wirtſchaft noch nicht aufgegangen iſt, für deſſen Erkenntnis das 19. Jahrhundert den Blick geöffnet und das Auge geſchärft hat. Vielfach iſt auch die politiſche Verfaſſung Form und Ausdruck einer beſtimmten wirtſchaftlichen Lage. Gewiß iſt die Tyrannis die demokratiſche Herrſchaft eines Einzelnen, aber ihre Entſtehung und ihr Weſen iſt daraus noch nicht zu erkennen. Auf dem landwirtſchaftlichen Betriebe ruht die ariſtokratiſche Verfaſſungsordnung, die Entwicklung von Handel und Gewerbe aber führt andere Elemente der Bevölkerung zu Wohlſtand und Reichtum. Dieſe drängen dann nach oben und verlangen nach einem dementſprechenden Einfluß im Staate: ſie finden ihn in der das Adelsregiment ablöſenden Herrſchaft des Tyrannen. Im Gegenſatz zur Landwirtſchaft iſt die Tyrannis der politiſche Exponent des mobilen Kapitals: daher der koloſſale Aufſchwung griechiſcher Staaten unter den Tyrannen. Unter den Ariſtokratien und unter den Königen hatte die Landwirtſchaft noch die führende Stellung, aber ſie kann in ganz verſchiedener Weiſe geordnet ſein, und dieſe Verſchiedenheit der Organiſation des landwirtſchaftlichen Betriebes und der landwirtſchaftlichen Bevölkerung führt zu durchgreifenden Unterſchieden auch im Staate: für die altgriechiſchen Staaten liegt der weſentliche Unterſchied darin, ob ſie auf Grundherrſchaft und Hörigkeit beruhen oder auf der freien Arbeit und dem freien Eigentum der Bauern.

Dem homeriſchen Staate der ioniſchen Küſte Kleinaſiens ſind Grundherrſchaft und Hörigkeit fremd; und die Werke und Tage, der Bauernkalender Heſiods, zeigt uns um 700 v. Chr. den bötiſchen Bauern als den freien Eigentümer ſeines Ackerloſes. Anderswo aber ruht Staat und Leben der Herren auf der Hörigenarbeit: ſo vor allem in Theſſalien, auf Kreta und in Sparta. In Theſſalien iſt eine ältere griechiſche Bevölkerung von den einwandernden Theſſalern überwunden und zur Hörigenſtellung der Peneſten hinabgedrückt worden. Auf Kreta finden wir neben einer Grundherrſchaft des Staates über ſeine Domanialhörigen, die Mnoiten, eine ſolche des doriſchen Adels über ſeine Klaroten oder Aphamioten. Und am tiefſten griff in Sparta die Hinabwürdigung der älteren ländlichen Bevölkerung zu Heloten in Staat und Leben ein, in die politiſche und ſoziale Ordnung. In der lykurgiſchen Verfaſſung ſind Grundherrſchaft und Hörigkeit die Grundlage der politiſch-militäriſchen Ordnung des Staates geworden. Der doriſche Adel Lakoniens und Meſſeniens lebt von den Abgaben ſeiner Hörigen, der Heloten: er lebt zuſammen in der Stadt Sparta. Die Spartiaten ſind nicht ſelber Landwirte, ſondern haben nur das Obereigentum an dem Lande, an dem den Heloten, den früheren vollen Eigentümern, ein Untereigentum, ein erbliches Nutzungsrecht zuſteht. Die Spartiaten gehen wohl zur Jagd auf ihr Gut hinaus, wo ſie ein Abſteigequartier haben, aber ihr Wohnſitz iſt die Stadt Sparta. In Sparta füllt die militäriſche Übung und die Politik ihr Leben aus.

Hier überall iſt die Grundherrſchaft und Hörigkeit durch Einwanderung, durch Eroberung begründet worden, in Theſſalien, in Kreta, im Peloponneſe. Auch bei den Kanaaniten wurde Hörigkeit durch die Einwanderung der Kinder Iſrael und ihre Eroberung Paläſtinas geſchaffen. In Jonien, an der kleinaſiatiſchen Küſte, war die Einwanderung nicht ſtark genug, um die ältere Bevölkerung, die an den großen kleinaſiatiſchen Staaten des Hinterlandes einen Rückhalt beſaß, allgemein oder auf die Dauer zu helotiſieren. Obwohl es auch hier an Spuren einſtmaliger Hörigkeit nicht völlig fehlt, iſt ſie bei Homer bereits geſchwunden. Dazu kam in Jonien der raſche Aufſchwung von Schiffahrt, Handel und Gewerbe: Grundherrſchaft und Hörigkeit ſind aber eine landwirtſchaftliche, agrariſche Ordnung.

Auch nach Sicilien haben griechiſche Eroberer bei ihrer Koloniſation Grundherrſchaft und Hörigkeit getragen; in Syrakus ſetzten ſich die eingewanderten Gamoren als Grundherren über die ältere bäuerliche Bevölkerung. Es war eine recht bequeme Art, die Eroberung auszunutzen. Bei ſolcher Ordnung mochte der bisherige freie Eigentümer ein beſchränktes Eigentum behalten. Der Eroberer hatte ſich mit ſeinem Obereigentum über ihn geſetzt und nahm ihm einen Teil ſeines Ertrages ab. In Ägypten erhielt der Pharao von ſeinen leibeigenen Bauern den fünften Teil: der Druck der Spartiaten war viel härter. Von den zu Heloten der Spartiaten gewordenen Meſſeniern ſagt Tyrtäos, der doch ſelber ein Spartiat war:

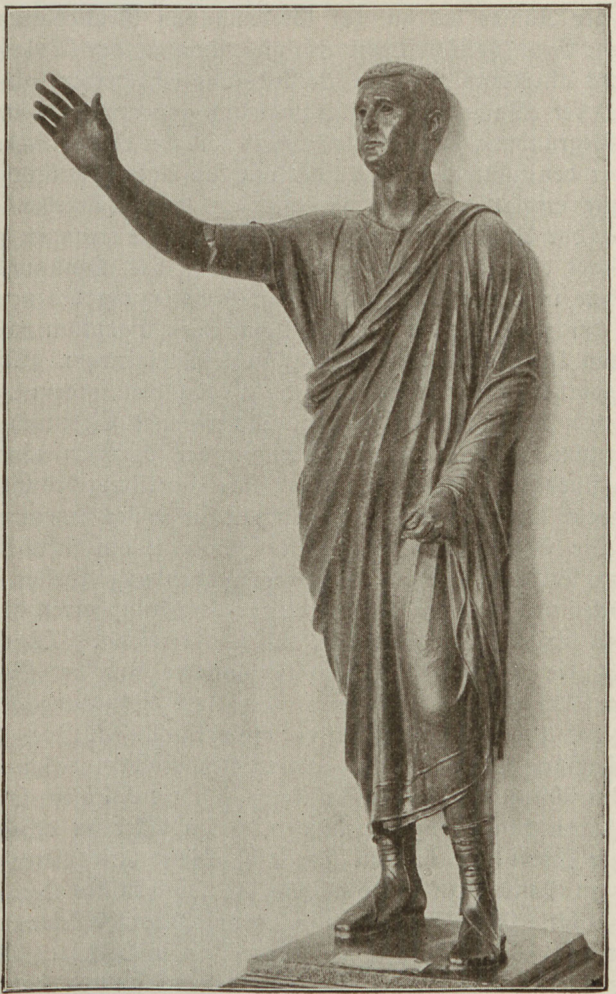
> Eſeln gleich,
> Gedrückt vom mächtigen Gewicht der Laſt,
> Entrichten ſie in hartem Zwang dem Herrn
> Von allem, was der Boden trägt, die Hälfte.

Dieſe Hälfte bedeutete etwas anderes für den Hörigen, als für den Herrn. Denn einmal hatte der Hörige die ganzen Betriebskoſten zu tragen, und ferner verfügte der Spartiat doch über mehrere Helotenfamilien. Waren es fünf, ſo hatte der Spartiat von dem Ertrage ſeines Klaros, ſeines ganzen Loſes, die Hälfte, die einzelne Helotenfamilie dagegen ein Zehntel.

Auch auf der Appenninhalbinſel begegnet uns die Hörigkeit, bei den Etruſkern; auch hier iſt klar, daß ſie durch Eroberung geſchaffen wurde. Die indogermaniſche Bevölkerung Toſkanas iſt vor den Etruſkern nicht ausgewandert, ſondern iſt den Etruſkern hörig geworden: die Umbrer ſowohl wie die Latiner nördlich vom Tiber.

Wie ſtand es aber auf dem linken Tiberufer? Hat es auch hier, hat es auch in Rom Grundherrſchaft und Hörigkeit gegeben?

Auf dem rechten Ufer des Anio, im Sabiniſchen, gab es ſolche; hier ſaß ein großes Geſchlecht ſabiniſcher Grundherren, die Claudier. Dieſe aber vereinigten wenige Jahre nach der Vertreibung der Tarquinier ihre Grundherrſchaft mit dem römiſchen Staate. Während ihre Hörigen, ihre Klienten, auf der Scholle ſitzen blieben, verlegten die Claudier ſelber ihren Wohnſitz nach der Stadt Rom und wurden in den römiſchen Adel, in den Patriziat, aufgenommen.



Der Redner. Etruskiſche Bronzeſtatue.
Original im archäologiſchen Muſeum zu Florenz.

Um 500 v. Chr. alſo war die Hörigkeit in Rom noch ein beſtehendes, anerkanntes Rechtsverhältnis. Dieſe Hörigkeit war die Klientel. Gewiß waren die Klienten der ſpäteren Zeit freie Leute, aber ihre Pflichten gegenüber dem Patron haben Reſte des Urſprünglichen, einer älteren vollen Hörigkeit, wie in Verſteinerung erhalten. Es iſt möglich, daß der Name cliens ſelber geradezu den Hörigen bedeutet, mit cluere, hören, hängt er auf jeden Fall zuſammen. Freilich heißt cluere hören auch in dem Sinne: einen beſtimmten Namen tragen. Dann ſind die Klienten eben die Leute, die ihren Namen nach dem Geſchlechtsnamen des Grundherrn tragen. Auf keinen Fall kann ein Zweifel daran begründet werden, daß die Klientel der ſpäteren Zeiten auf einen älteren Zuſtand hinweiſt, in dem ſie einfach Hörigkeit war.

Die Klienten ſind die Hörigen, wer aber ſind ihre Grundherren? Die Patrizier. Die römiſchen Patrizier ſind ein grundherrlicher Adel geweſen, ein ſtädtiſcher Adel, der von den Abgaben ſeiner Hörigen lebte. So war es, als die Claudier ſich ihm einfügten. Innerhalb der römiſchen Bevölkerung fanden ſich unzweifelhaft Stammesunterſchiede; auf dem Gebiete des Kultus haben ſolche Differenzen bei den Plebejern ſich erhalten. Und hierzu kam in der Folge der Gegenſatz von Latinern und Etruskern. Schon in voretruskiſchen Zeiten mag in Latium Hörigkeit von den einwandernden Latinern über eine noch ältere Bevölkerung verhängt worden ſein. Und als die Etrusker über den Tiber drangen und hier den römiſchen Staat begründeten, werden ſie nicht anders verfahren ſein, als in Toskana Umbrern und Latinern gegenüber. Falls bei den Latinern im Süden des Tiber Hörigkeit nicht ſchon beſtanden hätte, ſo hätten die Etrusker ſie begründet, geradeſo wie in Toskana. Wie ſich das im einzelnen geſtaltet hat, entzieht ſich natürlich unſeren Blicken, nur iſt zu ſagen, daß unter den patriziſchen Geſchlechtern Roms ſich latiniſche, wie etruskiſche Namen finden; und dieſe Geſchlechter ſtammen ſämtlich aus alter Zeit, ſie waren da, als die Claudier noch hinzukamen. Die etruskiſche

Einwanderung und Staatsgründung hat alſo zwar unzweifelhaft gewiſſen etruskiſchen Familien Land und Leute und grundherrliche Rechte gegeben, aber auch dem latiniſchen grundherrlichen Adel auf dem Boden des römiſchen Staates Raum gelaſſen.

Die römiſche Hörigkeit führt uns alſo in die Königszeit zurück: neben dem Könige ſtand der grundherrliche Adel des Patriziats, etruskiſcher wie latiniſcher Herkunft. Ob es neben den Hörigen etwa auch freie Bauern gab, wer will es ſagen? Die Bauern ſaßen auf dem Lande. Was außer den patriziſchen Familien in der Stadt Rom wohnte, beſaß zwar vor der Begründung des Volkstribunates keinerlei politiſche Rechte, wird aber nicht hörig geweſen ſein.

Die Vertreibung der Könige hat an der Stellung von Grundherren und Hörigen zueinander nichts geändert: Grundherrſchaft und Hörigkeit ſind aus der Königszeit in die Republik übergegangen. Inſofern allerdings war eine Veränderung eingetreten, als die grundherrlichen Familien nunmehr ſtatt der Könige das Regiment an ſich genommen hatten. Sie beſaßen es ungeſchmälert bis zur Begründung des Volkstribunates und der vier örtlichen ſtädtiſchen Tribus.

Daß dieſer Akt, der den nichtpatriziſchen Städtern den Anfang politiſcher Rechte gab, nicht ohne ſtarke Erſchütterung erfolgt iſt, ergibt ſich ſchon aus dem weitgehenden Rechte der Hilfleiſtung, des ius auxilii, das die Tribunen gegen die Magiſtratur errungen hatten. Und die Bewegung, die in der Stadt eingeſetzt hatte, begann ſich auf das Land und auf die Bauern auszudehnen. Sie führte in ihrem Endergebnis zur Grundlegung des neuen Staates.

Die Geſetzgebung der zwölf Tafeln ruht auf dem freien Eigentum an Grund und Boden, ſie kennt nicht mehr den Unterſchied von Ober- und Untereigentum. Alſo iſt dieſer Unterſchied vorher beſeitigt worden und geſchwunden; die Leute, die vordem nur ein beſchränktes Eigentum am Grund und Boden beſeſſen hatten, haben volles Eigentum erhalten. In der Folge findet das Eigentum am Acker in der Ordnung der örtlichen ländlichen Tribus, der tribus rusticae, ſeinen Ausdruck. Dieſe Tribus ſind eine Einteilung des Grundes und Bodens, und die Menſchen gehören den Tribus inſofern an, als ſie volles Eigentum an dieſem Grund und Boden beſitzen. Die Begründung des vollen Eigentums am Acker iſt alſo mit der Begründung der ländlichen Tribus geſchehen, mit ihrer Begründung erhalten die hörigen Bauern freies Eigentum am Acker und kam das Obereigentum der Grundherren in Wegfall. Die Begründung der ländlichen Tribus war alſo eine Bauernbefreiung. Dieſe römiſche Bauernbefreiung iſt jünger als die Einſetzung des Volkstribunates mit der Begründung der vier ſtädtiſchen Tribus, aber älter als das Decemvirat und die Geſetzgebung der zwölf Tafeln.

Auch in Griechenland haben die Hörigen es oft verſucht, das Joch der Grundherrſchaft abzuſchütteln, die theſſaliſchen Peneſten, die ſpartiatiſchen Heloten haben wiederholt nach der Freiheit gerungen. Um 500 v. Chr. haben in Argos ſich die Hörigen ſelbſt befreit, und in Syrakus iſt es um 461 manchem Hörigen gelungen, freien Acker zu erhalten. Eine Bauernbefreiung von oben her führte 363 v. Chr. ein aufgeklärter griechiſcher Fürſt, der Tyrann Klearch von Heraklea am Pontos durch, er befreite die Hörigen der Herakleoten, die Mariandyner und gab ihnen Acker. Wie ſehr die Gedanken an Bauernbefreiung in den Jahrzehnten nach 500 v. Chr. in der Luft lagen, zeigt ſich aber vor allem in Sparta. Bald nach 470 v. Chr. plante der Sieger von Platää, der Regent Pauſanias, die Befreiung der Heloten. Die Entſcheidung fiel in Sparta gegen Pauſanias und die Heloten.

Anders gingen in Rom die Dinge: Hier kam es zur Aufhebung der Grundherrſchaft und zu einer Auseinanderſetzung zwiſchen den bisherigen Grundherren und den nunmehr freien Bauern. Der Acker wurde zwiſchen den Herren und den Bauern geteilt. Der Herr bekam nunmehr ſeinen Anteil, der natürlich nicht knapp bemeſſen war; der Bauer bekam der Fläche nach weniger, als er bisher beſeſſen hatte, aber er bekam es zu freiem Eigen. Und der Herr war in der Folge bei der Bewirtſchaftung ſeines Anteils auch durch die Hörigen nicht mehr gebunden; er konnte rationeller wirtſchaften, wenn er bei Einführung von Neuerungen nicht durch das Gewohnheitsrecht der Hörigen gehindert oder gehemmt war. Jetzt konnte er auch ſelber Landwirt werden; eine Vorſtellung, wie die von Cincinnatus, der, vom Pfluge geholt, die Äquer ſchlägt, wurde jetzt erſt möglich. Und wenn ſeine Hörigen auch frei geworden waren, an Arbeitskräften konnte es dem früheren Grundherrn doch nicht fehlen. Wie kinderreich dieſe römiſchen Familien waren, ſieht man aus den Vornamen. Bis zum Vierten geben ſie wohl beſondere Namen, mit dem Fünften aber fangen ſie einfach an zu zählen: Quintus, Sextus, Dezimus; fünf, ſechs oder gar zehn Söhne waren demnach keine Seltenheit. Die jüngeren Bauernſöhne alſo, die auf dem väterlichen Hofe nicht genügend Beſchäftigung fanden, ſtanden mit ihren kräftigen Armen dem Herrenhofe als freie Arbeiter zur Verfügung.

Die Ackeraufteilung, welche damals im römiſchen Gebiete vorgenommen wurde, kannte keine Feldgemeinſchaft und keinen Flurzwang. Liegen die Äcker im Gemenge und können die den einzelnen zugehörigen Stücke nicht betreten werden, ohne andere zu überſchreiten, ſo ſtellen ſich Feldgemeinſchaft und Flurzwang mit Notwendigkeit ein. Dann muß die Beſtellung des Ackers und die Ernte von allen zu gleicher Zeit vorgenommen werden; zu anderer Zeit kann auch dem Eigentümer das Betreten ſeines eigenen Stückes nicht geſtattet werden. Erſt wenn durch ſchmale Wege jedes einzelne Stück zugänglich gemacht iſt, kann von Feldgemeinſchaft und Flurzwang, wie ſie im Rebengelände noch heute beſtehen, abgeſehen werden, ſo daß der einzelne pflügen, ſäen und ernten kann, wenn er will. Ein Rechtsſatz der Zwölf Tafeln ſchließt die Erſitzung von Eigentum am Grund und Boden aus bis zur Ausdehnung von fünf Fuß. Es handelt ſich dabei um fünf Fuß breite Raine, welche die einzelnen Stücke der Flur unbedingt zugänglich machen ſollen. Damit dieſe Raine nicht etwa durch Abpflügen geſchmälert und ſchließlich beſeitigt werden, wird an ihnen das Recht der Erſitzung ausgeſchloſſen. Sonſt müßte man wieder zu Flurzwang und Feldgemeinſchaft greifen.

Der Mars von Todi. Etruskiſche Bronzeſtatue. Original im Vatikaniſchen Muſeum zu Rom.

Die Klientel als Hörigkeit war mit der Bauernbefreiung aufgehoben, ſie hielt ſich nur in gewiſſen Reſten des Rechtes und der Pietät dem Patron gegenüber. Ebenſo war die Grundherrſchaft aufgehoben. Die Claudier waren das letzte Geſchlecht, das noch Aufnahme in den Patriziat erlangt hat. Sehr begreiflich: der Patriziat hatte auf der Grundherrſchaft geruht, und die Grundherrſchaft war beſeitigt. Von nun an iſt der Patriziat geſchloſſen.

Die römiſche Landſchaft wurde in ſechzehn ländliche Tribus eingeteilt, die ihre Namen nach patriziſchen Geſchlechtern tragen; in dieſen Bezirken lagen alſo damals ihre Güter. Alle Eigentümer werden in das Verzeichnis dieſer Tribus aufgenommen und eingetragen. Jetzt iſt die Zahl der örtlichen Tribus bis auf zwanzig geſtiegen, die ſechzehn ländlichen ſind zu den vier älteren ſtädtiſchen gekommen. Die nichtpatriziſchen Angehörigen der ländlichen Tribus erhalten jetzt auch Zutritt zu der plebejiſchen Volksverſammlung und nehmen an der Wahl der Volkstribunen teil.

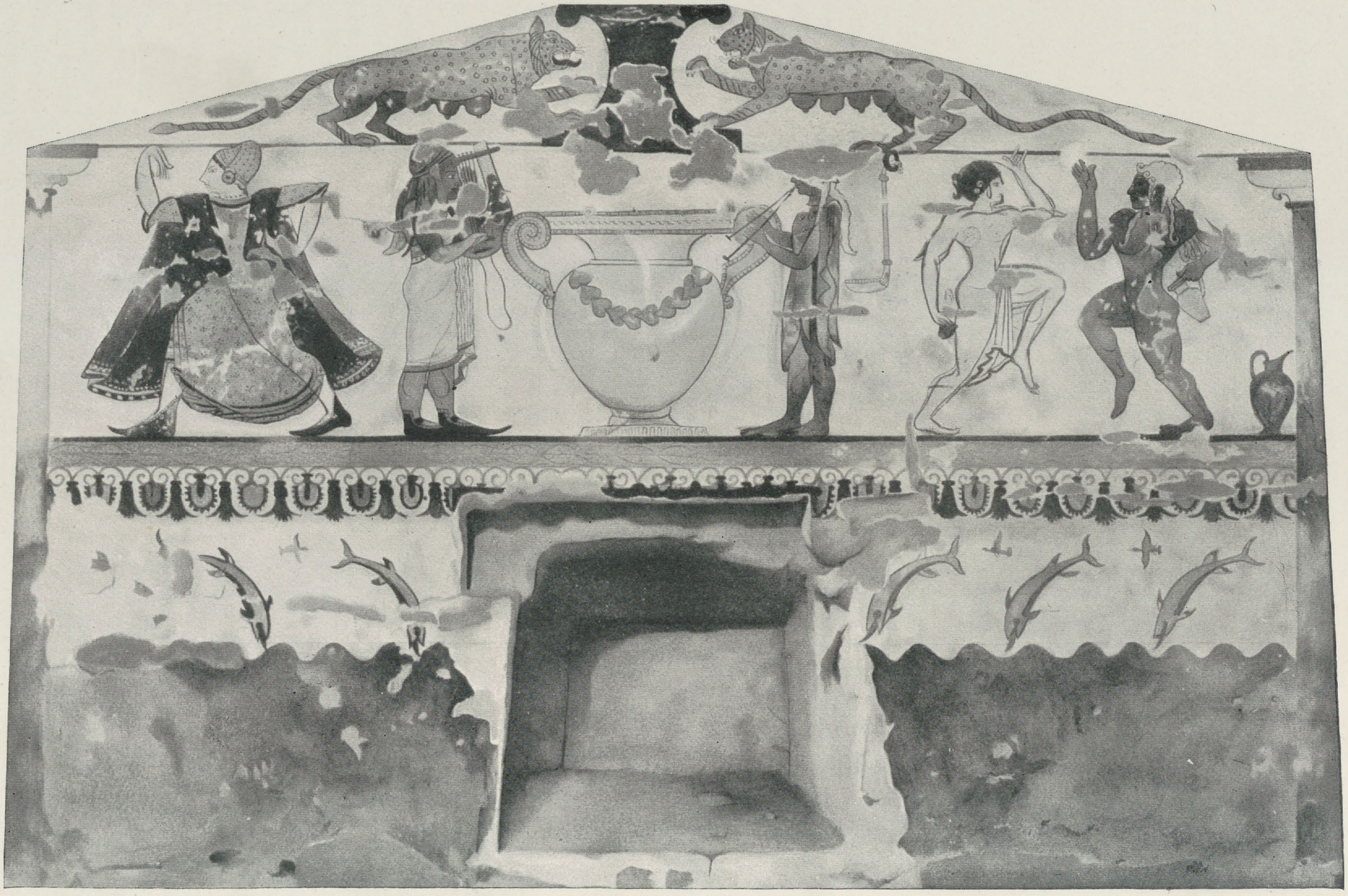
Die römiſche Bauernbefreiung hat indeſſen eine weit größere Bedeutung erlangt als andere Bauernbefreiungen der alten Geſchichte, ja, ſie erſcheint geradezu als die folgenſchwerſte Bauernbefreiung der Weltgeſchichte. Woran liegt das?

Die Wirkung von Bauernbefreiungen iſt ſehr verſchieden. Die Stein-Hardenbergſchen Reformen haben dem preußiſchen Staate die Macht gegeben, ſich aus der tiefſten Erniedrigung zu erheben, weil ſie auf die Bauernbefreiung eine neue Organiſation des Staates bauten, weil auf ihrem Grunde Scharnhorſt das preußiſche Heer ſchaffen konnte, das die Freiheitskriege ſchlug. Ohne die preußiſche Bauernbefreiung und die auf ihr ruhende Heeresordnung kam es weder zu einem 1866 noch zu 1870. Wie verpufft dagegen die Aufhebung der ruſſiſchen Leibeigenſchaft durch Alexander II.! Und aus welchem Grunde? Weil in Rußland auf die Aufhebung der Leibeigenſchaft keine Reorganiſation des ganzen Staates gegründet wurde. Die Befreiung der römiſchen Bauern dagegen iſt der grundlegende Akt der ganzen römiſchen Geſchichte geworden, weil auf ihr eine völlig neue Ordnung des Staates und Heeres ſich aufbaute, die zu einer Auslöſung aller vorhandenen Kräfte führte. Jetzt erhielten die Bauern der Kampagna militäriſche Gliederung und politiſche Rechte, und die Vollkraft der freien Bauern bildete den Kern des römiſchen Heeres. Die Centurienordnung, die militäriſch-politiſche Organiſation der ſogenannten ſervianiſchen Verfaſſung ruht auf der römiſchen Bauernbefreiung.

Falls es einen etruskiſch-römiſchen König Servius gegeben haben ſollte, ſo hat er nicht Servius Tullius geheißen, denn der Name der Tullier iſt plebejiſch und die Geſtalt des Servius Tullius ſchwerlich älter als der Ausgang des vierten Jahrhunderts v. Chr. Und die Verfaſſung, die eine ſpätere Zeit an dieſen Namen knüpfte, die Ordnung der 193 Centurien entſtammt erſt der Zeit des großen Samniterkrieges. Aber älter als dieſes Schema iſt eine andere Centurienverfaſſung, welche die Abſtufungen nicht nach Geldanſätzen, ſondern nach dem Grundeigentum normierte. Das freie Grundeigentum iſt Vorausſetzung und Grundlage der urſprünglichen Centurienordnung, jenes freie Grundeigentum, wie die Begründung der ländlichen Tribus es geſchaffen hatte. Nur wer als freier Grundeigentümer einer der örtlichen Tribus angehört, tritt in die Centurien mit ihren militäriſch-politiſchen Rechten und Pflichten ein. Wieviel Centurien urſprünglich eingerichtet wurden, iſt unbekannt, auf jeden Fall erheblich weniger als die 193, zu denen man während des großen Samniterkrieges durch eine bedeutende Heeresverſtärkung gelangte.

Aber eine Gliederung des Volkes für die Heeresordnung war auch bereits die urſprüngliche Centurienverfaſſung. Die Adelsreiterei blieb beſtehen, die ſechs Centurien der Titiers, Ramnes und Luceres. Daß ſchon damals ein Nichtpatrizier hätte zu Pferde dienen dürfen, iſt unerweislich; erſt die Reform des Samniterkrieges ſcheint die Zahl der Reitercenturien von ſechs auf achtzehn gebracht zu haben. Den Kern des Heeres aber bildete bereits in der urſprünglichen Ordnung nicht die Reiterei, ſondern das Fußvolk, und dieſer Kern rekrutierte ſich aus den freien Bauern, den Vollhufnern; ſie bilden die Claſſis und ſie dienen in voller Ausrüſtung. Indeſſen zum Dienſte zu Fuß, wenn auch nicht in voller Ausrüſtung, waren nicht nur die Vollhufner, ſondern alle Grundeigentümer berechtigt und verpflichtet; wer weniger als eine volle Hufe hatte, diente ebenfalls, nur nicht in voller Hoplitenrüſtung; es waren die Leute infra classem. Die normale römiſche Bauernhufe beſtand aus zwei Morgen Haus, Hof und Feldgarten, aus vierzehn Morgen Anteil an der Flur, ſowie aus dem Nutzungsrechte am ager compascuus, der Almende. Dieſe Almende iſt ſcharf zu ſcheiden von der Domäne, dem ager publicus; ſolche Domäne gab es damals aber noch gar nicht. Wenn man in der Folge bei Anſiedelungen den Koloniſten ſieben Morgen Acker gab, ſo war das die Hälfte einer Bauernhufe.

Durch dieſe Ordnung iſt das römiſche Heer ein Bauernheer, ein Heer von freien Bauern geworden. Wie ganz anders ſchlägt ein Heer ſich für Haus und Hof und Herd, für ſein freies Eigen, als der Hörige für den Grundherrn! Falls man es überhaupt wagen darf, den Hörigen zum Dienſte heranzuziehen. Wenn in Lakonien der Hörige den Herrn ſo haßte, daß er ihn am liebſten roh verſpeiſt hätte, durfte man ihn weder zum Angriff gebrauchen, noch ihm die Verteidigung anvertrauen; er wünſchte ja doch den Sieg des Feindes. So hat denn Sparta infolge ſeiner auf die Hörigkeit gegründeten Staatsordnung die Kraft ſeiner Bauern für ſein Heer nicht ausnutzen können und hat daher bald nach den Perſerkriegen eine weitausgreifende Politik aufgeben müſſen, wie ſie nur mit einem viel ſtärkeren Heere durchzuführen geweſen wäre; dieſe Heeresverſtärkung aber war nur auf Grund einer Befreiung der Heloten, einer Bauernbefreiung möglich, zu der man ſich in Sparta nicht entſchließen konnte. So ging es denn mit Sparta abwärts, ſobald es ſich auf ſeine eigene Kraft angewieſen ſah



Etruskiſches Wandgemälde mit Tanzdarſtellungen
in der Tomba delle Leonesse (Grab mit den Löwinnen) zu Corneto-Tarquinia
Nach „Antike Denkmäler“ herausgegeben vom Kaiſerlich Archäolog. Inſtitut

Stadtbücherei Elbing

und fremde Hilfe ſich ihm verſagte. Die römiſche Bauernbefreiung dagegen führte zu voller militäriſcher Ausnutzung der Bauernkräfte der Kampagna, und die freien römiſchen Bauern haben Latium und Italien unterworfen und die Weltherrſchaft vorbereitet. Die lykurgiſche Hörigkeitsordnung hat zwar in der militäriſchen Ausbildung und Diſziplinierung des Herrenſtandes der Spartiaten Sparta zunächſt auf die Höhe gehoben, aber in der Folge einen Stillſtand und Rückgang eingeleitet und am Ende die Vernichtung des Herrenſtandes herbeigeführt; Sparta iſt an der lykurgiſchen Verfaſſung, es iſt daran zugrunde gegangen, daß es ſie nicht aufgehoben und ſeine Bauern nicht befreit hat. Im Gegenſatze zur lykurgiſchen Verfaſſung, die Grundherrſchaft und Hörigkeit organiſierte, ruhte die römiſche Centurienordnung auf der Aufhebung von Grundherrſchaft und Hörigkeit und auf dem freien Bauernſtande als dem Fundament und Kern des Heeres. Die römiſche Freiheit war von größerer Kraft und Wirkung, ſie ſicherte nicht nur den Beſtand des Staates für die Dauer, ſie führte ihn zu unvergleichlichen Erfolgen.

Wenn dieſen freien Bauern aber die Verteidigung des Staates obliegt, wenn ſie ſeine Kriege zu führen haben, ſo erhalten ſie auch politiſche Rechte. Nicht nur, daß ſie in den plebejiſchen Volksverſammlungen an der Tribunenwahl teilnehmen: die neuen Centurien, die Patrizier und Plebejer umfaſſen, treten ebenfalls zu beſchließenden Volksverſammlungen zuſammen, zu Wahlen und zur Geſetzgebung. Jetzt gelangen die Präſidenten der Republik durch Wahl der Centurienverſammlung an die Spitze des Staates. Und die Befugnis dieſer Verſammlung zur Geſetzgebung äußerte ſich bald in einem Geſetze, das das Leben des römiſchen Bürgers ſchützte, in der Einführung der Provokation. Das von einem Konſul Valerius eingebrachte und von der Centurienverſammlung beſchloſſene Provokationsgeſetz iſt das Palladium der römiſchen Freiheit. Aus der Provokation hat die Norm des römiſchen Strafprozeſſes ſich allmählich entwickelt.

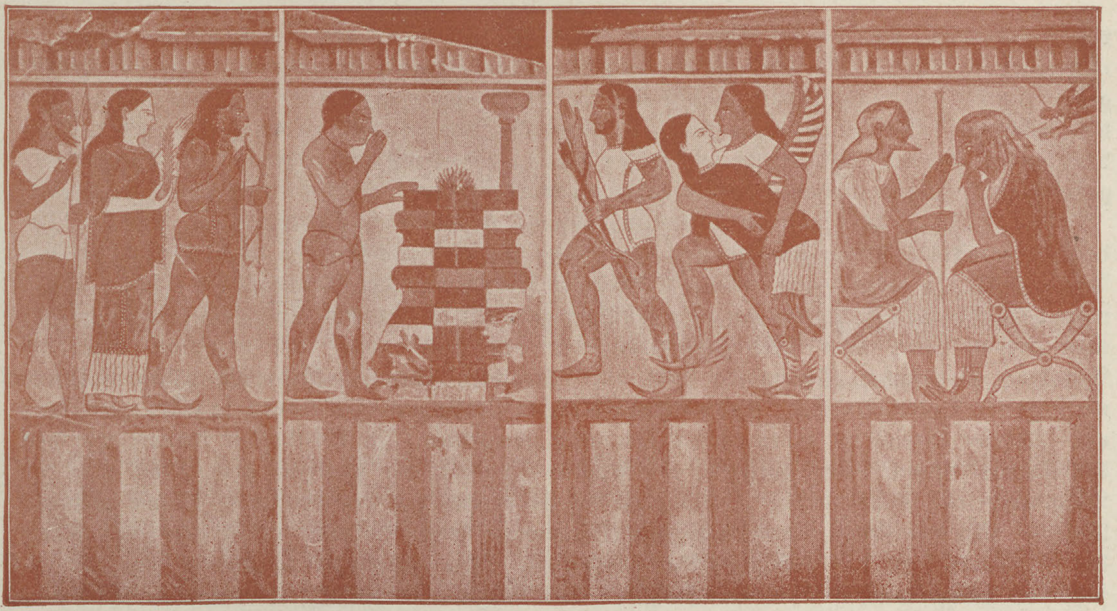
Bei den Arabern vor dem Islam mit ihrem Gemeinweſen ohne Obrigkeit, wie es uns Wellhauſen geſchildert hat, gibt es keine Strafgewalt des Staates, keine ſtaatliche Exekutive. Und aus der griechiſchen Geſchichte iſt bekannt, wie es dem Staate nur allmählich und mit größter Mühe gelang, den Sippen die Blutrache zu entwinden und ſelber die Blutgerichtsbarkeit in die Hand zu nehmen. Es iſt ihm dadurch gelungen, daß er keine unpopuläre Milde walten ließ: wenn die ſoloniſchen Geſetze von den drakontiſchen lediglich die Blutgeſetze beibehielten, ſo iſt deutlich, daß dieſe Geſetze Drakons dem Volksempfinden entſprochen haben, das auf die Blutrache nicht ohne ſtrenge Beſtrafung des Schuldigen verzichten mochte. In Rom iſt der Königszeit und der grundherrlichen Adelsrepublik eine normierte und in feſten Formen ſich bewegende Strafgewalt des Staates noch fremd, aber den Königen und Herzögen der Republik ſtand eine nach Inhalt und Form unbeſchränkte und unbegrenzte Diſziplinargewalt zu; dieſe Coercition war an keine Form gebunden und konnte zur Beſeitigung des Ungehorſams bis zur Tötung des Ungehorſamen gehen. Die Einführung der Provokation ließ die unbeſchränkte Diſziplinargewalt auf militäriſchem Gebiete fortbeſtehen, aber ſie ſchied örtlich zwiſchen ihm und dem ſtädtiſchen Bereich des Friedensrechtes; in dieſem Bereiche trat nunmehr die Berufung ein. Ging das Urteil der Obrigkeit dem römiſchen Bürger an das Leben, ſo durfte es hier nicht vollſtreckt werden, falls der Verurteilte Berufung an das Volk einlegte; dies entſchied dann durch Beſchluß der Centurienverſammlung. Sie beſtätigte entweder das Urteil und machte es dadurch vollſtreckbar, oder ſie ließ Begnadigung eintreten. Auch äußerlich fiel der Unterſchied der beiden Gebiete dadurch in die Augen, daß die Diener der Obrigkeit, daß die Liktoren nur außerhalb des friedensrechtlichen Stadtgebietes in ihren Rutenbündeln die Beile trugen. Strafrecht und Strafprozeß der Römer entſprechen modernen Anforderungen ſchlechterdings nicht. Was wir verlangen, iſt klare Bezeichnung des Vergehens, genaue Regelung des Verfahrens für den Nachweis der Schuld und beſtimmte Normierung der Strafen, und daran läßt der römiſche Strafprozeß es vielfach fehlen. Trotzdem iſt ſchon die Ausbildung des römiſchen Strafrechts und Strafprozeſſes ein großer Fortſchritt gegenüber der ſchrankenloſen Coercition geweſen. Und dieſer Fortſchritt hat an die Provokation angeknüpft, die ihrerſeits zum erſtenmal das Leben des nunmehr freien Bürgers vor Willkür ſchützte. Grundlage und Vorausſetzung für das Palladium römiſcher Freiheit ſind aber Aufhebung der Hörigkeit und Begründung der Centurienverfaſſung. Tantae molis erat Romanam condere gentem.

Dem Schutze des Lebens folgte bald auch der des Vermögens. Nunmehr ſorgte ein Volksbeſchluß auch dafür, daß die Buße, die Vermögensſtrafe, gewiſſe Grenzen nicht überſchritt und nicht ruinös wurde.

Der neue Staat forderte aber auch eine Kodifizierung ſeines Rechtes: er erhielt ſie, durch die Decemvirn, in der Geſetzgebung der Zwölf Tafeln; um 450 v. Chr.

Richter, auch in Civilſachen, war der König, und dann der Konſul; er richtete nach dem Herkommen, dem ungeſchriebenen Gewohnheitsrechte. Dabei konnte es leicht vorkommen, daß, wer ſich durch einen Rechtſpruch beſchwert fühlte, die Urſache nicht ſowohl in der Beſchaffenheit des Rechtes ſelber, als vielmehr in der Willkür des Richters ſuchte. Die Niederſchrift, die Kodifizierung des Herkommens, glaubte man, würde Hilfe bringen. Noch 1790 hat Unterwallis, das ſeit den Burgunderkriegen von Oberwallis beherrſcht wurde, ein geſchriebenes Geſetz gefordert, um Willkürlichkeiten und Erpreſſungen einzuſchränken. Der Unterſchied der Stände fördert das Mißtrauen in die Rechtſprechung, und ſo hat der Beginn des Ständekampfes in Athen zu einer Kodifizierung des Rechtes geführt, zu der Geſetzgebung des Drakon. Freilich hat dieſe Geſetzgebung nicht lange gehalten, nur wenig mehr als 25 Jahre waren vergangen, als ſie durch Solon erſetzt wurde. Die Urſache davon iſt nicht ſowohl in beſonderen Mängeln der drakontiſchen Geſetzgebung, als in der Lage des Staates zu ſuchen. Die Griechen ſcheiden zwiſchen Nomoi und Politeia, zwiſchen Verfaſſung und Geſetzen; Solon gab beides, erſt eine Verfaſſung und dann die Geſetze, Drakon aber hatte keine neue Verfaſſung gegeben, ſondern lediglich Geſetze, er hat das beſtehende Recht ſchriftlich fixiert. Kein Wunder, daß Drakons Geſetze nicht hielten, wohl aber die Solons, denn die Kodifizierung Drakons war der Neugründung des Staates vorausgegangen, während die ſoloniſche Geſetzgebung ihr folgte. Mit Ausnahme der Blutgeſetze paßten die drakontiſchen Geſetze nicht mehr für den neuen Staat der ſoloniſchen Verfaſſung, Solon aber hat ſeine Geſetze ſeiner Verfaſſung bereits anpaſſen können, darum waren ſie von Dauer. In Rom war die Geſetzgebung der Zwölf Tafeln zwar auch eine erſte Kodifizierung, wie ſie für Athen Drakon unternommen hatte, aber, anders als die drakontiſche Geſetzgebung, war die der Zwölf Tafeln, gleich der ſoloniſchen, von Dauer, weil auch ſie der Neugründung des Staates nicht vorausging, ſondern folgte. Die Zwölf Tafeln gaben Nomoi, keine Politeia, aber ſie gaben dieſe Nomoi für die vor kurzem begründete Politeia, für die neue römiſche Verfaſſung der auf der Bauernbefreiung ruhenden militäriſch-politiſchen Centurienordnung. Der neue Staat ſchrieb in den Zwölf Tafeln ſich ſein Recht.

Zehn Männer, die Decemvirn, wurden mit der Niederſchrift dieſes Rechtes betraut; ſie waren zugleich, anſtatt der Konſuln, die Präſidenten der Republik. Wir kennen von den Decemvirn nur einen Namen, den des Appius Claudius. Wo, wie in Sparta und Athen, das Jahr nach dem oberſten Magiſtrate benannt wird, trägt es nach *einem* Manne den Namen; von den fünf ſpartaniſchen Ephoren iſt nur einer eponym und gibt dem Jahre ſeinen Namen, und ebenſo iſt in Athen von den neun Archonten nur der eine, der Archon kat exochen, eponym. Es iſt völlig ausgeſchloſſen, daß die römiſche Eponymenliſte, die Konſulnliſte, in ihrer urſprünglichen echten Faſſung alle zehn Decemvirn genannt hätte. Zwar gaben in Rom beide Konſuln dem Jahre den Namen, aber aus den zehn Decemvirn konnte man wohl einen herausgreifen, nicht aber zwei; und zudem gibt die Form unſerer Liſte, die zehn Namen bietet, das Material für den Nachweis, daß ein zweiter Name erſt im Jahre 304 v. Chr. bei der erſten Veröffentlichung der Konſulnliſte hinzugefügt wurde, während die Vervollſtändigung auf zehn Namen erſt dem 2. Jahrhundert v. Chr. angehört. Wir wiſſen nur, daß Appius Claudius Decemvir war. Daß ein zweites Kollegium von Decemvirn, in dem aber wieder Appius Claudius ſich befand, nachdem das erſte mit der Kodifizierung nicht fertig geworden, ſich über ſein Amtsjahr hinaus widerrechtlich im Amte behauptet und dann mit Gewalt geſtürzt worden wäre, iſt unkontrollierbar; die römiſche Geſchichtsklitterung hat vieles aus echter griechiſcher Geſchichte in die Erzählung von angeblicher altrömiſcher Geſchichte übertragen, und es iſt möglich, daß der Bericht über die zweijährige Amtsführung des Appius Claudius und ſeinen Sturz im dritten Jahre ein Plagiat von der Geſchichte des atheniſchen Archon Damaſias iſt, der ſich 583 und 582 v. Chr. zwei Jahre lang im oberſten Amte hielt und im dritten Jahre mit Gewalt beſeitigt wurde. Aber deswegen hat der Decemvirat des Appius Claudius noch nicht überhaupt



Wandgemälde aus Caere. Original im Louvre zu Paris.

für unhiſtoriſch zu gelten. Der Decemvir Appius Claudius iſt nicht etwa eine Zurückſpiegelung des gewaltigen Cenſors Appius Claudius vom Jahre 310 v. Chr.; die politiſche Tendenz der beiden Männer war vielmehr diametral verſchieden. Das Werk des Decemvirs Appius Claudius ſind die Zwölf Tafeln, und ihrem Charakter nach ruht dieſe Geſetzgebung auf dem politiſchen Schwergewicht des Grundeigentums. Der Cenſor Appius Claudius dagegen hat der inzwiſchen neben die ältere Naturalwirtſchaft getretenen Geldwirtſchaft und dem mobilen Kapital Rechnung getragen und das politiſche Schwergewicht des Grundeigentums zu beſeitigen unternommen.

Die Geſetzgebung der Zwölf Tafeln betont den Unterſchied des Anſäſſigen, des Grundeigentümers, des assiduus, dem proletarius gegenüber, dem nur ſeine Nachkommenſchaft, ſeine proles zu Gebote ſteht; die mit der Übernahme vermögensrechtlicher Verbindlichkeiten verknüpfte Rechtshilfe der Vindikation darf einem Aſſiduus nur ein anderer Aſſiduus, kein Proletarier gewähren. Dem Klienten gegenüber iſt auch der Patron durch die Pietät gebunden. Das Schuldrecht iſt hart und grauſam. Den Schuldner darf der Gläubiger gefangen ſetzen und feſſeln, muß ihn aber notdürftig unterhalten; wenn er nach 60 Tagen nicht gezahlt hat, kann er ihn als Sklaven verkaufen, aber nur über den Tiber, d. h. ins Ausland; ſelber darf er ihn nicht als Sklaven behalten. Daß die Zwölf Tafeln aber auch den Fall des Shylok vorgeſehen hätten, ruht wahrſcheinlich auf falſcher Auslegung. Das Eherecht der Patrizier wird geregelt, eine Ehegemeinſchaft zwiſchen Patriziern und Plebejern aber noch nicht anerkannt. Geſichert wird das Grundrecht der Provokation, und der Centurienverſammlung die Entſcheidung überlaſſen. Für die äußere Kultur der Zeit charakteriſtiſch iſt das Verbot, Gold dem Toten mitzugeben, ausgenommen das zur Befeſtigung ſeiner Zähne verwandte.

Die Geſetzgebung der Zwölf Tafeln iſt die einzige vollſtändige Kodifikation geblieben, die Rom bis auf das Corpus Juris Kaiſer Juſtinians von 529 bis 534 n. Chr. erlebt hat; dazwiſchen liegen nur partielle Kodifikationen des prätoriſchen Rechtes und des Kaiſerrechtes. In Rom lernte jedes Kind die Zwölf Tafeln auswendig, wie bei uns den Katechismus. Die Zwölf Tafeln haben aber nicht nur das geltende Recht gebucht, ſondern auch den Grund für ſeine Fortbildung gelegt. Das Leben, der Verkehr wurden komplizierter und es traten Fälle ein, die in den Zwölf Tafeln nicht direkt vorgeſehen waren. In ſolchen Fällen greift die moderne Zeit gern zur Klinke der Geſetzgebung, die Römer aber verfuhren anders, ſie halfen mit der juriſtiſchen Interpretation, die ſie virtuos zur Ausbildung brachten. Die juriſtiſche Auslegung unterſcheidet ſich von der wörtlichen philologiſchen dadurch, daß ſie zwar von ihr ausgeht, aber bei ihr nicht ſtehen bleibt, ſondern durch das Ziehen von Konſequenzen und durch Analogieſchlüſſe über ſie hinausgeht und feſtzuſtellen unternimmt, was der Geſetzgeber, der in jenem Falle ſo beſtimmt hat, in einem ähnlichen, den er aber nicht vorgeſehen hat, beſtimmt haben würde. So führte die juriſtiſche Interpolation zu einer materiellen Fortbildung des Rechtes, und die in ſolcher Fortbildung des Zwölftafelrechtes und in ſeinem Geiſte gehaltenen Interpretationen und Konſequenzen wurden ebenfalls als Zwölftafelrecht bezeichnet.

Der Meinung des ſpäteren Altertums zufolge wären auch Nichtpatrizier, Plebejer, für den Decemvirat wählbar geweſen und wenigſtens für das zweite Jahr auch wirklich in dies Amt gelangt; ſo wären zum erſtenmal Plebejer Präſidenten der Republik geworden. Wenn nach dem Sturze der Decemvirn eine Rückkehr zum rein patriziſchen Konſulate erfolgte, müßte man dieſen Sturz dem Adel zuſchreiben, der den Nutzen von ihm gezogen. Aber die Annahme plebejiſcher Decemvirn ſteht auf ſchwachen Füßen. Sie ruht allein auf den verlängerten Decemvirnliſten. Und dürften wir dieſen Verlängerungen trauen, ſo wäre wenigſtens ein Plebejer bereits im erſten Jahre Decemvir geworden. In Wirklichkeit kennen wir von den Decemvirn nur einen einzigen, den Appius Claudius, der Patrizier war. Noch war das Bürgerrecht der Nichtpatrizier zu jung, als daß ſie bereits zur Präſidentſchaft hätten gelangen können. Mit der Kodifizierung hatte der Decemvirat ſeine Aufgabe gelöſt: die alte Form der Präſidentſchaft, das Konſulat, trat wieder ein. Die ergreifende Erzählung von der gefährdeten jungfräulichen Ehre der Jungfrau, der Virginia — ihr Vater Virginius hat davon den Namen — wirkt in ihrem poetiſchen und ſittlichen Gehalte immer aufs neue — ſie iſt es, die in Leſſings Emilia Galotti nachwirkt — und man wird dieſe von Freiheitsgefühl getragene Dichtung immer in ihrem Werte würdigen, aber man ſoll ſie nicht umdeuten in Geſchichte.

Das 449 v. Chr. wieder einſetzende konſulariſche Regiment ſah als Obmänner der Plebs nicht mehr zwei, ſondern zehn Volkstribunen, deren Zahl der der Decemvirn nachgebildet iſt. Noch immer mochte die Bauernbefreiung mit allem, was daran hing, zu Streitigkeiten Anlaß geben, und man begreift es, wenn eigene iudices decemviri in Sachen des plebejiſchen Freiheitsprozeſſes beſtellt wurden. Seit der Begründung der Provokation, welche die endgültige Entſcheidung vom höchſten Magiſtrate an die Centurienverſammlung verwies, mochte der Konſul dieſe Verſammlung, die ſein Urteil kaſſieren konnte, nicht ſelber leiten; er beſtellte dafür und für die nötige Unterſuchung einen Quäſtor, wahrſcheinlich zunächſt auf eigene Hand. Nunmehr wurde die Quäſtur ſtändig, und jeder Konſul erhielt ſeinen Quäſtor als Hilfsbeamten; jetzt gingen die Quäſtoren auch aus der Volkswahl hervor. 25 Jahre ſpäter wurde die Zahl der Quäſtoren auf vier erhöht, damit, wenn die Konſuln ins Feld zogen und ihre Quäſtoren mit ſich nahmen, doch immer zwei Quäſtoren in der Stadt blieben und ſich der Kaſſenverwaltung widmen konnten. Dieſe Staatskaſſe befand ſich im Saturntempel am Forum. Patrizier und Plebejer haben in dieſer Zeit ſich ſo weit genähert, daß zwiſchen beiden Ständen Ehegemeinſchaft anerkannt wurde, wie ſie die Zwölf Tafeln noch ausgeſchloſſen hatten. Es geſchah das durch einen von dem Volkstribunen Canulejus beantragten Beſchluß der plebejiſchen Volksverſammlung, ein Plebiſzit, das die Zuſtimmung der Patrizier gefunden hat. Nach außen hatte man Erfolg gegenüber den Volskern, die 446 beſiegt wurden, und den Rutulern gegenüber; Ardea im Rutulerlande wurde 442 von Koloniſten beſiedelt, denen hier Acker angewieſen wurde. Solche Kolonialgründungen haben nichts mit Kolonien im modernen Sinne zu ſchaffen, es ſind vielmehr Grenzfeſtungen. Im Innern aber beſtand keine volle Ruhe; im Jahre 439 v. Chr. wurde Spurius Mälius getötet, weil er nach der Tyrannis ſtrebte. Das Streben nach der Tyrannis aber ſteht, wie bereits bemerkt wurde, immer im Zuſammenhange mit volkstümlichen Tendenzen.

In das folgende Jahr 438 fällt eine große Neuerung in der Form der Präſidentſchaft: es werden jetzt zum erſtenmal Offiziere des Heeres, Kriegstribunen, an die Spitze des Staates geſtellt; ſie regieren den Staat an Stelle der Konſuln, es ſind die Konſulartribunen. Jede Legion hat ſechs Tribunen, und je nachdem werden drei, vier oder ſechs zu Präſidenten der Republik gewählt, aber niemals fünf, weil dann bei den zwölf Monaten des Jahres ein angemeſſener Turnus nicht möglich wäre. Es war unzweifelhaft ein Erfolg des Heeres, das

Totenmahl. Etruskiſches Relief aus Caere. Original im Louvre zu Paris.

ſeine Offiziere an die Spitze des Staates trug, und unter den Kriegstribunen der bäuerlichen Claſſis gab es gewiß ſchon längſt Plebejer. Wenn nunmehr Jahr für Jahr zu beſtimmen war, ob Konſuln oder Konſulartribunen gewählt werden ſollten, ſo muß doch ein Unterſchied der Rechte beſtanden haben. Das Konſulat wird den Patriziern reſerviert geblieben ſein, zum Konſulartribunate aber werden die Plebejer das paſſive Wahlrecht erhalten haben. Aber es iſt ein Unterſchied zwiſchen der Möglichkeit, gewählt zu werden, und der wirklichen Wahl. Selbſt in die niedere Stellung der Quäſtur ſollen Plebejer erſt ſeit 409 v. Chr. gelangt ſein. Und die Kritik der Konſulnliſte zeigt uns, daß erſt ſeit 399 v. Chr. Plebejer faktiſch zu Konſulartribunen gewählt und in dieſer Form Präſidenten wurden. Man begreift es, daß ſie dieſen Erfolg eben damals errungen haben: man ſtand mitten im Kriege gegen die Etrusker, gegen Veji.

Ins Jahr 438 verlegt die Kritik der Konſulnliſte die Begründung des Konſulartribunates; ſie hängt, wie man ſieht, mit der unmittelbar vorausgegangenen Bewegung des Spurius Mälius irgendwie zuſammen. Unſere Form der Konſulnliſte freilich ſetzt die erſten Konſulartribunen bereits in das Jahr 444 v. Chr., in das Jahr nach dem canulejiſchen Plebiſzite, aber der Nachweis iſt zu führen, daß dieſe Form der Konſulnliſte nicht die urſprüngliche geweſen iſt.

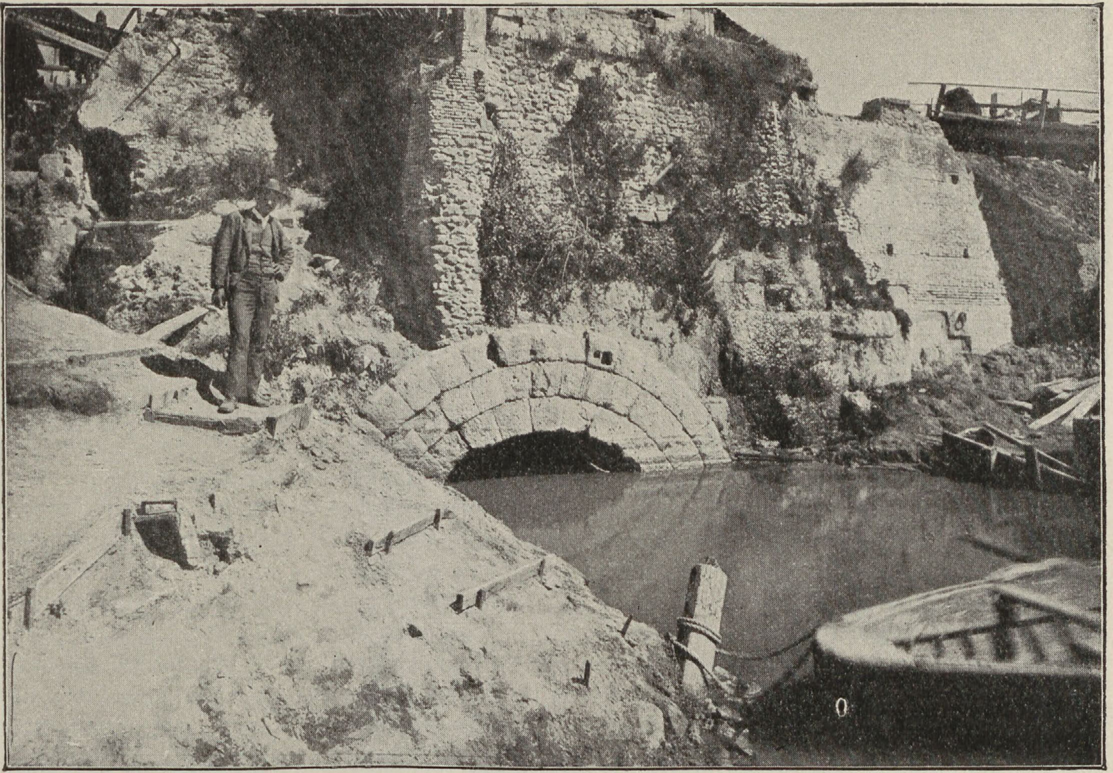
Die Centurienordnung ruht auf der Schatzung und iſt mit dem Wandel der Beſitzverhältniſſe der Erneuerung bedürftig. Dieſe periodiſche Neueinſchätzung übernahmen im Jahre 435 v. Chr. die neueingeſetzten Schatzungsmeiſter, die Cenſoren. Die Reviſion der Schatzung macht mehr Arbeit, als daß ſie mit Sicherheit in Jahresfriſt zu leiſten wäre. Es war indeſſen von Intereſſe, daß die Schatzung von denſelben Perſonen, die ſie begonnen, auch zu Ende geführt wurde. Da man aber von der Befreiung der Präſidentſchaft durch das Amtsjahr nicht abgehen wollte, ſo überwies man die nötig werdenden Reviſionen der Einſchätzung nicht den jeweilig amtierenden Präſidenten, ſondern ſchuf in der Cenſur ein beſonderes Schatzungsamt, das an das Amtsjahr nicht gebunden war, ſondern länger amtieren durfte. Die Maximalfriſt dieſes Amtes wurde auf 18 Monate feſtgeſetzt; die Cenſoren beſchließen die Schatzung mit einem Sühneopfer, dem Luſtrum, und da alle fünf Jahre eine neue Schatzung vorgenommen und neue Cenſoren beſtellt werden ſollten, ſo wird ein Zeitraum von fünf Jahren als Luſtrum bezeichnet. Zuviel größerer Bedeutung als die Schatzung ihr gewährte, iſt die Cenſur aber ſpäter gelangt, als ihr die Beſetzung des Senates zufiel; im Jahre 310 v. Chr., unter Appius Claudius.

Die Kriege gegen die Nachbarvölker, gegen Äquer und Volsker, dauerten fort. Nach einem Siege über die Äquer im Jahre 432 nahmen die Römer 418 und 414 v. Chr. die Äquerſtädte Labici und Bola. Gegen die Volsker, über die ſie 446 einen Sieg davongetragen hatten, war im Jahre 407 aufs neue der Krieg begonnen, drei Jahre ſpäter ſchicken die Römer Koloniſten nach dem volskiſchen Velitrae, nach Velletri; von hier iſt die Familie der Oktavier ausgegangen, noch der Kaiſer Auguſtus beſaß in der Nähe ein Landgut. Und ſchon im Jahre 406 v. Chr. waren die Römer auf volskiſchem Boden über das circejiſche Vorgebirge hinausgedrungen, deſſen aus dem Meer emporſteigende iſolierte Bergeshöhe man bereits von Antium, von Porto d'Anzio aus gewahrt; damals erreichten ſie bereits die Grenze der Volsker und der Auſones, der Aurunker, dort eroberten ſie die volskiſche Stadt Anxur, in der Folge zu Tarracina umgenannt. Der durch die Fabierkataſtrophe von 477 unterbrochene Fidenatenkrieg war nach über fünfzig Jahren, 426, wieder aufgenommen worden. Auch jetzt fand Fidenä wieder bei Veji Unterſtützung; der Vejenterkönig, der Lar Tolumnius, hat ſelber am Kampfe teilgenommen, und der römiſche Reiterführer Aulus Cornelius hat ihm ſeinen leinenen Panzer abgenommen, er weihte ihn als Spolia opima im Tempel des Juppiter Feretrius auf dem Kapitol. Damals wurde die dem feindlichen Feldherrn im perſönlichen Kampfe abgenommene Rüſtung ohne weiteres unter die Spolia opima gerechnet, auch wenn der Römer, der ſie genommen, nicht der höchſte Feldherr war. In der Folge aber beſchränkte die Theorie auf ihn das Recht, ſolche Spolia opima zu weihen, und das neue Kaiſertum des Auguſtus mochte darum dem L. Craſſus, der als Prokonſul von Makedonien im Jahre 29 v. Chr. dem Baſtarnerhäuptling Deldo die Rüſtung abgenommen hatte, ihre Dedikation als Spolia opima nicht geſtatten, als Craſſus im Jahre 27 triumphierte. Es war ſchwerlich ein Zufall, daß man jetzt auf den Panzer des Lar Tolumnius hinwies, und daß Auguſtus ſelber auf ihm geleſen haben wollte, Cornelius habe ihn als Konſul gewonnen und geweiht, 428 v. Chr. War auch der Vejenterkönig gefallen, den Fall Fidenäs hat die Unterſtützung Vejis doch verhindert, und der Kampf des Jahres 426 v. Chr. blieb unentſchieden. Schließlich iſt Fidenä doch gefallen und von den Römern zerſtört worden, wir wiſſen nicht, in welchem Jahre, aber wohl noch vor dem Beginn des großen Vejenterkrieges. Wenn Rom Land eroberte und das ſo gewonnene Land unter ſeine Bürger verteilte, begründete es eine neue ländliche Tribus; und die erſte ländliche Tribus nach der Begründung jener 16, die auf einmal begründet worden waren, war die von Cruſtumerium, jenſeits von Fidenä, tiberaufwärts. Nun fand ſich römiſches Gebiet am linken Tiberufer, oberhalb und unterhalb von Fidenä, und das wird einen erfolgreichen Angriff auf Fidenä und ſeine Eroberung ermöglicht haben. Der alte Bundesgenoſſe Vejis war gefallen, nun ging es gegen Veji ſelber: Der Kampf um Südetrurien begann.

8. Von der Eroberung Süditaliens bis zur Unterwerfung Latiums.

Der Vejenterkrieg iſt eines der bedeutſamſten Ereigniſſe der ganzen römiſchen Geſchichte, er macht Epoche in der äußeren und der inneren Geſchichte Roms, auch für die Überlieferung dieſer Geſchichte iſt er der Grenzſtein. Nicht die galliſche Kataſtrophe macht hier die Scheide, der Konſulnliſte konnte dieſer Brand nichts anhaben, wenn ſie ſich im Juppitertempel auf dem Kapitol befand. Aber neben die Liſte der Präſidenten trat kurz vor 400 v. Chr. die Prieſtertafel, die Grundlage der Stadtchronik, der Prieſterchronik. Von jetzt an verzeichnete der Pontifex maximus auf einer weißen Tafel unter den Namen der Jahresmagiſtrate die Hauptereigniſſe des Jahres. Bis in die Zeit der Gracchen hat dieſe Übung fortbeſtanden, die erſt aufhörte, als eine ausgebildete literariſche Aufzeichnung auch der Zeitgeſchichte ſie als überflüſſig erſcheinen ließ. Die Tafeln dieſes Prieſterarchives gaben der römiſchen Geſchichtsſchreibung ihr Material, die mit dem Zeitalter des hannibaliſchen Krieges auftritt, und bildeten die Hauptquelle der großen Prieſterchronik in 80 Büchern, der Annales Maximi, die der Oberprieſter P. Mucius Scävola zugleich mit dem Aufhören der Tafelaufſtellung veröffentlichte. Was hat aber den Anlaß geboten, um 400 v. Chr. auf einmal mit der Aufſtellung ſolcher Tafeln zu beginnen? Es waren die Ereigniſſe des großen Krieges gegen Veji.

Von jetzt alſo gab es eine geſicherte gleichzeitige Aufzeichnung wenigſtens der Hauptereigniſſe römiſcher Geſchichte. Und dieſer Krieg ſelber war ein ſolches Hauptereignis. Mit ihm beginnt die Reihe der großen Eroberungen, welche die Herrſchaft Roms über Italien anbahnen und in vier Menſchenaltern vollenden. Es war der erſte langandauernde Krieg, den Rom geführt hat. Bis dahin war das Heeresaufgebot wohl auf Wochen hinausgezogen, von Haus aus mit dem Nötigen verſehen; bald kehrte der Krieger wieder heim zu ſeiner bürgerlichen Hantierung. Aber die Belagerung von Veji durfte nicht unterbrochen werden, infolgedeſſen übernahm jetzt der Staat die Löhnung. Die ſechs Centurien Adelsreiterei, die immer noch den ganzen Beſtand an Kavallerie ausmachten, genügten nicht für die Bedürfniſſe des Krieges, und den Mehrbedarf deckte man jetzt dadurch, daß man wohlhabenden jungen Plebejern



Die Cloaca maxima zu Rom. Photographiſche Aufnahme.

geſtattete, außerhalb dieſer Centurien zu Pferde zu dienen; nur mußten ſie aus eigenen Mitteln ihr Pferd ſtellen und unterhalten, während die Adelsreiterei Pferd und Futter vom Staate erhielt. In dieſer Neuerung liegt der Keim für die Ausbildung des römiſchen Ritterſtandes. Wir ſehen, wie die Notwendigkeit des Krieges hier bereits Zugeſtändniſſe in der inneren Politik herbeiführt. Aber nicht nur, daß Plebejer jetzt zu Pferde dienen durften: im Kriege macht ſich die perſönliche Leiſtung geltend, und die Leiſtung weiß Anſprüche zu erheben und durchzuſetzen. Längſt waren Plebejer auch Offiziere des Bürgerheeres der Centurien geworden, Kriegstribunen, und der Einfluß eben dieſes Heeres hatte den Wandel in der Form der Präſidentſchaft herbeigeführt, die Wahl ſolcher Offiziere, anſtatt der Konſuln, zu Präſidenten. Die neue Ordnung beſtand ſeit 438 v. Chr., indeſſen war noch nie ein plebejiſcher Kriegstribun wirklich zum Präſidenten, zum Konſulartribunen gewählt worden. Aber während des Vejenterkrieges geſchah es zum erſten Male, 399 v. Chr., und zwar gelangten damals gleich mehrere Plebejer nebeneinander in das Kollegium der Präſidenten, Cn. Genucius an ihrer Spitze. Nachdem die grundeigentumbeſitzenden Nichtpatrizier in der Centurienverfaſſung zum Bürgerrecht gelangt waren, ſtrebte das Vorwärtsdrängen der Plebejer nach den Ämtern, auch nach dem erſten Amt im Staate. Das Jahr 399 v. Chr., das ſie an dieſer Stelle führt, iſt ein Epochenjahr des Ständekampfes, auf dieſe Höhe hat die Plebejer der Vejenterkrieg geführt. Der enge Zuſammenhang von äußerer und innerer Geſchichte tritt uns hier vor Augen.

Im Jahre 406 hatte der Krieg begonnen; erſt im elften Jahre der Belagerung, 396 v. Chr., eroberte der Diktator M. Furius Camillus Veji. Aus der Beute ſchickten die Römer einen goldenen Miſchkrug als Weihgeſchenk nach Delphi, der aber ſamt den römiſchen Geſandten von lipariſchen Seeräubern abgefangen wurde. Indeſſen Timaſitheos von Lipara rettete die Geſandten und das Weihgeſchenk aus der Gewalt ſeiner Seeraub treibenden Untertanen; der Miſchkrug fand in Delphi ſeine Aufſtellung in dem Schatzhauſe der Maſſalioten. Zum Dank gewährte der Senat dem Timaſitheos die Gaſtfreundſchaft des römiſchen Staates, die nach römiſchem Rechte ſich vererbte, und als die Römer im erſten puniſchen Kriege 251 v. Chr. Lipara nahmen, ehrten ſie die Nachkommen des Timaſitheos durch Befreiung von Untertänigkeit und Steuerpflicht. Bald nach 400 ſehen wir alſo die Römer bereits in Verbindung mit den Griechen von Oſt und Weſt; ſchon damals war Maſſilia mit Rom durch einen Freundſchaftsvertrag verbunden, er hat die ganze Zeit der Republik hindurch beſtanden. Nach der galliſchen Kataſtrophe brachte man in Maſſilia Geld für die Abgebrannten Roms zuſammen, und zum Danke dafür gewährte der Senat den maſſaliotiſchen Kaufleuten Handelsbegünſtigungen. In ganz andere Verhältniſſe führt uns der lipariſche Seeräuber- und Kommuniſtenſtaat. Gebildet hatten ihn griechiſche, doriſche Koloniſten, die bald nach 580 vergeblich verſucht hatten, ſich im Weſten Siziliens feſtzuſetzen, und die dann die lipariſchen Inſeln beſetzten. Sie hatten ſich hier der etruskiſchen Seeräuber zu erwehren und trieben ſelber Seeräuberei von ihrer Korſarenburg aus auf Lipara. Der Zwang dieſes Lebens führte bei ihnen zum Kommunismus. Ihr Vermögen war Gemeingut und ſie ſpeiſten in Syſſitien, die einen beſtellten für alle den Acker und die anderen fuhren auf Seeraub. Später ſchufen ſie Individualeigentum auf der Hauptinſel Lipara, auf der die Stadt lag, während ſie das Gebiet der anderen Inſeln gemeinſam bewirtſchafteten; man ſieht, die Gründung der Stadt bot hier den Anlaß für die Aufteilung von Grund und Boden. Schließlich teilte man auch das Gebiet der anderen Inſeln auf, aber in Perioden von zwanzig Jahren immer aufs neue. Mit dem Korſarenfürſten von Lipara alſo hatten die Römer 396 v. Chr. Freundſchaft geſchloſſen.

Die Bewohner von Veji wurden in die Sklaverei verkauft, das Gebiet von Veji wurde eingezogen und unter römiſche Koloniſten verteilt, die hier den Grenzſchutz übernahmen. Der Krieg in Südetrurien ging weiter, im Norden bis Volſinii, Orvieto, wo die Römer 391 ſiegten. Die neuen Eroberungen wurden in vier neuen ländlichen Tribus organiſiert: ein großer Teil Südetruriens war römiſch geworden. Auch nach Süden ſtreckten die Römer ihre Arme, bereits 393 hatten ſie eine Kolonie nach Circeji ausgeſandt: da kamen die Kelten und nahmen Rom.

In den letzten Jahrzehnten des 5. Jahrhunderts wohnten die Kelten am Iſter, an der oberen Donau, und von dort weiter nach Nordweſten. Um 400 v. Chr. aber gerieten die Kelten in Bewegung, vom Rheine aus drangen ſie nach Frankreich, das von ihnen, den Galliern, ſeinen Namen Gallia erhalten ſollte; ſie drangen im Süden bis nach Spanien, bis nach Gades. Von der Donau aus ſind ſie aus Süddeutſchland über die Alpen nach Italien gezogen und ſtießen hier auf die Etrusker, das etruskiſche Mailand und Bologna wurden keltiſch, die Senonen drangen bis zum Adriatiſchen Meere: ſie erſchienen auch in Toskana, auf einmal ſtanden ſie vor Cluſium. Es war einer jener Völkerſtürme, wie ſie ungeahnt losbrechen und die Länder älterer Kultur durchfegen. Um über das Unerhörte ſich zu informieren, ſandten die Römer nach Cluſium. Ob die Geſandten unbedachterweiſe am Kampfe der Etrusker von Cluſium gegen die Kelten teilgenommen und die Kelten eben darum dann Rom bedrohten, iſt ſchwer zu ſagen: nach dem Siege über Cluſium wären ſie doch auf jeden Fall nach Süden gezogen. Das römiſche Aufgebot zog ihnen entgegen und ging über den Tiber; auf dem rechten Tiberufer ſtieß es mit den Etruskern zuſammen, am 18. Juli kam es hier zum Kampfe, gegenüber der Stelle, wo, etwas oberhalb von Fidenä, ein linker Nebenfluß des Tiber, die Allia mündete, ihre Niederlage machte den Tag der Alliaſchlacht für die Römer auf die Dauer zum „ſchwarzen Tage". Das Gros des geſchlagenen Heeres konnte ſich nach Veji retten, ein kleinerer Teil durchſchwamm den Tiber und entkam nach Rom. Aber bereits drei Tage nach der Schlacht langten auch hier die Etrusker an und beſetzten die Stadt mit Ausnahme des befeſtigten Kapitols, ſie lagerten ſieben Monate in der Stadt und zogen ſchließlich ab, weil ſie die Meldung von einem Einfall der Veneter in ihr eigenes Gebiet erhielten; den Vertrag mit den Galliern hatten die Römer mit tauſend Pfund Gold erkaufen müſſen. Bei der Beſetzung durch die Gallier iſt ein Teil Roms in Flammen aufgegangen. Die Tatſache des galliſchen Brandes iſt unbeſtreitbar, ſchon der tumultuariſche, unregelmäßige Wiederaufbau nach dem Abzuge der Gallier, deſſen Spuren erſt der neroniſche Brand getilgt hat, läßt daran nicht zweifeln; aber die Ausdehnung des Brandes wurde in der Folge ſtark übertrieben, in der abgebrannten Stadt wären die Gallier nicht ſieben Monate geblieben. Napoleon verließ das brennende Moskau.

Im Jahre des antalkidiſchen Friedens, 387/386 v. Chr., haben die Gallier Rom beſetzt, aber die Kunde der Kataſtrophe iſt nicht etwa ſofort nach Griechenland gedrungen, es vergingen faſt vierzig Jahre, bis die Griechen davon erfuhren. Ein Zeitgenoſſe des Ariſtoteles, ein Schüler Platons, Hereklides Pontikos, tat die phantaſtiſche Meldung, ein Heer aus dem Hyperboreerlande habe die am großen Meere gelegene griechiſche Stadt Rom genommen. Und Ariſtoteles ſelber hatte von der Einnahme der Stadt durch die Kelten gehört, Lucius habe ſie gerettet. Der Wiederherſteller Roms aus der galliſchen Kataſtrophe war aber Marcus Furius Camillus, nicht ſein Sohn Lucius, der Konſul des Jahres 349 v. Chr. Dreißig Jahre nach der Alliaſchlacht hatten die Kelten einen neuen Raubzug unternommen, der ſie bis nach Alba führte, und 349 kamen ſie wieder: da traten die Römer mit ihren Bundesgenoſſen ihnen entgegen, und die Gallier zogen ſich zurück. Eben damals war Lucius Furius Camillus Konſul, ihn bringt Ariſtoteles mit der großen Kataſtrophe in Verbindung, er hat alſo von der großen Kataſtrophe nichts vor 349 erfahren. Eben im Jahre 349 war eine griechiſche Flotte an der latiniſchen Küſte erſchienen, es mag eine ſyrakuſiſche geweſen ſein. Dann iſt die Kunde wohl über Syrakus und Korinth nach Athen gekommen.

Im Poland hatten die Gallier ſich angeſiedelt, bei ihren wiederholten Zügen nach dem Süden gingen ſie aber nicht ſowohl auf Eroberung, als auf Raub und Plünderung aus. Ein Jahrhundert lang waren ſie der Schrecken Italiens, bis 284 v. Chr. Nach dem Einfall von 349 führte die Machtſtellung der Römer ſeit der Auflöſung des latiniſchen Bundes, ſeit 338, die Gallier 334 zum Abſchluß eines förmlichen Friedens, den ſie dreißig Jahre hielten, bis ſie durch Bewegungen der transalpiniſchen Stämme wieder in Unruhe gerieten. Noch 285 ſtehen die Kelten vor Arretium, und nach der Vertreibung der Senonen aus ihrem Gebiete und der Gründung der römiſchen Kolonie Sena Gallica werden die Bojer 284 von den Römern am vadimoniſchen See geſchlagen. Von jetzt ab hat Italien vor den Kelten Ruhe, ſie wenden ſich jetzt nach der Balkanhalbinſel, im Jahre 279 erſcheinen ſie in Makedonien, vor Delphi. Der keltiſche Häuptling, der 279 gegen Delphi zog, hieß Brennus. Dieſen Namen hat die ſpätere römiſche Geſchichtſchreibung auf den Eroberer Roms übertragen, deſſen Name der echten Überlieferung und daher auch uns unbekannt iſt.

Die Kataſtrophe von 387/386 iſt nur bei einem unbefeſtigten Rom verſtändlich; mit Ausnahme des feſten Kapitols war Rom damals noch nicht ummauert. Die ſog. ſervianiſche Mauer ſtammt weder aus der Königszeit, noch aus der frühen Republik, ſie wurde errichtet in dem Jahrhundert der Gallierzüge, zur Sicherung gegen die Kelten. In dieſe Zeit weiſen auch die Maße ihrer Reſte. Die genauere Zeitbeſtimmung wird weiter unten gegeben werden.

Mit der Schädigung, welche die Bevölkerung Roms durch den Galliereinfall erlitten hatte, wird die Tätigkeit des M. Manlius zuſammenhängen, deretwegen man ihn des Strebens nach der Tyrannis bezichtigte, überwältigte und tötete; 385 v. Chr. Er muß ſich alſo des geringen Volkes angenommen haben, das durch die galliſche Beſetzung Roms, ſowie durch den Brand arg genug heruntergekommen ſein mochte.

Erſt jetzt gelangte man auch dazu, die bereits oben gemeldete Organiſation des eroberten Südetrurien vorzunehmen, aber immer richtete man die Blicke nach allen Seiten, auch auf volskiſchem Boden wurden jetzt zwei Kolonien, Satrikum und Setia, gegründet, 385 und 382. Und ebenfalls 382 begann der Krieg mit Präneſte, der Baſtion des Appennin mit ſeiner als Mittelpunkt der Umgebung bedeutenden Lage, ein Krieg, der, mit mannigfacher Unterbrechung, erſt 338 zur Unterwerfung Präneſtes führte. Auch Tuskulum, die Latinerſtadt zwanzig Minuten vom heutigen Frascati gelegen, mit ſeinem freien Ausblick auf die Höhe des Albanerberges und die Ebene zu ſeinen Füßen, trat in Gegenſatz gegen Rom und mußte unter ungünſtigen Bedingungen in den römiſchen Staatsverband eintreten, es wurde das erſte römiſche Municipium. Die Municipalen ſind römiſche Bürger, die nur an den Laſten des Staates, ſeinen Munera, Anteil haben, an Steuerpflicht und Kriegsdienſt, denen aber die politiſchen Rechte des Bürgers fehlen, Stimmrecht und Wahlrecht, das aktive und paſſive, die Wählbarkeit zu den Staatsämtern. In das gleiche ungünſtige Rechtsverhältnis mußte in der Folge das etruskiſche Caere eintreten, Cervetri, cäritiſches Recht iſt Paſſivbürgerrecht, Municipalrecht. Von dieſen Gemeinden der Paſſivbürger gelangte allmählich eine nach der anderen in den

Beſitz vollen Bürgerrechtes, und als nach dem Bundesgenoſſenkriege, 90 und 89 v. Chr., das Bürgerrecht und zwar das volle ſich über ganz Italien ausdehnte, verſtand die neue Municipalordnung unter Municipien römiſche Vollbürgergemeinden mit lokaler Autonomie.

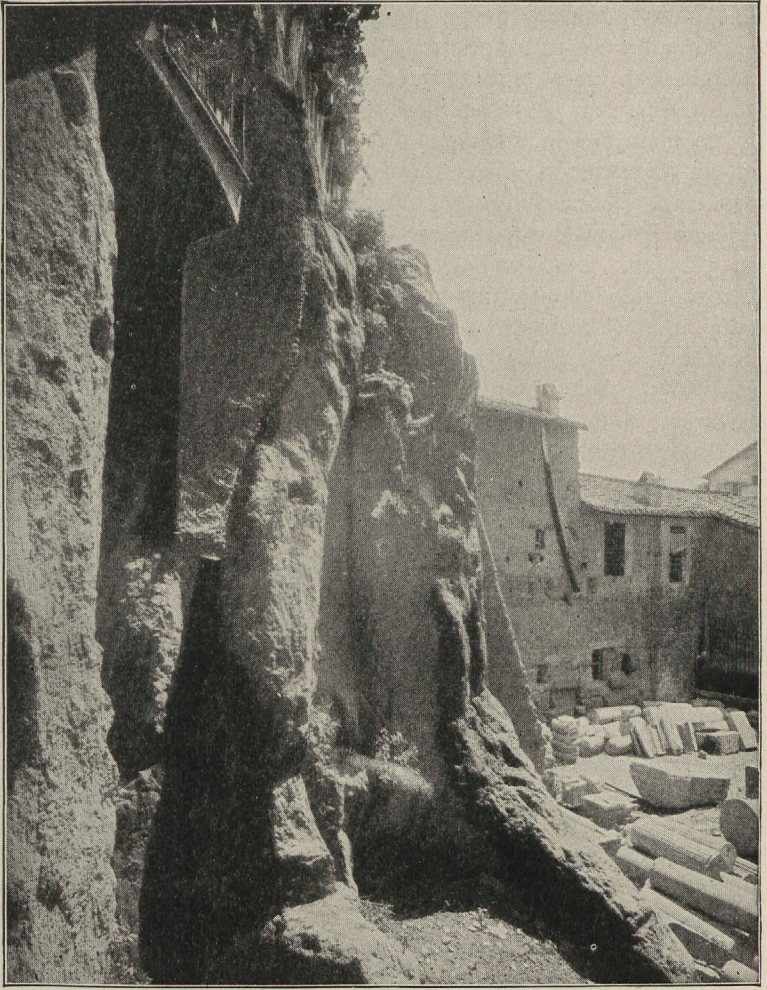
Nach 380 v. Chr. weiſt unſere Kenntnis der äußeren Geſchichte Roms eine Lücke von faſt zwanzig Jahren auf. Schwerlich iſt damals nichts geſchehen, aber eine ſpätere tendenziöſe Darſtellung der Geſchichte des Ständekampfes hat die Geſchichte jener Jahre ſo verwüſtet, daß Ungehöriges in ſie hineingetragen iſt, während anderes geſtrichen ſein wird. Auch waren es gar nicht ſo viel Jahre, das Syſtem altrömiſcher Chronologie hat vorhandene Schwierigkeiten durch Fiktionen an dieſer Stelle zu beſeitigen verſucht und die Zeitrechnung jener Jahre dadurch für immer heillos zerrüttet. Noch immer redet man vom Abſchluſſe des Ständekampfes durch die liciniſch-ſextiſchen Geſetze des Jahres 367 v. Chr. und periodiſiert nach ihnen ſogar die altrömiſche Geſchichte. Wenn wir auf eine Wiederherſtellung der äußeren Geſchichte Roms in jenen Jahren auch verzichten müſſen, ſo gelingt es doch, die Übermalungen der Verfaſſungsgeſchichte zu entfernen, ſowie Zeichnung und Farben des echten Bildes hier wiederaufleben zu laſſen.

Es handelt ſich um drei angebliche Geſetze der Volkstribunen C. Licinius Stolo und L. Sextius Lateranus, die den wirtſchaftlichen Übergriffen der Reichen wehren, der Not der verſchuldeten armen Leute ſteuern und dem Ehrgeiz der Vornehmen unter den Plebejern die Präſidentſchaft unter Rückkehr zum Konſulate ſichern ſollten. Die Schuldner ſollten dadurch erleichtert werden, daß den Gläubigern die gezahlten Zinſen vom Kapitale abgezogen und der Reſt ratenweiſe abgezahlt würde. Vom ager publicus, der Domäne, ſollte niemand mehr als 500 Morgen in Nutznießung nehmen dürfen; das ſollte die Übergriffe der Mächtigen und Reichen treffen, die den kleinen Mann nicht heranließen oder ihm nichts übrig ließen. Endlich ſollte man vom Konſulartribunat wieder zum Konſulate zurückkehren und die eine Konſulatſtelle den Plebejern reſervieren.

Von dieſen drei Geſetzen iſt nur eines dem Inhalte nach echt, aber in eine ganz andere Zeit geſchoben, das vom ager publicus, der Domäne; die beiden anderen ſind völlig nichtig. Das Schuldengeſetz ſpiegelt die Wünſche, wie die römiſche jeunesse dorée der ausgehenden Republik, wie auch die Katilinarier ſie hegten, in das vierte Jahrhundert v. Chr. zurück. Und geſetzliche Beſtimmungen über Domäne konnten damals aus dem Grunde überhaupt noch nicht getroffen werden, weil es Domäne, wenn überhaupt, damals erſt in geringſtem Umfange gab. Aller eroberte Grund und Boden war immer gleich aufgeteilt worden, an römiſche Bürger und latiniſche Koloniſten. Erſt nach der Eroberung ganz Italiens war ſo viel Domäne vorhanden, daß gegen Mißbräuche bei ihrer Nutznießung eingeſchritten werden mußte. Aus welcher Zeit das Ackergeſetz wirklich ſtammt, wird weiter unten dargelegt werden. Ob man Konſulartribunen oder Konſuln wählen wolle, hatte man Jahr für Jahr zu beſtimmen, auch wenn man ſich ſeit 392 v. Chr. nicht mehr zur Wahl von Konſuln entſchloſſen, ſondern immer Konſulartribunen gewählt hatte. Wenn man für 366 v. Chr. wieder Konſuln wählen wollte, ſo bedurfte man dazu keines Geſetzes. Längſt waren Plebejer Präſidenten der Republik, ſeit den plebejiſchen Konſulartribunen des Jahres 399 v. Chr. Wenn man für 366 zum Konſulate zurückkehrte, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß man den Plebejern den Anteil an der Präſidentſchaft, den ſie längſt beſaßen, auch in der Form des Konſulates nicht verſagen konnte. Mit den Intereſſen des Ständekampfes hat die Rückkehr vom Konſulate nicht das mindeſte zu ſchaffen. Aber was hat ſie zu bedeuten?

In der Form des Konſulartribunates hatten immer drei, vier oder ſechs Präſidenten kollegialiſch nebeneinander geſtanden, ohne Scheidung von Spezialkompetenzen. Eine Spezialkompetenz beſaß nur der Cenſor, deſſen Amt man 435 v. Chr. von der Präſidentſchaft abgezweigt hatte. Und 366 v. Chr. zweigte man von der Präſidentſchaft eine weitere Spezialkompetenz ab, die des civiljurisdiktionellen Prätors, der den Präſidenten der Republik nachgeordnet wurde; die Präſidentſchaft wurde auf die Zweiſtelligkeit beſchränkt. Zu welchem Zwecke? Nicht aus Intereſſen des Ständekampfes, ſondern aus verwaltungstechniſchen Gründen: die Rückkehr zum zweiſtelligen Konſulate unter Abzweigung der Civiljurisdiktion bedeutete die militäriſche Konzentrierung der Präſidentſchaft, deren man in einem Zeitalter der Kriege bedurfte. Der Präſident brauchte ſich nun mit der Civiljurisdiktion nicht mehr abzugeben, und den militäriſchen Intereſſen entſprachen zwei Präſidenten beſſer, als drei, vier oder ſechs Kollegen.

In der Regel wurde jetzt in der Tat ein Plebejer zum Konſul gewählt, die erſten plebejiſchen Konſuln waren L. Sextius, L. Genucius und C. Licinius. Aber bis 343 v. Chr. kamen Wahlen von zwei Patriziern immer noch vor, und zwei Plebejer werden nebeneinander zum erſtenmal für 172 v. Chr. zu Konſuln beſtellt. Daß die civiljurisdiktionelle Prätur von Anfang an den Plebejern offen ſtand, verſteht ſich von ſelber, wenn auch erſt 337 v. Chr. ein Plebejer tatſächlich Prätor wird, Qu. Publilius Philo. Auch für Diktatur und Cenſur waren damals die Konſequenzen ſchon gezogen, C. Marcius Rutilus war der erſte plebejiſche Diktator und Cenſor, 356 und 351 v. Chr. Plebejiſche Ädilen ſtanden, wir wiſſen nicht ſeit wann, im Zuſammenhange mit der aedes Cereris, dem Cerestempel am Abhange des Aventin nach dem Cirkus zu; neben ſie traten 366 für die Aufſicht über Markt und Handelsverkehr zwei curuliſche Ädilen; dieſe neue Ädilität war von Anfang an, in beſtimmter Normierung, beiden Ständen zugänglich. In der Folge entfalteten beide Ädilitäten ihren Glanz bei der Ausrüſtung der Spiele.



Der tarpejiſche Fels. Photographie von Anderſon, Rom.

Militäriſche Rückſichten waren es geweſen, die den Anlaß für die Rückkehr zum Konſulate gegeben hatten, und an Gelegenheit zur Ausübung des militäriſchen Kommandos fehlte es nicht. Im Norden griffen 362 die Herniker gegen Rom zu den Waffen und im Kampfe gegen ſie fiel Q. Genucius, der fünfte plebejiſche Konſul; 358 wurden ſie überwunden. Der Vorſtoß der Gallier bis Alba dagegen hatte die Römer ſo überraſcht, daß ſie keine Zeit hatten, ihnen entgegenzutreten; wenn die Gallier trotzdem abzogen, ſo wird die Urſache davon darin liegen, daß in den dreißig Jahren nach der Alliaſchlacht Rom befeſtigt, die ſervianiſche Mauer gebaut war. Wir gewinnen hier die genaue Datierung für den Bau der ſervianiſchen Mauer, die drei Jahrzehnte nach 386. Die Römer blieben in der Stadt, und das ummauerte Rom war für die Gallier unangreifbar. Die Eroberungen im volſkiſchen Gebiete wurden 358 durch die Begründung zweier neuer Tribus organiſiert. Die Beziehungen zu Latium wurden neugeordnet. Das alte Bündnis des Sp. Caſſius mit den Latinern wurde erneuert, d. h. doch wohl zeitgemäß umgeſtaltet, unter ſtärkerer Betonung der Stellung Roms. In der Folge erſcheint die Verfaſſung der latiniſchen Gemeinden mit ihren Prätoren und Ädilen als eine Nachbildung der römiſchen. Der Neuordnung Latiums folgte ein etruskiſcher Krieg auf dem Fuße, 357—354 v. Chr. Mit welcher Wut dieſer Krieg geführt wurde, ergibt ſich daraus, daß im Jahre 354 v. Chr. 260 Männer aus Tarquinii zu Rom auf dem Markte hingerichtet wurden, d. h. doch wohl nicht auf dem Forum, das dem militäriſchen Imperium nicht unterlag, ſondern auf dem Marsfeld. Das allerwichtigſte aber war das Bündnis zwiſchen Rom und Samnium aus eben dem Jahre 354; mit ihm griff die römiſche Politik zum erſtenmal nach Süditalien hinüber. Die Steigerung der römiſchen Macht mochte den Latinern längſt zu denken gegeben haben; die Umklammerung von Rom im Norden und Roms Bundesgenoſſen im Süden ließ den latiniſchen Bund jetzt für ſich fürchten.

Um die Mitte des vierten Jahrhunderts v. Chr. finden wir in Rom greifbare Spuren umfaſſenden überſeeiſchen Handels: neben den Ackerbau tritt Verkehr und Schiffahrt. Um 400 v. Chr. war Karthago zur Münzprägung vorgeſchritten; ein halbes Jahrhundert ſpäter folgte Rom dieſem Beiſpiel. Die römiſche Münze geht nicht auf die Decemvirn zurück, ſondern iſt ein Jahrhundert jünger. Zu dem Schüler des Ariſtoteles, zu Theophraſt, war die Kunde von einer Seeexpedition der Römer nach dem etruskiſchen Korſika gedrungen, aber die Inſel erſchien ihnen als ein einziger Urwald, und ſo gaben ſie die Abſicht auf, in Korſika eine Stadt zu gründen. Seit den Zeiten der Phokäer und der Seeſchlacht auf dem tyrrheniſchen Meere waren die maritimen und Handelsintereſſen von Karthago und Etrurien verbunden, es beſtanden auch Handelsverträge zwiſchen Karthagern und Etruskern. Und mit dem ſee- und handelsmächtigen Karthago ſchloſſen jetzt auch die Römer Freundſchaft. Den Wortlaut dieſes erſten Freundſchafts- und Handelsvertrages mit Karthago, aus dem Jahre 348 v. Chr., beſitzen wir noch in griechiſcher Überſetzung.

Der Vertrag verbietet den Römern die Fahrt über das ſchöne Vorgebirge, in der Nähe von Karthago, hinaus nach Weſten, d. h. nach Tarteſſos, nach Südſpanien, deſſen Handel die Karthager für ſich zu monopoliſieren ſuchten. Libyen und Sardinien gaben die Karthager dem römiſchen Kaufmann frei und garantierten dem Verkäufer ſogar von Staats wegen die Zahlung, falls das Geſchäft unter Zuziehung von Herold und Schreiber abgeſchloſſen war. In ihrem Herrſchaftsgebiete auf Sicilien ſtellten ſie die Römer ſich ſelber völlig gleich. Dieſen Vertrag, der ſie von Südſpanien ausſchließen ſollte, müſſen die Römer dadurch umgangen haben, daß ſie nach Südſpanien nicht der afrikaniſchen Küſte entlang fuhren, ſondern über die ſüdfranzöſiſche von Norden her über das Gebiet der Maſſianer nach Tarteſſos kamen; der zweite Vertrag zwiſchen Rom und Karthago, vom Jahre 343 v. Chr., verſperrte den Römern auch dieſen Weg. Auch von dem Handel in Sardinien und Libyen, außer Karthago, werden die Römer jetzt ausgeſchloſſen. In Karthago ſelber aber und in dem karthagiſchen Sicilien dürfen ſie Handel treiben, genau ſo, wie die karthagiſchen Bürger ſelber. Wenn dieſer zweite Vertrag es den Römern ausdrücklich verbietet, in Sardinien oder Libyen eine Stadt zu gründen, ſo wird das darum geſchehen ſein, weil unmittelbar vorher die Römer die Stadtgründung auf dem etruskiſchen Korſika verſucht haben werden. Dieſe römiſche Fahrt nach Korſika muß alſo zwiſchen 348 und 343 v. Chr. erfolgt ſein.

Die beiden Verträge enthalten aber auch Beſtimmungen über Latium und ſind für uns unſchätzbare Urkunden für die römiſch-latiniſchen Beziehungen in den Jahren unmittelbar vor dem Ausbruch des Latinerkrieges. Der erſte Vertrag, der von 348, ſchützt vor den Karthagern Ardea, Antium, Laurentum, Circeji und Tarracina, das ſie 406 v. Chr. erobert hatten, ſowie alle anderen latiniſchen Orte, die Rom untertan ſeien. Falls einige dieſer latiniſchen Städte den Römern nicht untertänig wären, ſo ſollen die Karthager ſich ihrer enthalten; nehmen ſie aber doch eine, ſo ſollen ſie ſie unverſehrt den Römern ausliefern. Man ſieht, wie die Römer bereits 348 einen Teil von Latium zur Untertänigkeit hinabgezwungen haben, und wie ſie bereit ſind, die noch nicht untertänigen zu zwingen. Noch ſchlimmere Ein- und Ausblicke eröffnet uns der zweite Vertrag, der von 343. Nehmen die Karthager eine latiniſche Stadt, mit der die Römer einen formellen Friedensvertrag haben, die ſich aber den Römern gegenüber ſelbſtändig hält, ſo ſollen die Karthager dieſe Stadt den Römern übergeben. Was darin iſt, ſollen ſie behalten, auch die Menſchen, d. h. als Sklaven, nur dürfen ſie ſie nicht in römiſche Häfen bringen; dort ſoll jeder Römer ihre Freilaſſung fordern dürfen. Die Latiner der Rom nicht untertänigen Latinerſtädte dagegen geben die Römer völlig preis: nehmen die Karthager eine ſolche Stadt, ſo haben ſie die Stadt ebenfalls den Römern auszuliefern, Habe und Menſchen aber behalten ſie unbedingt und dürfen dieſe verknechteten Latiner ſogar in römiſchen Häfen als Sklaven verkaufen. So geſpannt waren im Jahre 343 v. Chr. die Beziehungen zwiſchen Römern und Latinern. Es bedarf keiner weiteren Worte: man ſtand unmittelbar vor dem Kriege.

Inzwiſchen hatten die Römer die Umklammerung der Latiner vollendet. Jenſeits von Tarracina, zwiſchen Volskern und Kampanern, im Tale des Liris, des Garigliano, oskiſchen Stammes und oskiſcher Sprache, wohnten die Auſones, die Aurunker. Sie ſind immer ein kleiner Stamm geweſen, der Name Auſonien für Italien iſt eine kühne Metapher auguſteiſcher Dichter, aber ihre Lage wurde jetzt bedeutſam. Sie unterlagen im Jahre 345 den Römern, die dabei von den Samniten unterſtützt wurden, ebenſo wie bei der völligen Unterwerfung der Volsker, 345 und 341; den oberen Liris mit Fregellä und Sidicinum nehmen dabei die Samniten für ſich. Das Latium jener Jahre zeigt uns der römiſch-karthagiſche Vertrag von 343. Latium und Kampanien ſah ſich von Rom, von Samnium bedroht; da verbündeten ſich Latiner und Kampaner und ſchlugen 340 los, der Latinerkrieg brach an. Der Konſul T. Manlius ſiegte an der aurunkiſch-kampaniſchen Grenze bei Sinueſſa, im Jahre 338 war der Latinerkrieg beendet und war Latium unterworfen. Der latiniſche Bund war aufgelöſt, der ſeinerzeit das foedus aequum mit Sp. Caſſius geſchloſſen hatte, jener beſonders, der im Jahre 358 noch Erneuerung gefunden hatte; nur noch ſakral beſtand er fort, in dem Latinerfeſte auf dem Albanerberge.

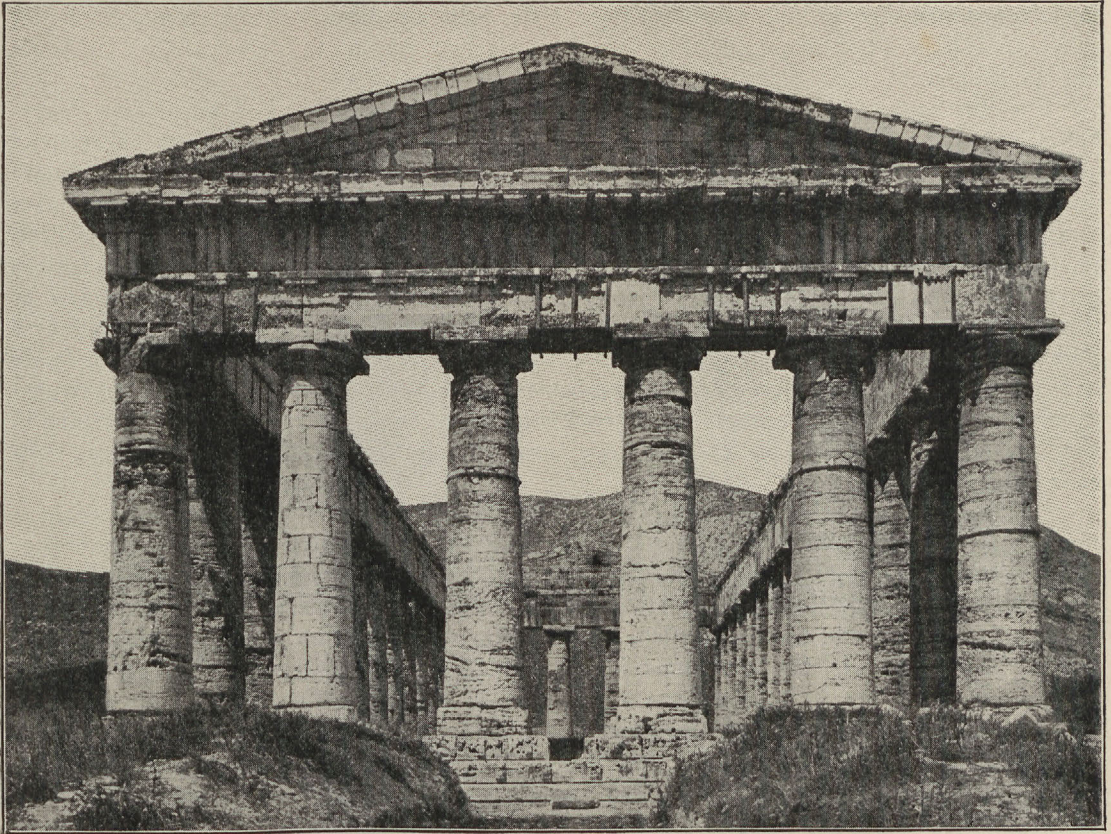
Die Geſamtheit des latiniſchen Bundes hatte zur Zeit der Sp. Caſſius das Bündnis mit Rom geſchloſſen, jetzt war dieſer Bund gelöſt und Rom verband ſich die einzelnen latiniſchen Gemeinden durch ebenſoviele Sonderbündniſſe. Rom ſteht jetzt im Mittelpunkte dieſes Kreiſes und von ihm aus gehen die Radien zu den latiniſchen Orten. Commercium und Conubium aber mit Rom blieben ihnen erhalten und ebenſo das Recht, bei dauernder Überſiedelung nach Rom das römiſche Bürgerrecht zu erwerben. Eine Minderung des latiniſchen Rechtes kam zuerſt 268 v. Chr., Ariminum gegenüber, zur Anwendung: bei einer Überſiedelung nach Rom konnte zum Bürgerrechte nur gelangen, wer in der latiniſchen Gemeinde ein Amt bekleidet hatte oder Mitglied des Gemeinderates geweſen war. Und als in der Folge der Zug nach Rom die latiniſchen Orte zu veröden drohte, wurde die Erwerbung des Bürgerrechtes an die weitere Bedingung geknüpft, daß bei der Überſiedelung nach Rom ein erwachſener Sohn zurückblieb; das geſchah jedenfalls vor 177 v. Chr. Wir werden ſehen, aus welchen Gründen in der Folge Latiner und Bundesgenoſſen allgemein nach dem Bürgerrechte ſtrebten. Als im Jahre 95 v. Chr. die lex Licinia Mucia der Konſuln M. Licinus Craſſus und C. Mucius Scävola den Latinern die Erwerbung dieſes Bürgerrechtes für die Folge überhaupt verſagte, war der Bundesgenoſſenkrieg die Folge, der Rom zur Aufgabe ſeines kurzſichtigen Egoismus zwang und das volle Bürgerrecht über ganz Italien goß.

In demſelben Jahre 338 v. Chr. unterlagen den Makedoniern die Griechen und den Römern die Latiner; in beiden Fällen ſiegten die Unterlegenen. Die Verbindung mit Makedonien eröffnete den Griechen den Weg nach dem von Alexander unterworfenen Orient, und die enge Verbindung mit Rom bedeutete für die Latiner nicht nur die Erlöſung aus der unerträglichen Lage, in der ſie um 343 ſich befanden, ſie eröffnete ihnen unter römiſcher Führung eine Wirkſamkeit ohne Grenzen. Längſt war Rom ſelber unbedingt latiniſiert, und erſt im Bunde mit der Macht des römiſchen Staates hat die lateiniſche Sprache die Dialekte und fremden Sprachen in Italien überwunden und ein einheitliches Volkstum auf der Halbinſel hergeſtellt. Und darüber ging es dann hinaus in die Provinzen: ihre Romaniſierung iſt lateiniſch. Nicht nur im Oſten, auch im Weſten gibt der Sieg der Unterlegenen dem Jahre 338 ſeine weltgeſchichtliche Bedeutung.

9. Die Zeit des großen Samniterkrieges und die neue römiſche Heeresordnung.

In den zwei Generationen, die der Beendigung des Latinerkrieges folgten, haben die Römer Unteritalien und Etrurien unterworfen, und zwar in Kampfgemeinſchaft mit den Latinern. Kriegskameradſchaft und gemeinſame Erfolge haben in den ſiebzig Jahren nach der Auflöſung des latiniſchen Bundes Latiner und Römer miteinander verkittet. Über Latium hinausgreifend dehnten die Römer ihre Herrſchaft zunächſt weiter nach Süden aus; und das Eingreifen Etruriens in den Kampf hat die ſchließliche Entſcheidung wohl verzögert, aber nicht aufgehalten, ſondern vielmehr die Angliederung auch des nördlichen Mittelitalien an den neuen italiſchen Staat eingeleitet, der unter der Führung Roms ſich bildete.

Um 340 v. Chr. hatte Unteritalien, Großgriechenland, ſeine Stellung in der Weltgeſchichte längſt gewonnen; ſie beruht auf der Geiſtesgeſchichte. So bedeutend der Ackerbau der achäiſchen Kolonien, der Handel des achäiſchen Sybaris, des doriſchen Tarent und des ioniſch-chalkidiſchen Kyme für das Wirtſchaftsleben war, und ſo wenig man im griechiſchen Mutterlande den italiſchen Weizen entbehren konnte, die ſtärkſte Wirkung übten dieſe weſtgriechiſchen Koloniſten auf dem Gebiete der Kultur. Die Tempel von Poſidonia, von Päſtum und Segeſta berücken noch heute in der unvergleichlichen Schönheit ihrer Lage, aufgeſtiegen aus dem Meer und mit dem Blicke auf die Berge, überwölbt vom blauen Himmel und vergoldet von der Sonne; und zugleich mit den griechiſchen Waren brachte Kyme den Italikern mit der Schrift auch die Grundlage der Bildung. Aber in die tiefſten Tiefen drang die Kühnheit des Gedankens auf dem Felde der Wiſſenſchaft, der Weltanſchauung. Von dieſer italiſchen Philoſophie, wie Ariſtoteles ſie genannt hat, lebt auch noch die Gegenwart und ſie wirkt in alle Zukunft: Pythagoras war es, der die Wiſſenſchaft von der Welt ſchuf, deren Unendlichkeit dem Xenophanes aufging; und Xenophanes blickte auch in die Tiefen der menſchlichen Seele, die ihre Götter ſich geſtaltet. Die neuen Lehren gingen von Kroton und von Elea aus. Die Konſequenz mathematiſchen Denkens ließ die Kugelgeſtalt der Erde erkennen; der Körper, bei dem der Horizont kreisrund bleibt, ſo ſehr der Betrachter auch ſeinen Standpunkt ändern möge, iſt die Kugel. Wenn irgend etwas ſelbſtverſtändlich, ſicher und gegeben ſcheint, ſo iſt es die feſtgegründete, ruhende Erde, in der Mitte des Weltalls, aber Pythagoras beſaß eine ſolche Freiheit dem Sinnenfälligen gegenüber und eine ſolche Kühnheit und Tatkraft des Gedankens, daß ihm als dem erſten unter den Menſchen es ſich nicht mehr von ſelbſt verſtand, daß er ſelber und ſeine Erde im Mittelpunkte des Ganzen ſtehe, daß er die Erde aus dem Mittelpunkte der Welt rückte und daß er ſie in Bewegung brachte; der Weg zu Kopernikus war beſchritten. Unter allen Denkern der Jahrtauſende, die gefolgt ſind, hat eine gleiche Unbefangenheit und Freiheit dem Selbſtverſtändlichen gegenüber und eine gleiche Kühnheit des Gedankens wie Pythagoras nur der eine Kant beſeſſen mit ſeiner Erkenntnis der Apriorität von Zeit und Raum. Als Konſequenz der Lehre von der Kugelgeſtalt der Erde iſt dann das Geſetz der Schwere entdeckt worden, das noch um 700 v. Ch. unbekannt war. Wohl zeigte die Erfahrung, daß die Körper nach unten fallen, aber was war das für ein unten? Noch Heſiod hat davon eine Vorſtellung, die deutlich zeigt, daß das Geſetz der Schwere, der Drang zur Mitte, von dem Ariſtoteles redet, ihm noch unbekannt war: über und unter der Erde wölben ſich die beiden Halbkugeln des Himmels, und wie von der Höhe des Himmels ein eherner Amboß zur Erde herabfällt, ſo fällt er weiter von der Erde zur Tiefe des Abgrunds, in die Halbkugel unter ihr. Seit Pythagoras aber gab die Kugelgeſtalt der Erde Anlaß zum Denken und zu Bedenken. Der Stein fiel immer auf die Oberfläche der Erde. War die Erde aber eine Kugel, wohin ging der Fall aller dieſer Steine in ſeiner Richtung? In den Mittelpunkt der Erde. So iſt die Lehre von dem Drange in die Mitte, ſo iſt das Geſetz der Schwere gefunden worden, nicht etwa durch Beobachtung, ſondern durch das logiſche Denken, als eine Konſequenz pythagoreiſcher Philoſophie. Wie aber ſtand es mit dem Weltall? Der Anblick des über dem Horizont ſich wölbenden Himmels hatte zu der Halbkugel des Himmels und der Weltkugel geführt, mit dieſer Weltkugel ſchloß das Denken; über ſie hinaus führte kein Gedanke. Aber Xenophanes von Elea fragte: Worauf ruht denn unſere Erde, und die Antwort darauf nötigte ihn, die Weltkugel zu zertrümmern. Vor



Der Tempel von Segeſta. Photographiſche Aufnahme von Brogi.

unſeren Füßen liegt nach ihm von der Erde das eine Ende, und das andere reicht ins Grenzenloſe. Damit war die Unendlichkeit des Raumes gegeben. Der erſte Denker, vor deſſen Stirn der kühne Begriff des ewigen Raumes ſtand, iſt Xenophanes geweſen; ſeinen Zeitgenoſſen Anaximander von Milet, den Schüler des Thales, hatte die von Thales aufgeworfene Frage nach dem Urſprunge aller Dinge zu der Grenzenloſigkeit, der Unendlichkeit der Zeit geführt. Aber nicht nur mit der Welt und mit der Erde gibt Xenophanes ſich ab, ſondern auch mit den Göttern und den Menſchen. Wenn nach der Kosmologie Alt-Iſraels Gott den Menſchen nach ſeinem Bilde geſchaffen hatte, ſo haben nach Xenophanes die Menſchen ihre Götter ſich vielmehr nach ihrem eigenen Bilde geſtaltet; Xenophanes urteilte hier kaum anders als ſpäter Ludwig Feuerbach. Aber ſchon teilen ſich ihre Wege. Bei Xenophanes führt dieſe pſychologiſche Kritik der Vorſtellungen von den Göttern nicht zur Aufhebung des Gottesglaubens, ſondern zur Reinigung des Gottesbegriffes, von ihr aus gelangt er zum Monotheismus. Der Monotheismus iſt an zwei verſchiedenen Orten erwachſen, aus iſraelitiſcher und helleniſcher Wurzel, in Paläſtina und in Elea.

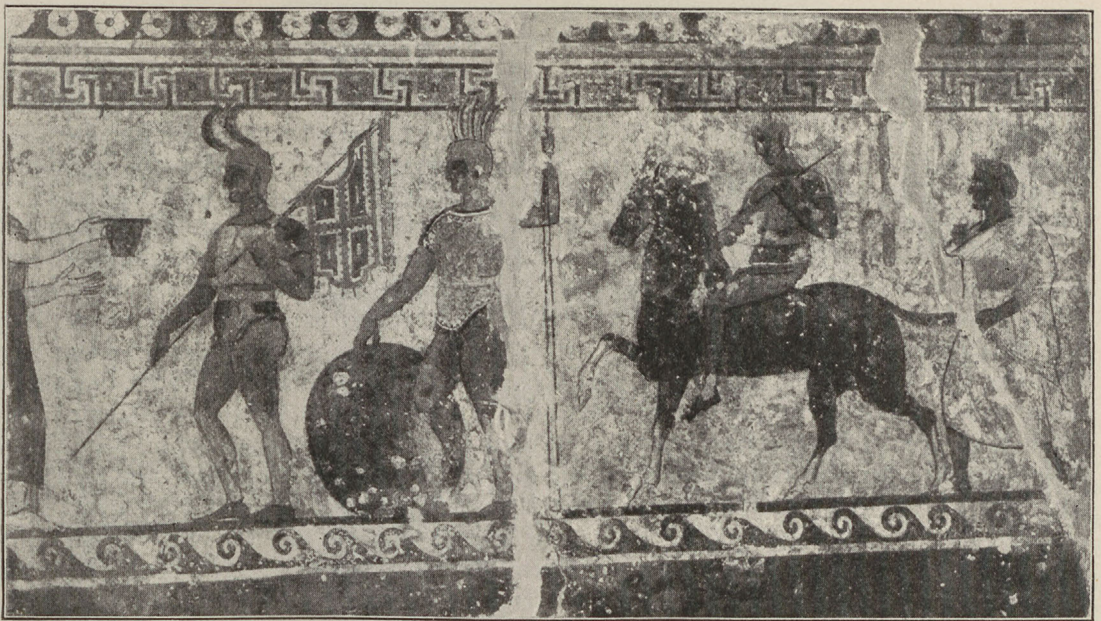
Woher kommt aber der italiſchen Philoſophie ihre Selbſtändigkeit und Kühnheit, wie erheben ſich gerade Xenophanes und Pythagoras zu ſo hohem Fluge? Beide haben aus ihrer Heimat weichen müſſen, Xenophanes wich aus Kleinaſien vor dem Perſer, und der Samier Pythagoras vor Polykrates; beide haben ihre Heimat aufgegeben und in der Fremde ſich ein neues Daſein gegründet. Für beide war die Überlieferung, war die Tradition durchſchnitten. Wer wird den Wert der Tradition auch auf geiſtigem Gebiete leugnen? Sie erhält eine vorhandene Erkenntnis, ſie ermöglicht einen langſam zunehmenden Fortſchritt. Aber die großen Geiſtestaten, die Umwälzungen der Gedanken, für ſie iſt die Tradition ein Hindernis und eine Kette, das ſie beſeitigen, die ſie brechen. Und für die beiden großen

Philoſophen von Kroton und von Elea war dieſe Kette mit dem Verluſte ihrer Heimat abgefallen, und ſie beſaßen volle Kraft, auf ihren eigenen Füßen zu ſtehen, ſelber zu ſehen und zu denken.

Die Bewegung freien Denkens griff auch nach Sicilien hinüber, hier begründete Empedokles von Agrigent die Entwicklungslehre, er iſt ein Vorläufer Darwins. Und andererſeits gelangte man in Elea in der Folge zu einem Kompromiß und einem Ausgleich der pythagoreiſchen Lehre mit der herkömmlichen Vorſtellung des Mythos. Von Pythagoras übernahm Parmenides die Kugelförmigkeit der Erde, aber er beläßt ſie mit dem Mythos in dem Mittelpunkt des Weltalls. Weltgeſchichtliche Bedeutung hat auch das Kompromiß des Parmenides gewonnen; wie das heliocentriſche Syſtem des Kopernikus von Pythagoras ausgeht, wie es von ihm die bewegte Erde und die Bewegung der Himmelskörper und des Centralfeuers übernimmt und nur in der Gleichſetzung des Centralfeuers mit der Sonne, die doch ſelber das pſychologiſche Urbild des Centralfeuers war, über Pythagoras hinausging, ſo wurde Parmenides der Schöpfer des ptolemäiſchen Weltſyſtems, das aus dem ſpäteren Altertum in das Mittelalter führte und die es beherrſchte, um erſt mit Kopernikus und Galilei ſeine Geltung zu verlieren.

In dem Einfluß auf die Weltanſchauung liegt die unvergängliche Bedeutung Unteritaliens für die Weltgeſchichte, aber im Jahre 338 v. Chr. beſaß man dafür wohl in der Vaterſtadt des Archytas, in Tarent noch ein Verſtändnis, indeſſen ſchwerlich in Capua, und die Samniten waren vollends von des Gedankens Bläſſe unangekränkelt, hier entſchieden ausſchließlich die Wirtſchafts- und die Machtintereſſen, die den Ausſchlag natürlich auch anderswo gegeben haben. Die Grundlage des Volkstums in der Landſchaft des heutigen Neapel war oſkiſch, und in der Mitte des 8. Jahrhunderts v. Chr. hat die griechiſche Koloniſation hier eingeſetzt, mit der Gründung Kymes durch Chalkidier aus Euböa; der von Kyme ausgegangenen Neuſtadt, Neapel gegenüber, blieb Kyme die Altſtadt, die Paläopolis. Dann kamen von Südetrurien aus zur See, wohl im 6. Jahrhundert v. Chr., die Etrusker, deren Macht die Syrakuſaner unter Hiero in der Seeſchlacht des Jahres 474 erſchüttert haben; gebrochen wurde ſie durch die oſkiſchen Campaner, die um die Mitte des 5. Jahrhunderts ſich ſtaatlich konſolidierten und 423 v. Chr. in Capua die etruskiſche Herrſchaft verdrängten. Jetzt war die Etruskermacht in Campanien gebrochen, wenn ſich etruskiſche Schrift und Sprache hier auch noch bis ins 3. Jahrhundert v. Chr. hielt, aber auch die Griechen wurden von den Campanern jetzt bedrängt, 420 nahmen die Campaner Kyme, und wenn Neapel auch griechiſch blieb, ſo mußte es doch auch Campaner in ſeine Bürgerſchaft aufnehmen. Mit den Samniten des Gebirges, die ebenfalls oſkiſchen Stammes waren, waren die Campaner ſtammesverwandt, trotzdem bildete ſich ein Gegenſatz zwiſchen ihnen dadurch heraus, daß die Samniten des Gebirges nach der Ebene ſtrebten und drängten. Solche Gegenſätze waren es in erſter Linie, die zur Zeit des Latinerkrieges das Verhalten der Samniten und Campaner zu Rom beſtimmten: ſeit 354 v. Chr. ſtand Rom mit Samnium im Bündnis, die Campaner aber unterſtützten die Erhebung der Latiner gegen Rom. So wurden auch ſie 338 in den Fall Latiums verwickelt, Capua und Kyme traten mit Paſſivbürgerrecht in den römiſchen Staatsverband ein. Dieſe Feſtſetzung der Römer in Campanien änderte aber ihre Stellung zu den Samniten, oder richtiger die Stellung der Samniten zu den Römern. Im Jahre 334 koloniſierten die Römer Cales in Campanien und 328 Fregellä am oberen Liris, in deſſen Nähe die Samniten ſich feſtgeſetzt hatten. Und man bedenke, daß die Koloniſation der Römer die Errichtung von Feſtungen bedeutete; vergebens ſcheinen die Samniten die Räumung Fregelläs gefordert zu haben. Und als die Samniten Neapel beſetzten, kam es zum Kriege. Rechtzeitig erkannten die neapolitaniſchen Griechen ihren Vorteil, ſie entledigten ſich der ſamnitiſchen Beſatzung und ſchloſſen unter günſtigen Bedingungen mit Rom ein Bündnis, das ſie nicht zu bereuen hatten: es ſicherte ihrem Handel für lange ſeine große Stellung.

So war denn über dem Streite um Fregellä und Neapel der große Samniterkrieg ausgebrochen, der von 326—304 v. Chr. gewährt hat, aber ohne daß Römer und Samniten ununterbrochen miteinander gekämpft hätten: der caudiniſche Friede von 321 v. Chr. zerlegt den einen Krieg in zwei, die in den Jahren 326—321 und 316—304 v. Chr. geführt wurden.



Samnitiſche Krieger. Wandgemälde aus Ruvo.
Original im Nationalmuſeum zu Neapel.

Photograph. Aufnahme
von Brogi, Florenz.

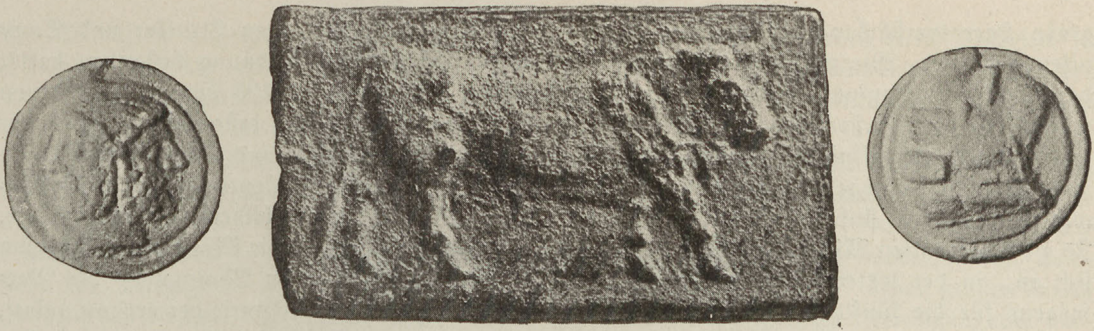
Auch der peloponneſiſche Krieg erſchien zunächſt als keine Einheit, ſondern zerfiel in den archidamiſchen und den dekeleiſchen, und zwiſchen ihnen die Zeit des faulen Friedens und die ſiciliſche Expedition; ihre Zuſammengehörigkeit erkannte erſt der Tiefblick des Thukydides. Dagegen ſcheint die Zuſammenfaſſung der beiden Samniterkriege durch die Schmach des caudiniſchen Friedens herbeigeführt worden zu ſein, die zu tilgen man in der Folge den Abſchluß eines gültigen und anerkannten Friedens leugnete, was dadurch erleichtert wurde, daß die Römer in der Tat bereits ſeit 318 wieder Krieg führten, nur nicht direkt gegen die Samniten.

Von den Kämpfen des erſten Krieges wiſſen wir wenig, außer der Schlußkataſtrophe; einmal iſt bei Inbrinium in Samnium gekämpft worden, das ſpäter verſchollen iſt, es muß im Laufe des Krieges zerſtört worden ſein. Die Römer machten wohl wiederholt Einfälle nach Samnium; bei dem Marſche aus Campanien in das Herz des ſamnitiſchen Landes, nach Malieſſa, ereilte ſie 321 v. Chr. das Verhängnis. Sie kamen von Calatia zwiſchen Capua und Nola, in der Nähe des heutigen Maddaloni, ſie zogen über S. Agata de Goti und Mojano im Tale des Isclero aufwärts, ſie durchſchnitten das Keſſeltal von Caudium, bei Monteſarchio, dann wollten ſie durch ſeinen engen Ausgang nach Malieſſa. Aber als ſie dort anlangten, fanden ſie den Ausgang von den Samniten beſetzt und geſperrt, und als ſie notgedrungen umkehrten, waren auch die Zugänge bereits beſetzt, ſowohl der von Nordweſten her, auf dem ſie gekommen waren, als auch der genau von Weſten kommende, über Arienzo, Forchia und Arpaja; auch auf den Höhen über dem Talkeſſel ſtanden nunmehr die Samniten. Das geſamte römiſche Heer, das der beiden Konſuln, ſaß in der Falle, die Samniten konnten es vernichten oder gefangennehmen und feſthalten bis zum Abſchluſſe des Friedens. Der ſamnitiſche Feldherr Gaius Pontius gewährte ihm unter ſchweren Bedingungen die Kapitulation, und die Konſuln ſchloſſen mit ihm den Frieden. Das Heer durfte in ſchimpflichem Abzug das Leben retten, es zog ab unter dem Joche, über Arpaja, Forchia und Arienzo, und noch heute hält die Erinnerung an die furculae von Caudium ſich eben in dem Namen Forchia. Die Rettung des Heeres und den Frieden gewährten die Samniten gegen die Abtretung von Fregellä, und 600 römiſche Ritter blieben als Geiſeln in den Händen der Samniten, es war die Jugendblüte des römiſchen Adels, die ganze Adelsreiterei, die ſechs Centurien der Tities, Ramnes, Luceres priores und poſteriores. Fregellä wurde ausgeliefert, die 600 Ritter aber blieben bei den Samniten als Geiſeln für die Aufrechterhaltung des Friedens.

So endete dieſer erſte Samniterkrieg mit einer ſchweren Niederlage der Römer, und dieſe konnten trotz der Rettung ihres Heeres nicht daran denken, ſich in neuem Kriege Revanche zu ſchaffen, denn dann war ihr junger Adel, waren die Geiſeln den Samniten preisgegeben. Aber ſie konnten die Niederlage nicht verſchmerzen und verſuchten ſie auszugleichen, ohne die Samniten anzugreifen und dadurch ihre Geiſeln zu gefährden: ſie ſuchten indirekt den Samniten von der andern Seite beizukommen, ſie drangen nach Apulien, und im Beſitze Campaniens und Apuliens hatten ſie die Samniten in der Mitte. Im Jahre 318 wandten die Römer ſich alſo nach Apulien, nicht etwa im Norden Samniums durch das Gebiet der ſabelliſchen Stämme, im Jahre 326 hatten ſie gegen die Veſtiner ohne jeden Erfolg gefochten, nicht ohne ſchwere Kämpfe gegen die Sabeller hätten ſie ſich hier den Weg zum Adriatiſchen Meere und nach Apulien erzwingen können; ſie müſſen vielmehr, unter Zuſtimmung der Lukaner und Tarentiner, von Campanien aus Samnium im Süden umgangen haben. So erſcheinen ſie um 318 in Apulien, ſie verwüſten das Gebiet der Daunier und ziehen Canuſium zu ſich herüber, und 316 nehmen ſie das apuliſche Forentum ein. Durch dieſes Vorgehen der Römer in Apulien gereizt und unzweifelhaft bedroht, ſchließen die Samniten jetzt ein Bündnis mit dem campaniſchen Nuceria Alfarternia, das von Rom abfiel, und ſchreiten im folgenden Jahre, 315, direkt zum Angriff auf die Römer. So begann aufs neue der Krieg zwiſchen Römern und Samniten, den caudiniſchen Frieden hatten nicht die Römer, ſondern ſie gebrochen, das Leben der römiſchen Geiſeln war ungefährdet.

In der Zeit der Weltherrſchaft konnten die Römer den Gedanken an die Schmach des caudiniſchen Friedens nicht mehr ertragen. Den ſchimpflichen Abzug ihres Heeres unter dem Joche konnten ſie freilich nicht ableugnen, aber ſie behaupteten, die Konſuln wären zum endgültigen Abſchluſſe des Friedens nicht befugt geweſen, er hätte der Genehmigung des Senats bedurft, und dieſer habe ſie verweigert; er habe die Konſuln den Samniten ausgeliefert, damit dieſe ſich an ſie wegen der Nichtbeſtätigung des Friedens halten ſollten. In Wirklichkeit waren in alter Zeit die Träger des höchſten Imperiums zum endgültigen Abſchluß ſolcher Verträge durchaus befugt, erſt ſpäter hat die Herrſchaft des Senates auch über die Konſuln ihnen ein ſolches Recht beſtritten. Und als im Jahre 137 v. Chr. der Konſul C. Hoſtilius Mancinus mit den ſpaniſchen Numantinern einen ſchimpflichen Frieden ſchloß, hat der Senat dieſen Frieden verworfen und den Mancinus den Numantinern ausgeliefert, die ihn aber nicht annahmen, um das römiſche Verfahren nicht etwa dadurch als rechtmäßig anzuerkennen. Es war in der Tat merkwürdig, die Rettung des Heeres durch einen ſchimpflichen Vertrag hinzunehmen, aber die Gegenleiſtung zu verweigern, und anſtatt des geretteten Heeres allein den Feldherrn preiszugeben. Was bei Numantia wirklich geſchehen iſt, haben die Römer dann auf Caudium übertragen und die Geſchichte des Samniterkrieges dadurch verfälſcht.

Im Jahre 315 waren die Samniten zum Angriff gegen die Römer vorgegangen, mit bedeutendem Erfolge. Sie erobern Sora am oberen Liris, nördlich von Fregellä, und die Eroberung von Saticula durch die Römer und ein römiſcher Sieg in der Nähe kommen gegenüber dem Vorſtoß der Samniten gegen Norden nicht in Betracht, dieſe forcieren den Paß ad Lautulas bei Tarracina, die natürliche Grenze zwiſchen Süd- und Mittelitalien, die italiſchen Thermopylen. Hier erleiden die Römer unter dem zum Diktator ernannten Q. Fabius Maximus Rullianus eine ſchwere Niederlage, nach ihrem Siege ſtand der Weg nach Latium den Samniten offen. Die Römer mußten ihre Truppen aus Apulien ziehen, hielten ſich aber dort durch die Begründung der Feſtung Luceria, die ihnen in der Folge überaus nützlich werden ſollte. Zunächſt aber wirkte ihre Niederlage bei Lautulä; bald fallen, 314, die Campaner, fällt Capua von den Römern ab, um aber zu ihnen zurückzukehren, als die Römer bei Kinna über die Samniten ſiegten. Die nächſten drei Kriegsjahre 313—311 waren für die Römer günſtig, ihr bedeutendſter Erfolg war 313 die Wiedereroberung von Fregellä durch Rullianus, das ſie nach der caudiniſchen Kataſtrophe den Samniten hatten abtreten müſſen; jetzt nahmen ſie auch Calatia und Nola. Im folgenden Jahre, 312, ſchoben ſie am Liris zwiſchen Fregellä und die Samniten die neue Feſtung Interamna und ſchufen damit einen neuen Stützpunkt für ihren Kampf, und als 311 die Samniten in Apulien einfielen, ſchlugen die Römer ſie bei Talion und am heiligen Hügel. Es ging mit den Samniten abwärts.



Römiſch-kampaniſcher Kupferbarren mit Stier und römiſches As (Kupfermünze mit Januskopf und Schiff).
Originale im Königlichen Münzkabinett zu Berlin.

In dieſem Augenblicke aber gaben ſie dem Kampfe eine neue Wendung: es glückte ihnen, eine Koalition mit den Etruskern herbeizuführen; es war die gefährlichſte Situation, die ſich für Rom nur denken ließ. Jetzt, im Jahre 310, machen die Etrusker mit den Samniten gemeinſame Sache, ſie beginnen den Krieg mit Rom, ſie fallen von Norden in das römiſche Gebiet ein, ſie ziehen gegen Sutrium im römiſchen Südetrurien. Jetzt ſahen die Römer ſich genötigt, mit zwei Fronten den Krieg zu führen. Aber würde ihr Heer ausreichen für dieſen Krieg im Norden und Süden, zur Bekämpfung der Etrusker und Samniten, zur Niederhaltung der Campaner? Dieſe Frage beantwortete in Rom nicht der Feldherr, ſondern der Staatsmann. Eben im Jahre 310 war Appius Claudius Cenſor geworden, unter den großen Geſtalten ſeines Hauſes die eigenartigſte und größte. Um den Gefahren zu begegnen, wie ſie nunmehr Rom bedrohten, bedurfte man einer großen Heeresverſtärkung, aber in Rom war die Ordnung des Heeres mit der des Staates aufs engſte verbunden, mit den neuen Grundlagen der Rekrutierung mußte man eine neue Verfaſſung ſchaffen. Und dieſe neue Verfaſſung von Staat und Heer hat der Cenſor von 310, hat Appius Claudius entworfen, und er hat ſie durchgeführt, es war der tiefſte Eingriff in das innere Leben des Staates ſeit den Tagen der Bauernbefreiung; er hat das Heer organiſiert, das den Samniterkrieg zur Entſcheidung bringen ſollte: es iſt die Ordnung der 193 Centurien, die in dieſe Zeit gehört, die von Appius Claudius herrührt. Es war der Mann einer neuen Zeit, als Staatsmann und Heeresorganiſator trug er den veränderten Verhältniſſen der Zeit, trug er der neuen Wirtſchaft Rechnung.

Der Ackerbau bildete nicht mehr allein die Grundlage der römiſchen Wirtſchaft, daneben hatte der Handel ſich erhoben und ausgebreitet, in den Jahren 348 und 343 v. Chr. hatte man Handelsverträge mit Karthago abgeſchloſſen. Im Zuſammenhange damit ſtand der Übergang von der Naturalwirtſchaft zur Geldwirtſchaft. Um 400 v. Chr. war man in Karthago zur Münze übergegangen; über die gemarkten Barren gelangte man zwiſchen 400 und 350 v. Chr. in Rom zur gegoſſenen Münze; dieſe römiſche Münze iſt etwa ein Jahrhundert jünger als die Decemvirn. Zur Zeit der Decemviralgeſetzgebung hatte das Grundeigentum den Maßſtab für das Vermögen gebildet, und neben dem Grundeigentum vertrat der Viehſtand das bewegliche Vermögen. Jetzt aber verfügte man über Geld, jetzt hatte ſich Kapital gebildet. Auf dem Grundeigentum beruhte die alte Ordnung der örtlichen Tribus und der Centurien, auf ihm ruhten Dienſtpflicht und politiſche Rechte. Den veränderten Verhältniſſen der Wirtſchaft trug Appius Claudius jetzt Rechnung, indem er in die örtlichen Tribus auch die Leute ohne Grundeigentum aufnahm, und zwar ohne Unterſchied in alle Tribus, ſtädtiſche und ländliche; neben den vier ſtädtiſchen Tribus zählte man damals 27 ländliche. Auch in die Centurien kamen jetzt Leute ohne Grundeigentum, der Gliederung der Centurien legte Claudius nicht mehr die Bauernhufe zugrunde, ſondern das Geld; wir beſitzen noch ſein Centurienſchema, nur nicht nach dem Münzfuße ſeiner Zeit, ſondern umgerechnet in die Münzordnung, die im Jahre 268 v. Chr. eingeführt wurde. Dieſe Erſetzung des Grundeigentums durch das Geld als die Grundlage für die Rekrutierung und die Gliederung des Heeres bedeutete aber eine große Heeresverſtärkung, denn ſie nahm die Leute ohne Grundeigentum jetzt in das Heer auf; das war die große Heeresverſtärkung, deren man in dem gleichzeitigen Kriege gegen Etrusker und Samniten bedurfte. Wir wiſſen nicht, aus wieviel Centurien die alte Ordnung beſtanden hatte; das Werk des Appius Claudius dagegen iſt die neue Ordnung der 193 Centurien. Davon waren 170 dem Fußvolke vorbehalten, und zwar 80 der classis, der erſten Stufe, mit der vollſtändigen Bewaffnung. Die Leute infra classem waren wieder nach dem Vermögen in vier Abteilungen abgeſtuft, die erſten drei zu je 20, die letzte zu 30 Centurien; auch die Bewaffnung wurde ſtufenweiſe unvollſtändiger; den Kern des Heeres bildete die erſte Stufe. Je zwei Centurien Militärhandwerker, Zimmerleute und Schmiede, ſowie Militärmuſik ſchloſſen ſich an; in der letzten Centurie waren alle anderen, die hinter dem Minimalſatz des Vermögens für die fünfte Stufe zurückblieben, zuſammengefaßt, in der Centurie der accensi velati, der den Cenſierten zugegebenen Unbewaffneten, die dem Heere folgen mochten, um, mit den Waffen der Erſchlagenen und Verwundeten verſehen, nötigenfalls als Erſatzmänner einzutreten.

Noch zur Zeit des caudiniſchen Friedens waren an regulärer Kavallerie allein die ſechs Centurien Adelsreiterei vorhanden. Neben dieſe waren ſeit dem Vejenterkriege die freiwilligen Reiter getreten, wohlhabende junge Plebejer, die ihr Pferd ſelber ſtellten und unterhielten; jetzt aber wurde auch die reguläre Kavallerie verſtärkt. Die ſechs alten Centurien blieben bis 220 v. Chr. den Patriziern vorbehalten, aber neben ſie waren ſeit 310 zwölf neue Reitercenturien getreten, aus Plebejern gebildet; in ihnen werden auch die jungen Leute des neuen Adels, der Nobilität, gedient haben. Denn ſeit 399 v. Chr. gelangten die Plebejer zur Präſidentſchaft, zu den curuliſchen Ämtern mit dem Ehrenſeſſel. Dieſe Plebejer und ihre Nachkommen traten als neuer Adel, als Amtsadel, neben den alten des Patriziats, ſie bildeten mit dem Patriziat den Adel der Nobilität, der im vierten Jahrhundert v. Chr. entſtanden war und ſich ausgebildet hatte.

So ſchuf Appius Claudius die Organiſation für das neue Heer, das die Entſcheidung des großen Samniterkrieges herbeigeführt hat, und das Italien unterwarf; es war eine Ordnung von ſo gewaltiger Bedeutung, daß man ſie ſpäter in die Anfänge des Staates, in die Königszeit zurückſchob und dem Servius Tullius zuſchrieb.

Die Centurien beſaßen aber nicht nur militäriſche Bedeutung, ſie hatten auch politiſche Rechte als Stimmkörper für Geſetzgebung und Wahlen; die neue Ordnung des Appius Claudius war daher auch von großer politiſcher Wirkung. Dieſe Ordnung löſte den Zuſammenhang der Centurien mit dem Grundeigentum, ſie beſeitigte alſo die politiſchen Privilegien des Grundeigentums und gibt daneben dem mobilen Kapital politiſche Rechte; das Grundeigentum behält natürlich ſolche Rechte, inſofern ſein Geldwert abzuſchätzen iſt, aber es iſt nicht mehr der alleinige Träger dieſer Rechte, ſondern teilt ſie mit dem Kapital.

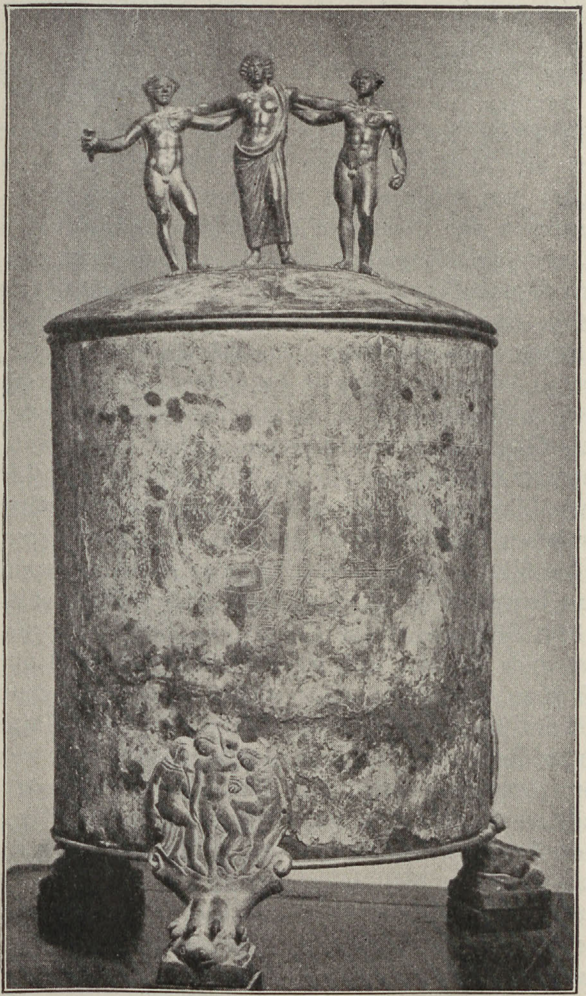
In der alten Centurienordnung werden Patriziat und Vollhufner die Entſcheidung gegeben haben, und auch in der Ordnung des Appius Claudius behielt das Vermögen ſeinen Einfluß. Jetzt waren zur Majorität 97 Stimmen erforderlich, und Ritter und erſte Klaſſen hatten zuſammen 98. Falls ſie zuſammenhielten, hatten ſie alſo immer und unbedingt die Majorität und die Entſcheidung.

Die politiſchen Folgen der Reform des Appius Claudius werden wir bald zu zeigen haben, ihr nächſter Zweck war indeſſen militäriſch, jetzt galt es die Führung des Krieges mit den beiden Fronten, im Kampfe gegen Etrusker und Samniten ſollte das neue Heer ſich bewähren.

Der neuen Gefahr, die von Etrurien drohte, begegneten die Römer mit bewunderungswürdiger Energie: ſie entſchloſſen ſich, auf dem ſüdlichen Kriegsſchauplatz, in Samnium, die Dinge zunächſt nur hinzuhalten und ſich auf die Defenſive zu beſchränken, in Etrurien dagegen mit der ſtärkſten Macht aufzutreten. Beide Konſuln zogen gegen die bei Sutrium vereinten Etrusker und ſchlugen ſie. Erſt nach dieſem Siege wandte ſich der eine Konſul, C. Marcius Rutilus, wiederum dem Süden zu, wo inzwiſchen die Samniten das römiſch geſinnte Japygien verwüſtet hatten, während der andere Konſul Q. Fabius Maximus Rullianus im Norden blieb, durch Umbrien nach Nordetrurien zog und nach einem Siege bei Peruſia und einem Waffenſtillſtande mit Arretium, Cortona und Peruſia die Etrusker zwang, die Belagerung von Sutrium aufzuheben. Im folgenden Jahre 308 — das Jahr 309 gehört nur der fiktiven Chronologie an — kamen die Konſuln zunächſt den Marſern zu Hilfe, die von den Samniten angegriffen worden waren, und drangen dann wiederum durch Umbrien in Etrurien ein; die etruskiſchen Wirren wurden durch einen Waffenſtillſtand befriedet, der mit Tarquinius wurde auf vierzig Jahre geſchloſſen. Hier zeigt das antike Völkerrecht ſeinen tiefen Unterſchied vom modernen.

Nach unſerer Anſchauung iſt der Friede das normale Verhältnis zweier Staaten zueinander, und es bedarf der Kriegserklärung oder des tatſächlichen Friedensbruches, um den Frieden aufzuheben. Für das Altertum aber verſteht der Kriegszuſtand ſich von ſelbſt, er muß durch Friedensſchluß oder Freundſchaftsvertrag eigens aufgehoben werden; noch war der Fremde auch der Feind. So erklären ſich die für uns ſo befremdlichen Friedensſchlüſſe auf vierzig oder fünfzig Jahre, wie ſie uns aus der griechiſchen Geſchichte bekannt ſind; dieſer Kategorie iſt auch der vierzigjährige Waffenſtillſtand mit Tarquinii einzureihen.

In zwei Jahren waren die Römer der großen Gefahr Herr geworden, die ihnen aus der Koalition der Etrusker mit den Samniten erwachſen war; nunmehr konnten ſie alle ihre Kräfte an die Beendigung des Samniterkrieges ſetzen. Noch einmal hatten die Samniten mit der Eroberung von Sora einen großen Erfolg errungen, aber bald darauf gewannen die Konſuln einen großen Sieg bei Silvium. Im folgenden Jahre, 305, ſiegten die Römer im ager Falernus, ſie nahmen Bola, der ſamnitiſche Führer Gellius wurde in gewaltiger Schlacht überwunden und gefangen, auch Sora wurde den Samniten wieder abgenommen. Die Samniten konnten ſich nicht mehr behaupten, im Jahre 304 ſchloſſen ſie mit den Römern Frieden. Die Römer ſchloſſen mit ihnen Bündnis und ebenſo mit Marſern, Pälignern und Marrucinern. Der ſchwerſte und bedeutſamſte Schritt zur Beherrſchung Italiens war geſchehen, der italiſche Bund war jetzt im Werden. Und wieder ſorgten die Römer ſofort für die ſichere Angliederung der neu erworbenen Gebiete, ſie taten das auch jetzt durch die Begründung von neuen Feſtungen, von Kolonien.



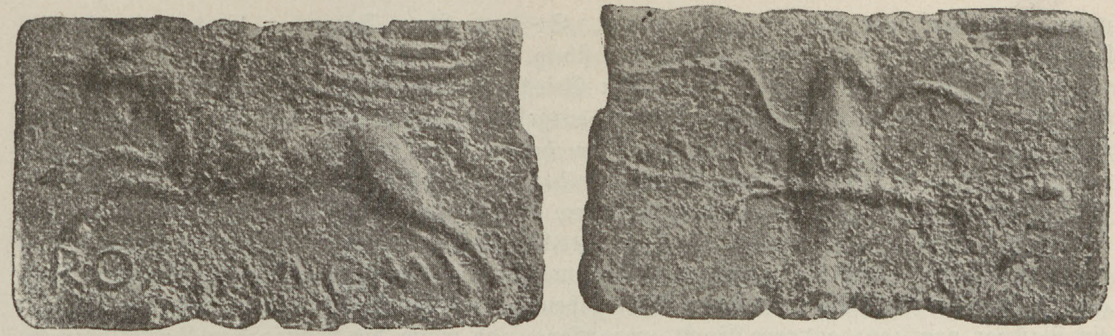
Die ficuroniſche Ciſta aus der Zeit der Samniterkriege.
Nach dem im Museo Kircheriano zu Rom befindlichen Originale.

Im Jahre 306 waren die Römer in Samnium zum Vernichtungskriege übergegangen; ſie vernichteten die Frucht und verwüſteten die Felder, ſie hieben die Bäume ab und verbrannten die Höfe. Die Wirkungen des großen Krieges zeigten ſich auch darin, daß ſo manche der Ortſchaften, bei denen damals gekämpft wurde, nicht mehr aufzuweiſen ſind, ſie ſind vom Erdboden verſchwunden. Und ebenſo tief ſchnitten die Ereigniſſe des Krieges in die Wirtſchaft Unteritaliens ein. Bis dahin war der unteritaliſche Weizenbau ergiebig, er ging über den Bedarf des Landes weit hinaus und wurde in großen Maſſen ausgeführt, nach dem Oſten; nach dem Samniterkriege aber verſchwindet er auf die Dauer auf den griechiſchen Märkten.

Das gibt zu denken und läßt ſich nicht ausſchließlich auf die Verheerungen der Jahre 306 und 305 zurückführen. Die Verwüſtung dringt nicht in die Tiefen der Erde, niedergebrannte Höfe können wieder aufgebaut werden, ſelbſt die Bäume ſind, neu gepflanzt, in wenigen Jahrzehnten wieder groß gewachſen. Warum geſchah das damals nicht? Weil mit der Neuordnung der Dinge ein Wechſel in der Wirtſchaftsordnung Hand in Hand ging, der die Folgen der Verwüſtung verewigt hat: man ging damals vom Ackerbau in größtem Umfang zu der Weidewirtſchaft über. So erhielt Unteritalien die Form, die noch heute dauert: ſie führt auf die Verheerung des großen Krieges und den daraufhin vorgenommenen Wandel in der Wirtſchaftsordnung.

Mit dem Siege über Samnium trat Rom in die Reihe der großen Mächte ein; als es im Jahre 306 an die Unterwerfung der Samniten und die Verheerung ihres Gebietes ging, empfand der mächtigſte Staat des Weſtens, empfand Karthago das Bedürfnis nach einer Auseinanderſetzung mit der künftigen Herrin des Südens und zu einer Abgrenzung der Intereſſenſphären. Außer den Beziehungen von Karthago und Rom ſelber hatten die zu Spanien, Sicilien, Sardinien und Latium in den Jahren unmittelbar vor dem Ausbruch des Latinerkrieges zu den römiſch-karthagiſchen Freundſchaftsverträgen von 348 und 343 v. Chr. geführt; ſie legten den Grund für die römiſch-karthagiſche Handelsgemeinſchaft. Jetzt aber, im Jahre 306, kam es zu einem neuen Vertrage, in dem die Karthager und die Römer die Gebiete ihrer Intereſſen voneinander ſchieden: die Römer verſprachen, ſich Siciliens, und die Karthager, ſich Italiens zu enthalten. Und in die gleiche Zeit fällt der erſte Vertrag zwiſchen Rom und Rhodos. Durch die Abwehr des Demetrios Poliorketes, durch den erfolreichen Widerſtand gegen die Kunſt und die Macht des Städtebelagerers lenkten die Rhodier damals die Blicke der ganzen Welt auf ſich; und die weitausſchauende Politik der Römer zeigt ſich darin, daß ſie bei ihrem Eintritt in die Griechenwelt Unteritaliens ſofort Beziehungen zu dem mächtigſten Handelsſtaat des helleniſchen Oſtens anknüpften. Wenn nach der Vulgata altrömiſcher Chronologie der Vertrag mit Rhodos dem Erfolge der Rhodier gegenüber Demetrios etwas vorausgeht, ſo will das bei der Ungenauigkeit römiſcher Zeitrechnung und römiſch-griechiſcher Synchronismen nichts verſchlagen.

Man ſtand vor dem Abſchluß großer Leiſtungen, Rom war zur Herrin Latiums und Unteritaliens geworden, auch Umbrien und Etrurien ſtanden bereits unter römiſchem Einfluß; es iſt kein Zufall, daß eben damals die fable convenue altrömiſcher Geſchichte ihre Formulierung fand. Seit 400 v. Chr. waren plebejiſche Familien zu den Ämtern und zur Präſidentſchaft, ſeit 366 auch in der Form des Konſulats emporgeſtiegen, dieſe neuen großen plebejiſchen Geſchlechter bildeten mit dem alten patriziſchen Adel den neuen Amtsadel der Nobilität; im Zuſammenhange damit wurde das römiſche Namenweſen dreiſtellig, trat das Cognomen als das Kennzeichen der Nobiles neben Nomen und Pränomen. Und Cn. Flavius, der Schützling des großen Appius Claudius, des Cenſors von 310, gab den hervorragenden plebejiſchen Familien ſeiner Zeit patriziſchen Urſprung und patriziſche Ahnherren, indem er ſie in die Konſulliſte jener alten Zeiten einfügte, in der die Präſidentſchaft allein den Patriziern zugeſtanden hatte. Mit ſeiner Konſulliſte, der erſten Veröffentlichung dieſer Liſte überhaupt, drang Flavius durch, er ſchuf die traditionelle Chronologie der Republik, die noch zur Zeit des Polybios galt, er ſetzte den erſten Plebejer ſeiner Zeit, den Parteigenoſſen des Appius Claudius, den Junius Brutus, an die Spitze der Konſulliſte, er machte ihn zum Begründer der Freiheit und ließ ihn die Könige vertreiben. Das große plebejiſche Geſchlecht der Marcier erhielt ſeine patriziſchen Ahnherren einmal in der legendariſchen Geſtalt des Marcius Coriolanus, vor allem aber fand es ſeinen Weg ſogar in die Königsgeſchichte; in dem Könige Ancus Marcius haben dieſe vornehmen Plebejer nachträglich den Thron beſtiegen. Jetzt verſtändigte man ſich auch über die Siebenzahl der Könige: ſie ſtand bereits feſt, als im Jahre 290 die Sabiner in den römiſchen Staatsverband eintraten. Nun wurde auch der Sabiner Titus Tatius römiſcher König, als Mitregent des Romulus. Wäre die Zahl noch flüſſig geweſen, ſo hätte man nach dem Hinzutritt des Titus Tatius acht römiſche Könige gezählt: nun aber war an den ſieben Königen nichts mehr zu ändern, es blieb bei den ſieben, wenn es auch acht geworden waren. Man mußte eben „richtig zählen“. Auch die Gründungslegende war im weſentlichen bereits fertig: Die beiden Ogulnier errichteten im Jahre 296 v. Chr. ein Bild der Wölfin mit den Zwillingen.



Römiſche Kupferbarren mit Darſtellung von Pegaſus und Adler.
Originale im Königlichen Münzkabinett zu Berlin.

10. Die Unterwerfung Italiens und der Ausgleich des römiſchen Ständekampfes.

Die Verbindung mit dem Süden hatte bereits Appius Claudius, der Cenſor von 310 v. Chr., in Angriff genommen und den Bau der appiſchen Straße begonnen, die zunächſt Rom mit Campanien, mit Capua verband. Nach dem großen Samniterkriege haben die Römer dann durch ein Syſtem von Feſtungen von Sora bis zum Aternotale Süditalien vom Norden abgeſchnitten und ſich die Straße nach Apulien geſichert. Eine ſolche Sicherung war nötig, denn von ſeiten der Samniten war der Krieg mit ſolchem Ingrimm geführt worden, daß mit einem neuen Ausbruch gerechnet werden mußte; in wilder Verzweiflung erhoben die Samniten ſich bereits im Jahre 298 wieder, und zugleich brachen auch die Etrusker los, die freilich nichts ausrichteten. Aber obwohl auch die Samniten gegen L. Cornelius Scipio Barbatus, den Konſul von 298, nicht aufkamen, boten ſie trotzdem den Etruskern direkte Hilfe an, um ſie von einem Frieden mit Rom abzuhalten, ſie durchbrachen die mittelitaliſche Feſtungslinie. Und von den Etruskern ließen ſich zum Kampfe gegen Rom jetzt auch die Gallier gewinnen, die ſeit 338 Friede gehalten, ſich aber im Jahre 299 wieder einmal gerührt hatten. So erſchienen denn 295 Samniten, Etrusker und Gallier in Umbrien und beſiegten die Römer bei Camerinum, aber die Sieger waren nicht imſtande, das Feld zu behaupten und zogen ſich nach Norden zurück, wo ſie nach wenigen Tagen bei Sentinum den Römern unterlagen; in der Schlacht hatte der Konſul P. Decius Mus ſich dem Tode geweiht. Im Jahre 294 mußten die Etrusker mit Rom ihren Frieden ſchließen, und der Krieg zog ſich wieder nach dem Süden, wo nach einem Hin und Her der Wechſelfälle das Jahr 290 die Entſcheidung für die Römer und den Frieden brachte. Samnium wurde jetzt vollſtändig von römiſchen Feſtungen eingeſchloſſen, die appiſche Straße wurde verlängert, am Adriatiſchen Meere, in Picenum, wurde die Kolonie Hatria begründet. Und ein neuer Einfall der Gallier in Etrurien führte, nach einer Beſiegung der Senonen, zu direkter Okkupation des ſenoniſchen Gebietes am Adriatiſchen Meere und zur Begründung der römiſchen Bürgerkolonie Sena Gallica, Sinigaglia. Durch die Vertreibung der Senonen in Schrecken geſetzt, gerieten aber die galliſchen Bojer von Bononia in Bewegung und verbanden ſich mit den Etruskern, wurden aber im Jahre 284 von den Römern am vadimoniſchen See überwunden, und nach einer neuen Niederlage ſchloſſen auch ſie im folgenden Jahre mit den Römern Frieden. Weitere Kämpfe gegen Rom hielten die Gallier jetzt für ausſichtslos, infolge deſſen wandten ſie ſich nunmehr nach der Balkanhalbinſel, ſie erſchienen vor den Thermopylen und vor Delphi.

Unterdeſſen hatten im Süden die Lukaner ihre Räubereien gegen die Griechenſtädte fortgeſetzt, aber während die Römer ihnen freie Hand gelaſſen hatten, ſolange ihre Freundſchaft ihnen den Samniten gegenüber von Wert war, hatten ſie eine ſolche Rückſicht jetzt nicht mehr nötig und gewährten nunmehr Thurii gegen Lukaner und Bruttier Hilfe. Der Konſul C. Fabricius Luſcinus, der Einäugige, ſchlug 282 die Lukaner und beſetzte Thurii; auch Kroton am laciniſchen Vorgebirge und das epizephyriſche Lokri nahm römiſche Beſatzung auf. Ja, die Römer drangen bis zum Faro von Meſſina. Rhegion fürchtete einmal die Lukaner, ſodann aber auch die Karthager, darum erbat es römiſche Hilfe, und die Römer legten eine Beſatzung unter dem Campaner Decius in die Stadt. So hatte Rom Süditalien bezwungen oder an ſein Intereſſe gebunden: Tarent allein war übrig.

Der mächtigſte Handelsplatz unter allen Griechenſtädten Italiens, ſah Tarent ſich immer den Angriffen der italiſchen Nachbarſtämme ausgeſetzt und erwehrte ſich ihrer durch bezahlte Hilfe aus dem griechiſchen Mutterlande. So hatten die Tarentiner in den letzten Jahren König Philipps den ſpartaniſchen König Archidamos nach Italien berufen und wenig ſpäter den epirotiſchen König Alexander den Molotter, den Bruder der Olympias, den Oheim und Schwager Alexanders des Großen; und unmittelbar nach dem großen Samniterkriege nahmen ſie den lakedämoniſchen Söldnerführer Kleonymos gegen die Lukaner in ihre Dienſte. Jetzt aber waren alle dieſe Stämme unter Rom gebeugt, und war den Tarentinern in den Römern ein Nachbar von ganz anderer Macht erwachſen; und wenn die Römer den Tarentinern in einem Vertrage die alleinige Herrſchaft über den tarentiniſchen Buſen dadurch überlaſſen hatten, daß ſie ſich verpflichtet hatten, mit keinem Kriegsſchiff über das laciniſche Vorgebirge ſüdlich von Kroton hinaus zu ſegeln, ſo können ſie einen ſolchen Vertrag nur vor der Zeit abgeſchloſſen haben, wo ſie ſelber Intereſſen im Adriatiſchen Meere wahrzunehmen hatten, alſo vor der Koloniſation von Hatria und Sinigaglia; ſpäter hätten ſie ſich unmöglich auf ein ſolches Zugeſtändnis einlaſſen können. Und es ſcheint nicht, daß ſie ſich des Vertrages auch nur erinnert hätten, als ſie ihn verletzten, ſonſt hätten ſie bei ihrer Fahrt über das laciniſche Kap hinaus doch nicht gerade im Hafen von Tarent ſelber Anker geworfen. Die Eiferſucht der Tarentiner aber, der Pöbel und die Demokratie ließ es darüber mit Rom zum Bruche kommen, und da man außer ſtande war, ſich ſelber zu verteidigen, aber Geld hatte und zu zahlen bereit war, ſo ſicherte man ſich die Hilfe des erſten Kriegsfürſten der Zeit und man berief aus Griechenland den König Pyrrhos von Epiros.

Wie Demetrios Poliorketes die Athener und die Griechen faſzinierte, wie er J. G. Droyſen bezaubert hat, ſo hat auch die lichte Geſtalt des Epiroten die Zeitgenoſſen hingeriſſen und ebenſo die empfängliche Seele Niebuhrs. Seit ſeiner frühen Kindheit hatte Pyrrhos die Wechſelfälle des Lebens erfahren, Exil, Thronbeſteigung und Vertreibung, gaſtliche Aufnahme und Reſtauration des heimiſchen Thrones, mit dem er von 288—284 auch die Herrſchaft über Weſtmakedonien vereinte; und aus Makedonien wieder vertrieben hatte er in Epiros ſich behauptet, als ihn der Ruf der Tarentiner traf und lockendere Ausſichten zu eröffnen ſchien, als der gleichzeitige Tod des Lyſimachos ſie ihm für Makedonien wieder darbot. So ging er im Jahre 280 nach Tarent und ſchlug die Römer am Ufer des Siris, zwiſchen Pandoſia und Heraklea; zur Entſcheidung hatten auch die Elefanten des Pyrrhos beigetragen, die damals zum erſtenmal in den Kriegen des Abendlandes erſchienen, und in denen die römiſche Eitelkeit die alleinige Urſache der Niederlage erblickte. Im folgenden Jahr 279 beſiegte er zum zweitenmal die Römer in Apulien, bei Ausculum. Die Römer waren jetzt bereit, ſich mit Pyrrhos zu verſtändigen und eröffneten Verhandlungen mit ihm durch den Konſular C. Fabricius, und Pyrrhos ſelber hatte allen Anlaß, darauf einzugehen, denn jeder ſeiner Siege hatte ihm ſchwere Verluſte bereitet, und zwar unerſetzliche in ſeinen Veteranen, nach ſeinen zwei Siegen war ſein Heer nicht mehr daſſelbe. So ſandte er denn zum Abſchluß des Vertrages den Kineas nach Rom, das dieſem als eine Stadt von Königen erſchien, auf den leichtbeweglichen Griechen mochte vor allem die römiſche Würde Eindruck machen, und der Senat mochte ihm ſehr wohl wie eine Verſammlung von Königen vorkommen. Der Vertrag wurde aber nicht perfekt, denn Karthago bot den Römern ſeine Hilfe. Schon vor dem Übergange des Pyrrhos nach Italien hatten Römer und Karthager ein pactum de paciscendo abgeſchloſſen und für den Fall eines Bündniſſes gegen Pyrrhos eine Ausnahme von dem Vertrage des Jahres 306 v. Chr. in Ausſicht genommen: dann ſollten die Karthager den Römern in Italien und die Römer den Karthagern in Sicilien beiſtehen dürfen. Jetzt kam es nun wirklich auch zum Kampfe zwiſchen Pyrrhos und den Karthagern, aber ein gemeinſamer Krieg der Römer und Karthager gegen Pyrrhos iſt aus den Verabredungen nicht erwachſen: dem Kriege des Pyrrhos in Italien gegen die Römer folgte in Sicilien der gegen die Karthager, und den Abſchluß bildete die Rückkehr des Pyrrhos aus Sicilien nach Italien und ſeine endgültige Niederlage durch die Römer.

Karthago bedrohte Syrakus, und die Syrakuſaner waren es, die den Pyrrhos zu Hilfe riefen: er ging nach Sicilien hinüber, um hier ſeinem Sohne Alexander, dem Enkel des Agathokles von Syrakus, deſſen Tochter Lanaſſa die Gemahlin des Pyrrhos geworden war, ein Reich zu begründen. Mit dem glänzendſten Erfolge führte er in Sicilien den Krieg und trieb die Karthager vor ſich her von Oſt nach Weſten. Bald war die ganze Inſel in ſeiner Hand, mit einziger Ausnahme von Lilybäum, das aber war als Seefeſtung uneinnehmbar, ſo lange die karthagiſche Flotte nicht vernichtet war und ſo lange dieſe eine vollſtändige Einſchließung von Lilybäum unmöglich machte; von der See aus konnte Lilybäum alſo jederzeit verproviantiert werden, eine Aushungerung war unmöglich. Die Karthager waren bereit, in einem Frieden auf ganz Sicilien zu verzichten mit einziger Ausnahme von Lilybäum, das ihnen doch auch nicht entriſſen war, und auch Pyrrhos wünſchte dieſen Frieden; er ſcheiterte aber an den ſiciliſchen Griechen, die ſich nicht für ſicher hielten, ſolange noch Karthager irgendwo auf dem Boden der Inſel ſaßen. Und zu einem Angriffe auf Karthago ſelber konnte Pyrrhos die Sikuler auch nicht hinreißen. So kam es zum Zwiſte und zu Verluſten; im Jahre 275 kehrte Pyrrhos nach Italien zurück, aus dem ſiciliſchen Reiche, das in Verbindung mit Unteritalien ein großes Weſthellenenreich unter Pyrrhos hatte bilden ſollen, war nichts geworden, und auch die Zeit ſeiner Erfolge gegen die Römer war vorüber.

Porträtbüſte des Königs Pyrrhos. Original im Muſeum zu Neapel.
Nach „Mitteilungen des deutſchen archäol. Inſtituts zu Rom“.

Selbſt ſeine Rückkehr nach Italien war ihm durch einen Angriff der Karthager in der Meerenge von Meſſina erſchwert worden, der ihm faſt ſeine ganze Kriegsflotte koſtete. Und als er in Italien den Kampf gegen die Römer wieder aufnahm, machte es ſich geltend, daß ſeine kriegsgeübten epirotiſchen Veteranen ihm nicht mehr zur Verfügung ſtanden. Den Schlachtplan hatte Pyrrhos wieder auf das klügſte ausgeſonnen, aber es fehlte an der zu ſeiner Durchführung nötigen Tüchtigkeit der Truppen; ſo hat er die Schlacht zwar nicht verloren, aber ebenſowenig gewonnen, und ſeine Lage war jetzt derart, daß nur ein entſcheidender Sieg ſie hätte halten können. Malieſſa, in deſſen Nähe dieſe Schlacht des Jahres 275 wahrſcheintlich geſchlagen worden iſt, nannten die Römer in der Folge zu der Stadt des guten Erfolges um, es iſt Beneventum. Pyrrhos ſah, daß ſeines Bleibens in Italien nicht mehr war, er kehrte nach Epiros heim, zu einem raſtloſen Leben, in dem er bald den Tod finden ſollte. In Tarent hatte er eine Beſatzung unter ſeinem Sohne Helenos und ſeinem Feldherrn Milo zurückgelaſſen. Im Jahre 272 übergab Milo die Burg von Tarent dem römiſchen Konſul; mit dem Falle von Tarent war die Unterwerfung Italiens unter Rom vollendet. Die Heerſtraßen und das Syſtem der Feſtungen wurden weiter ausgebaut und der Lage der Dinge angepaßt. Die appiſche Straße, die zunächſt Rom mit Capua verbunden hatte und dann bis Venuſia verlängert worden war, wurde jetzt bis Tarent geführt, um ſchließlich in Brundiſium zu enden, dem nach dem Oſten ſchauenden Hafen des in der Folge auch dem Orient gebietenden Rom. Und zu gleicher Zeit, im Jahre 268, wurde in Samnium Benevent und im Norden des adriatiſchen Meeres Ariminum befeſtigt, koloniſiert; das Recht der latiniſchen Kolonie Ariminum begründete eine neue, mindere Form latiniſchen Rechtes. Unter Roms Hegemonie hatte der italiſche Bund ſich jetzt vollendet: er war jetzt der bedeutendſte Staat Europas, auch durch ſeinen territorialen Umfange ſtand er bereits an erſter Stelle. Die zwei Generationen ſeit der Auflöſung des latiniſchen Bundes, ſeit 338, hatten dieſen Staat geſchaffen, er war formell kein Einheitsſtaat, aber trotzdem eine Einheit, denn der Wille Roms dominierte. Dieſer italiſche Bund beſtand aus einer Menge einzelner Staaten und wies eine Karte auf, nicht minder bunt, als die des weiland heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation. Aber dieſe Farbenbuntheit ließ ſich doch auf drei Grundfarben zurückführen, innerhalb des italiſchen Bundes ſind drei Kategorieen zu ſcheiden. Einmal das unmittelbar römiſche Gebiet, in großen zuſammenhängenden Stücken über ganz Italien zerſtreut, denn bei der Unterwerfung unter Rom hatten die einzelnen Staaten und Stämme regelmäßig einen Teil ihres Gebietes abtreten müſſen, meiſtens ein Drittel ihrer Feldmark. Zu dieſem direkten römiſchen Gebiet gehörten die Bürgerkolonieen mit vollem und die Municipien mit paſſivem Bürgerrecht, das ihnen alle Pflichten römiſcher Bürger gab, vor allem Dienſt- und Steuerpflicht, aber die politiſchen Rechte verſagte, das Stimmrecht und das Wahlrecht, das aktive und paſſive; dieſe Paſſivbürger hatten nur Anteil an den Laſten, an den Munera der Gemeinde. Neben dieſem römiſchen Gebiete ſtand die zweite Kategorie der latiniſchen Gemeinden, ohne Zuſammenhang untereinander, aber jede einzelne mit Rom verbunden, mit dem Rechte auf privatrechtlichen Schutz und mit Ehegemeinſchaft, mit commercium und conubium, und mit dem Rechte, unter Umſtänden bei einer Überſiedelung nach Rom vollen römiſchen Bürgerrechts teilhaft zu werden; ſeit 268, ſeit der Errichtung von Ariminum, wurde dieſe Möglichkeit freilich auf die Leute beſchränkt, die in der Kolonie ein Amt bekleidet oder im Gemeinderat geſeſſen hatten. Endlich ſtanden neben dem römiſchen Gebiet und den latiniſchen Gemeinden zu dritt die Staaten der Bundesgenoſſen, ſelbſtändige ſouveräne Staaten, aber von beſchränkter Souveränität, ohne eigene Militärgewalt und eigene auswärtige Politik. Ein Verzeichnis der Waffenfähigen Italiens aus dem Jahre 225 v. Chr. läßt uns einen Einblick in die militäriſche Organiſation dieſes italiſchen Bundes tun. Bis zum Bundesgenoſſenkriege des Jahres 90 v. Chr. ſtand Rom an der Spitze dieſes Bundes, er hat Karthago und Makedonien bezwungen und die Welt Rom zu Füßen gelegt. Er wuchs bald zuſammen durch die Gemeinſchaft der Intereſſen und beſtand dadurch die größte Gefahr in der Zeit des hannibaliſchen Krieges. Hannibal hatte auf den Zuſammenbruch und den Auseinanderfall des Bundes gerechnet, er wird die praktiſche Bedeutung der kritiſchen Urteile über Rom, die ihm aus bundesgenöſſiſchen Kreiſen zu Ohren kamen, überſchätzt haben: als ob die Feſtigkeit des Deutſchen Reiches durch die derbe und gelegentlich groteske Form des ſüddeutſchen Urteils über preußiſches Weſen irgendwie berührt würde. Stärker als alles wiegt die Solidarität der Intereſſen, nicht zum mindeſten auf wirtſchaftlichem Gebiete. Und hier bot das commercium, bot der privatrechtliche Schutz innerhalb des italiſchen Bundes ſeinen einzelnen Gliedern handgreiflichen Vorteil. Im Bunde ſtanden ſie ſich beſſer als in der früheren Vereinzelung.

Auch auf die innere Entwicklung des römiſchen Staates haben die zwei Generationen, in denen Rom zur Herrſchaft über Italien emporſtieg, ihren Einfluß nicht verfehlt.

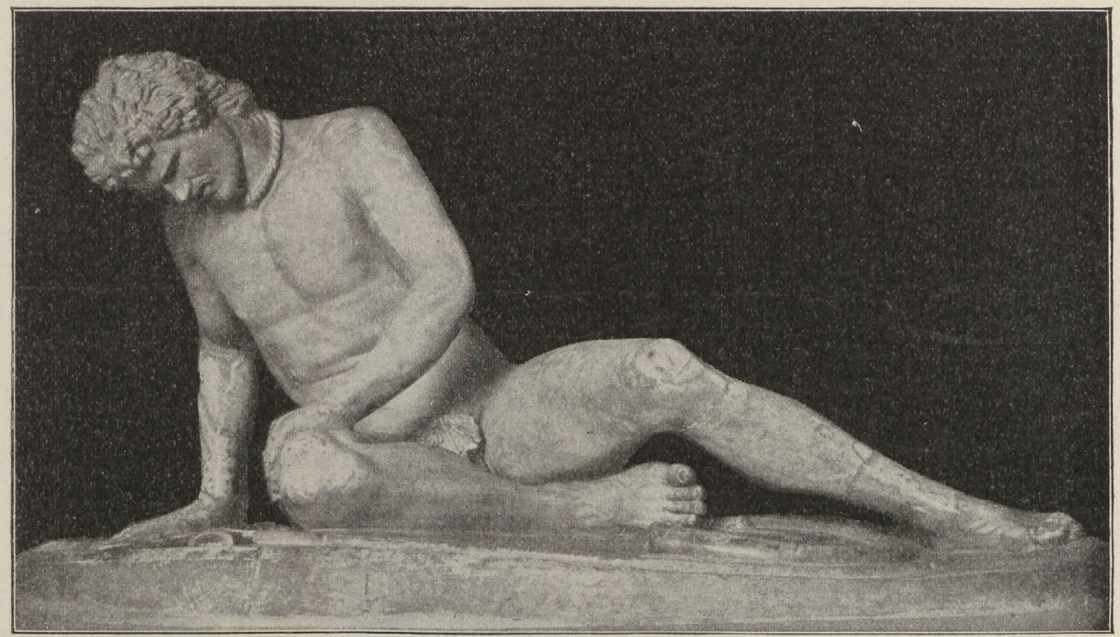
Die Zeit des großen Samniterkrieges und die gewaltige Reform der Staats- und Heeresordnung, die der Cenſor Appius Claudius im Jahre 310 v. Chr. vornahm, zeigt den Einfluß und die Bedeutung, die das Geld und das mobile Kapital neben dem Grundeigentum gewonnen hatte. Die Heranziehung der nicht Grund und Boden, wohl aber Geld beſitzenden Leute zum Kriegsdienſt hatte die große Heeresverſtärkung ermöglicht, durch welche die Römer die Koalition von Samniten und Etruskern überwanden; in der Centurienordnung des Appius Claudius erhielten dieſe Leute nunmehr auch politiſche Rechte. Die Verbindung der Centurienordnung mit dem Grundeigentum hatte aufgehört, in den Centuriatcomitien hatte das Grundeigentum ausgeſpielt, es kam nicht mehr als ſolches in Betracht, ſondern nur noch nach ſeinem Geldwerte. Ohne jeden Unterſchied hatte Appius Claudius den kein Grundeigentum beſitzenden Bürgern die örtlichen Tribus geöffnet, in allen Tribus konnten ſie mit ihrem Stimmrecht gleichmäßig ihren Einfluß üben. Aber das Jahr 304 brachte das Ende des großen Krieges und den Frieden. Man hatte die Leute jetzt nicht mehr ſo nötig wie in den letzten ſechs Jahren ſeit 310, und die Konſequenz daraus zog im Jahre 304 der neue Cenſor Q. Fabius Maximus Rullianus. Er ließ den Bürgern, die kein Grundeigentum beſaßen, wohl die Zugehörigkeit zu den örtlichen Tribus, aber entwertete dieſe politiſch dadurch, daß, wer kein Grundeigentum beſaß, nur in eine der vier ſtädtiſchen Tribus Aufnahme fand. So viel ihrer auch ſein mochten, die kein Grundeigentum beſaßen, ſie konnten mit der Geſamtheit ihrer Stimmen doch nur mehr über vier Tribus verfügen; die ländlichen Tribus aber blieben dem Grundeigentum vorbehalten, ſo daß dies für ſeine Stimmen einen viel größeren Wert erhielt. Das politiſche Schwergewicht des Grundeigentums, das ſo charakteriſtiſch für die römiſche Anſchauung iſt, wurde damit wieder hergeſtellt, und im Zuſammenhange damit ſank die politiſche Bedeutung der Centuriatverſammlungen, für die der Unterſchied von Grundeigentum und Geld nicht mehr in Betracht kam, während die auf den örtlichen Tribus ruhenden und nach ihnen organiſierten Volksverſammlungen ſich hoben und in ihrer Bedeutung ſtiegen. Nach den Tribus aber waren die plebejiſchen Volksverſammlungen gegliedert, die concilia plebis ruhten auf den örtlichen Tribus, und das politiſche Schwergewicht des Grundeigentums kam ſeit 304 v. Chr. ihnen wieder zu ſtatten, nicht aber den Centuriatcomitien. Daher kommt es, daß nunmehr die plebejiſchen Verſammlungen und ihre Beſchlüſſe, die Plebiscite, ſich in ihrer Bedeutung über die der Centuriatcomitien erhoben und ſich den leges, den Geſetzen dieſer Comitien gleichſtellten. Schon früher hatten gelegentlich einzelne Plebiscite, wir wiſſen nicht unter welchen Formen, die Zuſtimmung auch der Patrizier gefunden und waren zu allgemeiner Anerkennung gekommen, nach dem Jahre 304 aber ſetzte dieſe Bewegung in ſteigender Richtung ein, das ogulniſche Plebiscit des Jahres 300 v. Chr. öffnete den Plebejern ſogar die bis dahin durchaus den Patriziern vorbehaltenen Prieſtertümer des Pontifikats und Augurats, durch die ein ſtolzer Adel einzelne ſeiner Mitglieder zu ehren und auszuzeichnen wußte. Und dem Abſchluß des Samniterkrieges folgte die volle Gleichſtellung der Plebiscite mit den Geſetzen, mit den leges; es geſchah das durch das hortenſiſche Geſetz vom Jahre 287. Dieſe römiſchen Plebiscite wird niemand mit modernen Plebisciten gleichſetzen wollen. Die modernen Plebiscite, wie ſie in Frankreich das zweite Kaiſerreich, wie ſie die Einigung Italiens zu praktiſcher Bedeutung hob, ſind allgemeine Abſtimmungen des ungegliederten Volkes, an denen jeder Bürger teilnehmen darf; die römiſchen Plebiscite dagegen waren die Beſchlüſſe der nach Tribus gegliederten plebejiſchen Volksverſammlungen, an denen die Patrizier keinen Anteil hatten. Es war das Bauernheer, das es verſtand, dieſe Gültigkeit der Plebiscite durchzuſetzen, wie es wenige Jahre vorher, im Jahr 300, eine Erweiterung des Provocationsrechtes erreicht hatte. Von den plebejiſchen Volksverſammlungen waren wohl die Patrizier ausgeſchloſſen, aber nicht etwa der geſamte Adel jener Zeit, denn dieſer war nicht mehr rein patriziſch. Vielmehr hatten ſich mit ihm die großen plebejiſchen Familien, die ſeit 399 v. Chr. zur Präſidentſchaft der Republik aufgeſtiegen waren, zu einem neuen Amtsadel der Nobilität verbunden, und dieſer neue Adel fand allmählich ſeinen politiſchen Ausdruck im Senate. Dieſer Körperſchaft, der die geweſenen Beamten für ihre Lebensdauer angehörten, gelang es, die Magiſtratur, die aus dem gleichen Stande hervorging, zu inſtruierten Geſchäftsträgern hinabzuzwingen; das gelang dem Senate ſogar dem Präſidenten gegenüber durch ſein Bündnis mit dem Tribunate. Gegen einen Konſul, der ſich dem Senate nicht fügen wollte, war wenigſtens einer der zehn Tribunen immer zur Interceſſion zu haben, und das genügte, um den eigenwilligſten Präſidenten lahm zu legen und unter den Senat zu beugen. Ihre größte Leiſtung zeitigte dieſe Erhebung des Senats über die Magiſtratur in der Ausbildung einer feſten und ſtetigen Tradition, wie ſie die Weltgeſchichte in der Folge nur noch zweimal geſehen hat, in der Republik Venedig und in der Politik der römiſchen Kirche. Der jährliche Wechſel der Präſidentſchaft hätte leicht zu allen Gefahren eines Zickzackkurſes führen können, der Senat aber wollte immer dasſelbe, nämlich die Macht und Größe Roms. Er wies den Feldherren ihre Wege und verſtand es, die Maſſen zu dirigieren; er erlebte den Moment der höchſten Größe, als er, unmittelbar nach der Beendigung des hannibaliſchen Krieges, einen unpopulären Krieg durchſetzte, der die ſiegreichen Waffen Roms nach dem Oſten führte und die Herrſchaft Roms vom Abendlande in die Welt des Hellenismus trug. Aber noch trennen zwei Generationen den Abſchluß des italiſchen Bundes von dem Kriege gegen König Philipp: erſt war Sicilien zu gewinnen und Karthago niederzuwerfen, dann erſt ging es gegen Makedonien und die Griechen. Nach dem Weſten kam der Oſten an die Reihe.

11. Makedonien und die Staatenbünde Griechenlands.

Der Sieg bei Pydna gab den Römern im Jahre 168 v. Chr. die Herrſchaft über Makedonien. Mit der Niederlage des Königs Perſeus fiel das Haus der Antigoniden, das ſich länger als ein Jahrhundert ununterbrochen im makedoniſchen Königstum behauptet hatte, ſeitdem Antigonos Gonatas, der Sohn des Demetrios Poliorketes, der Enkel des alten Antigonos, im Jahre 277 auf den makedoniſchen Thron gelangt war. Es war eine Reihe bedeutender Fürſten, Antigonos Gonatas ſelber allen voran, der bis zum Jahre 239 v. Chr. regierte; ihm folgte ſein Sohn Demetrios II, der Enkel des Poliorketes, bis 229. Für deſſen unmündigen Sohn Philippos übernahm zunächſt ein Vetter ſeines Vaters, Antigonos Doſon, ein Bruderſohn des Gonatas, die Vormundſchaft und bald das Königtum ſelber; erſt im Jahre 220 folgte ihm König Philipp, der mit den Römern in Krieg geriet und dann die Revanche plante, bis zu ſeinem im Jahre 179 erfolgten Tode. Als der letzte der makedoniſchen Antigoniden hat ſein Sohn Perſeus ſich noch ein Jahrzehnt hindurch behauptet.

Zum Könige von Makedonien hatte den Antigonos ſein Keltenſieg erhoben. Wenn die Kelten auch bereits in der Zeit vor Alexander, unter Philipp, auf der Balkanhalbinſel erſchienen, ſo haben doch erſt die Niederlagen, die ſie von ſeiten der Römer erfuhren, ſie in großen Scharen, in einer wahren Völkerwanderung, nach dem Oſten geführt, unter Belgios brachen ſie 279 v. Chr. in Makedonien und Thrakien ein, und im Kampfe gegen ſie fiel Ptolemäos Keraunos im folgenden Jahre. Und ein neuer keltiſcher Haufe unter Brennos bedrohte Griechenland und Delphi; vergebens hatten die Griechen es verſucht, ihn bei den Thermopylen aufzuhalten, auch Delphi hatte man nicht ſchützen können, aber die Kelten litten unter der Jahreszeit und zogen ab, ſie erlitten beim Rückzug ſtarke Verluſte, vor allem durch die Ätoler, die bereits die Verteidigung von Delphi unternommen hatten. Und der Sieg des Antigonos Gonatas über keltiſche Scharen bei Lyſimachia im Jahre 277 drängte ſie weiter nach dem Oſten, unter Lutarios gingen ſie über den Hellespont, unter Leonnorios über den Bosporos, ſie beſetzten einen Teil Großphrygiens, der nach ihnen Galatien genannt wurde, ſie wurden ein Schrecken Kleinaſiens und machten Seleukiden uud Pergamenern viel zu ſchaffen; und noch wirkſamer als durch dieſe Kämpfe haben ſie in der Weltgeſchichte dadurch einen Platz gewonnen, daß der Apoſtel Paulus einen Brief an die Galater gerichtet hat. Auch in Thrakien behaupteten ſich Kelten unter Komontorios, ſie gründeten das große Reich der Hämoskelten von Tylis, das ſich zwei Generationen lang gehalten hat, bis es um 212 v. Chr. den Thrakern wieder weichen mußte.

Von Griechenland aus hatte Antigonos Gonatas ſich Makedoniens bemächtigt, neben ſeiner Macht aber kamen jetzt zwei große Staatenbünde auf, der ätoliſche und der achäiſche. In Ätolien beſtanden noch zur Zeit Alexanders des Großen Urzuſtände, wie ſie in Attika der Zeit des Einheitſtaates vorauslagen, die ätoliſchen Stämme der Apodoten, Ophioneis und Eurytanen entſprachen den vier Phylen der attiſchen Urzeit; noch während des peloponneſiſchen Krieges, ja noch unter Alexander ſchickten die Ätoler als Geſandte Vertreter der Stämme; der Nordweſten von Hellas hat ſich eben erheblich langſamer entwickelt als der Oſten. Erſt in der Zeit nach Alexander haben die ätoliſchen Stämme ſich enger aneinandergeſchloſſen, ein ätoliſches Koinon begegnet zuerſt 314 v. Chr. Zu größerer Bedeutung gelangten die Ätoler durch ihren Kampf gegen die Kelten und durch die Verteidigung von Delphi; die delphiſche Amphiktionie kam dadurch unter ihren Einfluß. Sie dehnten in der Folge ihren Bund weit aus über Mittelgriechenland und Theſſalien; nach dem Peloponnes hinüber verbanden ſie alte Stammesbeziehungen zu den Eleern, die in der Vorzeit aus Ätolien gekommen waren, deren Dialekt dem ätoliſchen nächſtverwandt iſt, und die im Laufe der Jahrhunderte das Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit mit den Ätolern nicht verloren hatten. Über die Bundesgenoſſen im engeren Sinne aber dehnte der ätoliſche Bund ſich noch weiter aus durch die Aufnahme anderer Staaten in ſeine Bundesgemeinſchaft. Nicht ohne Grund hat Niebuhr die Ätoler als eine organiſierte Räuberbande bezeichnet; die Bundesgenoſſen im weiteren Sinne beſtanden aus Staaten, die ſich durch regelmäßige Zahlungen von den ätoliſchen Plünderungszügen freikauften.



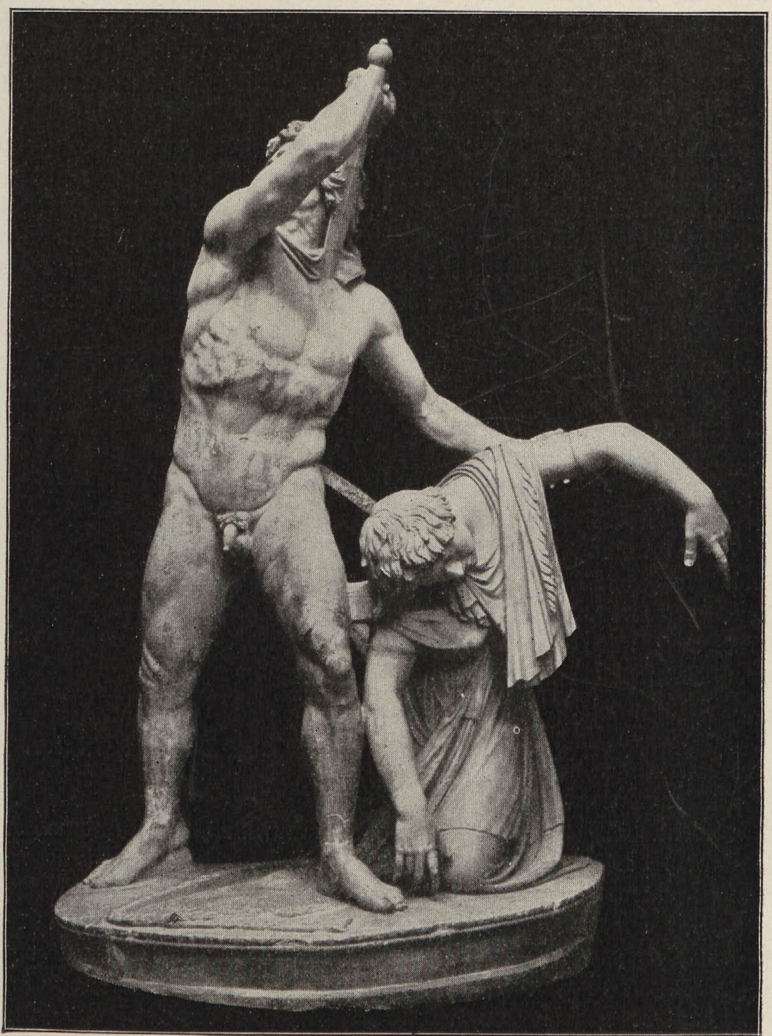
Der ſterbende Gallier. Marmorſtatue im Kapitoliniſchen Muſeum zu Rom.

Einen ganz anderen Charakter als der ätoliſche Bund trug der achäiſche. Die Städte des achäiſchen Landes im Norden des Peloponnes waren ſeit alters in einem Bunde vereinigt, deſſen Mittelpunkt das Heiligtum von Aigion war; im Jahre 324 hatte Alexander dieſen Bund aufgelöſt. Im Jahre 280 aber hatten zunächſt vier achäiſche Städte ſich wieder zu einem Bunde vereinigt, dem ſich in der Folge noch mehr anſchloſſen. Mit dieſen Bünden, dem ätoliſchen und dem achäiſchen, hatte die Politik des Antigonos Gonatas nunmehr zu rechnen. Erſt ſeit wenigen Jahren war er Makedoniens Herr, als Pyrrhos aus Italien heimkehrte. Die griechiſch-makedoniſche Machtſtellung des Antigonos erſchien dem Pyrrhos für Epiros ſelbſt bedenklich, und ſo zog er denn bereits 274 gegen ihn zu Felde und ſchlug ihn; auch im folgenden Jahre konnte Antigonos ſich gegenüber Ptolemäos, dem Sohne des Pyrrhos, nicht behaupten. Auch bei den Griechen regt es ſich jetzt gegen Antigonos, die Ätoler und Achäer traten auf die Seite des Pyrrhos, und dieſer zog nach dem Peloponnes. Antigonos folgte ihm, 272 v. Chr., vor Argos ſtießen beide aufeinander, ſie drangen beide in die Stadt ein, und es kam hier zum Straßenkampfe. Vom Dache aus hat hier ein altes Weib den Pyrrhos mit einem Ziegelſtein getroffen und ihm das Genick gebrochen; ſo hat das Geſchick dem Helden ſelbſt den Heldentod verſagt. Antigonos wurde Herr in Makedonien und Griechenland. Außer auf ſeine Parteien in den Städten ſtützte er ſeine Herrſchaft durch makedoniſche Beſatzungen und durch die Begünſtigung von Tyrannen, wie ſie jetzt vielerorts aufkamen.

Gegen die neue Machtſtellung des Antigonos aber verbündete ſich in der Folge Ptolemäos II Philadelphos mit den Spartanern und Athenern. Im öſtlichen Becken des Mittelmeeres dominierte, da das Seleukidenreich Landmacht war und die makedoniſche Flotte ſich nicht auf der Höhe gehalten hatte, jetzt die ägyptiſche Flotte der Ptolemäer; ſie kooperierte gegen Antigonos jetzt mit den Bewegungen der Griechen zu Lande. Im Jahre 266 kam es zum Kriege, der vom atheniſchen Standpunkte aus der chremonideiſche genannt wurde, weil Chremonides den Anſchluß Athens an die Koalition der Ägypter und Spartaner herbeigeführt hatte. Wenn Philadelphos auch ſeine Flotte nach dem attiſchen Vorgebirge Sunion ſchickte, ſo kam ſie doch nicht zur Aktion. Antigonos zog durch Attika, er beſetzte den Iſthmos und wurde einer Meuterei ſeiner keltiſchen Söldner Meiſter; im Jahre 264 ſchlug er die Spartaner bei Korinth, und ihr König Areus fiel. Im folgenden Jahre mußte auch Athen ſich dem Antigonos ergeben, damit war der Krieg zu Ende; Chremonides fand in Ägypten Zuflucht. In der Folge ſchlug Antigonos die ptolemäiſche Flotte bei Kos und gewann durch dieſen Sieg die Kykladen; die ägyptiſche Herrſchaft auf dem Ägäiſchen Meere war erſchüttert. Nach ihrer Wiederaufrichtung hat Antigonos Doſon der ägyptiſchen Flotte Ptolemäos III Euergetes in der Schlacht bei Andros um 227 v. Chr. eine ſchwere Niederlage bereitet.

Aber im Peloponnes erfuhr die Machtſtellung des Antigonos Gonatas ſtarke Einbuße durch die Erhebung des achäiſchen Bundes unter Arat von Sikyon, der dem Bunde über ſeine landſchaftliche Bedeutung hinaus eine nationale Stellung gab. Seine raſtlos tätige politiſche Klugheit wandte ſich gegen Makedonien, er ſuchte den Peloponnes von der makedoniſchen Herrſchaft zu befreien und die Führung hier dem achäiſchen Bunde zu verſchaffen. Im Jahre 251 befreite er ſeine Heimat Sikyon von der Tyrannis, Sikyon trat jetzt mit den Achäern in Verbindung, und die Achäer mit Ptolemäos Philadelphos; die ägyptiſche Politik ſtand auch in der Folge mit den Achäern gegen Makedonien. Den leuchtendſten Stein fügte Arat im Jahre 243 in die Krone ſeines Ruhmes, als er Korinth von der makedoniſchen Beſatzung befreite; von jetzt ab war er der Führer und der leitende Staatsmann des Bundes. Zwei eigenartige Männer ſtanden einander gegenüber, Antigonos Gonatas und Aratos; Antigonos, der erſte Fürſt ſeiner Zeit, ein Feldherr und Staatsmann, von tiefer und umfaſſender geiſtiger Bildung, von rein intellektuellem Intereſſe für die Philoſophie erfüllt, ein Schüler Zenons, des Begründers der ſtoiſchen Philoſophie; die Stellung eines Königs bezeichnete er als eine ehrenvolle Knechtſchaft. Ihm gegenüber ein geſcheiter Diplomat und Staatsmann wie Arat, ein Patriot, wenn auch von kleinlicher Eiferſucht nicht frei, ſchon darum kein großer Mann, weil die Natur ihm den phyſiſchen Mut verſagte, der aber, nach ſeiner Anlage kein Kriegsmann, ſich doch zum Mut gezwungen hat. Nach der Befreiung von Sikyon und von Korinth gewann Arat einen neuen Erfolg, aber erſt nach dem Tode des Gonatas, unter ſeinem Sohne, König Demetrios II, im Jahre 234. Jetzt legte der Tyrann Lydiadas von Megalopolis ſeine Herrſchaft nieder, und Megalopolis trat dem achäiſchen Bunde bei: als Bundesſtrategen erſcheinen nunmehr abwechſelnd Aratos und Lydiadas. Der Bund erhob ſich zu hoher Blüte, der größte Teil des Peloponnes war im Verein mit den Achäern. Und Arat benutzte die Schwierigkeiten, die ſich dem Antigonos Doſon entgegenſtellten. Dieſer Doſon, der immer geben zu wollen verſprach, und für den das Geben doch immer in der Zukunft blieb, vermählte ſich mit der Witwe ſeines Vetters, Demetrios II, und ergriff die Regierung Makedoniens zunächſt als Vormund des von König Demetrios hinterlaſſenen unmündigen Sohnes, des Philippos, dann unter eigenem Königstitel; er adoptierte den Philippos, der ihm nach ſeinem Tode 221 als König folgte. Antigonos Doſon verlor zunächſt ſeine griechiſchen Beſitzungen, auch Athen befreite ſich im Jahre 228 unter Beihilfe des Aratos, ohne freilich in den achäiſchen Bund einzutreten. Aber die makedoniſche Herrſchaft über Griechenland ſchien gebrochen. Da erwuchs den Achäern ein kräftiger Gegner in Kleomenes von Sparta, und gegen die Spartaner rief Aratos ſelber die Makedonier wieder ins Land.

Die ſtaatliche Ordnung Spartas, wie die lykurgiſche Verfaſſung ſie begründet hatte, ruhte auf der militäriſch-politiſchen Organiſation von Grundherrſchaft und Hörigkeit. Der grundherrliche Boden der Spartiaten wurde von ihren Hörigen bearbeitet, von den Heloten, und die in Sparta wohnenden Grundherren lebten von ihren Abgaben; ſie gingen auf im Kriegsdienſt und in der Politik und waren im Alleinbeſitz der ſtaatlichen Rechte. Neben ihnen ſtanden, perſönlich frei, aber politiſch rechtlos, die Periöken, die ſtädtiſche Bevölkerung, nur in den Gebieten ſpäterer Eroberung, auf die man die Helotie nicht mehr zu übertragen wagte, auch freie Bauern. Außer den Spartiaten rekrutierte das lakedämoniſche Heer ſich aus den Periöken, eine planmäßige Heranziehung der Heloten zum Kriegsdienſt war ausgeſchloſſen, und damit eine ausgiebige militäriſche Verwertung des Bauernſtandes. Zu einer Entfeſſelung der bäuerlichen Soldatenkraft, wie ſie in Rom die ſog. ſervianiſche Verfaſſung herbeiführte, konnten die Spartiaten ſich nicht entſchließen. Dabei dezimierten die fortwährenden Kriege den Herrenſtand, der zur Zeit des Xerxes 8000 Spartiaten zählte, von denen zur Zeit des Ariſtoteles nur noch 1000 übrig waren, um 250 v. Chr. aber nur noch 700. Die wirtſchaftliche Vorbedingung für die Zugehörigkeit zum Herrenſtande und die Ausübung der ſtaatlichen Rechte war der Beſitz der Grundherrſchaft, des grundherrlichen, von Heloten bearbeiteten Klaros; und von den 700 Spartiaten waren nur noch 100 Grundherren und ſomit Vollbürger. Dieſer Staat war großen Aufgaben nicht mehr gewachſen, aber ihn wieder zur Leiſtungsfähigkeit emporzuheben, verſuchte nunmehr die Revolution von oben, die von den Königen Agis und Kleomenes ausging. Bei dem einen wie dem andern handelte es ſich nicht ſowohl um eine Bauernbefreiung, als vielmehr um Rückkehr zur alten lykurgiſchen Verfaſſung, zu einer Reſtauration des Herrenſtandes unter Beibehaltung der Helotie. Man ſuchte der Ungleichheit des Beſitzes innerhalb des Herrenſtandes abzuhelfen und den Herrenſtand ſelber zu erweitern, vor allem durch die Aufnahme von Periöken.



Der Gallier und ſein Weib.
Marmorgruppe im Thermenmuſeum zu Rom.

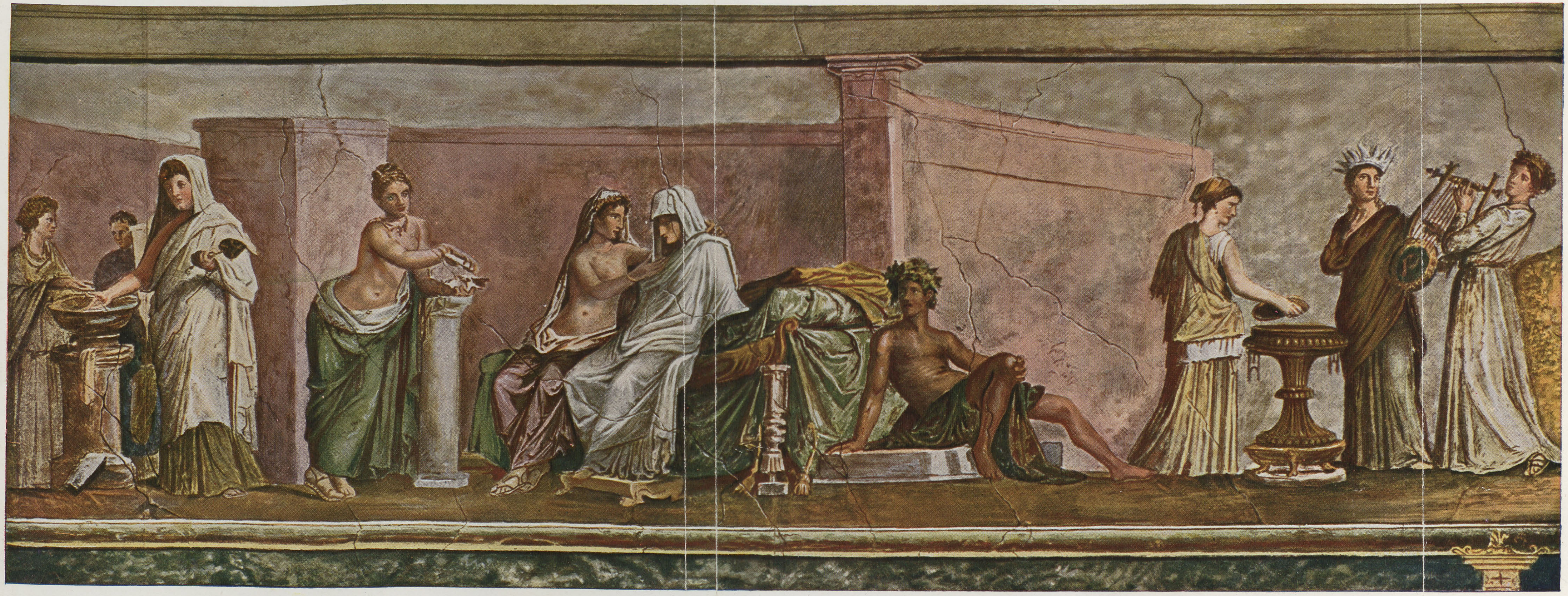
Durch den Verluſt Meſſeniens unter Epaminondas und den der Kynuria durch König Philipp war das ſpartaniſche Gebiet etwa auf die Hälfte reduziert worden. Waren zur Zeit des Xerxes 8000 Spartiaten mit Klaroi vorhanden, ſo ſuchte dementſprechend die Reform des Königs Agis durch eine Neuaufteilung des Spartiatenlandes die 100 noch beſtehenden Klaroi auf 4500 zu bringen; für die neuen Spartiatenloſe waren zunächſt natürlich die 600 erblos gewordenen Spartiaten in Ausſicht genommen, und ſodann etwa 4000 Periöken, die demnach in den Herrenſtand erhoben worden wären. Nach Ariſtoteles konnte Lakonien 30000 Hopliten ernähren; an dieſe Zahl und an die Minderung des Gebietes um die Hälfte knüpfte König Agis an, wenn er neben den 4500 Spartiatenſtellen 15000 Periökenloſe, freie Bauernhöfe, begründen wollte. Der Heloten hat König Agis ſich nicht angenommen, ſie blieben Heloten, auch wenn er durchdrang. Freilich gelang ihm die Durchführung ſeines Planes nicht, und im Jahre 242 kam bei ſeinem Unternehmen etwas ganz anderes heraus als ſeine Abſicht: die bisherigen Grundbeſitzer blieben es und wurden noch dazu ihre Hypothekenſchulden los. König Agis ſelber wurde geſtürzt und hingerichtet. Aber nach anderthalb Jahrzehnten kam König Kleomenes auf die Pläne des Agis zurück; im Jahre 227 hat er ſeine Landverteilung durchgeführt. Er brachte es dadurch in der Tat wieder auf 4000 Spartiatenklaroi, er bedachte dabei zunächſt natürlich die Spartiaten ohne Klaros und hat ſodann mehr als 3000 Periöken in den Herrenſtand erhoben. Der Heloten gedachte Kleomenes aber erſt in ſeiner Geldnot im Jahre 222: gegen Geld gab er 6000 Heloten die Freiheit, die für ihr Geld aber keine freie Bauernſtelle erhielten. Die Helotie als Inſtitut ließ auch er beſtehen.

Der Staatsſtreich des Kleomenes war getragen von dem Gedanken, ein ſtarkes Königtum herzuſtellen und die Wehrkraft Spartas zu heben. Darum hatte er das Ephorat beſeitigt, das ſeit alters das ſpartaniſche Königtum gebeugt hatte, und wenn auch er von Wiederherſtellung der lykurgiſchen Verfaſſung geredet hat, ſo ſtand ſeine Beſeitigung der Ephoren damit inſofern nicht im Widerſpruche, als die Einrichtung des Ephorates ſeit langem als nachlykurgiſch galt; in Wirklichkeit war das Ephorat genau ſo alt wie die lykurgiſche Verfaſſung. Und wie die Landaufteilung des Kleomenes mit dem Heerweſen in Verbindung trat, erkennt man daraus, daß die neuen Spartiatenloſe ihm 4000 Hopliten ſtellten; auch von den 6000 befreiten Heloten machte er 2000 zu Hopliten.

Im Jahre 235 hatte König Kleomenes den ſpartaniſchen Thron beſtiegen, Feindſeligkeiten gegen die Achäer eröffnete er bereits 228, nach dem Eintritte von Argos in die achäiſche Bundesgemeinſchaft; im folgenden Jahre beſiegte er die Achäer in der Schlacht von Megalopolis, in der Lydiadas ſeinen Tod fand. Und nach ſeinem Staatsſtreich brachte er 226 in der Schlacht bei Dyme dem achäiſchen Strategen Hyperbatas eine ſchwere Niederlage bei. Die Achäer wollten jetzt Frieden, Kleomenes aber forderte die Hegemonie des achäiſchen Bundes, und wenn die Bundesverſammlung in Argos ſie zu bewilligen bereit war, ſo kam es wegen einer Erkrankung des Kleomenes doch nicht zum Abſchluß, und damit gewann Aratos Zeit. Die Achäer konnten keine Hilfe von der Freundſchaft Ägyptens erwarten, denn dies war auch mit Sparta befreundet, ſo blieb nur Makedonien übrig, und mit Antigonos Doſon begannen die Verhandlungen, während die mit Kleomenes abgebrochen wurden; Kleomenes aber nahm Argos.

Münzporträt des Seleukos Nikator.

Die ägyptiſche Politik beſtimmte der Gegenſatz gegen Makedonien, und da die Achäer ſich jetzt auf dem Wege zu einem Verſtändnis mit Antigonos befanden, ſo ſchloß Ptolemäos III Euergetes nunmehr Bündnis mit Kleomenes und ſagte ihm Geldunterſtützung zu. Kleomenes hatte zunächſt noch weiter Erfolg und zog in Korinth ein, wenn die achäiſche Beſatzung auch Akrokorinth behauptete. Aber nunmehr kam, 223, das Bündnis der Achäer mit den Makedoniern zuſtande, das Antigonos gegen die Auslieferung von Korinth gewährte. Die Achäer und Arat hatten einen Frontwechſel vorgenommen, mit der Vertreibung der Makedonier hatte der achäiſche Staatsmann ſeine Laufbahn begonnen, aber zwanzig Jahre nach der Befreiung von Korinth lieferte er dasſelbe Korinth den Makedoniern wieder aus. Antigonos brach nach dem Peloponneſe auf, er beſetzte Korinth und Argos. Die verbündeten Staaten ſchickten nach Ägion ihre Abgeſandten, unter der Führung des Antigonos kam jetzt ein Bund helleniſcher Staaten zuſtande, die makedoniſche Hegemonie in Hellas war 223 wiederhergeſtellt. Die Herrſchaft des Kleomenes aber brach zuſammen, und eine Gemeinde nach der andern ſiel von ihm ab; in dieſer Not nahm er 222 ſeine Helotenbefreiung vor. An der Unterſtützung des Mißerfolges hatte auch Ägypten kein Intereſſe, und Ptolemäos IV Philopator, der 221 ſeinem Vater Euergetes gefolgt war, kehrte zur Neutralität zurück. Antigonos aber drang in Lakonien ein und überwand 221 den Kleomenes in der Entſcheidungsſchlacht bei Sellaſia. Kleomenes floh nach Ägypten; 219 gab er ſich hier ſelbſt den Tod. Er hat den makedoniſchen König überlebt, der, nach dem Siege von Sellaſia in ſeine Heimat zurückgekehrt, noch im ſelben Jahre ſtarb; er hinterließ Makedonien und die wiederhergeſtellte Herrſchaft über Griechenland ſeinem Mündel und Adoptivſohn, dem ſiebzehnjährigen König Philipp. Mehr als vier Jahrzehnte der Herrſchaft lagen vor ihm: unter ihm vollzog ſich der Übergang der helleniſtiſchen zur römiſchen Geſchichte.



Die ſogenannte Aldobrandiniſche Hochzeit
Helleniſtiſches Wandgemälde. Original im Vatikan zu Rom

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

12. Die Epigonen in Aſien und Ägypten.

Wenn die helleniſtiſchen Reiche auch ein einheitliches Staatenſyſtem bilden und ihre Geſchicke fortwährend ineinander greifen, ſo ſind doch auf der einen Seite Makedonier und Hellenen, und auf der anderen Ptolemäer und Seleukiden durch Gemeinſchaft und Gegenſatz der Intereſſen auf das engſte miteinander verbunden. Neben die Seleukiden treten in Kleinaſien die Pergamener. In zwei aufeinander folgenden Generationen haben die Epigonen in den ſechzig Jahren nach 280 in Makedonien und Ägypten geherrſcht, in Ägypten folgte auf Ptolemäos II Philadelphos im Jahre 246 ſein Sohn Ptolemäos III Euergetes, der bis 221 regierte; und in Makedonien waren es ebenfalls zwei Generationen, denn Demetrios II und Antigonos Doſon, die nach Antigonos Gonatas und vor König Philipp das Land beherrſchten, gehören als Vettern einer und derſelben Generation an. In Syrien dagegen ſtieg ſchon im Jahre 226 die dritte Generation zu Grabe. Auf Antiochos I Soter war 261 ſein Sohn Antiochos II Theos gefolgt, der bereits 246 ſtarb, und der dritten Generation gehören die Brüder Seleukos II Kallinikos und Antiochos Hierax an, deren Tod 226 und 227 erfolgte. Länger, 40 Jahre lang, hielt ſich die vierte Generation, Seleukos III Soter wurde freilich ſchon 223 ermordet, aber ſein Bruder Antiochos III, der Große genannt, regierte bis 187, und auch er hat die natürliche Grenze ſeines Lebens nicht erreicht, er wurde erſchlagen. Der Zeitgenoſſe des makedoniſchen Königs Philipp iſt Antiochos III.

Im Nordweſten Kleinaſiens iſt kurz vor der Schlacht auf dem Kyrosfelde, im Jahre 282 die Herrſchaft der Pergamener begründet worden. Auf der Burg zu Pergamon hauſte damals Philetairos aus dem paphlagoniſchen Tios als Schatzmeiſter des Lyſimachos und ging bei dem Zwiſte des Seleukos und Lyſimachos zu Seleukos über; die 9000 Talente des Lyſimachos behielt er für ſich und begründete damit die Geldmacht ſeines Hauſes. 20 Jahre, bis 263, hat er, formell als Vaſall des Seleukos und ſeines Sohnes Antiochos I hier gewaltet, tatſächlich frei und unabhängig. Ihm folgte ſein Neffe Eumenes I, der im Kriege gegen Antiochos ſein Gebiet bis an den Ida und nach Lydien ausdehnte, und dem Eumenes ſein Vetter Attalos I. ein anderer Neffe des Philetairos, von 241—197 v. Ch. Die Aufgabe ſowohl der Pergamener, wie der Seleukiden war der Schutz Kleinaſiens vor den Kelten: auf den großen Sieg Antiochos I über die Kelten im Jahre 270 geht ſein Beiname Soter zurück; und Attalos nahm nach ſeinen Keltenſiegen den Königstitel an, den Philetairos und Eumenes I noch nicht geführt hatten.

Im Alter von etwa 25 Jahren folgte 261 v. Chr. Antiochos II. Theos ſeinem Vater, deſſen Mitregent er bereits geweſen war; er war von dem raſtlos tätigen Manne weit verſchieden, er liebte den Wein mehr als die Geſchäfte. Die Ausbreitung der Ägypter in Kleinaſien, wo Philadelphos den Eumenes von Pergamon bereits gegen Antiochos I Soter unterſtützt hatte, hielt ihn im Weſten feſt, und ſo entzog ſich ihm der Oſten. Die Geſandtſchaften ſeines Vaters waren noch bis Indien gegangen, Antiochos Soter hatte zwiſchen 280 und 276 den Daimachos an den Hof von Pataliputra, zu König Amitraghata geſandt, dem Sohne des Königs Tſchandragupta. Das hörte jetzt auf, wenn auch Amitraghatas Sohn, der König Aſoka, der zum Buddhismus übergetreten war, in ſeinem Beſtreben, Menſchen und Tiere zu beglücken und Propaganda für ſeine Ideen und Ziele zu machen, die weiteſten Verbindungen mit den helleniſtiſchen Staaten unterhielt, von denen noch heute ſeine Inſchriften Zeugnis ablegen. Auch mit Antiochos Theos trat er aus dieſem Grunde in Beziehung, und ebenſo zu Ptolemäos Philadelphos, ja zu Antigonos Gonatas, und zu Alexander von Epiros, dem Sohne des Pyrrhos, ſowie zu Magas von Kyrene, dem Halbbruder des Philadelphos. Antiochos Theos ſelber aber kümmerte ſich nicht um den fernen Oſten, und, ſich ſelber überlaſſen, machte ein Teil der oberen Satrapieen ſich unabhängig. Der Satrap von Baktrien, Diodotos, erhob ſich als ſelbſtändiger König eines griechiſch-baktriſchen Reiches, zu dem auch Sogdiana und Margiana gehörten; ſeine Dynaſtie hielt ſich einige Jahrzehnte, bis Euthydemos aus Magneſia ſie ſtürzte; gegen dieſen hat Antiochos III von 208—206 gekämpft. Und in die letzte Zeit des Antiochos Theos fällt auch die Begründung des Partherreiches der Arſakiden; von kleinen Anfängen ging es aus, um die Seleukiden ſchließlich aus Iran und Meſopotamien zu verdrängen.

Als Antiochos II Theos im Jahre 246 ſtarb, folgte ihm ſein Sohn Seleukos II Kallinikos; er ließ ſeine Stiefmutter Berenike ermorden, die Tochter des Philadelphos und die Schweſter des Ptolemäos III Euergetes, der gleichzeitig mit Seleukos Kallinikos den Thron beſtiegen hatte; ein Angriff des Euergetes auf Syrien war die Folge. Während der Wechſelfälle dieſes Krieges erzwang Laodike von ihrem Sohne Kallinikos die Teilung der Gewalt mit ihrem jüngeren Sohne Antiochos Hierax, der nunmehr, ſeit 242, Aſien dieſſeit des Tauros, unter der Oberhoheit des Kallinikos, übernahm und zu Sardes reſidierte. Aber der Friede zwiſchen Kallinikos und Antiochos Hierax war von kurzer Dauer, ſchon im Jahre 239 brach im Seleukidenreiche der Bruderkrieg aus, Kallinikos rückte in Kleinaſien ein, er wurde aber bei Ankyra in Galatien von den keltiſchen Söldnern des Antiochos Hierax völlig geſchlagen und mußte Kleinaſien ſeinem Bruder laſſen. Dieſer aber vermochte ſich in ſeiner Herrſchaft nicht gegen Attalos von Pergamon zu behaupten, aus Kleinaſien vertrieben, fiel er 228 in Meſopotamien ein und wurde dort von dem Feldherrn des Kallinikos, von Achäos geſchlagen, der wohl einer Seitenlinie der Seleukiden angehörte; Antiochos Hierax entkam nach Thrakien und iſt dort 227 im Kampfe gegen die Kelten gefallen.

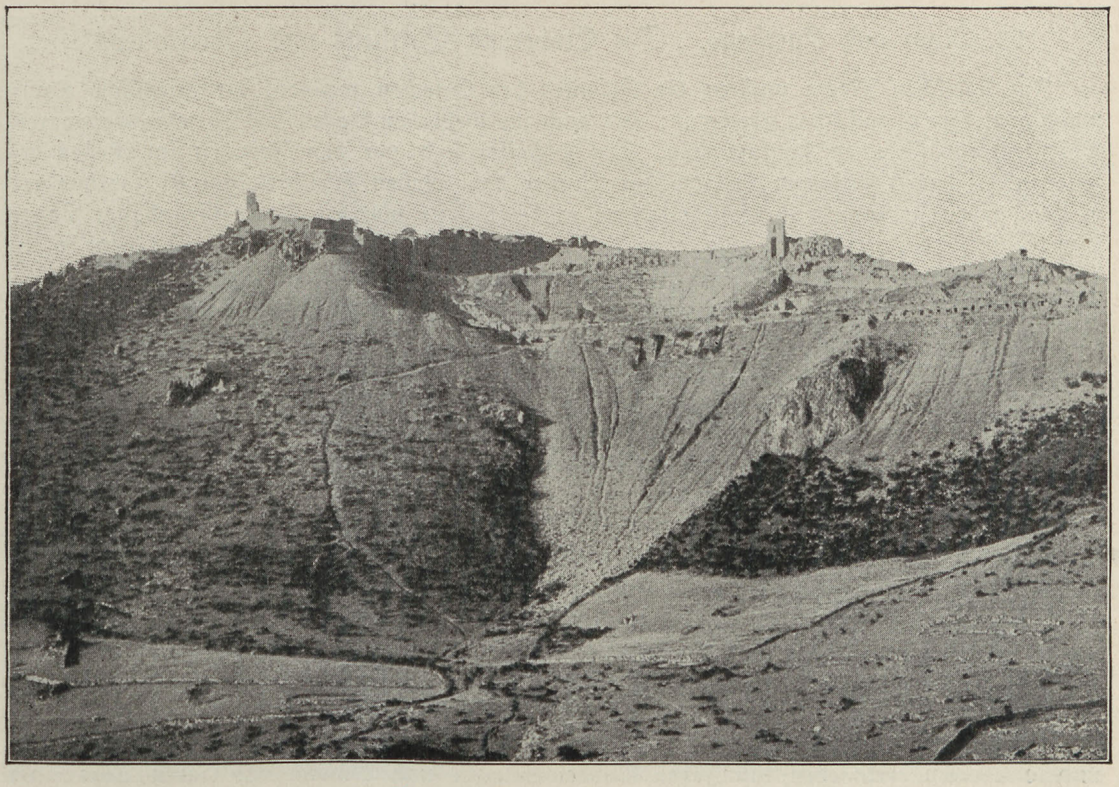
Bald darauf ſtarb Kallinikos, im Jahre 226, und ihm folgte ſein Sohn Seleukos III Soter, den die Soldaten Seleukos Keraunos nannten; er ſuchte Kleinaſien dem Attalos wieder abzunehmen, wurde aber 223 in Phrygien ermordet. An ſeine Stelle trat im Seleukidenreiche ſein jüngerer Bruder Antiochos III, die Rückgewinnung Kleinaſiens aber betrieb Achäos, er gewann Aſien dieſſeit des Tauros dem Pergamener wieder ab, indeſſen nicht für Antiochos III, ſondern für ſich ſelber, er wurde König und reſidierte in Sardes, wie Antiochos Hierax vordem. Neun Jahre lang hat er ſich behauptet, im Jahre 214 aber fiel er in die Hände des Antiochos III, und dieſer ließ ihn hinrichten. Wieder herrſchte der Großkönig über Aſien dieſſeit und jenſeit des Tauros.

Münzporträt des Philetairos von Pergamon.

Die Pergamener ſtanden im Gegenſatze ſowohl zu den Galatern, wie zu den Seleukiden. Bereits Eumenes I, der 263 ſeinem Oheim Philetairos gefolgt war, hatte ſich der Untertänigkeit entzogen und gegen Antiochos I Soter Krieg geführt; vor den Galatern ſicherte man ſich durch Tribut. Aber Attalos I, der 241 ſeinem Vetter Eumenes folgte, verweigerte den Galatern die weitere Tributzahlung, und als ſie ihn daraufhin angriffen, ſchlug er ſie bei den Kaikosquellen; nach dieſem Siege nahm er den Königstitel an; und als König regierte er bis 197 v. Chr. In der Folge verbanden die Galater ſich mit Antiochos Hierax, ſie zogen vor Pergamon, aber Attalos ſchlug ſie beim Tempel der Aphrodite, dann ging Attalos zum Angriff über und beſiegte den Hierax in drei Schlachten, im helleſpontiſchen Phrygien und bei Koloë in Lydien, 229, und 228 am kariſchen Fluſſe Harpaſos; er brachte Aſien dieſſeit des Tauros unter ſeine Herrſchaft, und Antiochos Hierax verließ es. Gegen Achäos hat Attalos ſeine Eroberungen indeſſen größtenteils wieder verloren und nur in Jonien ſpäter zum Teil zurückgewonnen. An die Stelle des Achäos trat der Großkönig Antiochos III.

Auch mit Ägypten, mit den Ptolemäern haben dieſe Seleukiden Krieg geführt, ſowohl Antiochos I Soter, wie auch Antiochos II Theos mit Ptolemäos II Philadelphos, und Ptolemäos III Euergetes gegen Seleukos II Kallinikos.

Im Jahre 274 fiel Ptolemäos Philadelphos in Syrien ein und nahm Damaskos, das er aber nicht auf die Dauer gegenüber dem Antiochos Soter behaupten konnte. Die Operationen der ptolemäiſchen Flotte dagegen führten zu Eroberungen in Kleinaſien, in Karien, Pamphylien und Kilikien, die bei dem Frieden des Jahres 272, der unter Anerkennung des Beſitzſtandes geſchloſſen wurde, ptolemäiſch blieben. Um dieſe Machtſtellung Ägyptens in Kleinaſien handelte es ſich auch bei dem Kriege, den Antiochos II Theos bereits in den erſten Jahren ſeiner Regierung mit Philadelphos führte. Und unmittelbar nach ſeiner Thronbeſteigung



Die Akropolis von Pergamon (Weſtanſicht). Photographiſche Aufnahme von Sebah und Joaillier.

begann Ptolemäos III Euergetes den großen Krieg gegen Seleukos II Kallinikos, der von 246—237 währte. Euergetes drang in Syrien ein und beſetzte Antiochia, er ging über den Euphrat und ſoll bis Babylon gekommen ſein, aber Unruhen in Ägypten nötigten ihn umzukehren, und Seleukos kam wieder empor, er beſiegte die ptolemäiſchen Truppen in der Nähe von Thapſakos am Euphrat, am Orte des Sieges erhob ſich die Stadt Kallinikon, aber es gelang ihm nicht, dem Euergetes das ſüdliche Syrien zu entreißen. Dieſer griff 239 in den Krieg der ſyriſchen Brüder ein und unterſtützte in Kleinaſien den Antiochos Hierax gegen Kallinikos; er belagerte Damaskos, konnte es aber nicht nehmen. Der Friede des Jahre 237 ließ ihm aber ſeine Machtſtellung in Südſyrien und vor allem in Kleinaſien.

Die Erforſchung des roten Meeres hatte bereits der erſte Ptolemäer begonnen, in der Folge gingen die ägyptiſchen Schiffe bis zur Zimtküſte, zwiſchen der Straße Bab-el-Mandeb und dem Kap Gardafui, nach Indien aber ging vor der Erkundung der Paſſatwinde der Handel nicht direkt, ſondern wurde durch die Sabäer Südarabiens vermittelt. An der Küſte des roten Meeres wurden unter Philadelphos eine Reihe von Handelsſtationen angelegt, im Binnenlande verband eine Straße Koptos mit Berenike am roten Meere. Der Kanal, durch den Dareios Nil und rotes Meer verbunden hatte, wurde wiederhergeſtellt. Und vor Alexandria hatte bereits Ptolemäos Soter auf der Inſel Pharos jenen rieſigen Leuchtturm errichtet, deſſen Fundamente noch erhalten ſind und den es neuerdings gelungen iſt, für die Anſchauung zu rekonſtruieren: der Pharos von Alexandria wurde das Vorbild für die Minarette des Islam und die Glockentürme der chriſtlichen Baukunſt. Mit genialem Blicke hatte Alexander den Ort beſtimmt für die Gründung der neuen Weltſtadt in Ägypten: für den Handel im Oſten bedeutete Alexandria, was Karthago dem Weſten war.

13. Rom und Karthago. Die Eroberung Siciliens und Oberitaliens.

Im Ägäiſchen Meere mußten die Phöniker den Griechen weichen, der griechiſche Kaufmann war dem phönikiſchen überlegen; und auch im weſtlichen Becken des Mittelmeeres waren Phöniker und Griechen Konkurrenten. Die Phöniker ſind vor den Griechen im Weſten erſchienen, ſie haben auf dem Gebiete der Elymer den Weſten Siciliens, im 9. Jahrhundert v. Chr. haben ſie Kleinafrika beſiedelt; hier erſcheint Utika als ihre älteſte Gründung, jünger war die tyriſche Kolonie Karthago, war die Neuſtadt, die nach der Tradition aus dem Jahre 814 v. Chr. ſtammt. Auch nach Südſpanien griffen die Phöniker hinüber, nach dem Lande Tarſchiſch, nach Tarteſſos, dem Lande des Guadalquivir, zwiſchen dem Guadina und dem Cabo de la Nao ſüdlich von Valencia. Um die Mitte des 8. Jahrhunderts erſchienen auch die Griechen in Sicilien, ſie beſetzten den Oſten und die Mitte, das Gebiet der Sikeler und Sikaner; um 630 v. Chr. entdeckte der Samier Koläos für die Griechen auch Tarteſſos, um 600 gründeten die kleinaſiatiſchen Phokäer die Griechenſtadt Maſſalia in Südfrankreich: der Buſen und die vorgelagerten Inſeln lockten hier geradezu zum Bleiben. Auch an der Riviera treffen wir aber Griechen und Phöniker neben einander: Monaco, ſchon um 500 v. Chr. dem Begründer der griechiſchen Erdkunde und Geſchichte, dem Hekatäos von Milet bekannt, war phönikiſch, hier verehrten die Phöniker ihren Melkart. Die Durchfahrt zwiſchen Weſtſicilien und Afrika konnten die Phöniker den Griechen ſperren, um ſo wichtiger war für dieſe die Beherrſchung der ſiciliſch-italiſchen Meerenge, zwiſchen Meſſana und Rhegion.

Unter den phönikiſchen Gemeinden des Weſtens erhob ſich Karthago, es übernahm den Schutz der andern und gewann damit die Herrſchaft über ſie, Karthago führte auch den Kampf gegen die beſtgehaßten Konkurrenten, gegen die Griechen Siciliens: zu gleicher Zeit wurde die Frage nach der Vormacht des Orients oder des Griechentums im griechiſchen Mutterlande und in Sicilien entſchieden, im Jahre 480 bei Salamis und Himera. Es waren Tage einer großen welthiſtoriſchen Entſcheidung, es handelte ſich damals darum, ob der Orient das Hellenentum bezwingen ſollte oder nicht: fiel dieſe Entſcheidung anders, ſiegten die iraniſchen Perſer und die ſemitiſchen Phöniker, ſo wurde das Mittelmeer und damit die Geſchichte der kommenden Jahrtauſende orientaliſch. Aber in ſchwerem Kampf und Ringen behaupteten an beiden Stellen ſich die Griechen. Und die Kataſtrophe der Athener hob das ſiciliſche Syrakus zur erſten Griechenſtadt des Weſtens, und die Flotte von Syrakus wurde zur größten griechiſchen Seemacht. Jetzt ſtanden in Sicilien Syrakus und Karthago gegeneinander, beide ſtrebten nach der Herrſchaft über die Inſel. Auf die Tyrannis der beiden Dionyſe folgte nach einem Menſchenalter die Machtſtellung des Agathokles. 361 v. Chr. geboren, wurde dieſer im Jahre 317 unumſchränkter Feldherr der Syrakuſaner und erneute den Kampf mit Karthago. Im Jahre 311 griffen die Karthager Syrakus an und blockierten es, Agathokles aber trug den Krieg in das eigene Land des Feindes und ſetzte mit ſeiner Flotte nach Afrika über, am Tage vor der totalen Sonnenfinſternis des 15. Auguſt 310 v. Chr. Er beſiegte die Karthager bei Tunis und nahm eine große Anzahl karthagiſcher Ortſchaften, Ophelas von Kyrene unterſtützte ihn, es kam aber zum Zwiſte zwiſchen ihm und Agathokles und zum Kampfe, in dem Ophelas 309 v. Chr. umkam, während ſein Heer in die Dienſte des Agathokles trat; im Jahre 308 nahm er Utika ein. Aber die ununterbrochene Blockade von Syrakus durch die Karthager nötigte ihn 307 nach Sicilien zurückzukehren, im Sommer 307 gewann er hier die größten Erfolge in dem ſiciliſchen Herrſchaftsgebieten der Karthager, während die Karthager ihrerſeits ſeine in Afrika zurückgebliebenen Truppen bedrängten, ſo daß er noch einmal nach Afrika hinabging, aber um jetzt geſchlagen zu werden und, im Herbſt 307, wieder heimkehren zu müſſen. Der Friede von 306 gab den Karthagern, was ſie verloren, auf Sicilien zurück. In Syrakus aber behauptete Agathokles, der auch den Königstitel annahm, ſich in feſter und ſicherer Herrſchaft, er war einer der mächtigſten und reichſten Fürſten ſeiner Zeit, vor allem durch ſeine Flotte und ſeine Söldner; ſeine Tochter Lanaſſa vermählte er dem Pyrrhos von Epiros, und in der Folge verſuchte Pyrrhos, dem Alexander, ſeinem Sohne von Lanaſſa, die ſiciliſche Erbſchaft des Agathokles, der, im Alter von 72 Jahren, im Jahre 289 v. Chr. geſtorben war, zu ſichern und ein weſtgriechiſches Reich zu begründen. Wir ſahen, daß er dicht

Siciliſche Landſchaft: Tauromenion, im Vordergrund das Theater. Photogr. Aufnahme von Brogi.

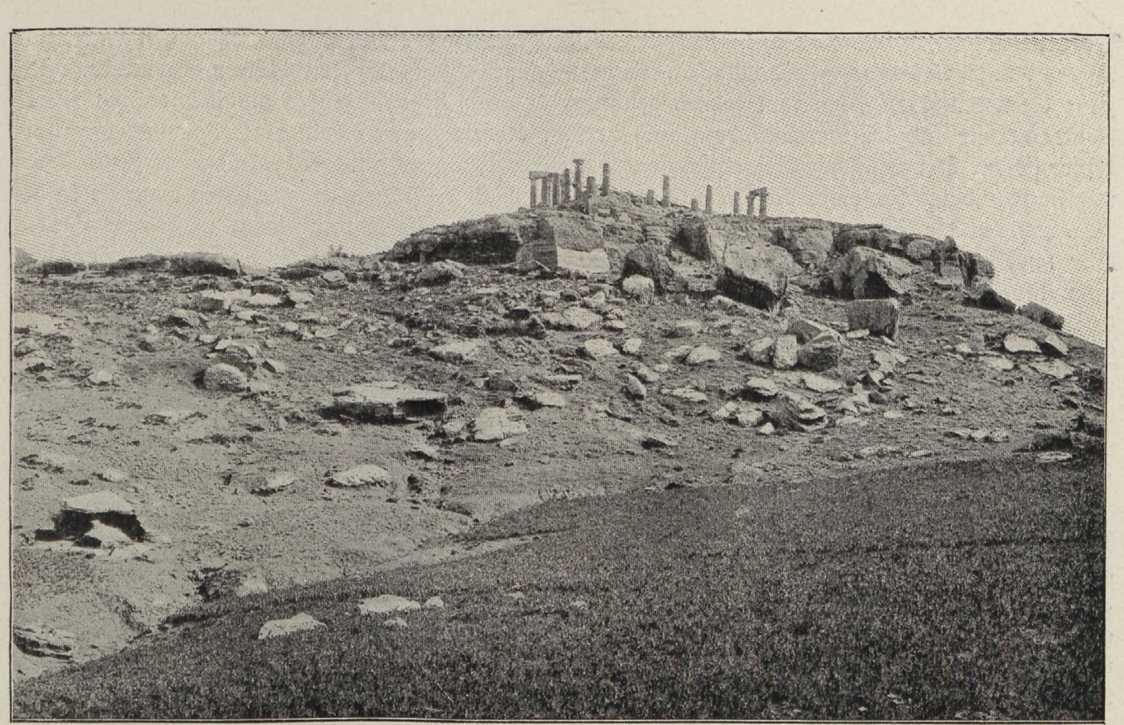
daran war, ſein Ziel zu erreichen, als alles wieder verloren ging; auf der Inſel behaupteten ſich als die beiden Mächte Karthager und Syrakuſaner.

Es war ein kriegsmächtiges Kaufmannsvolk, das der Karthager, das im Intereſſe ſeiner Wirtſchaft ein Reich begründete und beherrſchte. Der breiten Maſſe des Volkes ſtand eine erſte Klaſſe gegenüber, aus der die hohen Beamten und die Räte hervorgingen, es war ein plutokratiſcher Adel. In der volkreichen Stadt wohnten neben den Bürgern zahlreiche Metöken und Sklaven, und die Maſſe der Bürger hatte wohl das Recht, ſich regieren zu laſſen, aber wenig aktive politiſche Rechte: die Bürgerverſammlung hatte nur Anteil an der Beſtellung der Suffeten, und beſaß die Entſcheidung, falls Suffeten und Rat voneinander differierten. Trotz dieſes geringen Anteils am Regiment war das Volk zufrieden, weil es ihm bei der Blüte von Handel und Gewerbe materiell gut ging, und die Ausſendung von Kolonieen ſchaffte von Zeit zu Zeit Luft und Raum. An der Spitze des Staates ſtanden zwei Könige, jährlich wechſelnd, die Suffeten, die Richter, und neben ihnen die Geruſia, der Rat der Dreißig. Ein weiterer Rat der Dreihundert tagte nicht für ſich allein, ſondern nur gemeinſam mit dem engeren Rate; vielleicht war es ſolche gemeinſame Tagung, der es oblag, die Suffeten zu beſtellen, unter Vorbehalt der Zuſtimmung einer Bürgerverſammlung. Um 450 v. Chr. war der Staatsgerichtshof der 104 aufgekommen, der zur größten Bedeutung und Macht, auch den Suffeten gegenüber, gelangte. Von dem Amte der Suffeten zweigte das Feldherrnamt ſich ab; der Suffet konnte auch Feldherr werden, aber der Feldherr brauchte nicht Suffet zu ſein. Die im Kriege ſouveränen Feldherren unterſtanden aber der Aufſicht von ſeiten einer Kommiſſion des Rates. Es war eine ariſtokatiſche, eine oligarchiſche Verfaſſung, aber dieſe reiche Ariſtokratie ruhte auf Handel und Gewerbe, während die römiſche Ariſtokratie von der Landwirtſchaft ausgegangen war. In der Familie Mago, ſpäter in der Familie Barkas kam die Neigung zu monarchiſcher Konzentration der Macht auf.

Der Konflikt zwiſchen Rom und Karthago war eine pſychologiſche Notwendigkeit. Im Jahre 338 hatten die Römer den latiniſchen Bund geſprengt und Latium ihrer Herrſchaft

Tempel der Juno Lacinia zu Agrigent. Aus „Der klaſſiſche Süden". Verlag B. Nöhring, Lübeck.

unterworfen, zwei Generationen ununterbrochener Kämpfe und Eroberungen waren gefolgt, Samnium und Etrurien waren bezwungen, die Griechenſtädte Unteritaliens Rom angegliedert, im Jahre 272 Tarent; die Römer ſtanden an der Meerenge, die Italien und Sicilien ſcheidet. Nach dieſen Kämpfen und Erfolgen langer Jahrzehnte war nicht zu erwarten, daß die Römer ihre Gewohnheit aufgeben würden, zu erobern, ſie blickten hinüber nach der Inſel, und es konnte ſich für ſie nur um eine Gelegenheit handeln, ihre Waffen über die ſchmale Waſſerſtraße hinüberzutragen; die Zeit einer Abgrenzung der Intereſſenſphären, wie Rom und Karthago ſie im Jahre 306 v. Ch. unternommen hatten, war vorüber. Nachdem Pyrrhos Sicilien verlaſſen hatte, hatte in Syrakus ſich Hieron der Herrſchaft bemächtigt, und ſein Sieg über die früheren Söldner des Agathokles, die Mamertiner von Meſſana, hatte ihn 269 zum Königtum erhoben. In ihrer Not den Syrakuſanern gegenüber ſchwankten in der Folge die Mamertiner zwiſchen den Karthagern und den Römern, und die Römer konnten Meſſana wohl ſyrakuſiſch werden laſſen, aber um keinen Preis karthagiſch; ſo gab denn das römiſche Volk den Ausſchlag für den Übergang über die Meerenge, und im Jahre 264 begann der Krieg zwiſchen Römern und Karthagern, der nach faſt 120 Jahren mit dem Falle Karthagos enden ſollte. Hieron verbündete ſich mit den Römern, und bereits nach dem Fall von Agrigent faßten dieſe die Vertreibung der Karthager aus der ganzen Inſel ins Auge. Nur konnten ſie gegen die karthagiſche Seemacht ohne eigene Flotte nicht aufkommen, und wenn ſie auch im Zuſammenhange mit der Heeresreorganiſation des Appius Claudius, im Jahre 309 zwei Flottenmänner beſtellt hatten, ſo beſaßen ſie doch keine Kriegsſchiffe. Aber raſch entſchloſſen bauten ſie jetzt eine Kriegsflotte, und durch Anwendung der Enterhaken, auf welche die Karthager nicht vorbereitet waren, gewannen ſie 260 bei Mylä ihren erſten großen Seeſieg; die Inſchrift des C. Duilius, des Siegers, beſitzen wir noch in einer Steinkopie aus der frühen Kaiſerzeit. Um den Krieg, der in Sicilien ſich hinzog, einer Entſcheidung zuzuführen, gingen die Römer im Jahre 256 ſelbſt nach Afrika hinüber, und der Konſul M. Atilius Regulus nahm Tunes, die Karthager baten um Frieden; indeſſen die Höhe der römiſchen Forderungen vereitelte ihn, und mit Hilfe griechiſcher Söldner unter dem



Ruinen des in der Kaiſerzeit erneuerten Tempels der Concordia zu Agrigent. G. Sommer, phot.

Lakedämonier Xanthippos gelang es ihnen, die Römer zu ſchlagen, den Regulus nahmen ſie gefangen, bereits 255 räumten die Römer Afrika. Aber ſie ſetzten in Sicilien den Krieg energiſch fort, mit der bedeutſamen Eroberung von Panormos, 254 v. Chr., fiel die Nordküſte der Inſel in ihre Hände, und eben bei Panormos gewann der Konſul L. Cäcilius Metellus einen glänzenden Landſieg; im Jahre 249 gewannen die Römer auch den Eryx, der weſtſiciliſche Belagerungskrieg begann. Die Karthager hielten ſich in Lilybäum und Drepana, Hamilkar Barkas beſetzte den Monte Pellegrino über Palermo und bemächtigte ſich des Eryx aufs neue; als Seefeſtungen waren Lilybäum und Deprana nicht zu bezwingen, nicht auszuhungern, ſolange ſich die Karthager auf der See behaupteten. Die Mittel des römiſchen Staates gingen zur Neige, aber die Opferwilligkeit römiſcher Privatleute ſchuf aus eignen Mitteln eine neue römiſche Flotte, und mit ihr beſiegte 242 der Konſul C. Lutatius Catulus die Karthager bei den ägatiſchen Inſeln. Damit war der Krieg entſchieden, und im Frieden von 241 verzichteten die Karthager auf Sicilien und die Inſeln zwiſchen Sicilien und Italien; mit Ausnahme des Gebietes von Syrakus wurde Sicilien jetzt römiſch, es war die erſte Provinz der Römer.

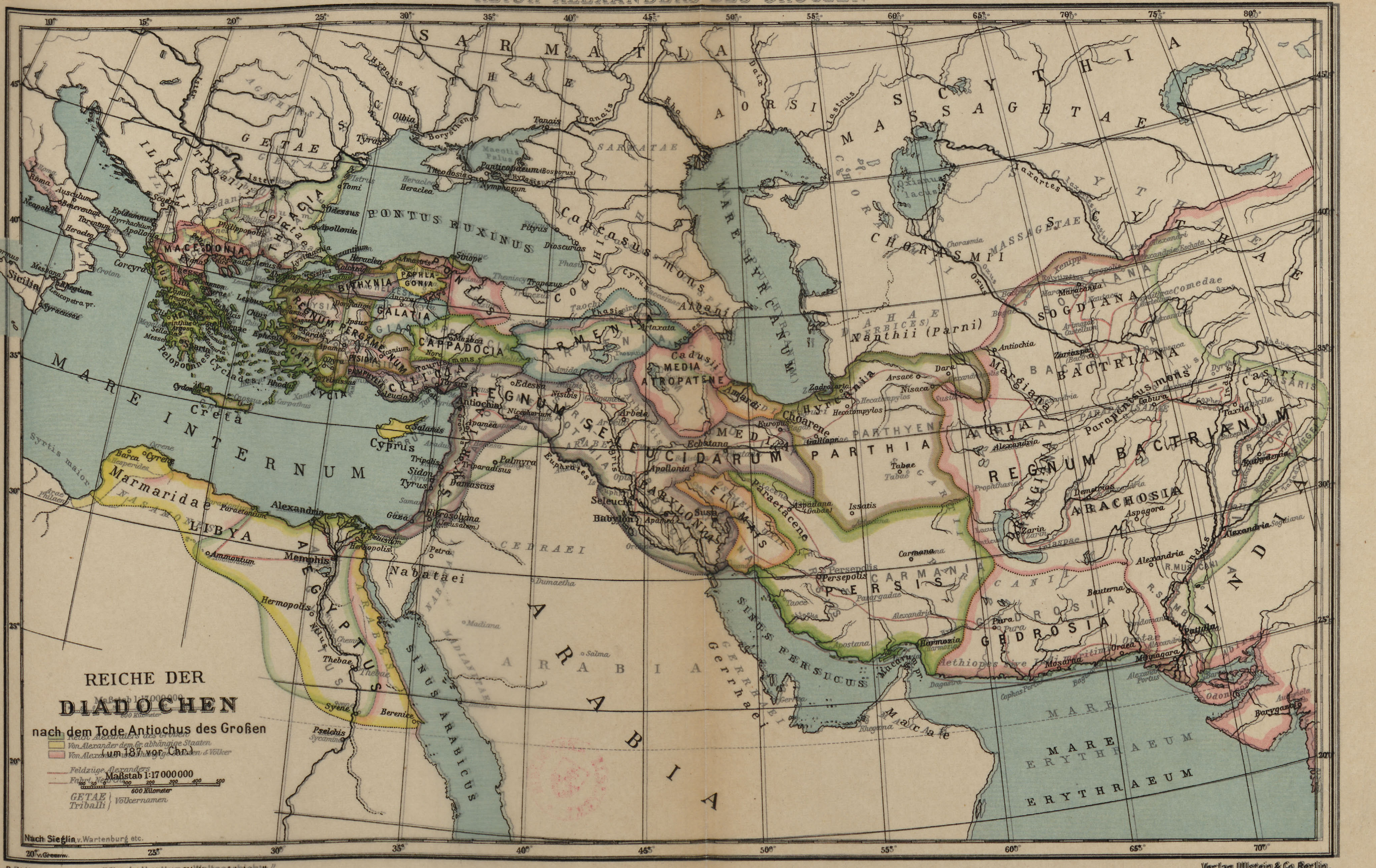
Dem Rückzuge der Karthager folgte in Afrika ein Aufruhr ihrer Söldner und eine Empörung der Libyer auf dem Fuße; auch in Sardinien meuterten die karthagiſchen Truppen und boten die Inſel den Römern an. Dieſe nutzten die Zwangslage aus, in die der Söldnerkrieg die Karthager verſetzt hatte, und nahmen 238 Sardinien; ſie behaupteten den Karthagern gegenüber, Sardinien ſei als Inſel zwiſchen Sicilien und Italien ihnen durch den Frieden des Lutatius Catulus zugeſprochen, während es tatſächlich außerhalb der Linie von Weſtſicilien nach der Nordweſtgrenze Italiens lag, und während der Friede die kleinen Inſeln bei Sicilien, vor allem die lipariſchen im Sinne hatte. Nichts hat die Karthager gegen die Römer mehr erbittert, als dieſe brutale Vergewaltigung mitten im Frieden und die ſcheinheilige, heuchleriſche römiſche Interpretation, die der Gewalttat den Hohn beifügte.

Ihrem Grolle gegen die Römer waren die Karthager zunächſt nicht in der Lage, in ihren Handlungen Ausdruck zu geben, die Römer aber, die Sicilien und Sardinien mit Korſika genommen hatten, dehnten das Gebiet ihrer Herrſchaft auch im Norden und im Oſten aus, in der

Poebene und jenſeit des adriatiſchen Meeres. In Illyrien war, in Skodra, ſüdlich von Montenegro, König Agron zu großer Macht gelangt, er hatte Glück ſelbſt den Ätolern gegenüber, und ſeine Gemahlin Teuta, die ihm folgte, geſtattete den illyriſchen Schiffen die Plünderung jeder fremden Küſte und den Seeraub, dem auch italiſche Kauffahrer auf dem adriatiſchen Meere zum Opfer fielen. Der römiſchen Geſandtſchaft, die darüber Beſchwerde führte, verweigerte ſie die Genugtuung und ließ den einen der Geſandten ermorden, 230; die Illyrer aber beſetzten ſogar Kerkyra. Nun ſandten die Römer beide Konſuln mit einer ſtarken Flotte und einem mächtigen Landheer hinüber, Kerkyra übergab ihnen Demetrios von Pharos, der griechiſche Dynaſt dieſer ſüddalmatiſchen Inſel, der die illyriſche Beſatzung von Kerkyra kommandierte. Über Apollonia und Epidamnos zogen die Römer weiter nach Norden, während Teuta ſelbſt entkam, im folgenden Jahre, 228, aber ſchloß ſie Frieden, ſie trat den größten Teil ihres Gebietes ab und verpflichtete ſich, nicht mit mehr als zwei, noch dazu unbewaffneten Schiffen über Liſſos, wenig ſüdlich von Skodra, hinaus zu fahren. Was Teuta abtrat, erhielt zum größten Teil Demetrios von Pharos, eine Anzahl griechiſcher Gemeinden, wie Kerkyra, Apollonia und Epidamnos, traten in die Bundesgenoſſenſchaft der Römer. Dieſe aber ſuchten jetzt zum erſtenmal die Verbindung mit Ätolern, Achäern, Korinthern und Athenern, die Korinther gewährten ihnen Zutritt zu den iſthmiſchen Spielen; in den Augen der Griechen alſo galten jetzt die Römer nicht als Barbaren, ſondern als ſelber griechiſchen Urſprungs. Demetrios von Pharos war durch die Römer emporgekommen, aber in der Folge ſchloß er ſich an Makedonien an. Und als er in die griechiſchen Gewäſſer ſegelte und die griechiſchen Inſeln verheerte, ſandten die Römer im Jahre 219 gegen ihn den Konſul L. Ämilius Paullus, der Pharos nahm; Demetrios entkam zum makedoniſchen König Philipp.

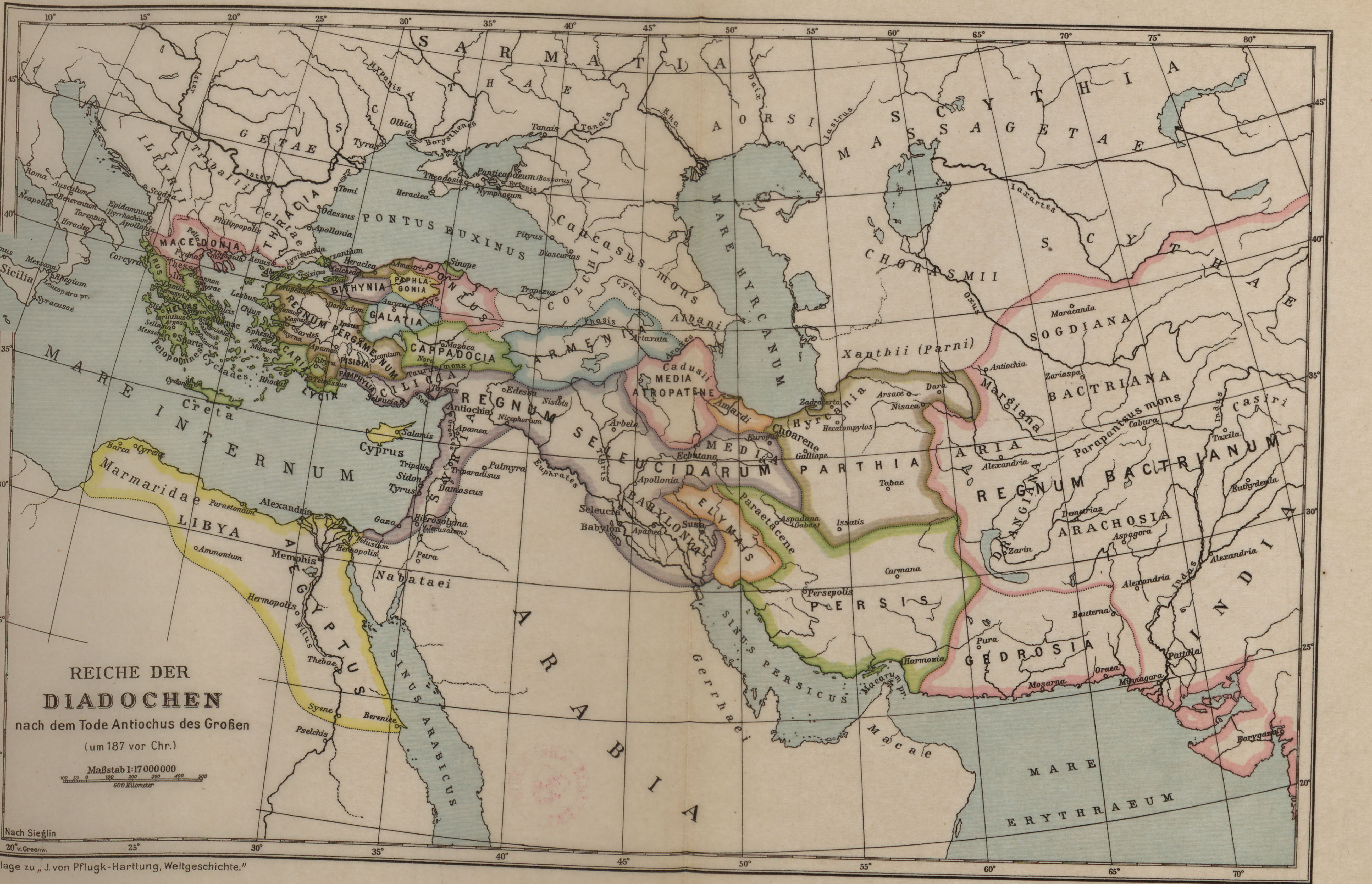
Inzwiſchen aber hatten die Römer auch im Norden Italiens ihre Machtſtellung erweitert. Im Jahre 232 v. Chr. beſchloſſen ſie die Aufteilung das 285 den Senonen abgenommenen Gebietes an römiſche Koloniſten, die den freien Galliern damit bedenklich auf den Leib rückten; Bojer von Bologna und Inſubrer von Mailand rüſteten ſich jetzt zum Kampfe und ſchickten um Hilfe zu ihren Stammesgenoſſen jenſeit der Alpen; im Jahre 225 erſchien in der Poebene ein großes Heer transalpiniſcher Gaiſaten. Die Römer machten den italiſchen Bund mobil, deſſen Heeresordnung uns dadurch bekannt iſt, daß uns aus Anlaß der Berichte über dieſen Gallierkrieg das Verzeichnis der italiſchen Wehrfähigen eben aus dem Jahre 225 v. Chr. erhalten iſt. Bei Fäſulä, bei Fieſole, wurden die Römer geſchlagen, und die Gallier drangen in Etrurien weiter nach Süden, aber um ihre Siegesbeute nicht zu gefährden, wichen ſie vor dem heranrückenden Konſul L. Ämilius Papus und zogen längs der etruſkiſchen Küſte nach Norden; den gleichen Weg aber zog von Norden her der andere Konſul, C. Atilius Regulus, der in Sardinien geweſen und bei Piſa gelandet war, ihnen entgegen. So gerieten die Gallier zwiſchen die beiden Heere hinein und an der etruſkiſchen Küſte wurden ſie im Norden des Mons Argentarius bei Telamon in einer furchtbaren Schlacht geſchlagen, in der freilich der Konſul Atilius ſeinen Tod fand. Der andere Konſul aber fiel in das Gebiet der Bojer ein; im folgenden Jahre, 224, mußten ſie ſich unterwerfen, die Römer beſetzten die Bojerſtadt Claſtidium am Po. Sie führten den Krieg ſiegreich fort und überwanden unter dem Konſul C. Flaminius 223 die Inſubrer, mit ſolchem Erfolge, daß die Gallier um Frieden baten, den ſie aber nicht erhielten. Jetzt verſtärkten ſich die Inſubrer durch neue transalpiniſche Söldner, durch 30 000 Gaiſaten, ſie belagerten 222 Claſtidium, aber der Konſul M. Claudius Marcellus eilte herbei, er ſchlug die Gaiſaten und entſetzte die Stadt: die Erinnerung an das Ereignis lebte in einem Drama des Zeitgenoſſen Nävius fort. Im ſelben Jahre eroberte der andere Konſul, Cn. Cornelius Scipio die Inſubrerhauptſtadt Mediolanum, und die Inſubrer unterwarfen ſich. Das Bojerland ſicherten die Römer durch die Koloniſation von Mutina, nordweſtlich von Bononia, und die Polinie durch die Beſetzung von Placentia und Cremona, die jetzt ebenfalls Kolonieen, Grenzfeſtungen werden.

So hatten die Römer 241 das karthagiſche Sicilien, 238 Sardinien und 222 das Keltenland ſich unterworfen, und 219 illyriſches Gebiet ſich angegliedert. Mit ihren früheren Eroberungen und der Erwerbung italiſchen Gebietes hatte die Errichtung neuer örtlicher, ländlicher Tribus Schritt gehalten, mit der man im Jahre 241 abſchloß; es gab nunmehr 35 Tribus,


REICH ALEXANDERS DES GROSZEN
REICHE DER
DIADOCHEN
nach dem Tode Antiochus des Großen
(um 187 vor Chr.)
Maßstab 1:17 000 000
100 50 0 100 200 300 400 500
600 Kilometer
Reich Alexanders des Großen
Von Alexander dem Gr. abhängige Staaten
Von Alexander unabhängige Staaten & Völker
Feldzüge Alexanders
Fahrt Nearchs
GETAE
Triballi
Völkernamen
Nach Sieglin, v. Wartenburg etc.
20° v. Greenw.
SARMATIA
SCYTHIA
MASSAGETAE
PONTUS EUXINUS
MACEDONIA
REGNUM PERGAMENUM
BITHYNIA
GALATIA
CAPPADOCIA
ARMENIA
MEDIA ATROPATENE
REGNUM SELEUCIDARUM
PARTHIA
REGNUM BACTRIANUM
BACTRIANA
SOGDIANA
ARACHOSIA
GEDROSIA
CARMANIA
PERSIS
INDIA
MARE INTERNUM
MARE HYRCANUM
SINUS PERSICUS
SINUS ARABICUS
MARE ERYTHRAEUM
ARABIA
AEGYPTUS
LIBYA
Creta
Cyprus
Alexandria
Babylon
Seleucia
Antiochia

Beilage zu „J. von Pflugk-Harttung, Weltgeschichte."

Verlag Ullstein & Co, Berlin.


SARMATIA
SCYTHIA
MASSAGETAE
AORSI
GETAE
ILLYRII
THRACIA
MACEDONIA
PONTUS EUXINUS
MARE HYRCANUM
Caucasus mons
COLCHIS
Albani
CHORASMII
SCYTHAE
SOGDIANA
BACTRIANA
Margiana
Xanthii (Parni)
BITHYNIA
PAPHLAGONIA
PONTUS
GALATIA
REGNUM PERGAMENUM
CAPPADOCIA
ARMENIA
MEDIA ATROPATENE
HYRCANIA
PARTHIA
ARIA
REGNUM BACTRIANUM
Parapanisus mons
DRANGIANA
ARACHOSIA
GEDROSIA
INDIA
Casiri
REGNUM SELEUCIDARUM
MEDIA
BABYLONIA
ELYMAIS
Paraetacene
PERSIS
CARIA
LYCIA
PISIDIA
PAMPHYLIA
CILICIA
SYRIA
Cyprus
Creta
Sicilia
HELLAS
Peloponnesus
Cyclades
MARE INTERNUM
Marmaridae
LIBYA
AEGYPTUS
Nabataei
ARABIA
SINUS ARABICUS
SINUS PERSICUS
Gerrhaei
Macae
MARE ERYTHRAEUM
Alexandria
Memphis
Ammonium
Hermopolis
Thebae
Syene
Berenice
Pselchis
Paraetonium
Barca
Cyrene
Gaza
Hierosolyma (Jerusalem)
Petra
Tyrus
Sidon
Tripolis
Damascus
Palmyra
Triparadisus
Antiochia
Apamea
Seleucia
Tarsus
Salamis
Edessa
Nisibis
Nicephorium
Arbela
Artaxata
Euphrates
Tigris
Seleucia
Babylon
Apamea
Apollonia
Susa
Ecbatana
Europus
Choarene
Calliope
Hecatompylos
Arsace
Nisaca
Dara
Zadracarta
Tabae
Issatis
Aspadana (Gabae)
Carmana
Persepolis
Harmozia
Macarum pr.
Pura
Oraea
Mosarna
Minnagara
Pattala
Barygaza
Bauterna
Alexandria
Aspagora
Zarin
Demetrias
Cabura
Taxila
Euthydemia
Maracanda
Zariaspa
Antiochia
Iaxartes
Oxus
Rha
Tanais
Daix
Iastrus
Borysthenes
Hypanis
Olbia
Tyras
Ister
Tomi
Odessus
Apollonia
Heraclea
Theodosia
Panticapaeum (Bosporus)
Nymphaeum
Pityus
Dioscurias
Phasis
Cyrus
Araxes
Trapezus
Sinope
Amastris
Byzantium
Chalcedon
Lysimachia
Philippopolis
Scodra
Epidamnus (Dyrrhachium)
Apollonia
Corcyra
Pella
Roma
Neapolis
Tarentum
Heraclea
Panormus
Messana
Syracusae
Sardes
Ephesus
Miletus
Rhodus
Ancyra
Mazaca
Iconium
Taurus mons
Ipsus
Dorylaeum
Lesbus
Chius
Sparta
Argos
Messene
Corinthus
Athenae
Cydonia
Cadusii
Amardi
Nilus
Nach Sieglin
10° 15° 20° 25° 30° 35° 40° 45° 50° 55° 60° 65° 70° 75° 80°
20° v. Greenw.
45° 40° 35° 30° 25° 20°

REICHE DER
DIADOCHEN
nach dem Tode Antiochus des Großen
(um 187 vor Chr.)

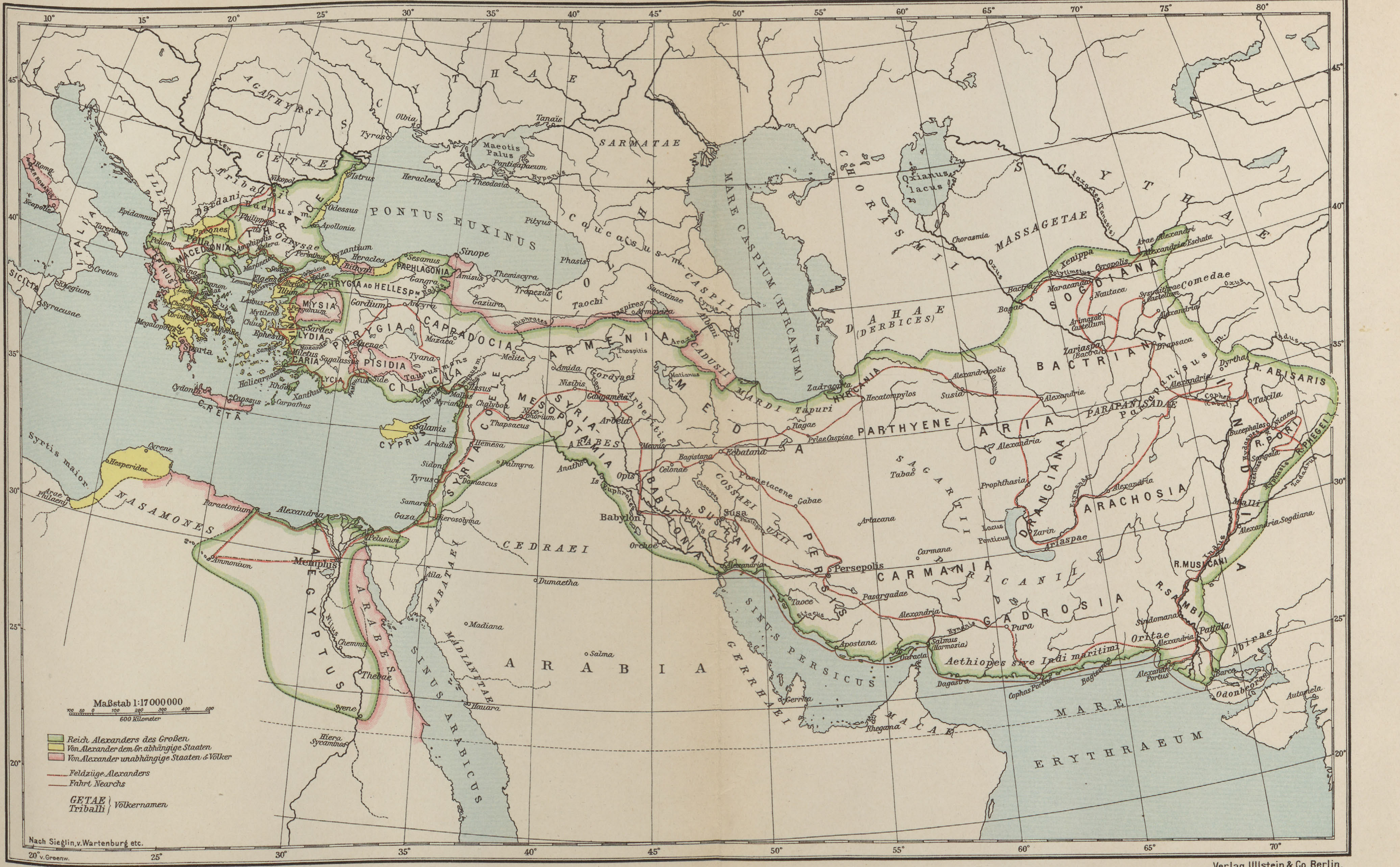
Maßstab 1:17 000 000

100 50 0 100 200 300 400 500
600 Kilometer

Beilage zu „J. von Pflugk-Harttung, Weltgeschichte."

Verlag Ullstein & Co., Berlin.

REICH ALEXANDERS DES GROSZEN



Maßstab 1:17000000
600 Kilometer
Reich Alexanders des Großen
Von Alexander dem Gr. abhängige Staaten
Von Alexander unabhängige Staaten & Völker
Feldzüge Alexanders
Fahrt Nearchs
GETAE
Triballi
Völkernamen
Nach Sieglin, v. Wartenburg etc.
20° v. Greenw.
SCYTHAE
AGATHYRSI
GETAE
SARMATAE
PONTUS EUXINUS
Maeotis Palus
Tanaïs
Olbia
Tyras
Istrus
Odessus
Apollonia
Heraclea
Theodosia
Panticapaeum
Sinope
Phasis
Pityus
Caucasus m.
COLCHI
MARE CASPIUM (HYRCANUM)
CHORASMII
Oxianus lacus
Chorasmia
MASSAGETAE
SCYTHAE
Alexandria Eschata
SOGDIANA
Maracanda
Cyropolis
Xenippa
Nautaca
Comedae
Bactra
BACTRIANA
Zariaspa (Bactra)
Drapsaca
DAHAE (DERBICES)
Zadracarta
HYRCANIA
Hecatompylos
Susia
Alexandropolis
PARTHYENE
ARIA
Alexandria
PARAPANISADAE
Parapanisus m.
Cophen
Taxila
R. ABISARIS
R. PORI
R. PHEGEI
Bucephalos
Nicaea
Sangala
Indus
INDIA
Malli
Alexandria Sogdiana
R. MUSICANI
R. SAMBI
Patala
Abirae
Barce
Odonbeorae
Automela
ARACHOSIA
DRANGIANA
Prophthasia
Zarin
Ariaspae
Lacus Ponticus
GADROSIA
Pura
Oritae
Sindomana
Aethiopes sive Indi maritimi
Cophas Portus
Alexandri Portus
Dagasira
Salmus (Harmozia)
CARMANIA
Carmana
PARICANII
SAGARTII
Tabae
Artacana
PERSIS
Persepolis
Pasargadae
Gabae
Paraetacene
COSSAEI
UXII
SUSIANA
Susa
Ecbatana
Bagistana
Celonae
Rhagae
Pylae Caspiae
Tapuri
MARDI
MEDIA
CADUSII
Araxes
ARMENIA
Armavira
Caspires
Sacesinae
Taochi
Thospitis
Matianus
Gordyaei
Gaugamela
Arbela
Nisibis
Amida
Opis
Babylon
BABYLONIA
Orchoe
Alexandria
MESOPOTAMIA
ARABES
Anatho
Is
Euphrates
Tigris
SINUS PERSICUS
GERRHAEI
Gerrha
Apostana
MACAE
Rhegana
MARE ERYTHRAEUM
ARABIA
Salma
Madiana
Dumaetha
CEDRAEI
NABATAEI
MADIANITAE
Hauara
SINUS ARABICUS
AEGYPTUS
ARABES
Memphis
Pelusium
Ammonium
Paraetonium
Alexandria
Thebae
Chemmis
Syene
Hiera Sycaminos
Nilus
Aila
NASAMONES
Syrtis maior
Arae Philaenorum
Hesperides
Cyrene
Gaza
Hierosolyma
Samaria
Tyrus
Sidon
Damascus
Aradus
Palmyra
Emesa
Thapsacus
Nicephorium
Chalybon
SYRIA
COELE SYRIA
Myriandus
Issus
Mallus
Tarsus
CILICIA
Taurus mons
PISIDIA
Side
Tyana
Mazaca
CAPPADOCIA
Melite
Euphrates
PHRYGIA
Celaenae
Ancyra
Gordium
Gangra
PAPHLAGONIA
Amisus
Themiscyra
Trapezus
Gaziura
PHRYGIA AD HELLESP.
Bithynia
Sesamus
Heraclea
Byzantium
MYSIA
Pergamum
LYDIA
Sardes
Ephesus
CARIA
Miletus
Halicarnassus
Sagalassus
LYCIA
Xanthus
Rhodus
Carpathus
CRETA
Cydonia
CYPRUS
Salamis
Sparta
Megalopolis
Corinthus
Athenae
Chius
Lesbus
Mytilene
Lemnus
Ilium
Sestus
Abdera
Amphipolis
Philippi
Maronea
Perinthus
THRACE
Odrysae
Haemus m.
Nikopol
Triballi
Dardani
ILLYRII
Paeones
Pella
MACEDONIA
Pelion
EPIRUS
Epidamnus
ITALIA
Tarentum
Croton
Rhegium
SICILIA
Syracusae
Roma
Neapolis
MARE INTERNUM

Beilage zu „J. von Pflugk-Harttung, Weltgeschichte."

Verlag Ullstein & Co., Berlin.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

4 ſtädtiſche und 31 ländliche. Die außeritaliſchen Eroberungen aber wurden in anderer Weiſe organiſiert, ſie wurden Untertanenländer, ſie wurden Provinzen. Die Provinzialen waren weder römiſche Bürger noch Bundesgenoſſen, ſondern Untergebene, und obwohl die Geſamtheit der Italiker, des italiſchen Bundes die Provinzen mit den Waffen gewonnen hatte, wurden ſie nicht Provinzen des Bundes, ſondern römiſche Provinzen. Die Römer allein geboten hier, ſie verwalteten dieſe Gebiete und zogen aus ihnen auch reichen materiellen Nutzen. Der Provinzialboden wurde den Römern grundſteuerpflichtig, er zahlte ihnen ein Vectigal, und theoretiſch begründeten die Römer dieſe Steuerpflicht dadurch, daß ſie an dem Grund und Boden der Provinzen ein Obereigentum des römiſchen Volkes in Anſpruch nahmen, ein dominium soli. Organiſiert haben ſie die Provinzialverwaltung aber nicht ſchon 241 oder 238, ſondern erſt 227 v. Chr.; Prätoren wurden Provinzialſtatthalter. Die Steigerung des Verkehrs und die Häufung der Geſchäfte hatte mit Beendigung des ſiciliſchen Krieges dazu geführt, dem civiljurisdiktionellen Prätor einen Kollegen zur Seite zu ſetzen. Dieſe beiden Prätoren teilten ſich in die Geſchäfte ſo, daß der eine die Prozeſſe von römiſchen Bürgern untereinander inſtruierte, der andere die zwiſchen Bürgern und Fremden. Und ſeit dem Jahre 227 kamen zwei weitere Prätoren hinzu, als Provinzialſtatthalter für Sicilien und Sardinien. Sie vereinten die Militär- und Zivilgewalt und hatten jeder einen Quäſtor unter ſich; und als im Jahre 212 auf Sicilien auch das Gebiet von Syrakus römiſch wurde, erhielt der Prätor von Sicilien für Syrakus einen zweiten Quäſtor. Nicht in allen römiſchen Provinzen, auch nicht in Sicilien, wurden ſämtliche Gemeinden der Provinzialverwaltung unterworfen; es gab außerhalb der Provinzialordnung verbündete oder freie Städte, die auch dem römiſchen Steuerweſen nicht unterlagen, Staaten, die ſouverän waren wie die italiſchen Bundesgenoſſen, nur daß ihre Souveränität ebenfalls beſchränkt war, im Heerweſen und der auswärtigen Politik. Dieſe verbündeten oder freien Städte litten nicht unter dem Drucke der römiſchen Provinzialverwaltung. Gewiß gab es auch unter den römiſchen Provinzialſtatthaltern ſolche, welche die Provinzialen nicht bedrängten, aber das ganze Syſtem war drückend, und der Druck wurde immer ſtärker, je koſtſpieliger die römiſche Ämterkarriere wurde, die nichts einbrachte, bis die Statthalterſchaft einer Provinz die Möglichkeit bot, ſich für alle bisherigen Ausgaben ſchadlos zu halten. Und hinzukam das Syſtem der Steuerverpachtung, das zu weiteren Erpreſſungen führte. So iſt die Provinzialverwaltung der ſenatoriſchen Ariſtokratie zu einer Geißel der Länder geworden, und diejenigen unter den Provinzen haben unter ihr am ſchwerſten gelitten, die am früheſten unterworfen wurden; am ſchlimmſten Sicilien, von der Natur ſo reich begünſtigt, aber das von der Geſchichte am meiſten gequälte Land Europas. Erſt das Kaiſerregiment brachte den Provinzen Erleichterung durch die Einführung feſter Beſoldung für die Provinzialſtatthalter und durch die Berückſichtigung der Intereſſen der Provinzialen gegenüber dem rückſichts- und ſchamloſen Egoismus der ariſtokratiſchen Republik.

Innerhalb der römiſchen Zentralregierung aber zeigte ſich in den Jahren zwiſchen dem ſiciliſchen und dem hannibaliſchen Kriege zum erſtenmal ein Gegenſatz gegen die alleinige Herrſchaft des Senates; dieſer Gegenſatz verkörpert ſich in der Perſon des C. Flaminius und gipfelt in einer Wahrnehmung der bäuerlichen Intereſſen gegenüber der Nobilität. Flaminius war es, der in ſeinem Volkstribunate vom Jahre 232 die Aufteilung des den Senonen abgenommenen galliſchen Ackers an Koloniſten gegen den Willen des Senats durchſetzte; was der Senat nicht beſchließen wollte, erzwang er dadurch, daß er es an die plebejiſche Volksverſammlung brachte und von ihr beſchließen ließ. Es war der erſte Eingriff der Legislative in die Verwaltung, wie ihn in der Folge Tiberius Gracchus notgedrungen und ſein Bruder Gaius in bewußter Planmäßigkeit durchgeführt hat, wie ſie dann herkömmlich wurden und das Regiment des Senators erſchütterten und untergruben. Polybios, der die gracchiſche Reform noch mißbilligend miterlebt hat, gibt dem Flaminius Schuld, dieſe Demagogie in die Staatsordnung eingeführt und die Wendung zum Schlechten damit herbeigeführt zu haben. Der Vorläufer der Gracchen war Flaminius in der Tat und ſollte als ſolcher noch den ſtärkſten Einfluß auf die Staatsverfaſſung üben. Als Mann des Volkes machte er weiter ſeine Laufbahn, im Jahre 227 wurde er Prätor. Eben damals waren neben die beiden civiljurisdiktionellen Prätoren der Hauptſtadt zwei Prätoren für die Provinzen, Provinzialſtatthalter getreten, für Sicilien und Sardinien. Zum Prätor gewählt, erloſte ſich Flaminius die ſiciliſche Provinz, ſo iſt er der erſte Statthalter von Sicilien geworden und durch ſeine Verwaltung erwarb er ſich die Dankbarkeit der Provinzialen. Nach wenigen Jahren, 223, trat er als Konſul an die Spitze des Staates, den Sieg über die Inſubrer hat er damals errungen. Und er ſollte noch höher ſteigen, zum höchſten Amte, das die Republik zu vergeben hatte, zur Cenſur, zu der er 220 gelangte. Als Cenſor hat er, nicht erſt der Konſul von 187 v. Chr., ſein galliſches Koloniſtenland durch den Bau der flaminiſchen Straße mit Rom verbunden, ſie beginnt mit dem heutigen Corſo und endete bei Ariminum, es iſt die wichtigſte Heerſtraße nach dem Norden und dem Adriatiſchen Meere. Vor allem aber ſchuf er damals jene Reform der Centurienordnung, welche ſich die folgenden Jahrhunderte hindurch behaupten ſollte. Jetzt wurden auch die ſechs alten Uradelscenturien der Reiterei den Plebejern eröffnet, vor allem aber ſtellte Flaminius die ſeit Appius Claudius unterbrochene Verbindung der Centurien mit der Tribusordnung und dem Grundeigentum wieder her, er trug damit der römiſchen Auffaſſung vom politiſchen Schwergewicht des Grundeigentums Rechnung, denn ſeit Q. Fabius Maximus Rullianus, ſeit dem Jahre 304 v. Chr., waren die Bürger ohne Grundeigentum auf die vier ſtädtiſchen Tribus beſchränkt, ihre Geſamtheit alſo konnte bei der nunmehrigen Tribuszahl nur über vier Stimmen von 35 verfügen. Es war das landwirtſchaftliche Intereſſe, das C. Flaminius wahrnahm, und zwar das Intereſſe des kleinen Bauern; er brach das Übergewicht der erſten Stufe. So erſcheint Flaminius uns als Vorkämpfer der bäuerlichen Intereſſen und in der Tat als Vorläufer des Tiberius Gracchus, und wer in dieſem einen der größten Patrioten Roms erblickt, wird auch in Flaminius nicht mit Polybios und dem Haſſe der Senatoren den demagogiſchen Anſtifter des kommenden Unheils ſehen, ſondern den weitblickenden Staatsmann, der in der Bauernkraft die Wurzel römiſcher Macht erblickte und die Lockerung dieſer Wurzel zu hindern ſuchte. Seine Verfaſſung hatte Beſtand, ſie hob und ſtärkte die politiſchen Rechte der Bauern, aber auf ihre wirtſchaftliche Lage konnte ſie keinen Einfluß üben, und dieſe kam durch die großen Erfolge des die Welt erobernden Staates in Bedrängnis; wir werden noch zu fragen haben, wie es denn kam, daß dieſe Weltherrſchaft den römiſchen Bauern Unſegen brachte. Aber noch trennen uns drei Menſchenalter von dieſer akuten Kriſis, die erſt ausbrach, als ſich Rom auch den griechiſchen Oſten unterworfen hatte. Im Zuſammenhange mit dem politiſchen Siege Roms über die Griechen ſteht die Eroberung Roms durch die griechiſche Bildung. Graecia capta ferum victorem cepit et artes intulit agresti Latio, das latiniſche Weſen wird umgeſtaltet durch die Einwirkung des griechiſchen Geiſtes und durch die Aufnahme der helleniſtiſchen Kultur.

14. Das erſte Jahrhundert helleniſtiſcher Kultur.

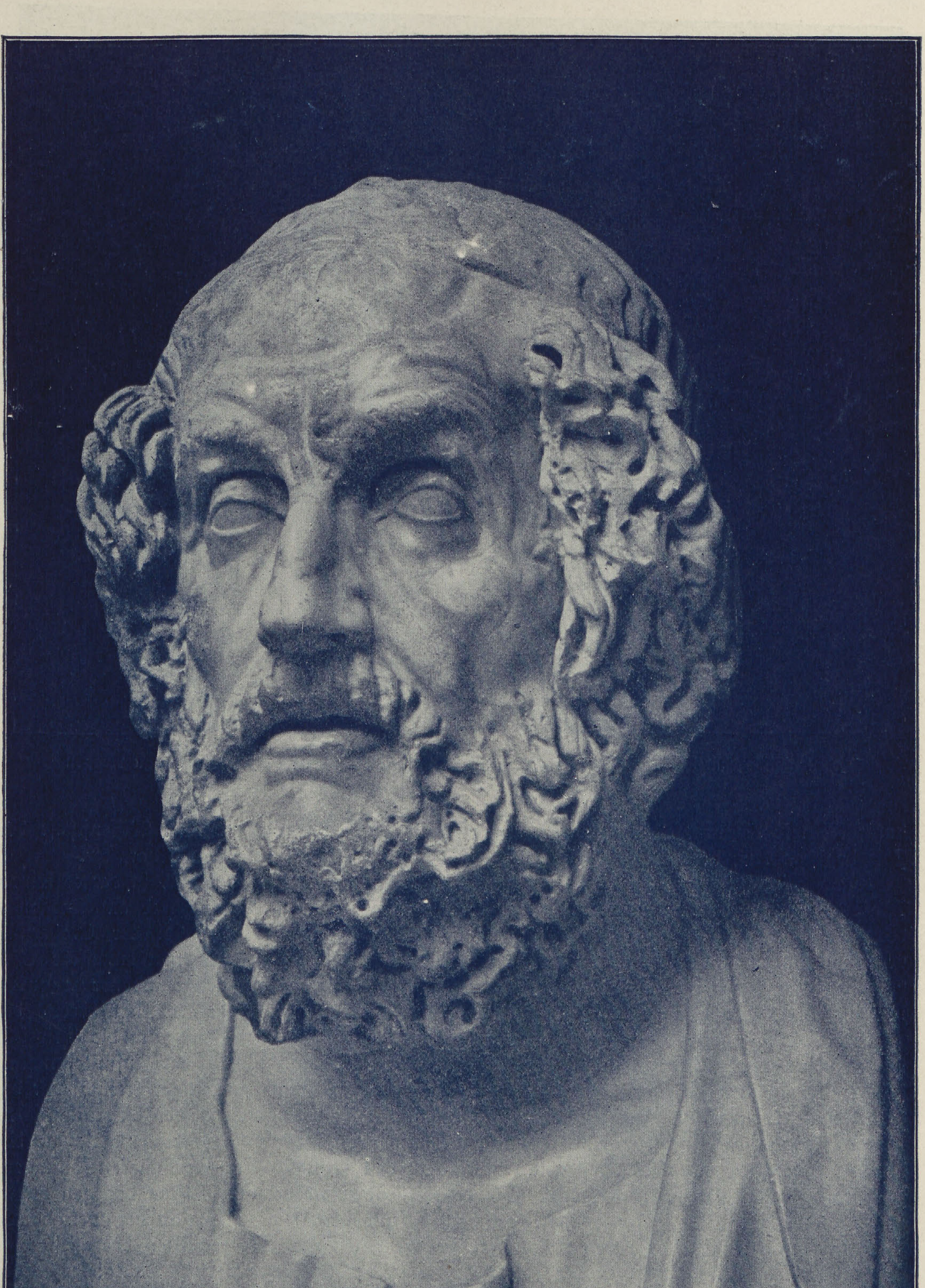
Wenn neben einer allgemeinen Charakteriſtik des Hellenismus, wie ſie unſere Darſtellung einleitet, einzelne Perioden dieſer Kultur unterſchieden werden, ſo ſoll die Einheitlichkeit ihrer Art damit nicht aufgehoben werden, es handelt ſich dabei vielmehr um eine Unterſcheidung des Zeitraums, in dem dieſe Verbindung von Orient und Griechentum in einer gemeinſamen Geiſtesbildung ſich begründet, von den Zeiten, in denen ſie in eine Wechſelwirkung mit Rom eintritt. Der Hellenismus war vollſtändig ausgebildet, als er nach Rom hinübergriff, als er das römiſche Weſen helleniſierte, aber ſchließlich erfuhr er eine Rückwirkung durch die Bedeutung der römiſchen Herrſchaft über die Griechen und den Einfluß, den dieſe Herrſchaft und die Erkenntnis des römiſchen Charakters übte. So folgt der Begründung des Hellenismus die Helleniſierung Roms und ſchließlich, bis zu einem gewiſſen Grade, eine Romaniſierung des Hellenismus.

Im Vordergrunde ſteht zunächſt die allgemeine Weltanſchauung, wie ſie in Philoſophie und Religion ihren Ausdruck findet, denn ſo wenig Religion mit Weltanſchauung und Philoſophie zuſammenfällt, ebenſowenig ſind Religion und Metaphyſik voneinander zu trennen, und noch niemals gab es eine Religion ohne ſtarken metaphyſiſchen Inhalt. Und die beſonderen Wiſſenſchaften gliedern ſich auch in dieſer Zeit in die beiden Gruppen der Natur- und der Geiſteswiſſenſchaften. Auf aſtronomiſcher Grundlage erbaut ſich die Kosmologie, ſowie die ſyſtematiſche Erdkunde, auch die Forſchungen der Mathematik nehmen die Entdeckungen der Neuzeit wenigſtens zum Teil bereits voraus, und die Ausbildung philologiſcher Arbeit teilt die Neigung zur Exaktheit mit den Wiſſenſchaften, die man gewöhnt iſt, als die exakten zu bezeichnen, während die dramatiſche Zuſpitzung der Weltbegebniſſe und der ſtarke Eindruck der Individualitäten auf die Geſchichtſchreibung ihren Einfluß üben, in der auch Orient und Hellenentum ſich verbinden. Athen, das der Kultur des fünften und vierten Jahrhunderts ſeinen Stempel aufgedrückt hat, behauptet in der Philoſophie und in der Komödie ſeine Stellung; ſonſt geht die Führung an Alexandria über, wie in der Wiſſenſchaft, ſo in der Poeſie. Der moderne Zug der Zeit kommt auch in der helleniſtiſchen Kunſt zur Geltung.

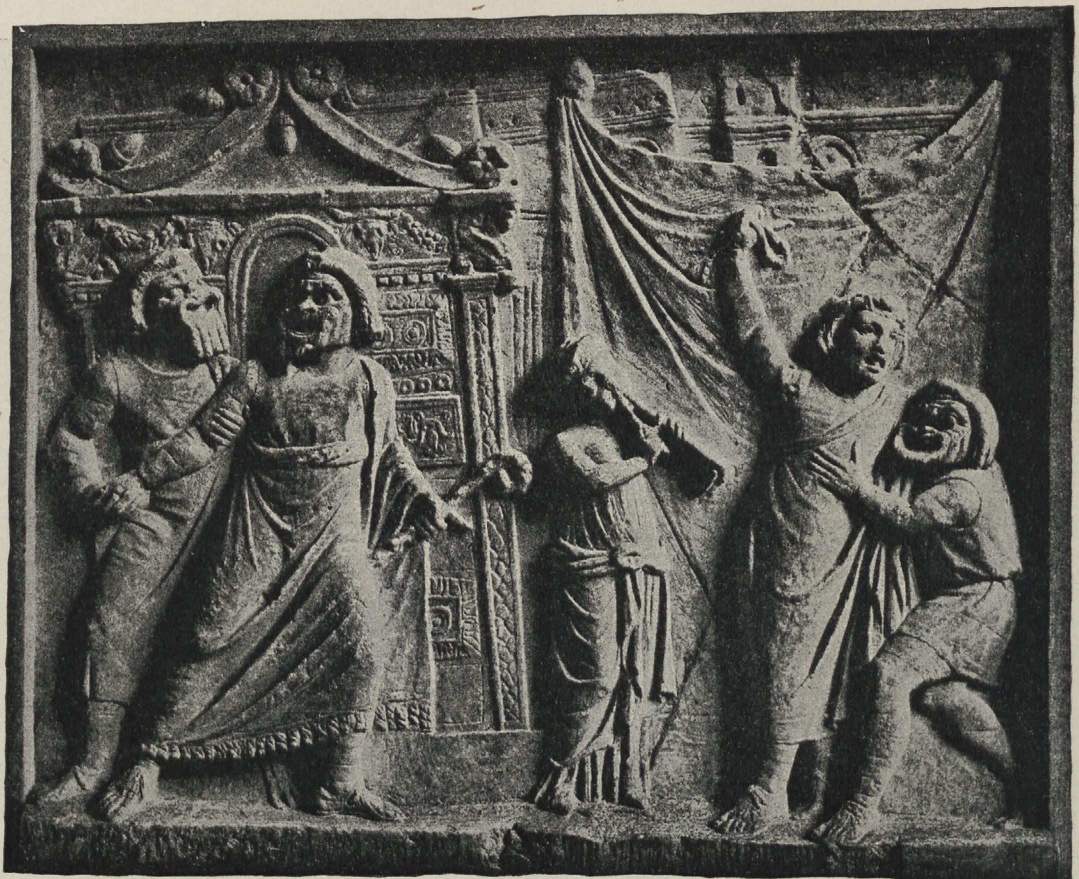
Doppelherme des Epikur und Metrodor. Original im Louvre, Paris.

Daß die Philoſophenſchulen ſich in ſtetiger Tradition erhielten, erleichterte ihr Charakter als Korporationen, ſie waren religiöſe Genoſſenſchaften, die platoniſche Akademie war ein Thiaſos der Muſen, ſie waren juriſtiſche Perſonen im Beſitze von Vermögen, und als Kaiſer Juſtinian im Jahre 529 n. Chr. den Unterricht der Philoſophie in Athen verbot, konfiszierte er das Vermögen der platoniſchen Akademie. In der peripatetiſchen Schule wurde Theophraſt der Nachfolger des Ariſtoteles; den ſtärkſten Einfluß auf ihn hatte von der ariſtoteliſchen Philoſophie ihre empiriſche Seite ausgeübt, er iſt Naturforſcher, Botaniker, und als ſolcher hat er die botaniſchen Ergebniſſe des Alexanderzuges verarbeitet, während die Naturforſchung des Ariſtoteles, ſeine Erdkunde und ſeine Zoologie, von dem Alexanderzuge noch unberührt iſt und für Aſien den Stand der Kenntnis repräſentiert, wie ihn der Leibarzt des Großkönigs Artaxerxes II, Kteſias von Knidos, um 400 vor Chr. erreicht hatte. Die Empirie des Ariſtoteles äußert ihre Wirkung auch in der literarhiſtoriſchen Forſchung der Peripatetiker, und Dikäarchos von Meſſana unternahm in ſeinem Leben Griechenlands den Verſuch einer Kulturgeſchichte. Die platoniſche Akademie dagegen nahm eine Wendung zum Skeptizismus, und aus praktiſchen Gründen lehnte Epikur jede metaphyſiſche Forſchung ab. Sein Hauptziel war die Befreiung der Menſchen von der Furcht vor den Göttern, und wenn er die Exiſtenz der Götter nicht beſtritt, ſo leugnete er doch ihr Eingreifen in die Welt und in die Schickſale der Menſchen. Wenn ſein Individualismus das höchſte Ziel in der Luſt erblickte, ſo hatte er dabei in erſter Linie die Ruhe des Gemüts im Sinne, und in der Tugend ſah er ihre weſentliche Vorbedingung. Es war ein edler und feiner Mann, an deſſen Andenken ſich die Nachwelt arg genug verſündigt hat, der aber vielen zu dem verholfen hat, was ſie ſuchten, zur Ruhe in und vor den Stürmen des Lebens. Nur daß ein ſolcher Quietismus kein Bedürfnis einer ſich fühlenden Lebenskraft iſt und keine Macht in der Geſchichte. Hier war das Pflichtgefühl der Stoa der epikuriſchen Lehre überlegen. Zwar weiß auch der Stoicismus, wie ihn Zenon und Chryſippos begründet und ausgebildet haben, die Ruhe des Gemüts zu ſchätzen, ſie iſt das Glück, das der Tugend winkt, aber wenn für die Stoa das höchſte Gut in der Tugend lag und allein die Schlechtigkeit für ein Übel galt, ſo war die ſtoiſche Lehre von den gleichgültigen Dingen, von den Adiaphora, von der größten Bedeutung für die Praxis. Wenn Leben und Geſundheit für kein Gut, wenn Tod und Schmerz für kein Übel gelten, ſo war das die Philoſophie für eine kampfbereite Lebensführung, die den Gefahren niemals aus dem Wege ging, ſondern ihnen mutig ins Auge blickte; man begreift die gewaltige Wirkung, welche die ſtoiſche Philoſophie in der Folge auf die Römer übte. Und den Eindrücken der Zeit mit ihren Forderungen kam der ſtoiſche Kosmopolitismus, kam ſein Weltbürgertum entgegen, wie wir es im Gegenſatze zu den rein helleniſchen Anſchauungen des Ariſtoteles bei Zenon aus Kition auf Kypros und bei Chryſippos aus dem kilikiſchen Soloi begreiflich finden; in ihrer Heimat wohnten ſeit Alters Hellenen und Barbaren beieinander. Der Beziehung zu den Machthabern und politiſcher Publiziſtik gingen die Stoiker nicht aus dem Wege, Zenons Schüler Perſäos hatte die engſten Verbindungen mit Antigonos Gonatas, und Sphäros aus Boryſthenes rechtfertigte publiziſtiſch die Sozialreform des Kleomenes von Sparta. Die Religion war für die Stoiker von der Philoſophie nicht unterſchieden, und doch war ihre Auffaſſung von der Gottheit etwas anderes als der Volksglaube der Griechen; ſie kritiſierten ihn mit der gleichen Schärfe wie Xenophanes von Elea und ſuchten ihn trotzdem zu halten durch ein Syſtem allegoriſcher Deutung. Längſt war Homer für die Griechen zum Buch der Bücher, zur heiligen Urkunde der Religion geworden, aber ſeine Göttergeſtalten, die Leid und Freude wie die Menſchen empfinden und auch den gleichen Irrungen und Wirrungen mit den Menſchen unterliegen, waren der Stoa ein Stein des Anſtoßes, und ſo legte ſie den Homer auf das Prokruſtesbett der Auslegung, wie die Orthodoxie die Bibel; die Methode der allegoriſchen Auslegung wußte alles aus dem Homer hinwegzudeuten und alles in ihn hineinzudeuten. Und die phyſikaliſche Mythendeutung, wie die Stoiker ſie übten, iſt im 19. Jahrhundert noch einmal modern geworden, in der Religionsvergleichung der Linguiſtik; in beiden Fällen iſt ein in beſchränktem Umfange berechtigter und anwendbarer Grundſatz einſeitig übertrieben worden. Durch den Reiz der Form haben dieſe Stoiker in ihren Schriften nicht gewirkt; in der Vereinigung einer unbegrenzten Produktivität mit einer kaum zu überbietenden Sorgloſigkeit der Form gegenüber erinnert Chryſippos an den großen Phyſiologen Johannes Müller. Viel wirkſamer und feſſelnder war die Form, in der Euhemeros, der Freund Kaſſanders, der in der Folge in ptolemäiſcher Sphäre lebte, ſeine rationaliſtiſche Kritik an dem alten Götterglauben übte. Seine Behauptung, die Götter ſeien vergötterte Menſchen, iſt ja auch nicht unbedingt falſch, ſondern nur maßlos übertrieben, auch die wirkſamſten Religionen haben ſich nicht auf die Dauer von Menſchenvergötterung freigehalten, aber die Erhebung von Menſchen in den Rang der Götter iſt nicht die Wurzel des Götterkultus überhaupt. Und wenn für Euhemeros die Götter urſprünglich Könige geweſen waren, ſo hatten die Pharaonen immer zu den Göttern Ägytens gehört, ſo war Alexander der Große der Sohn des Ammon. Euhemeros ſteht im Eingange des Hellenismus mit ſeinem Gottkönigtum, das in den Beinamen der Herrſcher vielfach ſeinen Ausdruck fand, Antiochos Epiphanes heißt ſo als ein auf Erden erſchienener Gott, und es kamen die Zeiten, wo ein auf Erden wandelnder Gott ein alltägliches Erlebnis wurde.

Die Gegenſätze berühren einander, und im Gefühl einer ſich völlig genügenden Selbſtgewißheit wäre Diogenes dem auf Erden wandelnden Gotte nicht gewichen; das Ideal der kyniſchen Bettelphiloſophen wirkte auf die breiten Maſſen und wandte ſich an ſie in der kyniſchen Diatribe, wie ſie Bion von Olbia ausgebildet und wie ſie von Teles her uns be-



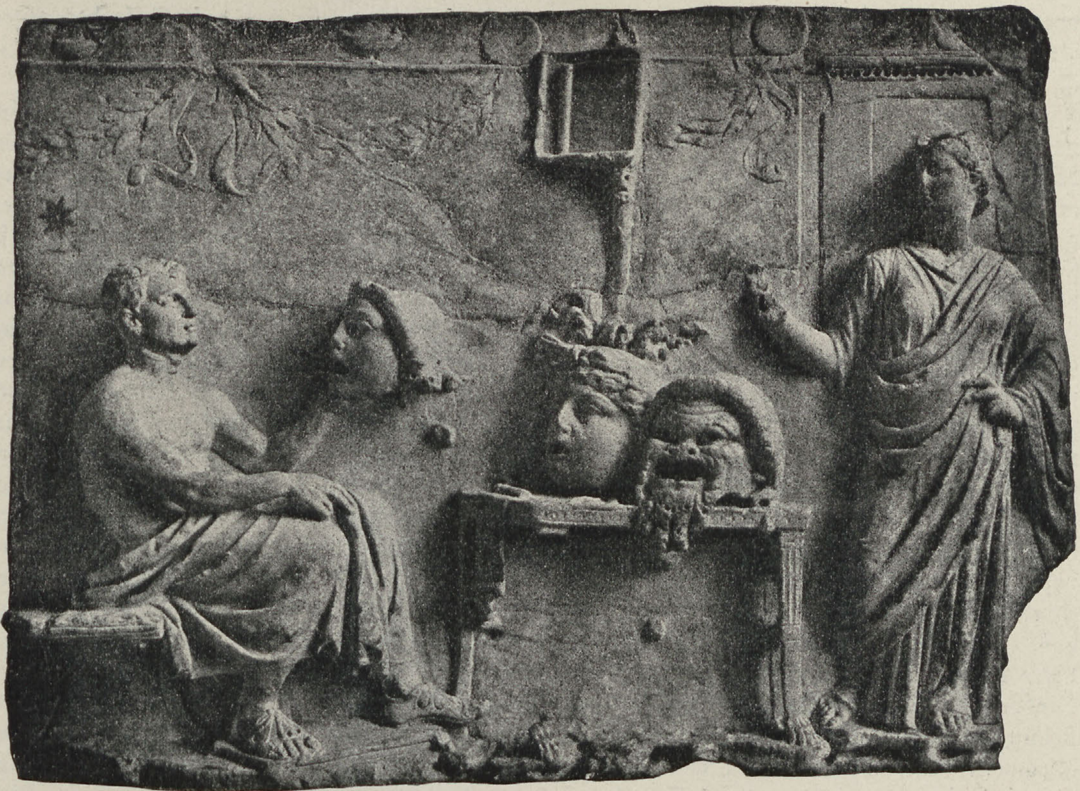
Idealbildnis des Homeros.
Helleniſtiſche Marmorbüſte.
Orig. im Nationalmuſeum zu Neapel.



Helleniſtiſches Relief. Szene aus einem Luſtſpiel darſtellend. Original im Muſeum zu Neapel.

kannt iſt, wie die römiſche Satire ſie aufgenommen und fortgebildet. Die Wiſſenſchaft der Zeit dagegen trug ebenſo, wie die alexandriniſche Poeſie, einen exkluſiven Charakter.

Nach beiden Seiten, nach oben und unten gilt dies von der Mathematik, in der es keinen Königsweg gibt, wie Euklid dem erſten Ptolemäer ſagte. Am Anfang und am Ausgange des dritten Jahrhunderts v. Chr. ſtehen Euklid und Archimedes, der bei der Eroberung von Syrakus durch die Römer ſeinen Tod fand. Wie weit Archimedes mathematiſche Entdeckungen der Neuzeit bereits vorausgenommen, hat erſt kürzlich ein neugefundener Papyrus mit einer bis dahin unbekannten Schrift des Archimedes uns gelehrt, er hat bereits die Integralrechnung gefunden, und der Streit zwiſchen Newton und Leibniz um die Priorität der Erfindung der Differentialrechnung iſt ſomit dahin entſchieden, daß der Infiniteſimalkalkul bereits von den Griechen, von Archimedes gefunden iſt. Noch gewaltiger freilich war die Vollendung des bereits von Pythagoras angebahnten heliocentriſchen, des kopernikaniſchen Weltſyſtems durch Ariſtarch von Samos und Seleukos von Babylon; allerdings verlangte der Stoiker Kleanthes von den Hellenen, ſie ſollten den Ariſtarch der Gottloſigkeit anklagen, weil er den Herd der Welt verrücke. Die beſchreibenden Naturwiſſenſchaften dagegen haben in alexandriniſcher Zeit keinen ſolchen Fortſchritt aufzuweiſen, wie zu Beginn der Periode die Verarbeitung der Ergebniſſe des Alexanderzuges ſie gezeitigt. Die Schriften des Ariſtoteles ſind davon noch unberührt, in der Zoologie wie in der Erdkunde vertritt Ariſtoteles ja die Stufe der Erkundung, wie ſie vor den Zügen Alexanders um 400 v. Chr. Kteſias von Knidos als Leibarzt des perſiſchen Großkönigs Artaxerxes II zu Suſa ſich erworben hatte. Dem Schüler des Ariſtoteles aber, dem Theophraſt, ſtanden die botaniſchen Forſchungen des Alexanderzuges zur Verfügung: ſeine Kenntnis der Mangrovevegetation des perſiſchen



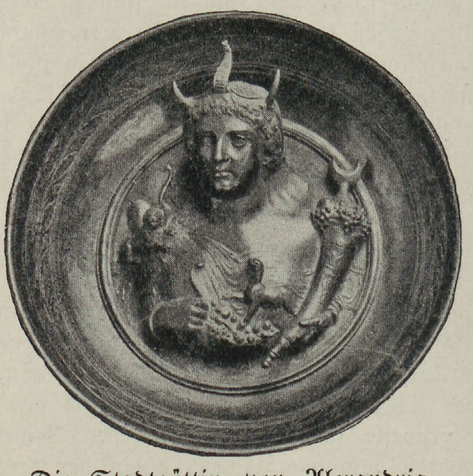
Helleniſtiſches Relief mit dem Bildnis des Dichters Menander. Original im Muſeum des Lateran zu Rom.

Golfes verdankte er der Expedition Nearchs. Und zu Alexandria reformierte Eratoſthenes von Kyrene die Kartographie, die Geographie, deren Namen er zuerſt gebildet: die eratoſtheniſche Karte von Vorderaſien ruhte auf den geographiſchen Erkundungen und Meſſungen des Alexanderzuges; die Kunde des Oſtens hat in der Folge erſt das Partherreich erweitert. Die eratoſtheniſche Erdmeſſung aber verwertet ptolemäiſche Arbeit, die Vermeſſung des Meridianbogens zwiſchen Syene und Alexandria durch die ägyptiſche Regierung.

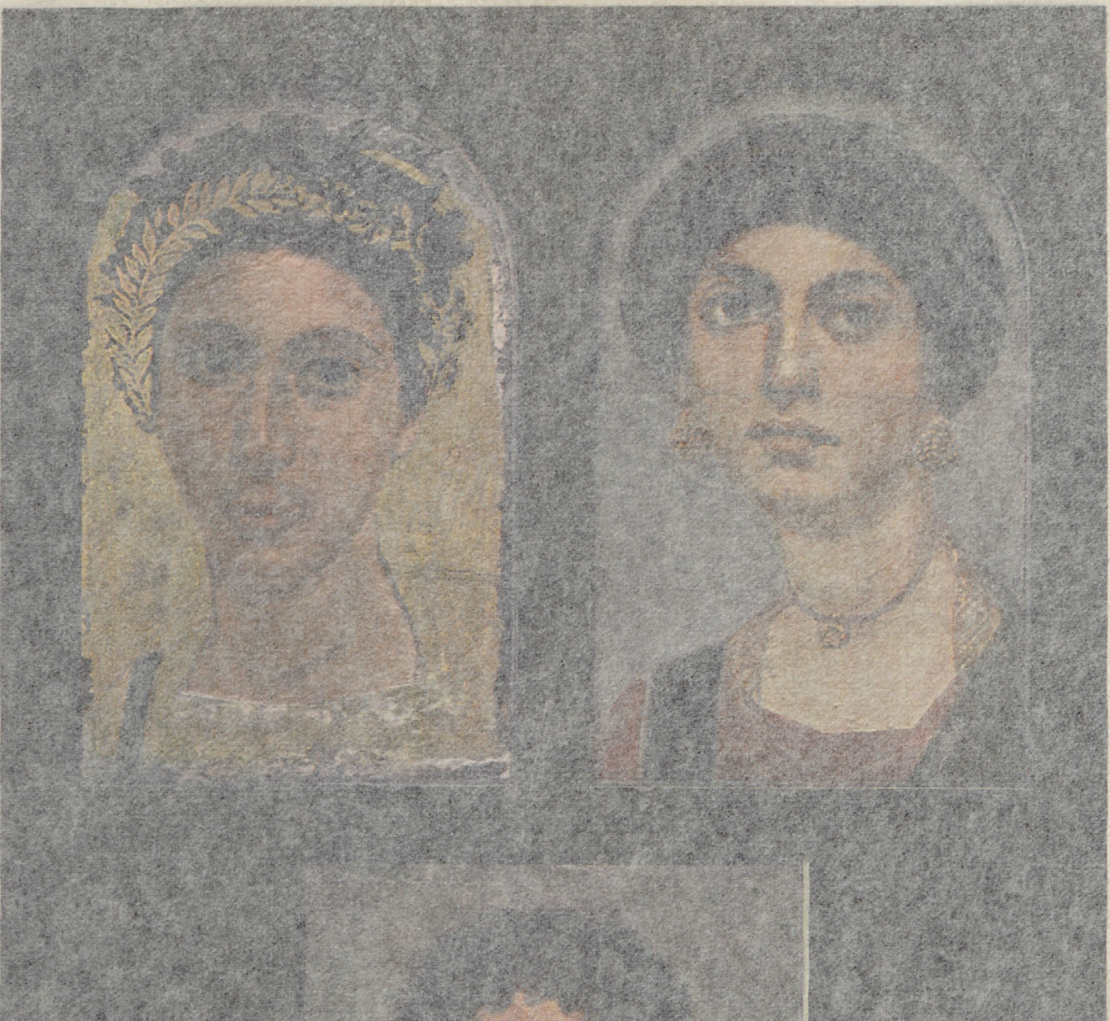
Beraten von Demetrios von Phaleron, der die atheniſchen Philoſophenſchulen kannte und in Alexandria eine Zuflucht gefunden hatte, hat bereits der erſte Ptolemäer die Wiſſenſchaft in ſeinem Lande organiſiert, in dem alexandriniſchen Muſeum. Eine Bibliothek, wie ſie die Welt noch gar nicht geſehen hatte, wurde jetzt hier zuſammengebracht, an ihre Katalogiſierung ſchloß ſich literarhiſtoriſche Forſchung an, und in philologiſcher Arbeit wurden die Texte feſtgeſtellt und erläutert. Das Beiſpiel von Alexandria fand in Pergamon Nachahmung. Erhalten blieb die große alexandriniſche Bibliothek aber nicht bis in die Kaiſerzeit hinein, der Kalif Omar hat mit ihren Beſtänden ſchon darum nicht heizen laſſen können, weil ſie längſt nicht mehr vorhanden waren, ſie waren bereits im Jahre 47 v. Chr. bei der Erhebung der Alexandriner gegen Cäſar durch Brand vernichtet worden. Mit der bibliothekariſchen und literarhiſtoriſchen Arbeit vertrug ſich bei Kallimachos die Poeſie. Die Zeiten, wo „alexandriniſch" ein Beiwort für pedantiſche Gelehrſamkeit und gelehrte Unpoeſie war, ſind vorüber, man hat gelernt, die Tiefe alexandriniſcher Forſchung und die Feinheit alexandriniſcher Dichtung zu erfaſſen. Dieſe Dichtung iſt Nachahmung wohl im Epos, und wir würden die Argonautik des Apollonios von Rhodos kaum beachten, wenn wir ältere Argonautenepen noch beſäßen, aber Theokrit wirkt noch heute friſch wie jemals. Freilich „iſt's ihm nicht eingefallen, die Schäferpoeſie in die Welt zu ſetzen; ſeine Hirten haben einen höchſt natürlichen Bocksgeruch", ſagt Wilamowitz. Durch einen der großen Papyrusfunde ſind die Mimen des Herondas ans Licht getreten; und durch ebenſolche Funde hat unſere Kenntnis der Komödien des Menander ſich in ungeahnter Weiſe erweitert. Er hat dem Rufe des erſten Ptolemäers ſich entzogen und iſt ſeiner Heimat Athen treu geblieben: die attiſche Komödie iſt nicht nach Alexandria ausgewandert.

Es war eine gewaltige Zeit, die Alexanders, der Diadochen und Epigonen, und Männer von ſcharfer Beobachtung und Meiſter des Wortes haben ihr Gedächtnis feſtgehalten. Wie die Legende ſich unmittelbar und gleichzeitig mit den Ereigniſſen noch neben den Lebenden erhebt, weiß jedermann von Friedrich dem Großen: auch der lebende Alexander war von der Legende bereits umrankt, zum Teil allerdings in der tendenziöſen und gewollten; ſo finden wir ihre Spuren bereits bei Kalliſthenes von Olynth, dem Neffen des Ariſtoteles, der ſein tragiſches Schickſal noch nicht ahnte; ſo begegnet ſie uns in grotesker Luſt am Fabulieren bei Oneſikritos von Aſtypaläa. Den ſicheren Grund für die militäriſche Beurteilung des großen Königs legte der erſte König von Ägypten, Ptolemäos der Sohn des Lagos, und Ariſtobul von Kaſſandrea gab mit ſeinem Intereſſe für die durchzogenen Länder und ihre Völker dem Bilde Farben. Dieſer Geſchichte Alexanders, die makedoniſch orientiert war, trat bei Klitarch die helleniſche Auffaſſung entgegen, verbunden mit der Neigung zum Senſationellen, der bereits Oneſikritos nachgegeben, in glänzender Form und in kunſtvoller Rede. Dem Könige folgten ſeine großen Feldherrn, und wenn die Geſtalten der Diadochen leibhaft vor unſern Augen ſtehen, wenn wir das verworrene Getriebe jener Jahrzehnte mit voller Sicherheit entwirren, ſo verdanken wir das der meiſterhaften Darſtellung, die der Landsmann und Freund des Eumenes, die Hieronymos von Kardia der Diadochengeſchichte gab. Mit der Geſchichte des griechiſchen Mutterlandes ſeit den Tagen des Epaminondas hatte Duris, der Tyrann von Samos, die Geſchichte Alexanders und ſeiner Nachfolger verbunden, ſentimental und theatraliſch. Und für die Geſchichte der Epigonen ſteht die Darſtellung des Phylarch den Memoiren Arats gegenüber, Phylarch, der Bewunderer des Kleomenes von Sparta, dem Arat gegenüber kritiſch, und eben damit der Kritik des Polybios ausgeſetzt, der in den durch Arat begründeten Traditionen achäiſcher Politik aufgewachſen war. Dem Geiſte ariſtoteliſcher Forſchung war noch das Buch des Dikäarchos von Meſſana über griechiſches Leben entſprungen, die erſte griechiſche Kulturgeſchichte, dagegen führt Hekatäos von Abdera mit ſeiner ägyptiſchen Forſchung und Schriftſtellerei uns bereits in die helleniſtiſche Sphäre. Und war es hier ein Grieche, der ſich in Ägypten über Ägypten orientierte, ſo gingen unter dem zweiten Seleukiden und dem zweiten Ptolemäer der Babylonier Beroſſos und der Ägypter Manetho daran, die Geſchichte ihrer Heimat den Hellenen zu übermitteln.

Auch in der bildenden Kunſt des Hellenismus tritt das griechiſche Mutterland hinter dem Oſten weit zurück, zunächſt hinter Ägypten und Alexandria; in der Malerei müſſen Nachbildungen in den Wandgemälden zu Pompeji für uns an die Stelle der verlorenen helleniſtiſchen Originale treten. Auch in der Plaſtik begegnet uns eine ſtarke Vorliebe für das Genre und eine ſtarke realiſtiſche Strömung. So trägt denn bereits das erſte Jahrhundert des Hellenismus, wie die ganze Art des Hellenismus überhaupt, den Charakter des Modernen.

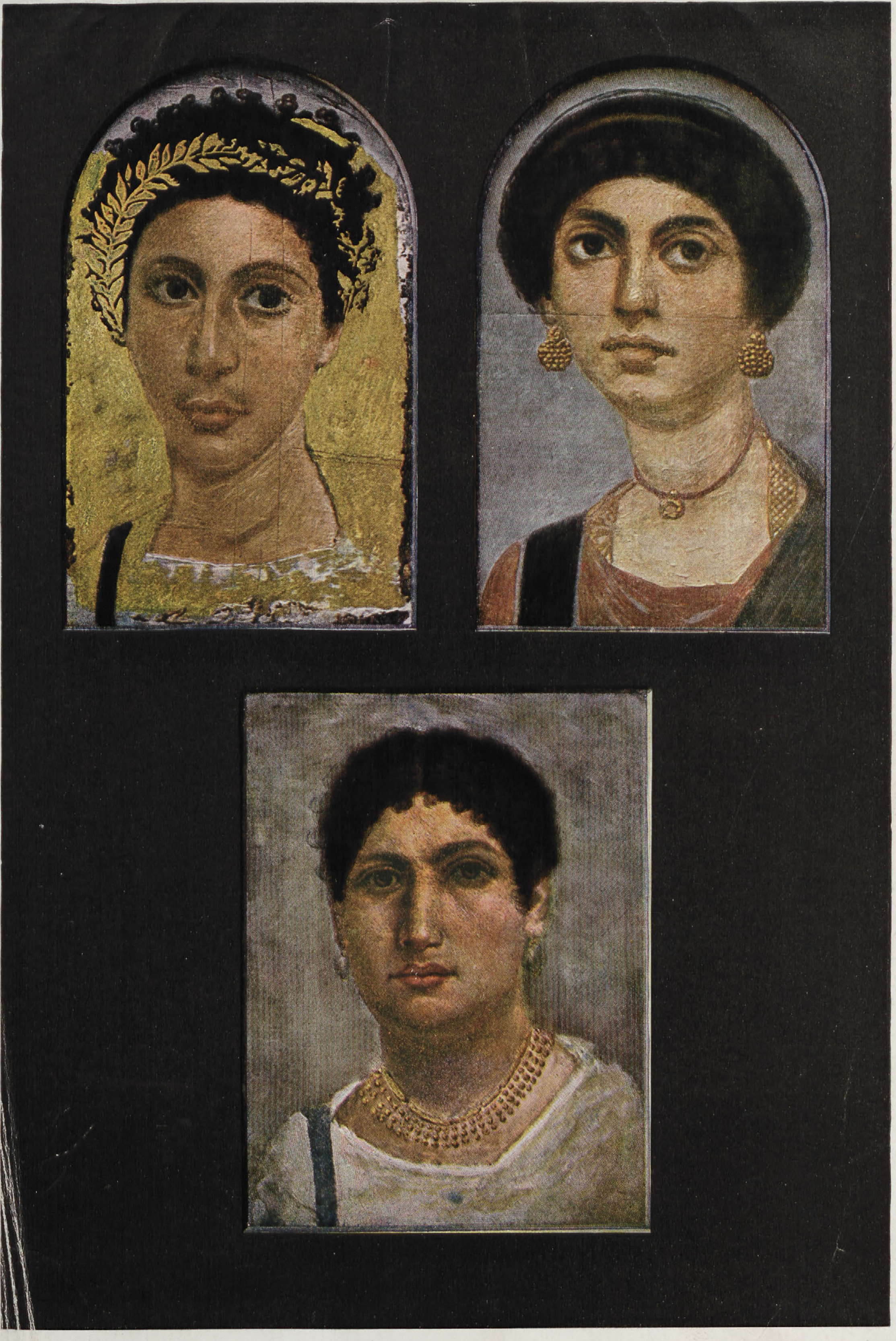


Die Stadtgöttin von Alexandria.
Prunkſchale aus dem Schatz von Boskoreale.



Mumienbildniſſe aus Fayum

Drei Beiſpiele helleniſtiſcher Portratkunſt
Originale im Konigl. Muſeum zu Berlin



Mumienbildniſſe aus Fayum
Drei Beiſpiele helleniſtiſcher Porträtkunſt
Originale im Königl. Muſeum zu Berlin

CORNELIVS
BEGRÜNDUNG UND VOLLENDUNG
DER RÖMISCHEN WELTHERRSCHAFT

Scipionenſarkophag im Vatikaniſchen Muſeum zu Rom.

15. Der hannibaliſche Krieg.

Für den Verluſt von Sicilien, Sardinien und Korſika ſuchten die Karthager ſich in Spanien zu entſchädigen, wo ſeit Alters phönikiſche Kolonieen beſtanden, die unter karthagiſchen Schutz getreten waren. Jetzt aber gingen die Karthager an die Gründung eines ſpaniſchen Reiches, das auch das Innere der Halbinſel in ſich einbezog und das Binnenland der karthagiſchen Rekrutierung aufſchloß. Die Feldherrnſchaft in Spanien übernahm Hamilkar Barkas, und neun Jahre lang hat er erfolgreich hier gekämpft, er fiel im Felde. Sein Schwiegerſohn Hasdrubal folgte ihm in der Strategie, er gründete Neukarthago, er trug die karthagiſchen Waffen ſo weit nach Norden, daß die Römer auf ſeine Erfolge aufmerkſam wurden. So griffen ſie denn in Spanien ein und grenzten im Jahre 226 vertragsmäßig ihre eigene Intereſſenſphäre von der der Karthager ab, in einem Abkommen, das ſie aber nur mit Hasdrubal perſönlich, nicht mit dem karthagiſchen Staate trafen, und das daher in ſeiner rechtlichen Bedeutung den älteren Verträgen nicht gleichſtand. In dieſem Abkommen mit Hasdrubal erneuten ſie einmal den Frieden des Lutatius Catulus und beſtimmten den Ebro als die Grenze der karthagiſchen Macht im Norden Spaniens. Acht Jahre lang hatte Hasdrubal mit Erfolg die ſpaniſche Strategie verwaltet, als er von einem Kelten ermordet wurde; ihm folgte ſein Schwager Hannibal, der Sohn des Hamilkar Barkas, im Jahre 221, im Alter von 26 Jahren. Er ſetzte die Eroberung des Binnenlandes fort und ging daran, auch Sagunt zu unterwerfen, aber daran wollten ihn die Römer hindern.

Erſt nach dem Abkommen der Römer mit Hasdrubal hatte Sagunt ein Bündnis mit Rom abgeſchloſſen; dieſe Stadt lag ſo weit im Süden des Ebro, daß ſie durch die Ebrolinie des Hasdrubalvertrages vor den Karthagern nicht geſchützt war. Aber der Friede des Lutatius Catulus und ſeine Erneuerung im Abkommen mit Hasdrubal hatte beſtimmt, daß Römer und Karthager ſich gegenſeitig ihrer Bundesgenoſſen enthalten ſollten, und dieſe Klauſel deuteten die Römer allgemein und bezogen ſie jetzt auch auf das erſt nachher in Bündnis mit ihnen getretene Sagunt. Es lag alſo ein Eingriff der Römer in die karthagiſche Intereſſenſphäre vor, die ſie noch 226 im Abkommen mit Hasdrubal anerkannt hatten. Dieſen Eingriff war Hannibal entſchloſſen, nicht zu dulden, und er fand bei der Regierung in Karthago einen ſtarken Rückhalt. Von dem Angriffe auf Sagunt ließ er ſich durch den römiſchen Einſpruch nicht abhalten, nach achtmonatiger Belagerung nahm er Sagunt im Jahre 219, die Römer waren gerade damals durch den neuen illyriſchen Krieg des Demetrios von Pharos in Anſpruch genommen. Trotzdem waren ſie bereit, nötigenfalls gegen Karthago Krieg zu führen, und ſie forderten in Karthago die Auslieferung Hannibals, widrigenfalls ſie den Krieg androhten. Die karthagiſche Regierung aber ließ den Hannibal nicht fallen, ſie entſchied ſich damit ſelber für den Krieg.

Hannibal hat die Karthager durchaus nicht wider ihren Willen in den Krieg hineingetrieben, die Karthager wollten ihn, denn ſie hielten ihn für unvermeidlich und im eigenſten Intereſſe für notwendig. Die Handelsſtaaten lieben den Frieden, aber nicht den Frieden um jeden Preis. Sie vermeiden wohl gern den Krieg, namentlich den Krieg, der nichts einbringt, aber ſie führen ihn rückſichtslos und zäh gegen den Konkurrenten, den Rivalen, der ihnen die Exiſtenzbedingungen unterbindet oder auch nur das Proſperieren einſchnürt und einengt. Die Karthager waren an die Begründung ihres ſpaniſchen Reiches gegangen, um die Verluſte des ſiciliſchen Krieges auszuwetzen, mit Revanchegedanken gegen Rom werden ſie ſich von Anfang an getragen haben, und der Raub Sardiniens wird ihren Haß nicht abgekühlt haben, aber wer konnte wiſſen, ob die Revanche nicht vertagt werde und der Revanchegedanke am Ende einſchlief, wenn ſie vollen Erſatz in Spanien fanden. Aber gerade den verkümmerten ihnen jetzt die Römer, mit der Ebrolinie, mit Sagunt. Die Situation, wo der Handelsſtaat losſchlägt, war gekommen und das Losſchlagen geboten. Durch ihr Auftreten in Spanien haben die Römer den hannibaliſchen Krieg provoziert, aber mit der Kriegsbereitſchaft von Karthago hatten ſie ebenſowenig gerechnet, wie mit dem Angriff Hannibals und mit dem Tempo, das Hannibal anſchlug.

Das volle Einvernehmen Hannibals und der karthagiſchen Regierung hat bis zum Ende des Krieges gehalten, Hannibal iſt nicht daran geſcheitert, daß die karthagiſche Regierung ihn nicht hat unterſtützen wollen, ſie hat ihn vielmehr unterſtützt, ſolange und ſo gut ſie konnte. Dagegen lag in dem politiſchen Voranſchlage des genialen Feldherrn in der Beurteilung der italiſchen Verhältniſſe allerdings ein Rechenfehler. Die Abneigung der Kelten gegen Rom hat Hannibal richtig angeſchlagen, aber er unterſchätzte die Feſtigkeit des italiſchen Bundes. Innerhalb des italiſchen Bundes wird man genug räſonniert und kritiſiert und über Rom geſcholten haben, das hat man zweifellos in Karthago erfahren, und Hannibal hat geglaubt, der italiſche Bund werde auseinanderfallen, ſobald ihn Rom nicht mehr mit Gewalt zuſammenhalten könne. Was iſt man in Süddeutſchland doch gewöhnt, über Preußen alles zu hören, aber in der Stunde der Gefahr, wie würden da unſere Gegner und Feinde ſich täuſchen! Blut hält zuſammen, und ebenſo das gemeinſame Intereſſe; die Glieder des italiſchen Bundes fanden die wirkſamſte Förderung ihrer wirtſchaftlichen Intereſſen in dem Commercium mit Rom, in dem privatrechtlichen Schutze, unter dem Handel und Wandel gedieh. So hielten die wichtigſten Bundesglieder feſt zu Rom auch nach dem ſchwerſten Schlage, nach Cannä; und an dieſer unvorhergeſehenen Feſtigkeit des italiſchen Bundes hat die Kraft des genialen Feldherrn ſich gebrochen.

Die Römer hatten in aller Gemütsruhe gedacht, die Offenſive ergreifen zu können und den Krieg in Spanien und in Afrika zu führen, der eine Konſul des Jahres 218, P. Cornelius Scipio, ſollte über Maſſilia nach Spanien gehen, während der andere, Ti. Sempronius Longus ſich bei Lilybäum zum Übergange nach Afrika rüſtete. Als Scipio auf dem Wege nach Spanien in Maſſilia ankam, war Hannibal längſt aus Spanien aufgebrochen und in Südgallien angelangt, er hatte eben bereits die Rhone überſchritten, natürlich oberhalb des Rhonedelta, deſſen Spitze man von Arles aus überblickt, zwiſchen Arles und Avignon. Nach Spanien ſchickte P. Scipio jetzt ſeinen Bruder Gnäus, er ſelber aber kehrte eiligſt nach Italien, nach Etrurien zurück. Hannibal aber zog die Rhone hinauf und über die Alpen zu den Kelten Oberitaliens, die erſt kürzlich von den Römern bezwungen waren. Er zog am linken Ufer der Rhone aufwärts bis zur Mündung der Iſère, wo man, vom Süden kommend, zum erſtenmal die Alpen ſehen kann, er zog die Iſère aufwärts und ging über den Mont Cenis, er kam bei den liguriſchen Taurinern an; noch im Herbſt 218. Über den Po war P. Scipio ihm entgegengeeilt, aber am Ticinus zog er in einem Reitertreffen gegen Hannibal den kürzeren, und, mit dem von Lilybäum herbeigeeilten anderen Konſul, Ti. Sempronius

Longus, ebenſo im Kampfe an der Trebbia, einem rechten Nebenfluß des Po. Vielleicht brachte der neue Konſul, C. Flaminius, die Rettung, der Mann des Volkes von 232, 227 und 220, aber am Traſimenerſee ward auch er von Hannibal geſchlagen, der durch die Arnoſümpfe in Etrurien eingedrungen war; Flaminius ſelber fiel im Kampfe, 217 v. Chr. Während Hannibal nun im Oſten Italiens, längs des Adriatiſchen Meeres, nach Süden zog, um den Abfall der dortigen Bundesgenoſſen Roms herbeizuführen, ernannte man zu Rom den Q. Fabius Maximus zum Diktator und ſtellte ihm ſeinen Reiterführer M. Minucius als gleichberechtigten Kollegen, ebenfalls als Diktator, zur Seite. Vor der Not des Augenblickes ging jetzt das Staatsrecht in die Brüche. Die Kunſt des Zauderers Fabius, eine Schlacht und damit eine Niederlage zu vermeiden, bewährte ſich; und im folgenden Jahre 216 waren auch die ſtärkſten Rüſtungen der Römer nicht imſtande, die Konſuln L. Aemilius Paullus, der in Illyrien Lorbeeren leicht gewonnen hatte, und C. Terentius Varro, den demokratiſchen Nachfolger des Flaminius, vor der ſchwerſten Kataſtrophe zu bewahren, welche die Römer jemals erlitten, vor dem Tage von Cannä. Die unteritaliſchen Bundesgenoſſen fielen jetzt zum guten Teil den Karthagern zu, aber der mittelitaliſche Kern des Bundes blieb den Römern treu; außer in der Schwierigkeit jeder Belagerung im Altertums iſt darin wohl der Grund dafür zu ſuchen, warum Hannibal nach Cannä nicht vor Rom erſchien.

Karthagiſcher Sarkophag.
Original im Muſeum zu Karthago.

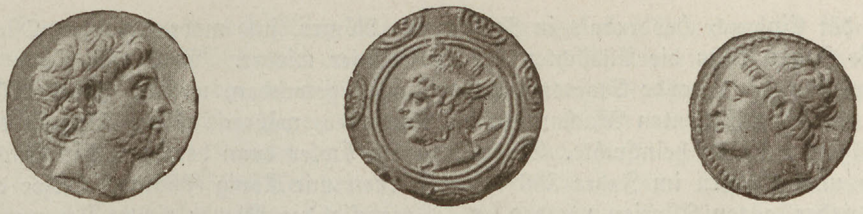
Der Erfolg des Sieges äußerte ſich auch in der griechiſchen Welt, in Makedonien und Sicilien. Der makedoniſche König Philipp hatte die Römer bereits in Illyrien angegriffen und ſchloß jetzt mit Hannibal ein Bündnis; auf jeden Fall mußte dieſer neue Krieg römiſche Truppen auf der Balkanhalbinſel beſchäftigen und von Italien fernhalten. Und in Sicilien fiel nach dem Tode König Hierons Syrakus von den Römern ab und verbündete ſich mit den Karthagern. Die Situation ſchien für Hannibal günſtig, in Italien dem Kriege ein Ende zu machen, und das Ziel ſchien um ſo weniger als unerreichbar, als Hannibal nicht auf die Vernichtung des römiſchen Staates, die er wohl nie für möglich hielt, ſondern nur auf die der römiſchen Großmacht hinausging. Wenn Oberitalien wieder freies Keltenland geworden, wenn Süditalien ſich vom römiſchen Bunde löſte, ſo mochte Rom an der Spitze Mittelitaliens immerhin ſeine Poſition behaupten, eine Weltmacht, eine Großmacht war es nicht mehr; ebenſowenig wie Preußen eine große Macht geblieben wäre, wenn es im Siebenjährigen Kriege ſeinen Feinden gelungen wäre, es zwar nicht aus der Reihe der Staaten überhaupt zu ſtreichen, wohl aber ſeinen großen König wieder zum Markgrafen von Brandenburg hinabzuzwingen. Aber Rom verzweifelte auch nach dem Tage von Cannä nicht und beſaß in ſeiner Verfaſſung das Rückgrat zu unbeugſamem Widerſtande. Um Rom zum Frieden zu nötigen, hätte Hannibal einer Verſtärkung ſeiner Truppenmacht bedurft, wie ſie ihm nur aus Spanien kommen konnte, aber gerade ſpaniſchen Zuzug ſperrte ihm die Energie, mit der die Römer auch in Spanien den Krieg führten. Eben dadurch haben ſie die Entſcheidung des gewaltigen Kampfes herbeigeführt.

Nach Cannä hatte Capua ſich dem Hannibal angeſchloſſen, und 212 nahm er Tarent; aber eben jetzt eroberte M. Claudius Marcellus Syrakus, und raſch war ganz Sicilien in römiſchen Händen. Hannibal konnte es nicht hindern, daß die Römer Capua belagerten, und ſelbſt dadurch vermochte er eine Aufhebung der Belagerung nicht zu erreichen, daß er im Jahre 211 vor den Toren Roms erſchien; Capua fiel und Campanien ward wieder römiſch, auch Tarent ergab ſich ihnen im Jahre 209. Zwar hatten die Römer Verluſte in Spanien erlitten, die beiden Brüder Scipio, Publius und Gnäus, waren dort 211 im Kampfe gefallen; was ſie im Süden gewonnen hatten, hatten ſie wieder aufgeben müſſen. Aber im Jahre 210 nahmen die Römer den ſpaniſchen Krieg mit neuen Kräften wieder auf; jetzt führte ihn der junge P. Cornelius Scipio, der im Jahre 217 ſeinen Vater am Ticinus gerettet hatte. Bereits im Jahre 209 fiel Neukarthago in ſeine Hände. Freilich vermochte er es nicht zu verhindern, daß Hannibals Bruder Hasdrubal von Spanien nach Italien durchbrach, um dem Hannibal friſchen Zuzug zu bringen. Eine Vereinigung der beiden Brüder konnte dem Kriege in Italien, der für Hannibal bereits eine ungünſtige Wendung nahm, ſehr leicht einen neuen Aufſchwung geben, aber es gelang den Römern, die Vereinigung des Hannibal mit Hasdrubal zu vereiteln, im Jahre 207 vernichteten die Konſuln M. Livius Salinator und C. Claudius Nero den Hasdrubal bei Sena Gallica, am Metaurus. Die Entſcheidung des Krieges war gefallen, in Bruttii führte Hannibal jetzt ein Räuberleben. In Spanien gewannen die Römer im Jahre 206 noch Gades, und ſiegreich kehrte Scipio nach Rom zurück. Im folgenden Jahre 205 ſchloß König Philipp von Makedonien mit den Römern Frieden. Dieſe aber gingen jetzt zum Angriff gegen Karthago über.

Eben im Jahre 205 war Scipio als Konſul an die Spitze des Staates getreten, er ging nach Sicilien und rüſtete ſich zum Übergang nach Afrika; um Hannibal kümmerte er ſich nicht mehr, der mochte auf bruttiſchem Gebiet bleiben. Das folgende Jahr 204 brachte nun in Afrika Kämpfe des Scipio und der Karthager; die beiden numidiſchen Könige, Maſiniſſa und Syphax, der erſte vormals den Karthagern verbündet und der zweite den Römern, hatten längſt ihre Rollen getauſcht, und während Syphax zum Bundesgenoſſen der Karthager wurde, gewannen die Römer an der Verſchlagenheit und Tatkraft Maſiniſſas wirkſame Hilfe. Jetzt beriefen die Karthager den Hannibal nach Afrika zurück, und im Jahre 202 kam es zwiſchen ihm und Scipio zum Kampfe: der Tag von Zama entſchied für die Römer. Karthago erhielt jetzt den Frieden, aber was für einen Frieden! Die hohe Kriegskontribution war dabei noch das Geringſte, aber die Karthager mußten faſt ihre ganze Kriegsflotte abtreten, das ſpaniſche Reich blieb für ſie verloren, ſie waren jetzt auf Afrika beſchränkt, und es wurde ihnen verboten, außerhalb Afrikas Krieg zu führen, und auf afrikaniſchem Gebiete ſelber durften ſie das nur noch mit römiſcher Erlaubnis. Und ſolche Beſchränkung gegenüber einem Nachbar wie Maſiniſſa! Die Bedingungen, die Karthago über ſich ergehen laſſen mußte, ſtrichen es aus der Reihe der Mächte: es wurde politiſch von Rom abhängig. Wie hatte ſich das Ausſehen der Welt verändert! Vor zwei Jahrzehnten ſtanden zwei Rivalen einander im Weſten des Mittelmeers gegenüber, jetzt war der eine beiſeite geſchoben und der andere herrſchte völlig ohne Nebenbuhler. Der italiſche Bund ſtand wieder ganz zur Dispoſition der Römer, ſie geboten über Oſt- und Weſtſicilien und über die Küſten Spaniens bis weit ins Binnenland hinein; die Kelten Oberitaliens mußten wieder die römiſche Obmacht anerkennen, und die alte Freundſchaft mit Maſſilia ſicherte Südgallien und den Weg nach Spanien. Im Weſten Karthagos beſaßen die Römer den politiſchen Einfluß durch ihre Verbindung mit dem numidiſchen Könige Maſiniſſa. Das geſamte Abendland ſtand jetzt bereits unter römiſchem Einfluß, daneben ſtand das helleniſtiſche Staatenſyſtem noch aufrecht; aber wie lange wird es dauern, und auch die Welt des Hellenismus unterliegt dem Schwert der Römer?

16. König Philipp von Makedonien, Flamininus und die Griechen.

Die Begründung des helleniſchen Bundes unter makedoniſcher Führung, wie ſie im Jahre 223 dem Antigonos Doſon gelungen war, hatte den Makedoniern wieder die Herrſchaft über Griechenland gegeben; König Philipp hat ſie von ſeinem Vormund übernommen. Aber wenn er wirklich Herr in Griechenland ſein wollte, mußten ſich ihm auch die Ätoler fügen. Ätoler waren in Meſſenien eingefallen, und die Meſſenier ſuchten bei den Achäern Hilfe, dieſe gewährten ſie, aber Arat von Sikyon, der wieder achäiſcher Stratege war, wurde bei dem



Philipp V. Perſeus. Antigonos Doſon.

Münzen mit den Bildniſſen makedoniſcher Könige.

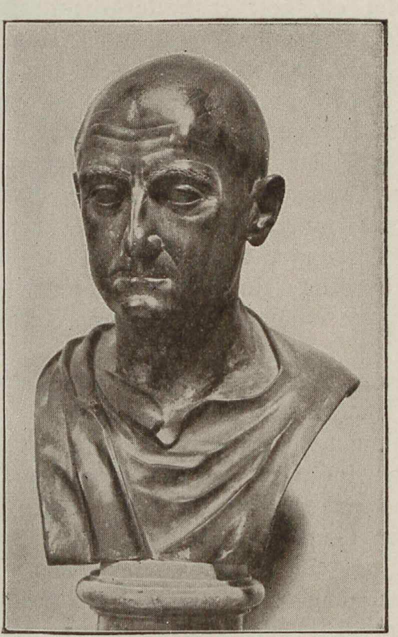
arkadiſchen Städtchen Kaphyä von den Ätolern geſchlagen. Dieſe Niederlage der Achäer, die dem makedoniſchen Bunde angehörten, veranlaßte König Philipp, nach Korinth eine Verſammlung des Bundes einzuberufen, und dieſe beſchloß, mit den Ätolern Krieg zu führen: ſo brach denn der ſog. Bundesgenoſſenkrieg im Jahre 220 aus, es war ein Krieg des helleniſch-makedoniſchen Bundes gegen die Ätoler. Mit den Ätolern machten die Spartaner gemeinſame Sache, die Teilnahme der Achäer am Kriege aber war gering, weil Arat das Kriegsweſen der Achäer nicht auf der Höhe gehalten hatte; ſo blieb denn die Kriegführung gegen Ätoler und Spartaner im weſentlichen dem König Philipp überlaſſen. Nun aber erfolgte die Niederlage der Römer am traſimeniſchen See, und ſie eröffnete dem Könige die Hoffnung, ſich auf Koſten der Römer in Illyrien auszubreiten, und die Kriegführenden alle blickten jetzt ſowohl auf Rom, wie auf Karthago. So kam denn im Jahre 217 zu Naupaktos der Friede zuſtande, der den Bundesgenoſſenkrieg beendigte. Ein Gegenſatz des ätoliſchen Bundes zu Makedonien aber blieb beſtehen und ſollte bald erneuten Ausdruck finden, die Achäer dagegen blieben in der makedoniſchen Gefolgſchaft. Möchte die Perſon Arats dem Könige Philipp auch gelegentlich läſtig fallen, ſo würden ſachliche Meinungsverſchiedenheiten doch ſchwerlich zu einer Kataſtrophe geführt haben, aber König Philipp verführte die Schwiegertochter des Arat, die Gemahlin des jüngeren Aratos. Im Jahre 213 ließ der König den Arat von Sikyon vergiften, das war das Ende des Staatsmannes, der in ſeiner Jugend dem achäiſchen Bunde ſeine politiſche Bedeutung gegeben hatte, und der der einflußreichſte Gegner der makedoniſchen Könige geweſen war, bis er im Alter den Frontwechſel vornahm, der den Makedoniern wieder die Hegemonie über die Hellenen verſchaffte. Jetzt aber hatte König Philipp ihn gekränkt und dann vernichtet: der Satz, odisse quem laeseris, trat wieder einmal in ſeine Rechte.

Gleich nach dem Frieden von Naupaktos hatte Philipp die Beſitzungen der Römer in Illyrien angegriffen, aber zunächſt ohne jeden Erfolg; nach Cannä aber konnte er ſich mit Hannibal verbünden, und die Abſichten Hannibals gingen darauf, daß die Römer, was ſie in Illyrien beſaßen, an Makedonien verlieren ſollten. Der Flotte, welche die Römer ſofort nach Illyrien abſandten, konnte Philipp keine Flotte entgegenſtellen, die ihr gewachſen geweſen wäre, die erſten Jahre des Krieges brachten ihm keinerlei Gelingen, aber im Jahre 213 erſtreckten ſeine Eroberungen ſich bis nach Dalmatien. Doch im Weſten bedeutete der Fall von Syrakus eine Wendung zugunſten der Römer, und das Glück der Römer hob ihr Anſehen auch im Oſten: noch im Jahre 212 gingen die Ätoler, die ſeit 217 Friede gehalten hatten, wieder zum Kriege gegen König Philipp über, jetzt als Bundesgenoſſen der Römer; damit verlegt ſich der Kriegsſchauplatz mehr nach Süden. Die Römer treten mit ihrer Flotte vor Zakynthos, an der Küſte Akarnaniens und im korinthiſchen Buſen auf, ja ſogar im öſtlichen Meere, ſie erobern im Jahre 210 die Inſel Ägina: der hannibaliſche Krieg iſt zum Weltkrieg geworden, von den Säulen des Herakles reicht er bis zum Ägäiſchen Meere. Im Peloponneſe waren die Staaten, die den Achäern entgegengeſtanden, der Koalition gegen König Philipp beigetreten, ja, die römiſchen Verbindungen reichten bereits nach Aſien hinüber, wie König Pruſias von Bithynien ſich mit Makedonien verbündet, ſo König Attalos von Pergamon mit Rom. Im Ägäiſchen Meere kooperieren die römiſche und pergameniſche Flotte, ſie greifen gemeinſam 208 Euböa an. Aber damit iſt hier der Gipfel der römiſchen Erfolge auch erreicht, ein Angriff des Pruſias nötigt den Attalos zur Rückkehr nach Aſien, und im Jahre 207 veranlaßte der Einbruch Hasdrubals in Italien die Römer, ſich mehr aus dem Oſten zurückzuziehen; ſo ſtiegen denn die Ausſichten der Makedonier wieder. Nach dem Tode des Arat war Philopömen der leitende Staatsmann der Achäer geworden, und im Jahre 207 beſiegte er den ſpartaniſchen Regenten Machanidas bei Mantinea, während König Philipp die Ätoler in ihrem eigenen Lande heimſuchte. So wurden die Ätoler denn der römiſchen Sache wieder entfremdet und ſchloſſen im Jahre 206 ihren Frieden mit König Philipp. Dieſer aber kann ſich jetzt wieder gegen Illyrien wenden, das Intereſſe der Römer richtet ſich nunmehr auf raſche Beendung des mit Karthago geführten Krieges, und ſo ſchließen denn im Jahre 205 auch die Römer mit dem makedoniſchen Könige Frieden, zu Phoinike in Epiros. Einen Teil des römiſchen Illyrien hatte König Philipp in dieſem zehnjährigen Kriege gewonnen und im Frieden behauptet, den Ätolern aber trugen die Römer die Schwenkung nach, mit der ſie im Jahre 206 wieder den Anſchluß an Makedonien gefunden hatten, und auch König Philipp blieb unvergeſſen.

In Ägypten ſtarb im Jahre 204 v. Chr. Ptolemäos IV Philopator, ihm folgte ſein unmündiger Sohn Ptolemäos V Epiphanes. Nun verbündeten ſich Antiochos von Syrien und König Philipp gegen Ägypten, und während Antiochos in Südſyrien einrückte, ging der makedoniſche König darauf aus, die Beſitzungen der Ptolemäer am Ägäiſchen Meere mit ſeinem Reiche zu vereinigen. Er eroberte im Jahre 202 die Griechenſtädte am Helleſpont, verletzte aber dadurch die Handelsintereſſen der Rhodier, welche den Helleſpont auf keinen Fall unter die Verfügung der Makedonier geraten laſſen wollten; ſo erklärten die Rhodier denn dem Könige den Krieg, und Attalos von Pergamon trat mit ihnen in Gemeinſchaft. Trotz allen Wechſelfällen des Krieges ſteigerten ſich die Erfolge König Philipps, was Ptolemäer und Rhodier in Karien beſaßen, eroberte er 201, und im folgenden Jahre 200 die ptolemäiſchen Beſitzungen in Thrakien, er bemächtigte ſich des Cherſonnes und ging über den Helleſpont, er eroberte Abydos.

Dieſen Machtzuwachs des Königs gedachten die Römer nicht hinzunehmen, längſt hatten die von ihm bedrohten Mächte Rom um Hilfe angegangen, und jetzt entſchloſſen ſich die Römer zum Einſchreiten. Vor Abydos erſchienen römiſche Geſandte bei König Philipp und forderten von ihm die Herausgabe der ptolemäiſchen Beſitzungen und die Annahme eines Schiedsgerichtes in Sachen ſeiner Streitigkeiten mit Rhodos und dem Pergamener, und die Ablehnung dieſer Forderungen beantwortete Rom mit der Kriegserklärung. Eine große Steigerung makedoniſcher Macht lag zweifelsohne nicht im römiſchen Intereſſe, aber der Sache eine Form zu geben war nicht leicht. Zwar hatte das Teſtament des Philopator Rom zum Vormund des Epiphanes beſtellt, aber formell wegen Ägyptens den Krieg zu erklären ging nicht an, weil ſonſt der Krieg zugleich auch gegen Syrien zu führen war. Und weitere Schwierigkeiten fand die römiſche Regierung in der Stimmung der römiſchen Bürgerſchaft, die nach dem langen Krieg gegen Hannibal mürbe und müde war und ſchlechterdings keine Störung in der friedlichen Arbeit des Tages wollte; als der Antrag auf Kriegserklärung gegen Philipp an die Centuriatcomitien kam, lehnten ſie ihn mit den Stimmen faſt aller Centurien ab. Erſt eine zweite Verſammlung ließ ſich umſtimmen; die Regierung wälzte die Laſt des Krieges von den Bürgern auf die Bundesgenoſſen ab. Dieſer makedoniſche Krieg war der unpopulärſte Krieg, den Rom in ſeiner langen Geſchichte je geführt hat, aber er erhöht unſeren Reſpekt vor der Feſtigkeit und der Regierungskunſt des Senates. Nach der Kataſtrophe von Cannä aufrecht zu bleiben, war ein Großes: nach faſt zwanzig Jahren des Kampfes in einem Momente der größten Ruhebedürftigkeit des Volkes einen unpopulären Krieg durchzuſetzen, weil man ſonſt den Moment verpaßte, weil dann ein ſchwacher Nachbar mächtig wurde, war imponierend. Gefahren befuhren die Römer freilich auch von einem mächtigeren Makedonien nicht, aber ſchon ſchwebte dem Senat das Ziel vor Augen, auch die Welt des Hellenismus zu beherrſchen. Er war dazu auf vollem Wege: man beſaß bereits die Vormundſchaft über den ägyptiſchen König, und der Krieg gegen König Philipp, den man jetzt begann, warf die einzige neben Rom vorhandene europäiſche Großmacht nieder. Im Raume weniger Jahrzehnte ſollte jetzt die römiſche Weltherrſchaft ſich vollenden, und der Senat iſt es geweſen, der dieſe Politik geführt hat. In ihm verkörperte ſich eine feſte Tradition, die immer ein und dasſelbe wollte: es war die Macht und Größe Roms.

Die Römer begannen den Krieg mit dem Übergange nach Illyrien, ſie führten ihn im Bunde mit den Feinden Philipps, mit Attalos und den Rhodiern; Ägypten blieb tatſächlich aus dem Spiele. Mit der rhodiſchen und pergameniſchen Flotte aber kooperierte im Ägäiſchen Meere die römiſche, gegen die makedoniſchen Küſten und gegen Euböa. Wenn es in den erſten Jahren des Krieges zu keiner Entſcheidungsſchlacht gekommen iſt, ſo lag dem keine Untätigkeit der römiſchen Feldherren, ſondern der Kriegsplan König Philipps zugrunde, der bei ſeinen Machtverhältniſſen ſich lediglich das Ziel ſetzen konnte, günſtigſten Falls ſein Gebiet und ſeine Herrſchaft ungeſchmälert zu behaupten, der an eine Niederwerfung der Römer gar nicht denken konnte, ſondern der darauf ausgehen mußte, die Entſcheidung hinzuziehen und die Römer mürbe zu machen, ſo daß ſie ſich vielleicht dazu verſtanden, ein billiges Abkommen mit ihm zu treffen. Im zweiten Kriegsjahre verbanden die Ätoler ſich wieder mit den Römern gegen Philipp und fielen in Theſſalien ein. Als die Römer in Hellas einzudringen verſuchten, verlegte Philipp ihnen den Weg. Inzwiſchen war der noch nicht dreißigjährige T. Quinctius Flamininus für 198 zum Konſul gewählt worden; er iſt als Prokonſul auch noch die nächſten Jahre im Oſten geblieben. Ein Friede mit Philipp konnte nicht zuſtande kommen, da dieſer zum völligen Verzicht auf ſeine Stellung in Griechenland, die man von ihm forderte, nicht bereit war; jetzt traten auch die Achäer von der makedoniſchen auf die römiſche Seite, und auch eine perſönliche Unterredung der beiden Männer, die in der Jugendkraft ihres Geiſtes aneinander Gefallen fanden, zu Nikäa am maliſchen Buſen, konnte nichts an den römiſchen Forderungen ändern. So mußte König Philipp, der es nicht mehr lange aushalten konnte, ſich denn doch zum Entſcheidungskampfe entſchließen; auf den theſſaliſchen Hundsköpfen, auf den Kynoskephalä kam es zur Schlacht 197, und überwunden ging König Philipp nach Makedonien zurück. Er mußte im Frieden alles wieder herausgeben, was er in den letzten Jahren erobert hatte, auch aus ganz Hellas mußte er weichen, er mußte ſeine Feſtungen, die Feſſeln Griechenlands, Demetrias, Chalkis und Korinth räumen, Theſſalien wurde von Makedonien unabhängig, auf den Iſthmien des Jahres 196 proklamierte Flamininus, unter dem Jubel der Feſtverſammlung, die Freiheit der bis dahin dem Philipp unterworfenen Hellenen. Makedonien war weit hinter den Zuſtand, wie er 223 ſich gebildet hatte, zurückgeworfen, eine helleniſche Macht war es geweſen. Auch eine Großmacht war es nicht mehr. Die von Makedonien abhängigen Griechen waren frei geworden, auch die Achäer erhielten Belohnung, die Ätoler aber erhielten gar nichts. Im Peloponnes kämpfte Flamininus noch gegen den letzten König von Sparta, den Eurypontiden Nabis, er nahm ihm die Kynuria, die Oſtküſte Lakoniens ab, und vereinigte ſie mit dem achäiſchen Bunde. Im Jahre 194 kehrte er nach Italien zurück und zog in Rom im Triumphe ein.



P. Cornelius Scipio Afrikanus Major. Büſte im Nationalmuſeum zu Neapel.

Es war eine glänzende Perſönlichkeit, die hier in Verbindung mit dem Hellenentum getreten war, und die Dankbarkeit der befreiten Griechen äußerte ſich ihr gegenüber in überſchwänglicher Begeiſterung. Der erſte Grieche, der bei Lebzeiten als ein Gott auf Erden gewandelt, war Lyſander, der erſte Römer war Flamininus: er fand bei den Griechen göttliche Verehrung und erhielt einen eigenen Prieſter. Hier liegt der Urſprung des Kaiſerkultus.

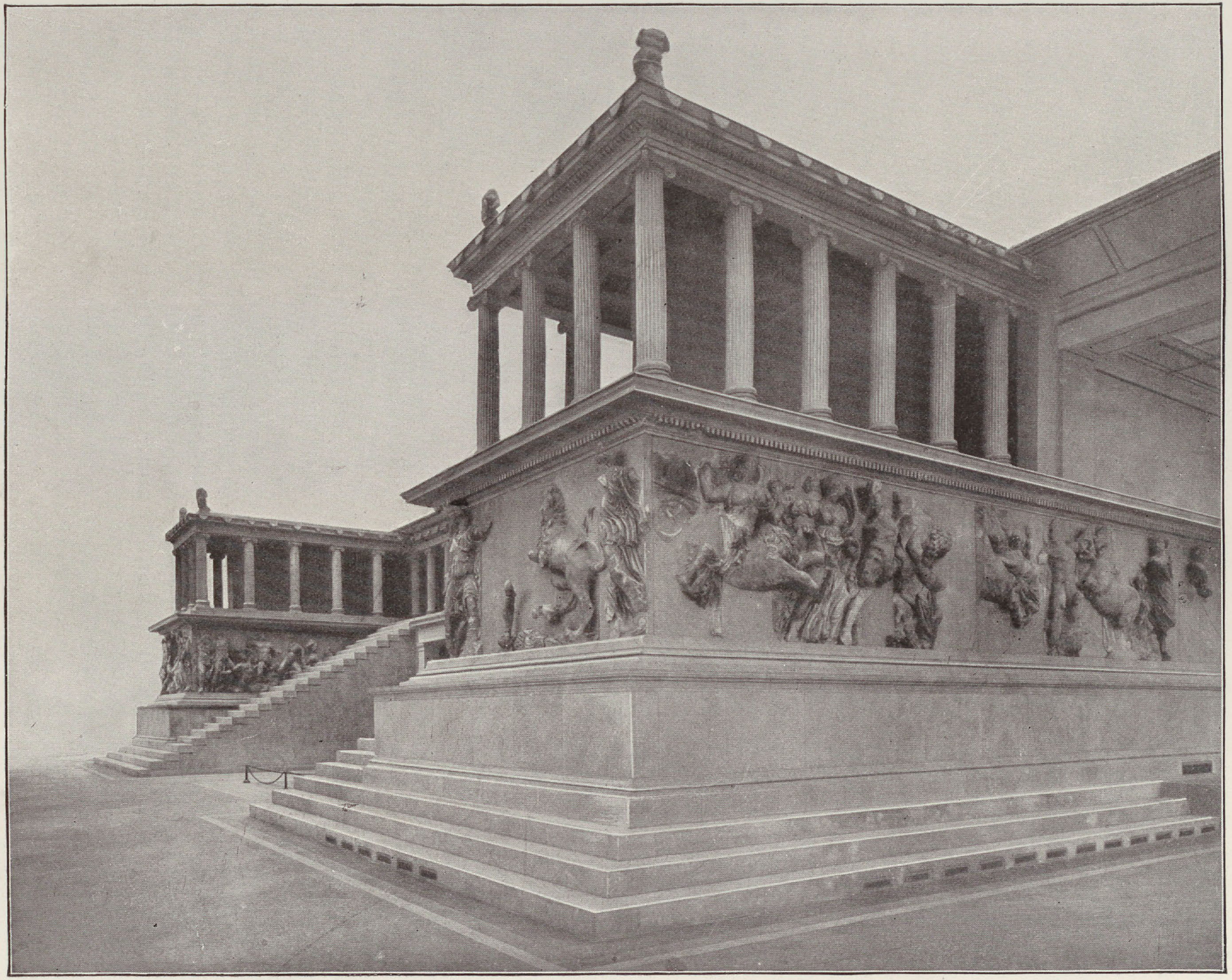
17. Seleukiden, Arſakiden, Makkabäer.

Im Jahre 223 v. Chr. war im Seleukidenreiche auf Seleukos III Soter ſein jüngerer zwanzigjähriger Bruder gefolgt, Antiochos III, der mit der Verwaltung der oberen Satrapieen betraut war; volle vierzig Jahre hat er regiert und im Orient hohen Ruhm erworben, den er aber in den letzten Jahren ſeines Regimentes im Kampfe gegen die Römer einbüßte. Bereits 222 empörte ſich gegen Antiochos der mediſche Statthalter Molon und wurde dabei von ſeinem Bruder Alexander, dem Statthalter der Perſis, unterſtützt; ſofort gegen die Aufſtändiſchen zu ziehen, riet dem Antiochos ſein Feldherr Epigenes. Aber ſein Miniſter, der Karer Hermias, bewog ihn, ſich vielmehr zunächſt gegen Ägypten zu wenden, das im Beſitze von Südſyrien weiter auf Norden gegriffen und durch die Beſetzung von Seleukia Pieria ſogar die Hauptſtadt Antiochia vom Meere abgeſchnitten hatte. So griff Antiochos denn Ptolemäos IV Philopator an, aber er hatte gegen deſſen Feldherrn Theodotos keinen Erfolg. Nun aber zog Antiochos nach dem Oſten, wo Molon als König aufgetreten war und von Medien aus Babylonien, Suſiana und einen Teil von Meſopotamien ſich unterworfen hatte. Beim Anmarſch des Antiochos wollte Molon ſich wieder nach Medien zurückziehen, aber Antiochos ſchnitt ihm den Rückzug ab und ſchlug ihn, Molon tötete ſich ſelbſt, und ſein Leichnam wurde ans Kreuz geſchlagen. Auf die Nachricht von dem Untergange des Molon tötete ſich auch ſein Bruder Alexander, der Satrap des Perſis, die große Empörung war niedergeſchlagen. Den Epigenes hatten die Ränke des Hermias des Verrats beſchuldigt und hinrichten laſſen, nach der Ermordung des Hermias aber regierte Antiochos ſelbſtändig. Ein Maßhalten im Erfolge charakteriſiert ſein Auftreten bereits bei dieſem ſeinem erſten Zuge nach dem Oſten, durch den er die wichtigſten der oberen Satrapieen mit ſeinem Reiche wieder feſt vereinte.

Wenn Antiochos bei ſeinem erſten Unternehmen gegen Ägypten gegen den ägyptiſchen Feldherrn Theodotos nichts ausgerichtet hatte, ſo änderte ſich in der Folge die Stellung des Theodotos. Beim Beginn des neuen Krieges gegen Ptolemäos IV Philopator fiel Seleukia Pieria durch Verrat in die Hand des Antiochos, Theodotos ging zu Antiochos über und lieferte ihm Tyros und Ptolemais aus. Seleukia Pieria blieb dem Antiochos für die Dauer, aber Südſyrien konnte er nicht gewinnen, denn im Jahre 217 wurde er bei Raphia, im äußerſten Süden des Philiſterlandes, geſchlagen.

Aber Antiochos war eine zähe Natur, er ließ ſich durch einen Mißerfolg von weiteren Plänen und Unternehmungen nicht abſchrecken, und der Plan, den er verfolgte, war die Wiederaufrichtung des Seleukidenreiches in dem Umfang, den ſein großer Begründer, Seleukos Nikator, ihm gegeben. Als es im Jahre 214 dem Antiochos gelang, ſich der Perſon des Achäos zu bemächtigen, vereinigte er Kleinaſien, ſo weit Achäos es beherrſcht hatte, wieder mit der Monarchie. Und ebenfalls der Wiederaufrichtung des Reiches diente dann der zweite große Zug nach dem Oſten, den der Großkönig ſeinen Zeitgenoſſen als den Großen erſcheinen ließ. Er begann mit der Ordnung der armeniſchen Angelegenheiten, ſtromabwärts ging er bis Seleukia, im Jahre 209 finden wir ihn in Medien, in Ekbatana. Es folgte der große Zug nach Parthien.

In den letzten Jahren des Antiochos II Theos, 247 v. Chr., hatte in Aſtavene am Ochos der Parner Teridates ſich erhoben; nach wenigen Jahren, unter Seleukos II Kallinikos, fiel er mit ſeinen Parnern in Parthien ein, er gewann auch Hyrkanien und ſiegte über Seleukos Kallinikos. Wie Antiochos ſelber nahm er den Titel Großkönig für ſich in Anſpruch, im Jahre 210 iſt nach langer Regierung der Gründer des Partherreiches geſtorben; ihm folgte ſein Sohn Arſakes. Die Stellung des Teridates wollte Antiochos ſeinem Sohne nicht belaſſen, mit einem großen Heere brach er gegen Parthien auf, er zog nach Hekatompylos, nach Hyrkanien. Im Frieden focht er zwar den Arſakes nicht in ſeiner Herrſchaft an, dieſer mußte aber die ſeleukidiſche Oberhoheit anerkennen. Dann zog Antiochos weiter oſtwärts gegen das griechiſch-baktriſche Reich, gegen Euthydemos von Magneſia. Dieſer erreichte im Jahre 206 den Frieden dadurch, daß er erklärte, ſonſt die Nomaden ins Land zu rufen, was dem Griechentum in dieſem fernen Oſten den Todesſtoß verſetzen mußte; aber ein Schutz- und



Der große Zeus-Altar von Pergamon
Rekonſtruktion im Königlichen Muſeum zu Berlin
Photogr. Aufnahme von W. Titzenthaler, Berlin

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

Trutzbündnis verband das baktriſche Reich mit dem Seleukiden. Dann betrat Antiochos das Kabultat und erneuerte die von Seleukos Nikator und Tſchandragupta begründete Freundſchaft mit dem indiſchen Könige Subhagaſena; er erhielt von ihm 150 Kriegselefanten. Für lange war Beſtand und Anſehen des Seleukidenreiches im Oſten geſichert. Auf dem Rückwege beſuchte Antiochos die Gerräer, ein Handelsvolk an der arabiſchen Küſte des perſiſchen Buſens, und erhielt von ihnen anſehnliche Geſchenke. Nach dieſem fünfjährigen Zuge um die Grenzen kehrte er heim, vom Ruhm des Orients getragen. Das Reich ſeines Ahnen Seleukos Nikator war faſt völlig wiederhergeſtellt. Und Ausſicht auf neuen Gewinn gewährte Ägypten.

Den Tod Ptolemäos IV Philopator und die Unmündigkeit ſeines Sohnes, Ptolemäos V Epiphanes, benutzten Antiochos und der makedoniſche König Philipp, um ſich zur Beraubung Ägyptens zu verbinden, Makedonien ging auf die Erwerbung der ptolemäiſchen Beſitzungen am Ägäiſchen Meere aus, und Antiochos auf den Süden Syriens. Er ſchlug die Ägypter unter Skopas an den Jordanquellen des Paneionberges, im Jahre 198 hatte er die Unterwerfung Cöleſyriens vollendet, auch Paläſtina und Jeruſalem waren aus ptolemäiſcher Herrſchaft unter ſeleukidiſche getreten. Der Friede ſprach dem Antiochos die Beſitzungen des Ptolemäos außerhalb Ägyptens zu, und im Frühjahr 197 ſetzte Antiochos ſich in Bewegung, um auch die kleinaſiatiſchen Beſitzungen des Ptolemäos für ſich in Anſpruch zu nehmen. Auch nach Europa ging er 196 hinüber, er eroberte einen Teil von Thrakien, am Hellespont bemächtigte er ſich Lyſimachias. König Philipp war bei Kynoskephalä überwunden, auch diejenigen kleinaſiatiſchen, vormals ptolemäiſchen Städte, deren er ſich bemächtigt hatte und die er auf Grund des Friedens mit den Römern abtreten mußte, hatte Antiochos für ſich genommen, als Wiederherſteller des Seleukidenreiches in ſeinem urſprünglichen Umfange berief er ſich für ſeine Beſetzung Thrakiens als Rechtstitel auf den Sieg des Seleukos Nikator über Lyſimachos.

Aber dieſe Okkupationen führten für Antiochos den Konflikt mit Rom herbei.

Indeſſen wegen dieſer Differenzen miteinander Krieg zu führen, lag zunächſt weder in der Abſicht der Römer, noch des Antiochos; ſonſt hätte man nicht ſeit 196 vier Jahre lang miteinander verhandelt. Und die Römer waren auch zu einem Entgegenkommen bereit, ſie wollten dem Könige ſeine Erwerbungen in Aſien laſſen, verlangten aber, daß er Europa, daß er Thrakien aufgebe; ſo ſpitzte der Streit zwiſchen Antiochos und den Römern ſich zu einem Streite um Thrakien zu. Abſolut nicht nachzugeben und einem Kriege mit Rom nicht aus dem Wege zu gehen, wurde Antiochos aber von zwei Seiten gedrängt, von Hannibal und den Ätolern.

Nach dem Ausgange des zweiten puniſchen Krieges wurde Karthago von dem Einfluſſe Hannibals regiert, aber dem geſchlagenen Feldherrn trat eine Oppoſition jetzt gegenüber, und dieſe wurde von den Römern unterſtützt, die, nicht ohne Grund, den Abſichten Hannibals mißtrauten. So wurde denn Hannibal im Jahre 196 genötigt, aus Karthago zu fliehen, er ging nach Epheſos zu König Antiochos und blieb am ſeleukidiſchen Hofe; unabläſſig ſchürte er zum Kriege. Und ein Gleiches taten die Ätoler, die nach dem Frieden der Römer mit König Philipp enttäuſcht waren, ſie hatten dabei nichts erhalten, ſie hatten ſich dadurch nicht verbeſſert, daß an die Stelle Makedoniens ihnen gegenüber einfach Rom getreten war.

Antiochos war im Beſitze Thrakiens, der Gegenſtand des Streites zwiſchen ihm und den Römern war in ſeinen Händen, er konnte alſo ruhig die Dinge laufen laſſen und nötigenfalls einen Verteidigungskrieg gegen Rom führen. Einen Angriffskrieg gegen Rom zu beginnen, lag nicht in ſeinem Intereſſe, Rom niederzuwerfen war unmöglich ohne den Beiſtand Makedoniens, und um den zu gewinnen, hätte er zunächſt Thrakien an Makedonien abtreten, alſo eben auf das Gebiet verzichten müſſen, um das allein der Streit zwiſchen ihm und den Römern ſich bewegte. Etwas anderes als die Wiederherſtellung des Seleukidenreiches in ſeinem alten Beſtande hat nie in ſeiner Abſicht gelegen, die Vorherrſchaft in Griechenland in Anſpruch zu nehmen oder gar die römiſche Macht überhaupt zu brechen, iſt ihm nicht in den Sinn gekommen. Zugleich Iran und den Weſten zu beherrſchen, wäre ohnehin unmöglich geweſen.

Auf etwas ganz anderes aber gingen die Wünſche und die Pläne Hannibals, er trieb, wie man mit Recht bemerkt hat, keine ſeleukidiſche, ſondern eine lediglich römerfeindliche Politik, er ging auf die Niederwerfung der Römer hinaus und wünſchte ſich der Seleukidenmacht als eines Mittels zu dieſem Zweck zu bedienen, er hoffte den Antiochos zu einem ſolchen gewaltigen Plane fortzureißen. Er gedachte gegen Rom einen Sturm ohnegleichen zu entfeſſeln, bis an die Säulen des Herakles, von den noch nicht befriedeten und an die Herrſchaft Roms noch nicht gewöhnten ſpaniſchen Provinzen aus, von Makedonien aus, das er zum Bunde mit dem Seleukidenreiche vereinigen wollte; er hoffte, zum Angriffe der Römer den Seleukiden ſelber mit ſeinem Heere nach Italien zu führen, er dachte, auch Karthago werde dann zu erneutem Angriff ſchreiten. Die Hauptſache für ihn war dabei zunächſt das Bündnis mit Makedonien, aber dieſes war ohne die Preisgabe Thrakiens von ſeiten des Antiochos nicht zu haben. Die Rückſicht auf Antiochos und das Seleukidenreich war für Hannibal Nebenſache.

Antiochos war nicht im Unrecht, wenn er ſich von Hannibal nicht einfach ins Schlepptau nehmen ließ. Hannibal riß ihn ins Grenzenloſe, der Anfang zu einer Durchführung ſeines Planes wäre ſofort das Opfer Thrakiens geweſen, und ſelbſt das Gelingen des großen Planes hätte den Preis des ganzen Kampfes nicht dem Seleukidenreich zuwenden können; das war geographiſch ganz unmöglich. So hat Antiochos denn das Bündnis mit Makedonien nicht geſchloſſen; auf eine Niederwerfung der Römer, wie ſie Hannibal wollte, iſt er nicht hinausgegangen.

Münze mit dem Bildnis Antiochos des Großen.

Er hätte wohl daran getan, ganz in der Defenſive zu verharren, und wenn er nach Griechenland hinüberging und die Römer dort angriff, ſo haben ihn die Ätoler dazu verleitet, die ihn zum Oberfeldherrn ihres Bundes wählten und zum Schutze der griechiſchen Freiheit nach Griechenland hinüberriefen. Er landete 192 bei Demetrias, das die Ätoler beſetzt hatten, er vereinigte ſich mit ihnen, er griff in Griechenland die Römer an, er eroberte Theſſalien, er beſetzte Euböa, er überwinterte zu Chalkis und trug im Frühjahr 191 den Krieg nach Akarnanien.

Mit der Möglichkeit eines Angriffs auf Italien haben die Römer, die den Hannibal kannten, wohl gerechnet, ſie behielten zunächſt ihre Flotte dort, aber Hannibal und Antiochos kamen nicht, und auch die Karthager hielten Ruhe, die Achäer und Makedonier aber traten für die Römer ein, ebenſo die Rhodier und Eumenes II von Pergamon, der im Jahre 197 ſeinem Vater Attalos I gefolgt war. Und im Jahre 191 ging der Konſul M'. Acilius Glabrio nach Griechenland hinüber, er ſchlug den Antiochos bei den Thermopylen, und nach dieſer Niederlage war Antiochos nicht mehr imſtande, Griechenland den Römern gegenüber zu behaupten, mit dem Angriff war es zu Ende, Antiochos verließ Europa und ging nach Aſien zurück, nach Epheſos. Jetzt aber erſchien die römiſche Flotte im Ägäiſchen Meere, mit ihr vereinigte ſich die pergameniſche, bei Chios wurde ein Admiral des Antiochos geſchlagen. Im folgenden Jahre 190 ſiegte die römiſche Flotte, der auch die rhodiſche ſich beigeſellt hatte, bei Myonneſos, und das römiſche Landherr ſetzte nach Aſien hinüber.

Ihren größten Feldherrn, den Beſieger Hannibals, den P. Cornelius Scipio, hatten die Römer für das Jahr 190 nicht zum Konſul wählen können, denn es war ſtaatsrechtlich unmöglich, er war erſt im Jahre 194 Konſul geweſen; ſo hatten ſie denn ſeinen älteren Bruder Lucius zum Konſul gewählt, er zog gegen Antiochos, aber ſie hatten ihm als den eigentlichen Leiter des Krieges ſeinen Bruder Publius, als Prokonſul, beigegeben. Zu Lande zog das römiſche Heer durch Makedonien und Thrakien nach Aſien, Antiochos hatte Europa geräumt, er verteidigte auch den Hellespont nicht, aber jetzt ſchien den Römern die Räumung Thrakiens nicht mehr genügend, ſie verlangten jetzt Kleinaſien diesſeit des Tauros. Im Herbſte 190 ſchlug das römiſche Landheer, von dem Pergamener Eumenes kräftig unterſtützt, den Antiochos in der Schlacht bei Magneſia am Sipylos; dieſe Niederlage koſtete dem Antiochos ſeine Stellung in Kleinaſien. Aſien diesſeit des Tauros mußte er im Frieden an den Römer abtreten, die dies Gebiet zwiſchen Eumenes von Pergamon, der den Löwenanteil erhielt, und den Rhodiern teilten, die Südkarien und Lykien bekamen; die Pergamener waren jetzt zur größten Macht in Kleinaſien geworden. Im Jahre 188 ſchloß Cn. Manlius Vulſo einen Feldzug gegen die Galater Kleinaſiens an, und den Ätolern, die auch nach dem Abzuge des Antiochos, nach der Schlacht bei den Thermopylen, den Kampf gegen die Römer fortgeſetzt hatten, nahm M. Fulvius Nobilior 189 Ambrakia; der ätoliſche Bund mußte im Frieden die Oberhoheit Roms anerkennen.

Der Ruhm des Großkönigs war erloſchen und ſeine Kaſſen waren leer, infolge der hohen Kriegskontribution, die der Friede mit den Römern ihm auferlegt hatte; um ſie wieder zu füllen, zog er noch einmal nach dem Oſten, aber er ſollte nicht wieder heimkehren. Er plünderte den Beltempel in der Elymais, und die Bevölkerung ſchlug ihn tot, im Jahre 187. Das war der Ausgang des großen Königs, im Orient und für den Orient war er wirklich ein ſolcher geweſen, aber der Kraft des erſtarkten Abendlandes war der Orient nicht mehr gewachſen. Die Römer geboten in Griechenland, und ihr Einfluß herrſchte in Vorderaſien und Ägypten.

Dem Antiochos III folgten ſeine Söhne, zuerſt Seleukos IV Philopator, 187—175 v. Chr., und dann Antiochos IV Epiphanes, von 175—164, der den in Rom als Geiſel weilenden Sohn des Seleukos Philopator, den Demetrios, verdrängte; dieſer aber kehrte, ohne Wiſſen und Willen des Senates, unter tätiger Beihilfe des damals in Rom internierten Polybios, im Jahre 162 nach Syrien zurück, ließ ſeinen Vetter Antiochos V Eupator ermorden, der ſeinem Vater Antiochos Epiphanes gefolgt war, und ſetzte ſich ſelbſt das Diadem auf, es iſt Demetrios I Soter. Gegen ihn aber wurde als Prätendent ein angeblicher Sohn des Epiphanes, Alexander Balas erhoben, und gegen ihn fiel Demetrios I Soter im Jahre 150 im Kampfe; den Alexander Balas aber ſtürzte im Jahre 145 der Sohn des erſten Demetrios, Demetrios II Nikator, der im Jahre 139 in parthiſche Gefangenſchaft geriet. Gegen den, ſeiner Bedrückungen wegen verhaßten Demetrios II hatte ſich als Gegenkönig ein Mann geringerer Herkunft, Diodotos, erhoben, als König nannte er ſich Tryphon; er behauptete ſich gegenüber Demetrios II und iſt erſt nach der Gefangenſchaft des Demetrios II durch deſſen Bruder, Antiochos VII Sidetes, beſeitigt worden.

Münze mit dem Bildnis des Antiochos Epiphanes.

Noch immer erhoben ſich im Seleukidenhauſe begabte Naturen, ein Antiochos Epiphanes, ein Demetrios I Antiochos Epiphanes nahm ſogar Ägypten für ſich in Anſpruch, aber den Römern gegenüber mußte er weichen. Der ſeit dem Frieden des Antiochos III mit den Römern chroniſch gewordenen Finanznot ſuchte auch er, im Jahre 166, durch einen Zug nach dem Oſten abzuhelfen, er gedachte, wie ſein Vater, der reichen Tempel in der Elymais und hatte vor, den der Nanaia auszuplündern, aber die Elymäer hinderten ihn an der Ausführung ſeines Planes. Im Jahre 164 ſtarb er in der Perſis. Seinen Beinamen Soter verdankt Demetrios I ſeiner Befreiung Babylons von der Herrſchaft des Timarchos von Milet, der, als mediſcher Satrap, ſich gegen Demetrios erhob und in Rom im Jahre 161 von dem dem Demetrios abgeneigten Senate als König von Medien anerkannt wurde; Timarch machte Eroberungen nach Meſopotamien und nach Babylonien hin, aber ſchon 160 wurde er von Demetrios überwunden. Wenn bereits derartige Erhebungen das Seleukidenreich bedrohten, ſo erwuchs ihm die ernſteſte Gefahr aus dem Wiedererwachen des Orientes und ſeiner Reaktion gegen das Hellenentum: wir finden ſie bei den Parthern und den Juden.

Bereits nach dem Tode Antiochos III hatten die Parther unter Phriapitius ihr Gebiet durch Eroberungen auf Koſten mediſchen Landes erweitert, der Begründer der parthiſchen Vormacht über Iran wurde indeſſen Mithradates der Große, es iſt Arſakes VI. Bereits vor 160 v. Chr. dehnte er auf Koſten des griechiſchen Reiches in Baktrien ſein Gebiet bis zum indiſchen Kaukaſus aus, im Kampfe gegen den baktriſchen Uſurpator Eukratidas, der Demetrios, den Sohn des Euthydemos von Magneſia, verdrängt hatte. Und im Weſten gewann Mithradates

Medien, dem Statthalter des Demetrios II Nikator nahm er Babylonien ab, mit der Hauptſtadt Seleukia; ſo ging den Seleukiden der Oſten verloren. Zwar ſetzte Demetrios II Nikator ſich zur Wehr, er zog im Jahre 140 gegen die Parther und ſchlug ſie auch anfangs, aber im Jahre 139 wurde er in Medien überwunden und gefangen, Mithradates internierte ihn in Hyrkanien. Nicht lange darauf iſt Mithradates der Große geſtorben, ſein Sohn Phraates II folgte ihm; und gegen dieſen zog der Bruder des gefangenen Demetrios, Antiochos VII Sidetes, der daheim den Tryphon überwunden hatte, im Jahre 130 zu Felde. Er beſiegte die Parther in drei Schlachten, Babylon gewann er wieder, Phraates wollte Frieden ſchließen, aber die Bedingungen des Antiochos Sidetes waren maßlos. So entließ denn Phraates den gefangenen Demetrios II in ſeine Heimat, um ihn gegen Antiochos auszuſpielen, den Antiochos Sidetes ſelber aber überwand er jetzt im Kampfe, und Antiochos tötete ſich ſelbſt, um dem Feinde nicht lebend in die Hand zu fallen. Die Niederlage und der Tod des Antiochos VII Sidetes vom Jahre 129 macht Epoche in der ſeleukidiſch-parthiſchen Geſchichte: kein Seleukide hat Parthien mehr angegriffen. Die Seleukiden waren der neuen iraniſchen Großmacht, waren dem Partherreich gewichen. Es war ein Schlag auch für das Hellenentum im Oſten.

Und eine Reaktion des Orientes vollzog ſich auch auf der anderen Seite, in Paläſtina; ſie übt ihre Wirkung bis auf unſere Tage.

Seit den Tagen Alexanders hat auch Paläſtina ſich dem Hellenismus nicht entziehen können, das Griechiſche war die Weltſprache geworden und ſeine Kenntnis nicht zu entbehren, aber ſolange Paläſtina unter ägyptiſcher Herrſchaft ſtand, war von einer tiefer greifenden Helleniſierung noch wenig zu ſpüren. Die helleniſierenden Tendenzen regten ſich aber, als unter Antiochos III die Schlacht am Paneionberge Paläſtina von Ägypten löſte und den Seleukiden unterwarf. Der altväteniſchen Partei der Chaſidim, der Frommen, traten jetzt die Griechenfreunde gegenüber, und zu Anfang der Regierung des Antiochos Epiphanes wollte ihr Haupt, mit Namen Jeſus, der ſich aber lieber griechiſch Jaſon nannte, ſeinem Bruder, dem Hohenprieſter Onias III die Herrſchaft entreißen; er erreichte ſein Ziel durch Geld und flottes Helleniſieren, wie es dem Epiphanes erwünſcht war, Onias wurde beiſeite geſchoben und Epiphanes ernannte den Jaſon zum Hohenprieſter. Der neue Hoheprieſter erbaute nun in Jeruſalem ein Gymnaſium, in das die Jugend von Jeruſalem ſich drängte, die nackten Körperübungen waren jetzt Zeichen der vornehmen modernen Bildung, nur daß man leider! an der Beſchneidung wahrnehmen mußte, daß dies Hellenentum nicht ganz echt war, ſo ſehr auch manch einer ſich bemühte, als unbeſchnitten zu erſcheinen. Man ſieht, es waren zunächſt die äußeren Formen, mit denen die Helleniſierung einſetzte, aber ſchon hier ging die Sache tiefer, denn gerade in der Frage der Verhüllung und Enthüllung des Körpers gingen Orient und Griechentum ſeit Jahrhunderten auseinander; und wenn der jüdiſche Hoheprieſter für die Feſtſpiele des Herakles einen Beitrag nach Tyros ſandte, ſo traf das bereits die Religion. Das Judentum begann allmählich im Hellenismus aufzugehen, die Entwicklung war im Gange, man mußte die Sache nur ſich ſelber überlaſſen.

Es handelte ſich nicht um die Frage der Helleniſierung, als Jaſon nach drei Jahren einem Nebenbuhler Menelaos weichen mußte, aber Jaſon wollte dem neuen Hohenprieſter ſich nicht fügen, er bemächtigte ſich durch einen Handſtreich Jeruſalems und vertrieb den Menelaos. Antiochos Epiphanes, der eben, im Jahre 170/169, nach Ägypten gezogen war, marſchierte auf der Heimkehr aus Ägypten aus Anlaß dieſes Friedensbruches in Jeruſalem ein, er plünderte den Tempel und ſchleppte ſeine goldenen Geräte nach Antiochia. Bei ſeinem zweiten Zuge nach Ägypten wurde Epiphanes im Jahre 168 durch den römiſchen Geſandten in brüsker Form genötigt, Ägypten zu verlaſſen, ſein Anſchlag auf Ägypten war geſcheitert, er wandte ſich jetzt der Helleniſierung der Juden zu; er verſuchte, raſch und gewalttätig durchzuſetzen, was ſich allmählich von ſelber machte, und hat dadurch eine Reaktion von elementarer Gewalt entfeſſelt; er hat dadurch das Judentum, wider ſeinen Willen, gerettet.

Antiochos Epiphanes kam diesmal nicht perſönlich nach Jeruſalem, er ſandte dorthin einen ſeiner Offiziere, und Apollonios legte im Jahre 168 eine ſyriſche Beſatzung in die Burg von Jeruſalem, die ſich dort über 26 Jahre halten ſollte, bis zur Befreiung der Burg durch

Die heiligen Geräte des Tempels zu Jeruſalem, Relief vom Titusbogen zu Rom.

Photographie von Anderſon, Rom.

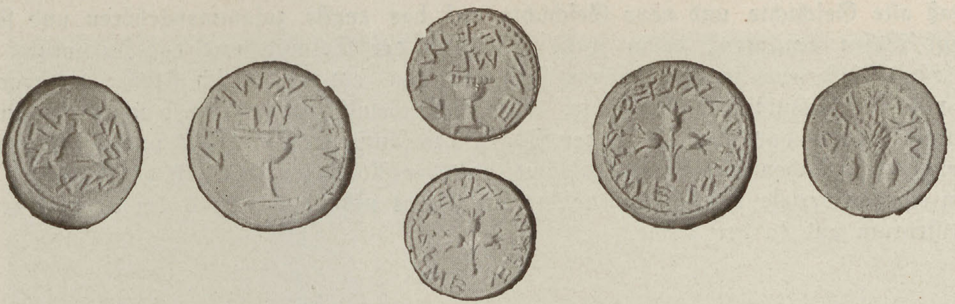
Simon im Frühjahr 141. Jetzt ſollten den Juden mit Gewalt die griechiſchen Sitten und griechiſcher Kultus beigebracht werden, die Beobachtung des Sabbats und die Beſchneidung wurden bei Todesſtrafe verboten, die Opfer im Tempel hörten auf und in allen Städten des jüdiſchen Landes ſollten die Juden den Göttern opfern, am 15. Kislev des Seleukidenjahres 145, im Dezember 168 v. Chr., wurde auf dem großen Brandopferaltar des Tempels zu Jeruſalem ein heidniſcher Altar gebaut, es war der Greuel der Verwüſtung, und zehn Tage ſpäter wurde auf eben dieſem Altare dem olympiſchen Zeus geopfert, dem der Tempel ſelber jetzt geweiht wurde. An den Dionyſien mußten die Juden, mit Efeu bekränzt, dem Dionyſos ſeinen Feſtzug feiern. Aus der Not jener Tage ſind die Geſichte des Daniel emporgeſtiegen, die Überhebung des Königs gegen den höchſten Gott iſt nach der Offenbarung Daniels ein Zeichen für die Zeit des Endes, aber noch iſt der König nicht geſtürzt und das Volk des höchſten Gottes nicht gerettet. Antiochos Epiphanes glaubte ſeinen Willen den Juden gegenüber durchgeſetzt zu haben, als er im Jahre 166 ſeinen Zug nach dem Oſten unternahm. Noch kurz vor ſeinem Tode erreichte ihn aber in der Perſis die Nachricht von der erfolgreichen jüdiſchen Erhebung.

Sie ging aus von dem Prieſter Mattathias in dem Städtchen Modeïn, und ſeinen fünf Söhnen, Johannes, Simon, Judas, Eleaſar und Jonathan. Als der Abgeſandte des Königs nach Modeïn kam, um die Opfer einzurichten, da erſchlug Mattathias den erſten Juden, der an den Altar trat, um zu opfern, und er erſchlug den Boten des Königs. Er ſammelte tapfere Männer um ſich, und die Frommen, die Chaſidim, ſchloſſen ſich ihm an, er zog mit ſeinen Leuten im Lande herum, er zerſtörte die heidniſchen Altäre, er erſchlug die Abgefallenen, er beſchnitt die unbeſchnittenen Knaben. Als er, noch im Jahre 166, zu ſeinen Vätern verſammelt wurde, trat an ſeine Stelle Judas, der Hammer, der Makkabäer; in ſeinen Taten glich er einem jungen Löwen, ſo heißt es im Liede. Als er nach dem Oſten zog, hatte Epiphanes in Syrien den Lyſias als Reichsverweſer zurückgelaſſen, dieſer ſchickte drei Feldherrn gegen die Juden, aber der Makkabäus ſchlug das ſyriſche Heer bei Emmaus; im Herbſt 165 kam Lyſias ſelber mit ſtärkerer Macht, aber Judas ſchlug ihn bei Beth-zur, und Lyſias ging nach Antiochien zurück. Jetzt konnte Judas Jeruſalem wieder beſetzen, wenn er auch die Burg nicht nehmen konnte, in der ſich die ſyriſche Beſatzung hielt. Er ſtellte den Jahvedienſt wieder her, der Greuel der Verwüſtung wurde entfernt und auch der ganze Brandopferaltar jetzt niedergeriſſen, an ſeiner Stelle erhob ſich ein neuer, unentweihter. Der Tempel ſelber wurde neu geweiht, genau drei Jahre nach ſeiner Entweihung durch das erſte heidniſche Opfer, am 25. Kislev des Seleukidenjahres 148, im Dezember 165 v. Chr.

Zum Vormunde ſeines Sohnes, des Knaben Antiochos V Eupator, hatte Epiphanes nicht den Lyſias beſtellt, ſondern den Philippos, aber Lyſias ließ den Philippos nicht heran und behauptete ſich als Reichsverweſer. Als Judas im Jahre 163 die Burg von Jeruſalem belagerte, zog Lyſias herbei und ſchlug die Juden, aber er verfolgte ſeinen Sieg nicht, ſondern wegen ſeines Nebenbuhlers Philippos gewährte er den Juden Frieden und freie Ausübung ihres Kultus. In fünf Jahren hatte die jüdiſche Erhebung das erreicht, in der Folge hat kein Seleukide den jüdiſchen Kult mehr angetaſtet. Die Juden blieben Untertanen der Seleukiden, aber in ihrer Religion blieben ſie jetzt unangefochten. Der Makkabäer und die Seinen kämpfen ſeit 163 nicht mehr für die Freiheit ihres Glaubens und ihres Kultus, die haben ſie alle, ſondern nunmehr für die Befreiung von den Syrern, von der Herrſchaft der Seleukiden, und für die politiſche Selbſtändigkeit; aber es ſollte noch über zwanzig Jahre dauern, bis ſie, im Jahre 141 v. Chr., dieſes hohe Ziel erreichten.

Demetrios I ſetzte den Juden zum Ethnarchen und Hohenprieſter nach dem Tode des Hohenprieſters Menelaos natürlich nicht den Judas Makkabäus, der niemals Hoherprieſter war, ſondern einen Mann aus dem alten Hauſe der Hohenprieſter, den Jakim, der aber lieber auf den griechiſchen Namen Alkimos hörte. Auch die Chaſidim, die Frommen, erkannten ihn als Hohenprieſter an, nur nicht Judas und die Seinen. Judas bekämpft den Alkimos, und Demetrios I ſendet gegen Judas den Nikanor, aber im März 161 ſchlug ihn Judas in der großen Schlacht von Adaſa, in der Nikanor ſeinen Tod fand. Aber Demetrios I nahm dieſe Niederlage nicht hin, er ſandte wieder ein großes Heer, unter Bakchides, nach Judäa, und im Frühjahr 160 beſiegte Bakchides den Judas, der Makkabäer fiel in dieſem Kampfe.

Bald darauf, im Jahre 159, ſtarb der Hoheprieſter Alkimos, wer ſein Nachfolger wurde, iſt unbekannt, ſicher keiner von den Söhnen des Mattathias. Aber Jonathan, der jüngſte Sohn des Mattathias, der Bruder des Judas Makkabäus, ließ ſich in Machmas nieder und organiſierte dort eine Nebenregierung, er fing an, das Volk zu richten und ließ die Gottloſen aus Iſrael ſchwinden. Neben dem offiziellen Hohenprieſter muß er eine Macht geweſen ſein, ſonſt wäre er in den ſyriſchen Thronſtreitigkeiten, die nun folgten, für die Parteien ohne Belang geweſen. Gegen den Prätendenten Alexander Balas ſuchte der legitime König Demetrios I Soter ſich auf Jonathan zu ſtützen, er geſtattete ihm eigene Truppen zu halten, und im Jahre 152 ſiedelte Jonathan nach Jeruſalem über; in der Burg lag immer noch die ſeleukidiſche Beſatzung. Demetrios I hatte die Erhöhung des Jonathan begonnen, aber Alexander Balas überbot und ſtach ihn aus, im Herbſte 152 ernannte er den Jonathan zum Hohenprieſter, und im Jahre 150, als Demetrios I ihm unterlegen war, auch noch zum Strategen von Judäa. König Demetrios II Nikator vergrößerte ihm noch ſein Gebiet durch drei ſamaritaniſche Bezirke, und ſeinen älteren Bruder Simon, den zweiten Sohn des Mattathias, ernannte König Tryphon zum Strategen, von der tyriſchen Leiter, einem Vorgebirge zwiſchen Tyros und Ptolemais, bis zur ägyptiſchen Grenze. So waren die beiden makkabäiſchen Brüder in die höchſte Sphäre der ſyriſchen Reichsverwaltung eingetreten, aber die Doppelſtellung Jonathans, der geiſtliche und weltliche Gewalt vereinte, wurde dem Könige Tryphon doch bedenklich, durch Hinterliſt bemächtigte er ſich im Jahre 143 zu Ptolemais ſeiner Perſon und ließ ihn ſpäter in der Nähe von Baskama ermorden; von den Söhnen des Mattathias war jetzt nur noch Simon über. Simon vollendete das Werk des Jonathan und die Befreiung des jüdiſchen Volkes von der Herrſchaft der Seleukiden; er ſchloß ſich wieder an Demetrios II Nikator an, und



Münzen der Makkabäer. Originale im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.

dieſer ernannte ihn zum Hohenprieſter; im Jahre 142 gewährte er den Juden die Steuerfreiheit, das Joch der Heiden war von Iſrael genommen. Im Mai 141 befreite Simon auch die Burg Jeruſalems von der ſyriſchen Beſatzung, die ſeit Antiochos Epiphanes, ſeit 168 v. Chr. dort gelegen hatte, und im September desſelben Jahres 141 v. Chr. beſchloß eine große Verſammlung der Prieſter und des Volkes und der Oberſten des Volkes und der Vornehmſten des Landes, daß Simon für immer ihr Anführer und Hoherprieſter ſei, bis ein glaubhafter Prophet aufſtehe, daß er ihr Feldherr ſei und ihm die Sorge für das Heiligtum obliege, und daß ihm vor allen gehorcht werden ſolle: ſo wurde Simon Hoherprieſter, Stratege und Ethnarch der Juden. Die Dynaſtie der Hasmonäer war gegründet, ſie trägt ihren Namen wohl nach einem Ahnen Hasmonai. Die Fülle der geiſtlichen und weltlichen Gewalt war in der Hand des makkabäiſchen Hohenprieſters und Ethnarchen vereinigt. Den Purpur und die goldene Spange hatte Simon im Jahre 141 angelegt; ſein Enkel Ariſtobul I wand im Jahre 104 als König das Diadem um ſeine Stirn.

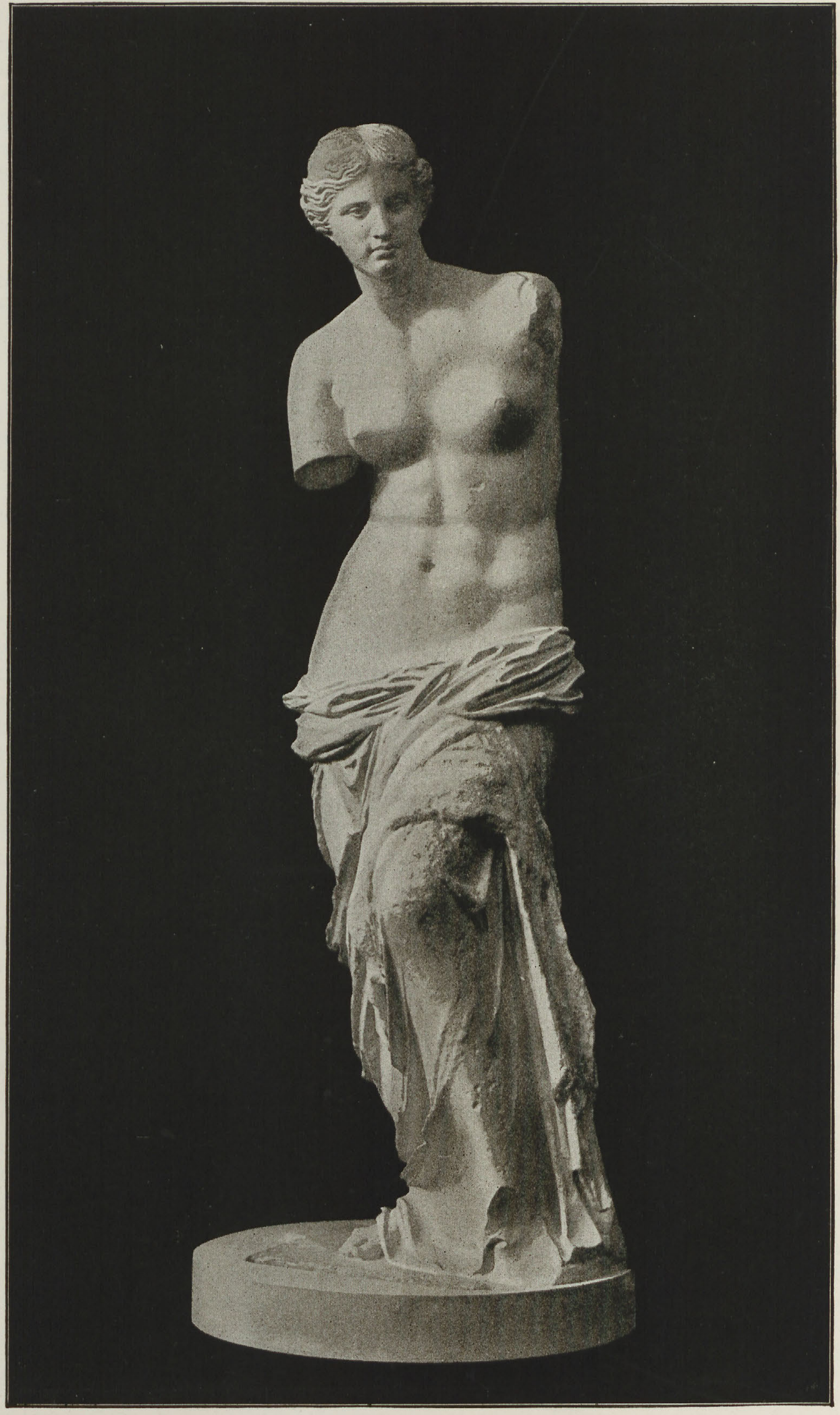
Die Erhebung gegen die Seleukiden und die großen Makkabäer haben für die Juden eine neue Zeit des Ruhmes und Glanzes heraufgeführt, die der des David und Salomo nicht nachſteht, aber erhalten hat die Erinnerung an jene große Zeit und ihre großen Fürſten nicht die Synagoge, ſondern die Kirche, die uns die Makkabäerbücher aufbewahrt hat; in der jüdiſchen Tradition, im Talmud, ſind die Makkabäer wie in einer Verſenkung verſchwunden. Um 200 nach Chr. fand die mündliche Geſetzlehre, die Miſchna, das neue Corpus iuris civilis et canonici der Juden, durch Rabbi Juda ha-Naſi ſeine Redaktion; und in den paläſtiniſchen und babyloniſchen Schulen ſchloſſen ſich die Kommentare, die paläſtiniſche und babyloniſche Gemara an, die, wohl im vierten und fünften Jahrhundert, ſich zu der Lehre der beiden Talmude zuſammenſchloſſen. In ihnen hat eine engherzige Entwicklung die Begründer der neuen jüdiſchen Größe, die Makkabäer, durch Ignorierung ausgeſchieden. Gewiß waren dieſe Makkabäer im Gegenſatz gegen den Hellenismus, durch die Reaktion gegen ihn emporgeſtiegen, aber die jüdiſchen Fürſten lebten in der Welt und mußten mit ihr rechnen. Sie haben dem vornehmen Judentum jener Tage eine gewiſſe Weltförmigkeit und Freiheit der Auffaſſung gegeben, wie ſie ſich bei den Sadduzäern äußert: aber im Gegenſatze zu den vornehmen, weltlichen Sadduzäern kam die demokratiſch-nationale Partei der Phariſäer auf, die zugleich die Abſchließung gegen alles Fremde und die Abſonderung der Juden von den Völkern vertrat und durchſetzte. Die Phariſäer aber ſiegten und beſtimmten die innere Entwicklung des Judentums, im Talmud kamen ſie zum Worte, und im Judentum der Talmud. Er hat das Judentum als Religion und damit auch als Volk zuſammengehalten und erhalten, aber durch die Exkluſivität, die er fordert und befördert, auch viel Schweres über dies Volk gebracht. Seit länger als einem Jahrhundert hat das Judentum begonnen, in den Völkern, den Nationen, aufzugehen, die es beherbergen, es iſt eine Entwicklung, die von den Juden ſelber durchaus nicht allgemein gewünſcht wird, aber wo ſie durchdringt und ſich durchſetzt, hat die Exkluſivität des Talmud bereits weichen müſſen. Die Wiſſenſchaft des Talmud und ſeine kritiſche Verwertung für die Religionsgeſchichte und Weltgeſchichte ſteht noch in den erſten Anfängen, aber ſie hat unleugbar Zukunft; in der Wiſſenſchaft wird ſich halten, was im Leben untergeht.

Aber daß alte Geſchichte und neue Geſchichte auf das engſte zuſammengehören und ſich in Kern und Weſen berühren, dahin weiſt uns auch der Talmud und das Judentum. Die Frage ſeines Aufgehens in den Völkern ſteht nicht nur jetzt wieder im Fluſſe, ſie war eine Frage auch der helleniſtiſchen Geſchichte. Aller Wahrſcheinlichkeit nach wird in der Gegenwart die Antwort anders ausfallen als in den Tagen des Antiochos Epiphanes und der Makkabäer. Das paläſtiniſche Judentum des Hellenismus und der Römerzeit hat ſich abgeſchloſſen, aber trotzdem eine univerſale Wirkung ausgeübt, an die es nicht dachte und die es nicht wollte: im Chriſtentum und in der Kirche.

18. Der Untergang der Antigoniden, der Fall von Karthago und Korinth.

Antiochos Epiphanes und Judas Makkabäus ſind Individualitäten, die uns als ſolche entgegentreten, und an Perſönlichkeiten hat es in der Welt des Hellenismus ſeit den Tagen Alexanders nicht gefehlt; auch in der altgriechiſchen Geſchichte unterſcheiden wir die Menſchen ſeit den Tagen Heſiods, ſie unterſcheiden ſich voneinander. Dem gegenüber bietet die altrömiſche Geſchichte uns nur Typen, keine ausgeprägten Perſönlichkeiten, und es liegt das ſchwerlich ganz allein an der Art der Überlieferung; es ſcheint vielmehr, daß die römiſchen Männer der alten Zeit einander im ganzen ähnlicher waren, als ihre griechiſchen Zeitgenoſſen. Die erſte markante Perſönlichkeit der altrömiſchen Geſchichte gehört der Zeit des großen Samniterkrieges an, es iſt Appius Claudius, der gewaltige Cenſor des Jahres 310 v. Chr. Und dann fehlt es in Rom an Individuen wieder bis auf C. Flaminius und auf P. Cornelius Scipio, den älteren Afrikanus; von da ab aber begegnen ſie uns in reicher Fülle. Woran liegt das? Nicht nur daran, daß die gleichzeitige Geſchichtſchreibung in literariſcher Form jetzt einſetzt, ſondern die Menſchen ſind anders geworden unter dem Einfluß der griechiſchen Bildung, die in Rom eindringt; ſie hat die Römer individualiſiert, ſie hat auch Gegenſätze geſchaffen. Faſt noch individueller als die glänzenden Figuren eines Scipio und Flaminius erſcheint uns die knorrige Geſtalt des alten Cato in ihrer bodenſtändigen Urwüchſigkeit; ſie widerſtrebt dem Hellenismus und wird doch wider Willen von ihm ergriffen. Mit ganzem Herzen haftet er an der hergebrachten heimiſchen Art und Sitte und iſt dem neuen Weſen abgeneigt, wie die Scipionen es verkörpern; und hinzukommt ſein Mißtrauen gegen dieſe vornehmen Leute. Er war ſelber ſeiner Geburt nach kein Bauer mehr, aber bäuerliche Art lebte kräftig in ihm fort, er ſtieg höher von Stufe zu Stufe und iſt in den letzten Jahren ſeines Lebens wohl der mächtigſte Mann der Welt geweſen, aber ein Bauer iſt er geblieben bis zum letzten Atemzuge, ein Bauer in aller ſeiner Tüchtigkeit und mit allen ſeinen Schwächen.

Nach dem hannibaliſchen Kriege beherrſchte Publius Scipio den Senat, ſein Einfluß war es, dem man folgte, wenn man den Glabrio, wenn man ſeinen Bruder Lucius Scipio und ihn ſelber mit dem Kriege gegen Antiochos betraute. Cato und P. Scipio waren faſt von gleichem Alter, Cato im Jahre 234 v. Chr. geboren und Scipio wohl ein Jahr früher, den Scipio rief ein großes Kommando ſchon im Jahre 211 nach Spanien und 205 v. Chr. wurde er Konſul, Cato erſt zehn Jahre ſpäter, im Jahre 195. Die Gegenſätze beider beſtanden ſchon, als der Konſular Cato im Jahre 191 als Kriegstribun unter Glabrio nach Griechenland mitging, und nach dem Kriege begann Cato bereits im Jahre 189 den Kampf gegen Glabrio, dem nach zwei Jahren der gegen die Scipionen ſelber folgte. Es handelte ſich dabei um die Beute aus dem Kriege gegen Antiochos und um die Beziehungen des P. Scipio zu dem Könige. Die Oppoſition gegen die Scipionen, deren Seele Cato war, operierte mit der Gewalt, zu büßen, zu multieren, wie die Tribunen und die plebejiſchen Volksverſammlungen ſie beſaßen. Wer will behaupten, daß die Scipionen ſich an der Beute nicht perſönlich bereichert haben? Völlige Integrität auf dieſem Gebiet iſt etwas Neues, das Beiſpiel, das die Preußen 1864 und 1866, das die Deutſchen 1870 gegeben haben, iſt in dieſer Weiſe früher noch kaum dageweſen, und ſogar die rein juriſtiſche Beantwortung der Frage, was denn eigentlich um 190 v. Chr. rückſichtlich der Beute rechtens war, wird dadurch erſchwert, daß dieſe Frage gerade bei der cause célèbre der Prozeſſe gegen die Scipionen wohl zum erſtenmal aufge-



Die Venus von Milo
Original im Louvre zu Paris

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

worfen wurde. Es waren politiſche Prozeſſe, mit der Abſicht unternommen, die Scipionen zu kompromittieren und zu ſtürzen. Und Cato erreichte ſeine Abſicht. Im Jahre 184 wurde L. Scipio verurteilt und vor der Abführung ins Gefängnis nur durch die Interceſſion des Tribunen Ti. Sempronius Gracchus gerettet. Die Sache gegen P. Scipio wurde nicht weiter verfolgt, aber auch er war politiſch beſeitigt; Cato aber wurde Cenſor und nahm als ſolcher dem L. Scipio das Ritterpferd. P. Scipio verließ Rom und zog ſich auf ſeine Villa bei Liternum in Campanien zurück, hier iſt er bereits 183 geſtorben, im 52. Jahre ſeines Alters. Auch nicht im Tode wollte er nach Rom zurück, er verbot ſeiner Gemahlin, ſeine Gebeine in den römiſchen Scipionengräbern beizuſetzen; am Strande von Liternum wurde der Beſieger Hannibals begraben.

Als der Tribun Tiberius Gracchus gegen die Verhaftung des L. Scipio intercedierte, erklärte er, er ſei den Scipionen verfeindet und wolle es bleiben, aber die Tochter des Afrikanus vermählte ſich ihm nach dem Tode des Vaters: es iſt Cornelia, die Mutter der Gracchen.

Im ſelben Jahre mit P. Cornelius Scipio Afrikanus, im Jahre 183, ſtarben Hannibal und der Achäer Philopömen; es iſt das Jahr der drei großen Toten.

Die Auslieferung Hannibals hatten die Römer beim Friedensſchluſſe von Antiochos verlangt, aber Antiochos hatte ihn nach Kreta entkommen laſſen, und von da aus war er zu König Pruſias von Bithynien gegangen; als Flamininus auch hier ſeine Auslieferung begehrte, tötete Hannibal ſich durch Gift.

Wenn die Römer ihre Siege im Orient auch zu keinen Landeroberungen benutzt hatten, ſo beherrſchten ſie ihn doch durch ihren Einfluß.

Aus der griechiſchen Politik entfernt und trotz ſeines Verhaltens im Kriege gegen Antiochos von den Römern auch in Thrakien nicht entſchädigt, ſann König Philipp von Makedonien dauernd auf Rache und rüſtete zum Kriege gegen Rom, die Römer wollten ihrerſeits den Krieg bereits im Jahre 183 eröffnen, aber dem Könige, dem die Lage augenblicklich nicht geeignet ſchien, gelang es, durch ſeinen den Römern genehmen Sohn Demetrios den Frieden damals noch zu erhalten. Nichtsdeſtoweniger rüſtete er weiter, militäriſch und finanziell bereitete er ſich auf alles vor und gedachte, die Donauvölker, in erſter Linie die Baſtarner, auf Italien loszulaſſen; daß die römiſche Gründung Aquilejas im Jahre 181 ſolchen Plänen entgegenwirken ſollte, iſt nicht unmöglich. Im Jahre 179 ſtarb König Philipp, ohne zur Revanche gelangt zu ſein; ihm folgte nicht ſein von den Römern begünſtigter jüngerer Sohn Demetrios — ſein Vater hatte ihn bereits im Jahre 181 hinrichten laſſen —, ſondern Perſeus; er übernahm ein ausgezeichnetes Heer und die beſten Finanzen. König Perſeus ſuchte Verbindungen in der Staatenwelt des Hellenismus und er fand ſie auch in Hellas, die Römer fingen an zu fürchten, er bedrohe ihre Hegemonie über die Griechen; gegen ihn hetzte König Eumenes II von Pergamon, der 172 Rom beſuchte, und die Römer entſchloſſen ſich zum Kriege, den Perſeus nicht mehr abzuwenden vermochte, er begann im Jahre 171. Eumenes und König Pruſias von Bithynien unterſtützten die Römer, König Genthios von Illyrien den Perſeus. Die Entſcheidung brachte erſt der Konſul des Jahres 168, L. Ämilius Paullus, der Beſiegte von Cannä war ſein Vater. Am 22. Juni 168 v. Chr. wurde Perſeus bei Pydna vollſtändig geſchlagen und in Samothrake gefangen genommen. Im Jahre 167 führte Paullus ihn in Rom im Triumphe auf, er wurde in Alba am Fuciner See interniert und iſt 165 dort geſtorben. Das war der Ausgang der Antigoniden.

Makedonien teilten die Römer in vier Republiken, die kein Commercium und kein Connubium miteinander hatten, auch das illyriſche Gebiet, das König Genthios an die Römer verloren hatte, wurde in drei Staaten geſpalten.

Rhodos hatte ſich unterfangen, einige Monate vor der Schlacht von Pydna den Frieden vermitteln zu wollen, und mußte jetzt dafür büßen, obwohl es nicht für Perſeus eingetreten war. Sogar Cato nahm ſich der Rhodier an, trotzdem verloren ſie ihre Beſitzungen an der kariſchen Küſte. Auch der achäiſche Bund hatte ſich den Römern gegenüber korrekt verhalten, trotzdem wurden an tauſend angeſehene Achäer der Parteinahme für Perſeus verdächtigt, ſie gingen nach Rom, um ihre Unſchuld nachzuweiſen, wurden aber als Geiſeln feſtgehalten und in den italiſchen Städten interniert. Polybios, der Sohn des achäiſchen Strategen

Lykortas, hatte bereits in Griechenland Beziehungen zu den Söhnen des Ämilius Paullus gewonnen, beſonders zu Publius, den Paullus dem kinderloſen Sohne des Scipio Afrikanus zur Adoption überlaſſen hatte, es iſt Scipio Ämilianus, der ſpätere Afrikanus minor; eben dieſe Beziehungen kamen dem Polybios zugute, er durfte in Rom ſelber bleiben, er wurde ein Freund des Scipionenkreiſes, ein Bewunderer des römiſchen Staates und ſeiner Ariſtokratie.

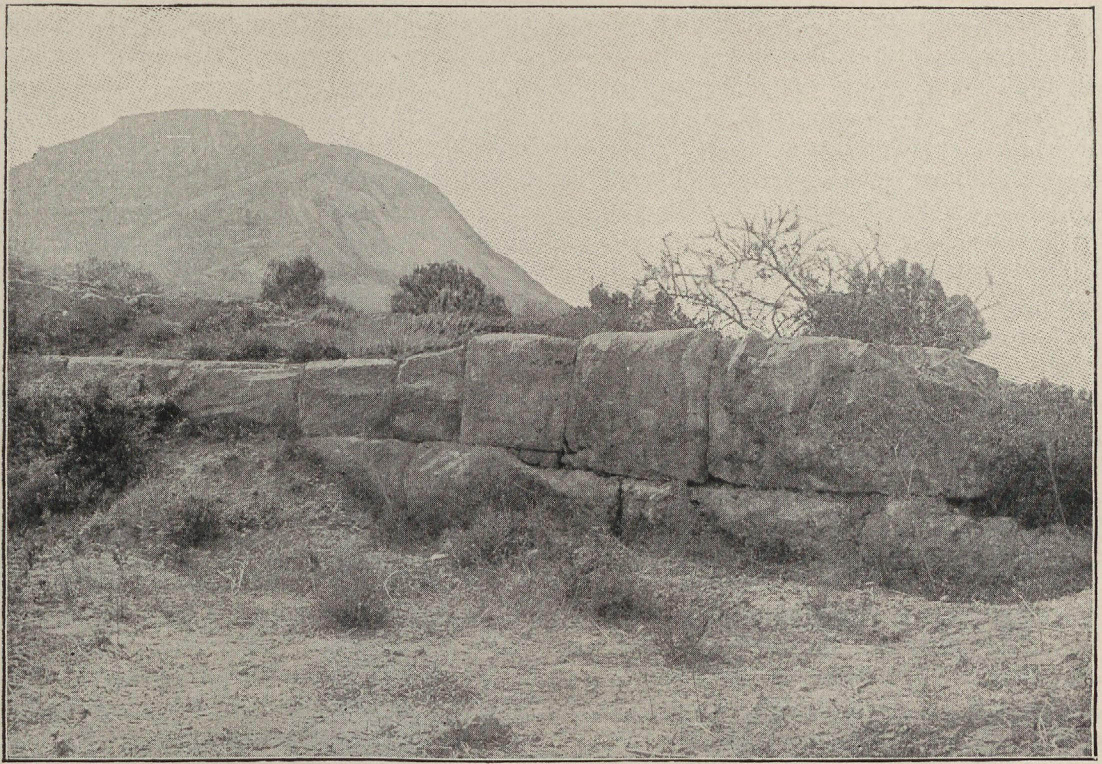
Die Beute, die Ämilius Paullus aus Makedonien heimbrachte, war ſo beträchtlich und übte einen ſolchen Einfluß auf die römiſchen Finanzen, daß die direkte Steuer des Tributum von den römiſchen Bürgern hinfort nicht mehr erhoben wurde.

Der Fall Makedoniens änderte auch die Beziehungen Roms zu Karthago. Seit der Flucht Hannibals aus Karthago vom Jahre 196 waren die Beziehungen der Römer und Karthager gute, die antirömiſche Partei in Karthago war damit ins Hintertreffen gekommen, man verſtändigte ſich miteinander, weil die materiellen Intereſſen dabei gediehen, der Handel und Wohlſtand von Karthago nahm wieder einen gewaltigen Aufſchwung, auch Italiker ließen ſich des Handels wegen in Karthago nieder, es war noch immer die größte Handelsſtadt im Weſten. Am Kriege des Antiochos hatte Karthago, trotz Hannibal, ſich nicht beteiligt, man blieb noch über 20 Jahre miteinander auf gutem Fuße. Solange Makedonien beſtand, ſolange Makedonien und Karthago ſich miteinander verbünden konnten, tat man gut, die Karthager nicht zu reizen. Aber mit der Schlacht von Pydna kam über die Römer das Gefühl der Allmacht, und ſie traten nun überall mit vollendeter Rückſichtsloſigkeit auf; auch der römiſche Kaufmann wurde dem Konkurrenten gegenüber jetzt brutal.

Wohl war in Rom mit Ämilius Paullus die Partei der Scipionen wieder hochgekommen, aber der mächtigſte Mann im Senate wurde doch der alte Cato; und es war ein Unglück für Karthago, daß eine Geſandtſchaft, wie es ſcheint, im Jahre 157 den Cato perſönlich nach Karthago führte. Hier ſetzten ihn die Blüte der Stadt, ihr Reichtum und ihre Rüſtungen in Erſtaunen, jetzt entſtand in ihm der Glaube, Karthago ſei noch immer eine drohende Gefahr für Rom, aus dieſem Grunde hielt er jetzt die Zerſtörung von Karthago für notwendig und brachte ſeine Überzeugung im Senate bei jeder möglichen Gelegenheit in ſeinem ceterum censeo zum Ausdruck. Der Konſul präſidierte im Senat, aber er ſtellte keinen Antrag, das Antragsrecht ſtand vielmehr den einzelnen Senatoren zu, die, vom Präſidenten des Senats um ihre Meinung befragt, mit einem Antrage antworteten. Und jedem Antrage hatten ſie das Recht, weitere Anträge beizufügen. Man vergegenwärtige ſich den Eindruck, wenn ein Mann wie Cato, im Senat befragt, ſeinem jedesmaligen Antrage über den Gegenſtand der Tagesordnung den weiteren Antrag auf Zerſtörung Karthagos folgen ließ. Denn das beſagt ſein ceterum censeo: außerdem ſtelle ich den Antrag auf Zerſtörung von Karthago. So wurde denn der alte Cato für Karthago zum Totengräber.

Und ſein anderer Totengräber war der numidiſche König Maſiniſſa. Er ſchloß das karthagiſche Gebiet dadurch ein, daß er die Emporien im Süden der kleinen Syrte beſetzte, und die Römer gaben ihm im Jahre 161 recht. Und in der Folge erhob er Anſpruch auf die großen Ebenen am Bagradas und das Gebiet der fünfzig Städte zu beiden Seiten des Fluſſes Tusca; wieder wurden die Römer zur Entſcheidung angerufen. Es begannen lange diplomatiſche Verhandlungen, die ſchließlich mit dem Kriege endeten; Cato warf den Karthagern Vertragsbruch vor, die alten Verträge mit Karthago, die Polybios uns in griechiſcher Überſetzung mitteilt, wurden damals aus der Schatzkammer der Ädilen ans Licht beſchworen. Schließlich ging den Karthagern die Geduld aus, und ſie verbannten die Freunde Maſiniſſas, und als ſie dieſer daraufhin angriff, wagten ſie es, ſich zu verteidigen; und der hannibaliſche Friede hatte ihnen doch verboten, ohne Erlaubnis der Römer Krieg zu führen! So beſchloß man denn in Rom im Jahre 150 die Kriegserklärung gegen Karthago. Den Fall Karthagos aber ſollte weder Cato noch Maſiniſſa erleben, Cato ſtarb bereits im Jahre 149 und Maſiniſſa zu Anfang des Jahres 148.

Um nach Afrika überzuſetzen, gingen die Konſuln im Jahre 149 zunächſt nach Sicilien, nach Lilybäum. Dorthin beſchied der Konſul Manius Manilius den im Jahre 150 nach ſeiner Heimat zurückgekehrten Polybios, wohl um ihn als Ingenieur bei der Belagerung Karthagos zu verwenden, aber bereits in Korfu erfuhr Polybios, die Karthager hätten Geiſeln geſtellt,



Die Stadtmauern von Korinth. Photographie des deutſchen archäologiſchen Inſtituts zu Athen.

und in der Meinung, es werde doch nicht zum Kriege kommen, kehrte Polybios nach dem Peloponnes zurück. Aber der Krieg brach dennoch aus, denn die in Afrika gelandeten Konſuln hatten von den Karthagern verlangt, ſie ſollten ihre Stadt verlaſſen und ſich an anderer Stelle anſiedeln, 15 Kilometer vom Meer entfernt! Auf dieſe Zumutung hin verteidigten ſich die Karthager mit dem Mute der Verzweiflung, und auch im Jahre 148 hatten die Römer wenig Erfolg; da entſchloß man ſich, den Scipio Ämilianus für 147 zum Konſul zu wählen und an die Spitze des Krieges zu ſtellen.

Scipio hatte bereits im erſten Kriegsjahr, 149, als Kriegstribun am Kriege in Afrika teilgenommen; in dieſem Sommer 149 ſuchte er den Maſiniſſa auf, und Polybios, der inzwiſchen auch angelangt war, hat ihn begleitet. In das Jahr 148 ſcheint die Expedition zu fallen, die den Polybios an der afrikaniſchen Küſte durch die Straße von Gibraltar in den Atlantiſchen Ozean führte. Zurückgekehrt, gehörte er dem Stabe des Konſuls und Prokonſuls Scipio an und nahm an der Belagerung Karthagos 147 und 146 tätigen Anteil. Bei der Eroberung erſtieg Tiberius Gracchus, der künftige Tribun, als der erſte die feindlichen Mauern. Die Stadt Karthago wurde zerſtört und ſein Gebiet als Provinz Afrika dem römiſchen Staate eingegliedert.

Etwa in dem Juli 146 fällt die Zerſtörung von Karthago, bei der Polybios zugegen war. Bald kehrte er nach Griechenland zurück, auch über die Eroberung Korinths, wohl vom September 146, berichtet er als Augenzeuge.

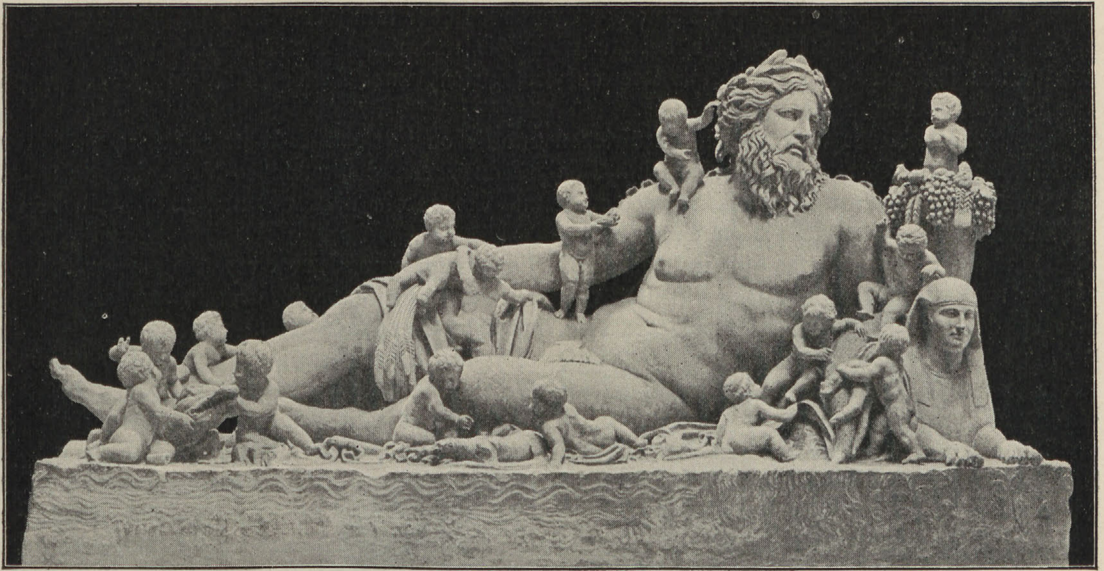
Die Verhältniſſe in Makedonien hatten ſich inzwiſchen durch das Auftreten eines Prätendenten, Andriskos, verſchoben, der ſich für einen Sohn des Königs Perſeus ausgab. Er hatte Erfolg und beſiegte die Römer im Jahre 149, erſt der Prätor Q. Cäcilius Metellus überwand ihn 148, auch bei Pydna. Jetzt nahmen die Römer ganz Makedonien in eigene Verwaltung, ſie vereinigten damit Epiros und den daran grenzenden Teil Illyriens, die Provinz Makedonien erſtreckte ſich vom Ägäiſchen zum Adriatiſchen Meere. Auch mit der Aufſicht über Griechenland wurde der Statthalter von Makedonien nach dem korinthiſchen Kriege betraut.

Der Führer des achäiſchen Bundes wurde nach Aratos Philopömen. In der Geſchichte erſcheint er in dem verklärenden Lichte, das Polybios über ihn ausgegoſſen: wie war er wirklich? Die in Lakonien von Kleomenes und Nabis freigelaſſenen Heloten wurden im Jahre 189 von den Achäern unter Philopömen angewieſen, bis zu einem beſtimmten Tage abzuziehen; die zurückbleibenden wurden ergriffen und als Sklaven verkauft, es waren 3000. Das tat Philopömen, ſo ſah „der letzte Grieche“ aus. Seinen Tod hat auch er, wie Scipio und Hannibal, im Jahre 183 gefunden. Die Meſſenier waren vom achäiſchen Bunde abgefallen, und Philopömen, der gegen ſie zog, fiel in ihre Hände; ſie haben ihn durch Gift getötet. Bei der Leichenfeier trug die Urne mit der Aſche Philopömens der junge Polybios, des Lykortas Sohn. Nach dem Tode Philopömens wurde Lykortas der leitende Staatsmann des achäiſchen Bundes, er war es noch zur Zeit der Schlacht von Pydna.

Die Notwendigkeit, auf Rom Rückſicht zu nehmen, konnte kein Realpolitiker verkennen, aber auch die größte Macht erſcheint mannigfach gebunden und kann nicht immer überall eingreifen; und ſolche Lage darf auch der Mindermächtige benutzen. Für eine ſolche Politik des achäiſchen Bundes iſt Lykortas eingetreten; für unbedingte Unterwerfung unter Rom wirkte gegen ihn Kallikrates. Die tauſend Geiſeln raubten dem Bunde die letzten Kräfte. Um ihre Rückkehr bemühte ſich in Rom bereits im Jahre 160 eine achäiſche Geſandtſchaft, aber ſie hatte keinen Erfolg. Die Rückkehr wurde den Achäern erſt im Jahre 150 geſtattet, als auch der alte Cato im Senate dafür eintrat und es für gleichgültig erklärte, ob dieſe achäiſchen Graukópfe von römiſchen oder achäiſchen Totengräbern beſtattet würden. So ganz gleichgültig war dieſe Frage der Heimkehr aber doch nicht, nach ſiebenjähriger Verbannung kehrten die Geiſeln mit leidenſchaftlicher Verbitterung zurück. Unter den Heimgekehrten gelangten nicht die Gemäßigten, wie Polybios oder Stratios, zu Einfluß; ſofort wurde vielmehr ein Fanatiker zum Strategen des Bundes gewählt, Diäos, er und ſein Geſinnungsgenoſſe Kritolaos brachten den achäiſchen Bund in die Grube. Man wollte ſich von Rom befreien und glaubte, der Krieg gegen die Karthager nehme die Römer ganz in Anſpruch. Gegen den Willen des Senates und trotz der Warnung des Metellus ſchlug der Stratege Damokritos gegen Sparta los, und daraufhin beſtrafte der Senat die Achäer durch die Loslöſung beſonders von Sparta, Korinth und Argos vom Bunde; aber auf der Bundesverſammlung von Korinth im Sommer 147 verſagte man ſogar den römiſchen Geſandten die übliche Achtung. Trotz der erneuten Warnung des Metellus war der Stratege Kritolaos zur Wiederaufnahme des Krieges gegen Sparta entſchloſſen, die Römer aber beauftragten im Frühjahr 146 den Konſul L. Mummius mit der Kriegführung gegen die Achäer. Kritolaos iſt verſchollen, nach ſeiner Niederwerfung durch Metellus, ſeinen Nachfolger Diäos aber beſiegte Mummius in der Schlacht bei Leukopetra am Iſthmos. Diäos nahm ſich ſelbſt das Leben, und Korinth fiel dem Mummius in die Hände, etwa im September 146; es wurde zerſtört, und die Korinther wurden in die Sklaverei verkauft. Der achäiſche Bund wurde aufgelöſt, und um die Neuordnung der griechiſchen Verhältniſſe machte Polybios ſich verdient; als Vertrauensmann beider Teile leiſtete er ſeinen Landsleuten ähnliche Dienſte, wie den Joniern ſeinerzeit Hekatäos von Milet nach der Niederwerfung ihres Aufſtandes unter Dareios. Der Statthalter von Makedonien übernahm die Aufſicht über Griechenland, eine beſondere Provinz Achaja hat erſt Cäſar eingerichtet.

19. Alexandriner und Pergamener. Die Helleniſierung Roms.

Seine Entſtehungsgeſchichte der römiſchen Weltherrſchaft gedachte Polybios urſprünglich mit der Schlacht von Pydna abzuſchließen, aber ſie war noch nicht vollendet, als Karthago und Korinth fielen; ſo hat er denn ſeinen urſprünglichen Plan erweitert und die Darſtellung bis zur Vernichtung des karthagiſchen Staates und des achäiſchen Bundes hinabgeführt. Dabei blieb er ſich aber deſſen bewußt, daß die grundſätzliche Entſcheidung bereits bei Pydna gefallen war, im Jahre 146 zogen die Römer aus ihr nur noch die Konſequenzen. Auch ihr Verhalten und ihr Ton im Verkehr mit den Staaten änderte ſich unmittelbar nach Pydna mit einem Schlage, nach dem Fall von Makedonien brauchten ſie keine Rückſicht mehr zu nehmen; ſie



Der Nil. Marmorgruppe im Vatikaniſchen Muſeum zu Rom. Photographie von Anderſon.

traten jetzt mit einem Male auch den bisherigen Freunden gegenüber brutal auf. Daß ſie Karthago gegenüber, das ihnen ſeit 196 v. Chr. durchaus entgegengekommen war, jetzt andere Saiten aufzogen, darauf wurde bereits hingewieſen; auch ihr Freund Antiochos IV Epiphanes von Syrien ſollte es merken, am deutlichſten aber ſollte ihr Faktotum, Eumenes II von Pergamon, es empfinden. Die Zeiten hatten ſich eben geändert.

Antiochos Epiphanes erfuhr ihren Wandel in Ägypten. Der Pyrrhoskrieg war es, der die Verbindung helleniſtiſcher und römiſcher Politik einleitete, es war kein Zufall, wenn die Römer im Jahre 273 ein Bündnis mit Ptolemäos II Philadelphos ſchloſſen, ſie waren bereit, auch ſeinen Sohn, Ptolemäos III Euergetes, im Kriege gegen Seleukos II Kallinikos zu unterſtützen. Der dauernde Gegenſatz der Ptolemäer gegen die makedoniſchen Antigoniden konnte unter Ptolemäos IV Philopator und König Philipp die guten Beziehungen zwiſchen Rom und Ägypten nur befördern; während der italiſchen Hungersnot des Jahres 210 v. Chr. ſchickten die Römer eine Geſandtſchaft nach Alexandria mit dem Erſuchen um Getreide. In ſeinen letzten Bitten ſoll Philopator ſeinen unmündigen Sohn dem Schutze der Römer anvertraut haben. Unter den drei römiſchen Geſandten, die im Jahre 201 nach Alexandria gingen, um den Sieg über Hannibal zu melden, befand ſich auch M. Ämilius Lepidus als Vormund des königlichen Kindes von Ägypten, des Ptolemäos V Epiphanes. Auf eine ſolche Vormundſchaft aber haben ſich die Römer dem König Philipp gegenüber nicht berufen, als ſie von ihm die Aufgabe der von ihm beſetzten ptolemäiſchen Beſitzungen in Kleinaſien und Europa forderten, ſonſt hätten ſie auch gegen Antiochos III Krieg führen müſſen, der ſich zur Beraubung des unmündigen Ptolemäos mit den Antigoniden verbunden hatte. Wie es aber auch immer mit der juriſtiſchen Bedeutung der teſtamentariſchen Beſtimmung des Ptolemäos IV Philopator ſtehen möge, eine vormundſchaftliche Regentſchaft für Epiphanes haben die Römer in Ägypten ganz unzweifelhaft nicht geführt. Und ſie haben Ägypten auch nicht vor den Verluſten ſeiner auswärtigen Beſitzungen geſchützt, Antiochos III konnte Cöleſyrien ruhig dem Epiphanes entreißen. Seine Tochter Kleopatra vermählte Antiochos III mit Ptolemäos V Epiphanes, und in der Folge behaupteten die Ägypter, als Mitgift habe Kleopatra den Anſpruch auf die Rückgabe Cöleſyriens erhalten. Noch nicht dreißig Jahre alt, wurde Epiphanes, 181/180, vergiftet und unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter Kleopatra folgte ihm ſein Sohn Ptolemäos VI Philometor; als ſie um 173 ſtarb, reklamierte Philometor Cöleſyrien als Erbteil ſeiner Mutter von Antiochos Epiphanes. Der Seleukide aber beſtritt dieſen Anſpruch, und die

Ägypter rüſteten ſich zum Kriege, Antiochos Epiphanes aber kam ihrem Angriffe zuvor und fiel im Jahre 170 in Ägypten ein, er beſetzte Memphis und rückte vor Alexandria; Philometor mußte mit ihm paktieren, er verzichtete auf Cöleſyrien, und Antiochos Epiphanes erkannte ihn als König von Ägypten an.

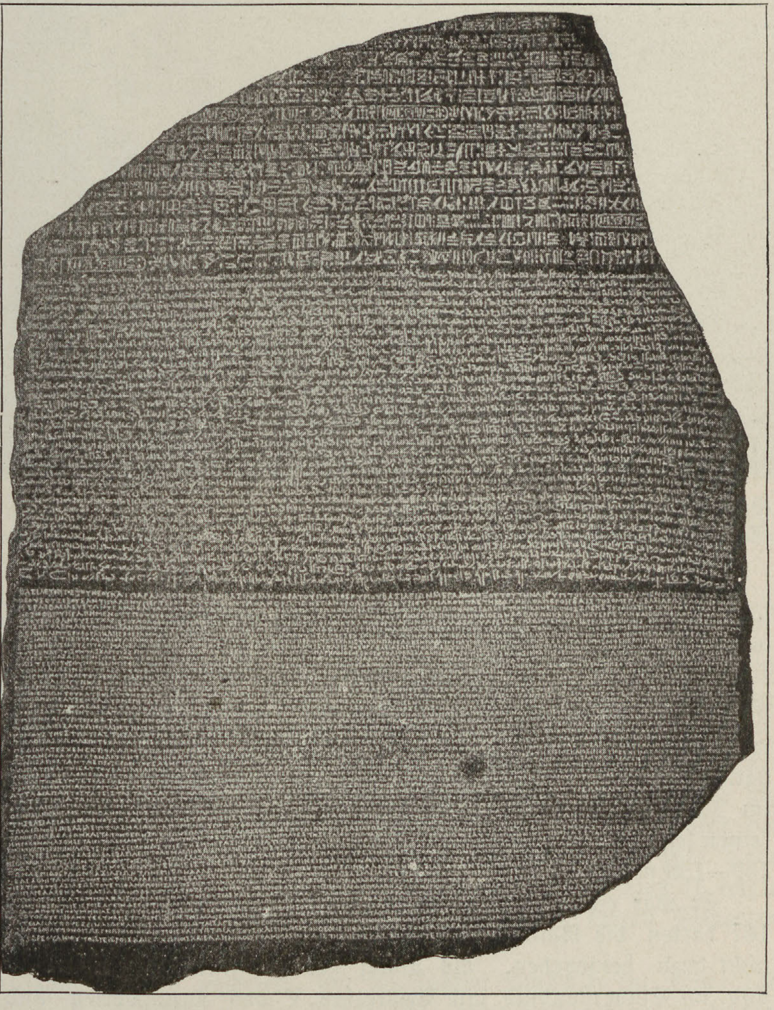
Die Alexandriner aber waren unzufrieden und ließen jetzt den Philometor fallen, ſie riefen ſeinen jüngeren Bruder Ptolemäos zum Könige aus, es iſt Ptolemäos VIII Euergetes II, der ſpäter ſo genannte Physkon. Antiochos konnte Alexandria nicht nehmen und zog ab, den Philometor ließ er als König in Memphis.

Nun aber verſtändigten ſich im Jahre 169 Philometor und Euergetes, Philometor konnte wieder nach Alexandria, die beiden Brüder regierten jetzt gemeinſam, ihr gemeinſames Regiment hat bis 163 gedauert. Philometor ſagte dem Antiochos Epiphanes ab, und infolgedeſſen rückte Antiochos im Frühjahr 168 wieder in Ägypten ein; die Unterwerfung Ägyptens ſtand bevor. Aber jetzt beſchloß der römiſche Senat, der unmittelbar vor Abſchluß des Krieges gegen Perſeus ſtand, zu intervenieren. Er ſandte den C. Popilius Länas nach dem Orient, aber er mußte in Delos die Entſcheidung gegen Perſeus erſt abwarten, ſie fiel bei Pydna, am 22. Juni 168. Auf die Nachricht von dem koloſſalen Siege der Römer brach Popilius Länas ſofort auf, über Rhodos fuhr er nach Ägypten, er traf den Antiochos Epiphanes bei Eleuſis, ſechs Kilometer vor den Toren von Alexandria, er übergab ihm das Schreiben des Senates mit der Aufforderung, den Krieg gegen Ptolemäos aufzugeben. Der König las das Schreiben und erklärte, er wolle ſich mit ſeinen Freunden über den Vorfall beraten, Länas aber zog mit ſeinem Stocke einen Kreis um ihn und verlangte, er ſolle ſich entſcheiden, ehe er aus dem Kreiſe trete; und der König — fügte ſich den Umſtänden, er führte ſein Heer nach Syrien zurück. Die Schlacht von Pydna hatte Ägypten gerettet, eine ſo unerhörte Sprache hätte Rom vorher nicht gewagt. Der römiſche Einfluß beherrſcht jetzt Ägypten, dieſer bezog ſich aber natürlich nur auf die große Politik, und die komplizierten inneren Verhältniſſe des Landes wurden wenig davon berührt. Hier kam es vor allem auf die verſchiedenen Klaſſen der Bevölkerung, auf die Verwaltung und die Finanzen, auch Kultus, Prieſter und Kirche an. Die erſte genauere Kenntnis dieſer inneren Geſchichte des helleniſtiſchen Ägypten vermittelte der 1799 von den Franzoſen gefundene Stein von Roſette mit ſeinem prieſterlichen Ehrendekrete für Ptolemäos V Epiphanes vom Jahre 196 v. Chr. Dieſer Stein mit ſeinem hieroglyphiſchen, demotiſchen und griechiſchen Texte ermöglichte die Entzifferung der Hieroglyphen durch Champollion und des demotiſchen durch den Berliner Primaner Heinrich Brugſch; und bei dem Funde des Steines von Tanis mit ſeinem hieroglyphiſchen und griechiſchen Texte im Jahre 1866 beſtand die Entzifferung der Hieroglyphen ihre Probe.

An dem Kriege gegen Perſeus hatte von den helleniſtiſchen Fürſten niemand einen ſolchen Anteil wie König Eumenes II von Pergamon; aber wie lohnten ihm die Römer?

Ein Freund der Römer war bereits der erſte pergameniſche Herrſcher, der den Königstitel führte, Attalos I. An dem Kriege, den die Römer während des hannibaliſchen Krieges gegen König Philipp von Makedonien im ägäiſchen Meere führten, hatte er energiſch teilgenommen; an der Inſel Ägina, die er im Jahre 211—210 den Ätolern abgekauft hatte, beſaß er hier einen wichtigen Stützpunkt. Im Jahre 197 folgte ihm ſein älteſter Sohn, König Eumenes II, 197—159 v. Chr. Ihn hob der Krieg der Römer gegen den Seleukiden Antiochos III, an dem er als treuer Bundesgenoſſe der Römer teilnahm, zur höchſten Höhe. Zwar hätte er Aſien diesſeit des Tauros, das Antiochos abtreten mußte, gern ſelber ganz für ſich bekommen und er hat im Sommer 189 in Rom auch perſönlich in aller Unbeſcheidenheit darum gebeten, aber wenn er auch mit den Rhodiern teilen mußte, ſo wurde doch durch dieſe römiſche Verleihung Pergamon mit einem Schlage ein bedeutender Staat. Auch der Kampf des Vulſo gegen die Galater lag im pergameniſchen Intereſſe. Ein Angriff des Pruſias von Bithynien hat dem Eumenes, dem Freunde der Römer, nichts anhaben können, obwohl Hannibal, der bei Pruſias eine Zuflucht gefunden hatte, alles daranſetzte, gegen das römiſche Faktotum eine Koalition zuſtande zu bringen; und mit Pharnakes I von Pontos wurde Eumenes in dem Kriege der Jahre 182—179 ſchließlich auch ohne die Römer fertig. Beliebt war dieſer römiſche Agent, der in ſeinem Egoismus für die Römer einfach alles tat, in der Welt des Hellenismus nicht;

ſelbſt mit den Rhodiern, die doch auch mit Rom zu rechnen wußten, hatte er es verſchüttet, als er während des Krieges mit Pharnakes den Helleſpont ſperrte, deſſen ungehinderte Durchfahrt für die Handelsintereſſen der Rhodier unentbehrlich war; nur mit Antiochos IV Epiphanes von Syrien war er befreundet, er hat ihm bei ſeiner Thronbeſteigung geholfen. Am verhaßteſten war Eumenes bei König Perſeus und den Griechen, und er hatte auf dieſen Haß ein begründetes Anrecht: den Entſchluß der Römer, den Krieg gegen Perſeus zu beginnen, hat er im Jahre 172 durch eine Reiſe nach Rom zur Reife gebracht, wo er gegen Perſeus hetzte; es gereicht dem alten Cato zur Ehre, daß er damals an den Ehrungen für Eumenes nicht teilnahm. Auf der Heimreiſe ereilte den Eumenes zu Delphi die Rache, er fiel einem Attentate faſt zum Opfer und wurde mit Mühe wiederhergeſtellt; zwar hat es König Perſeus ſtets beſtritten, aber man glaubte allgemein, daß er die Mörder gedungen habe. Im Kriege gegen Perſeus diente Eumenes den Römern, aber jetzt ſchlug auch ihm die Stunde; der durchſchlagende Erfolg der Römer wurde auch ihm zum Verhängnis. An ein Doppelſpiel zwiſchen Perſeus und den Römern, wie man es ihm ſeit 169 zum Vorwurf machte, wird man in Rom ſelbſt ſchwerlich geglaubt haben, aber das Entſcheidende war der Niedergang und der Fall des Perſeus und das Verſchwinden Makedoniens aus der Reihe der helleniſtiſchen Mächte. Ägypten war ſchwach und der Hilfe ſelber bedürftig, das Seleukidenreich unter Antiochos III niedergeworfen, das Antigonidenreich gefallen: wozu bedurfte man noch des Pergameners? Seine Machtſtellung war jetzt den Römern ohne Nutzen und unbequem. So läßt man in Rom jetzt den Eumenes fallen. Niemand haben ſie ſo brüſkiert wie das alte Faktotum, das ſich immer zu allem hergegeben hatte. Solange ſie ihn brauchten, hatten ſie ihn gut behandelt; jetzt hatte er ſeine Schuldigkeit getan, er konnte gehen. Aber er ging nicht, ſondern kam, er kam im Winter 167/166 nach Italien, er wollte nach Rom, um ſich dort zu rechtfertigen, der Senat aber, der eben noch den Pruſias von Bithynien wohlwollend empfangen hatte, beſchloß jetzt, kein König ſolle mehr nach Rom kommen, und als Eumenes in Brundiſium landete, ſandten ſie ihm einen Quäſtor mit dem Senatusconſult und der Frage, ob er etwas vom Senate wünſche, ſonſt möge er Italien ſo ſchnell wie möglich wieder verlaſſen. Er erklärte, nichts zu bedürfen,



Der Stein von Roſette im Britiſchen Muſeum zu London.

Pallas Athena im Gigantenkampfe,
Relief vom Altar von Pergamon.

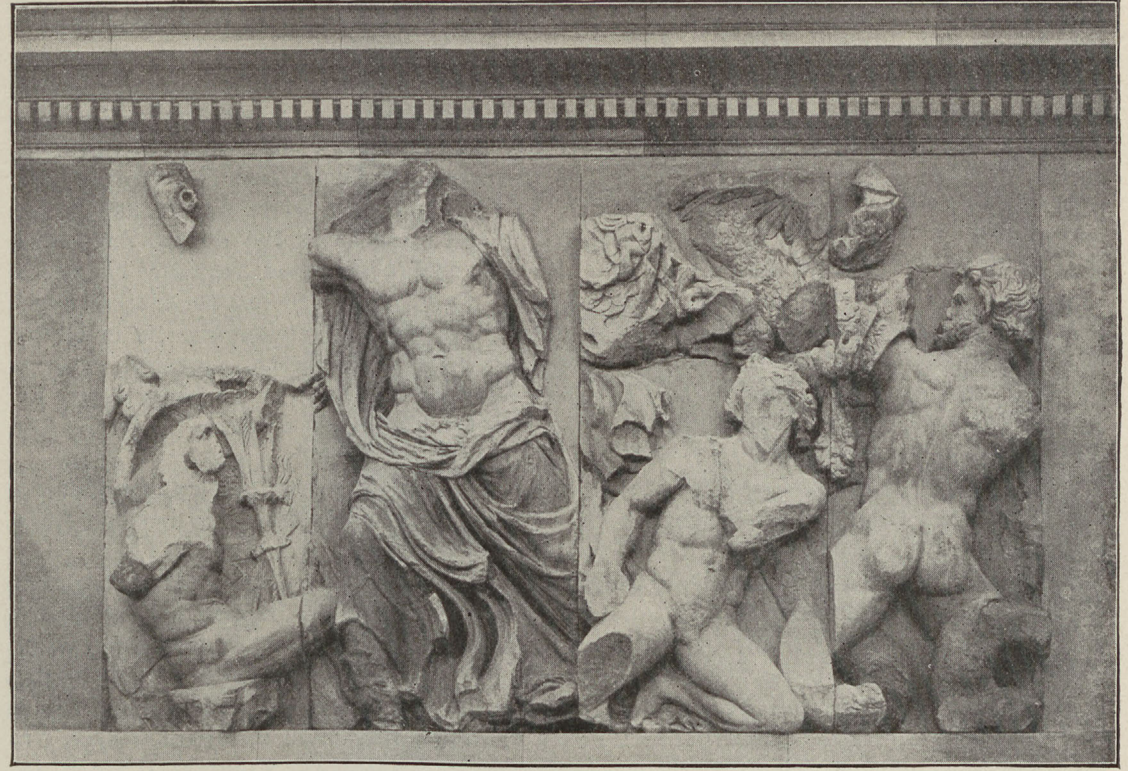
Orig. im Kgl. Muſeum zu Berlin.
Photographie von Titzenthaler.

und ſo nötigten ihn die Römer, zur Winterszeit innerhalb einer nach Tagen bemeſſenen Friſt Italien wieder zu verlaſſen.

Die Ungnade, in die Eumenes bei den Römern gefallen war, machte auch die Galater ihm wieder gefährlich, aber er ſchlug ſie aus eigener Kraft. Dem nach 28 Jahren der Verwöhnung im letzten Jahrzehnte ſeines Lebens von den Römern ſo ſchlecht behandelten Fürſten hatten ſich aber gerade infolge deſſen die Sympathieen der Hellenen wieder zugewandt, als er im Jahre 159 dahinging. Er beſaß zwar einen Sohn von einer Epheſierin, Andriskos, aber keinen legitimen Leibeserben. Ihm folgte daher im Königtum ſein 61jähriger Bruder Attalos II, 159—138 v. Chr.

Er war ein erfahrener Krieger und Staatsmann und ſeinem Bruder treu ergeben; nach 167 hatten die Römer es verſucht, ihn gegen Eumenes II auszuſpielen, aber er hatte ſich nicht dazu hergegeben. Als König hat er gegen Pruſias II von Bithynien Krieg geführt, und im Einverſtändnis mit Ariarathes V von Kappadokien und Ptolemäos VI Philometor ſtellte er 153 den Balas als Prätendenten gegen den Seleukiden Demetrios I Soter auf. Auf ſeiner Geſandtſchaftsreiſe, die ihn in den Jahren 140—138 v. Chr. in den Orient führte, beſuchte Scipio Ämilianus auch den pergameniſchen König. Als Attalos II im Jahre 138 nach 21jähriger Regierung im Alter von 82 Jahren ſtarb, folgte ihm ſein leiblicher, eigentlich auch legitimer Sohn, es war Attalos III.

Nach ſeiner Thronbeſteigung im Jahre 159 vermählte König Attalos II ſich mit der Witwe ſeines Bruders Eumenes II, der Tochter des Königs Ariarathes IV von Kappadokien, mit Stratonike; er vermählte ſich jetzt zum zweitenmal mit der Witwe dieſes Bruders, mit Stratonike. Zum erſtenmal war das im Jahre 172 geſchehen, als Eumenes nach dem Attentat von Delphi verſchollen war und ſeine Geſundheit in der Verborgenheit wiederherſtellte. Damals hatten ihn auch ſein Bruder Attalos und ſeine Gemahlin Stratonike für tot gehalten, Attalos hatte als König den Thron beſtiegen und mit der Königinwitwe ſich vermählt.



Zeus im Gigantenkampfe, Relief vom Altar von Pergamon.

Orig. im Kgl. Muſeum zu Berlin.
Photographie von Titzenthaler.

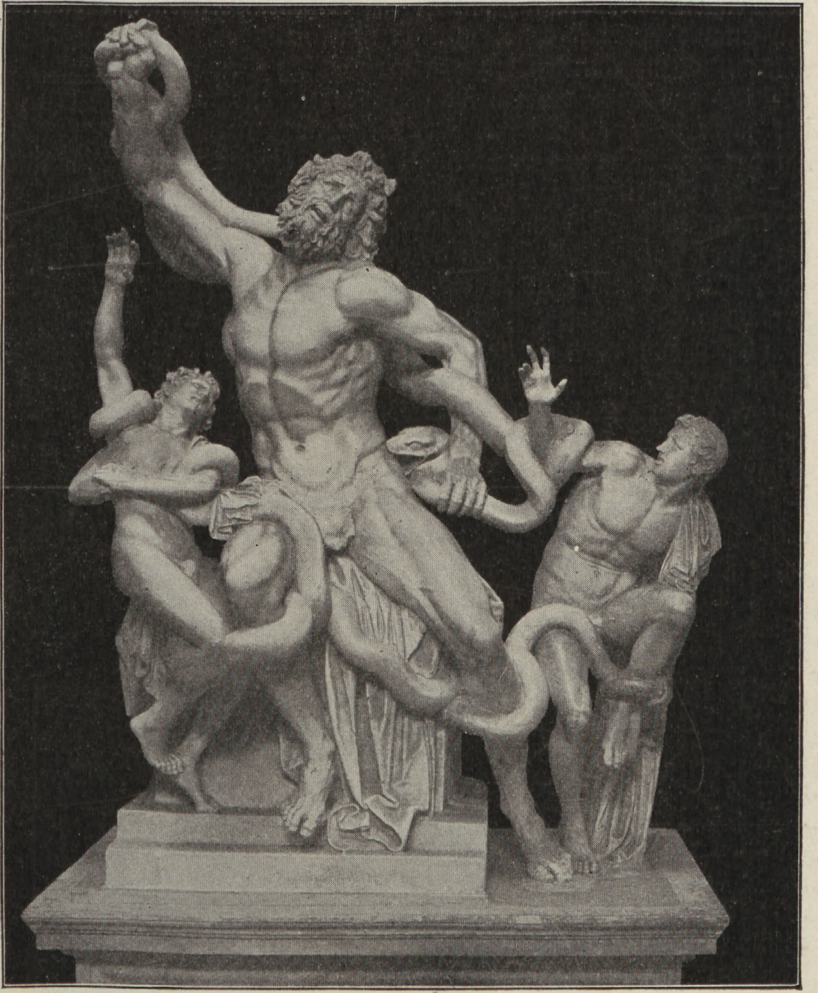
Aber Eumenes war nicht tot, er kehrte geneſen nach Pergamon zurück. Attalos, der loyale Bruder, verzichtete nun auf Thron und Gemahlin, und Eumenes war zwar der Meinung, man hätte nicht gerade ſo eilig zu heiraten brauchen, aber er nahm das Königtum und auch ſeine Gemahlin wieder, das Zwiſchenſpiel hatte keine politiſchen Folgen. Aber andere. Im Jahre 171 gebar die Königin Stratonike, die von Eumenes keine Kinder gehabt hatte, einen Sohn; es war der Sohn des Attalos aus kurzer Ehe. Später hat Eumenes dieſen Sohn ſeiner Gemahlin, ſeinen Neffen, adoptiert, er hieß daher jetzt offiziell der Sohn des Eumenes, aber auf dem Throne folgte dem Eumenes nicht ſein Adoptivſohn, ſondern deſſen wirklicher Vater, der Bruder des Eumenes, Attalos II; der Adoptivſohn mochte auf den Thron bis zum Tode ſeines wirklichen Vaters warten. So iſt es denn auch gekommen, dem Attalos II folgte Attalos III, der Sohn Attalos II und der Stratonike aus ſeinem erſten kurzen Königtum und ihrer erſten kurzen Ehe.

Mit 18 Jahren war er 153 in Rom geweſen, mit 33 Jahren wurde er im Jahre 138 König, bereits mit 38 Jahren iſt er geſtorben, im Jahre 133, ohne Leibeserben zu hinterlaſſen. Der Charakter ſeines Vaters war nicht auf ihn übergegangen, er war vielmehr ein bösartiger Geſell, der unwillkürlich an einen der verruchteſten unter den italieniſchen Fürſten der Renaiſſance erinnert, an Gian Maria Visconti von Mailand. Es iſt die reine und kleinliche Freude am Böſen, die beide verbindet, die Freude an fremdem Schmerze und an der Quälerei der Umgebung. Dem Attalos III hätte im Jahre 133 ſehr wohl ein illegitimer Sproß des Königshauſes folgen können, Ariſtonikos, der Sohn Eumenes II und der Epheſierin, aber Attalos III vermachte teſtamentariſch ſein Reich den Römern. Sie nahmen auch die Erbſchaft an, aber auch Ariſtonikos nahm ſie ſofort für ſich in Anſpruch. Die Unzufriedenheit der armen Leute und der Sklaven benutzte er für ſeine Zwecke, er befreite ſie und nahm ſie in ſeine Dienſte, er nannte ſie Heliopoliten, antizipierte damit aber ſchwerlich den Sonnenſtaat des Campanella, er wird mit dieſen Leuten wohl eine Stadt Heliopolis haben gründen und ſie dort anſiedeln wollen. Immerhin hielt man zu Pergamon ſelber ſeine Vorgehen für ſo gefährlich, daß man die eigenen Beiſaſſen zu Bürgern machte und königlichen und ſtädtiſchen Sklaven die Beiſaſſenrechte gab. Einen Teil ſeines väterlichen Reiches hatte Ariſtonikos wirklich bereits für ſich gewonnen, als im Jahre 131 der Konſul P. Licinius Craſſus in Aſien erſchien; Ariſtonikos ſiegte im folgenden Jahre über den Prokonſul bei Leukä, Craſſus floh, aber in Thrakien wurde er getötet. Indeſſen M. Perperna, der Konſul eben dieſes Jahres 130, hatte beſſeren Erfolg, er ſchlug den Ariſtonikos, er bemächtigte ſich ſeiner Perſon und ſchickte ihn nach Rom, wo er im Gefängnis erdroſſelt wurde. Im Jahre 129 richtete der Konſul Manius Aquillius Aſia als römiſche Provinz ein, und Gaius Gracchus beglückte die neuen Untertanen Roms mit den römiſchen Steuerpächtern. Jetzt gebot nicht nur der Einfluß Roms auch in Afrika und Aſien, in beiden Gebieten hatte er große und reiche Gebiete in direkte Verwaltung genommen. Reiche Leute hatte es immer in Rom gegeben, aber jetzt ſtrömten die Schätze der Welt nach Italien und der Hauptſtadt, und ſie kamen in die Hände derer, die die Herrſchaft übten oder derer, die mit den Herrſchenden zu paktieren wußten. Die Armen aber wurden ärmer.

Neben Alexandria war auch Pergamon zu einem Mittelpunkte wiſſenſchaftlicher Bildung und Forſchung geworden, und es überſtrahlte Alexandria durch den Reichtum und die Fülle und den Charakter ſeiner Kunſt.

Zur Großſtadt hat erſt König Eumenes II Pergamon erhoben, ebenſo wie zum großen Staate. Die Bedeutung der pergameniſchen Skulptur aber iſt älter, ſie geht auf die Zeiten Attalos I zurück, der auf Grund ſeiner Siege beſonders über die Galater in Pergamon ſelber Statuen errichten ließ und auch auf die atheniſche Akropolis ein ſolches Weihgeſchenk geſtiftet hat. Im ſterbenden Gallier des kapitoliniſchen Muſeums iſt uns das vollendetſte Beiſpiel dieſer den Völkertypus in künſtleriſch verwerteter Situation künſtleriſch charakteriſierenden Art der Darſtellung erhalten. Und ebenſo auf Grund ſeiner Siege führte Eumenes II jenen gewaltigen Altar des Zeus auf, deſſen Skulpturen wir heute in Berlin bewundern; eine Stelle in dem liber memorialis eines obſkuren lateiniſchen Schriftſtellers L. Ampelius, der den großen Marmoraltar zu Pergamon mit ſeinem Gigantenkampfe unter den Wundern der Welt erwähnt, gab zu ſeiner Wiederaufdeckung und zu ſeiner Gewinnung für Berlin den Anſtoß. Auch die Begründung der pergameniſchen Bibliothek geht vielleicht erſt auf dieſen Eumenes, nicht ſchon auf ſeinen Vater Attalos I zurück. Als unter Eumenes die Rivalität der pergameniſchen Bibliothek mit der alexandriniſchen die Ptolemäer dazu beſtimmte, die Papyrusausfuhr zu verhindern, da erſetzte man den Papyrus zu Pergamon durch das Pergament. Die Bibliothek wurde auch zu Pergamon der Ausgang wiſſenſchaftlicher Forſchung. Die Bibliothek ermöglichte zu Alexandria die Textausgaben des Ariſtophanes von Byzanz, dem man durch die beliebte Vergleichung mit dem Philologen Immanuel Bekker eine übertriebene Ehre nicht erweiſt. Die Wirkſamkeit des größten alexandriniſchen Gelehrten, des Eratoſthenes von Kyrene, hat ſich noch bis in die Zeiten des Ptolemäus V Epiphanes hinein erſtreckt, und ſein Geiſt ariſtoteliſcher Methode wirkte weiter auf die geſunde Exegeſe und Kritik des Philologen Ariſtarch von Samothrake. Man kann nicht behaupten, daß die Pergamener mit ihrem Philologen Krates von Mallos die Alexandriner überwunden hätten. Er mag ein guter Bibliothekar geweſen ſein, aber das war jetzt keine Kunſt mehr, die alexandriniſchen Kataloge waren vorhanden; die zu ſchaffen, wo noch gar nichts derart da war, war eine Leiſtung. An geſunder philologiſcher Exegeſe hinderte den Krates der Einfluß des Stoiciſmus; und ſtoiſche Homerexegeſe iſt keine Philologie, ſondern Dogmatik.

Für die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften aber, für die philoſophiſche Forſchung, waren dieſe Hauptſtädte helleniſtiſcher Kultur der Ort nicht, weder Pergamon noch Alexandria. Die Kritik der reinen Vernunft iſt nicht in London oder Paris, ſie iſt auch nicht in München entſtanden; und das Berlin Wilhelms von Humboldt, Schleiermachers und Hegels war keine Weltſtadt. Mochte die politiſche Bedeutung des atheniſchen Staates hinter der der Achäer und Ätoler, mochte Athen hinter Alexandria und Antiochia zurücktreten: für die Philoſophie war es immer noch der beſte Boden. Gewiß war das Zeitalter der Erhebung Roms zur Herrſchaft über Karthago und den Helleniſmus philoſophiſcher Forſchung nicht eben günſtig, Staat und Krieg, Gewerbe und Handel lockten die leiſtungsfähigen Talente, auch in der Zeit der Aufrichtung des deutſchen Reiches beſaß Deutſchland keine Philoſophen, aber Athen hielt auch damals wenigſtens mit Anſtand die philoſophiſche Tradition aufrecht, und die zivilrechtliche Sicherung der wichtigſten Philoſophenſchulen bot dazu auch einen äußeren Anlaß. Es waren keine ſchöpferiſchen Köpfe, die atheniſchen Philoſophen, die im Jahre 155 v. Chr. nach Rom kamen, aber ſie waren im Beſitze der philoſophiſchen Bildung und Methoden ihrer Zeit; und in Rom verſtand man von Philoſophie nicht eigentlich wenig, ſondern gar nichts. So wirkten ſie denn in Rom wie Propheten, und ſo erfuhren ſie denn auch das allgemeine Los der Propheten: man gönnte ihnen ihre Wirkſamkeit lieber wo anders.



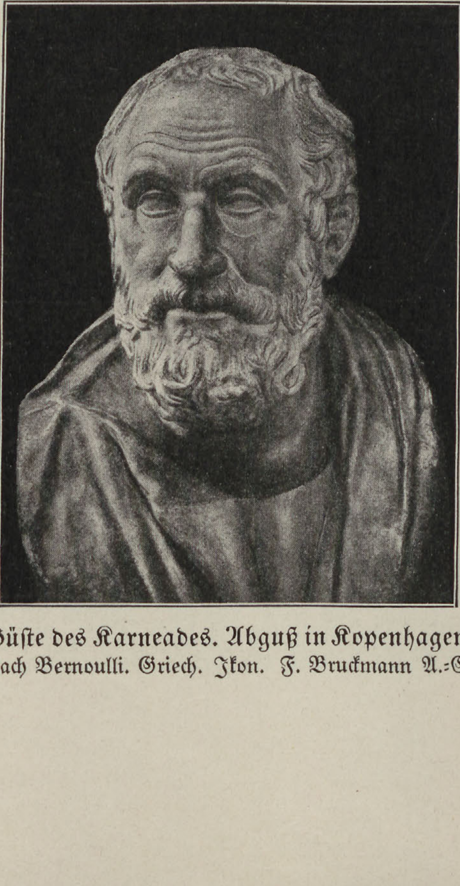
Laokoon. Helleniſtiſche Marmorgruppe im Vatikaniſchen Muſeum zu Rom.

Es war ein Streit um das böotiſche Oropos, um deſſentwegen die Athener den Akademiker Karneades, den Stoiker Diogenes und den Peripatetiker Kritolaos nach Rom ſandten. Sofort begehrten die jungen Römer ſie zu hören, Karneades ſprach heftig und ungeſtüm, Kritolaos fein und abgerundet, Diogenes anſpruchslos und nüchtern, beſonders Karneades erfüllte die Stadt wie ein Sturmwind mit ſeinem Brauſen. Die Römer ſahen es gern, daß ihre Jungen von der griechiſchen Bildung profitierten und mit den berühmten Männern verkehrten, nur Cato ärgerte ſich und fürchtete, die römiſche Jugend werde noch das Reden dem Handeln und dem Kriege vorziehen, und als gar ein Senator, C. Acilius, darum bat, den Griechen im Senat als Dolmetſch dienen zu dürfen, hatte er genug und veranlaßte im Senat eine raſche Erledigung ihrer Angelegenheit, damit ſie wieder in ihre Schulen zurückkehrten und die Söhne der Hellenen unterwieſen, und damit die jungen Römer wieder wie bisher die Geſetze und Magiſtrate hörten. So komplimentierte man denn die Philoſophen aus Rom hinaus; dem Berichte Plutarchs darüber verdanken wir es, wenn wir wiſſen, was hinauskomplimentieren auf griechiſch heißt.

Cato fürchtete, die Römer würden ihre Macht verlieren, wenn ſie ſich mit dem griechiſchen Geſchreibe anfüllten, und dabei unterlag er doch ſelber, wenn auch widerwillig, ſeinem Einfluß; es beherrſchte jetzt in Rom bereits die dritte Generation.

Die römiſche Literatur iſt nicht geworden, ſondern gemacht, mit dem Ausgange des Krieges um Sicilien entſtand ſie durch Überſetzungen aus dem Griechiſchen, ein tarentiner Grieche, der nach Rom gekommen war, hat ſie geſchaffen, Andronikos, L. Livius Andronicus; er übertrug die Odyſſee in lateiniſche Saturnier, er machte auch Tragödien nach griechiſchem Muſter. Mit Nävius aber kam ein Talent; ſein Epos über den erſten puniſchen Krieg, in dem er ſelber mitgefochten, war von kühner Kompoſition, in dem Zwiſte zwiſchen Äneas und der Dido erblickte es das Urbild für die Feindſchaft zwiſchen Rom und Karthago, ſein Stil erinnerte den Cicero an die vorperikleiſche Kunſt des Myron. In ſeinen Dramen hat Nävius nicht nur griechiſche, ſondern auch nationalrömiſche Stoffe behandelt, der Legende und der Zeitgeſchichte. Plautus und Terenz vergegenwärtigen uns die neue Komödie der Griechen, den Ennius entdeckte Cato, aber er fand naturgemäß den Weg zu den helleniſierenden Scipionen. Seine Annalen brachten die römiſche Geſchichte in Verſe, den heimiſchen Saturnier, wie ihn das Epos des Nävius angewendet, erſetzte er durch den griechiſchen Hexameter; er hat mehr Kunſt als Nävius, aber dieſer mehr natürliche Begabung. Die Taten der Römer hat das römiſche Epos verherrlicht, ehe die Römer Geſchichte ſchrieben.

Die Aufzeichnung der hiſtoriſchen Überlieferung iſt in Rom von der Konſulnliſte ausgegangen und ſeit dem Vejenterkriege buchte der Pontifex alljährlich die Hauptereigniſſe auf einer Tafel, dieſe Tafeln wurden in der Amtswohnung des Pontifex maximus aufbewahrt. Auf ihrem Grunde erbaute ein Zeitgenoſſe des hannibaliſchen Krieges die Geſchichtſchreibung, Q. Fabius Pictor; er ſchrieb griechiſch, weil die römiſche Politik ſich eben damals dem Oſten zuwandte, er ſchrieb für Griechen, die er über die Vergangenheit des Volkes aufklären wollte, das jetzt ſo mächtig auch nach dem Ägäiſchen Meer hinübergriff. Seit etwa 400 v. Chr. ſtanden ihm die Prieſtertafeln zur Verfügung; für die ältere Zeit fußte er auf der Konſulnliſte und gab die Legende wieder, wie ſie die letzten anderthalb Jahrhunderte formuliert hatten. Die Jahrtafel des Pontifex hat der römiſchen Geſchichtſchreibung die annaliſtiſche Form gegeben, nicht eben zu ihrem Glück. Von ihr befreite ſich zwar der originale Geiſt des Cato, der zuerſt lateiniſch Geſchichte ſchrieb, aber Caſſius Hemina, der ihm in der Anwendung der lateiniſchen Proſa folgte, kehrte zur annaliſtiſchen Form zurück. Die Originalität des Cato zeigt ſich auch in der Ausdehnung ſeines Stoffes; ſonſt ſchrieb man in Rom immer nur Geſchichte Roms, er allein verband mit ihr die italiſche Geſchichte. Sein Buch vom Ackerbau vergegenwärtigt uns die Gutswirtſchaft und den landwirtſchaftlichen Betrieb jener Tage. Der griechiſchen Bildung und den Griechen war das Intereſſe auch des Acilius und Albinus zugewendet, darum ſchrieben noch ſie ihre römiſchen Geſchichten griechiſch, ebenſo wie Fabius Pictor. Aber das mußte von ſelbſt aufhören, als Polybios von Megalopolis die Griechen über römiſche Geſchichte orientierte, ein Wettbewerb derart war unmöglich. Ohne Gewalt und Schwung der Sprache, farblos und nüchtern, aber mit vollendeter Beherrſchung ſeines Stoffes, mit gründlicher Kenntnis der Ereigniſſe und der zeitgenöſſiſchen Perſonen und mit der tiefſten politiſchen Einſicht ſchrieb dieſer in Rom zu voller Reife gediehene Grieche die Geſchichte der römiſchen Welteroberung; die Geſchichtſchreibung der römiſchen Republik hat bei den Römern ſelber ein Werk ſeinesgleichen nicht gezeitigt. Wie Thukydides hat auch Polybios für die Ewigkeit geſchrieben, und dieſes Werk für alle Zeiten ſtammt aus dem Kreiſe der Scipionen und iſt von ihrem Geiſt erfüllt.



Büſte des Karneades. Abguß in Kopenhagen.
Nach Bernoulli. Griech. Ikon. F. Bruckmann A.-G.

REVOLUTION UND BÜRGERKRIEGE
ENDE DER RÖMISCHEN REPUBLIK UND
UNTERGANG DER HELLENISTISCHEN STAATEN

Titelkopf nach einem römiſchen Sarkophage.

20. Weltverkehr und Wirtſchaft ſeit dem Zeitalter der puniſchen Kriege. Die agrariſche Reform des Tiberius Gracchus.

Auf den Trümmern von Karthago beweinte Scipio das Schickſal der Feinde und gedachte des Wechſels, den die Gottheit auch über Städte, Völker und Reiche verhängt. In den Sinn und über die Lippen kamen ihm die Worte Hektors: Einſt wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinſinkt, Priamos ſelbſt und das Volk des lanzenkundigen Königs. Und ſeinem Freunde Polybios geſtand er ſeine Sorge um das Schickſal Roms. Auf der Höhe der Macht und des Erfolges ſtand Italien, ſtand Rom, als der achäiſche Strategenſohn im Jahre nach der Schlacht von Pydna, als Polybios 167 v. Chr. in den ſtadtrömiſchen Kreis der Scipionen und in die ſenatoriſche Geſellſchaft eintrat. Er lernte dieſes Rom bewundern und fragte nach den Urſachen ſeiner Größe, er ging daran, für ſeine Landsleute die Geſchichte der Entſtehung der römiſchen Weltherrſchaft zu ſchreiben. Dieſe Herrſchaft über die Welt hatte Rom errungen unter dem Regimente des Senates, und für die Betrachtung des Polybios fügte der Senat ſich mit den andern ſtaatlichen Faktoren zu harmoniſcher Wirkung zuſammen. Die Vortrefflichkeit der römiſchen Verfaſſung ſchien ihm die Urſache davon zu ſein, daß der römiſche Staat ſich aus dem tiefen Fall von Cannä bald wieder hatte erheben können. In dieſer Verfaſſung erblickte er die Harmonie von Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie, in der monarchiſchen Stellung der Konſuln, in der Ariſtokratie des Senates und der Demokratie der Volksverſammlungen; es entging ihm, daß Rom damals einfach eine Ariſtokratie war, daß allein der Senat regierte, und daß die Harmonie nur darin wurzelte, daß die Magiſtratur ſich längſt vor dem Senate beugte, und daß die Volksverſammlungen ihm ebenfalls nicht entgegenwirkten. Dieſe koloſſale Stellung hatte der Senat errungen durch die Betätigung des noblesse oblige; er hätte ſie behaupten können durch die konſequente Beobachtung dieſes Grundſatzes. Aber bereits war die ſenatoriſche Geſellſchaft der Verſuchung unterlegen, von dem Staatsgut egoiſtiſchen Nutzen zu ziehen und noch dazu in offenkundigem und bewußtem Widerſpruch mit dem Geſetze. Die Weltherrſchaft hatte den Weltverkehr geſteigert und dieſer wirkte, wie immer, in verſchiedener Richtung, fördernd und hemmend, er hob die einen zu

Wohlſtand und Reichtum, während er andere ſchädigte und vernichtete, während er den italiſchen Bauernſtand ruinierte. Eine agrariſche Reform war in Italien unerläßlich, und der Senat hätte ſich wohl in ſeiner Stellung behaupten können, wenn er ſelber dieſe Reform in die Hand nahm; aber dazu konnte er ſich nicht entſchließen, aus materiellem Egoismus. Und ſo wurde die Reform ohne ihn und gegen ſeinen Willen unternommen; damit begann für den Senat das Zeitalter des Niederganges und Falles.

Aber wie war es denn gekommen, daß dieſe Zeit eines blühenden Verkehrs den Bauernſtand Italiens dezimierte? Wie ſtand es damals um den landwirtſchaftlichen Betrieb?

Im Zuſammenhange mit ſeinen Siegen ließ ſich Rom von den überwundenen Staaten und Stämmen meiſtens einen Teil ihrer Feldmark, in der Regel ein Drittel abtreten, und dieſer Acker trat in das Eigentum des römiſchen Staates. Dieſe Eroberungen erweitern das Gebiet des ager Romanus vornehmlich im Zeitalter der Unterwerfung Italiens und der Begründung des italiſchen Bundes, nach der Auflöſung des latiniſchen Bundes und vor dem Beginn der puniſchen Kriege. In großen unzuſammenhängenden Stücken lag dieſer Acker durch ganz Italien zerſtreut, es war der ager publicus, die Domäne. Von dieſer Domäne gab der Staat einen Teil wieder ab und verteilte ihn zu freiem Eigen, beſonders bei der Begründung der Kolonien, der Grenzfeſtungen; auch wo uns Neubegründung einer ländlichen Tribus begegnet, da hat der Staat überall mindeſtens einen Teil ſeiner Eroberungen zu freiem Eigen an die Anſiedler fortgegeben. Ein anderer großer Teil der Domäne aber blieb in den Händen des Staates; er nutzte ihn zum Teil, aber nur in geringem Maße, durch Verpachtung, beſonders aber dadurch, daß er gegen Entgeld die Genehmigung zu ſeiner Okkupation gab. Das war für den Staat inſofern höchſt bequem, als er dann alles weitere dem Okkupanten überlaſſen konnte, der Staat baute ihm kein Gehöft, er gab keine Klaue Grundinventar. Im Grundſatz konnte jedermann die Erlaubnis zur Okkupation von ager publicus in Anſpruch nehmen, aber Gebrauch machen konnten von ſolcher Erlaubnis nur kapitalkräftige Leute. Seit der Ausbildung der Geldwirtſchaft neben der Naturalwirtſchaft, ſeit der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr. war aber Kapital in Rom vorhanden, und das Zeitalter der überſeeiſchen Kriege, das 264 v. Chr. begann, brachte auch Arbeitskräfte in Fülle. Denn die Kriegsgefangenſchaft begründete die Sklaverei, und wenn man ſich in den italiſchen Kriegen vor ſolcher Praxis noch geſcheut hatte, ſo gab es bei den überſeeiſchen Kriegen gegen Fremde keine Rückſicht. Maſſenhaft kommen jetzt Sklaven nach Italien, wo bis dahin die Sklavenwirtſchaft nicht in erſter Reihe geſtanden hatte. Die Siege bringen auch Geld nach Rom, und nun treten die Römer auch als Käufer auf den großen Sklavenmärkten des Oſtens auf. Unter dieſen Umſtänden ſteigert ſich die Okkupation des ager publicus, und ſie wird beſonders lohnend, ſeitdem die billige Sklavenarbeit reichlich zur Verfügung ſtand. Je mehr der einzelne Kapitaliſt vom ager publicus okkupieren kann, deſto größer ſein Gewinn, und man mußte der Begehrlichkeit der großen Kapitaliſten ſchließlich eine Grenze ziehen und das höchſte Maß der Okkupation beſtimmen. Das geſchah durch das liciniſche Ackergeſetz, nicht, wie die Geſchichtsfälſchung der ausgehenden Republik behauptet, aus dem Jahre 367 v. Chr., ſondern erſt nach dem hannibaliſchen Kriege, im Jahre 196 v. Chr. gegeben; L. Licinius Lucullus, der Tribun dieſes Jahres, hat es beantragt. Er beſtimmte, niemand dürfe mehr als 500 Morgen vom ager publicus okkupieren oder mehr als 100 Stück Großvieh und 500 Stück Kleinvieh auf die Domanialweide ſchicken. Auch ſollte der Okkupant nicht bloß Sklaven beſchäftigen dürfen, ſondern auch eine beſtimmte Anzahl freier Arbeiter beſchäftigen müſſen. Dies Geſetz galt ſeit 196 v. Chr., aber es ſtand, wie man ſagt, auf dem Papiere, der Herrenſtand kehrte ſich nicht daran, er überſchritt das Geſetz in alle Wege, er zahlte kaum noch die urſprünglich geforderten Abgaben, er betrachtete das okkupierte Land, deſſen Eigentum dem Staate doch verblieben war, ganz wie ſein eigen, er verband es bei der Bewirtſchaftung mit ſeinem wirklichen Eigentum, ja, er behandelte es als ſolches ſogar bei den Erbteilungen. Im Jahre 167 erwähnt der alte Cato dies Geſetz als bekanntermaßen beſtehend, aber wir handeln, fügt er hinzu, in allem dagegen, und es geht uns ſtraflos hin. Der Ungeſetzlichkeit und Strafbarkeit ſeiner Handlungsweiſe war ſich der Senatorenſtand alſo bewußt, aber er mißbrauchte ſeine Macht dazu, offen und dauernd das Geſetz zu verletzen und ſich Strafloſigkeit dafür zu ſichern.

Das wäre nun wohl weiter ſo fort- und hingegangen, wenn nicht neben das Proſperieren des kapitaliſtiſchen Großbetriebes der Okkupanten der Niedergang des bäuerlichen Kleinbetriebes in Italien getreten wäre. Er war eine Folge des Weltverkehrs.

Zur See war Getreide leicht zu verfrachten, die Steigerung des Weltverkehrs ſteigerte das Angebot und drückte auf die Getreidepreiſe. Auch dem Staate ſtand Getreide maſſenhaft als Naturalabgabe der grundſteuerpflichtigen Provinzen zur Verfügung, das drückte ebenfalls auf die Preiſe. Der Weltverkehr ließ den Getreidepreis ſinken, damals genau wie heutzutage. Und dies Sinken des Getreidepreiſes führte auch damals zu einem agrariſchen Notſtand, aber in entgegengeſetzter Richtung als heute. Heute iſt es der landwirtſchaftliche Großbetrieb, der unter dem Mißverhältnis niedriger Getreidepreiſe und hoher Arbeitslöhne leidet, während für den Kleinbetrieb einmal der Getreidebau neben der Viehzucht mehr zurücktritt und die Höhe der Löhne nicht in Betracht kommt, wo der Bauer ſelber mit den Seinen im weſentlichen die Arbeit ſchafft. Umgekehrt aber lagen die Dinge in Italien. Bei den niedrigen Getreidepreiſen konnte wohl der Großbetrieb beſtehen, dem die billige Sklavenarbeit zu Gebote ſtand, nicht aber der freie Bauer. Die Sklavenarbeit iſt ſo billig, weil der Unterhalt der Sklaven auf das Minimum hinabgedrückt wird, bei dem der Sklave noch am Leben und arbeitsfähig bleibt; auf ein ſolches Minimum läßt ſich aber der freie Bauer nicht hinabdrücken. So ging es denn mit den Bauern abwärts, der Kapitaliſt kaufte ihn aus, bei der kapitaliſtiſchen Sklavenwirtſchaft rentierte auch noch der zugekaufte Bauernacker. Die Bauernhöfe begannen in Italien zu verſchwinden.

Im Zuſammenhange damit begann auch die bürgerliche Bevölkerung Italiens abzunehmen. Die Cenſuszahlen zeigen uns, wie nach dem hannibaliſchen Kriege bis zum Jahre 164 v. Chr. die Bevölkerung noch anwächſt; dann aber tritt infolge des agrariſchen Niederganges auch ein Rückgang der Bevölkerung ein, der in weiterem Fortſchritt ſchließlich auch die Wehrfähigkeit Italiens mindern und gefährden mußte. Im Jahre 136 erreicht die Bevölkerung ihren Tiefſtand.

Italien und Rom beherrſchten die Welt, und auch die Bauern gehörten zu den Weltbeherrſchern, ſelbſt noch dann, wenn ſie ſchon ruiniert und aufgekauft waren. Aber wie ſah es in Wirklichkelt aus, wie ſtanden Theorie und Leben zueinander? „Die wilden Tiere", rief Tiberius Gracchus aus, „haben ihre Gruben, ſie wiſſen ihre Lagerſtätte, aber die freien Männer, die für Italien kämpfen und ſterben, haben nichts als Luft und Licht. Sie heißen Herren der Welt und nicht eine Scholle Erde iſt ihr Eigen."

Dieſer innere Widerſpruch kam den Bauern bereits zum Bewußtſein, und eine weitere Gefahr lag in den großen Sklavenmaſſen, in Etrurien, in Sicilien. Wie im Oſten, kam es auch in Italien zu Sklavenunruhen, und in Sicilien brachen die Sklaven unter der Führung des Eunus los, eines Propheten der ſyriſchen Göttin Atargatis: es iſt Antiochos, der König der Syrer. Seit 134 v. Chr. müſſen die Römer mit einem konſulariſchen Heere in Sicilien Krieg führen; von der Belagerung von Henna ſind Schleuderbleie noch erhalten.

Die Gefahren, die aus der agrariſchen Situation erwuchſen, konnten nur durch eine wirkſame Durchführung des liciniſchen Ackergeſetzes gehoben werden, einer ſolchen aber ſtand das eigenſüchtige materielle Intereſſe des Senatorenſtandes im Wege, der aus der Domäne ungeſetzlichen Nutzen zog und nicht darauf verzichten wollte. Der jüngere Scipio war ſich der Gefahren wohl bewußt, aber er fürchtete von einem Eingriff eine Verwirrung, ebenſo ſchlimm wie das Übel ſelber. Etwas weiter ging C. Lälius, der ein Ackergeſetz beantragen wollte, den aber ſeine Standesgenoſſen davon abbrachten und, weil er ſich davon abbringen ließ, durch den Beinamen des Weiſen ehrten. Wohl ſtand es ſchlimm um eine regierende Körperſchaft, der jeder Verſuch einer Reform für Frevel, und der impotente Verzicht auf politiſches Handeln für einen Ausfluß von Weisheit galt.

Da trat Tiberius Gracchus auf, um den italiſchen Bauernſtand zu retten; es war ein Ziel, das der Anſtrengung wert war.

Tiberius Gracchus gehörte ſelber den vornehmſten Kreiſen der ſenatoriſchen Ariſtokratie an, ſeine Mutter Cornelia war die Tochter des älteren Scipio Afrikanus, die als Witwe die Hand eines ägyptiſchen Prinzen und ſpäteren Königs ausgeſchlagen hat; ſeine Schweſter war mit ſeinem Vetter, dem jüngeren Scipio, vermählt. Die Not des Staates war es, die dies Mitglied der höchſten Ariſtokratie gegen ſeine Standesgenoſſen aufrief. Der Senat hatte es abgelehnt, die Reform von ſich aus zu leiten, nun ging Gracchus ohne den Senat an die Reform. Er ließ ſich zum Tribunen wählen, um auf dem Wege der Geſetzgebung zu helfen; am 10. Dezember 134 trat er ſein Amt an und er führte als Tribun ſein Werk im Jahre 133 durch. Es war in der Sache und auch in der Form geſetzlich, es war Reform und keine Revolution. Tief griff er freilich.

Der antike Staat hat oft genug zu energiſchen Mitteln gegriffen. Mit diskretionärer Vollmacht hat Solon die Schuldknechtſchaft abgeſchafft und durch Beſeitigung der Grenzſteine, auf denen die hypothekariſche Belaſtung offen aufgezeichnet war, die im Augenblick beſtehenden hypothekariſchen Verbindlichkeiten aufgehoben. Die kleinen Leute auf dem Lande, die mit ihren Leiſtungen an die Großgrundbeſitzer dauernd im Rückſtand geblieben war, die dadurch in Schuldknechtſchaft geraten waren und die Freiheit verloren hatten, werden ohne weiteres frei. Den Grundbeſitzern, die ſich ohnehin in einer Notlage befanden und die jetzt auch noch ihre Schuldknechte verlieren, wird, ſo unglaublich es klingt, damit geholfen, daß ſie ihre Hypothekenſchulden einfach nicht zu bezahlen brauchten. Das mobile Kapital indeſſen, das dieſe Hypotheken gegeben hatte, wurde nicht direkt entſchädigt; aber ſein Aufſchwung ſollte durch Solons Übergang von der peloponneſiſchen zur euböiſchen Währung, die den Weltmarkt beherrſchte, begünſtigt werden. Lange nicht ſo tief wie Solon griff Tiberius Gracchus ein: er ging lediglich auf die Durchführung des liciniſchen Ackergeſetzes hinaus, und dieſes war keine hiſtoriſche Antiquität, ſondern erſt 196 v. Chr. gegeben worden; wenn es übertreten wurde, ſo wiſſen wir aus den Worten des alten Cato vom Jahre 167, daß ſeine Übertreter das mit vollem Bewußtſein taten. Selbſt darauf, daß dieſe Übertretung doch tatſächlich geduldet worden war, nahm Gracchus in der maßvollen Formulierung ſeines Geſetzesantrages Rückſicht.

Die einfache Durchführung des liciniſchen Ackergeſetzes hätte dazu führen müſſen, daß jeder das herausgab, was er über 500 Morgen von der Domäne okkupiert hatte. Der Antrag des Gracchus war erheblich milder, indem er für zwei Söhne noch je weitere 250 Morgen Domäne preisgab, alſo im ganzen 1000 Morgen; damit war die volle Durchführung der Beſchränkung auf 500 Morgen auf die zweite Generation verſchoben und erleichtert. Ferner wurden dieſe 1000 Morgen freies Eigentum der Poſſeſſoren. Immerhin mußten große Maſſen von Domäne jetzt wieder zur Verfügung des Staates kommen, und aus ihnen ſollten neue Bauernſtellen geſchaffen werden, zu 30 Morgen; dieſe ſollten unverkäuflich ſein und eine kleine Abgabe zahlen, die aber mehr den Charakter einer Rekognitionsgebühr trug, formell wurden dieſe Bauernſtellen alſo in Erbpacht ausgegeben und nicht als völlig freies Eigen, dieſe Beſchränkung aber ſollte lediglich dem Schutze der neuen Bauern dienen, ſie ſollte verhindern, daß dieſe von den Kapitaliſten wieder ausgekauft wurden, ſie mußte den Bauern ihre Scholle ſichern. Okkupation von Domäne aber ſollte in Zukunft überhaupt nicht mehr geſtattet werden.

Es war vorauszuſehen, das Volk werde das Geſetz annehmen, und ſo blieb dem Senate, wenn er es verhindern wollte, nichts anderes übrig, als einen der zehn Volkstribunen zum Einſpruch gegen das Geſetz anzuſtiften; es gelang ihm, den M. Octavius für dieſe Interzeſſion zu gewinnen. Vergebens verſuchte Tiberius Gracchus den Octavius von ſeiner Interzeſſion abzubringen, und ſo ſah er ſich ſchließlich genötigt, den Octavius durch einen Beſchluß der Volksverſammlung abſetzen zu laſſen; an ſeine Stelle wurde ein anderer Tribun gewählt. Nun ging das Ackergeſetz ohne jede Schwierigkeit durch, zu Kommiſſaren für ſeine Durchführung wurden Tiberius Gracchus ſelbſt, ſein jüngerer Bruder Gaius und ſein Schwiegervater Appius Claudius gewählt.

Seit dem Altertum hat man behauptet, das Ackergeſetz ſei nur mit Hilfe der ungeſetzlichen, verfaſſungswidrigen Abſetzung des Tribunen Octavius zuſtande gekommen, alſo auf verfaſſungswidrige Weiſe, und daraus ergebe ſich ſein revolutionärer Charakter; bis in die neueſte Zeit hinein hat man dieſes Gerede wiederholt, aber es beruht ausſchließlich auf Unkenntnis des römiſchen Staatsrechts. Von dem Staatsrecht der älteren römiſchen Republik war die Amtsentſetzung vor Ablauf der Amtszeit allerdings nicht vorgeſehen, aber drei Jahre vor dem

Stadt-
bücherei
Elbing

Lex Acilia repetundarum

Geſetz aus der Gracchenzeit zum Schutz der Provinzialen gegen Erpreſſung

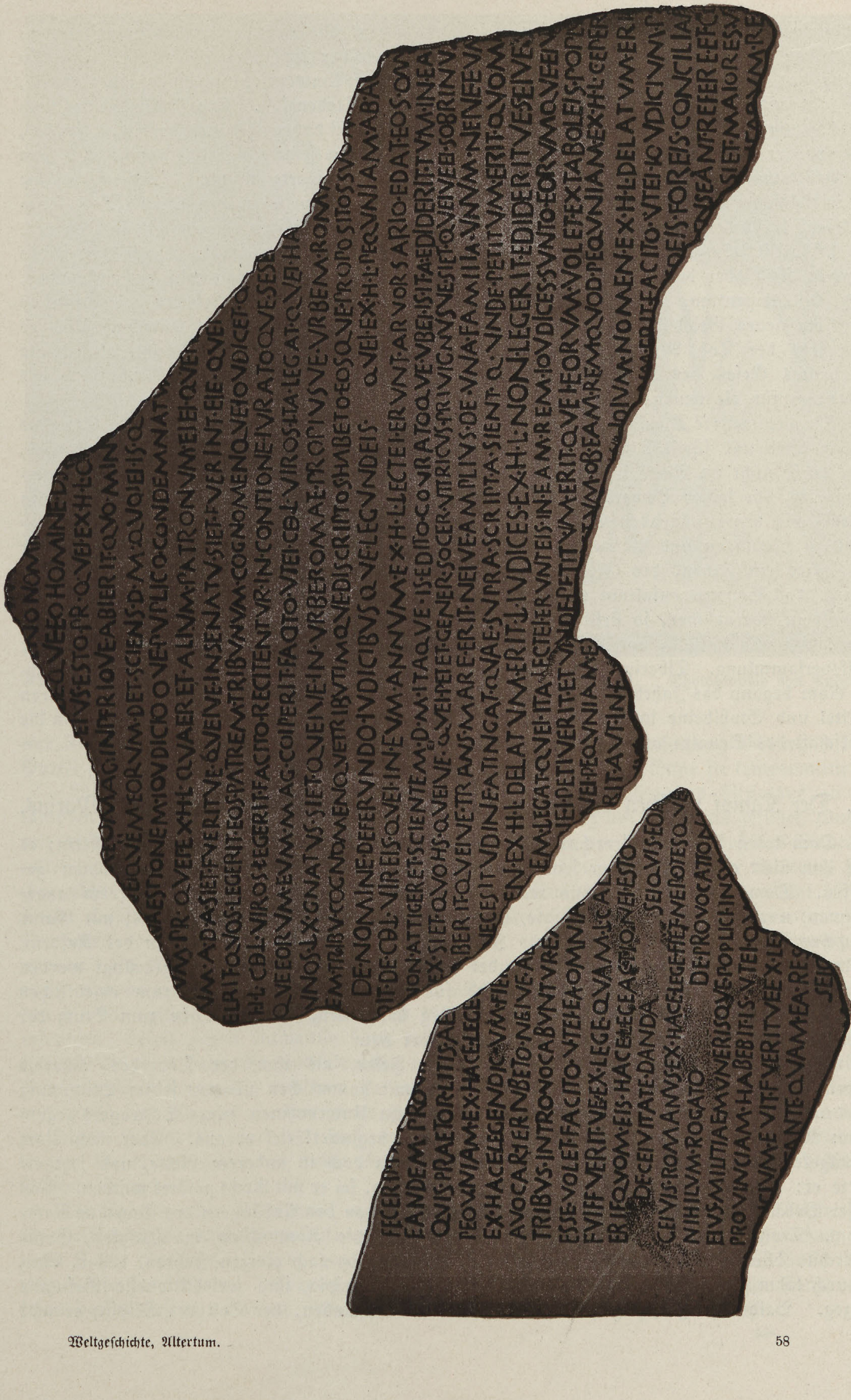
(Erläuterung zu nebenſtehender Abbildung).

Die hier abgebildeten Stücke einer Bronzetafel wurden im Jahre 1521 in Rom publiziert. Aus dem Muſeum des (1547 †) Kardinals Pietro Bembo kamen ſie nach mannigfachen Irrfahrten 1732 in das Neapler Muſeum, wo ſie ſich noch heute befinden. Reproduziert ſind die Bronzen bei Ritſchl, „Priscae latinitatis monumenta epigraphica“, und hierauf beruht unſere Nachbildung.

Die Tafel enthielt eine lex repetundarum aus der Zeit der römiſchen Republik. Sie iſt von Mommſen nach Möglichkeit rekonſtruiert und mit einem klaſſiſchen Kommentar verſehen worden (zuerſt im Corpus inscriptionum latinarum Vol. I, jetzt auch in ſeinen „Geſammelten Schriften“: Juriſtiſche Schriften, Bd. I, S. 1 ff.). Mommſen hat nachgewieſen, daß das erhaltene Geſetz die lex Acilia vom Jahre 123 oder 122 v. Chr. iſt, alſo aus der Gracchenzeit ſtammt.

Das Delikt repetundarum begehen römiſche Beamte, die in den Provinzen ihre Amtsgewalt dazu benutzen, um zu Ungunſten der Provinzialen vermögensrechtliche Vorteile zu erlangen. Das erſte Geſetz hiergegen erging im Jahre 149 v. Chr., die lex Calpurnia, eingebracht von L. Calpurnius Piſo. Er ſchuf damit die erſte der ſogenannten quaestiones, den erſten Geſchworenengerichtshof.

Als C. Gracchus durch die lex Sempronia die Geſchworenengerichte den Rittern übertrug, wurde es nötig, auch das Verfahren repetundarum neu zu ordnen. Dies tat auf Veranlaſſung des C. Gracchus der Volkstribun M.’Acilius Glabrio mit dem vorliegenden Geſetze, das auch hier an Stelle der ſenatoriſchen Geſchworenen ritterliche ſetzte.



Lex Acilia repetundarum. Bruchſtücke einer Bronzetafel im Muſeum zu Neapel.

Erläuterung auf nebenſtehendem Deckblatt.

Tribunate des Tiberius Gracchus war eine ſolche einem Prokonſul gegenüber vorgekommen, dem ſpaniſchen Prokonſul M. Aemilius Lepidus gegenüber im Jahre 136 v. Chr. Die Abſetzung des Octavius war alſo nicht der erſte Fall einer Amtsentſetzung, ſondern der zweite, und ruht auf einem als verfaſſungsmäßig anerkannten Präcedenzfall. Die Gültigkeit des nach der Abſetzung des Oktavius durchgegangenen Ackergeſetzes iſt daher auch nicht beſtritten worden, während der Senat eine Handhabe für den Einſpruch gegen ſeine Gültigkeit beſaß: er konnte der Ackerkommiſſion die Diäten verweigern. Aber er verweigerte ſie nicht, ſondern äußerte nur in kleinlicher Weiſe ſeinen Ärger, indem er der Kommiſſion, es waren drei Männer ſenatoriſchen, fürſtlichen Ranges, unter ihnen ſogar ein Claudier, Diäten von anderthalb Denaren, von 1 Mark 5 Pfennigen bewilligte. Die Ackerkommiſſion ging nun an die Durchführung des Geſetzes, ſtieß aber bald auf Schwierigkeiten, weil es nicht überall leicht war zu entſcheiden, was Privateigentum, was Domäne war; zur Hebung dieſer Schwierigkeiten gab Gracchus durch ein neues Geſetz der Ackerkommiſſion darüber die jurisdiktionelle Entſcheidung. Und als eben jetzt der Tod Attalus III dem Reiche die pergameniſche Erbſchaft brachte, beſtimmte ein drittes Geſetz des Gracchus, das Geld aus dieſer Erbſchaft ſolle zur Beſchaffung des Inventars für die neuen Bauern verwendet werden.

Für die weitere Durchführung der Reform war es wünſchenswert, daß Tiberius Gracchus Tribun blieb und für 132 wiedergewählt wurde, dem ſtand aber die Beſtimmung entgegen, man dürfe nicht im Amte kandidieren. Und hier beging Gracchus einen Formfehler: er verſäumte es, vor ſeiner Bewerbung dieſe Beſtimmung durch Geſetz aufheben zu laſſen, wozu er durchaus den genügenden Einfluß, die genügende Macht beſaß. So iſt es bei der Tribunenwahl zu Irrungen und Wirrungen gekommen, und da der Konſul P. Mucius Scävola, der im Herzen ein Freund des Gracchus war, nicht bereit war, wie der Senat es von ihm verlangte, das Senatusconſultum ultimum für ſich beſchließen zu laſſen und damit diktatoriſche Gewalt zu übernehmen, ſo ſtellte ſich P. Cornelius Scipio Naſica an die Spitze der Senatoren, und mit Knitteln und Stuhlbeinen bewaffnet zogen dieſe Fürſten auf den Platz der Volksverſammlung. Tiberius Gracchus wurde mit dreihundert ſeiner Anhänger erſchlagen. In Rom begann das Jahrhundert der Straßenkämpfe, und der Senat hat es eingeleitet. Waren Knittel und Stuhlbeine in den Händen der Senatoren wirklich eine wirkſame Waffe, um die Herrſchaft des Senates auf die Dauer aufrecht zu erhalten?

21. Der Kampf zwiſchen Legislative und Verwaltung. Gaius Gracchus. Marius.

Dem toten Tiberius Gracchus warf man vor, er habe nach der Königskrone geſtrebt; es war ihm nicht eingefallen, aber ſeine Nachfolger haben in der Tat nach dem Diadem gegriffen. Dem Tiberius Gracchus war es ausſchließlich auf die agrariſche Reform angekommen, nur weil der Senat verſagte, hat er ſie gegen den Senat durchgeführt; mit Gaius Gracchus aber trat die Wendung ein. Ihm lag im Grunde nicht gar viel an der Reform, ſondern der Kampf gegen den Senat, der ſeinem älteren Bruder nur aufgedrängt worden war und den er gern vermieden hätte, wird für ihn zur Hauptſache und zum eigentlichen Ziel. In bewußter Klarheit hat er einen Weg beſchritten, der am Ende zum Sturz der Herrſchaft des Senates und zum Kaiſertum geführt hat.

Scipio lag in Spanien vor Numantia im Felde, als ihm der Tod des Tiberius Gracchus gemeldet wurde, und wieder hatte er mit homeriſchen Worten ſeiner Stimmung Ausdruck gegeben, durch und durch Senator auch dem Unternehmen ſeines Schwagers gegenüber: Möchte doch jeder ſo fallen, der ſolche Taten beginnet! rief er aus. Aber nach Rom zurückgekehrt und genauer informiert, ſah er die Sache doch in anderem Lichte, und jetzt erklärte er: Falls Gracchus nach der Krone geſtrebt habe, ſei er mit Recht getötet worden. Von dieſer Vorausſetzung aber ging man aus, als man jetzt an den Anhängern des Gracchus Rache nahm. Trotzdem blieb das Ackergeſetz beſtehen und die Kommiſſion in Tätigkeit, Gaius Gracchus blieb dauernd in ihr, aber ihre Tätigkeit wurde nach einigen Jahren, 129 v. Chr., dadurch lahm gelegt, daß man ihr, auf Betreiben des Scipio, ihre jurisdiktionelle Befugnis entzog. Bald darauf erfolgte, unter rätſelhaften Umſtänden, der Tod des Scipio; er war

Altrömiſches Ehepaar. Original im Capitoliniſchen Muſeum zu Rom. Photographie von Anderſon.

nur 56 Jahr alt geworden und es hatte ihm nichts gefehlt, eine Unterſuchung aber wollte keine Partei geſtatten, weil keine unbedingt davor ſicher war, das Ergebnis könne ſie kompromittieren.

Während man im jenſeitigen Spanien die Erhebung des Luſitaniers Viriathus zu bekämpfen hatte, wurde vom diesſeitigen Spanien aus der Krieg um Numantia geführt, zunächſt mit entſchiedenem Mißerfolge. Im Jahre 137 wurde ſogar der Konſul C. Hoſtilius Mancinus mit ſeinem ganzen Heere von den Numantinern eingeſchloſſen; das Heer war verloren, falls ihm nicht die Numantiner, im Vertrauen auf ſeinen Quäſtor, den Frieden bewilligt hätten. Dieſer Quäſtor war Tiberius Gracchus, der ſpätere Volkstribun, auf den die Numantiner dies Vertrauen von ſeinem Vater übertragen hatten, der es ſich als Statthalter der Provinz erworben. In Rom ratifizierte man den Frieden nicht und lieferte den Numantinern ſtatt des durch den verworfenen Frieden geretteten römiſchen Heeres den Konſul aus, ein Erſatz, auf den die Numantiner verzichteten, um nicht die Rechtmäßigkeit des römiſchen Verfahrens anzuerkennen. Erfolg gegen Numantia hatte erſt Scipio, der 133 die Stadt einnahm; ſein alter Freund Polybios hatte ihn nach Spanien begleitet, und er hat auch noch den Krieg beſchrieben. Nun war Scipio vorzeitig aus dem Leben geſchieden, mitten im politiſchen Kampfe, indeſſen auch perſönliche Gegner wurden ſeiner Perſon gerecht. Metellus Macedonicus gehörte nicht zu ſeinen Freunden, aber jetzt hieß er ſeine vier Söhne die Bahre des großen Patrioten tragen: Gehet und feiert das Leichenbegängnis, niemals werdet ihr die Leiche eines größeren Bürgers ſehen!

Die Agitation der Volkspartei war jetzt im weſentlichen darauf gerichtet, die Tätigkeit der Spezialkommiſſion wiederherzuſtellen, und große Hoffnung ſetzte ſie auf Gaius Gracchus, den neun Jahre jüngeren, glänzend begabten Bruder des Tiberius: er wurde für 123 Volkstribun und ebenſo für 122, das Hindernis, das der Wiederwahl der Tribunen im Wege ſtand, war ſchon vorher beſeitigt worden. Auch für 121 hat er ſeine Wiederwahl gewünſcht.

Gaius Gracchus war in den Gedanken ſeines Bruders aufgekommen und an ſie mußte er zunächſt anknüpfen, aber die wirtſchaftlichen, die bäuerlichen Intereſſen waren es nicht, die ihm am Herzen lagen, ihm kam es auf etwas anderes an, auf den Kampf gegen den Senat und auf die Begründung der Demokratie unter der Herrſchaft ihrer Führer; und er führte dieſen Kampf als einen Kampf der Legislative gegen die Verwaltung. Wenn der Senat auch ein regierendes Parlament geworden war, ſo ſtand doch die Geſetzgebung nicht bei ihm, ſondern bei den Volksverſammlungen, die freilich kein Recht der Initiative hatten, ſondern über Antrag des leitenden Magiſtrats abſtimmten; die plebejiſchen Volksverſammlungen über Antrag eines oder mehrerer Tribune. In der Hand des Senates aber lag die Verwaltung, und die Abgrenzung ſeiner Kompetenzen ruhte hier nicht ſowohl auf rechtlicher, als tatſächlicher Grundlage, auf dem Herkommen und den Präcedenzfällen. So hatte ſich ſeine Macht tatſächlich bereits feſt ausgebildet, als ſie im Jahre 232 v. Chr. den erſten Eingriff durch das Ackergeſetz des Tribunen C. Flaminius erfuhr: die Verteilung des ſenoniſchen Ackers an Koloniſten erzwang er gegen den Willen des Senates durch Geſetz, durch Plebiscit. Vom ſenatoriſchen Standpunkte aus ſieht der ſenatoriſch denkende Polybius, der die Gracchenzeit noch erlebt hat, nicht mit Unrecht in ihm den Anfang des Übels. Flaminius war ein Vorläufer der Gracchen, und als ſolcher erſcheint er auch in ſeiner Cenſur vom Jahre 220 v. Chr.; ſeine Reform der Centurienordnung diente den bäuerlichen Intereſſen. Ebenſo wie Flaminius hat Tiberius Gracchus die Legislative gegen die Verwaltung, die Volksverſammlungen gegen den Senat nur ausgeſpielt, weil er ſeine wirtſchaftspolitiſchen Ziele anders nicht verwirklichen konnte, mit Gaius Gracchus aber tritt eine völlige Wandlung ein, für ihn iſt nicht mehr die Wirtſchaftspolitik, ſondern der Kampf gegen den Senat die Hauptſache: worauf er hinausging, war die demokratiſche Herrſchaft des Volkstribunen. Für ſeine Perſon iſt Gaius Gracchus in dieſem Kampfe unterlegen, aber er hat den Weg betreten, der die Herrſchaft des Senats beſeitigt und zum demokratiſchen Kaiſertum geführt hat. Die Civilgewalt des Princeps hat Auguſtus für die Dauer auf die tribuniciſche Gewalt begründet, in Auguſtus iſt der Volkstribun Kaiſer geworden. Freilich konnte der Tribun zu dieſer Macht weder durch die Gewalt der Rede noch durch Volksbeſchlüſſe gelangen und auch nicht durch Straßenkämpfe in der Hauptſtadt, ſondern nur durch die Gewalt des Heeres und der Waffen. Auch die Verleihung des Kommandos ſtand zur Kompetenz des Senates, aber es dauerte nicht lange, ſo griff auch hier die Legislative ein, durch Beſchluß der Volksverſammlung erhielt Marius im jugurthiniſchen Kriege ſein Kommando. Das wird in der Folge Stil und Regel, ſeine großen Kommandos gegen die Seeräuber und gegen Mithradates erhielt Pompeius gegen den Willen des Senates durch Geſetz; auch für die galliſche Statthalterſchaft Cäſars war das Beſtimmende der Wille des Volkes, wie er im Plebiscit ſich kund gab. Auch die Träger der großen Kommandos ſtehen jetzt mit ihren Intereſſen im Gegenſatze zum Senate: man ſieht deutlich, ſobald die Demokratie der großen militäriſchen Kommandos mit der civilen tribuniciſchen Demokratie ſich eint und bindet, iſt die Herrſchaft des Senates, iſt die ariſtokratiſche Republik verloren. Sie hat die aſiatiſchen Siege des Pompejus noch überſtanden, weil Pompejus zwar Militär war, indeſſen ungeſchickt als Staatsmann, aber die Eroberung Galliens durch Cäſar konnte ſie nicht mehr überwinden, jetzt brach ſie zuſammen gegenüber dem Bündnis von Demokratie und Militarismus. Und in der Folge gründet Auguſtus ſein Kaiſertum auf die dauernde Verbindung der civilen tribuniciſchen Gewalt mit dem militäriſchen prokonſulariſchen Imperium. Das ſind die Fäden, die von Marius und Gaius Gracchus zum Kaiſertum hinüberleiten, ſo erſcheinen ſie, Marius und Gaius Gracchus, sub specie aeternitatis, die Zeitgenoſſen ſahen ihre Wirkſamkeit aber noch nicht in ſolchem Lichte.

Gaius Gracchus nahm zunächſt an denen Rache, die gegen die Anhänger ſeines Bruders vorgegangen waren; er ließ Verbannung über die Magiſtrate verhängen, die einen Bürger zu einer Kapitalſtrafe verurteilt hatten, und verbot, ohne Befragung und Geheiß des Volkes über das Leben eines römiſchen Bürgers zu urteilen; mittelbar richtete ſich dies Geſetz auch gegen das Senatusconſultum ultimum und beſtritt ihm die Fähigkeit, die Magiſtrate, für die es beſchloſſen war, von Verantwortung zu befreien. Sodann folgte Gaius den Ideen der agrariſchen Reform, die ihn emporgehoben hatte, und gab der Ackerkommiſſion ihre jurisdiktionellen Befugniſſe wieder. Aber daß die agrariſchen Intereſſen für ihn nicht mehr entſcheidend waren, zeigte ſchon ein weiteres Geſetz über Getreideverteilungen an das Volk, das jedem Bürger den Anſpruch auf monatliche Lieferung eines beſtimmten Quantums Weizen durch den Staat kaum für die Hälfte des üblichen Marktpreiſes gab, der ohnehin ſo niedrig war. Wenn der Staat den Weizen, der ihm als Grundſteuer aus den Provinzen zuging, ſo billig fortgab, ſo drückte er weiter auf die Getreidepreiſe, und Gracchus ſchlug mit dieſem Geſetze der agrariſchen Reform geradezu ins Geſicht. Seine eigentliche Abſicht war dabei freilich eine andere, er wollte ſich mit den Getreideverteilungen einen zuverläſſigen Anhang in der Bevölkerung der Hauptſtadt ſichern. In Wirklichkeit hat er damit einen hauptſtädtiſchen Pöbel geſchaffen und großgezogen, auf den ſchließlich auch er ſelber ſich nicht ſicher hat verlaſſen können. Weiter organiſierte er die nichtſenatoriſchen Kapitaliſten, die ſeit geraumer Zeit zu Pferde dienten, zur Einheit des Ritterſtandes und ſchloß ſie dem Senate gegenüber zuſammen. War der regierende Senat von den Staatspachtungen ausgeſchloſſen, ſo übernahm der kapitaliſtiſche Ritterſtand die Steuerpacht in den Provinzen, ſo in dem jetzt organiſierten Territorium der pergameniſchen Erbſchaft, in der Provinz Aſia. Um die Provinzialen vor Erpreſſungen zu ſchützen, hatte ein Geſetz des Tribunen L. Calpurnius Piſo im Jahre 149 v. Chr. einen Geſchworenengerichtshof gegen Erpreſſungen geſchaffen, deſſen Richter aus den Senatoren genommen wurden. Jetzt legte Gaius Gracchus dies Geſchworenengericht, auf das ſich auch ein Geſetz ſeines Kollegen Acilius Glabrio bezog, in die Hände der Ritter, mit welcher Wirkung? Die ſenatoriſchen Provinzialſtatthalter wurden damit von den Rittern abhängig, die den Überforderungen der Steuerpächter gegenüber nun durch die Finger ſehen mußten. Taten ſie dies, ſo durften auch ſie ſelber ungeſtraft ſich alle Übergriffe erlauben, paßten ſie aber den Steuerpächtern auf, ſo mochten ſie ſich vorſehen. Dann drohte ihnen eine Klage wegen Erpreſſung, in der ſie von dem ritterlichen Geſchworenengericht auch unſchuldig verurteilt wurden; die Folgezeit ſah den Skandalprozeß der Rittergerichte, den des unſchuldig verurteilten Rutilius Rufus. Freilich wurde es nicht beſſer, als Sulla die Gerichte den Rittern nahm und den Senatoren zurückgab, die Gerichte blieben ein Mittel der Macht im Kampfe der politiſchen Parteien und blieben parteiiſch, nur wirkten ſie jetzt in der entgegengeſetzten Richtung: jetzt brauchte auch die Habſucht eines ſenatoriſchen Provinzialſtatthalters das Gericht der Standesgenoſſen nicht zu ſcheuen, und auch die Senatorengerichte Sullas erlebten ihren Skandalprozeß, den Prozeß des Verres. Erſt die Reaktion gegen die ſullaniſche Ordnung brachte in dem aureliſchen Geſetze der Prätors L. Aurelius Cotta vom Jahre 70 v. Chr. mit ſeiner aus Rittern und Senatoren gemiſchten Geſchworenenliſte Beſſerung, Gerechtigkeit und Sachlichkeit.

Fragen wir: Was hat Gaius Gracchus mit den Geſetzen geleiſtet, die er durchgebracht hat?

Er hat durch die Einführung der Getreideverteilung die Agrarreform geſchädigt und ein hauptſtädtiſches Proletariat geſchaffen, er hat die Provinzen der Ausbeutung der Steuerpächter preisgegeben und die Gerechtigkeit den Parteien ausgeliefert. Das Verderben, das er angeſtiftet, hat ihn erhoben und gehalten, aber was er Nützliches unternahm, iſt ihm zum Verhängnis geworden. Es war die Erteilung des Bürgerrechts an die Bundesgenoſſen.

Welches Intereſſe hatten Latiner und Bundesgenoſſen am Bürgerrecht?

Die Provinzen hatte das Heer erobert, in dem Latiner und Bundesgenoſſen ebenſogut wie die Römer dienten. Man ſollte meinen, die Provinzen wären infolgedeſſen auch Provinzen des italiſchen Bundes geworden, aber ſie kamen unter die Herrſchaft nicht des Bundes, ſondern Roms, es wurden römiſche Provinzen. Im Gegenſatze zu den Normen der modernen Politik bedeutete Herrſchaft im Altertum immer zugleich materielle Ausbeutung, in der Grundherrſchaft über die unterworfenen Hörigen, in den Bünden zugunſten des führenden Staates; und die Ausbeutung der römiſchen Provinzen durch die Herrſchaft der Republik war einer großen Steigerung nicht mehr fähig. Die Bundesgenoſſen, die an der Gewinnung der Provinzen tätigen Anteil genommen hatten, ſahen ſich alſo von der unmittelbaren Nutzung der Provinzen ausgeſchloſſen, ſoviel auch Handel und Verkehr ihnen Vorteil bringen mochte. Eben um an der vollen Nutzung der Provinzen teilzunehmen, ſtreben Latiner und Bundesgenoſſen nunmehr nach dem römiſchen Bürgerrechte. Und hinzukam das Intereſſe an aller ſonſtigen materiellen Bürgernutzung, auch an der Domäne und ihrer Verteilung. Man begreift es, daß eben jetzt das Verlangen nach dem Bürgerrechte zuerſt laut geworden war, und die Volkspartei kam ihm entgegen, der ihr angehörige Konſul M. Fulvius Flaccus beabſichtigte bereits im Jahre 125 v. Chr. den Bundesgenoſſen durch Geſetz das römiſche Bürgerrecht zu verleihen, aber ſchon damals zeigte es ſich, daß die römiſchen Bürger den Bundesgenoſſen ſchlechterdings nichts abgeben wollten, und mit am ſtärkſten waren dem diejenigen Elemente der Bürgerſchaft abgeneigt, auf welche die Führer der Volkspartei ſich ſtützen mußten. So hat denn Flaccus gegenüber der Unpopularität ſeines Antrags auf die Durchbringung ſeines Geſetzes verzichtet. In ſeinem zweiten Tribunate von 122 v. Chr. nahm Gaius Gracchus es wieder auf, aber jetzt wandte die Gunſt des in ſeinem nackten Egoismus getroffenen Bürgertums ſich von ihm ab. Der Senat beſtimmte den Tribunen M. Livius Druſus, gegen den Antrag zu intercedieren, und Gaius Gracchus war nicht imſtande, dieſer Interceſſion mit der Abſetzung des Druſus zu begegnen, wie ſein Bruder der des M. Octavius begegnet war; die Stimmen des Volkes hätten ihn einfach im Stich gelaſſen.

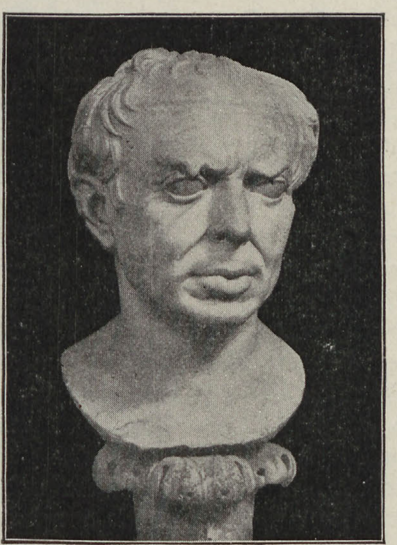
Gaius Gracchus hatte den großen Gedanken, das römiſche Bürgerrecht ſogar über die Grenzen Italiens hinauszutragen; ſo hatte er die Gründung der Kolonie Junonia an Stelle des zerſtörten Karthago beſchließen laſſen, und er begab ſich nach Afrika, um Junonia zu gründen. Seine Abweſenheit benutzte aber der Senat, um ihn aus der Volksgunſt zu verdrängen; er ließ die Anträge des Gracchus durch noch volksfreundlichere des Livius Druſus überbieten, als ob er den volksfreundlichen Anträgen des Gracchus nur wegen der Perſon des Gracchus widerſtrebt hätte. So fand denn Gracchus bei ſeiner Rückkehr aus Afrika die Volksſtimmung in dem Grade verwandelt, daß es ihm nicht mehr gelang, zum drittenmal, für 121, zum Tribun gewählt zu werden, ſeit dem 10. Dezember 122 war er wieder Privatmann. Die Gründung von Junonia ſollte wieder rückgängig gemacht werden, und darüber kam es zu Gewalttaten. Der Senat beſchloß das Senatusconſultum ultimum, und es kam zu Straßenkämpfen, in denen Flaccus, der Konſul von 125, erſchlagen wurde; Gaius Gracchus ließ ſich von ſeinem Sklaven töten. 3000 Anhänger des Gracchus brachte man zu Tode, und zur Erinnerung an die ſo begründete Einheit ſtellte man den alten Tempel der Concordia wieder her. Es war dem Senat gelungen, die Führer des Volkes zu verderben, jetzt galt es, ihr Werk rückgängig zu machen. Das traf die agrariſche Reform.

Sie war nicht auf dem Papier geblieben, ſondern wirklich durchgeführt worden, das zeigen die Cenſuszahlen von 124 v. Chr. verglichen mit denen von 131; jetzt aber kam die agrariſche Reaktion, mit drei Geſetzen, in den zehn Jahren von 121 bis 111 v. Chr. Das erſte dieſer drei Geſetze gab den neu angeſetzten Bauern die Erlaubnis, ihre Bauernſtellen zu verkaufen; das war die Erlaubnis ſich zu ruinieren, denn nun konnten ſie von den Kapitaliſten wieder aufgekauft werden. Mit dem zweiten Geſetze, dem des Tribunen Sp. Thorius vom Jahre 119, hörte jede weitere Ackerverteilung auf, fand alſo auch die Ackerkommiſſion ihr Ende. In der Form der Erbpacht, mit einer kleinen Abgabe, hatte Tiberius Gracchus die neuen Bauernſtellen begründet, um ihre Inhaber in ihrem Beſitz zu ſchützen; nun war das Verkaufsverbot gefallen, und im Jahre 111 fiel auch die kleine Abgabe, die den Bauern nicht drücken, ſondern ihn hatte ſichern ſollen. Jetzt hatte der Bauer völlig freies Eigentum, mit voller Freiheit, es an den Kapitaliſten raſch zu verlieren. So ging die Wirkung der Reform wenigſtens allmählich zum guten Teil wieder verloren, im beſten Zuge, den Bauernſtand Italiens zu erneuern, wurde ſie aufgehalten und gebrochen, und wenn Plinius in der Folge ſagen konnte, latifundia perdidere Italiam, ſo legte die Reaktion dazu den Grund. Zur Neubegründung des Bauernſtandes hatte die Reform die Domäne verwendet, die man den Okkupatoren abnahm; die Reaktion vereitelte die Regeneration der Bauern, jetzt war die Domäne nicht zweckmäßig aufgeteilt, ſondern verpulvert.

Die einzige Konzeſſion, die man in dieſen Jahren der Volkspartei machte, war die Ausſendung einer Bürgerkolonie nach Narbo. Die Reformer waren es, welche die Ausdehnung der römiſchen Herrſchaft über die Alpen hinaus in Ausſicht nahmen, für die Verſorgung der kleinen Leute, im Jahre 125 begann der Konſul M. Fulvius Flaccus die Eroberung der Provence, die den Namen der römiſchen Provinz noch heute trägt, jetzt wird Aquä Sextiä, Aix, und 118 Narbo Martius als Bürgerkolonie begründet. Übrigens ſaß die Nobilität wieder feſt im Sattel, aber es fehlte ihr bedenklich an Kapazitäten. Zum höchſten Anſehen in ihr gelangte jetzt M. Aemilius Scaurus, ein Mann, der in ſeinem ganzen Leben nie einen politiſchen Gedanken gehabt hat, und deſſen ganzes Verdienſt in ſeinem würdevollen Auftreten beſtand. Wenn ſeine Würde nur ſeine innere Hohlheit verdeckte, ſo war noch ſchlimmer, daß er mit ſeiner äußeren Korrektheit und mit dem Bruſtton der Überzeugung wenigſtens lange ſeinen Mangel an Anſtändigkeit verbergen konnte: er war nicht ehrlicher als die andern, ſondern nur teurer. So ſtand es mit der ſenatoriſchen Ariſtokratie zu Beginn des jugurthiniſchen Krieges: er kompromittierte die Nobilität und führte das Geſtirn des Marius zum Aufgang.

Es iſt keine unparteiiſche Quelle, die wir in dem Jugurtha des Salluſt beſitzen. Dieſer Cäſarianer iſt hier ebenſo Parteimann, wie in ſeinem Catilina, das zeigt ſchon die Wahl ſeiner Stoffe; er ſucht ſich Zeiten, in denen die Optimaten ſich bloßgeſtellt haben. Aber wenn er auch tendenziös iſt, ſo reden doch die eigentlichen Tatſachen eine nicht mißzuverſtehende Sprache.

Gegen Karthago und nach dem Falle von Karthago hatte das numidiſche Reich Maſiniſſas ſeine rieſige Ausdehnung gewonnen, von Mauretanien bis zu den Grenzen von Kyrene, das Gebiet der römiſchen Provinz Afrika im Süden umfaſſend und damit auch den Beduinen gegenüber den Grenzſchutz leiſtend; ein Land, das unter dem Einfluß puniſcher Civiliſation ſtand und ſeit Maſiniſſa auch griechiſcher Kultur ſich öffnete. Gemeinſames Regiment der Söhne und Enkel Maſiniſſas wurde ſchwierig, als im Jahre 118 der fähige und ehrgeizige Jugurtha neben ſeine Vettern Adherbal und Hiempſal trat und im Streben nach der alleinigen Herrſchaft über das ganze Reich den Hiempſal ermorden ließ und den Adherbal bekriegte, der aber nach Rom floh. Jugurtha kannte die Römer von Numantia her, wohin er numidiſche Hilfstruppen geführt hatte, er kannte ihre Untugenden und nicht zum mindeſten ihre Schwachheit gegenüber der Macht des Geldes; ſo hat er von Anfang an mit Beſtechung gearbeitet, er hielt den ganzen römiſchen Staat für käuflich, falls er nur einen Käufer fände, er wußte, daß auch Senatskommiſſionen zu haben waren, nur daß die Ehrbarkeit und Würde eines Scaurus einen höheren Preis beſaß. So hat denn eine ſolche Kommiſſion zunächſt Numidien zwiſchen Adherbal und ihm geteilt, und zwei weitere Kommiſſionen haben den Adherbal nicht geſchützt: Jugurtha hat ihn in Cirta belagert und nach der Eroberung von Cirta im Jahre 112 hinrichten laſſen. Aber bei dem Fall von Cirta hatten auch Italiker, die dort Handel trieben, ihren Tod gefunden, und da nun die römiſche Volkspartei unter dem Tribunen C. Memmius die Sache in die Hand nahm, erfolgte im Jahre 111 v. Chr. die Kriegserklärung gegen Jugurtha, aber der Konſul und ſein Legat Scaurus verkauften den Frieden. Um die Nobilität zu überführen, veranlaßten die Popularen, daß Jugurtha unter freiem Geleit nach Rom zitiert wurde, aber hier wußte man Ausſagen von ihm zu verhindern; er glaubte, er dürfe ſich alles erlauben, und ließ in Rom ſelber einen möglichen Rivalen, ſeinen Vetter Maſſiva, ermorden. Daraufhin wurde endlich der Friede verworfen und Jugurtha ausgewieſen, aber auch die Kriegführung des Jahres 110 lag in den Händen eines der Beſtechung zugänglichen Konſuls. In die Kommiſſion zur Unterſuchung der Beſtechungen gelang es dem Scaurus ſelbſt hineinzukommen, aber ſelbſt ſein Geſchick hat eine Reihe wohlbegründeter Verurteilungen nicht verhindern können. Endlich übernahm ein beſſerer Mann, der Konſul Q. Cäcilius Metellus, im Jahre 109 die Kriegführung. Er ſah von vornherein, daß ein gutes Ende nur dadurch zu erreichen ſei, daß man ſich der Perſon Jugurthas bemächtigte; das gelang aber noch nicht ihm ſelber, ſondern erſt ſeinem Nachfolger C. Marius, deſſen Unterfeldherr L. Cornelius Sulla den zu ſeinem Schwiegervater, dem Könige Bocchus von Mauretanien, geflohenen Jugurtha in ſeine Gewalt brachte und gefeſſelt in das römiſche Lager



Porträtbüſte des Marius. Original im Vatikan zu Rom. Alinari phot.

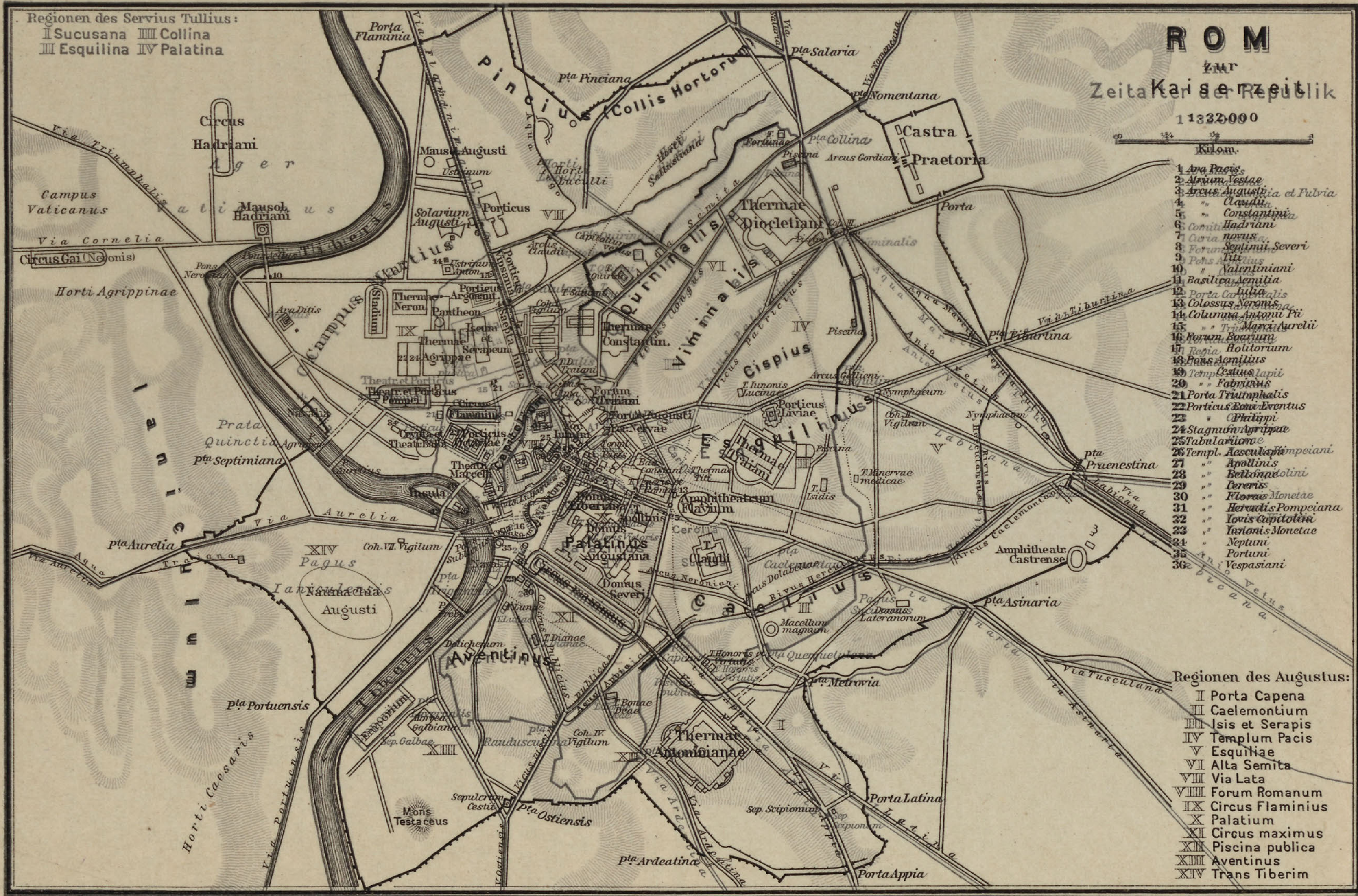
führte. Am erſten Tage ſeines zweiten Konſulates, am 1. Januar 104, zog Marius triumphierend in Rom ein, und Jugurtha, im Triumphe aufgeführt, wurde zu Rom im Kerker getötet.

Marius ſtammte aus Arpinum im Volskerlande. Unter Scipio hatte er vor Numantia gedient, er war Quäſtor, Volkstribun, Prätor geworden; aus geringer Familie, hatte er doch eine Frau aus altadeligem Hauſe, eine Julia, bekommen. Die Nobilität, die ihn ſo hoch hatte ſteigen laſſen, hätte gut daran getan, ihm auch das Konſulat nicht vorzuenthalten, aber ſeinem Legaten, der ſich um das Konſulat bewerben wollte, trat Metellus ſogar mit Hohn entgegen: ſo wurde die Kandidatur des Marius zu einer Angelegenheit des Volkes, für das Jahr 107 wurde Marius zum Konſul gewählt, das Volk übertrug ihm auch die Kriegführung gegen Jugurtha, und als Konſul löſte Marius im Kommando den Metellus ab. Der Sieger über Jugurtha wurde für das Jahr 104 zum zweitenmal Konſul, und neue große Kriegsaufgaben warteten ſeiner.

Bereits in das erſte Konſulat des Marius vom Jahre 107 fallen zwei große Neuerungen von tiefſtgreifender Bedeutung, die Verleihung des militäriſchen Kommandos durch Geſetz, und eine neue Heeresordnung. Das Kommandogeſetz hat den Untergang der Republik, und die Heeresordnung des Marius hat den Fall des abendländiſchen Reiches vorbereitet.

Das Kommando gegen Jugurtha führte Metellus, im Jahre 109 als Konſul und 108 als Prokonſul; der Senat vergab die großen Kommandos und hatte dem Metellus auch für 107 das Kommando in Numidien überwieſen. Aber inzwiſchen hatte die Volkspartei den Marius zum Konſul erhoben, und jetzt wandte ſie ihm auch das Kommando gegen Jugurtha zu, im Gegenſatze zum Senate. Der Volkstribun Manlius Mancinus brachte einen Geſetzesantrag ein und durch, der, im Gegenſatze zu dem Senatsbeſchluſſe für Metellus, den Oberbefehl gegen Jugurtha vielmehr dem Konſul Marius zuwies. Damit war ein Präcedenzfall von tiefgreifender Wirkung und entſcheidender Bedeutung geſchaffen.

Mit Plebisciten, mit Geſetzen hatte die Legislative in die Wirkſamkeit des Senates, in die Verwaltung zuerſt für die Domäne eingegriffen, 232 v. Chr. mit dem Ackergeſetze des C. Flaminius und 133 mit dem des Tiberius Gracchus; nun griff, und zwar jetzt zum erſtenmal, die Legislative der Tribunen auch in die Verleihung der militäriſchen Kommandos über, die bisher der Senat von ſich aus übertragen hatte. Das manliſche Geſetz vom Jahre 107 v. Chr., das dem Marius den Oberbefehl gegen Jugurtha übertrug, iſt ebenſo ein Markſtein der römiſchen Verfaſſungsgeſchichte, wie das flaminiſche und ſemproniſche Geſetz; es war praktiſch vielleicht noch von ſtärkerer Wirkung. Seit den Gracchen war das Tribunat dem Senate höchſt unbequem geworden, und mit Hilfe des hauptſtädtiſchen Proletariates hatte Gaius Gracchus wohl gehofft, die Straßen der Hauptſtadt zu beherrſchen: er hatte nicht einmal das erreicht, und mehr war auf dieſem Wege überhaupt nicht zu erreichen. Selbſt wenn der Senat die Stadt Rom nicht beherrſchte, ſo beherrſchte er doch das Reich, denn er verlieh die militäriſchen Kommandos und hatte damit das Heer in der Hand, und wer das Heer hat, hat die Entſcheidung. Es war alſo eine Neuerung von gar nicht zu überſchätzender Tragweite, als das manliſche Geſetz vom Jahre 107 die Verleihung des Kommandos an Metellus durch den Senat rückgängig machte und durch Volksbeſchluß dies Kommando auf den Konſul Marius übertrug: damit war ein Weg beſchritten, der in ſeinen Konſequenzen dem Senate die Verfügung über das Heer nahm. Jetzt konnten ehrgeizige Mitglieder auch des Senatorenſtandes ſich im Gegenſatz zum Senate der Volksverſammlungen bedienen, um durch ſie große Kommandos zu erhalten: ſo geſchah es in der Folge mit der Übertragung eines rieſigen, unrepublikaniſchen Kommandos an Pompejus im Seeräuberkriege durch das Gabiniſche Geſetz, von 67 v. Chr., gegen den Willen des Senates, ſo bei dem maniliſchen Geſetz, das ein Jahr ſpäter demſelben Pompejus das Kommando gegen Mithradates gab, ſo bei der Übertragung der galliſchen Statthalterſchaft an Cäſar. Dieſe großen militäriſchen Gewalten waren antiſenatoriſch. Das Tribunat für ſich allein konnte dem Senat die Herrſchaft im Reiche nicht entreißen, aber die Sachlage änderte ſich in dem Augenblick, in dem das große auf demokratiſcher Grundlage ruhende Militärkommando ſich mit dem Tribunat verband. Mit dem Abſchluß dieſes Bündniſſes mußte die Herrſchaft des Senates zuſammenbrechen, ſie brach zuſammen unter Cäſar, unter Auguſtus in dem Bündnis des prokonſulariſchen Imperiums mit

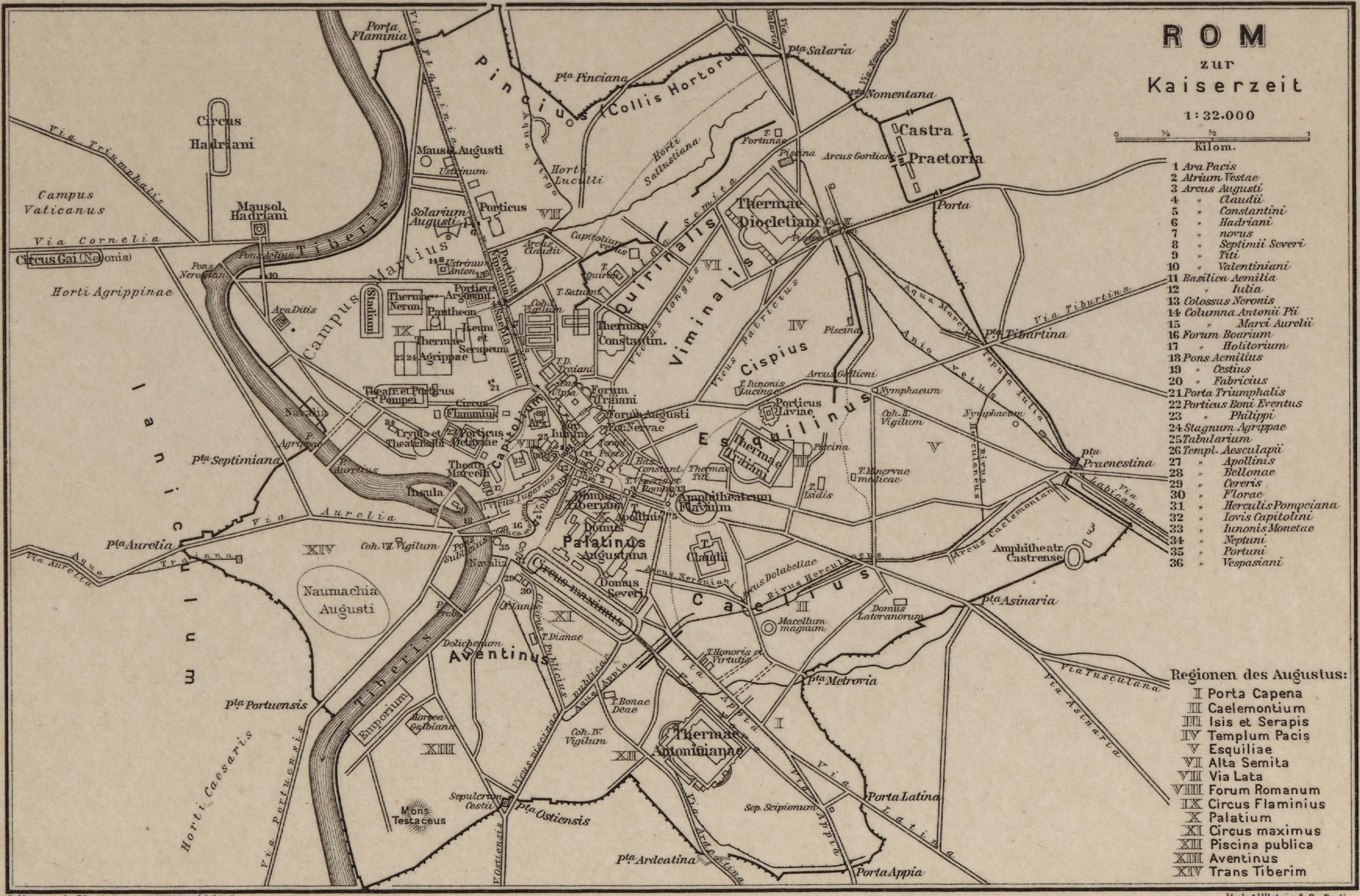

ROM
zur
Kaiserzeit
1:32000
¼
½
1
Kilom.
1 Ara Pacis
2 Atrium Vestae
3 Arcus Augusti
4 " Claudii
5 " Constantini
6 " Hadriani
7 " novus
8 " Septimii Severi
9 " Titi
10 " Valentiniani
11 Basilica Aemilia
12 " Iulia
13 Colossus Neronis
14 Columna Antonii Pii
15 " " Marci Aurelii
16 Forum Boarium
17 " Holitorium
18 Pons Aemilius
19 " Cestius
20 " " Fabricius
21 Porta Triumphalis
22 Porticus Boni Eventus
23 " Philippi
24 Stagnum Agrippae
25 Tabularium
26 Templ. Aesculapii
27 " " Apollinis
28 " " Bellonae
29 " " Cereris
30 " " Florae
31 " " Herculis Pompeiana
32 " " Iovis Capitolini
33 " " Iunonis Monetae
34 " Neptuni
35 " Portuni
36 " Vespasiani
Regionen des Servius Tullius:
I Sucusana III Collina
II Esquilina IV Palatina
Regionen des Augustus:
I Porta Capena
II Caelemontium
III Isis et Serapis
IV Templum Pacis
V Esquiliae
VI Alta Semita
VII Via Lata
VIII Forum Romanum
IX Circus Flaminius
X Palatium
XI Circus maximus
XII Piscina publica
XIII Aventinus
XIV Trans Tiberim
Porta Flaminia
Pincius
Collis Hortorum
Pta Pinciana
Pta Salaria
Pta Nomentana
Castra Praetoria
Pta Collina
Arcus Gordiani
Porta
Thermae Diocletiani
Quirinalis
Viminalis
Cispius
Esquilinus
Caelius
Palatinus
Aventinus
Ianiculum
Campus Martius
Campus Vaticanus
Circus Hadriani
Mausol. Hadriani
Circus Gai (Neronis)
Horti Agrippinae
Via Cornelia
Via Triumphalis
Ager Vaticanus
Mausol. Augusti
Solarium Augusti
Porticus
Stadium
Thermae Neron.
Pantheon
Iseum et Serapeum
Thermae Agrippae
Thermae Constantin.
Theatr. et Porticus Pompei
Circus Flaminius
Theatr. Marcelli
Forum Traiani
Forum Augusti
Forum Nervae
Porticus Liviae
Thermae Traiani
Thermae Titi
Amphitheatrum Flavium
Domus Augustana
Domus Severi
Circus maximus
Claudii
Nymphaeum
Pta Tiburtina
Pta Praenestina
Amphitheatr. Castrense
Pta Asinaria
Pta Metrovia
Macellum magnum
Domus Lateranorum
Thermae Antoninianae
Porta Latina
Porta Appia
Pta Ardeatina
Pta Ostiensis
Sepulcrum Cestii
Mons Testaceus
Emporium
Pta Portuensis
Pta Aurelia
Pta Septimiana
Prata Quinctia
Naumachia Augusti
Pagus Ianiculensis
Horti Caesaris
Tiberis
Via Aurelia
Via Portuensis
Via Ostiensis
Via Appia
Via Latina
Via Ardeatina
Via Asinaria
Via Tusculana
Via Labicana
Via Praenestina
Via Tiburtina
Via Nomentana
Via Salaria
Via Flaminia
Aqua Marcia
Anio Vetus
Arcus Caelemontani
Sep. Scipionum
Coh. VII. Vigilum
Coh. IV. Vigilum
Insula
Ara Ditis

Beilage zu „J.v.Pflugk-Harttung, Weltgeschichte“

Verlag Ullstein & Co. Berlin

Stadtbücherei Elbing

Biblioteka Elbląska

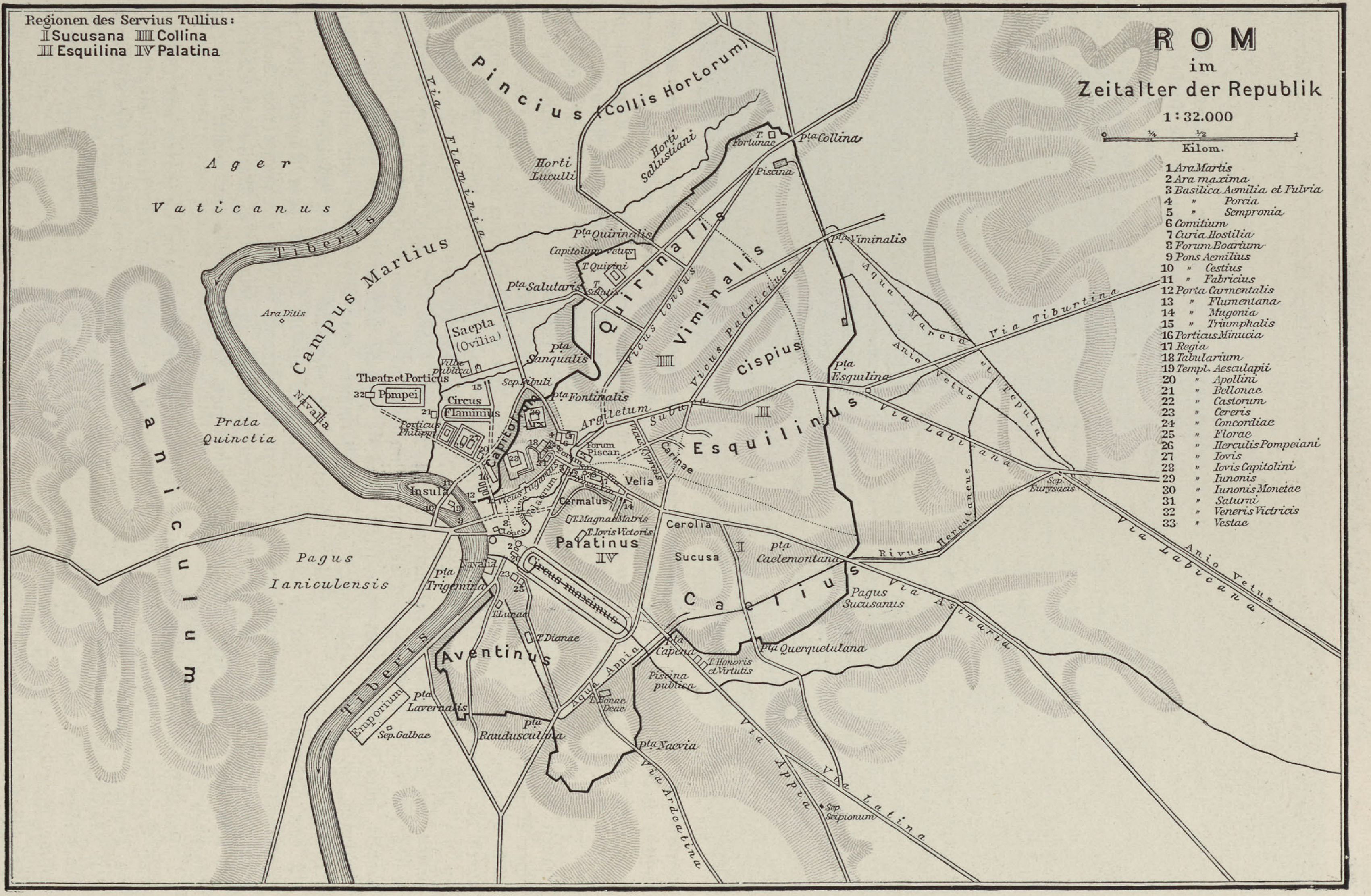

ROM
zur
Kaiserzeit
1:32.000
0 ¼ ½ 1
Kilom.
1 Ara Pacis
2 Atrium Vestae
3 Arcus Augusti
4 " Claudii
5 " Constantini
6 " Hadriani
7 " novus
8 " Septimii Severi
9 " Titi
10 " Valentiniani
11 Basilica Aemilia
12 " Iulia
13 Colossus Neronis
14 Columna Antonii Pii
15 " Marci Aurelii
16 Forum Boarium
17 " Holitorium
18 Pons Aemilius
19 " Cestius
20 " Fabricius
21 Porta Triumphalis
22 Porticus Boni Eventus
23 " Philippi
24 Stagnum Agrippae
25 Tabularium
26 Templ. Aesculapii
27 " Apollinis
28 " Bellonae
29 " Cereris
30 " Florae
31 " Herculis Pompeiana
32 " Iovis Capitolini
33 " Iunonis Monetae
34 " Neptuni
35 " Portuni
36 " Vespasiani
Regionen des Augustus:
I Porta Capena
II Caelemontium
III Isis et Serapis
IV Templum Pacis
V Esquiliae
VI Alta Semita
VII Via Lata
VIII Forum Romanum
IX Circus Flaminius
X Palatium
XI Circus maximus
XII Piscina publica
XIII Aventinus
XIV Trans Tiberim
Porta Flaminia
Via Flaminia
Pincius
Collis Hortorum
Pta Pinciana
Pta Salaria
Via Salaria
Pta Nomentana
Via Nomentana
Castra Praetoria
Porta
Circus Hadriani
Via Triumphalis
Campus Vaticanus
Mausol. Hadriani
Via Cornelia
Circus Gai (Neronis)
Pons Aelius
Pons Neronianus
Horti Agrippinae
Tiberis
Mausol. Augusti
Ustrinum
Solarium Augusti
Porticus
Horti Luculli
Horti Sallustiani
Aqua Virgo
T. Fortunae
Piscina
Arcus Gordiani
Thermae Diocletiani
Quirinalis
Viminalis
Cispius
Esquilinus
Vicus longus
Vicus patricius
Alta Semita
Campus Martius
Stadium
Thermae Neron.
Pantheon
Iseum et Serapeum
Thermae Agrippae
Saepta Iulia
Porticus Vipsania
Ara Ditis
Theatr. et Porticus Pompei
Circus Flaminius
Crypta et Theatr. Balbi
Porticus Octaviae
Theatr. Marcelli
Capitolium
Arx
Insula
Forum Traiani
Forum Augusti
For. Nervae
Thermae Constantin.
Capitolium vetus
T. Quirini
T. Saturni
Arcus Claudii
Coh. I. Vigilum
Thermae Traiani
Thermae Titi
Amphitheatrum Flavium
Bas. Constant.
Domus Tiberiana
Palatinus
Domus Augustana
Domus Severi
Circus maximus
T. Claudii
Porticus Liviae
Arcus Gallieni
T. Iunonis Lucinae
Nymphaeum
Coh. II. Vigilum
T. Minervae medicae
T. Isidis
Pta Tiburtina
Via Tiburtina
Aqua Marcia
Anio vetus
Tepula Iulia
Rivus Herculaneus
Pta Praenestina
Via Labicana
Arcus Caelemontani
Amphitheatr. Castrense
Pta Asinaria
Via Asinaria
Via Tusculana
Domus Lateranorum
Macellum magnum
Arcus Dolabellae
Arcus Neroniani
Caelius
T. Honoris et Virtutis
Pta Metrovia
Porta Latina
Via Latina
Via Appia
Porta Appia
Sep. Scipionum
Thermae Antoninianae
Pta Ardeatina
Via Ardeatina
T. Bonae Deae
Coh. IV. Vigilum
Vicus piscinae publicae
Aqua Appia
Clivus Publicius
T. Dianae
T. Iunonis
Aventinus
Dolichenum
Horrea Galbiana
Emporium
Mons Testaceus
Sepulcrum Cestii
Pta Ostiensis
Via Ostiensis
Via Portuensis
Pta Portuensis
Horti Caesaris
Ianiculum
Naumachia Augusti
Coh. VII. Vigilum
Via Aurelia
Pta Aurelia
Aqua Traiana
Pta Septimiana
Pons Sublicius
Navalia
Pons Probi
Vicus Iugarius
Via Nova

Beilage zu „J. v. Pflugk-Harttung, Weltgeschichte“

Verlag Ullstein & Co. Berlin

Stadtbücherei Elbing

Biblioteka Elbląska


ROM
im
Zeitalter der Republik
1:32.000
0 ¼ ½ 1
Kilom.
1 Ara Martis
2 Ara maxima
3 Basilica Aemilia et Fulvia
4 " Porcia
5 " Sempronia
6 Comitium
7 Curia Hostilia
8 Forum Boarium
9 Pons Aemilius
10 " Cestius
11 " Fabricius
12 Porta Carmentalis
13 " Flumentana
14 " Mugonia
15 " Triumphalis
16 Porticus Minucia
17 Regia
18 Tabularium
19 Templ. Aesculapii
20 " Apollini
21 " Bellonae
22 " Castorum
23 " Cereris
24 " Concordiae
25 " Florae
26 " Herculis Pompeiani
27 " Iovis
28 " Iovis Capitolini
29 " Iunonis
30 " Iunonis Monetae
31 " Saturni
32 " Veneris Victricis
33 " Vestae
Regionen des Servius Tullius:
I Sucusana IIII Collina
II Esquilina IV Palatina
Ager Vaticanus
Tiberis
Campus Martius
Ara Ditis
Ianiculum
Prata Quinctia
Navalia
Pagus Ianiculensis
Pincius (Collis Hortorum)
Horti Luculli
Horti Sallustiani
Via Flaminia
Pta Collina
T. Fortunae
Piscina
Pta Quirinalis
Capitolium vetus
T. Quirini
T. Salutis
Pta Salutaris
Saepta (Ovilia)
Villa publica
Pta Sanqualis
Sep. Bibuli
Pta Fontinalis
Theatr. et Porticus Pompei
Circus Flaminius
Porticus Philippi
Capitolium
Quirinalis
Viminalis
Pta Viminalis
Vicus longus
Vicus Patricius
Cispius
Esquilinus
Pta Esquilina
Argiletum
Subura
Forum Piscar.
Vicus Cyprius
Carinae
Velia
Cermalus
T. Magnae Matris
T. Iovis Victoris
Palatinus
Insula
Vicus Iugarius
Cloaca
Cerolia
Sucusa
Pta Caelemontana
Caelius
Pagus Sucusanus
Pta Querquetulana
Pta Capena
T. Honoris et Virtutis
Piscina publica
Circus maximus
Pta Trigemina
Navalia
T. Lunae
T. Dianae
Aventinus
Emporium
Sep. Galbae
Pta Lavernalis
Pta Rauduscula
T. Bonae Deae
Pta Naevia
Aqua Appia
Via Ardeatina
Via Appia
Sep. Scipionum
Via Latina
Via Asinaria
Rivus Herculaneus
Via Labicana
Anio Vetus
Aqua Marcia et Tepula
Via Tiburtina
Sep. Eurysacis

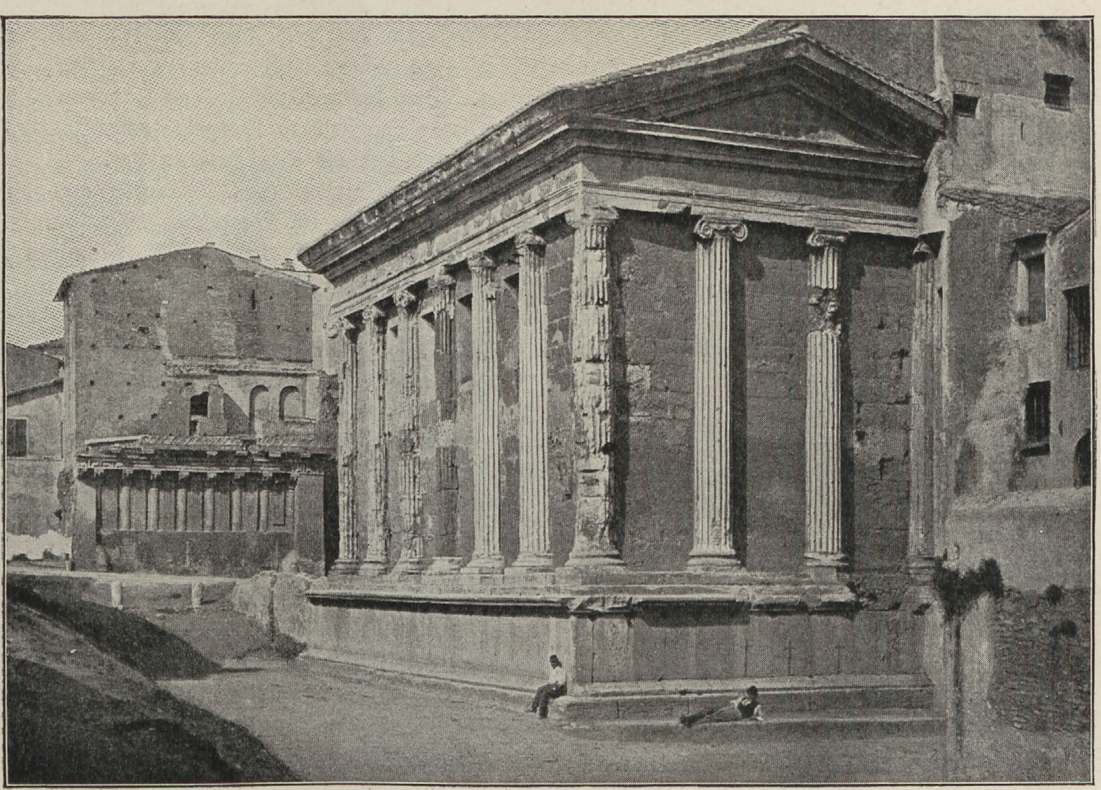
der tribuniciſchen Gewalt. Das war das Ende der ariſtokratiſchen Republik und die Begründung des demokratiſchen Kaiſertums: ſie gehen beide auf die Gracchen und auf Marius zurück.

Längere Zeit, um eine nicht vorhergeſehene Wirkung auszuüben, brauchte die neue Heeresordnung, die Marius bereits im erſten Jahre ſeines Kommandos gegen Jugurtha, auch in ſeinem erſten Konſulate vom Jahre 107, durchführte. Bis dahin war der Kriegsdienſt ein Ehrenrecht der beſitzenden Klaſſen, und der Cenſus bildete die Grundlage für die Aushebung: in der Ordnung des Marius hört das auf, Marius nahm auch die capite censi, die Proletarier, in das Heer auf. Die allgemeine Dienſtpflicht bleibt zwar beſtehen, aber nur auf dem Papiere, tatſächlich entziehen die Begüterten ſich mehr und mehr dem Kriegsdienſt. Die Legionen rekrutieren ſich zwar aus Bürgern, aber aus den ärmeren, und während bis dahin nach geleiſtetem Kriegsdienſt der ausgehobene Bürger zum Pfluge und ſeiner Hantierung zurückkehrte, blieb er jetzt für lange Jahre bei der Fahne, aus einem Bürgerheere wurde das römiſche Heer durch Marius in eine Armee von Berufsſoldaten verwandelt. Das hatte große techniſche Vorzüge, dieſe Soldaten beſaßen alle die militäriſche Ausbildung mindeſtens von Unteroffizieren. Dieſe techniſchen Vorzüge und die ſich nun noch ſteigernde Abneigung der Begüterten gegen den Dienſt hatten zur Folge, daß auch Auguſtus die Ordnung des Marius übernahm, aber wie wirkte ſie im Laufe der Jahrhunderte? Immer aufs neue nahm man aus Italien eine Menge junger Leute, die alt geworden und nicht mehr heiratsluſtig waren, wenn ſie mit dem Anſpruch auf Veteranenverſorgung das Heer verließen. Jahrhundertelang durchgeführt, hat dies Syſtem Italien entvölkert und der Möglichkeit beraubt, den Germanen gegenüber ſich zu behaupten. So kam die Barbariſierung Italiens, ſie war eine Notwendigkeit in mehr als nur in einer Hinſicht, dieſe Barbariſierung hat dem Reiche in Italien das Ende bereitet, aber ſie hat Italien auch vor dem Ausſterben gerettet, die Entvölkerung Italiens aber hat Marius, ohne es zu ahnen, eingeleitet.

Als er als Sieger über Jugurtha aus Numidien zurückkehrte, drohten Italien aber nähere, unmittelbare Gefahren, von den Teutonen und den Kimbern. Im Jahre 105 war ein römiſches Heer in der Nähe der unteren Rhone bei Arauſio, bei Orange, vollſtändig geſchlagen und vernichtet worden, von den Kimbern und Teutonen; man fürchtete ihr Erſcheinen in Italien, ein großer Schrecken ging durch Rom. Nur von Marius hoffte man Rettung.

Die Wanderung der Kimbern und Teutonen war nicht die erſte Völkerbewegung, die Italien bedrohte, dreihundert Jahre früher waren hier die Kelten erſchienen, getrieben von einer Wanderluſt, die ſie vom Rheine durch Frankreich bis nach Spanien, nach Oberitalien, nach Thrakien und Kleinaſien geführt hat. Aber mit der Wanderung der Kimbern ſetzten zuerſt die Germanen ein, die wiederum dreihundert Jahre ſpäter, unter Kaiſer Mark Aurel, an die Pforten des Reiches klopften, um die Sorge des Reiches zu bleiben. Vom Meere jenſeit der Elbe waren ſie gekommen und hatten im Jahre 113 den Konſul Cn. Papirius Carbo bei Noreja in Steiermark geſchlagen; niemand hätte ihren Einfall in Oberitalien gehindert, aber in ihrer Unberechenbarkeit zogen ſie zunächſt nach Weſten; ſie geſellten ſich die Teutonen zu, deren Zugehörigkeit zu den Germanen man bisher nicht mit entſcheidenden Gründen widerlegt hat. In Gallien verlangten ſie vergeblich von den Römern Land, um ſich dort niederzulaſſen, und da es ihnen abgeſchlagen wurde, kam es zum Kampfe und zu wiederholten Niederlagen der Römer, zuletzt zu der ſchweren bereits erwähnten von Arauſio vom Jahre 105 v. Chr. Niemand ſchien ihnen gewachſen zu ſein als C. Marius; eben darum hat man ihn für das Jahr 104 zum zweitenmal zum Konſul gewählt und wählte ihn in den folgenden Jahren immer wieder.

Zunächſt waren die Wandervölker wieder einmal weiter gezogen, ſie waren aus Gallien nach Spanien gegangen, aber im Jahre 102 kamen ſie wieder, um in Italien einzufallen, die Teutonen längs der liguriſchen Küſte und die Kimbern vom Norden her. In der Provence trat Marius den Teutonen unweit von Marſeille entgegen, bei Aquä Sextiä, bei Aix; ſeine behaglichen lauen Quellen taten ſchon unſeren Vettern wohl, und man begreift es, daß ihrer etliche über dem Baden den Kampf verſäumten und hier überfallen wurden. Dem Siege über die Teutonen folgte im nächſten Jahre der auf den raudiſchen Feldern bei Vercellä über die Kimbern, die inzwiſchen in Italien eingebrochen waren; ihn hat Marius in ſeinem



Tempel der Fortuna Virilis zu Rom aus dem letzten Jahrhundert der Republik. Anderſon phot.

fünften Konſulate gemeinſam mit dem Prokonſul Q. Lutatius Catulus errungen. Der Retter Roms, der Sieger über Teutonen und Kimbern wurde auch für das nächſte Jahr wieder zum Konſul gewählt; dies ſechſte Konſulat vom Jahre 100 wurde dem Marius zum Verderben.

Jetzt regte ſich wieder die Volkspartei, die einen ſo ruhmvollen Führer hatte, der fünf Jahre hintereinander immer wieder zum Präſidenten der Republik gewählt worden war. Aber dieſer Führer war ausſchließlich als Militär bewährt und in der inneren Politik unerfahren, er mußte ſich darauf beſchränken, als der oberſte Magiſtrat die Agitation der Popularen zu begünſtigen; dieſe Agitation übernahmen der Prätor C. Servilius Glaucia und der Volkstribun L. Appuleius Saturninus. Mit ſeinen Geſetzesanträgen ging Appuleius Saturninus in den Bahnen des Gaius Gracchus, er beantragte ein Ackergeſetz, Erweiterung der Getreideverteilung und Kolonialgründungen zur Verſorgung der Veteranen des Marius; ſeit der neuen Heeresordnung mußten die Veteranen verſorgt werden, in Militärkolonieen, deren Begründung die nächſten zwei Generationen hindurch der Schrecken von Italien wurde und die Sicherheit des Grundeigentums erſchütterte, bis auf Auguſtus. Das Ackergeſetz wollte den von den Barbaren in Gallien beſetzten und ihnen von Marius abgenommenen Acker zu freiem Eigentum verteilen; die Proletarier der Hauptſtadt ſollten über die von Gaius Gracchus begründete Getreideverteilung hinaus dadurch gefördert werden, daß der Scheffel Weizen ihnen zu nicht ganz vier Pfennigen geliefert wurde, ihnen wurde die Anwartſchaft auf Fütterung durch den Staat gegeben. Die Veteranen des Marius ſollten jeder hundert Morgen Land erhalten. Die tribuniciſche Interceſſion, die die Nobilität verſuchte, wurde jetzt nicht mehr, wie zur Zeit des Tiberius Gracchus, auf legalem Wege durch formelle Abſtimmung beſeitigt, jetzt hieb man ſich in den Volksverſammlungen und beſeitigte ſo in wirkſamer Weiſe den Einſpruch vereinzelter Tribunen. Marius unterſtützte die Popularen, aber wie?

Gewiß war ſeine Stellung eine ſchiefe, einmal war er als Konſul Präſident des Senates, aber innerlich ſtand er auf ſeiten der Popularen; und er war weder geſchickt noch ein

Charakter. Der Senat ſollte das Ackergeſetz beſchwören, war aber nicht dazu bereit; ſo erklärte denn auch Marius, er werde den Eid auf das Geſetz nicht leiſten, leiſtete ihn aber ſchließlich doch mit einer Klauſel, falls das Geſetz gültig ſei. Den dadurch wertlos gewordenen Eid leiſteten nun die Senatoren ohne jegliches Bedenken, nur der frühere Vorgeſetzte des Marius im jugurthiniſchen Kriege, Metellus, war zu gut dazu und zog die Verbannung vor.

Für das folgende Jahr 99 war Appuleius Saturninus wieder zum Tribunen gewählt worden, indeſſen am Antrittstage ſeines zweiten Tribunates, am 10. Dezember 100, kam es zu neuen Straßenſzenen. Glaucia wollte Konſul werden, ſein Rival aber war C. Memmius, der in den erſten Jahren des jugurthiniſchen Krieges gegen die Nobilität aufgetreten war, aber längſt ſeinen Frieden mit ihr gemacht hatte und in ihre Reihen übergegangen war, auch den Geſetzesanträgen des Saturninus hatte er opponiert. Jetzt ließ Saturninus ihn auf offener Straße erſchlagen, aber das ſchlug dem Faſſe den Boden aus. Saturninus und Glaucia ſahen ſich genötigt, das Kapitol zu beſetzen, der Senat beſchloß das Senatusconſultum ultimum, und im entſcheidenden Moment verriet der Konſul Marius ſeine Parteigenoſſen, die in fortwährender Übereinſtimmung mit ihm gehandelt hatten, und machte von dem Senatusconſultum ultimum Gebrauch. Saturninus und Glaucia wurden getötet, aber auch die politiſche Rolle des Marius war ausgeſpielt, er war heillos kompromittiert bei den Nobiles und bei dem Volke. Kein Hund nahm mehr ein Stück Brot von ihm.

22. Bundesgenoſſenkrieg und Italiſcher Einheitſtaat.

Von Lebensläufen in aufſteigender Linie redet man zumeiſt, wo eine Familie emporkommt, an Wohlſtand, Stellung und Anſehen zunimmt; ſeltener, aber bemerkenswerter iſt ein Aufſteigen zu ſittlicher Höhe. Es war ein dunkler Ehrenmann, jener M. Livius Druſus, der als Volkstribun im Jahre 122 den Sturz des Gaius Gracchus dadurch vorbereitet hatte, daß er deſſen volkstümliche Pläne unehrlich überbot. Ganz anders geartet war ſein gleichnamiger Sohn, der 91 Tribun wurde und mit den umfaſſendſten Plänen auftrat, in einer Zeit der egoiſtiſchen Klaſſenintereſſen ein ernſter und weitblickender Patriot im Dienſte der allgemeinen Staatsintereſſen, ohne jede andere Rückſicht als die auf das Wohl des Ganzen.

Die Rittergerichte, wie Gaius Gracchus ſie begründet hatte, waren in den Händen der Ritter ein politiſches Machtmittel, den ritterlichen Steuerpächtern jede Ausbeutung der Provinzialen zu ermöglichen, ungehindert von den ſenatoriſchen Provinzialſtatthaltern; der Statthalter, der den Steuerpächtern auf die Finger ſah, mochte ſich vorſehen und ſich vor den Rittergerichten hüten. Im Jahre 93 v. Chr. hatten ſie ihren Skandalprozeß geführt und den Legaten des Statthalters von Aſien, den Rutilius Rufus, einen Mann von notoriſcher Integrität, eben darum wegen Erpreſſungen unſchuldig verurteilt. Dieſem Unweſen wollte Druſus dadurch ſteuern, daß die Gerichte den Rittern genommen und dem durch dreihundert neue Mitglieder zu verſtärkenden Senate gegeben werden ſollten. Dem Widerſtande, der von ſeiten der Ritter gegen einen ſolchen Geſetzesantrag zu erwarten war, ſuchte er dadurch zu begegnen, daß er dies Geſetz mit einem Getreideverteilungsgeſetze und mit einem Ackergeſetze verkoppelte, das die Aufteilung der geſamten in Italien noch vorhandenen Domäne in Ausſicht nahm; er erzwang dadurch eine Koalition von Senat und Proletariat, die den Rittern gewachſen war, aber Verkoppelung von Geſetzen war ſeit einigen Jahren verboten. Trotzdem gingen die Geſetze in dieſer Verkoppelung durch, indeſſen den Widerſtand des Konſuls L. Marcius Philippus hatte er nur dadurch brechen können, daß er ihn verhaftete, und in der Folge erzwang der Konſul vom Senate, der froh war, die Rittergerichte loszuwerden, aber einen Staatſtreich des Konſuls fürchtete, die Kaſſierung der Geſetze wegen ihrer Nichtbeachtung des Verkoppelungsverbotes.

Der größte Plan aber, mit dem ſich Druſus von Anfang an getragen hatte, ging auf die Verleihung des Bürgerrechtes an Latiner und Bundesgenoſſen. Wir erinnern uns ihres Intereſſes am Bürgerrechte, von dem die volle Teilnahme an der materiellen Exploitierung der Weltherrſchaft abhing, eben dieſe aber wollten die Bürger für ſich allein, und eben darum verſagten ſie Latinern und Bundesgenoſſen das Bürgerrecht. Immer ſchärfer ſchloſſen die

Bürger ſich von ihnen ab, und während früher wenigſtens dem Latiner bei der Überſiedelung nach Rom unter gewiſſen Bedingungen der Erwerb des Bürgerrechtes offen ſtand, hatte im Jahre 95 v. Chr. ein Geſetz der Konſuln L. Licinius Craſſus und Q. Mucius Scävola Bundesgenoſſen und Latinern den Weg dazu völlig geſperrt In der Abſicht, ihnen doch zum Bürgerrechte zu verhelfen, zeigt ſich die gange Größe des Livius Druſus in ihrer vorurteilsloſen, das Wohl der Geſamtheit ins Auge faſſenden Politik und in der Weite ihres Blickes. Er war nicht gleich mit ſeinem Plane hervorgetreten, um nicht ſofort alle gegen ſich zu haben, aber jetzt beantragte er dies Geſetz. Indeſſen die egoiſtiſche Verblendung und Verhetzung griff dagegen zum politiſchen Meuchelmorde: noch ehe es zur Abſtimmung kam, wurde Druſus in ſeinem Hauſe ermordet. Noch hätte das Geſetz des Druſus die Bewegung in Italien wieder zur Ruhe bringen können, aber ſeine Ermordung zeigte den Italikern, was ſie von Rom zu erwarten hatten. Der Sturm brach los.

Noch gegen Ende 91 erhob ſich Mittel- und Süditalien, und die abgefallenen Stämme organiſierten ſich politiſch. An der Spitze des neuen Bundes ſtanden zwei Konſuln und zwölf Prätoren, ihnen zur Seite ein Senat von 500 Mitgliedern. Corfinium im Pälignerlande, jetzt Italia genannt, wurde die Hauptſtadt des neuen Bundes, Lateiniſch und die Sprache der Samniten, das Oskiſche, ſtanden als offizielle Sprachen nebeneinander. Zu Konſuln beſtellten die Italiker den Marſer Q. Pompädius Silo und den Samniten C. Papius Mutilus. Den Konſuln des Jahres 90 ſtellten in Rom ſich Ariſtokraten und Demokraten ohne Unterſchied zur Verfügung, ſowohl Marius, der aus der Verſenkung wieder auftaucht, als auch Sulla übernahmen ein Kommando. Eine Niederlage des Konſuls P. Rutilius Lupus hat zur Folge, daß die Erhebung nach dem Norden übergreift, daß auch Etrurien und Umbrien unſicher werden; die Tage von 310 v. Chr. ſchienen ſich jetzt zu erneuern. Aber während das Bündnis von Etruskern und Samniten die Römer damals zur äußerſten Kraftanſtrengung anſpornte, führte die gleiche Gefahr ſie jetzt zur Einſicht des Fehlers, den ihre egoiſtiſche Kurzſichtigkeit begangen hatte; man ſchritt jetzt zu den Konzeſſionen, mit deren rechtzeitiger Gewährung man die Erhebung verhütet hätte. Noch im Jahre 90 gab ein Geſetz des Konſuls L. Julius Cäſar den Latinern und den treugebliebenen Bundesgenoſſen das Bürgerrecht und begegnete damit einer weiteren Ausdehnung des Aufſtandes. Und im folgenden Jahre bot, ohne Rückſicht auf Treue und Abfall, ein Geſetz der Tribunen M. Plautius Silvanus und C. Papirius Carbo allen Bundesgenoſſen bis zum Po das Bürgerrecht; die Transpadaner erhielten noch im gleichen Jahre durch ein Geſetz des Konſuls Cn. Pompejus Strabo latiniſches Recht und ſind im Jahre 49 durch Cäſar auch zum Bürgerrecht gelangt. Noch hielt ſich Pompädius Silo, aber er fiel 88 und der Krieg war jetzt beendet. Römiſches Bürgerrecht erſtreckte ſich jetzt vom Faro von Meſſina bis zum Po und latiniſches Recht bis an die Alpen. Der italiſche Bund beſtand nicht mehr, der die Karthager überwunden und die Welt erobert hatte. Juriſtiſch betrachtet reichte Rom jetzt von Sicilien bis zum Po, und politiſch gebot nunmehr die Geſamtheit der Italiker über die Provinzen und hatte vollen Anteil an ihrer Nutzung. Die früher ſelbſtändigen, mit Rom verbündeten Staaten Italiens wurden jetzt römiſche Bürgergemeinden mit lokaler Selbſtverwaltung, es ſind die Municipien in der neuen Bedeutung des Wortes. Die italiſchen Municipalen ſind nun durch keine Intereſſengegenſätze mehr geſchieden, ſie gehören jetzt ſamt und ſonders zum herrſchenden Volke, ſie ſind Römer geworden; und da die Römer Lateiner ſind, ſo werden ſie alle jetzt Lateiner, es vollendet ſich allmählich die Latiniſierung Italiens. Die Dialekte ſind geſchwunden und die Einheit der lateiniſchen Nation hat ſich gebildet.

Münze der abgefallenen Bundesgenoſſen. Original im Königlichen Münzkabinett zu Berlin.

Man hatte ſich entſchließen müſſen, das Bürgerrecht den Latinern und Bundesgenoſſen zu gewähren: wenn man doch auch ganze Arbeit getan und bei der Verleihung nicht gekargt hätte! Aber man gab mit knapper Hand und wollte die neuen Bürger den alten im Stimmrecht nicht völlig gleichſtellen; ſo ſchuf man einen neuen Gegenſatz und den Anlaß zu neuen Wirren. Der Verleihung des Bürgerrechtes folgte der Kampf um volle Gleichheit des Stimmrechts auf dem Fuße, und an dieſen Zwiſtigkeiten hat ſich der Bürgerkrieg entzündet.

23. Sulla und die Reaktion.

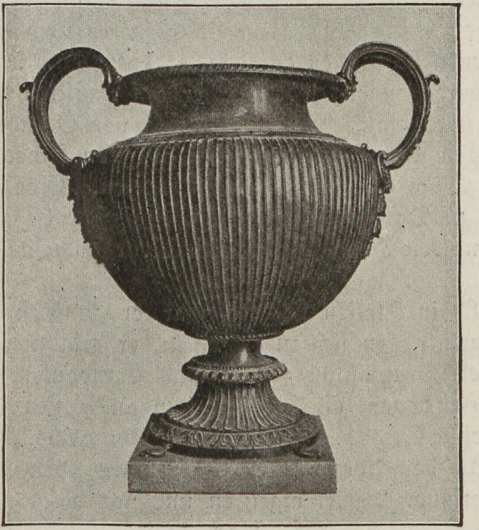
Während des Bundesgenoſſenkrieges hatten die Römer auch im Oſten Schwierigkeiten, von den Wirren in Italien hatte König Mithradates von Pontos Nutzen gezogen.

Der Name des Schwarzen Meeres, des Pontos, hat ſich auf einen Teil von Kappadokien übertragen, auf Kappadokien am Pontos, im Gegenſatze zu dem Kappadokien des Tauros; es iſt die Nordoſtküſte Kleinaſiens nach Kolchis zu, deſſen Oleander- und Rhododendronhaine der deutſche Klaſſiker der Landſchaft, Fallmerayer, in ſeinen Fragmenten aus dem Orient ſo wunderbar geſchildert hat. Zwiſchen Phrygeern und Armeniern wohnend und beiden verwandt, waren die Kappadokier ebenſo wie die Armenier zeitig iraniſchem Kultureinfluß erlegen. Die Spaltung Kappadokiens in das binnenländiſche und in Kappadolien am Meer hat ſich in makedoniſcher Zeit vollzogen. Die Familie, die am Pontos zur Herrſchaft gelangte, läßt ſich bis auf Ariobarzanes zurückverfolgen, der um 360 v. Chr. über Kios in Myſien am Marmarameere herrſchte; ſein Enkel gründete ſich um 281 v. Chr. in Kappadokien am Pontos eine Herrſchaft, es iſt der Reichsgründer, Mithradates Ktiſtes; er führte zuerſt den Königstitel. Die Familie verfuhr nach dem Grundſatz: „Behalte, was du haſt und nimm, was du nicht haſt“, ſie dehnte ihren Beſitz an der Küſte und im Binnenlande aus; als die Römer 133 v. Chr. die attaliſche Erbſchaft antraten und den Prätendenten Ariſtonikos zu bekämpfen hatten, unterſtützte ſie Mithradates Euergetes und erhielt dafür Großphrygien, das die Römer aber nicht auf ſeinen unmündigen Sohn Mithradates Eupator übergehen ließen, der um 121 ſeinem Vater gefolgt war, und der bis 111 v. Chr. unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter ſtand. Von Cherſoneſos in der Krim, in der Nähe von Sebaſtopol, gegen die Skythen zu Hilfe gerufen, hat Mithradates Eupator durch ſeinen Feldherrn Diophantos das boſporaniſche Reich von Pantikapäon ſeinem Reiche hinzugefügt und ſeine Eroberungen Schritt für Schritt ſo ausgedehnt, daß der Pontos faſt zu einem Binnenmeer ſeiner Herrſchaft wurde. Seinen Übergriffen nach Kappadokien wehrte im Jahre 92 Sulla als Statthalter von Pamphylien, und auch in Bithynien wich Mithradates vor den Römern, als aber der römiſche Geſandte Manius Aquillius den bithyniſchen König Nikomedes auf ihn losließ, entſchloß ſich Mithradates im Jahre 89 um ſo entſchiedener zum Kriege gegen Rom, als der Bundesgenoſſenkrieg Italiens ſein Unternehmen zu begünſtigen ſchien. Es war eine Reaktion des Orients gegen die römiſche Herrſchaft im Oſten, und der der helleniſtiſchen Kultur zugängliche König trat auch als Befreier der Hellenen von der verhaßten römiſchen Herrſchaft auf, er beſetzte die römiſche Provinz Aſien, und an einem Tage fielen hier Tauſende von Italikern ſeiner Veſper zum Opfer, er ſchlug ſeine Reſidenz zu Pergamon auf, ſein Heer ging nach Europa über und beſetzte Thrakien und Makedonien, und ſeine Flotte fuhr über das Ägäiſche Meer nach Griechenland. Hier hatte ſich Athen ihm angeſchloſſen und faſt ganz Griechenland fügte ſich ihm: da landete Sulla in Epiros, im Jahre 87 v. Chr.

Als Konſul ſtand Sulla im Jahre 88 in Campanien gegen noch nicht wieder befriedete vormalige Bundesgenoſſen im Felde. Der Senat hatte die Kriegführung gegen Mithradates einem der Konſuln überwieſen, und das Los hatte für Sulla entſchieden, aber das Volk entzog ihm das Kommando wieder; das hing mit den Wirren in Rom zuſammen, die die Frage nach dem Stimmrecht der Neubürger entfeſſelt hatte. Man hatte dieſe darin den alten Bürgern nicht gleichſtellen und ihnen nicht unterſchiedslos die Aufnahme in die vorhandenen 35 Tribus gewähren wollen, ſondern nur in eine kleine Zahl von ihnen, entweder in acht der alten oder in zehn neu zu ſchaffende, ſo daß die Geſamtheit der Neubürger trotz ihrer gewaltigen Anzahl ſich in dem Einfluß ihres Stimmrechts auf 8/35 oder 10/45 eingeſchränkt geſehen hätte. In ihrem Widerſtande gegen dieſe Zurückſetzung fanden die Neubürger Rückhalt bei einem reichen und vornehmen Manne, P. Sulpicius Rufus, einem Patrizier, der den Adel abgelegt hatte, um jetzt Volkstribun werden zu können; er beantragte die unterſchiedsloſe Aufnahme der Neubürger in alle 35 Tribus. Der Konſul Sulla erſchien in Rom, aber ohne Heer, und da Sulpicius Rufus die Maſſen und die Gaſſe beherrſchte, ſo konnte er nichts dagegen ausrichten und ging nach Campanien zurück; nun wurde das ſulpiciſche Geſetz angenommen, und ein Volksbeſchluß entzog dem Sulla den Oberbefehl gegen Mithradates und übertrug ihn dem Marius. Aber es fiel dem Sulla gar nicht ein, ſich dem zu fügen, ſofort marſchierte er mit ſeinem Heere gegen Rom, das ſeit der galliſchen Kataſtrophe zum erſtenmal feindliche Truppen ſah, diesmal ſeine eigenen Bürger. Sulpicius Rufus und Marius wurden für vogelfrei erklärt, und Sulpicius Rufus wurde getötet, dem Marius gelang es, nach Afrika zu entkommen. Unterwegs war er nach Minturnä verſchlagen und dort ins Gefängnis geworfen worden, ein kimbriſcher Sklave ſollte ihn töten, aber er erſchrak vor der Frage des Gefangenen: Du wagſt es, den C. Marius zu töten? Das ſulpiciſche Geſetz über das Stimmrecht der Neubürger wurde durch Sulla aufgehoben. Und da auch diesmal, wie überhaupt ſeit der Zeit der Gracchen, die Agitation durch das Geſetzgebungsrecht der Tribunen wirkſam und gefährlich geworden war, ſo wandte ſich Sulla eben dagegen; ſchon bei dieſem erſten Auftreten in der inneren Politik fällt der radikale Charakter ſeiner Reaktion ins Auge, die vor keinem Extrem zurückweicht und ſich nicht ſcheut, um Jahrhunderte zurückzugreifen, aber auch nie daneben trifft, ſondern Mittel findet, die ſicher wirken. Auch jetzt trug er kein Bedenken, einen Rechtsſtand zurückzuführen, wie er ſeit 200 Jahren beſeitigt war. Seit dem hortenſiſchen Geſetze vom Jahre 287 v. Chr. bedurften die Beſchlüſſe der plebejiſchen Volksverſammlungen, die Plebiſcite, zu ihrer Gültigkeit keiner Genehmigung des Senates, ſondern ſtanden ohne weiteres den Geſetzen des Geſamtvolkes, der patriziſch-plebejiſchen Volksverſammlungen gleich. Jetzt machte Sulla das Recht der Tribunen, Plebiſcite zu beantragen, von der vorherigen Zuſtimmung des Senates abhängig. Damit war jede Politik der Tribunen lahmgelegt, die ſich gegen die Politik des ariſtokratiſchen Senates richtete, der ganze Kampf der Legislative gegen den Senat, wie er ſeit den Gracchen den Staat bewegte und erſchütterte, wäre bei dieſer Ordnung unmöglich geweſen. Das Mittel Sullas war das denkbar radikalſte, aber es war unbedingt wirkſam. Die unvergleichliche Schärfe ſeines Denkens tritt ſchon hier zutage. Zu Anfang des Jahres 87 ging Sulla nach Griechenland hinüber. Rom und Italien waren nun zunächſt ſich ſelber überlaſſen, aber die Würfel der Entſcheidung fielen im Kriege gegen Mithradates.

Gemme mit Porträt des Königs Mithradates. (Eremitage zu St. Petersburg.)

Zu Konſuln für 87 waren der Optimat Cn. Octavius und L. Cornelius Cinna gewählt worden, ein Demokrat und Marianer. Das durch Sulla aufgehobene Geſetz des Tribunen Sulpicius Rufus über das Stimmrecht der Neubürger nahm jetzt der Konſul Cinna auf und beantragte außerdem die Zurückberufung des Marius, aber ſein Kollege Cn. Octavius ließ ihm intercedieren, und als ſeine Anhänger zur Gewalt ſchritten, verjagte er ihn aus der Stadt und ließ ihn ſeines Konſulates entſetzen; das Heer, das der Prokonſul Cn. Pompejus Strabo, der Konſul des Jahres 89, in Oberitalien kommandierte, zog heran und ſtand dem Octavius zur Verfügung. Dem Cinna aber gelang es, die noch in Campanien ſtehenden Truppen für ſich zu gewinnen, und inzwiſchen war auch Marius von Afrika zurückgekehrt und in Etrurien gelandet; Tauſende liefen ihm zu, und Cinna und Marius vereinigten ſich jetzt im Heere. Sie zogen vor Rom und beſetzten die Höhe des Janiculum, Octavius und Strabo beſiegten ſie zwar, aber in dem Heere des Siegers brach die Peſt aus, an der Strabo ſelber ſtarb. Nun zog Cinna in Rom ein, und Marius ließ ſich erſt noch förmlich aus der Verbannung



Krater der Eupatoriſten, geſtiftet von König Mithradates. Original im Capitoliniſchen Muſeum zu Rom.

zurückrufen, dann zog auch er ein. Sein Rachedurſt war nicht zu ſtillen, fünf Tage und fünf Nächte dauerte ein Morden ohnegleichen in der Hauptſtadt; einer der erſten, die getötet wurden, war der Konſul Octavius, auch der Redner M. Antonius und der vormalige Kollege des Marius, Q. Lutatius Catulus, der Beſieger der Kimbern, fanden ihren Untergang. Sullas Geſetz über Tribunen und Plebiſcite wurde aufgehoben und er ſelber wurde geächtet, Cinna und Marius geboten jetzt in Rom, in Italien und im Reiche, ausgenommen die Gebiete, die Mithradates beſetzt hatte, und die, in denen Sulla den Krieg führte.

Im Jahre 86 gelangte Marius, als Kollege Cinnas, wiederum zum Konſulate. So hatte ſich die Prophezeiung denn doch erfüllt, die ihm ein ſiebentes Konſulat verheißen hatte. Fünfmal war er Konſul geweſen als der gefeierte Held des Volkes und als der Retter Italiens, doch ſein ſechſtes Konſulat hatte ihn politiſch und moraliſch begraben. Zwölf lange Jahre der Verachtung hatte er getragen, als ihn Sulla ächtete und eben dadurch wieder hob. Jetzt ſah er endlich ſich erfüllen, worauf er ſo lange gewartet hatte, aber in welcher Gemütsverfaſſung erlebte er die Erfüllung ſeiner Hoffnung! Sein einziger Gedanke war die Rache, wahnſinnige Wut ließ ihn am Tage und auch des Nachts nicht zur Ruhe kommen, im Trunke ſuchte er ſich zu betäuben. Nach kaum einer Woche ſeines ſiebenten Konſulates ergriff ihn das Fieber, am 13. Januar 86 iſt er geſtorben. Niemand hat ſeinen Tod beklagt.

Drei Jahre lang haben die Marianer, haben Cinna und Carbo unangefochten, aber gedanken- und tatenlos ſich behauptet. Nicht einmal die dringende Aufgabe der Einordnung der neuen Bürger fand ihre Löſung, erſt nach der Ermordung Cinnas erhielten ſie im Jahre 84 mit den alten definitiv das gleiche Stimmrecht. Und ſchon drohte die Rückkehr Sullas aus dem Oſten. Zu Anfang 84 hatte Cinna ſich mit ſeinem Heere zu Ankona einſchiffen wollen, um an Sullas Stelle den Krieg zu führen, da erſchlugen ihn ſeine meuternden Soldaten. Im Frühjahr 83 kehrte Sulla wirklich heim, er landete in Brundiſium, und die Reaktion begann.

Den Krieg gegen Mithradates hatte er in Griechenland geführt. Er belagerte Athen, das durch den Feldherrn des Mithradates, Archelaos, und durch den epikureiſchen Philoſophen Ariſtion verteidigt wurde, der ſich unter dem Schutze des Archelaos zum Tyrannen von Athen emporgeſchwungen hatte. Im Frühjahr 86 fiel Athen und wurde geplündert; namentlich der Piräeus hat ſich aus der damaligen Verwüſtung niemals wieder ganz erhoben. Noch im ſelben Jahre ſiegte Sulla über Archelaos in Böotien, bei Chäronea und bei Orchomenos. Er führte den Krieg unbekümmert um die römiſche Regierung. Der Gedanke, die Kriegführung gegen Mithradates zu übernehmen, hatte den Marius noch bis in die Fieberträume ſeiner letzten Tage begleitet. An ſeine Stelle war als Konſul L. Valerius Flaccus getreten; mit dem Kommando gegen Mithradates betraut ging er nach dem Oſten, unter ihm ſein Legat Fimbria. Er war durch Theſſalien gezogen, er hatte auch Makedonien wiedergewonnen und war nach Aſien hinübergegangen; hier war er auf Anſtiften Fimbrias ermordet worden, der nun das Kommando übernahm. Als dann Sulla von Griechenland nach Aſien hinüberging, wandte er ſich gegen das Heer des Fimbria; von ſeinen Soldaten verlaſſen, tötete Fimbria ſich ſelber, und Sulla übernahm ſeine Truppen. Eine perſönliche Zuſammenkunft Sullas mit dem Könige zu Dardanos in der Troas führte 85 zum Frieden; vorzeitig hat ihn Sulla abgeſchloſſen, um freie Hand für ſeine Rückkehr nach Italien und für die Rüſtungen dazu zu gewinnen.

Als er im Frühjahr 83 in Italien landete, war er zunächſt darauf bedacht, die Neubürger nicht von vornherein gegen ſich zu entfeſſeln, er erkannte darum ihr Stimmrecht in allen 35 Tribus an. Von Brundiſium zog er nach Campanien und ſchlug hier einen Teil des Regierungsheeres. Unter denen, die ſich jetzt ihm anſchloſſen und Zuzug leiſteten, befand ſich der Sohn des Pompejus Strabo, der junge Cn. Pompejus. Im Jahre 82 beſiegte Sulla in Latium bei Sacriportus den Adoptivſohn des Marius, den Konſul C. Marius, und als die Samniten für die Marianer Partei ergriffen und vor Rom rückten, überwand er ſie an der Porta Collina in ſchwerem Kampfe. Nach dieſem Siege war er unbeſtrittener Herr Italiens.

Nach ſeinem Einzuge in Rom begann ein Morden, das dem der Marianer vom Jahre 87 in nichts nachgab. Die Gegenpartei ſollte durch Proſkriptionen ruiniert werden; weſſen

Name auf den Liſten ſtand, war vogelfrei, ſeine Güter wurden konfisziert und ſeine Nachkommen des Rechtes beraubt, ein Amt zu bekleiden; die Proſkriptionen trafen beſonders den Ritterſtand. Zur Neuordnung des Staates ließ ſich Sulla Ende 82 zum Diktator ernennen.

Die Diktatur beſtand in Rom dem Namen nach immer noch zu Rechte, wenn ſie auch ſeit dem hannibaliſchen Kriege tatſächlich abgekommen war. An den Namen des alten Amtes wollte Sulla jetzt anknüpfen, aber er goß neuen Wein in den alten Schlauch. Die alte Diktatur war die Rückkehr zum Königtum auf Zeit geweſen, auf höchſtens ein halbes Jahr; der Diktator war der Schranken der Kollegialität enthoben und von jeder Verantwortung befreit, aber er ſtand innerhalb der Verfaſſung. Die neue ſullaniſche Diktatur, wie ſie in der Folge auch Cäſar bekleidet hat, beruht, im Unterſchiede von der alten, auf Geſetz; für Sulla begründete ſie ein Geſetz des Interrex L. Valerius Flaccus. Sie war auch nicht befriſtet, wie die alte, und ſie ſtand nicht innerhalb, ſondern über der Verfaſſung; ſie hatte vielmehr Recht und Aufgabe, die Verfaſſung neu zu ordnen und den Staat zu konſtituieren. Sie ſchloß auch das Recht der Geſetzgebung ohne Befragung der Volksverſammlung ein, ein Recht, von dem Sulla bei der unbedingten Gefügigkeit der Volksverſammlungen ihm gegenüber freilich keinen Anlaß hatte, Gebrauch zu machen.

Porträtbüſte des Pompejus.
Sammlung Jakobſon, Kopenhagen.

Was Sulla erſtrebte, war die Reſtauration der ſeit den Gracchen erſchütterten Herrſchaft des Senates, und dem Senate fiel das unerhörte Glück in den Schoß, daß der Ehrgeiz dieſes genialen Staatsmannes kein perſönlicher war, ſondern in den Intereſſen ſeines Standes aufging. Sulla war in erſter Linie Lebemann und dem Genuſſe hingegeben, die Ämterlaufbahn hatte er anfangs gerade nur ſo mitgemacht, aber bei ſeiner eminenten Begabung im Amte ſelber dann alle ſeine Kraft entfaltet. Jetzt konnte er ſich auf die Dauer zum unumſchränkten Herrn aufwerfen, aber ihn gelüſtete nicht danach. Als er ſein großes Verfaſſungswerk beendet hatte, iſt er noch ein Jahr im Amte geblieben, um die neue Ordnung in die Praxis überzuführen, dann zog er ſich ins Privatleben zurück, um die Muße zu genießen. Er hatte die Fülle der Gewalt nur übernommen, um den Senat wieder in den Sattel zu heben und den Staat daraufhin zu ordnen. Reaktionen leiden in der Regel an keiner Überfülle der Gedanken, aber Sulla war voller Ideen und wußte ſie auf das wirkſamſte zu geſtalten. Seine Reaktion war radikal und ſcheute vor keinem Extrem zurück, aber ſeine Mittel trafen ſicher und erreichten ihr Ziel; er iſt der genialſte Reaktionär, den die Weltgeſchichte kennt. Als Ganzes hat ſeine Reaktion keinen Beſtand gehabt, weil der Senat zwar wieder im Sattel ſaß, aber verlernt hatte zu reiten, trotzdem iſt die ſullaniſche Ordnung in vielem grundlegend geworden und hat die Jahrhunderte überdauert. Das gilt von den Normen, die er der Obermagiſtratur zuwies, von der Provinzialverwaltung und von der Ordnung des Strafprozeſſes.

Wenn Sulla auf die Wiederherſtellung der Senatsherrſchaft ausging, ſo war vorher der Senat zu reorganiſieren, der auch numeriſch in der Zeit des Bürgerkrieges und der Wirren überaus gelitten hatte; Sulla ergänzte ihn aus den Leuten des Rittercenſus und brachte ihn auf 600 Mitglieder; die von jetzt ab gültige Normalzahl von 600 bedeutete der bisherigen Norm gegenüber, die von Anfang der bekannten römiſchen Geſchichte an gegolten hatte, eine Verdoppelung. Der geweſene Quäſtor trat jetzt ohne weiteres in den Senat ein, der nunmehr mittelbar aus der Volkswahl hervorging. Die wegen ihrer diskretionären Gewalt dem Senat mißliebige Cenſur wurde zwar nicht aufgehoben, kam aber außer Brauch. Der reorganiſierte Senat erhielt den maßgebenden Einfluß auf die Geſetzgebung und bekam die Gerichte in ſeine Hand. Die ſeit den Gracchen übliche Bekämpfung des Senates durch die Tribune hatte Sulla, wie wir geſehen haben, bereits im Jahre 88 dadurch unmöglich machen wollen, daß er das Recht der Tribune, ein Plebiſcit zu beantragen, von der vorherigen Zuſtimmung des Senats abhängig machte. Und hatte Cinna dies Geſetz Sullas aufgehoben, ſo kehrte Sulla jetzt zu ihm zurück; das Mittel war in der Tat unbedingt wirkſam, denn wie verblendet hätte der Senat ſein müſſen, um ſeine Zuſtimmung zu Geſetzesanträgen zu geben, die gegen ihn ſelber gerichtet waren. Aber Sulla ſchränkte damit nicht nur überhaupt die tribuniciſche Agitation ein, ſondern er ſuchte die ehrgeizigen Leute vom Tribunate durch die Beſtimmung fern zu halten, daß die Bekleidung des Tribunates für die der curuliſchen Ämter unfähig machte; die Karriere des Tribunen war mit dem Tribunate abgeſchloſſen. Wiederholte Bekleidung des Konſulates war verboten, aber Diſpenſe waren üblich; ſo war Marius im Jahre 107 und 104—100 Konſul geweſen. Jetzt wurde für die wiederholte Bekleidung des Konſulates ein zehnjähriger Zwiſchenraum feſtgelegt, wodurch verhindert werden ſollte, daß innerhalb der ſenatoriſchen Ariſtokratie einzelne Perſönlichkeiten zu ungemeſſenem Einfluß gelangten. Die Konſuln ſollten während ihres Amtsjahres in der Stadt bleiben und ebenſo alle Prätoren, von denen bis dahin nur zwei in der Hauptſtadt an der Spitze der Civiljurisdiktion geſtanden hatten, während die anderen als Statthalter die Provinzen verwaltet hatten. Die Konſuln ſollten weſentlich Senatspräſidenten werden, ihr Amt wurde, wenn auch nicht rechtlich, ſo doch der Abſicht nach ſeines militäriſchen Charakters tunlichſt entkleidet; darum wurde Gallia cisalpina, wo wegen der Alpenvölker das militäriſche Kommando nicht ruhen durfte, dem konſulariſchen Sprengel entzogen und zur Provinz gemacht, was es von 81—42 v. Chr. blieb, bis es nach der Schlacht von Philippi den Triumvirn bedenklich ſchien, einem einzelnen von ihnen die provinziale Waffengewalt in ſolcher Nähe Italiens zu überlaſſen und bis ſie aus dieſem Grunde die Verwaltung dieſes Gallien mit der Italiens wieder vereinten und es damit entwaffneten. Auch die früheren Provinzialprätoren erhielten ihren Sitz in der Hauptſtadt und wurden Präſidenten des Geſchworenengerichts. Nach ihrem ſtädtiſchen Amtsjahr gingen dann die geweſenen Konſuln und Prätoren mit militäriſchem Kommando als Statthalter, als Prokonſuln und Proprätoren, in die Provinzen.

Den Strafprozeß der Geſchworenengerichte, der Quäſtionen, deſſen Anfänge auf das Jahr 149 v. Chr. und die Einſetzung der Quäſtio wegen Erpreſſungen zurückweiſen, hat Sulla ausgeſtaltet und organiſiert, ſo daß für die einzelnen Verbrechen immer ein beſonderer Geſchworenengerichtshof kompetent war. Die Privatdelikte, deren Umfang nach römiſchem Rechte erheblich größer war als nach unſerem und zu denen Vergehen gerechnet wurden, die bei uns ſtrafrechtlicher Verfolgung unterliegen, gehörten vor den civiljurisdiktionellen Prätor und fanden ſachgemäße Erledigung. Im übrigen aber fehlte es an einem normierten Strafprozeß und es galt das Zwangsrecht der Diſziplinargewalt, der Coercition; nur daß im ſtädtiſchen Gebiete des Friedensrechtes das Urteil über Leben und Leib der Provokation, der Berufung an die Volksverſammlung unterlag. Erſt ſeit 149 hat der Quäſtionenprozeß eine förmliche Anklage und ein formell geregeltes Verfahren, ſowie geſetzliche Normierung der Strafe eingeführt, und es iſt das bleibende Verdienſt Sullas, dieſen Geſchworenenprozeß ausgebaut zu haben; er hielt ſich bis ins dritte Jahrhundert der Kaiſerzeit, bis auf Severus Alexander. Nur daß freilich bereits ſeit Gaius Gracchus die Geſchworenen ihre Stellung als politiſches Machtmittel mißbrauchten. Seit die Geſchworenen aus den Rittern genommen wurden, waren die Gerichte ein Kampfmittel gegen den Senat; und eben darum nahm Sulla den Rittern die Gerichte und beſetzte die Geſchworenengerichte aus den Reihen der Senatoren. Damit brachte er, wie die Geſetzgebung, ſo auch die Strafgerichtsbarkeit in die Hand und Gewalt des Senats, aber dieſer mißbrauchte die Juſtiz ebenſo in ſeinem Klaſſenintereſſe, wie die Ritter es getan hatten; hatten die Rittergerichte den Skandalprozeß des Rutilius Rufus auf ihrem Konto, ſo ſollten die Senatorengerichte zu dem Skandalprozeß des Verres führen. Erſt als man infolge des Anſtoßes, den Verres gegeben hatte, zu gemiſchten Geſchworenenliſten überging und ſowohl Senatoren als auch Ritter zu Geſchworenen beſtellte, trat der Strafprozeß endlich aus dem Kampfe der politiſchen Parteien in den Dienſt des Rechtes und der Gerechtigkeit.

Der diametrale Gegenſatz, in den Sulla zu der Politik des Gaius Gracchus trat, äußerte ſich aber nicht nur in der Zurückdrängung des Ritterſtandes, ſondern auch in dem Verſuche, den hauptſtädtiſchen Pöbel einzuſchränken, den Gaius Gracchus großgezogen hatte; darum hob er die Getreideverteilungen, die Frumentationen, auf. Ob freilich die 10000 Cornelier, die von ihm freigelaſſenen Sklaven der Proſkribierten, viel beſſer waren, iſt die Frage. Als Stütze ſeiner Politik in Italien betrachtete er ſeine Veteranen; die Proſkriptionen hatten hier maſſenhaft neue Domäne geſchaffen, und Sulla hat dieſe zum guten Teil wieder aufgeteilt, um ſeine Veteranen in Militärkolonieen zu verſorgen.

Bereits im Jahre 81 wurde die neue Verfaſſung fertig; um ſie in die Praxis überzuführen und zu erproben, übernahm Sulla für das Jahr 80 das Konſulat. Er legte die Diktatur nicht nieder, machte von ihr aber keinen Gebrauch, er regierte konſtitutionell als Konſul innerhalb der reſtaurierten Senatsherrſchaft. Er hoffte, es werde nun auch ohne ihn gehen, und ſo dankte er Anfang 79 als Diktator ab, er zog ſich ins Privatleben zurück und ſchrieb ſeine Memoiren, aber bereits im folgenden Jahre, 78, ereilte ihn zu Puteoli ein Blutſturz. Im 60. Jahre ſeines Alters iſt der große Mann geſtorben. Von den Staatsmännern der ausgehenden Republik überragt ihn nur ſein Antipode Cäſar.

24. Pompejus und der junge Cäſar.

In dem Jahre, in dem Sulla als Konſul konſtitutionell regierte, hatten ſich die Geſchäfte glatt abgewickelt, aber das war doch allein dem perſönlichen Anſehen des gewaltigen Mannes zu verdanken. Kaum war er ins Privatleben zurückgetreten, ſo begannen ſofort die Schwierigkeiten, und noch bei ſeinen Lebzeiten nahm einer der Konſuln des Jahres 78, M. Ämilius Lepidus, die Agitation gegen die ſullaniſche Verfaſſung auf; der Streit begann bereits angeſichts der Leiche Sullas, deren feierlicher Beiſetzung Lepidus ſich widerſetzte. Bei dem Gegenſatze des anderen Konſuls, des Sullaners Q. Lutatius Catulus, hatte die Agitation des Lepidus allerdings keinen großen Erfolg, nur die Frumentationen gelang es ihm wieder einzuführen, die aber unmittelbar nach ſeinem Sturze wieder abgeſchafft wurden, um freilich im Jahre 73 wiederhergeſtellt zu werden, nun für die Dauer. Sein Sturz erfolgte, als er zu Anfang 77 als Prokonſul vor Rom marſchierte und die Wiederherſtellung der tribuniciſchen Gewalt forderte. Jetzt ächtete ihn der Senat, der Prokonſul Catulus ſchlug ihn in der Nähe Roms und Pompejus in Etrurien; in Sardinien fand er ſein Ende. Sein Legat M. Perperna führte die Reſte ſeines Heeres dem Sertorius nach Spanien zu.

Der Marianer Q. Sertorius, militäriſch und politiſch hoch begabt, hatte ſich im Jahre 83 nach Spanien begeben, wo ihm ſeine proprätoriſche Provinz für 82 zugefallen war; er hatte ſich hier gegen die Sullaner nicht behaupten können und war nach Mauretanien gewichen, im Jahre 80 aber war er nach Spanien zurückgekehrt und hatte hier die Führung der aufſtändiſchen Luſitanier übernommen. Er war allmählich Herr in Spanien geworden und behauptete ſich gegenüber den römiſchen Heeren; ſein Ruhm drang bis zum Orient, er trat mit den kilikiſchen Seeräubern in Verbindung, König Mithradates ſchloß mit ihm ein Bündnis. Sertorius organiſierte in Spanien ein Gegenrom, auch mit einem eigenen Senate. Um ihn endlich zu überwinden, entſchloß man ſich in Rom dazu, den jungen Pompejus nach Spanien zu ſenden.

Cn. Pompejus, der Sohn des vom Bundesgenoſſenkriege her bekannten Cn. Pompejus Strabo, des Konſuls vom Jahre 89, war im Jahre 106 geboren; er war noch nicht 23 Jahr alt, als er im Jahre 83 dem nach Italien zurückgekehrten Sulla Zuzug leiſtete. Noch hatte er kein Amt bekleidet, noch nicht einmal die Quäſtur, da wurde er Ende 77 als Prokonſul gegen Sertorius geſandt. Sein Glück war hier die Eiferſucht des Perperna gegen Sertorius und die Ermordung des Sertorius durch eine von Perperna angezettelte Verſchwörung, im

Jahre 72. Mit Perperna wurde Pompejus fertig, nach der Wiederunterwerfung Spaniens konnte er im Jahre 71 nach Italien zurückkehren.

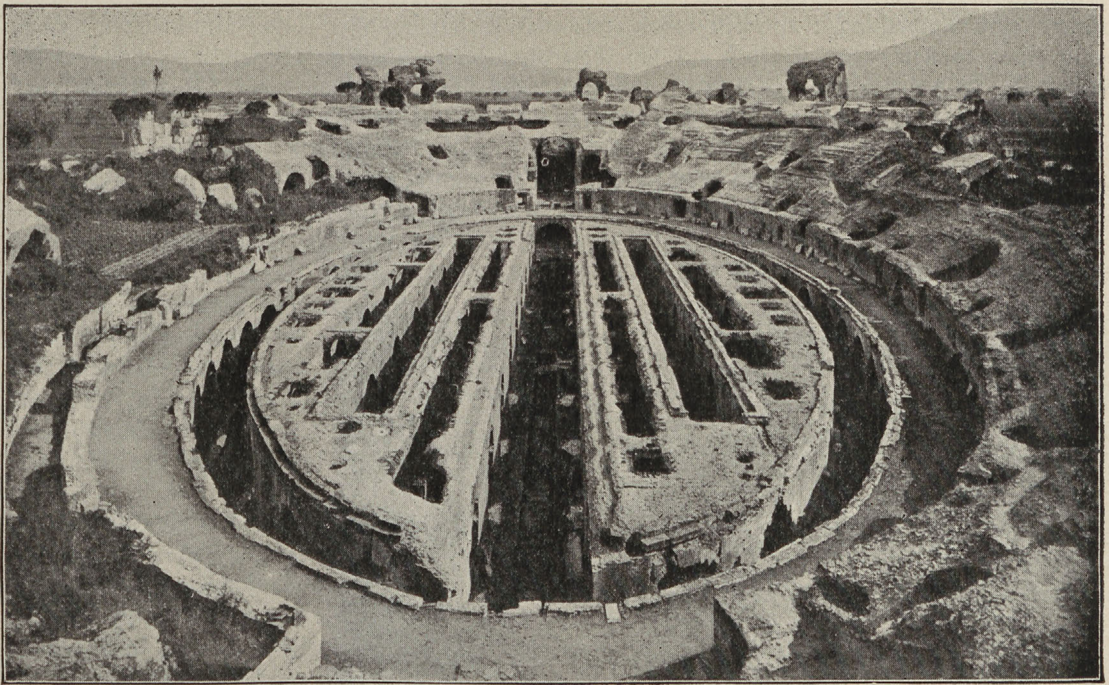
Bei ſeiner Rückkehr lief der Reſt der Gladiatoren und Sklaven in ſeine Hände, die ſeit zwei Jahren in Italien Krieg führten. Aus der Fechterſchule zu Capua entſprungene Gladiatoren, kriegsgefangene Thraker, Gallier und Germanen fanden ſtarken Zulauf von Sklaven und brachten es ſchließlich bis auf 70000 Mann. Der Krieg verheerte Süd- und Mittelitalien, man bedrohte einmal ſogar Rom. Zwar gelang es, den Gallier Krixus zu überwinden, aber der Thraker Spartakus beſiegte beide Konſuln des Jahres 72, denen der Senat dann ihr Kommando entzog und an deren Stelle er den deſignierten Prätor M. Licinius Craſſus mit prokonſulariſchem Imperium bekleidete. Ihm gelang die Vernichtung des Spartakus, den flüchtigen Reſt ſeines Heeres aber fing Pompejus ab und konnte ſo die Beendigung des Krieges für ſeinen Ruhm in Anſpruch nehmen.

Unterdeſſen war im Orient der Krieg mit Mithradates wieder ausgebrochen. König Nikomedes von Bithynien hatte ſein Reich teſtamentariſch den Römern vermacht, aber Mithradates machte ihnen die Erbſchaft ſtreitig. Den Oberbefehl gegen ihn erhielt einer der angeſehenſten Sullaner, L. Licinius Lucullus, der bereits unter Sulla gegen Mithradates kommandiert hatte, in ſeinem Konſulate vom Jahre 74 v. Chr.

Die Feldherren alle, Pompejus, Craſſus und Lucullus, waren als Sullaner bekannt, und auch in der Hauptſtadt hielt ſich die Senatsherrſchaft und die ſullaniſche Reaktion. Zwar verſtummte die Oppoſition nicht, und gemäßigte Leute, wie C. Aurelius Cotta gelangten ſogar zum Konſulate; ein Geſetz, das er als Konſul 75 v. Chr. einbrachte und durchbrachte, eröffnete den Tribunen wieder den Zutritt zu den curuliſchen Ämtern und legte damit die erſte Breſche in die ſullaniſche Verfaſſung. Beſonders leidenſchaftlich agitierte der Demagoge C. Licinius Macer in ſeinem Tribunate vom Jahre 73 für die volle Wiederherſtellung der tribuniciſchen Rechte; auch in die Geſchichtſchreibung trug er die Parteikämpfe der Zeit und verfälſchte die Geſchichte des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr., beſonders die Geſchichte des Ständekampfes durch Übermalung mit den Farben gracchiſcher und nachgracchiſcher Politik. Wirklichen Einfluß aber gewann die Bewegung gegen die ſullaniſche Verfaſſung erſt in dem Augenblicke, wo die mächtigſten Sullaner in ihren perſönlichen Intereſſen mit ihr kollidierten und beim Senate Schwierigkeiten fanden.

Mit großen Anſprüchen kam Pompejus aus Spanien heim. Ohne je ein Amt bekleidet oder im Senate geſeſſen zu haben, verlangte er für ſich das Konſulat, und auch Craſſus ſtrebte nach dem Konſulate, aber ſeine Erfolge im Gladiatorenkriege empfahlen auch ihn dem Senate nicht, der bereits anfing, ſiegreiche Feldherren für gefährlich zu halten. Inſofern in gleicher Lage, verſtändigten ſich Craſſus und Pompejus, ſie ſchwenkten und verhießen den Popularen die Wiederherſtellung der tribuniciſchen Gewalt, und den Männern gegenüber, die an der Spitze ſiegreicher Heere ſtanden, wagten auch die Gegner nicht mehr die Verweigerung der Präſidentſchaft. Am 1. Januar 70 traten Pompejus und Craſſus ihr Konſulat an, nach den Jahren der Reaktion begann jetzt eine neue Ära.

Die neuen Konſuln hielten, was ſie in Ausſicht geſtellt hatten: durch ein gemeinſam beantragtes Geſetz ſtellten ſie die tribuniciſche Gewalt in ihrem vollen Umfange wieder her, wie ſie vor Sulla beſtanden hatte. Und die Agitation gegen die ſenatoriſchen Gerichte wurde durch den Prozeß gegen C. Verres neu belebt. Dieſer hatte im Jahre 74 die Prätur bekleidet und dann als Proprätor die Provinz Sicilien verwaltet, wegen der Unruhen des Gladiatorenkrieges drei Jahre lang. Während dieſer Jahre hatte er ſich Erpreſſungen erlaubt, die ſogar über das Maß, das man von der römiſchen Provinzialverwaltung gewöhnt war, weit hinausgingen; um ihn deswegen zu belangen, wandten ſich die Provinzialen an den im Jahre 106 zu Arpinum geborenen M. Tullius Cicero, einen Landsmann des Marius, einen Volſker, der im Jahre 75 Quäſtor in Lilybäum geweſen war und ſich in Sicilien beliebt gemacht hatte. Er übernahm die Anklage, obwohl kein Geringerer als Q. Hortenſius, ſeit 25 Jahren als Redner bewährt und von ſeiner Zeit als der erſte Redner anerkannt, ſich der Verteidigung unterzog. Aber bei dem erdrückenden Beweismaterial, das Cicero beibrachte, vermochte ſelbſt ein ſolcher Verteidiger nichts, Verres wartete ſeine Verurteilung nicht erſt ab,



Das Amphitheater zu Capua. Photographie von Alinari.

ſondern ging in die Verbannung. Jetzt betonten die Gegner der Senatsgerichte, Verres hätte ſeine Erpreſſungen nur darum gewagt, weil er von dem Gerichte ſeiner ſenatoriſchen Standesgenoſſen Freiſprechung erwartet hätte. Und der Prätor L. Aurelius Cotta, ein Bruder des C. Aurelius Cotta, der als Konſul des Jahres 75 den erſten erfolgreichen Schritt zur Wiederherſtellung der tribuniciſchen Gewalt getan hatte, brachte ein Geſetz ein, das die Unterſtützung des Pompejus erhielt und durchging. Dies Geſetz ließ ein Drittel der Geſchworenenſtellen der Senatoren, gab aber das zweite Drittel den Rittern und ebenfalls ein Drittel den Ärartribunen, die dem Rittercenſus am nächſten ſtanden; es war ein ausgezeichnetes Geſetz, das, wie bereits oben bemerkt, durch ſeine gemiſchten Liſten die Geſchworenengerichte endlich der Parteipolitik entzog und zu Organen der Gerechtigkeit machte. Es war kein radikales Parteigeſetz, es entfernte ja die Senatoren nicht aus den Geſchworenengerichten, wie Gaius Gracchus es getan hatte, aber politiſch bedeutete es doch die Beſeitigung des Gerichtsmonopols, wie es Sulla in ſeiner dem Gracchus nicht nachſtehenden radikalen und einſeitigen Parteilichkeit, die ſich nur in diametral entgegengeſetzter Richtung bewegte, dem Senat gegeben hatte. Zehn Jahre lang hatte die ſullaniſche Reaktion ſich behauptet; mit der Wiederherſtellung der tribuniciſchen Gewalt und der Aufhebung der reinen Senatsgerichte war ſie gefallen. Der Senat hatte nicht die Fähigkeit beſeſſen, die Poſition zu wahren, die das Genie Sullas ihm verſchafft hatte; es bewährte ſich der Satz, daß niemand ſich in der Herrſchaft halten kann, wenn er ſie nicht mit eigener Kraft gewonnen. Der Senat, der die Welt erobert hatte, hatte ſich auch ſeine Stellung ſelbſt errungen, in der Kunſt zu regieren war er Meiſter. Wie ſtand es jetzt darin mit dem Senate? Verſtand dieſer Senat es noch, den Staat zu lenken? Oder war die Führung in andere Hände geglitten?

Der erſte Fall eines Bündniſſes der Volkspartei mit dem militäriſchen Kommando war der des Marius geweſen, ſeine Bekleidung mit dem Oberbefehl gegen Jugurtha war nicht durch Senatsbeſchluß, ſondern durch tribuniciſches Geſetz erfolgt. Und jetzt ſollte ein ſolches Verfahren bei Pompejus ſich erneuern, mit einer Steigerung ins Koloſſale. Nach der ſullaniſchen Verfaſſung war der Konſul in erſter Linie Senatspräſident, Pompejus aber war Konſul geworden, ohne je im Senat geſeſſen zu haben; bei Antritt des Konſulates mußte er ſich von

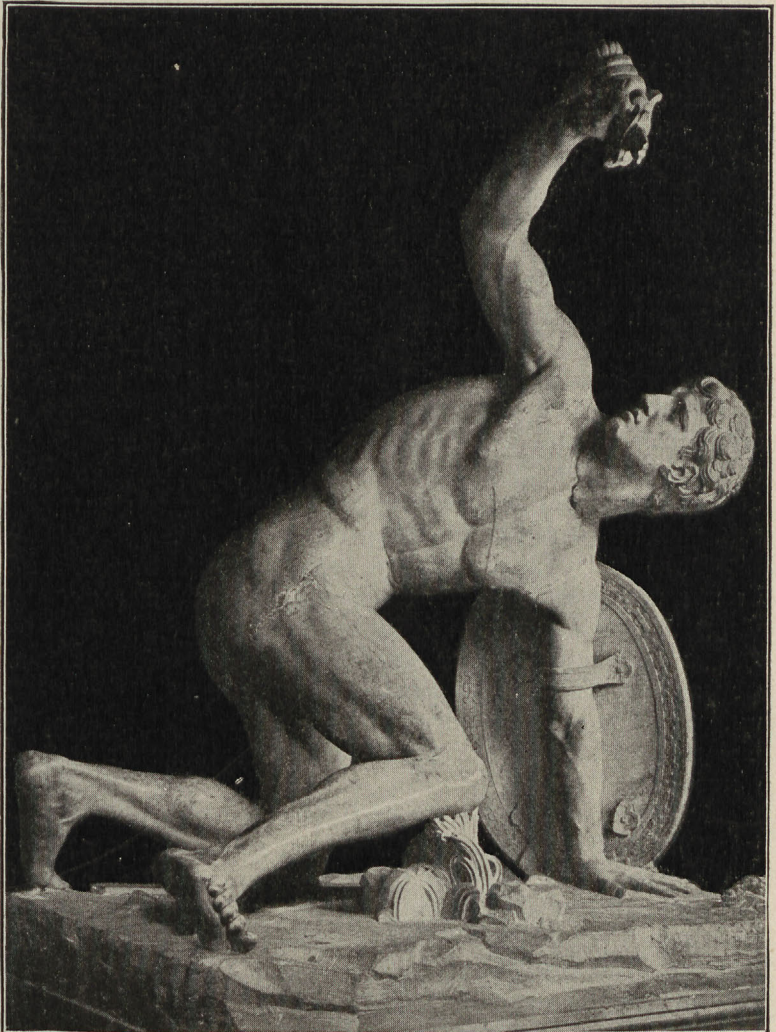
Varro eine Anweiſung entwerfen laſſen, wie man Senatsſitzungen leite. Um in Rom bleiben und einen maßgebenden Einfluß auf die Geſamtpolitik ausüben zu können, verzichtete er für das Jahr 69 auf die ihm zuſtehende prokonſulariſche Provinz. Bald aber bemerkte er, daß ſeine Fähigkeiten weder die des Parlamentariers noch die des Demagogen waren, und daß er beſſer ins Lager und für den Kriegſchauplatz paſſe. So ſuchte denn ſein Ehrgeiz ein militäriſches Kommando größten Stiles, ein ſolches konnte er aber niemals vom Senat erwarten, ſondern nur vom Volke und durch Plebiſcit; ſo trat der jugendliche Bewunderer Sullas auf den Weg des Marius über und verbündete ſich mit dem Tribunat: im Jahre 67 beantragte der Tribun A. Gabinius für ihn ein Kommando gegen die kilikiſchen Seeräuber, die das Mittelmeer unſicher machten. Es ſollte ein prokonſulariſches Imperium von dreijähriger Dauer ſein, über das ganze Mittelmeer und ſeine Küſten, zehn geographiſche Meilen landeinwärts und hier überall der Gewalt der Provinzialſtatthalter überlegen. Als Gabinius ſeinen Vorſchlag zuerſt im Senate erwähnte, hätte man ihn beinah totgeſchlagen; auch das Volk erhob ſich in der Beſorgnis vor unerhörter Tyrannei, aber es wurde dadurch umgeſtimmt, daß der bereits volksbeliebte C. Julius Cäſar für den Antrag des Gabinius eintrat.

Cäſar war im Jahre 100, im 6. Konſulate des Marius geboren, ſeine Mutter Aurelia war eine Schweſter des C. und des L. Aurelius Cotta, des Konſuls vom Jahre 75 und des Prätors vom Jahre 70. Die Schweſter ſeines Vaters, Julia, war die Gemahlin des Marius, und er ſelber war mit Cinnas Tochter Cornelia vermählt. Wegen ſeiner Gemahlin war er von Sulla proſkribiert, aber bald begnadigt worden. Im Jahre 68 war er Quäſtor in Spanien; vor ſeinem Abgange in die Provinz hatte er es gewagt, in den Leichenreden auf ſeine Tante Julia und ſeine Gemahlin Cornelia den Marius und den Cinna zu verherrlichen, unter dem Beifall des Volkes. Jetzt ſchloß er ſich gegen den Senat dem Pompejus an. Auch den Gedanken, den Antrag des Gabinius durch tribuniciſche Interceſſion zu Fall zu bringen, mußte der Senat aufgeben, um den intercedierenden Tribunen nicht dem Schickſal auszuſetzen, das Tiberius Gracchus dem M. Octavius bereitet hatte. So ging das gabiniſche Geſetz denn durch und gab dem Pompejus eine ungewöhnliche Gewalt; aber ſeine Leiſtungen blieben auch hinter den höchſten Erwartungen nicht zurück. Seit dem Siege über den Großkönig Antiochos und der Vernichtung der ſeleukidiſchen Flotte hatten die Römer ihre Marine verfallen laſſen, ſo daß ſie trotz ihrer Weltherrſchaft nicht einmal mehr die Seepolizei im Mittelmeer hatten aufrecht erhalten können. Der Ausgang der Piraterie war das rauhe Kilikien, und von dort aus machten die Seeräuber das geſamte Mittelmeer unſicher, ſie hatten zuletzt ſogar die Getreideverſorgung Roms bedroht; im Oſten war vor wenigen Jahren Cäſar ſelber einmal in ihre Hände gefallen. Jetzt ſäuberte Pompejus zunächſt in 40 Tagen das weſtliche Becken des Mittelmeeres, dann ging er über Rom nach dem Oſten, ſchlug die Piraten bei Korakeſion, und in 49 Tagen war auch das öſtliche Meer ſicher. Auf Grund dieſes Erfolges ſtrebte Pompejus danach, an Stelle des Lucullus den Oberbefehl gegen Mithradates zu übernehmen.

Den Krieg gegen dieſen hatte Lucullus zunächſt mit großem Erfolge geführt, er unterwarf ſogar Pontos ſelber und nötigte den Mithradates zur Flucht zu ſeinem Schwiegerſohne Tigranes von Armenien; er ſchlug den Tigranes bei Tigranokerta, aber eine Meuterei ſeiner Soldaten zwang ihn zur Umkehr, und nun ging alles wieder verloren. Da ließ Pompejus im Jahre 66 durch den Tribun C. Manilius ein Geſetz einbringen, das an Stelle des Lucullus ihm den Oberbefehl gegen Mithradates übertrug. Wieder ſprach Hortenſius dagegen, aber Cäſar war dafür, und der Prätor Cicero empfahl in der erſten Rede, die der bereits bewährte Sachwalter in Staatsangelegenheiten hielt, in ſeiner noch erhaltenen Rede für das Imperium des Cn. Pompejus, die Annahme des Geſetzes, das trotz dem Widerſtreben des Senates durchging. Pompejus ging nach Kleinaſien und ſchlug in der Nähe des Euphrat den Mithradates, der nach Kolchis und von dort aus in ſein bosporaniſches Reich floh. Auch jetzt waren ſeine Pläne noch gewaltig, er dachte daran, mit den Kelten an der Donau vom Nordoſten her Italien ſelber anzugreifen, da empörte ſich ſein Sohn Pharnakes gegen ihn, und nun ſchied der alte König freiwillig aus ſeinem tatenreichen Leben, von dem Urteil der

Römer ſelber allen Königen vorangeſtellt, mit denen das römiſche Volk jemals Krieg geführt, und als der größte König ſeit Alexander gewürdigt.

Nach dem Siege des Pompejus und der Flucht des Mithradates verſtändigte ſich Tigranes mit Pompejus, und Pompejus mit den Parthern. Durch Armenien zog er nach Kaukaſien, gegen die Iberer, die heutigen Georgier, und nach Kolchis, ſein Zug gegen die Albaner führte bis dicht an die Ufer des kaſpiſchen Meeres. Erſt der mithradatiſche Krieg des Pompejus hat Griechen und Römern genauere Kenntnis Armeniens und Kaukaſiens verſchafft. Von den großen Seeen Südkaukaſiens hatte zuerſt um 400 v. Chr. Kteſias als Leibarzt des Großkönigs Artaxerxes II. zu Suſa gehört und hat ſeine Kenntnis dem Ariſtoteles übermittelt; dann haben die 10000 Griechen mit Xenophon auf ihrem Rückzuge nach der Schlacht bei Kunaxa das armeniſche Alpenland auf ihrem Wege zum ſchwarzen Meere durchquert. Genauere Kunde von Armenien und Kaukaſien aber brachte erſt jeẓt der Zug des Pompejus. Den Mann, der die Geſchichte ſeiner Taten ſchreiben ſollte, hatte Pompejus ſich gleich mitgenommen, es war der Grieche Theophanes von Mytilene; dieſer begleitete ihn auf ſeinem Zuge und hat unmittelbar nach Beendigung des Krieges, im Winter 63/62, als ſich das Hauptquartier des Pompejus zu Epheſos befand, ſein Werk verfaßt. Es ſollte auf die Rückkehr des Pompejus vorbereiten und die großen Taten des Mannes, der den Mithradates und Tigranes beſiegt hatte, der auf den Spuren Alexanders, des Jaſon und des Herakles in unerforſchte Länder vorgedrungen war, Griechen und Römern vor Augen führen.



Römiſcher Gladiator. Original im Capitoliniſchen Muſeum zu Rom.

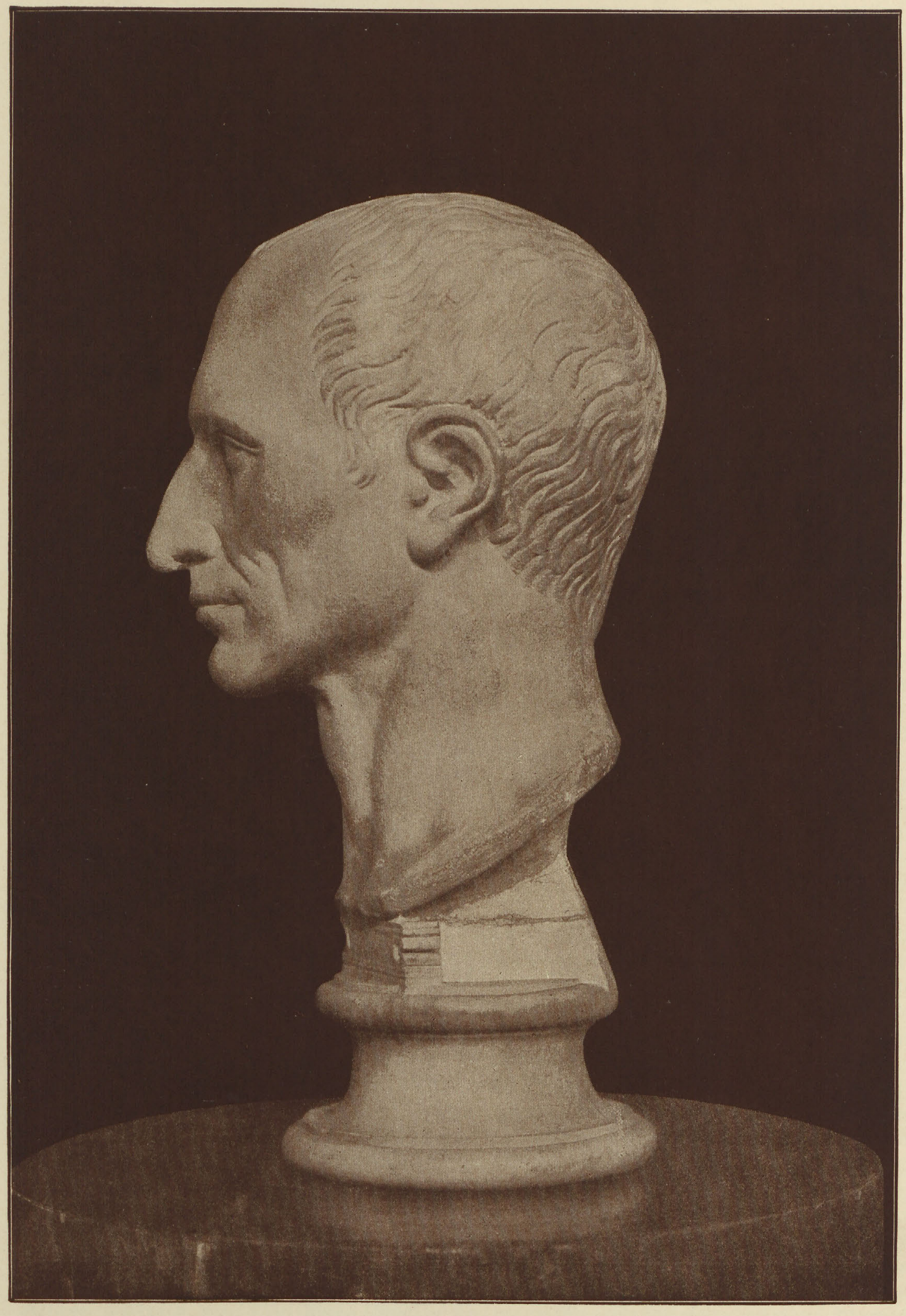
Nach Beendigung dieſes Krieges drang Pompejus in Syrien ein und machte dem Seleukidenreich ein Ende. Mit dem Tode Antiochos VII Sidetes war die Macht dieſes Reiches gebrochen; im Angriff auf den Arſakiden Phraates II hatte er im Jahre 129 in Parthien ſeinen Untergang gefunden, das Partherreich erfuhr in der Folge keinen ſeleukidiſchen Angriff mehr, die Niederlage des Antiochos Sidetes macht Epoche in der parthiſchen, wie in der ſyriſchen Geſchichte. Die zwei Menſchenalter, in denen ſich die Seleukiden in Syrien noch behaupteten, wurden durch Thronſtreitigkeiten ausgefüllt, bis ihre Herrſchaft zunächſt im Jahre 83 durch die des Königs Tigranes von Armenien erſeẓt wurde.

Die Armenier, die Hajkh, gehören mit Möſern, Thrakern, Myſern, Phrygern zu derſelben indogermaniſchen Völkergruppe und ſind aus Europa eingewandert, ſind aber in Sitte, Kultur und Religion ſchon zeitig iraniſchem Einfluſſe unterlegen, und ihre Sprache hat eine Fülle iraniſcher Lehnworte aufgenommen. Die Hajkh haben eine ältere, weder indogermaniſche noch ſemitiſche Bevölkerung in Armenien vorgefunden und haben ſich mit ihr verbunden; aus dieſer Verbindung iſt der Typus auf ſie übergegangen, den wir den ſemitiſchen zu nennen gewöhnt ſind, obwohl er urſprünglich nicht ſemitiſch war und bei reinen Semiten, wie den Arabern, ſich nicht findet. Dieſer ſogenannte ſemitiſche Typus ſtammt vielmehr von der in Armenien den Hakjh und in Nordſyrien den ſemitiſchen Aramäern, den Syrern, vorausgegangenen Bevölkerung, und von ihr haben ihn ſowohl Hajkh wie Aramäer durch die Blutsverbindung überkommen.

Wie zu dem der Achämeniden, ſo gehörte Armenien auch zum Reiche Alexanders und erhielt von ihm einen Satrapen, aber ſchon vor der Schlacht von Ipſos vom Jahre 301 v. Chr. beſaß es einen eigenen König. In der Folge beanſpruchten die Seleukiden, beanſpruchte der Großkönig Antiochos eine Oberhoheit über Armenien; als ſeine Strategen teilten Artaxias und Zariadris unter ſich das Land, Artaxias übernahm das öſtliche Großarmenien und Zariadris Kleinarmenien im Weſten; als Antiochos den Römern unterlegen war, nahmen ſie den Königstitel an. Nach hundert Jahren vereinigte Tigranes wieder beide Gebiete; den Streitigkeiten der fünf Söhne des Seleukiden Antiochos Grypos machte er dadurch ein Ende, daß er, von den Syrern ſelbſt herbeigerufen, ſich des Seleukidenreiches bemächtigte. Unter ihm erfreute Syrien ſich 14 Jahre lang der Ruhe, 83—69 v. Chr., aber der Sieg des Lucullus bei Tigranokorta nahm ihm wieder Syrien, das Lucullus noch einmal einem Seleukiden gab, dem Antiochos XIII Aſiatikos. Aber dieſer konnte ſich nicht behaupten und fiel in die Hände des Sampſigeramos von Emeſa; und als Pompejus im Jahre 64 nach Syrien kam, erfüllte er ihm nicht ſeine Bitte um Wiedereinſetzung in ſein Reich und machte Syrien zur römiſchen Provinz. Das war der Ausgang der Seleukiden; von den großen helleniſtiſchen Reichen beſtand jetzt nur noch das ägyptiſche der Ptolemäer.

Durch ſeine Mutter ſtammte von den Seleukiden König Antiochos von Kommagene. Er war mit Tigranes verbündet geweſen, und darum hatte ihn Lucullus in ſeiner Hauptſtadt Samoſata am Euphrat angegriffen; berühmter als durch dieſen Angriff iſt der Ort als die Heimat Lucians und des Paulus von Samoſata. Es war dem Könige gelungen, das Wohlwollen des Pompejus zu gewinnen, dieſer beließ ihn im Beſitze ſeiner Herrſchaft und erweiterte ſie noch. Das gewaltige Grabdenkmal, das ſich Antiochos von Kommagene auf der Spitze des Nemrud-dagh errichtet hat, iſt vor nunmehr bald 30 Jahren wieder aufgefunden worden.

Die Winterquartiere hatte Pompejus für 64/63 zu Antiochia bezogen und brach im Frühjahr 63 nach Süden auf; in Damaskos erſchienen vor ihm die ſtreitenden Parteien der Juden. Im Kampfe gegen Antiochos Epiphanes von Syrien hatte das Geſchlecht der Makkabäer, der Hasmonäer ſich erhoben. Im Jahre 142 v. Chr. gelang es dem Makkabäer Simon, Steuerfreiheit vom ſeleukidiſchen Reiche zu erlangen, das Joch der Heiden war von Israel genommen, und der Sohn des Simon, Johann Hyrkan I, machte im Jahre 129 v. Chr., nach dem Tode des Antiochos Sidetes das jüdiſche Land vollkommen unabhängig. In den Wirren des untergehenden Seleukidenreiches hat es ſeine Selbſtändigkeit behauptet. Simon war Hoherprieſter, Stratege und Ethnarch der Juden geworden, die geiſtliche und die weltliche Würde erbte im hasmonäiſchen Hauſe fort, und Ariſtobul I, der im Jahre 104 v. Chr. ſeinem Vater Johann Hyrkan folgte, nahm den Königstitel an. Beziehungen zu den Römern hatten die Juden bereits vor faſt 100 Jahren angeknüpft, bald nach dem Siege des Judas Makkabäus über Nikanor, den Feldherrn des Seleukiden Demetrios I Soter, hatten ſie im Jahre 161 v. Chr. eine Geſandtſchaft nach Rom geſchickt und ein Bündnis mit Rom erbeten, das die Römer ihnen freilich nicht gewähren konnten, weil die Juden keinen ſelbſtändigen Staat bildeten, ſondern dem Rechte nach Untertanen der Seleukiden waren, die in Freundſchaft und Bündnis mit Rom ſtanden; aber man hatte einen den Juden freundlichen Senatsbeſchluß gefaßt und ihren Geſandten Geleitsbriefe für die Heimkehr mitgegeben. Als Pompejus die Verhältniſſe



Gaius Julius Caeſar
Büſte im Brit. Muſ. zu London
Verlag Manſell & Co, London

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

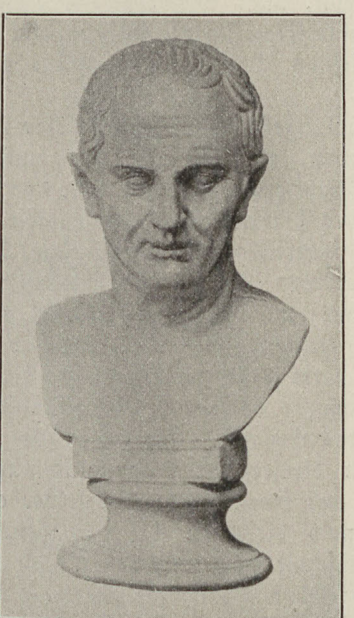
in Syrien ordnete, regierte Ariſtobul II als hoher Prieſter und als König, er befand ſich im Kriege mit ſeinem älteren Bruder Hyrkan II; die Brüder brachten ihre Streitigkeiten jetzt vor Pompejus und erſchienen bei ihm zu Damaskos; eben dorthin kamen aber auch Abgeſandte des jüdiſchen Volkes. Von den jüdiſchen Parteien hielten die vornehmen und weltförmigen Sadduzäer wohl im ganzen zu den Makkabäern, während die demokratiſch-nationale Partei der geſetzlichen Phariſäer ihnen abgeneigt war, jetzt aber verlangten zu Damaskos die Abgeſandten des jüdiſchen Volkes überhaupt die Abſchaffung des Königtums. Pompejus gab noch keine Entſcheidung, da aber Ariſtobul gegen ihn auftrat, rückte er gegen Jeruſalem und nahm die Stadt. Die Neugier, was es denn eigentlich mit dem Gotte der Juden auf ſich habe, ließ ihn die religiöſen Empfindungen der Juden auf das empfindlichſte dadurch treffen, daß er ins Allerheiligſte des Tempels eindrang. Aus jener Zeit ſtammen die ſog. Pſalmen Salomos, die wir in griechiſcher Überſetzung noch beſitzen. Daß Pompejus ſelbſt in dem Allerheiligſten kein Götterbild antraf, gab den Anlaß zu der Meinung von der Gottloſigkeit der Juden, die, durch die Bildloſigkeit ihres Kultus befeſtigt, zu einem allgemeinen Vorwurfe der Griechen und Römer gegen ſie wurde. Die Entſcheidung, die Pompejus über das jüdiſche Land fällte, fiel endlich für Hyrkan II, dem er das jüdiſche Gebiet, wenn auch verkleinert, überließ, als Hohemprieſter ohne Königstitel, unter Oberaufſicht des Statthalters von Syrien. So wurde ſeit 63 v. Chr. das jüdiſche Land von den Römern mittelbar beherrſcht. Freilich verlor Hyrkan II bereits im Jahre 57 ſeine politiſchen Befugniſſe durch den ſyriſchen Prokonſul A. Gabinius, der ihm nur die Sorge um den Tempel ließ und das jüdiſche Land der Provinz Syrien einverleibte; erſt durch die Gunſt Cäſars, der ihn in der Würde eines Ethnarchen und Hohenprieſters beſtätigte, erhielt er ſeine politiſche Macht zurück. Für den ſchwachen Hyrkan regierte faktiſch Antipater und nach ſeiner Ermordung im Jahre 43 ſein Sohn Herodes. Es waren Idumäer, die erſt Johann Hyrkan um 126 zur Annahme der Beſchneidung und des Geſetzes gezwungen hatte. Im Jahre 40 führten die Parther den Hyrkan gefangen fort und erhoben den Antigonos, einen Sohn Ariſtibuls II, auf den Thron. Von 40—37 regierte er als jüdiſcher König und Hoherprieſter, ein Vaſallenfürſt der Parther. Antonius aber ernannte den Herodes zum Könige, der im Jahre 37 Jeruſalem eroberte, Antigonos wurde hingerichtet. Mit dem makkabäiſchen Hauſe trat Herodes durch ſeine Ehe mit der Prinzeſſin Mariamme in Verbindung, aber eine Vereinigung der geiſtlichen Gewalt mit der weltlichen war für ihn unmöglich, Hoherprieſter konnte er nicht werden, weil er nicht von prieſterlichem Geſchlechte war. Jüdiſcher Abſtammung war er nicht, und er ſtand innerlich dem Judentum fern, er paktierte mit dem Hellenismus und ſtand ihm näher, er hatte einen heidniſchen Miniſter, den Nikolaos von Damaskos. Die Phariſäer hatte er demnach natürlich gegen ſich, aber auch die Sadduzäer wegen ihrer makkabäiſchen Velleitäten. Seinen Rückhalt fand er bei den Römern, die beſten Beziehungen zu ihnen aufrecht zu erhalten, war der unverbrüchliche Grundſatz ſeiner Politik.

Als Pompejus mit der Ordnung der jüdiſchen Angelegenheiten beſchäftigt war, ſandte der König von Ägypten, Ptolemäus XIII Neos Dionyſos, genannt der Flötenſpieler, Auletes, ihm Geſchenke und erbat ſeine Hilfe zur Dämpfung eines Aufſtandes der Alexandriner, aber den Sieger über Mithradates konnte dieſe Aufgabe nicht reizen, und andererſeits war Ägypten mit ſeinen unermeßlichen Hilfsquellen nicht ſo nebenbei abzutun und dem römiſchen Reiche anzugliedern, wie Syrien und das jüdiſche Land. Den entſcheidenden Einfluß zu Alexandria beſaßen die Römer ohnehin, ſeit der Schlacht von Pydna und der berühmten Geſandtſchaft des C. Popilius Länas. Auch in die Thronſtreitigkeiten zwiſchen Ptolemäos VI Philometor und ſeinem Bruder Ptolemäos VIII Euergetes II, genannt der Dickwanſt, Physkon, hatten ſie wiederholt eingegriffen, und als Physkon, der ſeit 163 auf Kyrene beſchränkt geweſen war, nach dem Tode des Philometor im Jahre 145 die Herrſchaft über Ägypten wieder erlangte, hielt er die beſten Beziehungen zu den Römern aufrecht. Als Scipio Ämilianus auf der Geſandtſchaftsreiſe, die ihn während der Jahre 140—138 zur Inſpektion der verbündeten Staaten in den Orient führte, Ägypten beſuchte, nahm ihn Physkon mit den größten Ehren auf, und Scipio bekam von den Hilfsquellen des Landes den Eindruck, bei eines ſolchen Reiches würdigen Herrſchern könne Ägypten ſich zur größten Machtſtellung erheben. Physkon war nicht wähleriſch in den Mitteln gegenüber ſeinen Gegnern, zunächſt traf er die Anhänger Philometors. Damit hing es zuſammen, daß Grammatiker, Philoſophen, Geometer, Muſiker, Maler, Lehrer der Gymnaſtik, Ärzte und andere Leute, die eine Kunſtfertigkeit ausübten, in großer Anzahl Alexandria verließen und ihre Lehre nach den Inſeln und Städten trugen. Bei den Hellenen nicht beliebt, begünſtigte Physkon die Ägypter, und dieſe Gunſt kam auch der ägyptiſchen Kirche zugute, aber darum behielt er ſie doch in feſter Hand, ebenſo wie ſeine Nachfolger, die ſeinem Vorgange gefolgt ſind. Auf die Bedeutung ſeiner Verwaltung hat man neuerdings wieder hingewieſen, und bereits A. v. Gutſchmid charakteriſierte ihn zwar als einen verworfenen Menſchen, aber als einen muſterhaften Regenten. Er begünſtigte den Handel und die Anſiedelung auswärtiger Kaufleute. Man fuhr noch nicht direkt zu den Indern, ſondern die Sabäer vermittelten den Warenverkehr zwiſchen Indien und Ägypten, Physkon aber ſandte Leute direkt nach Indien, unter ihnen den Eudoxos von Kyzikos. Und die Witwe des Physkon, die ihm in der Herrſchaft folgte, Kleopatra III, ſandte ihn dorthin zum zweitenmal, 116/115 v. Chr., aber die Stürme verſchlugen ihn über Äthiopien nach Süden. Zurückgekehrt wollte Eudoxos durch eine Fahrt vom Weſten aus die Umſchiffung Libyens vollenden und ſuchte die großen Handelsſtädte des Weſtens dafür zu intereſſieren. Er konnte die Fahrt auch unternehmen, aber wie weit er gekommen iſt, ſteht dahin; er meinte irrig, die Umſchiffung vollendet zu haben.

Während Kleopatra Ägypten und Cypern beherrſchte, wurde ein natürlicher Sohn des Physkon, Ptolemäos Apion, König von Kyrene; er ſtarb im Jahre 96, ohne Kinder zu hinterlaſſen, und vermachte ſein Land teſtamentariſch den Römern. Dieſe traten die Erbſchaft an und nahmen die Domänen in ihren Beſitz, waren aber nicht bereit, die direkte Verwaltung und damit den Schutz des Landes zu übernehmen, der kyrenäiſchen Fünfſtadt gaben ſie die Freiheit. Erſt als es ſich zeigte, daß dieſe Städte nicht mehr imſtande waren, ſich ſelbſt zu regieren, organiſierten die Römer im Jahre 79 die Cyrenaica als Provinz.

In Ägypten regierte unterdeſſen Kleopatra mit ihrem Sohne Ptolemäos X, Soter II Lathyros, während ſie ihrem jüngeren Sohne Ptolemäos XI, Alexander I Cypern überwies. Das Jahr 108 aber führte vielmehr Soter II nach Cypern und Alexander I nach Ägypten; im Jahre 101 ließ dieſer ſeine Mutter Kleopatra ermorden, 89 aber wurde er durch eine Revolution aus Alexandria vertrieben und fand im folgenden Jahre ſeinen Tod. Jetzt vereinigte Soter II mit der Herrſchaft über Cypern wieder die über Ägypten. Nach ſeinem Tode folgte ihm als König von Cypern ſein Sohn Ptolemäos, und in Ägypten deſſen Bruder Ptolemäos XIII Neos Dionyſos, der Auletes; wie das Jahr 116 die Verbindung Ägyptens mit Kyrene für die Dauer gelöſt hatte, ſo löſte ſich im Jahre 80 auch Cypern ab. Unter dem Mißregimente des Auletes ſank Ägypten immer tiefer, und bereits im Jahre 65 dachte Craſſus daran, Ägypten zur Provinz zu machen, der curuliſche Ädil Cäſar ſollte nach Ablauf ſeines Amtes das Land als Provinz einrichten, und im Jahre 63 richtete das Ackergeſetz des Tribunen Q. Servilius Rullus ſeine begehrlichen Blicke auch nach Ägypten. Eben im Jahre 63 verſuchte Auletes es vergebens, die Hilfe des Pompejus gegen ſeine eigenen Untertanen zu gewinnen, und wenn dieſer ſie auch nicht gewährte, ſo erkannte er die Schwierigkeiten der ägyptiſchen Frage doch viel klarer, als die römiſchen Demokraten der Hauptſtadt. Und dem Pompejus kam in der Folge Cäſar entgegen mit ſeiner Behandlung Ägyptens und des Auletes, als Konſul beantragte er im Jahre 59 ein Geſetz, das ihn als König und als Bundesgenoſſen und Freund des römiſchen Volkes anerkannte; dem Ptolemäos von Cypern aber nahm im Jahre 58 ein Geſetz des Volkstribunen P. Clodius ſein Land und ſein Vermögen, das Cato beauftragt wurde einzuziehen. Eben dies Vorgehen der Römer gegen Cypern veranlaßte die Alexandriner zur Erhebung gegen Auletes, der nichts dagegen unternommen hatte, und Auletes ſuchte jetzt, im Jahre 58, in Rom ſeine Zuflucht, während zwei Töchter des Auletes die Regierung Ägyptens übernahmen; auf den Wunſch des Pompejus führte der ſyriſche Statthalter A. Gabinius ihn zurück und ſetzte ihn in die Herrſchaft über Ägypten wieder ein, wo er im Jahre 51 ſtarb. Ihm folgte ſein Sohn Ptolemäos XIV in gemeinſamen Regimente mit ſeiner Schweſter und Gemahlin Kleopatra VII, und als er, Anfang 47, im Nil ertrunken war, erſetzte ihn ſein jüngerer Bruder Ptolemäos XV, als Gemahl und Mitregent; nach ſeiner Ermordung im Jahre 44 regierte Kleopatra allein, bis ſie ſich in der Folge den Antonius zum Gemahl und Mitregenten beigeſellte.

Nach der Ordnung der jüdiſchen Angelegenheiten war Pompejus im Jahre 63 nach Kleinaſien gegangen, im Sommer 62 trat er den Rückweg nach Italien an, und Ende 62 landete er zu Brundiſium. Aus der hauptſtädtiſchen Politik war er ſeit ſeinem Aufbruch zum mithradatiſchen Kriege ausgeſchieden, und hier nahmen die Dinge ihren Lauf ohne eine Einwirkung des mächtigſten Mannes jener Zeit, der im Orient kämpfte und ſiegte. Hier war inzwiſchen Cicero, der in ſeiner Prätur des Jahres 66 die Übertragung des Kommandos gegen Mithradates auf Pompejus befürwortet hatte, für das Jahr 63 zum Konſul gewählt worden, zum erſtenmal nach faſt dreißig Jahren wieder ein Mann, der nicht bereits durch ſeine Geburt dem ſenatoriſchen Hochadel angehörte. Noch im Jahre 66 gehörte er zur Partei des Popularen, wie ja eben ſein Eintreten für das maniliſche Geſetz es zeigt, aber ſchon vor ſeiner Wahl zum Konſul bereitete er den Übergang zu den Optimaten vor, den er in ſeinem Konſulat vollzog, und ins Konſulat halfen ihm die Optimaten gegen L. Sergius Catilina. Die catilinariſche Verſchwörung ging von ruinierten vornehmen Leuten aus, die ihre Schulden los ſein wollten, ſie konnte in Rom und Italien wohl zu den läſtigſten Störungen führen, aber das Reich ſchwerlich bedrohen; größere politiſche Bedeutung erhielt ſie dadurch, daß aller Wahrſcheinlichkeit nach Craſſus und der junge Cäſar hinter den Kuliſſen mit ihr in Zuſammenhang ſtanden. Durch ihre Unterſtützung Ciceros haben die Optimaten die Wahl Catilinas zum Konſul für das Jahr 63 vereitelt, und Catilina konnte ſeine Wahl auch für das folgende Jahr nicht erreichen. In ſeiner Unterdrückung der catilinariſchen Verſchwörung hat Cicero dauernd, aber mit Unrecht, die große Tat ſeines Lebens geſehen; in Wahrheit gelangte er zu politiſcher Bedeutung erſt ſehr viel ſpäter, nach Cäſars Tode, im Kampfe gegen Antonius. Seine Hinrichtung römiſcher Bürger ohne Volksbeſchluß, auf ein Senatsurteil hin, entfremdete ihm für immer die Popularen, und ſie haben es ihm in der Folge heimgezahlt, als ſie ihn 58 verbannten. Und auch die Optimaten, für die er doch immer der Emporkömmling geblieben iſt, ließen ihn fallen; aus Parteirückſichten hätten ſie ihn halten müſſen, wenn er ſich bei der Beſeitigung der Catilinarier allein auf das Senatusconſultum ultimum geſtützt hätte, das nach der, von den Popularen beſtrittenen, Auffaſſung der Optimaten von der Verantwortung befreite. So aber hat Cicero den Senat ein Urteil fällen laſſen, zu dem dieſer nicht befugt war, und in übergroßer Vorſicht ſetzte er ſich zwiſchen zwei Stühle. Bedeutſame Momente in der Verhandlung gegen die Catilinarier waren die Rede des deſignierten Prätors Cäſar gegen die Hinrichtung und ihre Befürwortung durch den jungen M. Porcius Cato.



Marmorbüſte des Cicero. Original im Muſeum zu Madrid. Nach Bernoulli. Römiſche Ikonographie F. Bruckmann A.-G. (Vergleiche Archäologiſche Zeitung 43, 235.)

Nicht mit Cicero, ſondern mit Craſſus und mit Cäſar hatte Pompejus bei ſeiner Rückkehr aus Aſien zu rechnen. Im Januar 61 kam er vor der Hauptſtadt an und feierte am 28. und 29. September 61 einen glänzenden Triumph. Bei ſeiner Rückkehr nach Italien hatte er es in der Hand, er beſaß die Macht dazu, ſich zum unbedingten Herrn zu machen, auch gebrach es ihm nicht an Ehrgeiz, wohl aber an der Fähigkeit des Entſchluſſes. Er ſtand an einem Wendepunkte. Aufgekommen unter Sulla und der Reaktion, war er geſtiegen durch die Begünſtigung der Popularen gegen den Senat, und durch die Demagogie, die perſönlich auszuüben ihm die Fähigkeit freilich fehlte. Jetzt lag vor dem ſiegreich heimkehrenden Feldherrn der Weg zur demokratiſchen Allgewalt, ein Weg, wie ihn ſpäter Cäſar betrat, aber Pompejus ließ den Augenblick ungenutzt, er hatte in Brundiſium ſein Heer entlaſſen. Wie hatten die Optimaten gebangt vor der Rückkehr des Pompejus: ſie hatten dazu keinen Grund. Mit der Entlaſſung ſeines Heeres hatte er ſeine Macht verloren, und nun ließ man ihn das fühlen; er konnte weder die Beſtätigung ſeiner Anordnungen für Aſien, noch die Verſorgung ſeiner Veteranen durchſetzen. Beides konnte er nur erreichen in Verbindung mit Craſſus und mit Cäſar, denen er ſich wieder nähern mußte.

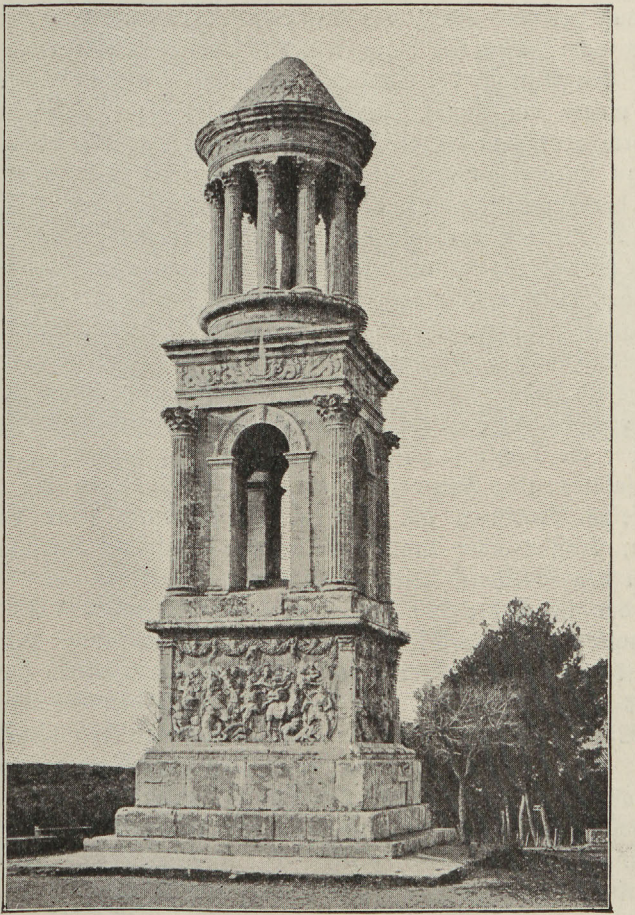
Cäſar war im Jahre 63 Pontifex maximus und 62 Prätor geworden, im folgenden Jahre ging er nach Spanien und konnte jetzt ſeine Schulden bezahlen; er kämpfte hier auch mit Erfolg und erwarb das Anrecht auf den Triumph. Im Sommer 60 kehrte er aus Spanien heim und bewarb ſich um das Konſulat für 59; er verzichtete lieber auf den Triumph, vor dem er die Stadt nicht hätte betreten dürfen, als auf die Bewerbung, die er nur perſönlich in der Stadt anbringen konnte: die Macht ging ihm über die äußere Ehre. Mit dem deſignierten Konſul Cäſar und mit Craſſus verſtändigte ſich jetzt Pompejus: dies Triumvirat des Pompejus, Craſſus und Cäſar, nicht wie das des Antonius, Lepidus und Octavianus vom Jahre 43 ein Amt und eine Magiſtratur, ſondern ein Privatabkommen, hat der Politik der nächſten Jahre trotzdem ſeinen Stempel aufgedrückt und die Auflöſung der Republik eingeleitet.

Es war den Optimaten gelungen, dem Konſul Cäſar in M. Calpurnius Bibulus einen widerborſtigen Kollegen zu geben, aber er war ganz unfähig. In ſeinem Konſulate des Jahres 59 ſetzte Cäſar, unter Ignorierung des Senates, durch von ihm beantragte Geſetze die Beſtätigung der Einrichtungen des Pompejus in Aſien, ſowie die Verſorgung ſeiner Veteranen durch. Die Ackergeſetze Cäſars verteilten die campaniſche Domäne unter dieſe Veteranen, und noch heute zeigt die Flur von Caſerta die Spuren dieſer Aufteilung; in die Ackerkommiſſion trat Pompejus ſelber ein. Für das Jahr 58 ſtand dem Cäſar eine konſulariſche Provinz zu, und der Senat gedachte ihn durch die Verleihung einer wertloſen Provinz unſchädlich zu machen, aber er hatte ſeine Rechnung ohne Cäſar ſelbſt gemacht. Dieſer wandte ſich jetzt an das Volk, und wieder begann der demokratiſche Kampf der Legislative gegen die ariſtokratiſche Verwaltung des Senates. Ein Geſetz des Tribunen P. Vatinius überwies dem Cäſar die Provinz Gallien diesſeit der Alpen, und nun fügte der Senat auch noch das narbonenſiſche Gallien hinzu, aus Furcht, wenn er ſelber es nicht gebe, werde ein anderes Volksgeſetz dem Cäſar auch noch dieſe Provinz verleihen. Im Jahre 58 ging Cäſar nach Gallien ab. Seine Statthalterſchaft gab ihm den Anlaß, dem Reiche die wichtigſte Landerwerbung zuzuführen, die im Weſten möglich war, und in der Eroberung von Frankreich ſich ein ſicheres Heer zu ſchaffen. Bei ſeiner Heimkehr aber zeigte Cäſar ſich ganz anders, als Pompejus bei ſeiner Rückkehr aus dem Kriege gegen Mithradates; nach der Unterwerfung Galliens griff der Sieger nach der Krone.

25. Die Eroberung Galliens und die Anarchie der Hauptſtadt.

Die politiſche Verbindung des Pompejus und Cäſar war auch noch durch Familienbeziehungen befeſtigt worden, im Jahre 59 war Cäſars Tochter Julia die Gemahlin des Pompejus geworden; ein früher Tod hat ſie bereits im Jahre 54 weggerafft und die perſönlichen Beziehungen der beiden Machthaber gelockert. Neben Pompejus und Cäſar ſtand als Dritter im Bunde Craſſus, und als er im Kampfe gegen die Parther gefallen war, war damit das Triumvirat beendet, im Jahre 53 v. Chr. Nun ſtanden nur noch Pompejus und Cäſar nebeneinander, und die galliſchen Erfolge Cäſars mußten den Pompejus ihm entfremden. In den erſten Jahren des Triumvirates ſtrebte Pompejus noch nach einer unrepublikaniſchen Machtfülle im Gegenſatze zu den Tendenzen des Senates, aber der aufſteigende Gegenſatz zu Cäſar führte allmählich den Pompejus dem Senate zu, und der Senat kam in die Lage, den Pompejus gegen Cäſar auszuſpielen. Cäſar gelangte in Gallien zu einer Macht, die dem Senate bedrohlich ſchien, und der Senat hatte guten Grund, vor Cäſar auf ſeiner Hut zu ſein; in Pompejus gewann er ſich den Feldherrn, der ihn vor Cäſar ſchützen ſollte. So enden die Wandlungen des Pompejus damit, daß er zu ſeinen Anfängen zurückkehrt; von der Reaktion war er ausgegangen, und der Übergang zur Volkspartei führte ihn zur höchſten Höhe, aber er endete wieder als ihr Gegner und als Vorkämpfer der ariſtokratiſchen Staatsordnung. Cäſar dagegen ging ſeinen Weg mit vollendeter Sicherheit und Klarheit, zu allen Zeiten folgerichtig. Den Popularen hatte er ſich von allem Anfang angeſchloſſen, er förderte die Volksintereſſen und das Volk hob ihn empor, und in Gemeinſchaft mit dem Volke unternahm er den Sturz der ariſtokratiſchen Republik und die Aufrichtung eines demokratiſchen Thrones. In ihm vollendete ſich das Bündnis der Demokratie mit der Militärgewalt, wie es der altrepublikaniſchen Ordnung zum Verhängnis werden mußte.

Zunächſt hatte das Geſetz des Volkstribunen Q. Vatinius dem Cäſar ſeine galliſche Provinz auf fünf Jahre überwieſen, und er hat ſie länger behalten dürfen; gegen Ende März 58 ging er in ſeine Provinzen ab. Er beſchränkte ſich von Anfang an nicht auf die friedliche Verwaltung, ſondern erſtrebte die Ausdehnung der römiſchen Herrſchaft und die Ausbildung eines zuverläſſigen, ihm unbedingt ergebenen Heeres. Bereits im Jahre 58 begann er mit der Unterwerfung des freien Gallien, die 55 beendet ſchien, indeſſen eine gefährliche Erhebung folgte in den Jahren 54—52, und erſt im Jahre 52 war der Aufſtand niedergeworfen und die Eroberung Galliens geſichert, vom Rhein bis zu den Pyrenäen. Das ſeiner Anlage nach der Romaniſierung am meiſten zugängliche Volk ward ſo dem Reiche angeſchloſſen, es war die folgenſchwerſte Eroberung im Abendlande.



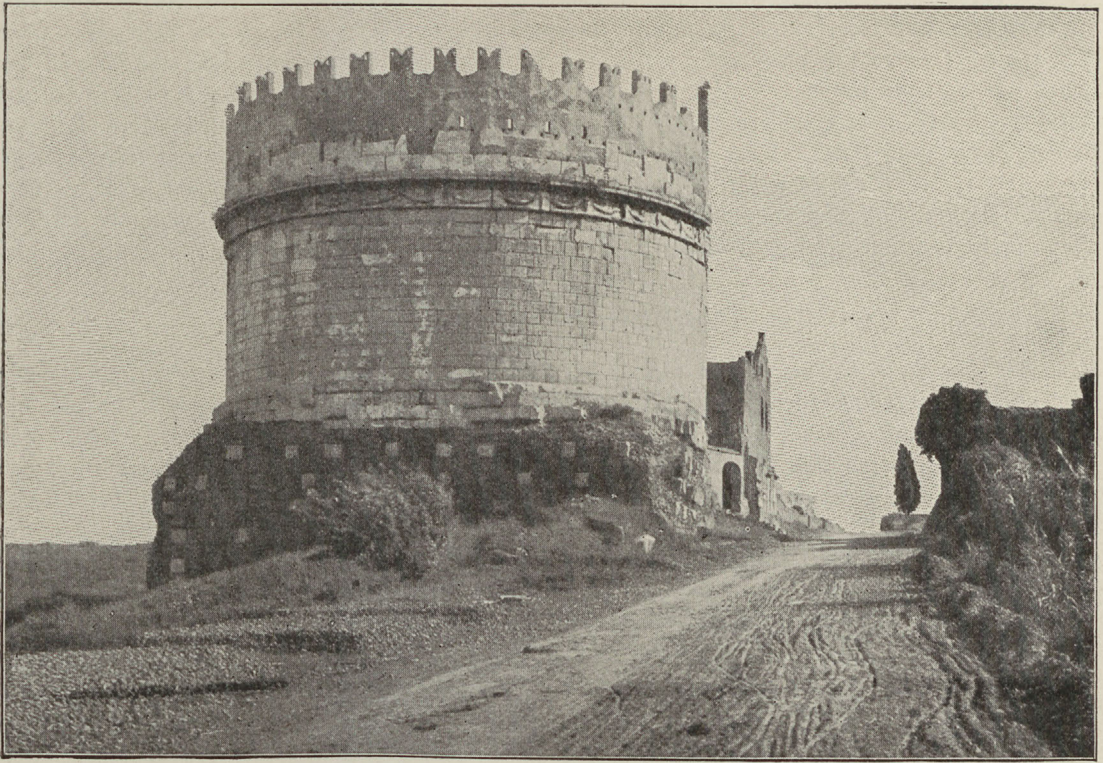
Das Grab der Julier zu St. Remy in Südfrankreich. Denkmal aus cäſariſcher oder frühauguſteiſcher Zeit.

Schon das erſte Jahr brachte den Kampf nicht nur mit den Kelten, ſondern auch mit den Germanen, im Oberelſaß beſiegte Cäſar den Arioviſt. Er iſt zweimal über den Rhein gegangen und zweimal hat er auch den Ozean überſchritten und iſt in Britannien gelandet; was er begonnen, hat die Kaiſerzeit hier vollendet, ohne die Unterwerfung von Britannien war die Befriedung Galliens nicht zu erreichen. Auch den galliſchen Goldreichtum machte er ſeiner Politik dienſtbar, für das Schweigen und das Reden der hauptſtädtiſchen Staatsmänner konnte er Millionen zahlen. Der Aufruhr des Jahres 52 erhob den Vercingetorix zum König, aber mit ſeiner Überwindung war die Eroberung Galliens in der Hauptſache beendet, und im folgenden Winter konnte Cäſar in Oberitalien die Denkwürdigkeiten des galliſchen Krieges ſchreiben, die, im Frühjahr 51 publiziert, in Rom politiſch wirken ſollten. Gegen den Eroberer Galliens und die Gefahren, die man von ihm fürchtete, rüſtete man ſich in Rom zum Kampfe.

Im Anfange der galliſchen Statthalterſchaft nahm der Volkstribun P. Clodius in Rom die Intereſſen Cäſars wahr; dem alten Fürſtenhauſe der Claudier entſproſſen, hatte er ſich ſeines Patriziats entäußert, um als Volkstribun die ihm zuſagende Rolle ſpielen zu können. Der ungezogene Junge, dem die Ariſtokratie ſo vieles nachſah, weil er Bein von ihrem Bein und Fleiſch von ihrem Fleiſche war, hatte es vor allem auf Cicero abgeſehen, den die großen Herren in Rom doch nicht als voll gelten ließen. Jetzt mußte er für ſein Verfahren gegen die Catilinarier büßen, die Grundſätze des Popularen hatte er dabei ſchwer verletzt, und als Clodius ihn jetzt angriff, fand er auch bei den Optimaten keinen Schutz, er ging ins Exil nach Dyrrhachium, nach Theſſalonike; aber da Clodius, der mit ſeinen Banden die Gaſſe beherrſchte, ſelbſt den Pompejus nicht mehr reſpektierte, erleichterte dieſer die Rückberufung Ciceros, die bereits im Jahre 57 erfolgte, freilich erſt, nachdem Cicero ſich verpflichtet hatte, für die Machthaber zu wirken. In der Tat unterſtützte Cicero jetzt auch den Pompejus in ſeinem Beſtreben, durch ein allgemeines Mandat der Getreideverſorgung im ganzen Reiche eine Stellung zu gewinnen, wie ſie über ſein Kommando im Seeräuberkrieg noch hinausging, aber ein darauf zielendes Geſetz des Tribunen C. Meſſius, eine verbeſſerte Auflage des gabiniſchen Geſetzes vom Jahre 67, hatte keinerlei Ausſicht durchzugehen, und das Mandat, das Pompejus auf den Antrag der Konſuln des Jahres 57 ſchließlich erhielt, war ſehr viel geringer. Endlich wagte der Senat auch einen Vorſtoß gegen Cäſar und griff ſein Ackergeſetz an. Das führte aber zum Gegenſchlage der Machthaber, die ſich aufs neue verſtändigten und im Jahre 56 zu Luca zuſammenkamen. Die Konferenz zu Luca war eine imponierende Demonſtration, an der Zuſammenkunft des Pompejus, Craſſus und Cäſars nahmen 200 Senatoren teil, und 120 Liktoren deuteten auf die Zahl der anweſenden hohen Beamten. Der Senat mußte ſich wieder fügen, und die Verabredungen von Luca wurden im folgenden Jahre, 55, ausgeführt, in dem Pompejus und Craſſus, die bereits im Jahre 70 gemeinſame Konſuln geweſen waren, zuſammen ihr zweites Konſulat bekleideten. Durch ein Geſetz des Volkstribunen C. Trebonius wurden jetzt die beiden ſpaniſchen Provinzen dem Pompejus, und Syrien dem Craſſus überwieſen, auf fünf Jahre. Auch die galliſche Statthalterſchaft Cäſars wurde durch ein von beiden Konſuln beantragtes Geſetz verlängert: vor dem 1. März des Jahres 50 ſollte über die Nachfolge Cäſars im Senate nicht verhandelt werden dürfen. Nach Ablauf ſeines Konſulates ging Pompejus, um ſeine Stellung in der Hauptſtadt beſſer zu wahren, nicht in ſeine Provinzen ab, ſondern ließ ſie durch ſeine Legaten Afranius und Petrejus verwalten, Craſſus aber brach noch vor Ablauf ſeines Konſulates nach Syrien auf und führte hier mit den Parthern Krieg.

Phraates II, der im Jahre 129 den Seleukiden Antiochios VII Sidetes überwunden hatte, war im Kampfe gegen die Skythen gefallen, die noch unter ſeinem Nachfolger Artaban I Parthien verheerten. Zu neuer Macht erhob das Partherreich ſich erſt unter Artabans Sohne, Mithradates II, dem Großen. Er trat zuerſt mit den Römern in Beziehung und ſchickte im Jahre 92 nach Kappadokien eine Geſandtſchaft an den römiſchen Statthalter von Kilikien, an Sulla. Gegen den armeniſchen König Tigranes kämpfte der Partherkönig Sinatrukes, und ſein Sohn Phraates III lehnte es in der Folge ab, ihn und Mithradates gegen die Römer zu unterſtützen, er ſchloß vielmehr ein Bündnis mit Lucullus, um aber ſchließlich neutral zu bleiben. Dann verbündete er ſich mit Pompejus und fiel 66 in Armenien ein, aber Pompejus verſagte ihm den Titel eines Königs der Könige; er reizte die Parther, ohne ſie doch mit Achtung vor der Macht Roms zu erfüllen. Als Phraates im Jahre 57 von ſeinen Söhnen ermordet wurde, folgte ihm von dieſen Söhnen Orodes. Gegen ihn hat Craſſus als Prokonſul von Syrien Krieg geführt. Zu dieſem Kriege verführte ihn lediglich ſeine Geldgier, er hoffte ohne große Anſtrengung reiche Kriegsbeute zu gewinnen und gab ſich nicht einmal die Mühe, einen Vorwand für den Krieg zu ſuchen. So fiel er im Jahre 54 in Meſopotamien ein, erlitt aber bei ſeiner vollſtändigen Unbekanntſchaft mit der parthiſchen Art zu kämpfen, im Jahre 53 bei Karrhä eine vollſtändige Niederlage und wurde auf dem Rückzuge getötet. Die Hälfte des römiſchen Heeres war gefallen, ein Viertel war in Gefangenſchaft geraten und wurde von den Parthern in Merw angeſiedelt, nur 10000 konnten ſich aus der Kataſtrophe nach Syrien retten. In Syrien fielen nun die Parther in den folgenden Jahren ein, aber eine Erhebung ſeines Sohnes Pakoros veranlaßte den Orodes im Jahre 50, ſein Heer aus Syrien zurückzuziehen.

In der Hauptſtadt hatte die Anarchie bereits im Jahre 58, mit Cäſars Abgange nach Gallien begonnen, und die Machthaber gewährten dem Clodius mit ſeinen Banden eine weitgehende



Grabmal der Cäcilia Metella an der Appiſchen Straße aus der letzten Zeit der Republik.

Photogr. Aufnahme von Anderſon, Rom.

Nachſicht; in den Straßen Roms hörte jede Sicherheit auf. Zu Anfang des Jahres 52 kam es auf der Via Appia zwiſchen den Banden des Clodius und den Gladiatoren des Milo zu offenem Kampfe, in dem Clodius ermordet wurde. Das Volk verbrannte die Leiche des Clodius in der Curie, und die Curie geriet dabei in Brand; den Milo hat ſelbſt die Verteidigung Ciceros nicht retten können, er wurde verurteilt und ging nach Maſſilia ins Exil. Um Ordnung zu ſchaffen, entſchloß der Senat ſich zu einer Art von Diktatur: Pompejus wurde Konſul ohne Kollegen.

Aber wie man ſeit dem Jahre 63 in Rom die Rückkehr des ſiegreichen Pompejus aus dem Orient erwartet und gefürchtet hatte, ſo fing jetzt die Sorge vor der Rückkehr Cäſars aus Gallien an, auf den Gemütern der hauptſtädtiſchen Politiker zu laſten. Nach den Beſtimmungen der ſullaniſchen Verfaſſung konnte Cäſar, der im Jahre 59 zum erſtenmal Konſul geweſen war, ſich erſt für das Jahr 48 zum zweitenmal um das Konſulat bewerben; dazu aber war er entſchloſſen und er wünſchte, bis dahin ſeine galliſche Statthalterſchaft zu behalten, mit ſeinem ſiegreichen Heere gedachte er die Präſidentſchaft der Republik zu übernehmen. Eben das aber fürchteten ſeine Gegner, der Senat und die Partei der extremen Republikaner, Cato an der Spitze des Unentwegten. Von der größten Bedeutung war dabei das Verhalten des Pompejus, und dieſen beſtimmte der eigene Ehrgeiz und die Eiferſucht gegen Cäſar. Dieſe Situation hat die Gegner Cäſars einander genähert und zu einer Verſtändigung gebracht. Als Konſul ohne Kollegen hat Pompejus im Jahre 52 ſeinen Frieden mit dem Senate, ja ſelbſt mit M. Cato gemacht. Cäſar wünſchte für 48 das Konſulat, als Konſul konnte er dann den Pompejus aus der Macht hinausmanövrieren oder einen unvermeidlichen Krieg mit den günſtigſten Ausſichten führen. Der Senat dagegen gedachte, den Pompejus gegen Cäſar auszuſpielen und von ſeiner Kriegserfahrung Nutzen zu ziehen, er fußte auf den militäriſchen Erfolgen des Pompejus und kannte die Fähigkeiten Cäſars nicht zur Genüge. Über die politiſche Unfähigkeit des Pompejus wird der Senat wohl im Klaren geweſen ſein, aber die konnte ihm nur willkommen ſein, nach einem Siege des Pompejus über Cäſar mochte er es ſich wohl zutrauen, mit Pompejus fertig zu werden. Für das Jahr 51 bewarb ſich M. Cato um das Konſulat, in der Abſicht, die Abberufung Cäſars aus Gallien herbeizuführen, indeſſen war man noch nicht ſo weit, mit Cäſar brechen zu können; Cato fiel mit ſeiner Bewerbung durch. Aber ſchon ſtand in der Tat alles im Zeichen der Cäſarfrage; was auch geſchah, es handelte ſich jetzt ſtets darum, die Abſichten Cäſars zu fördern oder zu vereiteln. Senat und Volksverſammlungen nahmen zu dieſer Frage Stellung: aus ſolchem Kampfe iſt der Bürgerkrieg erwachſen.

26. Der Bürgerkrieg und die Monarchie Cäſars.

Für das Jahr 51 war zwar nicht Cato ſelber zum Konſul gewählt worden, wohl aber ein entſchiedener Anhänger Catos, M. Claudius Marcellus, und dieſer verſuchte bereits die Frage der Wiederbeſetzung der galliſchen Statthalterſchaften in Fluß zu bringen, obwohl das Geſetz des Pompejus und Craſſus vom Jahre 55 eine ſolche Diskuſſion im Senate nicht vor dem 1. März 50 geſtattete. Nach dem im Jahre 55 gültigen Herkommen war dem Cäſar damit ſeine galliſche Statthalterſchaft bis zum Antritt ſeines zweiten Konſulates, der am 1. Januar 48 erfolgen konnte, geſichert, da die konſulariſchen Provinzen vor der Wahl der Konſuln zu beſtimmen waren, die ſie nach Ablauf ihres Konſulates verwalten ſollten; war die Diskuſſion über dieſe galliſchen Provinzen alſo vor dem 1. März 50 verboten, ſo konnten für die Nachfolge Cäſars erſt die Konſuln des Jahres 49 in Ausſicht genommen werden, die alſo nicht vor Anfang 48 imſtande geweſen wären, den Cäſar in Gallien abzulöſen. Das hatte ſich freilich alles durch das Provinzialgeſetz des Pompejus vom Jahre 52 verſchoben, wonach die Konſuln und Prätoren erſt fünf Jahre nach ihrem Amte ihre Statthalterſchaft erhielten; in der Übergangszeit ſollte man auf Leute zurückgreifen, die eine ihnen zuſtehende Provinz tatſächlich nicht verwaltet hatten, und damit war die Möglichkeit gegeben, die Neubeſetzung der galliſchen Provinzen früher vorzunehmen und den Cäſar eher aus Gallien abzuberufen. Cäſar aber mußte darauf beſtehen, ſein zweites Konſulat unmittelbar an ſeine Statthalterſchaft anzuſchließen, weil ein amtfreier Zwiſchenraum ſeinen Gegnern die formelle Möglichkeit gegeben hätte, ihn wegen ſeiner Statthalterſchaft zur Verantwortung zu ziehen, und weil ſie eine ſolche Möglichkeit erſtrebten, um ihn durch einen politiſchen Prozeß zu ſtürzen. So kam es, daß dieſe Frage den Konflikt herbeiführen mußte. Beide Teile rüſteten ſich zum Kampfe und im Winter 50/49 waren die Legionen Cäſars aus Nordgallien her bereits im Anmarſch, ohne daß man in Rom davon eine Ahnung hatte.

Im Jahre 50 führte in Rom der Volkstribun C. Curio äußerſt geſchickt die Sache Cäſars, ſeit dem 10. Dezember 50 die neuen Tribunen M. Antonius und Q. Caſſius. Sie interzedierten gleich am erſten Tage ihrer Amtsführung dem Verſuche des Konſuls C. Claudius Marcellus, das Senatusconſultum ultimum gegen Cäſar beſchließen zu laſſen, trotzdem reiſte der Konſul nach Campanien zu Pompejus und veranlaßte ihn, das Kommando zu übernehmen. Am 20. Dezember 50 langte in Rom die Nachricht von dieſem Verfaſſungsbruche des Pompejus an, und ſofort reiſte Curio mit dieſer Kunde zu Cäſar nach Ravenna ab; er brachte ein Ultimatum Cäſars zurück, das er am 1. Januar 49 den neuen Konſuln, die eben in den Senat gingen, übergab. Wenn Cäſar ſich in dieſem Ultimatum dazu verſtand, eine Niederlegung ſeines Kommandos vor dem Antritt ſeines zweiten Konſulates anzubieten, ſo hat er die Annahme dieſes Ultimatums nicht gewünſcht und ſeine Ablehnung ſicher erwartet, wie ſie denn auch von ſeiten ſeiner Gegner, die den Krieg nicht hinausgeſchoben wünſchten, erfolgte. Am 7. Januar 49 beſchloß der Senat nun wirklich das Senatusconſultum ultimum gegen Cäſar, und bereits in der folgenden Nacht reiſten die Tribunen Antonius und Caſſius zu Cäſar ab, nachdem ſie noch vorher einen Kurier mit der Nachricht von dieſem Senatsbeſchluſſe an Cäſar nach Ravenna abgeſandt hatten. Am 10. Januar traf der Kurier bei Cäſar ein, und in der folgenden Nacht brach Cäſar auf, um mit ſeinem Heere in Italien einzufallen, er überſchritt den kleinen Grenzfluß, der ſeine galliſche Provinz von Italien ſchied, den Rubico, der Würfel war damit gefallen, die zu ihm geflohenen Tribunen traf er am 11. Januar

Odyſſeelandſchaft: Zerſtörung der Schiffe durch die Läſtrygonen

Wandgemälde aus dem erſten Jahrhundert v. Chr., früher in einem Hauſe auf dem esquiliniſchen Hügel in Rom. Das Original befindet ſich jetzt in der Bibliothek des Vatikans zu Rom

Odyſſeelandſchaft: Zerſtörung der Schiffe durch die Läſtrygonen
Wandgemälde aus dem erſten Jahrhundert v. Chr., früher in einem Hauſe auf dem esquiliniſchen Hügel in Rom. Das Original befindet ſich jetzt in der Bibliothek des Vatikans zu Rom

zu Ariminum. Am 14. Jannar beantwortete der Senat die Kunde vom Einbruche Cäſars in Italien durch das decretum tumultus; zur Erklärung des Cäſar zum Feinde, zum hostis und zur offenen Erklärung des Krieges, des bellum, iſt es aber nicht gekommen, denn zur Überraſchung des Senates erklärte Pompejus am 17. Januar, er könne Rom nicht halten, noch am ſelben Tage verließ er die Hauptſtadt, und die Regierung löſte ſich auf. Am 17. März 49 ſtieß Pompejus von Brundiſium aus in See und verließ Italien, von Cäſar hinausmanövriert. Der Bürgerkrieg iſt im weſentlichen außerhalb Italiens geführt worden.

Über das Meer hätte Cäſar jetzt dem Pompejus nicht folgen können, weil er keine Flotte hatte, und es wäre auch darum bedenklich geweſen, weil die ſpaniſchen Legaten des Pompejus, Afranius und Petrejus, im Rücken Italiens ſtanden. So wandte ſich denn Cäſar jetzt nach Rom, und bald ging es weiter, durch Südgallien nach Spanien; bereits am 2. Auguſt 49 war durch die Kapitulation des Afranius und Petrejus bei Ilerda, bei Lerida, dieſer ſpaniſche Krieg entſchieden. Auf ſeinem Hinwege nach Spanien hatte Maſſilia dem Cäſar den Eintritt verweigert, er hat es belagern laſſen, und bei ſeiner Rückkehr aus Spanien ergab ſich ihm Maſſilia. Hier erhielt er die Nachricht von ſeiner inzwiſchen in Rom erfolgten Ernennung zum Diktator, durch ein Geſetz, das der Stadtprätor M. Ämilius Lepidus beantragt hatte: es handelte ſich dabei nicht um die alte Diktatur, ſondern um die neue, wie ſie Sulla begründet hatte, wie ſie nicht im Rahmen der Verfaſſung, ſondern über der Verfaſſung ſtand, eine konſtituierende Gewalt mit der Befugnis, den Staat zu ordnen. In den elf Tagen, die der Diktator Cäſar dann in Rom zugebracht hat, ließ er ſich zum Konſul für das Jahr 48 wählen und gab den Galliern zwiſchen Po und Alpen, den Transpadanern, die im Jahre 89 latiniſches Recht erhalten hatten, durch ein Geſetz das volle römiſche Bürgerrecht.

Während deſſen lagerte Pompejus von Dyrrhachium bis Theſſalonike, wo ſich um ihn ein Gegenſenat gebildet hatte; im Jahre 48 zog nun Cäſar gegen ihn, nicht mehr als Diktator, ſondern als Konſul, den Krieg, den er am 10. Januar 49 in offener Empörung begonnen hatte, führte er jetzt als das ordentliche legitime Oberhaupt des Staates. Bei Dyrrhachium erging es ihm übel, aber am 9. Auguſt 48 überwand er den Pompejus in Theſſalien, bei Pharſalos; Pompejus floh über Makedonien, Mytilene und Rhodos nach Ägypten, wo ihn König Ptolemäos XIV aber bei ſeiner Ankunft ermorden ließ, am 28. September 48. Cäſar dagegen erhielt jetzt die tribuniciſche Gewalt, die ihm perſönliche Unverletzlichkeit geben ſollte, und wurde zum zweitenmal Diktator, jetzt auf unbeſtimmte Zeit; M. Antonius wurde ſein Magiſter equitum. Nach Rom iſt Cäſar nach ſeinem Siege bei Pharſalos nicht gekommen, er ging vielmehr ebenfalls über Makedonien und Rhodos, zur See, nach Ägypten; Anfang Oktober 48 landete er zu Alexandria und blieb dort bis Juni 47. Hier träumte der Fünfziger einen Jugendtraum, hier hat die Königin Kleopatra ihm ſeinen einzigen Sohn geboren, der nach ihm den Namen Cäſarion trug. Von Ägypten zog dann Cäſar durch Syrien nach Kleinaſien, wo er am 2. Auguſt 47 bei Zela den Sohn des Mithradates, Pharnakes, beſiegte, der ſich wieder in den Beſitz ſeines väterlichen Reiches geſetzt hatte; die Rückkehr nach Italien erfolgte über Griechenland. Der Orient war überwunden, in Afrika aber hielten ſich die Catonianer, König Juba von Numidien mit ihnen im Bunde. Am 28. Dezember 47 landete Cäſar bei Hadrumetum und am 6. April 46 ſiegte er bei Thapſus über König Juba, Cato tötete ſich in Utica. Noch im April des Jahres 46 wurde Cäſar auf zehn Jahre Diktator, jetzt wurde Lepidus ſein Magiſter equitum, Ende Juli 46 kehrte Cäſar nach Rom zurück. Aber in Spanien erhoben ſich die Söhne des Pompejus, Cn. Pompejus und Sex. Pompejus, noch einmal zog Cäſar nach Spanien zu Felde, am 17. März 45 beſiegte er bei Munda, n. ö. von Gades, den Cn. Pompejus, Anfang Oktober zog er triumphierend in Rom ein, er hat die Hauptſtadt nicht mehr verlaſſen, zum Partherkriege iſt es nicht mehr gekommen.

Nach ſeiner Rückkehr aus Afrika begann Cäſar mit der Neuordnung des Staates; der zweite ſpaniſche Krieg unterbrach ſie, aber nach dem Siege über die Söhne des Pompejus nahm er ſie energiſch wieder auf. In Rom ſelber gedachte er das Marsfeld zu bebauen und durch eine Verlegung des Tiberbettes die Stadt vor Überſchwemmungen zu ſchützen. Den Fucinerſee wollte er trockenlegen und durch einen Tiberkanal nach Tarracina die pomptiniſchen Sümpfe entwäſſern. Vom Tiber aus ſollte eine große Heerſtraße den Apennin überſchreiten und zum adriatiſchen Meere führen. Er gedachte den Iſthmos von Korinth zu durchſtechen. Er plante auch eine Reform des ius civile, und das Municipalweſen hat er wirklich durch ein allgemeines umfaſſendes Geſetz geregelt, deſſen Wortlaut uns noch erhalten iſt. Er ordnete auch den Kalender, der julianiſche trägt nach ihm den Namen. Vor allem aber handelte es ſich in der inneren Politik um die Stellung zum Senate, und hier gedachte Cäſar den Weg abzuſchließen und zu vollenden, den Gaius Gracchus und Marius eingeſchlagen hatten: das demokratiſche Bündnis des Tribunen und des vom Volke erhobenen Heerführers hatte in ſeiner Perſon ſich verkörpert, und jetzt ſchlug die Stunde für die Beſeitigung der Herrſchaft des ariſtokratiſchen Senates. Cäſar ſchädigte den Senat planmäßig und ſyſtematiſch durch Erhebung der disqualifizierteſten Subjekte zu Senatoren, dieſer Senat verlor alles Anſehen, er brauchte ja auch keines zu beſitzen, in dem neuen Regimente, wie es Cäſar plante, war für den Senat kein Raum, kein Raum für ſenatoriſche Mitregierung. Das neue Regiment erſchien zunächſt als eine demokratiſche Militärdiktatur, als ſolche hat ſie ähnlichen Erſcheinungen der Folgezeit den Namen Cäſarismus übermacht. Aber als letztes Ziel hatte Cäſar nicht bloß eine ſolche lebenslängliche Diktatur, ſondern das helleniſtiſche Königtum im Sinne. Es gibt keinen größeren Gegenſatz als ihn und Sulla, dieſe beiden genialen Männer der aufeinander folgenden Generationen, Sulla, ehrgeizig nicht für ſich perſönlich, ſondern für den Stand der Senatoren, und auf das Regiment verzichtend, ſobald er die Herrſchaft der Ariſtokratie geſichert glaubte: dagegen Cäſar, das perſönliche Regiment erſtrebend, aber auf demokratiſcher Grundlage, und vom Volke zu den höchſten Höhen getragen. Kaum war er, Ende Januar oder Anfang Februar 44, Diktator auf Lebenszeit geworden, da ging er auch bereits daran, der neuen Macht die endgültige äußere Form zu ſchaffen. Ihm genügte nicht der Beſitz der Macht ſelber, er wollte auch nicht auf ihren Glanz, auf ihren glänzenden Schein verzichten.

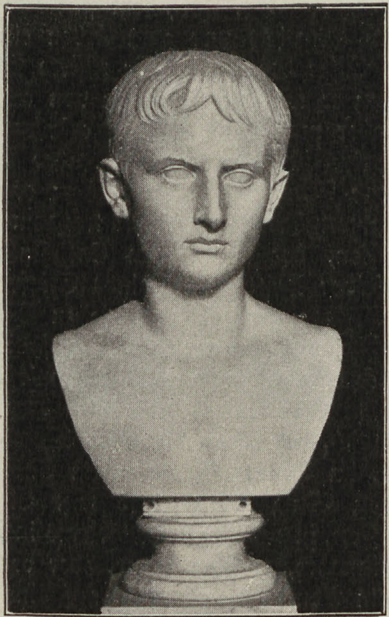
Am 1. Januar 44 fand man eine Statue Cäſars mit dem Diadem geſchmückt, zwei Tribunen entfernten es und ſie erklärten, Cäſar verlange nicht nach dem Diadem, ſie trafen damit ſchwerlich Cäſars Sinn. Am 26. Januar kehrte dieſer vom Albanerberg zurück, das Volk begrüßte ihn dabei als Rex, als König; die Anſtifter verhaften die Tribunen, aber dieſe läßt Cäſar durch Geſetz ihres Amtes entheben. Der Senat beſchließt für Cäſar die Königstoga, Cäſar empfängt ihn, ohne ſich von ſeinem Sitze zu erheben. Am Lupercalienfeſte des 15. Februar 44 ſuchte der Konſul M. Antonius, der vertrauteſte Freund Cäſars, das Diadem auf Cäſars Haupte zu befeſtigen, unter dem Applaus des Volkes; Cäſar lehnte ab, und das Volk applaudierte ſtärker: was wäre geſchehen, wenn der ſtärkere Applaus das Diadem ihm aufgedrungen hätte? Um die Niederlage des Craſſus zu rächen, rüſtete Cäſar ſich zum Partherkriege, am 18. März ſollte er zum Heere abgehen. Man hörte, in den ſibylliniſchen Büchern ſtehe, die Parther könnten nur von einem Könige überwunden werden, und es verbreitete ſich das Gerücht, der Quindecimvir L. Aurelius Cotta werde im Senate den Antrag ſtellen, Cäſar ſolle den Bürgern gegenüber Imperator und Diktator bleiben, indeſſen gegenüber den Provinzen und den auswärtigen Staaten den Königstitel führen.

Aber es waren bereits bedenkliche Zeichen eingetreten. An der Statue des Brutus, der nach der Sage die Könige vertrieben hatte, fand man eines Tages die Inſchrift: Wenn du doch lebteſt! Es bildete ſich eine Verſchwörung, von über ſechzig Mitgliedern der Ariſtokratie, ausgehend von den Prätoren C. Caſſius Longinus und M. Junius Brutus; den Cicero hatte man nicht ins Vertrauen gezogen. Für die Iden des März, für den 15. März 44, war auf dem Marsfelde in der Kurie des Pompejus eine Senatsſitzung anberaumt. Cäſar begab ſich in den Senat, aber er verließ ihn nicht als König: beim Eintritt in die Kurie wurde er zu den Füßen der Statue des Pompejus von den Verſchworenen ermordet.

Was Cäſar im Sinne hatte, war nicht die Erneuerung des alten römiſchen Königtums, wie die Tarquinier es beſeſſen hatten, es war vielmehr die moderne Form des helleniſtiſchen Abſolutismus, des helleniſtiſchen Königtums; als ein neuer Alexander hätte Cäſar den Völkern geboten. Die helleniſtiſchen Ideen, der Oſten hätte in dem Reiche Cäſars eine Schwerkraft ausgeübt, zu der zu gelangen nach Cäſars Ermordunng die Geſchichte noch dreier Jahrhunderte bedurft hat. In Italien und Rom ſelber wäre der Einfluß des Hellenismus ſchwerlich gleich ſtark aufgetreten, aber die Möglichkeit und den Gedanken einer Dekapitaliſierung Roms läßt bereits Cäſars Municipalgeſetz erkennen. Die Herrenſtellung der römiſchen Bürger gegenüber den Untertanen in den Provinzen aufzuheben, lag ſchwerlich bereits in der Abſicht Cäſars: erſt ganz allmählich hat das Kaiſertum dazu geführt. In Italien und Rom blieb Cäſar der Mann des Volkes, der den Kampf der Gracchen gegen den Senat zum Siege führte, aber den Sieger ſtach der Beſiegte in die Ferſe.

27. Das Triumvirat und der Fall Ägyptens, der Sieg des Auguſtus und der Ausgang der römiſchen Republik.

Goethe hat die Ermordung Cäſars die abgeſchmackteſte Tat genannt, die jemals begangen worden, und weit verbreitet iſt die Meinung, ſie ſei nicht nur ein Verbrechen geweſen, ſondern ein Fehler. In Wirklichkeit aber hat die Ariſtokratie, von der der Mord ausgegangen war, von ihrem Verbrechen Nutzen gezogen, wenn auch keinen unmittelbaren, ſo doch dauernden und bleibenden. Die Beſeitigung Cäſars lag in der Tat im Intereſſe der ſenatoriſchen Ariſtokratie, denn Cäſar war darauf ausgegangen, die politiſche Bedeutung des Senates zu beſeitigen; nun hatte vielmehr ihn die Ariſtokratie beſeitigt, mit vollendeter Skrupelloſigkeit in der Wahl der Mittel, durch politiſchen Meuchelmord. Auch Cäſars Erbe hat in der Folge mit der Möglichkeit gerechnet, ſolchem Haſſe zum Opfer zu fallen und er vermied es, an denſelben Stein zu ſtoßen; auch erkannte die unvergleichliche Klarheit ſeines Urteils die große Macht, über welche die Ariſtokratie noch immer tatſächlich verfügte, vor allem als Stand der Großgrundbeſitzer im Reiche. Und ſo gründete Auguſtus den neuen Staat nicht auf die Beſeitigung des Senates, ſondern auf ein Kompromiß mit ihm, auf eine Teilung der Gewalt. In der auguſteiſchen Verfaſſung hat die ſenatoriſche Ariſtokratie weit beſſere Bedingungen erhalten, als ſie von Cäſar jemals hätte erringen können.



Büſte des jungen Auguſtus. Orig. im Vatikaniſchen Muſeum zu Rom.

So war die Wirkung in der Folge und für die Dauer, im Moment und unmittelbar indeſſen war ſie anders: es folgten Proſkriptionen und Bürgerkrieg und die langen Jahre der Gewaltherrſchaft der Triumvirn; von einer Wiederherſtellung der Senatsherrſchaft war keine Rede. Und der Verblendung hatten die Mörder ſich in ihrem Wahne hergegeben, eine populäre Tat zu tun. Dem Volke lag gar nichts am Senate, volkstümlich und volksbeliebt war Cäſar.

Anſtatt vom Jubel des Volkes begrüßt zu werden, mußten die Verſchworenen ſich vielmehr auf dem Kapitol in Sicherheit bringen; und auch der Senat konnte ihre Tat nicht offen billigen, weil er ſonſt die Amtshandlungen Cäſars hätte kaſſieren müſſen und damit den ganzen Rechtszuſtand gefährdet hätte. Cäſars Kollege im Konſulate des Jahres 44 war Antonius, und er war nach Cäſars Ermordung ſofort an die Spitze des Staates getreten. Er hielt die Leichenrede auf Cäſar und entflammte die Wut des Volkes gegen die Mörder. Vermögen und Papiere Cäſars hatte Cäſars Witwe Calpurnia ihm übergeben, und dadurch ſteigerte er noch ſeine Macht; nicht nur, was Cäſar angeordnet hatte, ſondern auch, was er noch hätte anordnen wollen, erklärte der Senat für gültig, und im Beſitze der Papiere Cäſars handelte Antonius, wie er wollte. Das politiſche Erbe Cäſars anzutreten, ſchickte Antonius ſich an.

Nach dem Plane Cäſars hatten M. Brutus und C. Caſſius für das Jahr 43 die bedeutendſten Provinzen des Oſtens erhalten ſollen, Makedonien und Syrien; aber Brutus und Caſſius waren die ſchuldigſten unter den Mördern Cäſars, an Stelle Makedoniens und Syriens wurden ihnen jetzt die geringfügigſten Provinzen, Kreta und Kyrene, überwieſen. Ein anderer der Mörder, Decimus Brutus, war bereits für das Jahr 44 Statthalter von Gallia cisalpina, von Oberitalien, geworden. Durch ſeine Lage konnte Gallia cisalpina den ſtärkſten Einfluß auf die Beherrſchung Italiens üben und war daher die wichtigſte Provinz. Da es dem Antonius darauf ankam, ſich nicht nur während ſeines Konſulates, ſondern auch ſpäter zu behaupten, ſo ließ ſich Antonius für das Jahr 43 dieſes Gallien und die von Cäſar eroberten Gebiete des jenſeitigen Gallien zuſprechen. Gallia Narbonenſis war in den Händen eines anderen Cäſarfreundes, des M. Lepidus, der im Jahre 44 der Magiſter equitum des Diktators Cäſar geweſen war.

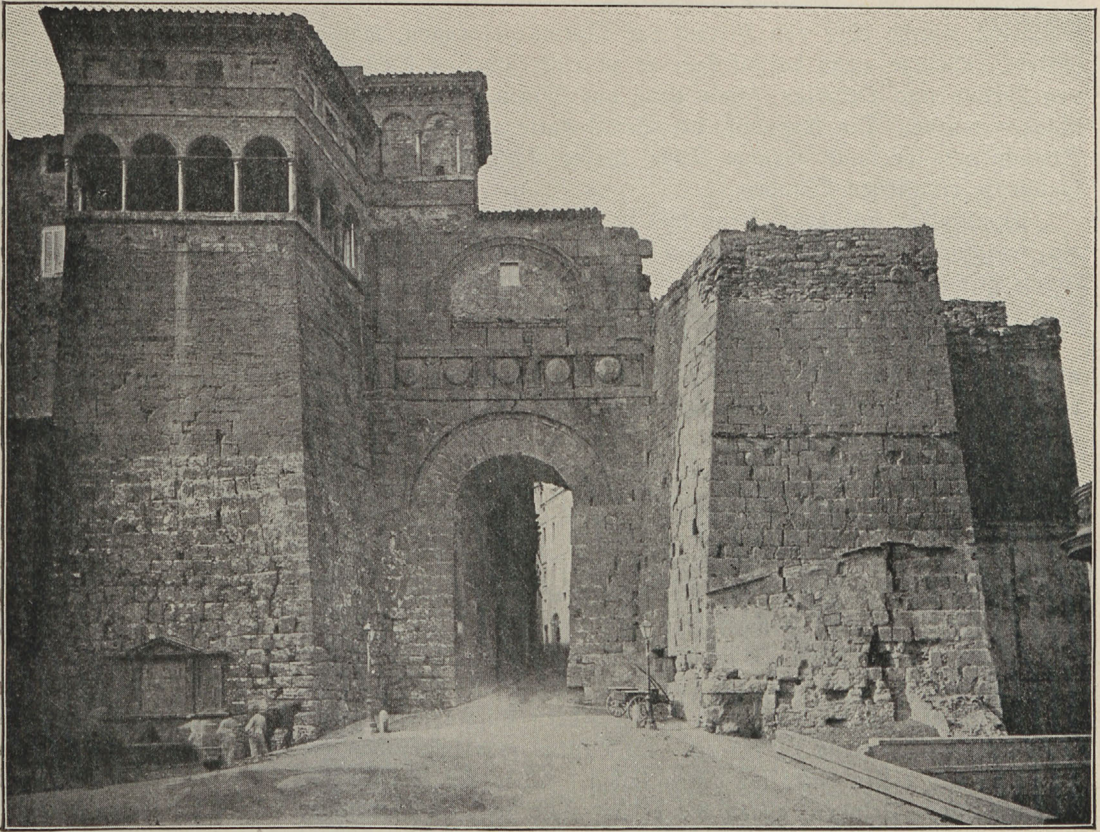
Aber indem Antonius das politiſche Erbe Cäſars für ſich in Anſpruch nahm, verletzte er die Intereſſen von Cäſars perſönlichem Erben, ſeinem Großneffen und Adoptivſohn C. Octavius. Um Cäſars Erbe kam es zum Streite zwiſchen dem Freunde Cäſars und Cäſars Sohne, und erſt die Schlacht von Aktium hat den Streit endgültig entſchieden.

Cäſars Großneffe C. Octavius, der Enkel von Cäſars Schweſter Julia, war im Konſulate Ciceros geboren, am 23. September 63 v. Chr., jetzt ſtudierte er zu Apollonia in Epiros; Cäſar hatte ihn teſtamentariſch adoptiert und zum Erben eingeſetzt, er heißt jetzt C. Julius Cäſar Octavianus, Octavian iſt Cäſar der Sohn. Er rüſtete ſich die Erbſchaft anzutreten und kam im Frühjahr 44 nach Rom; er war ein Jüngling von achtzehn Jahren, und noch ahnte niemand, was in ihm ſteckte, aber man ſollte es bald erfahren.

Er hielt zunächſt den Antonius für ſeinen Freund, aber Antonius kam ihm kühl entgegen, das politiſche Erbe Cäſars wollte Antonius für ſich ſelber; er verweigerte dem Octavian die Auszahlung von Cäſars Privatvermögen. Aber um trotzdem dem Volke der Hauptſtadt die Vermächtniſſe Cäſars auszuzahlen, bot in kühnem Entſchluſſe Octavian ſein eigenes Immobiliarvermögen, ſowie das ſeiner Mutter und ſeines Stiefvaters öffentlich zum Verkaufe aus und wurde mit einem Schlage populär. Spiele zu Ehren Cäſars ſtattete er glänzend aus, und als das Volk die Erſcheinung eines Kometen auf die Erhebung Cäſars in die Reihe der Götter deutete, errichtete er dem Cäſar eine Statue mit einem Sterne auf dem Haupte. So geriert er ſich als der wahre Erbe Cäſars und wird dem Antonius immer unbequemer. Auch der Senat begann allmählich, ſich gegen die Gewaltherrſchaft des Antonius aufzulehnen, und im September 44 beginnt im Senate Cicero gegen Antonius den Kampf auf Tod und Leben. Wie Demoſthenes gegen König Philipp, ſo hält Cicero ſeine philippiſchen Reden gegen Antonius. Es kam die Zeit, in der Cicero, anders als in ſeinem Konſulate vom Jahre 63, wirklich eine große Stellung einnahm, er ging unter, aber er fiel mit Ehren.

Für die Folge bot ſich dem Senate die Ausſicht auf eine Stütze in M. Brutus und in Caſſius, die im Herbſt 44 Italien verließen, nicht, um Kreta und Kyrene zu übernehmen, ſondern um doch in den Beſitz von Makedonien und Syrien zu gelangen. Indeſſen die Hauptſache und die nächſte Sorge war Italien, und hier traf es ſich günſtig für den Senat, daß auch Octavian in Antonius ſeinen Gegner erblicken mußte. Octavian hatte eben ſein neunzehntes Lebensjahr vollendet.

Seine politiſche Tätigkeit hat der ſpätere Kaiſer Auguſtus als Revolutionär begonnen, denn es war Revolution, wenn der Privatmann Octavian aus den cäſariſchen Veteranen in Campanien ein Heer von 10 000 Mann zuſammenbrachte und ſich an ſeine Spitze ſtellte, noch dazu gegen den legitimen Konſul, gegen Antonius. Hier zeigt ſich zum erſtenmal die vollendete Skrupelloſigkeit des jungen Mannes. Er war nicht böſe von Natur, denn er empfand niemals Freude an fremdem Schmerze, aber er ſtand jenſeit aller Moral; er war jeder Handlung fähig, deren er zu ſeinem Zwecke bedurfte, und ſein Ziel iſt immer die Macht geweſen und die Herrſchaft, aber nur die wirkliche Macht und nicht ihr Schein. Es trug in ſich den ganz großen Ehrgeiz, der wirken wollte, der aber nicht den geringſten Wert auf den äußeren Schein legte, der vielmehr, im Beſitz der Macht, den Schein dieſes Beſitzes eher mied als Odium weckend. Aber was er auf dem Wege zur Macht für notwendig hielt, das tat er, unbekümmert um jede Perſon und jede Rückſicht. Er war klüger als ſie alle und mit ſeinen neunzehn Jahren ſicherer, planmäßiger und zielbewußter; verſchloſſen trug er alles in ſich und mußte ſich allein beraten, wer hätte ihn beraten ſollen? Als er ſich mit Cicero verſtändigte, mochte Cicero ihn wohl unterſchätzen, wer wußte denn damals, was in ihm ſteckte?



Das Stadttor von Peruſia. Photographiſche Aufnahme von Alinari, Florenz.

Aber den Vorwurf eitler Kurzſichtigkeit ſoll man dem Cicero nicht machen. Gewiß konnte der Erbe Cäſars kein aufrichtiger Freund der Republik und des Senates ſein, aber unnatürliche Bündniſſe von Männern und Parteien, die in ihren letzten Zielen differieren, kommen gelegentlich immer wieder. In ſolchen Fällen liegt momentane Intereſſengemeinſchaft vor, in der Regel handelt es ſich um den Sturz eines gemeinſamen Feindes. Der Augenblick des Sieges bringt dann die Kriſis, den Preis des Sieges will dann jeder für ſich allein, und mit dem Siege bricht das Bündnis auseinander. So ſollte es auch diesmal kommen.

Im November 44 erſchien Octavian in Rom und verſicherte das Volk ſeiner republikaniſchen Abſichten; dann zog er nach Nordetrurien, um, wenn möglich, ſich mit D. Brutus von Gallia cisalpina zu vereinigen. Zwei von den Legionen des Antonius waren zu Octavian abgefallen, ſo wirkte der Name Cäſar. Als bald darauf auch Antonius in Rom erſchien, wollte er den Octavian zum Staatsfeinde, zum Hochverräter, erklären laſſen, nahm aber wegen der Stimmung der Legionen davon Abſtand. Dann ging auch er nach Norden, nach Ariminum, um dem Brutus Gallien abzunehmen. Brutus erklärte, auch nach dem 1. Januar 43 Gallien zur Verfügung des Senates zu halten und dem Antonius übergeben zu wollen, der Senat ſprach Gallien dem Brutus jetzt auch ausdrücklich zu, Antonius aber belagerte ihn in Mutina. Am 1. Januar 43 traten die alten Cäſarianer A. Hirtius und C. Panſa, die aber jetzt auf der Seite des Senates ſtanden, das Konſulat an, Antonius war nicht mehr Präſident der Republik und im Kampfe gegen ihre Regierung, dem Octavian verlieh der Senat proprätoriſches Imperium und legitimierte damit ſein Kommando. Von den Konſuln geht Hirtius zum Heere Octavians ab und Panſa veranſtaltet eine Aushebung; mit dem neu ausgehobenen Heere zieht auch er nach Norden, wo Antonius noch immer den D. Brutus in Mutina belagerte. Kurz vor dem 20. April 43 ſchlug Antonius den Panſa bei Forum

Gallorum, wurde aber von Hirtius vor Mutina geſchlagen, während Octavian das Lager beſchützte. Wenige Tage darauf kam es zu einer zweiten Schlacht bei Mutina, in der Antonius von Hirtius und Octavian, ſowie dem aus Mutina ausfallenden D. Brutus vollſtändig geſchlagen wurde. Die Republik, der Senat hatte geſiegt, aber der Konſul Hirtius war in der Schlacht gefallen, und wenige Tage ſpäter ſtarb der Konſul Panſa an ſeinen bei Forum Gallorum erhaltenen Wunden.

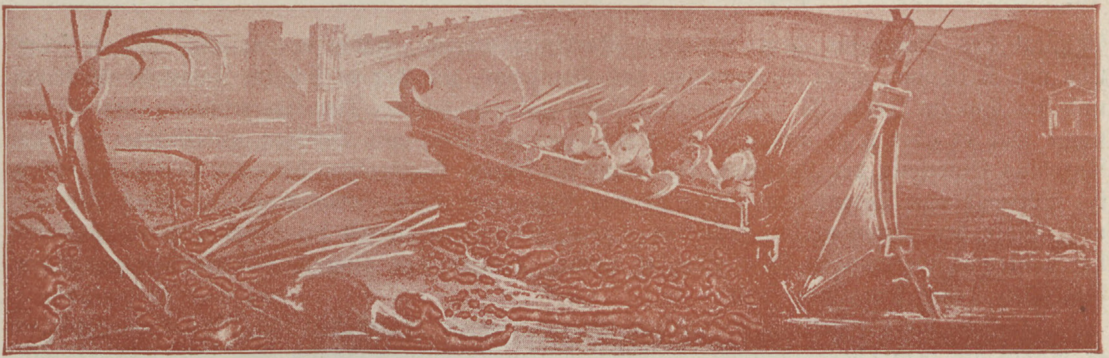
Unmittelbar mit dem Siege trat in dem Bündnis des Senates und Octavians die Kriſis ein, jetzt ſuchte der Senat ſich ſeiner zu entledigen, der Mohr hatte ſeine Schuldigkeit getan, er konnte gehen. Nicht dem Octavian, ſondern dem D. Brutus überwies der Senat das Kommando über das Heer der gefallenen Konſuln. Nur der kleine Triumph wurde dem Octavian bewilligt.

Schwer verletzt, geht jetzt auch Octavian ſeine eigenen Wege, er verfolgt den Antonius nicht energiſch und läßt ihn ſich in Gallia Narbonenſis mit Lepidus vereinigen, er ſchafft dadurch die Möglichkeit einer Verſtändigung mit Antonius und bereitet andrerſeits ſeinen Bruch mit dem Senate vor. Nachdem eine Abordnung ſeines Heeres mit ihren Demonſtrationen und Forderungen keinen Erfolg in Rom gehabt hatte, zog Octavian ſelber mit ſeinem Heere Anfang Auguſt 43 nach der Hauptſtadt und erzwang ſich jetzt alles. Er ließ ſich jetzt zum Konſul wählen und trat am 19. Auguſt 43 das Konſulat an. Er war noch nicht volle zwanzig Jahre, als er die Präſidentſchaft der Republik übernahm, noch waren nicht anderthalb Jahre ſeit der Ermordung Cäſars vergangen, in wenigen Monaten war Cäſar der Sohn vom Revolutionär und Hochverräter zum legitimen Oberhaupte des Staates geworden. Die Frucht des unnatürlichen Bündniſſes mit dem Senat hatte er gebrochen.

Auf Grund eines Geſetzes, das ſein Kollege im Konſulat, Q. Pedius, beantragt hatte, unternahm er nun die Rache an den Mördern Cäſars; und ſodann hatte er den Krieg gegen Antonius und Lepidus zu führen. D. Brutus war inzwiſchen dem Antonius in die Hände gefallen, und dieſer hatte ihn töten laſſen. Aber der Präſident der Republik verſtändigte ſich jetzt mit ihren Feinden, gegen die er ins Feld zog; im November 43 kam man bei Bononia zuſammen, die drei Männer vereinigten ſich zu gemeinſamer Beherrſchung des Staates, und Octavian vermählte ſich mit Clodia, der Stieftochter des Antonius. Auf Grund eines Geſetzes des Tribunen P. Titius traten Antonius, Cäſar der Sohn und Lepidus als Triumvirn an die Spitze des Staates; dies Triumvirat war, anders als die Verabredung des Pompejus, Cäſar und Craſſus vom Jahre 60 zu gemeinſamer Beeinfluſſung des Staates, auch formell eine Magiſtratur, die noch über dem Konſulate ſtand. Am 27. Januar 43 traten die Triumvirn ihr Amt an, zunächſt auf fünf Jahre, bis Ende 38 v. Chr. Sie waren die alleinigen Herren über das Heer und die Provinzen.

Dem Einzuge der Triumvirn folgte die Publikation eines Proſkriptionsediktes auf dem Fuße; gegen 300 Senatoren und 2000 Ritter fielen der Proſkription zum Opfer, die Triumvirn verſtanden es, ſich ihrer Feinde zu entledigen. Der erlauchteſte unter den Proſkribierten war Cicero, Octavian hat ihn dem Haſſe des Antonius preisgegeben. Am 7. Dezember 43 wurde Cicero bei Gaëta getötet, er iſt mit Würde in den Tod gegangen. Den Cäſar nahm, zwei Jahre nach ſeiner Ermordung, der Senat in die Reihe der Götter des Staates auf, es iſt der Divus Julius, und Octavian war jetzt eines Gottes Sohn.

Die Triumvirn hatten Anſpruch auf das ganze Reich, auf alle Provinzen, aber auf dem Meere hielt ſich Sextus Pompejus, den der Senat im Frühjahr 43 zum Präfekten der Flotte und der Küſten erhoben hatte; auch er ſtand auf der Proſkriptionsliſte, aber man hatte ihn nicht, und bald ſetzte er ſich in den Beſitz Siciliens. Und im Oſten waren Makedonien und Spanien in den Händen des Brutus und Caſſius; neben und vor Sextus Pompejus waren ſie der Hort der Republikaner. Ihre Bekämpfung war die nächſte Aufgabe der Triumvirn; gegen ſie zogen jetzt Antonius und Octavian. Ende September 42 kam es bei Philippi zu einem Kampfe, in dem Antonius den Caſſius beſiegte, während Octavian von Brutus geſchlagen wurde; Caſſius gab voreilig alles verloren und tötete ſich. Nach zwanzig Tagen, Mitte Oktober 42, kam es zu einer zweiten Schlacht bei Philippi, in der Antonius und Octavian den Brutus beſiegten. Nun tötete ſich auch Brutus, die Niederlage der Republik war entſchieden.



Römiſche Schiffe. Wandgemälde aus Pompeji. Photographiſche Aufnahme.

Der Vertrag von Bononia vom Jahre 43 hatte dem Antonius Gallia cisalpina und Gallien jenſeits der Alpen mit Ausnahme der Narbonenſis überwieſen, dem Lepidus Spanien und die Narbonenſis, dem Octavian Afrika, Sicilien und Sardinien mit Korſika. Jetzt, nach der Beſiegung des Brutus und Caſſius, verſtändigten ſich Antonius und Octavian in dem Vertrage von Philippi; Lepidus war als Konſul in Italien zurückgeblieben, daß er am Kriege gegen Brutus und Caſſius nicht ebenfalls teilgenommen hatte, hat ihn geſchädigt, in dem Vertrage von Philippi wurde ohne ihn über ihn mit entſchieden. Noch kam der Oſten nicht zur Verteilung, und im Weſten ſchied Gallia cisalpina aus der Reihe der Provinzen aus. Mit Italien vereinigt, ſollte es dem konſulariſch-ſenatoriſchen Regimente unterſtehen, ſonſt hätte derjenige Triumvir, dem Gallia cisalpina zufiel, eine allzu ſtarke Gewalt über Italien ausüben können. Lepidus mußte Spanien und die Narbonenſis abgeben und erhielt dafür Afrika von Octavian; die Narbonenſis kam an Antonius, unter dem jetzt alſo das ganze Gallien jenſeits der Alpen ſtand. Octavian, der Afrika dem Lepidus abgab, und dem Sextus Pompejus Sicilien genommen hatte, erhielt Spanien.

Wenn der Vertrag von Philippi den Orient auch noch nicht berückſichtigt hatte, ſo fanden doch wenigſtens tatſächlich ſchon jetzt Antonius im Oſten und Octavian im Weſten ihre Wirkſamkeit, und Lepidus ſah ſich ſchon damals von der großen Politik ausgeſchloſſen. In Italien aber kam es im Jahre 41, als L. Antonius, der Bruder der Triumvirn, Konſul war, zu Schwierigkeiten und zum Kriege. Es handelte ſich um die Verſorgung der Veteranen durch Landanweiſungen in Italien, und die dabei unvermeidlichen Wirren — ſie bedrohten auch Virgil — wurden dadurch noch geſteigert, daß dem Octavian dabei L. Antonius, ſowie ſeine eigene Schwiegermutter Fulvia, die Gemahlin des Antonius, die Mutter der Clodia entgegentraten; ſeine Ehe mit Clodia hat Octavian damals gelöſt. Es kam zum Kriege, L. Antonius wurde in Peruſia eingeſchloſſen und mußte im März 40 kapitulieren; von dieſer Belagerung ſind Schleuderbleie mit derben Soldatenſcherzen noch erhalten. Die Spannung, die ſchon dieſer Krieg zwiſchen Octavian und M. Antonius herbeiführen mußte, wurde dadurch nicht geringer, daß M. Antonius ſich unterdeſſen im Orient feſtgeſetzt und Octavian ſich dafür Galliens jenſeit der Alpen bemächtigt hatte. Als M. Antonius nach Italien kam und Octavian ihm Brundiſium verſchloß, brach der offene Zwiſt aus, deſſen Beilegung indeſſen durch den Tod der Fulvia erleichtert und im September 40 durch den Vertrag von Brundiſium erreicht wurde: er überwies dem Antonius den Oſten und dem Octavian Weſteuropa einſchließlich von Illyricum. Antonius vermählt ſich jetzt mit Octavians Schweſter Octavia.

Sicilien war in den Händen des Sextus Pompejus, der im Jahre 40 dem Octavian auch noch Sardinien abnahm, und da er als Beherrſcher des Meeres der Hauptſtadt Rom die Zufuhr abſchnitt, ſo ſah ſich Octavian zu einer Verſtändigung mit ihm genötigt. Im Jahre 39 nahmen Antonius und Octavian im Vertrage von Puteoli den Pompejus in ihre Gemeinſchaft auf; außer Sicilien und Sardinien erhielt er noch den Peloponnes, ein wahrer See- und Inſelkönig, und übernahm dafür die Sorge für die Getreidezufuhr nach der Hauptſtadt. Aber der Friede zwiſchen Octavian und Pompejus war von kurzer Dauer, als ein

Admiral des Pompejus dem Octavian Sardinien verriet, nahm er an; auch löſte er ſeine Ehe mit Scribonia, einer Verwandten des Pompejus, mit der er ſich im Jahre 40 vermählt und die ihm im Jahre 39 ſeine Tochter Julia geboren hatte. Zur Überwindung des Pompejus war er aber nicht imſtande, falls Antonius ihn nicht mit Schiffen unterſtützte; und da Antonius ſeinerſeits der Legionen Octavians für ſeinen Partherkrieg bedurfte, ſo gab Antonius im Vertrage von Tarent vom Jahre 37 den Pompejus dem Octavian preis. Auch Lepidus unterſtützte den Octavian im ſiciliſchen Kriege, Pompejus wurde bei Mylä und entſcheidend bei Naulochos überwunden, 36 v. Chr., er verließ Sicilien und ging nach Kleinaſien, wo er im folgenden Jahre ſein Ende fand.

Lepidus aber forderte jetzt Sicilien für ſich, indeſſen verließen ihn ſeine Soldaten und er mußte ſich dem Octavian ergeben; dieſer entkleidete ihn, tatſächlich, des Triumvirates und nahm Afrika in Beſitz, er wies ihm Circeji als Wohnſitz an, ſpäter durfte oder mußte er wieder nach Rom. Lepidus wurde nicht formell des Triumvirates enthoben — das konnte durch Geſetz oder Senatuskonſult oder beides geſchehen, aber mit der formellen Abſetzung eines der Triumvirn hätte auch das Triumvirat aufgehört —, ſondern er wurde nur tatſächlich an der Ausübung ſeiner Rechte behindert. Nach dem Vertrage von Tarent war der Triumvirat, deſſen fünf Jahre Ende 38 abgelaufen waren, für weitere fünf Jahre durch Geſetz verlängert worden; Ende 33 waren auch dieſe zweiten fünf Jahre zu Ende, und eine weitere geſetzliche Verlängerung fand nicht ſtatt. Vom 1. Januar 32 an war alſo Lepidus auch von Rechts wegen nicht mehr Triumvir. Dagegen blieb ihm lebenslänglich die Stellung des Pontifex maximus, in der er 44 v. Chr. dem Cäſar gefolgt war; nach ſeinem 13 v. Chr. erfolgten Tode übernahm Auguſtus dieſe Würde, die nun bis auf Gratian mit dem Kaiſertum verbunden blieb.

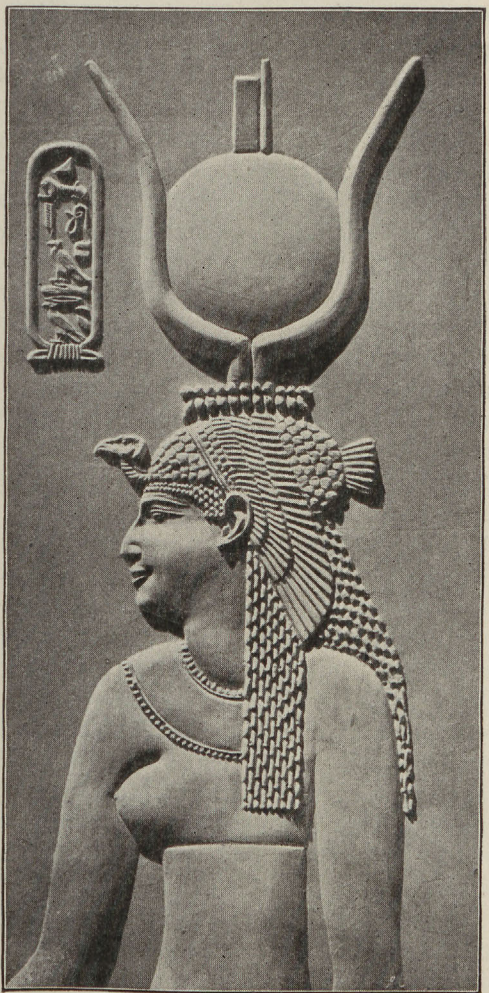
Nach der Beſeitigung des Sextus Pompejus und des Lepidus im Jahre 36 ſtanden Antonius und Octavian ohne Puffer nebeneinander, wie Pompejus und Cäſar ſeit dem Tode des Craſſus, ſeit 53 v. Chr; Antonius im Oſten, Octavian im Weſten gebietend. Dies Jahr 36 gibt der Entwickelung beider die entſcheidende Wendung. Antonius geht im helleniſtiſchen Königtum auf, und ſeine Ziele gehen auf eine Erneuerung der Alexandermonarchie hinaus, das führte mindeſtens zu einer Dekapitaliſierung Roms, und der Schwerpunkt des Reiches wurde dann nach dem Oſten verlegt, falls überhaupt noch die Reichseinheit hielt und nicht gleich damals der Oſten und Weſten des Reiches ſich ſchieden, wie es 400 Jahre ſpäter wirklich geſchah. Demgegenüber vertrat Octavian vom Weſten, von Rom aus, die Intereſſen der Reichseinheit und Italiens, von jetzt ab fallen ſeine perſönlichen Intereſſen mit den traditionellen Intereſſen des römiſchen Staates und Reiches zuſammen, und das wird zum Wendepunkte auch in ſeiner inneren Entwickelung. Das ſchwere pſychologiſche Problem, das die Perſon des Auguſtus bietet, liegt in der Frage, wie aus der kalten Klugheit des jungen Mannes mit ihrer ſkrupelloſen Rückſichtsloſigkeit und unheimlichen Sicherheit die Weisheit des Kaiſers erwuchs, der das Heil und der Segen der Menſchheit wurde, den die Verehrung der ganzen Welt trug. Der Menſch ändert ſich nicht in ſeinem Weſen, er werde denn von neuem geboren, und von einer Wiedergeburt, die die Tiefen der Seele in gewaltigem Sturm aufrüttelt, iſt bei Auguſtus nichts zu ſpüren; aber neben der inneren Kataſtrophe ſteht die unmerkliche leiſe Wandlung:

Und ſolang du das nicht haſt,
Dieſes: Stirb und werde!
Biſt du nur ein trüber Gaſt
Auf der dunklen Erde.

Mit dem Jahre 36 begannen die perſönlichen Intereſſen Octavians ſich mit denen der Allgemeinheit zu decken, immer gewohnter wurde ihm ihr Zuſammenfallen und immer mehr empfand er die allgemeinen Intereſſen als ſein perſönliches Anliegen. Sein diametraler Gegenſatz iſt Ludwig XIV mit ſeinem l'Etat c'est moi: der römiſche Staat ging nicht in Auguſtus, ſondern Auguſtus ging im Staate auf. Er faßte ſein Amt als ſeine Pflicht und ſuchte ſein Recht in ſeiner Leiſtung; ihm ſtand es zu, von ſich zu ſagen: rei publicae inserviendo consumor.

Nach der Schlacht bei Philippi war Antonius im Orient geblieben und begann ihn ſeiner Herrſchaft einzufügen; in den erſten Jahren war in der Regel Athen ſeine Winterreſidenz.

Im Jahre 41 beſchied er die ägyptiſche Königin Kleopatra zu ſich nach Kilikien, nach Tarſos, zur Rechtfertigung ihres Verhaltens im Bürgerkriege. Die Begegnung mit Kleopatra wurde für Antonius verhängnisvoller als ſeinerzeit für den großen Cäſar. Als Cäſar im Jahre 48/47 einige Monate in Ägypten verträumte, wo Kleopatra ihm 47 ſeinen Sohn Cäſarion gebar, war er über fünfzig Jahr alt, Antonius ſtand im Jahre 41 im Anfange der vierziger. Wohl war Kleopatra, wie es ſcheint, nach Cäſars Rückkehr aus dem ſpaniſchen Kriege im Jahre 45 auf Cäſars Einladung nach Rom gegangen und iſt hier mit der größten Auszeichnung aufgenommen worden, ſie wohnte in Cäſars Garten in Traſtevere, ſie war noch zur Zeit ſeiner Ermordung in Rom anweſend, um es erſt dann zu verlaſſen; aber einen entſcheidenden Einfluß hat ſie auf Cäſar nicht geübt, das ergibt ſich aus ſeinem Teſtamente, in dem er ſeinen Großneffen C. Octavius adoptierte; hätte er ſeinen Sohn von Kleopatra adoptieren wollen, ſo hätten die juriſtiſchen Wege ſich ſchon gefunden. Anders ſtand es mit Antonius, die Reize der 28jährigen Kleopatra wirkten auf ihn ebenſo wie die der 21jährigen auf Cäſar, von Tarſos ging Antonius nach Ägypten und brachte den Winter 41/40 großenteils in Alexandria zu, im Jahre 40 gebar Kleopatra ihm die Zwillinge Alexander Helios und Kleopatra Selene. Nach dem Tode der Fulvia hatte Antonius ſich zwar im Jahre 40 mit Octavia vermählt, trotzdem vermählte er ſich im Jahre 36 formell mit Kleopatra und trat auch formell als Herrſcher Ägyptens ihr zur Seite. Der Sache nach war er jetzt König von Ägypten, nur führte er, aus Rückſicht auf Rom, nicht den Königstitel. Seine Ehe mit Octavia beſtand fort. Antonius war ein helleniſtiſcher König geworden und machte von dem orientaliſch-helleniſtiſchen Königsrechte der Polygamie Gebrauch, wie ſchon Alexander der Große. Nach römiſchem Rechte war die Bigamie unzuläſſig, aber eine Bigamie des Antonius auch juriſtiſch nicht vorhanden, denn ſeine Ehe mit Kleopatra war nach römiſchem Rechte nichtig.



Kleopatra. Ägyptiſches Relief aus Dendera. Original im Louvre zu Paris.

Schon ehe er Herrſcher von Ägypten wurde, hat Antonius einen Partherkrieg führen müſſen, er führte ihn in der Defenſive, als Herrſcher von Ägypten aber ging er zur Offenſive über, er lebte jetzt in den Ideeen des Hellenismus, er plante eine Erneuerung des Alexanderreiches.

Er hatte den Partherkrieg nicht geſucht, er mußte kämpfen, denn die Parther hatten angegriffen. Im Jahre 42 hatte der parthiſche Großkönig Orodes den Caſſius gegen die Triumvirn unterſtützt, als Abgeſandter des Brutus und Caſſius war Q. Labienus zu ihm gegangen und nach der Schlacht von Philippi bei den Parthern geblieben, er veranlaßte die Parther im Jahre 40 zu einem Einfalle in Syrien und Kleinaſien, er führte ſie bis nach Lydien und Jonien; erſt im Jahre 39 vertrieb der Feldherr des Antonius, Ventidius Baſſus, ſie aus Kleinaſien und Syrien, und als ſie im folgenden Jahre, 38, wieder in Syrien einfielen, ſchlug er ſie in Nordſyrien in der Schlacht bei Gindaros. Als Antonius im Jahre 36 ſeinen Rachezug unternahm und zur Offenſive gegen die Parther überging, hatte ſich der armeniſche König Artavasdes ihm angeſchloſſen und es ihm dadurch ermöglicht, zunächſt Kleinmedien anzugreifen. So brauchte er nicht direkt über den Euphrat zu gehen, er konnte dem gefährlichen Kampfe in der Ebene Meſopotamiens ausweichen und durch einen Umweg über Armenien die Parther täuſchen, er zog den Euphrat aufwärts, aber wohl iſt nicht an ſeinem nördlichen Quellfluſſe hinauf, ſondern an ſeinem ſüdlichen, dem Murad-Tſchai. Wenn Antonius an der Belagerung der Hauptſtadt von Kleinmedien ſcheiterte und den Rückzug durch Armenien antrat, ſo iſt deutlich, daß es mit einer Wiederherſtellung des Alexanderreiches noch gute Wege hatte, aber ſeine Machtſtellung in Ägypten und in der Oſthälfte des Reiches wurde damit nicht erſchüttert. Dagegen lagen ſeit dem Jahre 36 die Schwierigkeiten darin, daß von den Machthabern nur Antonius und Octavian noch übrig waren.

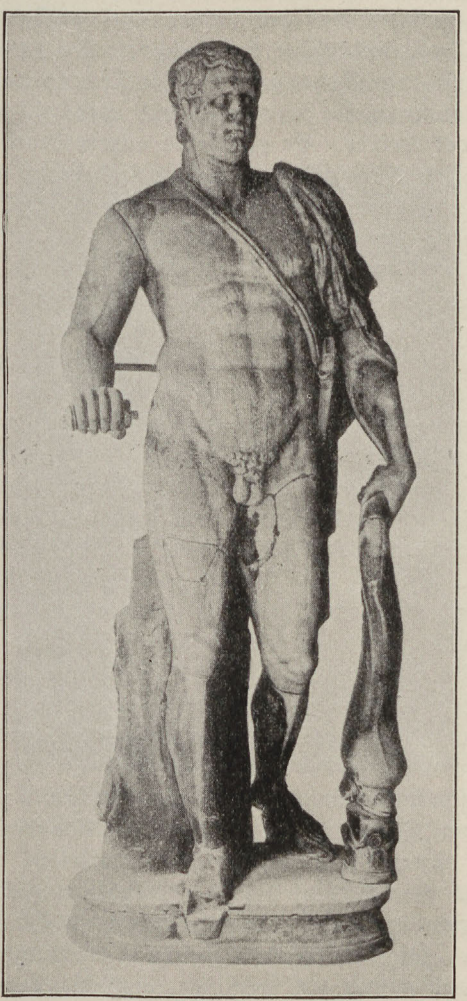
Nach der Beſeitigung des Sextus Pompejus und des Lepidus, jetzt allein dem Antonius gegenüberſtehend, beginnt Octavian bereits im Jahre 36 jene Wandlung ſeiner inneren Politik, die ihn zum Principate geführt hat, zu der Stellung des erſten unter den Bürgern, im Gegenſatze zu der Gewaltherrſchaft, wie die Triumvirn ſie bisher geübt, zu ihrer dominatio. Ihn bei ſolcher Stimmung feſtzuhalten, verlieh man ihm die tribuniciſche Gewalt, in der Hoffnung, ſie werde an die Stelle des Triumvirates treten, und in der Tat wurde ſie in der Folge, im Jahre 23 v. Chr., die Grundlage der Civilgewalt des Kaiſers. Nicht lange vor ſeinem im Jahre 39 erfolgten Tode, wahrſcheinlich eben im Jahre 36, denkt der Hiſtoriker Salluſt, der Schützling Cäſars, an Cäſar den Sohn bei ſeinen Worten von dem Jünglinge ſo hohen Ruhmes, der die Vorrangſtellung des Erſten, des Princeps, nach dem Wunſch und Willen des Volkes der Teilnahme an der dominatio vorzieht. Nach dem Jahre 36 war ein Konflikt zwiſchen Antonius und Octavian auf die Dauer nicht zu vermeiden, es fragte ſich nur, unter welchen Formen und Vorwänden ſich der Bruch vollzog und wann er ausbrach.

War der Bruch unvermeidlich geworden, ſo führte den Antonius ſein Intereſſe zu einer Beſchleunigung des Bruches, Octavian dagegen konnte warten, für ihn arbeitete die Zeit. Er ſperrte dem Antonius die Rekrutierung aus dem Weſten, und das bedeutete bei der anerkannten Überlegenheit des Weſtländers vor dem Soldaten aus den Oſten die ſichere allmähliche Verſchlechterung des Heeres, das dem Antonius zu Gebote ſtand. Seine alten Leute wurden dienſtunfähig und abgängig und fanden keinen gleichwertigen Erſatz, von Jahr zu Jahr wurde ſein Heer ſchlechter; Octavian dagegen verfügte über den Weſten und ſeine Rekruten. Wurde der Bruch unvermeidlich, ſo mußte Antonius losſchlagen, ſobald wie möglich, ehe die Minderwertigkeit ſeines Heeres vollſtändig geworden war.

Noch aber dachte Octavian nicht an eine Offenſive des Antonius, ſonſt hätte er nicht mit großen Plänen in den Jahren 35 und 34 einen Krieg in Illyrien und Dalmatien unternommen, den er aber, nach Rom zurückgekehrt, im Jahre 33 wenigſtens zu einem äußerlichen Abſchluß bringen ließ; denn im Jahre 34 hatte, nach dem armeniſchen Feldzuge, das unerhörte Ereignis ihm Klarheit gegeben, daß Antonius außerhalb Roms und des Reiches, daß er in Alexandria triumphierte. Bereits am 1. Januar 33 hat Octavian, beim Antritt ſeines zweiten Konſulates, den Antonius im Senate angegriffen. Und mit Ende 33 liefen die zweiten, geſetzlich fundierten, fünf Jahre des Triumvirates ab. Die beiden Konſuln des Jahres 32 waren Anhänger des Antonius, und ſo erfolgte jetzt im Senate ein Angriff auf Octavian, den Octavian aber mit einem Staatsſtreich beantwortete: die Konſuln flohen. Bereits im Winter 33/32 hatten Antonius und Kleopatra in Epheſos Heer und Flotte verſammelt, über Samos gingen ſie nach Athen. Alles bereitete ſich zum Kriege, jetzt, im Sommer 32, ſchied ſich Antonius förmlich von Octavia, und Octavian, der bereits den Verfügungen des Antonius gegenüber der Kleopatra und ihren Kindern ſtets die mißgünſtigſte Deutung gegeben hatte, erregte durch die, unbefugte, Eröffnung und Veröffentlichung des bei den Veſtalinnen deponierten Teſtamentes des Antonius, in Rom die leidenſchaftlichſte Mißſtimmung gegen Antonius: hatte dieſer doch beſtimmt, er ſolle in Alexandria beſtattet werden. Der Krieg wird der Kleopatra erklärt, dem Antonius war das Triumvirat aberkannt worden. Die Königin und ihr Gemahl überwinterten zu Paträ, dann ging es weiter nach dem Norden Akarnaniens, zum Golfe von Ambrakia, nach Aktium. Hier kam es zum Entſcheidungskampfe: der Kleopatra gelang es, die Blockade zu durchbrechen, und dem Antonius, ihr zu folgen. Sie waren perſönlich wohl gerettet, aber ihre Flotte und ihr Heer waren unterlegen: der Sieg von Aktium beendet am 2. September 31 das Zeitalter der Bürgerkriege und legt den Grund für das Kaiſertum.

Wer hatte dieſen Sieg errungen? M. Vipſanius Agrippa.

Agrippa, gleichen Alters mit Octavian, war ſein Jugendfreund, von Apollonia her ſein Studiengenoſſe, dem Octavian unbedingt ergeben, ſeiner Überlegenheit ſich unterordnend, aber in einem entſcheidenden Punkte ihn ergänzend und ihm überlegen, auf militäriſchem Gebiete. Seit dem Tage von Philippi war Octavian ſich darüber klar, daß militäriſche Fähigkeiten ihm ganz abgingen; dieſe Klarheit über ſich ſelber, dieſer Mangel an Eitelkeit waren ſein Glück. Seine Schlachten ſchlug ſeitdem der Freund, Agrippa, er erkämpfte ſeine Siege. Agrippa ſiegte im peruſiniſchen Bürgerkriege, Agrippa beſiegte den Pompejus, der Sieger von Aktium war Agrippa. Ohne Agrippa wäre Cäſar der Sohn nicht Kaiſer geworden, ohne ſeine Feldherrenkunſt und ſeine Treue. Der große Staatsmann Octavian konnte die Siege nicht erkämpfen, auf denen ſich ſein Kaiſertum aufbaute; es ruht nicht nur auf den Siegen, ſondern auch auf der Treue des Freundes, der nicht für ſich ſelber ſiegte. Agrippa begnügte ſich mit der zweiten Stelle, die er allerdings auch verlangte; er ordnete ſich dem Auguſtus, aber auch nur dem Auguſtus unter. Er blieb zeitlebens das Schwert des Reiches, es entſprach ſeinen Leiſtungen und Verdienſten, wenn er für die letzten Jahre ſeines Lebens, 18—12 v. Chr., dem Auguſtus als Mitregent zur Seite trat, als zweiter Kaiſer.



Statue des Agrippa. Orig. in Venedig.
Nach Bernoulli, Röm. Ikon. F. Bruckmann A.-G.

Nach Aktium ließ Octavian in Italien die Geſchäfte durch Agrippa und Mäcenas führen, er ſelber ging nach Griechenland und nach Aſien hinüber. Als ihm in Samos die Nachricht von einer Erhebung der Veteranen in Italien zuging, nahm er ſie, mit Recht, ſo ernſt, daß er unverzüglich nach Italien zurückkehrte und die Veteranen befriedigte und zur Ruhe brachte, dann ging er nach Aſien zurück, und über Syrien zog er gegen Ägypten. Antonius und Kleopatra waren inzwiſchen nach dem Peloponnes gegangen und nach Ägypten zurückgekehrt, Kleopatra unmittelbar und Antonius über Kyrene; in Kleopatra aber keimte jetzt der Plan, ſich von Antonius loszulöſen und den Octavian zu gewinnen, ſie knüpfte mit ihm durch drei Geſandtſchaften an, von denen die zweite und die dritte von Antonius und ihr gemeinſam ausgingen, und ſie verriet dem Octavian die Grenzfeſtung Peluſium. Durch die Meldung, ſie habe ſich ſelbſt getötet, brachte ſie den Antonius zum Selbſtmord, aber ſie verrechnete ſich in Octavian. Octavian war nicht unempfänglich für Frauenſchönheit, und durch ſeine 32 Jahre war er vor der faszinierenden Frau, trotz ihrer 39, kaum geſchützt, wohl aber durch das, was er wollte, und durch die Feſtigkeit ſeines Willens und ſeiner Pläne; nach ihrer Zuſammenkunft mit Octavian wußte Kleopatra, was ihr bevorſtand. Sie iſt freiwillig aus dem Leben geſchieden, falls ſie nicht heimlich beſeitigt worden iſt; auch ihr und des großen Cäſar Sohn, Cäſarion, iſt getötet worden. Ägypten nahm Octavian für ſich in Anſpruch als Rechtsnachfolger der Ptolemäer, als abſoluter Herrſcher des Landes, nur daß er mit Rückſicht auf die römiſchen Anſchauungen nicht den Königstitel führte; es wurde nicht römiſche Provinz, ſondern durch Realunion mit dem Reiche verbunden, es trat in eine ähnliche Stellung zum Reiche, wie bis vor kurzem die Finnlands zu Rußland war. Am 1. Sextilis des Jahres 30 war er in Alexandria eingezogen, dieſem Monat gab in der Folge der Senat nach dem Kaiſer den Namen Auguſtus.

Über Aſien und Griechenland kehrte Octavian im Sommer 29 nach Rom zurück, er triumphierte in drei Tagen über Illyrien, wegen des aktiſchen Sieges über Kleopatra, über Alexandria. Dann begann die Vorbereitung für die Neuordnung des Staates. Er hatte gelernt von den Fehlern des großen Cäſar, er dachte nicht wie dieſer an eine politiſche Ausſchaltung des Senates, er rechnete mit der immer noch großen tatſächlichen Macht dieſer Ariſtokratie, es waren die Großgrundbeſitzer des Reiches. So hat er mit ihr ein Kompromiß geſchloſſen und die Macht mit dem Senat geteilt. Die Teilung war vor allem eine örtliche, es war eine Teilung der Provinzen; die Provinzen mit militäriſcher Beſatzung fielen ihm zu, er war der alleinige Herr des Heeres. Er gab ſeine außerordentlichen Gewalten an Senat und Volk zurück und empfing dafür ſeine neuen Kompetenzen; am 13. Januar 27 v. Chr. war die Reorganiſation vollendet, und am 16. Januar verlieh der Senat Cäſar dem Sohne den Beinamen des Ehrwürdigen, des Heiligen: Auguſtus. Der 2. September 31 und der 16. Januar 27 ſind die Geburtstage des Kaiſertums.

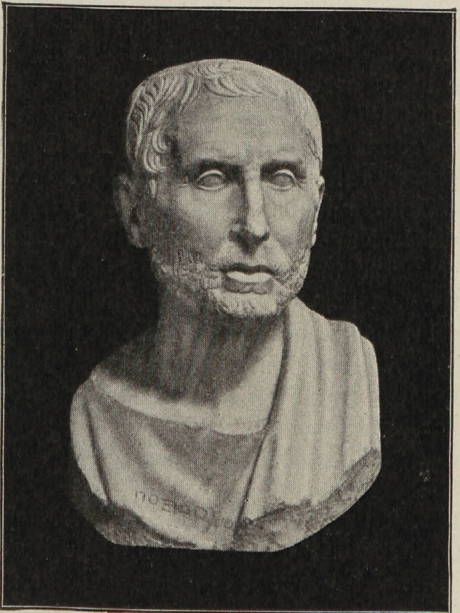
Der Form nach war die Republik nicht beſeitigt, nach wie vor amtierten die Konſuln und trat der Senat zuſammen, nach wie vor ließ der Senat ſeine Provinzen nach republikaniſcher Ordnung verwalten, Senat und Konſuln geboten in Italien und in Rom. Es war nur ein Beamter mehr da als in altrepublikaniſcher Zeit, und dieſer Beamte äußerte ſeine Machtbefugnis auch in hergebrachten Formen; es war der erſte der Bürger, es war der Princeps. Seine Militärgewalt ruhte auf dem prokonſulariſchen Imperium, die Civilgewalt übte er zunächſt als Konſul, ſeit 23 v. Chr. auf Grund ſeiner tribunicia potestas. Aber darum entzog doch kein Einſichtiger ſich der Erkenntnis, daß die Republik dahin war, daß etwas Neues gekommen war: eben darum ging jetzt Livius daran, die Geſchichte Roms darzuſtellen, wie ſie abgeſchloſſen vorlag. Es war eine Ironie der Weltgeſchichte, daß der Senat in dem Augenblicke formell die Souveränität erhielt, in dem er ſie tatſächlich für immer verlor. Auguſtus füllte neuen Wein in die alten Schläuche. Das Neue und ſeinem Weſen nach Unrepublikaniſche, das ihm die entſcheidende Gewalt gab, war die Kumulation verſchiedener Ämter in ſeiner Hand; und er allein war der Herr des Heeres.

So hatte ſich in der Tat vollendet, war ſeit Gaius Gracchus, was ſich ſeit Marius vorbereitet hatte: das Bündnis, die Vereinigung des prokonſulariſchen Imperiums mit der tribuniciſchen Gewalt hat die Senatsherrſchaft überwunden und das Kaiſertum begründet, der Kaiſer vereinigt in ſeiner Perſon den Feldherrn mit dem Volkstribunen. Aber die Waffen ſollten ruhen oder nur noch dazu dienen, dem Reiche gute natürliche Grenzen zu ſichern: eine koloſſale Verminderung des Heeres begleitete die Errichtung des Kaiſertums, wohl niemals iſt die Welt der Mittelmeerländer mit ſo wenig Truppen ausgekommen, wie in den Jahrhunderten des Principates. Die entſetzlichen Zeiten der Bürgerkriege waren vorüber mit ihrer Unſicherheit des Eigentums und der Perſonen, auch die Provinzen atmeten auf unter der geordneten Verwaltung des Kaiſers. Es kamen die Zeiten des größten Wohlſtandes, den die Länder am Mittelmeer je genoſſen; den müden Völkern kam die Ruhe. Der erſte Princeps hat das Glück gehabt, in vier Jahrzehnten ſeiner Herrſchaft ſeine Ordnungen feſt ins Leben einzufügen, ſie hielten ſtand und ſicherten das Innere des Reiches und die Grenzen. Das Kaiſertum des Auguſtus war der Friede, ein Friede von zweihundert Jahren; bisher war keine längere Friedenszeit der Welt beſchieden, auch eine gleiche kam nicht wieder.

28. Das römiſche Geiſtesleben im letzten Jahrhundert der Republik und der Beginn einer Romaniſierung des Hellenismus.

Die tiefgreifende Veränderung des ſtaatlichen Lebens, wie das Kaiſertum ſie brachte, äußerte ihren Einfluß auch auf die geiſtige Struktur der Römer und ihre tägliche Betätigung:

für die politiſche Beredſamkeit bot die neue Zeit keinen Spielraum. Die leidenſchaftlich erregten Kämpfe, die mit der Zeit der Gracchen begannen, fanden ihren Ausdruck auch im leidenſchaftlich bewegten Worte, und wenn bereits Tiberius Gracchus die tiefe Erregung ſeiner Seele in zündenden Worten ausſtrömen ließ, ſo war ſein Bruder Gaius ihm noch überlegen an Leidenſchaft, Kraft und Gewalt der Sprache. Wenn in der folgenden Generation bei Q. Hortenſius die Kunſt der ſtilgemäßen Rede aſianiſchen Muſters mehr hervortrat, ſo war ihre politiſche Bedeutung der Rede der Gracchen nicht gewachſen; auch die Beredſamkeit des Cicero, der die rhodiſche Art der des Hortenſius gegenüber zur Geltung brachte, iſt nicht von der Politik ausgegangen, ſondern hat dem Redner den Weg zur Politik erſt bahnen helfen. Freilich ſtanden ſchon die causes célèbres, die vor den Geſchworenengerichten zur Verhandlung kamen, der Politik nicht eben fern, denn hier wurden in der Form des Rechtes oft genug Machtfragen entſchieden; und gerade ſeine Reden gegen Verres hoben den Sachwalter Cicero empor zu politiſcher Bedeutung, mit ſeiner Rede für das maniliſche Geſetz trat er in die große Politik ein, er empfahl den Pompejus und ſich ihm, und als Konſul meinte er mit ſeinen Reden gegen Catilina den Staat zu retten. Wirkliche Größe dagegen erreichte er nach Cäſars Tode in den Reden, in denen er den Antonius bekämpfte, wie Demoſthenes den König Philipp: dieſe philippiſchen Reden waren Taten. — Ciceros Reden geben uns gewiß keinen vollen Eindruck von der lebendigen Art ſeines Geiſtes, er war der geiſtreichſte, witzigſte Mann in Rom und nicht imſtande, ein bon mot oder eine Malice hinter dem Gehege der Zähne zu bewahren, ſie mußte hinaus, und mochte es das Leben koſten. Dieſer Beweglichkeit des Geiſtes gegenüber erſcheint uns Cicero in ſeinen Reden vielmehr in pompöſem Faltenwurfe, aber bezaubernd iſt der Wohlklang ſeiner Sprache, er ruht auf dem Rhythmus ſeiner Proſa. Der Begründung des Triumvirates fiel auch Cicero zum Opfer, und die dominatio der Triumvirn hatte keinen Raum mehr für ſolche Redner. Der Germane iſt der Rhetorik abgeneigt, er ſpricht von hohler, kalter, falſcher Rhetorik, er hat keinen Sinn dafür, wenn der Romane ſich an ſeinen eigenen Worten berauſcht, aber ſolche Abneigung iſt doch nicht berechtigt gegenüber der Rhetorik als Kunſt der Rede, die ſich deſſen wohl bewußt iſt, daß das geſprochene Wort beſtimmt iſt, durch das Ohr in die Seele einzudringen, und ebenſowenig gegenüber einer Macht der Rede, die in leidenſchaftlicher Erregung aus den Tiefen der Seele auflodert und den Hörer im Sturme fortreißt. Mit der Theorie der Kunſt ſoll ſich der Künſtler ſelbſt befaſſen, in Selbſtbeſinnung über ſeine eigene Praxis; die Grundlage der eigenen Erfahrung gibt hier der Theorie ihren Wert, und Ciceros Bücher vom Redner ſind eben dadurch ein unvergleichliches Werk geworden, daß der Theoretiker wußte, wie es gemacht wird. Zu geradezu welthiſtoriſcher Bedeutung gelangte die Gewalt Ciceros über die Sprache in ſeinen philoſophiſchen Schriften; ſo wenig er hier über Schärfe, Kraft und Originalität des Denkens verfügte, ſo bedeutſam iſt es für die Kultur des Abendlandes geworden, daß er die philoſophiſche Terminologie der lateiniſchen Sprache ſchuf.



Der Philoſoph Poſidonios von Rhodos.
Büſte im Muſeum zu Neapel. Phot. Alinari.

Mit den Gracchen begann die Kunſt der Rede und in der Zeit der Gracchen fing ſie an, ihren Einfluß auf die Geſchichtſchreibung zu üben.

Der alte Cato hatte die römiſche Geſchichtſchreibung in lateiniſcher Proſa begründet, und Caſſius Hemina die lateiniſche Annaliſtik, die gracchiſche Bewegung aber bot dem Fannius den Anlaß zu literariſcher Behandlung der Zeitgeſchichte. Es hatte keinen Zweck mehr, die

Hauptergebniſſe des Jahres auf einer Tafel zu fixieren, wie das der Pontifex maximus ſeit dem Vejenterkriege getan; der Oberprieſter P. Mucius Scävola ſtellte jetzt dieſe Aufzeichnungen ein und veröffentlichte zugleich, was er an Tafeln in ſeiner Amtswohnung bewahrte, er ergänzte es aus anderen Quellen und verlängerte es nach oben, für die Zeit vor dem Beginn des Vejenterkrieges. So kam die römiſche Prieſterchronik zuſtande, die Annales maximi, als größte ſoziale Publikation, die ſich den ſakralrechtlichen Veröffentlichungen anſchloß, wie ſie ſeit der Mitte des Jahrhunderts erfolgten. Dieſe Prieſterchronik verführte mit ihrem Stoffreichtum die Annaliſten der Folgezeit zu unerträglicher Ausführlichkeit und Breite, auf Kunſt der Rede konnte ſie ſchon darum nicht hinwirken, weil ſie ihr ſelbſt vollkommen abging; Spuren ſolcher Kunſt finden ſich zuerſt bei Cälius Antipater, der die Beredſamkeit des Gaius Gracchus auf ſich hatte wirken laſſen und in ſeiner Darſtellung des hannibaliſchen Krieges zum erſtenmal einem lateiniſchen Geſchichtswerk kunſtvolle Geſtaltung gab. Neben die Zeitgeſchichte eines Fannius und ſeiner Nachfolger traten die Memoiren Sullas; die Männer, die ſelber die Geſchichte machten, ſuchten jetzt auch ihre eigene Auffaſſung der Geſchichte durchzuſetzen, mit der größten Sicherheit und in der ſchlichteſten, wirkungsvollſten Form der größte von allen, der große Cäſar, deſſen Denkwürdigkeiten ihresgleichen erſt durch den Fürſten Bismarck erhalten haben. Auf das Genie der Reaktionszeit war in Cäſar das der Demokratie gefolgt, und Cäſars Parteigänger Salluſt ſuchte für ſeine Geſchichtſchreibung ſich Stoffe und Zeiten, in denen die Ariſtokratie des Senates ſich heillos kompromittiert hatte. Bereits der Demagoge Licinius Macer war im Kampfe gegen die ſullaniſche Reaktion emporgekommen und trug die Farben der Gracchenzeit und der Catilinarier vor Catilina in die Geſchichte des fünften und vierten Jahrhunderts v. Chr., die er damit bis zur Unkenntlichkeit entſtellte; erſt Mommſen und ſeine Nachfolger haben dieſe Übermalungen entfernt und das echte Bild ans Licht gebracht. Ihren größten Einfluß hatten dieſe Verfälſchungen dadurch gewonnen, daß mit dem Ausgange der Republik Titus Livius daran ging, die bis dahin verfloſſene Geſchichte Roms zu buchen, und daß er für jene Zeiten die nachſullaniſche Annaliſtik zugrunde legte. Das gleiche tat, ebenfalls unter Auguſtus, Dionys von Halikarnaß für die griechiſchen Leſer altrömiſcher Geſchichte. Beſſer dienten der Wiſſenſchaft die antiquariſchen Studien des M. Terentius Varro aus Reate, der Petrefakte der Geſchichte in politiſchen und ſakralen Inſtitutionen ans Licht zog und zu deuten ſuchte.

Der Dichtung der gracchiſchen und nachgracchiſchen Periode gaben die Satiren des Lucilius die Signatur; in ihnen ſpiegelten ſich dieſe Zeiten. Ihr Verluſt gilt für den ſchwerſten, den die römiſche Poeſie erlitten; dagegen die horaziſchen Sermonen aus den Jahren des Überganges von der Republik zur neuen Ordnung hat die Gunſt der Zeiten uns erhalten. In dem Liederbuch Catulls findet die Poeſie der vorausgegangenen Generation ihre individuellſten Töne, trotz aller Anlehnung an Alexandriniſches, wie ſie immer ſtärker auftritt, wie ſie die Bukolika Virgils in ihrem Anſchluß an Theokrit beherrſcht. Dichtung und Wiſſenſchaft zugleich erfüllt das Lehrgedicht des Lucretius vom Weltall, in den Verſen eines begeiſterten Verehrers findet die epikureiſche Philoſophie ihre poetiſche Verklärung. Vor den Beunruhigungen des Götterglaubens hatte Epikur verſucht, die Menſchen zu ſchützen, und bei Lukrez iſt ſeine Kritik zum Haſſe der Religion geworden:

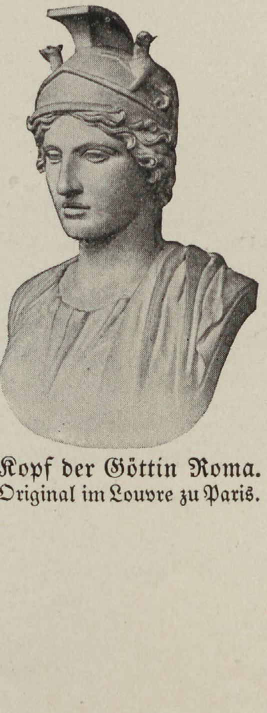
> den Frevel erzeugte der Glaube
> Oftmals ſchon, nichtswürdige Tat einflüſternd den Menſchen.

Und von dem Opfer Iphigeniens heißt es:

> Solch abſcheuliche Tat vermochte der Glaube zu zeugen!

Griechen und Römer haben ihre Götter nach ihrem eigenen Bilde geſtaltet und nach ihrem Geiſt geformt, und der Eigenart griechiſchen und römiſchen Weſens entſprechend führte die griechiſche Religion zum Mythos und die römiſche zum Kultus. Über die italiſche Religion der Römer aber legte ſich früh eine griechiſche Schicht, griechiſche Gottheiten fanden Aufnahme in Rom und römiſche wurden griechiſchen gleichgeſetzt und helleniſiert. Und ſeit den Tagen der Scipionen drang griechiſche Kritik und griechiſche Philoſophie auch auf den römiſchen Glauben ein, den Rationalismus des Euhemeros übertrug Ennius nach Rom. Vom größten Einfluß aber war die Philoſophengeſandtſchaft des Jahres 155 v. Chr., und auf die Römer hat beſonders der Stoicismus eingewirkt, der zwar die Religion zu halten ſuchte, aber durch Umdeutungen die Volksreligion preisgab. Um 150 v. Chr. rühmt Polybios die Römer, durch die Furcht vor den Göttern hielten ſie den Staat zuſammen. Sie ließen ſich leiten durch die Rückſicht auf die große Maſſe, ſie hielten die Menge durch die Furcht vor dem Unbekannten zuſammen. Könnte man einen Staat aus lauter weiſen Männern bilden, ſo wäre derartiges wohl nicht nötig, wenn man aber jetzt derartiges beſeitige, ſo handele man ins Gelag hinein und unvernünftig. Dieſelben religiöſen Vorſtellungen alſo, die er für ſich als einen Weiſen für entbehrlich hielt, erklärt er aus politiſchen Gründen für das Volk, zu ſeiner Bändigung, für unentbehrlich. Eine ähnliche, praktiſch-politiſche Vorſtellung vertrat in der Folge ſogar ein Pontifex maximus ſelber, Q. Mucius Scävola mit ſeiner Annahme einer dreifachen Götterlehre, der unwürdigen und kindiſchen der Dichter, der ebenfalls nicht fürs Volk geeigneten der Philoſophen, und der den Staatsmännern unentbehrlichen, die zu halten ſei, auch wenn ſie falſch ſei. Man überſah dabei, daß niemand dem Volke eine Religion erhalten kann, an die er nicht ſelber glaubt, und dieſem Irrtum der ausgehenden Republik entſprachen in Rom auch die Erfolge. Die alte Religion wich Schritt für Schritt vor dem Indifferentismus und Skeptizismus, der jetzt ſeinen Höhepunkt erreichte, aber das religiöſe Gefühl des Volkes ſuchte für ſeinen Verluſt Erſatz und fand ihn vom Orient aus, im orientaliſchen Synkretismus. Es waren zunächſt kleinaſiatiſche und ägyptiſche Kulte, die auch nach dem Weſten drangen, und die kilikiſchen Seeräuber verbreiteten bereits den iraniſchen Sonnengott, den Mithras, über die Geſtade des Mittelmeeres. So begann der letzte große Gott des Heidentums, der erſt dem Chriſtengotte unterlag, bereits vor dem Ausgange der Republik ſeine Eroberung des römiſchen Reiches.

Hellas hatte ſich Rom unterworfen, und der Orient begann auf das helleniſierte Rom ſeinen Einfluß auszuüben, aber Rom ſelber empfing nicht nur, es gab auch, und bereits um die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. begann eine Romaniſierung des Hellenismus. Wir handeln hier nicht von einer materiellen Kultur, von einem Ausgleich, wie der Weltverkehr ihn mit ſich brachte, ſondern von einer Wechſelwirkung in der Welt der Ideeen und Ideale. Das Staatsgebilde des weltbeherrſchenden Rom erfüllte mit ſeiner imponierenden Größe den empfänglichen Sinn der Griechen und gab den Griechen neue politiſche Ideale, es wies ihnen Aufgaben und Ziele. Keinen anderen hat die Größe Roms ſo gewaltig und tief ergriffen, wie den Sohn des achäiſchen Bundes, wie Polybios, dem der Unſtern zum Segen wurde, und der im Verkehr mit den Großen Roms die Größe Roms zu würdigen lernte: ſo ging er denn daran, die Geſchichte der römiſchen Weltherrſchaft zu ſchreiben. Er iſt der erſte in der Reihe der großen ſtoiſchen Geſchichtſchreiber, die über Poſidonios, den größten Gelehrten des Altertums zwiſchen dem Alexandriner Eratoſthenes und dem Neuplatoniker Porphyrios, uns zu Strabon, den Zeitgenoſſen des Kaiſers Auguſtus, führt, der unter Tiberius ſeiner helleniſtiſch-römiſchen Geſchichte ihre Ergänzung in ſeinem Gemälde der alten Welt gab. Dieſe Erdkunde des Strabon zeigt uns, wie die Welt des Hellenismus ſich mit dem Römertum, mit dem Kaiſertum ausgeſöhnt hat, als mit dem harten Druck der ſenatoriſchen Verwaltung auch der Bürgerkrieg aufhörte, und als der Weltfriede der Kaiſerzeit den Provinzen Ruhe und Wohlſtand wiedergab. Es kam jetzt über das Reich die Ruhe eines behaglichen, ſatten Alters, gewiß an innerer Befriedigung nicht zu vergleichen mit dem Kraftgefühl einer dürftigen Jugend, aber im Leben des Einzelnen wie der Völker ſo oft als Abſchluß das beſte mögliche Ergebnis. Und unter römiſcher Verwaltung lernten die Griechen jetzt die Selbſtzucht, die ihre ſtaatliche Tüchtigkeit erſtarken ließ und ſie dazu befähigte, im Oſten das Imperium fortzuführen und zu behaupten, als das Abendland in Stücke brach. Aus dem Orient kam ein neuer Glaube, er ergriff zunächſt die Hellenen und in der Folge auch die lateiniſch redende Welt, er fügte ſich ein in die ſtaatlichen Formen und ordnete ſich nach der Gliederung der Reiches: in der Weltkirche fand die Romaniſierung des Hellenismus ihren Abſchluß.



Kopf der Göttin Roma.
Original im Louvre zu Paris.

R·VON POEHLMANN
RÖMISCHE
KAISERZEIT
UND UNTERGANG
DER ANTIKEN WELT

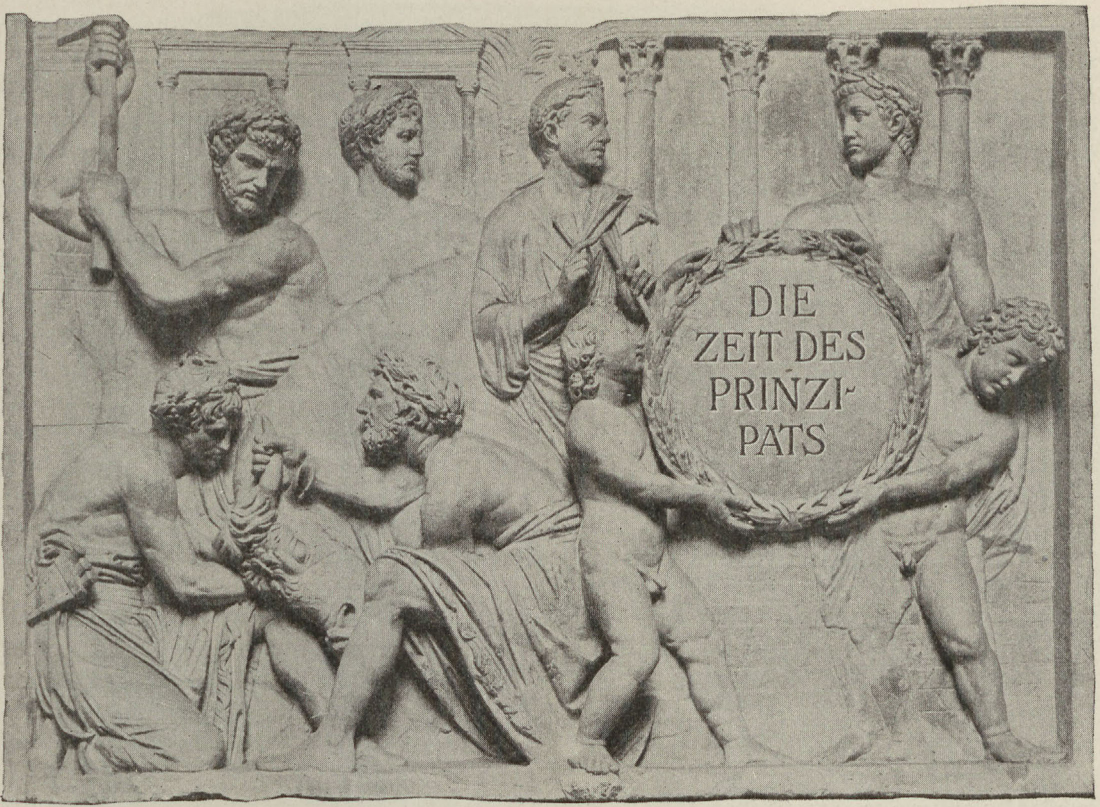
Titelblatt nach einer Photographie vom Triumphbogen des Druſus in Rom.

Römiſche Kaiſerzeit und Untergang der antiken Welt

von

Dr. Robert v. Poehlmann

Univerſitäts-Profeſſor in München.



Relief von der Ara Pacis des Auguſtus in den Uffizien zu Florenz.

1. Die Begründung des Prinzipats und das juliſch-klaudiſche Kaiſerhaus.

Der Sieg bei Aktium (31), die Einnahme Alexandrias und die Kataſtrophe des Antonius und der Kleopatra (30) bezeichnen in der Geſchichte der Mittelmeerwelt einen Wendepunkt von univerſalhiſtoriſcher Tragweite. Nach einem Jahrhundert greuelvoller Revolutionen und Bürgerkriege tritt die antike Mittelmeerwelt in eine Ära des Friedens ein, die — abgeſehen von einer einzigen raſch vorübergehenden Kriſis (68/69) — mehr als 200 Jahre gewährt hat und in dieſer Weiſe niemals wiedergekehrt iſt. Zum erſten Male nach Jahrhunderten ſchloſſen ſich die Pforten des Janustempels, und die Bewahrung dieſes römiſchen Friedens, der „Pax Romana“, die ſpäter in dem großartigen Friedensaltar des Kaiſers Auguſtus, der Ara Pacis, einen monumentalen Ausdruck fand, wird als der eigentliche welthiſtoriſche Beruf des neuen Regiments proklamiert.

Für Rom aber hatte dieſe Befriedung der Mittelmeerwelt noch eine beſondere Bedeutung: ſie entſchied auf Jahrhunderte hinaus die ſchickſalsſchwere Frage, ob Rom ſeine zentrale politiſche Stellung behaupten oder eine Machtverſchiebung zugunſten des helleniſtiſchen Oſtens eintreten würde. Eine Frage, von der man nicht mit Unrecht geſagt hat, daß ihre glückliche Löſung durch Octavian eigentlich erſt Rom zur „ewigen Stadt“ gemacht habe. Jedenfalls hat ſie die Stellung Roms als Welthauptſtadt auf drei Jahrhunderte hinaus geſichert.

Und wie für die Weltſtellung Roms, ſo bedeutet Aktium eine Entſcheidung zugunſten des römiſchen Staatsgedankens inſofern, als ſie Rom noch auf lange hinaus vor der Orientaliſierung, vor dem völligen Verſinken in den orientaliſchen Abſolutismus bewahrt hat. Wenn in der ehernen Ruhmesinſchrift vor ſeinem Mauſoleum Octavian darauf hinwies, daß in dem Daſeinskampfe des römiſchen Staates der ganze Weſten ſich freiwillig unter ſeine Führung geſtellt habe, ſo kommt in dieſem Votum der öffentlichen Meinung neben dem nationalrömiſchen gewiß auch das republikaniſche Intereſſe zum Ausdruck, das nun faſt ein halbes

Jahrtauſend hindurch das Lebensintereſſe dieſes Staates ſelbſt geweſen und in den Gemütern noch viel zu mächtig war, als daß eine nationale Regierung darüber ohne weiteres hätte hinweggehen können. Die blutigen Iden des März, die Ermordung des erſten Cäſar, hatten doch zu deutlich gezeigt, daß die Zeit für die offene Proklamierung des Abſolutismus noch nicht gekommen war. Daher der berühmte Staatsakt des Jahres 27, mit dem Octavian „den Staat aus ſeiner Gewalt dem Regiment des Senates und Volkes übergab“. Ein Akt, den die Zeitgenoſſen als die Wiederherſtellung der Republik gefeiert haben.

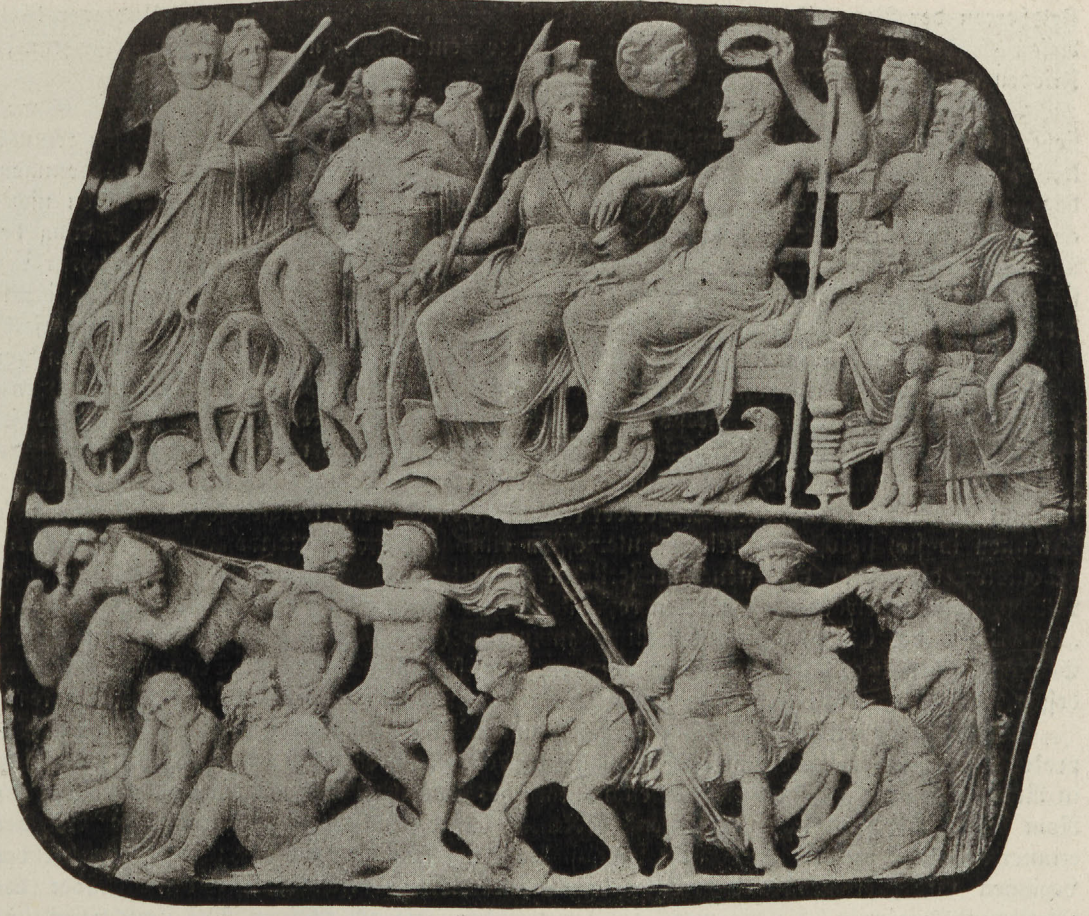
Dies konnte natürlich nicht ſo gemeint ſein, daß nun die alte Bürgerverſammlung auf dem Forum, in der ſich die Souveränität des römiſchen Volkes in höchſter Inſtanz verkörperte, wieder zu einer entſcheidenden Rolle berufen wurde. Ein Weltreich ließ ſich eben nicht mehr in den alten Formen des Stadtſtaates regieren; und wenn nun auch formell wieder die Comitien Geſetze beſchließen und Beamte wählen konnten, wenn ihnen der neue Cäſar ſogar eine prächtige Abſtimmungshalle auf dem Marsfelde erbaute, mehr als dekorative Bedeutung hat das nicht gehabt. Wie ſchon in der Republik gegenüber der Tragikomödie der Forumswirtſchaft das Schwergewicht der Entſcheidung naturgemäß mehr und mehr der regierenden Körperſchaft des Senates zugefallen war, ſo konnte von den alten republikaniſchen Gewalten auch jetzt im Ernſte nur dieſer als wirklich handlungsfähiges Organ der Volksſouveränität in Betracht kommen. Und als ſolches tritt er denn auch in der neuen Ordnung der Dinge alsbald ſehr bedeutſam hervor.

Hatte der erſte Cäſar, für den die Republik „nichts als ein Name ohne Körper und Geſtalt“ geweſen, alles getan, um den Senat zu demütigen und auf das Niveau eines abhängigen Staatsrates herabzudrücken, ſo erſcheint der Senat jetzt wieder wenigſtens ideell als der eigentliche Träger des republikaniſchen Regiments, ſeine Stellung iſt eine verfaſſungsmäßig anerkannte und durch die Beſeitigung vieler zweifelhafter und unwürdiger Elemente auch moraliſch gehoben. Er übt die legislative Gewalt durch ſeine senatus consulta, verfügt ſelbſtändig über die Staatskaſſe, das Ärar, und vereinigt in ſeiner Hand die Verwaltung Italiens und der meiſten Provinzen. Er übt die Gerichtsgewalt gegenüber ſeinen eigenen Mitgliedern und iſt der höchſte Kriminalgerichtshof für Italien und die Senatsprovinzen.

Eine völlige Wiederherſtellung des alten Syſtems war freilich auch hier unmöglich. Den weltumſpannenden Aufgaben des Imperium Romanum war eine derartige vielköpfige Körperſchaft nicht entfernt mehr gewachſen. Die Weltlage ſelbſt erheiſchte gebieteriſch eine weitgehende Konzentration von Machtbefugniſſen in einer Hand.

Dieſe ſtaatliche Notwendigkeit fand ihren Ausdruck darin, daß Senat und Volk dem ſiegreichen Reorganiſator des Staates, dem erſten Bürger oder „Princeps“, zunächſt auf zehn Jahre und dann periodiſch immer wieder von neuem das militäriſche Kommando und — mit Ausnahme Afrikas — die Verwaltung derjenigen Provinzen überließ, in denen Heere ſtanden (Syrien, Illyricum, Gallien, das „diesſeitige“ Spanien und Luſitanien). Eine Stellung, mit der ſich zugleich das Recht der Ernennung der Offiziere und Beamten dieſer Provinzen, die Kontrolle über die Klientelſtaaten Roms, ſowie das Recht über Krieg und Frieden und der Vertretung des Staates nach außen verband. Dazu kam das prokonſulariſche Imperium, das dem Princeps auch über die ſenatoriſchen Provinzen ein Oberaufſichtsrecht gewährte, ſowie die ihm bereits früher auf Lebenszeit verliehene tribuniziſche Gewalt und mit ihr das Recht der geſetzgeberiſchen Initiative und der Interzeſſion gegen die Akte aller anderen Faktoren des öffentlichen Lebens. Zugleich wurde die neue cäſariſche Verwaltung finanziell geſichert durch die Einrichtung des „Fiscus Caesaris“, in den die Einkünfte aus den cäſariſchen Provinzen, aus dem Privatvermögen des Princeps und dem von Octavian ebenfalls in eigenem Beſitz behaltenen Ägypten floſſen.

Aber auch dieſe Organiſation der neuen Gewalt reichte noch nicht aus, die Schwächen des kollegialen Regiments und des republikaniſchen Verwaltungsapparates auszugleichen, zumal ſeitdem Octavian das bis zum Jahre 23 alljährlich erneuerte Konſulat niederlegte. Immer wieder ſah man ſich durch das Verſagen des veralteten Verwaltungsmechanismus genötigt, an das Eingreifen des Princeps zu appellieren, ſo daß ſich allmählich eine ganze Reihe der verſchiedenartigſten Befugniſſe in ſeiner Hand konzentrierte, die in dem teilweiſe noch erhaltenen



Die ſogenannte Gemma Augustea mit einer Darſtellung der Rückkehr des Tiberius aus Germanien.
Das Original iſt ein Sardonyx-Kameo und befindet ſich im k. k. Hofmuſeum zu Wien.

Beſtallungsgeſetz, der lex regia, für Veſpaſian im einzelnen aufgezählt ſind. So gelangt z. B. die ganze Verwaltung und Polizei der Welthauptſtadt, die Sorge für die Lebensmittelzufuhr, für Straßen, Waſſerleitungen, öffentliche Bauten, Löſchweſen uſw. in die Hand des Princeps. Und was er hier in ſeiner langen Regierungszeit unter der Beihilfe hervorragender Talente, wie z. B. Agrippas, geſchaffen, um — wie er ſelbſt ſagte — „aus der Lehmſtadt eine Marmorſtadt" zu machen, dem alten republikaniſchen ein neues glänzendes Rom auf dem Marsfelde an die Seite zu ſtellen und die zum Teil grauenhaften ſanitären und baulichen Mißſtände jenes älteren Roms zu verbeſſern, das zeigt die unbedingte Überlegenheit des cäſariſchen Regimes, deſſen wohltätige Wirkungen dann natürlich auch dem durch die bisherige Rechtsunſicherheit und die verheerenden Wirkungen der Veteranenanſiedlung zerrütteten Italien, ſowie den von der republikaniſchen Mißwirtſchaft furchtbar mitgenommenen Provinzen zugute kamen.

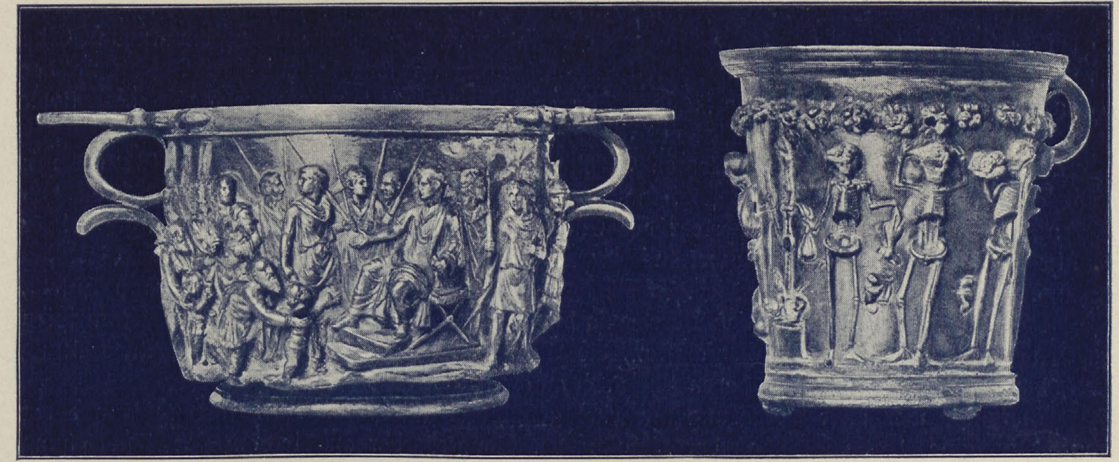
Mommſen hat in ſeiner juriſtiſchen Konſtruktion des Prinzipats das neue Syſtem als eine Zweiherrſchaft und den Prinzipat als eine in den Rahmen des republikaniſchen Staatsrechts eingefügte Magiſtratur bezeichnet, welche die republikaniſche Verfaſſung im Prinzip unberührt gelaſſen habe. Das trifft ja formell zu. Denn die republikaniſche Form hat Octavian immer ſorfältig zu wahren geſucht. Der Name Princeps, den er am liebſten hörte, war echt demokratiſch; er war längſt vor ihm Männern wie Scipio Africanus, Pompejus, Cicero beigelegt worden und gewährte nur eine gewiſſe moraliſche Auszeichnung vor den anderen Bürgern im Sinne des primus inter pares. Ebenſo waren die äußeren Abzeichen des Prinzipats, der Lorbeerkranz und das Purpurgewand, nichts anderes als der feſtliche Schmuck, den alle

Feldherren der Republik trugen, denen die Ehre des Triumphes zuteil ward. Und wer hätte dieſen Schmuck mehr verdient als der Mann, der dem römiſchen Erdkreis den heißerſehnten Frieden erkämpft hatte?

Allein, ſo republikaniſch all das ausſah, wenn man auf den Inhalt der neuen Gewalt ſieht, ſo iſt unmöglich zu verkennen, daß dieſelbe von Anfang an mächtig über dieſen republikaniſchen Rahmen hinausſtrebt. Und in der Tat hat ja auch ſchon Mommſen angenommen, daß für Octavian die von ihm wiederbelebten republikaniſchen Formen im Grunde eben nichts als Formen waren, die ſein eigentliches und letztes Ziel, die tatſächliche Begründung der Monarchie verbergen ſollten. Und ſo viel iſt gewiß, wenn er in der genannten Inſchrift von ſich ſagt, daß er als Princeps keine anderen amtlichen Befugniſſe beſeſſen habe, als die Magiſtrate der Republik, ſo iſt das zwar dem Wortlaute nach richtig, aber es wird dabei die Tatſache ignoriert, daß die dauernde Vereinigung ſo vieler magiſtratiſcher Gewalten in einer einzigen Perſon etwas Neues war und dem Geiſte der altrepublikaniſchen Verfaſſung doch recht wenig entſprach, mochte auch der Princeps die Formen ſo peinlich wahren, daß er z. B. als Konſul getreu der alten Sitte in der Führung der Faszes monatlich mit dem Kollegen Agrippa, dem Genoſſen ſeiner Siege, abwechſelte! Was bedeutete z. B. noch das republikaniſche Volkstribunat gegenüber dem neuen Träger der tribuniziſchen Gewalt, welche die Gewalt aller zehn Tribunen in ſich ſchloß und keiner Interzeſſion eines Kollegen unterworfen war? Und was bedeuteten die durch den neuen kaiſerlichen Beamten- und Offizierſtand ohnehin in ihrer Wirkungsſphäre gewaltig beſchränkten republikaniſchen Magiſtrate gegenüber dem überragenden „Imperium“ des Einen, auf deſſen Amtshandlungen (Acta) ſie ſich alle und mit ihnen der Senat alljährlich eidlich verpflichten mußten, der ſie alle weitaus in Schatten ſtellte, und deſſen Macht und Einfluß die Unabhängigkeit jeder anderen Amtsgewalt illuſoriſch machte?

Aber auch äußerlich tritt die neue Macht ſinnenfällig genug aller Welt vor Augen. Die prokonſulariſche Gewalt, die in der Republik an der Stadtgrenze ein Ende gehabt, nahm jetzt in Rom ſelbſt eine Poſition ein, deren militäriſches Zubehör, die Leibwache der in und um Rom ſtehenden „prätoriſchen Kohorten“ bedenklich an die militäriſche Tyrannis der Griechen erinnerte. Und dazu die militäriſche Machtſtellung überhaupt! Was bedeutete gegenüber den Legionen und Flotten, die dem Cäſar den Eid der Treue geſchworen, und gegenüber den cäſariſchen Provinzen, die die wehrloſen ſenatoriſchen wie ein eiſerner Ring umſchloſſen und im Grunde ſchon eine militäriſche und adminiſtrative Monarchie darſtellten, die rein bürgerliche Gewalt des Senates? Sie war tatſächlich ebenſo in die Hand des Imperators gegeben, wie die Hauptſtadt, deren Verſorgung, die cura annonae, durchaus von ihm und ſeiner Herrſchaft über die See und die für Rom unentbehrlichen Kornländer abhing. Ein Verhältnis, welches auch das „Volk von Rom“, die hauptſtädtiſche „Plebs“, zu einer einzigen großen Klientel des Princeps machte. Wie ſchon Tacitus bemerkt hat, war die unentgeltliche Verſorgung dieſer Maſſe (150 000—200 000 Menſchen) mit Brot auf Koſten der Untertanen der Preis, den der Cäſar zahlte, um das Volk von Rom an den Cäſarismus zu feſſeln: die „Penſion für den früheren Souverän“ (Mommſen), die auch noch durch weitere Spenden und zahlreiche Volksluſtbarkeiten weſentlich an Reiz gewann. Um „Brot und Zirkusſpiele“ (panem et circenses!) dreht ſich das volkstümliche Intereſſe des cäſariſchen Roms, die „Freiheit“ iſt der Maſſe Hekuba!

Wie wenig das Volk auf der politiſchen Bühne noch zu bedeuten hatte, zeigt allein die Tatſache, daß derſelbe Cäſar, der als Inhaber der tribuniziſchen Gewalt zugleich der berufene Repräſentant der „Majeſtät“ des Volkes und der Volksintereſſen war, der einſt die Waffen für die „von einer Minderheit unterdrückte Freiheit“ ergriffen haben wollte, alsbald die ganze Regierung, Verwaltung und Juſtiz ſyſtematiſch in ariſtokratiſch-plutokratiſchem Sinne ausbaute und für die Beſetzung der Senatoren-, Beamten- und Offizierſtellen, ſowie der wichtigeren Richterſtellen einen Zenſus von einer Million (Senatorenzenſus), bzw. 400 000 Seſterzen (Ritterzenſus) einführte, weil dieſes Zugeſtändnis an die herrſchende Amts- und Geldariſtokratie und an die in der Geſellſchaft längſt übermächtige Tendenz zu ſtändiſcher Differenzierung im Intereſſe des ganzen Kompromißwerkes lag, das der emporkommenden Monarchie die Wege ebnen ſollte.



Silberne Gefäße aus dem Schatze von Boscoreale mit Darſtellungen des über die Barbaren ſiegreichen Auguſtus.

Originale im Beſitze des Barons Rothſchild in Paris.

Durch dieſe Privilegierung und Iſolierung einer Minderheit wurde der Senat noch mehr als bisher zu einem Herrenhauſe, dem jede volkstümliche Baſis und damit auch jeder repräſentative Charakter vollkommen fehlte. Was legitimierte dieſen Kaſtenausſchuß, ſich als eine Art Volksvertretung aufzuſpielen? In der Tat iſt auch unter der langen Regierung des erſten Cäſar eine ernſtliche Oppoſition kaum je hervorgetreten, und wo Anſätze dazu ſich zeigten, konnten durch wiederholte Reviſionen der Senatsliſte und Neuernennungen, für die tatſächlich auch wieder der Wille des Princeps mehr oder minder entſcheidend war, die unbequemen Elemente leicht unſchädlich gemacht werden. Und wie die ideelle, ſo fehlte dem Senate auch die materielle Grundlage für eine wirkliche Selbſtändigkeit. Wenn Octavian ernſtlich gewollt hätte, was man ihm zuſchreibt, daß „der Senat das Regiment der Republik wieder ſelbſt in die Hand nahm“, ſo hätte dies Senatsregiment vor allem finanziell auf eigene Füße geſtellt werden müſſen. So aber hatte der ſenatoriſche Staatsſchatz, das Ärar, in das ja jetzt nur noch die Steuern der Senatsprovinzen (und auch dieſe nicht alle) floſſen, fortwährend mit Schwierigkeiten zu kämpfen, ſo daß der „Herr“ der Republik wiederholt die Hilfe ſeines „Mandatars“, des Princeps, zur Deckung des Defizits erbitten mußte! Eine ökonomiſche Abhängigkeit, die außerdem noch ihren finanzpolitiſchen Ausdruck darin fand, daß die Prägung der Gold- und Silbermünzen dem Princeps vorbehalten wurde, während dem Senat nur die Kupferprägung, alſo die Scheidemünze, blieb. In der Tat, nichts könnte die Situation treffender kennzeichnen als dieſe Regelung des Münzrechtes und das Bild des neuen Machthabers auf der Reichsmünze!

Nicht minder deutlich tritt das monarchiſche Moment im Prinzipat darin zutage, daß Octavian ſich wohl für ſeine Perſon in eine formelle Befriſtung ſeiner Amtsgewalten fügte, aber über die Erblichkeit der Gewalt keinen Zweifel ließ. Die Art und Weiſe, wie er Gaius und Lucius Cäſar, die Söhne Agrippas und ſeiner Tochter Julia, und nach deren frühem Tode ſeinen Stiefſohn Tiberius, den Sohn ſeiner letzten Gattin Livia aus deren erſter Ehe mit einem Klaudier, durch Adoption und Verleihung der imperatoriſchen und tribuniziſchen Gewalt unzweideutig als Nachfolger kennzeichnete, verriet eine ſo ſtarke monarchiſche Auffaſſung und eine ſo ſyſtematiſche Fürſorge für die Gründung einer Dynaſtie, daß hier jedenfalls von republikaniſchem Empfinden keine Rede ſein kann. Und nun vollends die Ehren, Gelübde und Opfer, die Senat und Volk für die Perſon des Cäſar beſchloſſen, und an denen ſich alle Kreiſe der Geſellſchaft wetteifernd beteiligten! Schon der offizielle Titel, „Imperator Cäſar, Sohn des Gottes Julius, der Erhabene“ (Auguſtus d. h. der Gottgeweihte, Ehrwürdige), hebt den „erſten Bürger“ weit über das Niveau des bloßen Bürgers hinaus. Sein Geburtstag wurde von Staats wegen gefeiert. Sein „Genius“ wurde beim Eide angerufen und bei jedem öffentlichen und privaten

Mahle mit einer Weiheſpende geehrt, ja ſein Name wurde ſogar neben den Namen der Götter in das Gebet der ſaliſchen Prieſter, in das ehrwürdige Carmen Saliare aufgenommen. Eine Ehrung, die immerhin ſchon eine gewiſſe Annäherung an jene helleniſtiſche Auffaſſung der Monarchie enthielt, für die der Inhaber der höchſten Gewalt weit über die Menſchenwelt emporragt in den Bereich der Gottheit.

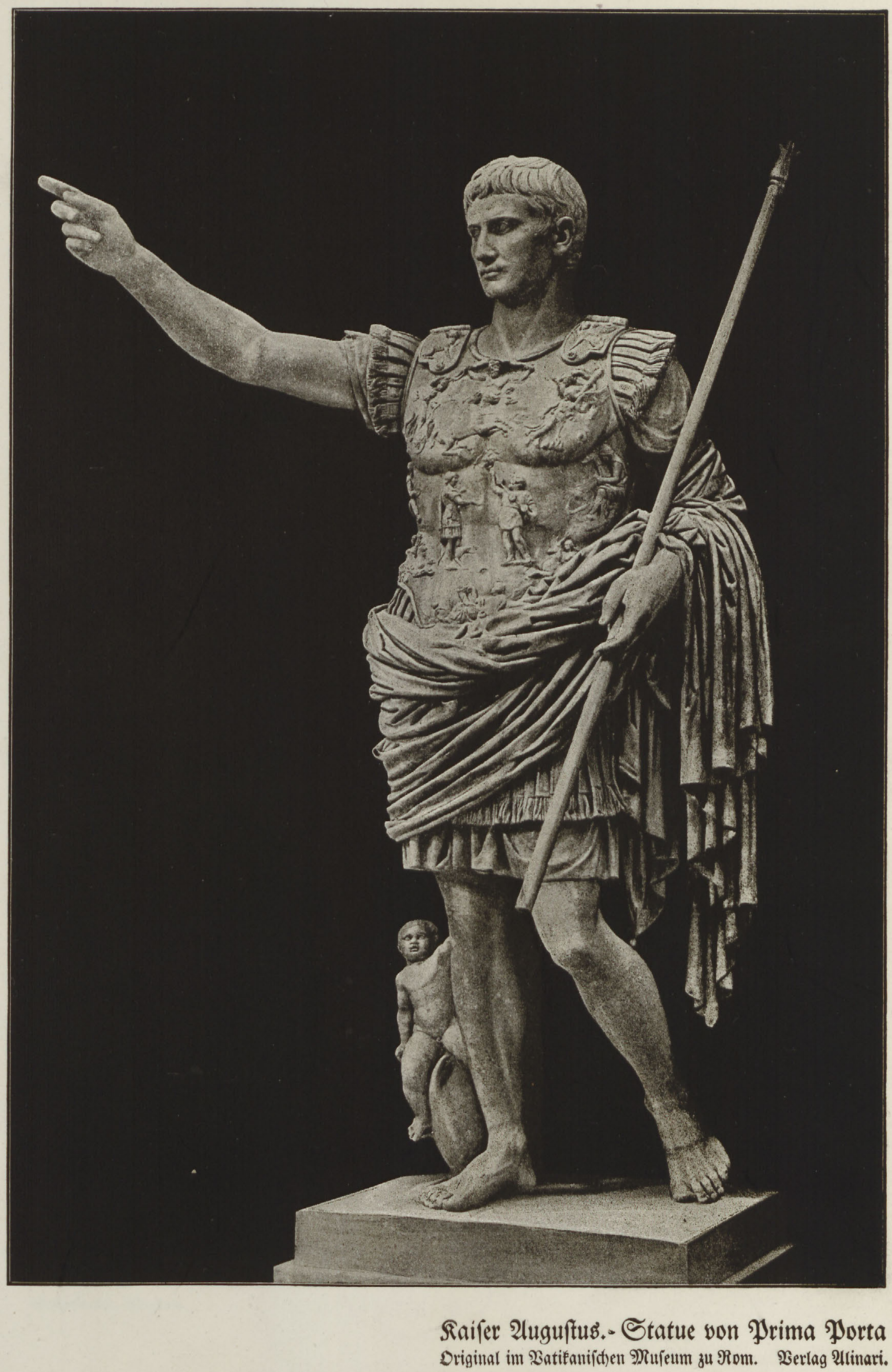
Allerdings hat Auguſtus den letzten Schritt, die göttliche Verehrung und den Kultus mit Prieſtern und Tempeln in Rom ſelbſt nicht zugelaſſen, aber in Italien, beſonders an den Orten, die durch überſeeiſchen Verkehr der Einwirkung des Orients unterlagen, hat ſich dieſer Kultus ſchon frühzeitig eingebürgert, vielfach zunächſt in der Form, daß der neue Gott gemeinſam mit älteren Göttern, wie Merkur, Herkules u. a., gefeiert wurde, bis dann zuletzt, wie z. B. in Pompeji, die alleinige Verehrung durchdrang. Bildeten ſich doch in den Munizipien Italiens geradezu eigene Genoſſenſchaften, die Auguſtales, welche die Pflege und Ausbreitung des Kaiſerkultus zu ihrer beſonderen Aufgabe machten!

Allerdings war dieſe Verehrung nur eine geduldete. Wohin aber im letzten Grunde der neue Kurs ging, das zeigt ſchon der Beſchluß des Senates, der an die damalige Neubelebung des Larenkultes anknüpft und geradezu die gemeinſame Verehrung des Genius des Kaiſers mit dieſen alten Schutzgeiſtern von Haus und Stadt, die Verehrung des werdenden Gottes — wie man treffend geſagt hat —, mit der der gewordenen von Staats wegen vorſchreibt. Und noch weiter ging man in den Provinzen, wo man nicht die Rückſichten zu nehmen hatte wie in Rom. Hier, beſonders im Orient, wo die Untertanen ohne weiteres den alten Herrſcherkult der Ptolemäer und Seleukiden auf den neuen Weltherrſcher übertrugen, hat der „Gott dem Kaiſer und Roma der Göttin“ gewidmete Kult einen durchaus öffentlichen Charakter. Wie uns die durch eine paphlagoniſche Inſchrift erhaltene Formel eines Treueides lehrt, wurde in den Tempeln der Provinzen vor den Altären des Gottes Auguſtus auf Befehl des Kaiſers ein Treueid geſchworen dem „Autokrator“ (Selbſtherrſcher!) Cäſar, dem „Gottesſohn“, und zwar nicht nur von den Provinzialen, ſondern auch von den römiſchen Bürgern, die in der Provinz Geſchäfte trieben. Ein Eid, der gewiß nicht mehr republikaniſch und bürgerlich, ſondern rein monarchiſch iſt. Und man hat mit Recht bemerkt, daß derjenige, der römiſche Bürger in dieſer Weiſe zwang, bei ſeiner Gottheit zu ſchwören, dieſe Bürger, und ſeien es auch Senatoren, eben nicht mehr als ſeinesgleichen anerkannte. Wenn er ſie — zumal im Verkehr mit letzteren — perſönlich als ſolche behandelte, ſo war das eben eine Fiktion, offizielles Blendwerk.

In der Begünſtigung des Kaiſerkultus tritt die innere Verwandtſchaft der neuen Monarchie mit der Alexanders des Großen ſchon deutlich zutage. Hier wie dort ſoll durch den Kult des Monarchen der Glaube an die Göttlichkeit ſeiner Gewalt und ſeiner Perſon und ihre alles andere überragende Stellung zur Anerkennung gebracht werden. Wie Alexander, „wollte auch Auguſtus ſein Werk als ein göttliches angeſehen wiſſen, das er als ‚divi filius‘ (als Sohn des vergötterten Cäſar) ſchuf . . . wie der Götterſohn Romulus“ (Mommſen).

Allerdings konnte er nicht wie dieſer König von Rom ſein. Seit dem Sturze der Monarchie, und ſeitdem das römiſche Volk ſich feierlich verpflichtet hatte, nie wieder einen König über ſich zu dulden, war der Name König in Rom verfemt. Wer ihn erſtrebte, war vogelfrei, und jeder Bürger berechtigt, ja verpflichtet, ihn niederzuſtoßen. Aber was bedurfte es für den Mann, dem eine Welt huldigend zu Füßen lag, dieſes gefährlichen Namens? Solange die Empfindungen lebendig waren, die dieſen Namen gefährlich machten, konnte der Cäſar ſehr wohl auf das Diadem verzichten. Der Glanz der Stellung, die er durch dieſen Verzicht gewann, überſtrahlte weitaus alles, was ihm eine Krone gewähren konnte. Zudem war er ja für die Untertanen, beſonders für die Griechen, auch ohne das Diadem der Baſileus; und was die Bürger betrifft, ſo haben ſie unter der Wucht der veränderten Lage meiſt von ſelbſt gelernt, ſich tatſächlich dem Allmächtigen gegenüber ſo zu verhalten, wie wenn er König wäre. „Es war im Staate nicht anders“ — ſagt Tacitus —, „als wenn man ſchon einen Monarchen gehabt hätte.“ „Der Gleichheit hatte man entſagt, und alles wartete auf den Wink des Herrn.“

Auch das literariſche Rom hat in Auguſtus bereits den Monarchen geſehen, ſei es, wie die unverſöhnlichen Republikaner, mit innerem Widerſtreben, oder wie der Dichterkreis, den der



Kaiſer Auguſtus. - Statue von Prima Porta
Original im Vatikaniſchen Muſeum zu Rom. Verlag Alinari.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

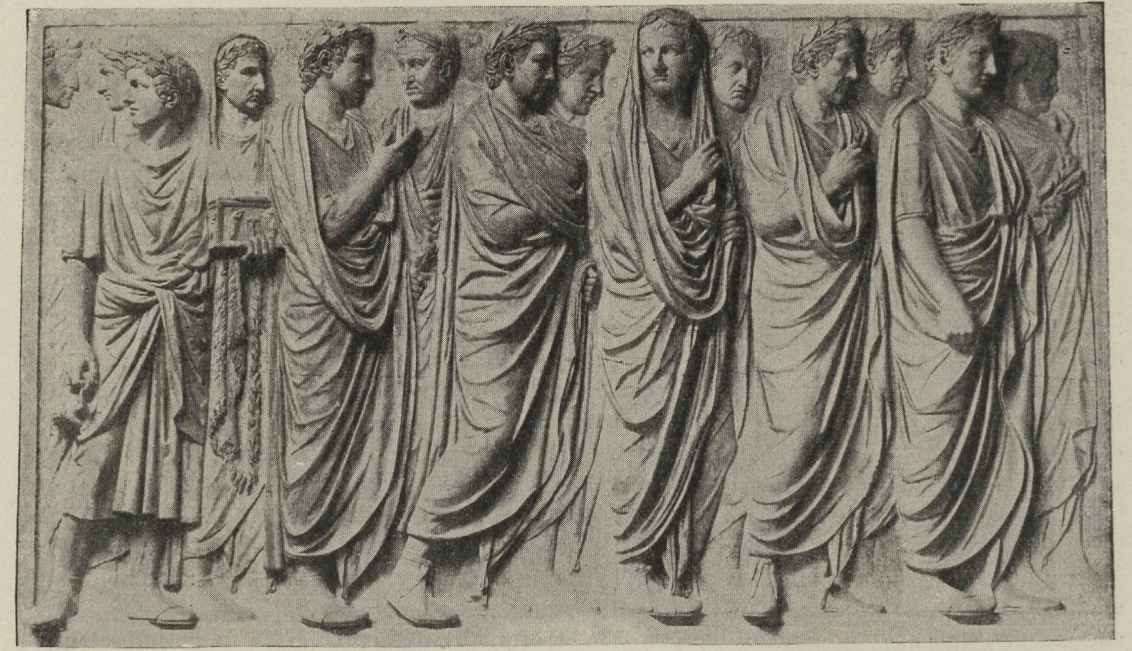
Stadt-
bücherei
Elbing

Mitarbeiter des Auguſtus, Mäcenas, um ſich ſammelte, in freiwilliger Ergebung. Man denke nur an die Huldigungen, welche Virgil in der vierten Ekloge und in der Äneis, ſowie Horaz in ſeinen Staatsoden dem Auguſtus als dem Schöpfer eines neuen Zeitalters dargebracht haben! In der genannten Ekloge Virgils wird das herannahende goldene Zeitalter in einem Prophetentone gefeiert, der bekanntlich dazu geführt hat, das Gedicht mit den meſſianiſchen Weisſagungen der Juden, ja ſogar mit den Prophezeiungen auf Chriſtus in Verbindung zu bringen. Für Virgil iſt Auguſtus der Retter der Geſellſchaft, der große Friedensfürſt, der Leben, Freiheit und Eigentum ſichergeſtellt hat. Und wie die Chriſten den Weltheiland, ſo feierten die Poeten Virgil, Horaz, Ovid, Properz den politiſchen Welterlöſer geradezu als einen Gott, der zu den Menſchen herniedergeſtiegen ſei. Horaz fleht ihn an, daß er noch lange auf Erden weilen und erſt ſpät in den „Himmel“ zurückkehren möge. Was Jupiter im Himmel iſt, iſt ihm Auguſtus auf Erden!

Dieſe ſchon ganz in den Ideengängen der helleniſtiſchen Theologie und alexandriniſchen Hofpoeſie ſich bewegende Verherrlichung von ſeiten der erſten Dichtergrößen der Zeit iſt charakteriſtiſch für den Erfolg, den die Monarchie auch bei den Führern des geiſtigen Lebens gehabt hat. Iſt doch der Cäſar ſelbſt unter die Schriftſteller gegangen, um die in der Geſellſchaft und in der Literatur noch immer lebendige Oppoſition, deren Ideal Cato und die Cäſarmörder Brutus und Caſſius waren, mit geiſtigen Waffen zu bekämpfen. Er hat zu dem Zwecke gegen die Lobſchrift, in der Brutus, der „letzte Römer“, ſeinen Vorgänger, den Cato von Utica, verherrlicht hatte, eine Gegenſchrift verfaßt, die dann von ihm ſelbſt und von Tiber vor einem geladenen Auditorium vorgetragen wurde. Daher wird wohl auch ein gewiſſer Zuſammenhang zwiſchen dieſer Politik der literariſchen Beeinfluſſung und dem Muſenhof des Mäcenas beſtanden haben, wenn es auch einſeitig wäre, hier lediglich von einer Korruption der Geiſter zu reden. Was die Monarchie einer geiſtig angeregten Geſellſchaft zu bieten hatte, die ihre Sehnſucht nach friedlichem Genuß der Kulturgüter durch den „Befreier der Welt“ endlich befriedigt ſah, war doch immerhin wertvoll genug, um ſelbſt einen Virgil und Horaz an den Siegeswagen des Imperators zu feſſeln.

Allerdings haben ſie ſich dabei in der Form bis zu einer Anbetung des Erfolges verſtiegen, die, zumal was die Anknüpfung an den Olymp betrifft, kaum ernſt zu nehmen iſt. Aber es dient zu ihrer Entſchuldigung, daß dieſer Kultus der Perſönlichkeit und der durch ſie repräſentierten Inſtitution der vorherrſchenden Richtung der Zeit entſprach und inſofern auch durch die Lebensbedingungen der neuen Monarchie bis zu einem gewiſſen Grade gefordert war. Es lag im Weſen dieſer Monarchie, daß ſie eben in Wirklichkeit nicht das war, was ſie ſcheinen wollte, ein republikaniſches Mandat, ſondern eine Macht, die ihre Beglaubigung und Begründung in ſich ſelbſt fand. Für eine ſolche auf eigenem Recht ruhende, durch ſich ſelbſt zur Weltherrſchaft befähigte und berufene Macht war aber nach der ganzen Anſchauungsweiſe der Zeit die nächſtliegende und zugleich wirkſamſte Art der Legitimierung die Idee der Göttlichkeit.

Es war daher nur eine kluge Anpaſſung an die Maſſenpſyche, wenn der kühle Rechner auf dem Cäſarenthron, der trotz gewiſſer abergläubiſcher Anwandlungen auch in religiöſer Hinſicht ſchwerlich mehr als ein Skeptiker war, das engſte Bündnis mit der Religion einging, und — um mit Mommſen zu reden — die reſtaurierte Orthodoxie zum Fundament ſeiner Staatsreform gemacht hat. Selbſt Mitglied aller großen Prieſterkollegien, hat er ſich vom Senat auch das Recht der Prieſterernennung und ſpäter, im Jahre 13, von der zahlreich aus ganz Italien zuſammengeſtrömten Bürgerſchaft — eine Art Plebiſzit für das Kaiſerreich! — das Amt des oberſten Prieſters, des pontifex maximus, übertragen laſſen. Eine Stellung, die er zu einer ſyſtematiſchen Reorganiſation des Kultus, zur materiellen und moraliſchen Hebung des Prieſterſtandes und zur großartigen Förderung des Tempelbaues verwendet hat. Wie wenig republikaniſch dieſe Religionspolitik gedacht war, zeigt beſonders deutlich die Reform der uralten, nach der Legende von Romulus geſtifteten ländlichen Bruderſchaft der Arvalen. Sie ſind durch ihn ein vornehmes Prieſterkollegium geworden, dem er ſelbſt, die kaiſerlichen Prinzen und die Spitzen der ariſtokratiſchen Geſellſchaft angehörten, und das — nach den erhaltenen Protokollen — jetzt nicht mehr bloß um den Segen der Götter für die Fluren zu



Geleit eines Senators. Relief von der Ara Pacis des Auguſtus.

Original in den Uffizien zu Florenz. Photogr. Brogi.

beten, ſondern auch an beſtimmten Tagen Gelübde zu tun hatte für die Ewigkeit des Reiches, für den Princeps und ſein Haus. Eine Verbindung von Monarchie und Prieſtertum, die, ſo ſehr ſich Auguſtus gerade hier auf nationalrömiſchen Boden ſtellte, doch zugleich auch wieder eine gewiſſe Annäherung an die Tendenzen der helleniſtiſchen Monarchie enthält.

Ihren Höhepunkt erreichte dieſe Politik im Jahre 17, als ein auffallend leuchtender Komet erſchien, der „Stern der Julier“, der den definitiven Anbruch des neuen Weltalters verkünden ſollte. Das politiſche Seitenſtück zu dem „Stern der Magier“, der nach der chriſtlichen Legende nicht lange darauf die Ankunft des Meſſias dem Orient verkündigte. Eine Analogie, die recht deutlich beweiſt, wie ſehr die volkstümliche mythologiſche Denkweiſe ſelbſt dem Cäſarismus entgegenkam. Im Anſchluß an das erſehnte Götterzeichen und an ein gleichfalls zu rechter Zeit ſich einſtellendes ſibylliniſches Orakel fand in demſelben Jahre das Feſt der Wiedergeburt Roms und die Feier der großen Säkularſpiele ſtatt, deren Verlauf wir aus den Überreſten der Feſtakten kennen, die ſich neuerdings gelegentlich der Tiberregulierung in der Nähe der Engelsbrücke auf Marmortafeln wiedergefunden haben. Dieſe Feſtakten ſind ein wahres Kabinettſtück der cäſariſchen, auf dem Bund von Thron und Altar beruhenden Politik, welche die Religion mit ſchlaueſter Berechnung für ihre dynaſtiſchen Zwecke auszunutzen verſtand.

Das Feſt, das zunächſt durch eine feierliche Entſühnung der Stadt und Bürgerſchaft den Anbruch einer neuen Ära ſymboliſch zum Ausdruck brachte, verſetzte ganz Rom in einen Taumel der Luſt und Freude, und ſeinen Höhepunkt bildete die feierliche Prozeſſion, die pompa, die — auch wieder ſehr bezeichnend — nicht bloß nach dem Kapitol, der Stätte der altrepublikaniſchen Götter, ſondern auch nach dem Palatin ging, dem Wohnſitz des Kaiſers und der Stätte des unmittelbar mit dem Kaiſerpalaſte verbundenen Tempels der neuen cäſariſchen Schutzgötter, des Apoll und der Diana. Wie der alte republikaniſche Markt durch die neuen cäſariſchen Fora, ſo ſoll der alte Schirmherr der Republik, der Jupiter Capitolinus, durch die Götter des juliſchen Hauſes und ihren prächtigen Tempel auf dem Palatin in den Hintergrund gedrängt, auch der religiöſe Schwerpunkt vom Kapitol hierher verlegt werden. Der von Horaz verfaßte Feſtgeſang oder Päan, der hier von einem Knaben- und Mädchenchor geſungen wurde, tat zugleich aller Welt kund, daß auch die geiſtige Elite der Nation der

Kaiſer Auguſtus im Prieſterkollegium.
Relief von der Ara Pacis des Auguſtus.

Original in den Uffizien zu
Florenz. Photogr. Brogi.

neuen Sonne des Cäſarismus ſich zugewendet hatte. Es mutet uns an wie eine Äußerung des Triumphes über dieſen ideellen Erfolg des Cäſarismus, daß in den marmornen Säkularakten mit lapidaren Worten der Mit- und Nachwelt verkündet wird: Carmen composuit Q. Horatius Flaccus.

Ein weiterer wichtiger Unterſchied gegenüber den älteren republikaniſchen Säkularfeſten beſtand darin, daß nicht mehr bloß wie früher nur römiſche Bürger, ſondern alle freien Bewohner Roms ohne Unterſchied der Nationalität und Raſſe teilnahmen, Italier und Griechen ebenſo wie Juden und andere Orientalen; ein bedeutſamer Hinweis darauf, daß der neue Staat nicht mehr der alte Stadtſtaat, ſondern ein Univerſalſtaat ſein wollte. Freilich nicht ein Weltſtaat in dem Sinne, wie es die Dichter und andere Schwärmer für eine ausſchweifende imperialiſtiſche Weltpolitik erträumten, die von Auguſtus nichts Geringeres erwarteten, als die Unterwerfung der Parther und Inder, der Briten und Germanen, der Goten und Skythen, ja ſogar der afrikaniſchen Wüſtenſtämme, kurz eine Vereinigung der „Ökumene" bis zum indiſchen Ozean unter dem Szepter Roms!

Auguſtus war nichts weniger als gewillt, dieſe Hoffnungen zu erfüllen. Er war kein Alexander und kein Cäſar. Seiner ganzen Perſönlichkeit entſprach vielmehr der Gedanke, daß das Kaiſerreich der Friede ſei. Auch rechnete er viel zu gut, um nicht einzuſehen, daß das Intereſſe des Cäſarismus auf die Dauer eine gewiſſe Beſchränkung nach der militäriſchen Seite unbedingt erheiſchte. Man hat im Hinblick auf die — übrigens meiſt erfolgloſe — auguſteiſche Geſetzgebung zur Förderung des ehelichen Lebens und der Kinderzeugung, ſowie zur Bekämpfung des Luxus viel Aufhebens gemacht, von einer Politik, die es auf nichts Geringeres abgeſehen habe, als einen nationalen Erhebungsprozeß im größten Stil, auf eine phyſiſche und moraliſche Neuſchöpfung des römiſchen Volkes. So ſehr dieſe Tendenz offiziell betont und von den Literaten gefeiert wurde, man vermißt an dieſer in der Hauptſache doch nur auf die höheren Stände berechneten Reſtaurationspolitik gerade das, was die Grundbedingung einer wirklichen Regeneration geweſen wäre, d. h. jeden eingreifenden Verſuch zu einer ſozialökonomiſchen Hebung der breiten Maſſe des Volkes, zu einer wenigſtens teilweiſen Regeneration des italiſchen Bauernſtandes und damit der kriegeriſchen Kraft und Wehrhaftigkeit Italiens.

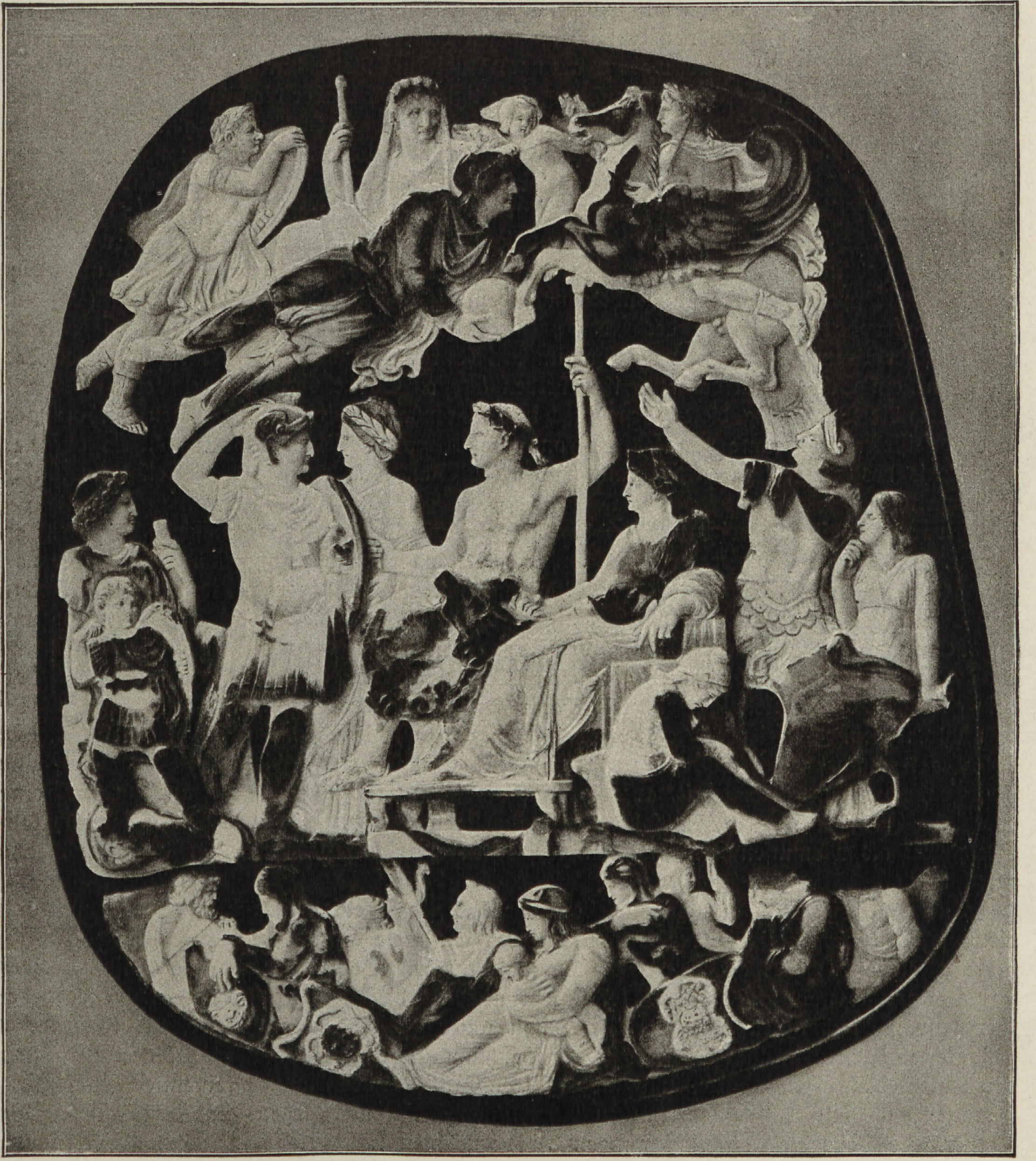
Mit der nationalen Ruhmeshalle auf dem Auguſtusforum, die dieſer Reſtaurationspolitik einen glänzenden monumentalen Ausdruck geben ſollte, mit den Gedichten der Hofpoeten, die das Lob des Landbaues ſangen, war der italiſchen Bauernſchaft nicht geholfen, waren die alten Bauernlegionen, auf denen einſt die militäriſche Kraft des Staates beruht hatte, nicht wieder ins Leben zu rufen. Und das lag ja in der Tat auch gar nicht in der Richtungslinie, welche der Cäſarismus mit innerer Notwendigkeit einſchlug.

Nicht um eine wehrhafte Nation war es ihm zu tun, ſondern um eine an die Perſon des Imperators gebundene bezahlte Soldateska, deren Reihen man auch ohne einen zahlreichen italiſchen Bauernſtand füllen konnte, da dieſes Berufsſoldatentum ſich vorwiegend aus der armen ſtädtiſchen Bevölkerung und dem Proletariat, ja mehr und mehr auch aus nichtbürgerlichen Elementen rekrutierte. Ein Syſtem, das im weſentlichen dem entſpricht, welches der Geſchichtſchreiber Dio Caſſius gelegentlich einer fingierten Miniſterratsſitzung dem Mäcen in den Mund legt. Eine ſolche Söldnerarmee, die auf möglichſt hohen Sold und nach abgelaufener Dienſtzeit auf eine Altersverſorgung rechnete, bedeutete aber, wie ſchon die ſofort mit dem Ableben des Auguſtus einſetzenden Meutereien der Legionen beweiſen, immer eine gewiſſe Gefahr und zugleich eine ſchwere finanzielle Belaſtung. Sie mußte daher möglichſt reduziert werden, und Auguſtus hat ſich daher auch nach der Durchführung der notwendigſten militäriſchen Aufgaben, wie z. B. der Einnahme der Alpenlandſchaften, in der Hauptſache darauf beſchränkt, dem Reiche durch Gewinnung feſter, womöglich natürlicher Grenzen den Frieden zu ſichern. Der Euphrat im Oſten, der Ozean im Weſten, Donau und Elbe im Norden ſollten dieſe Grenzen bilden; und auch dieſes Programm iſt nicht vollſtändig verwirklicht worden, da die urſprünglich verfolgte Kriegspolitik der Brüder Druſus und Tiberius, die in der Elblinie eine kürzere und von Italien entferntere Grenze zu gewinnen ſuchte, infolge der Niederlage des Varus im Teutoburger Walde (9 n. Chr.) aufgegeben und die Grenze an den Rhein zurückgezogen wurde. Ein Verzicht, der zugleich die beſſere Sicherung der Donaugrenze ermöglichte und auch ſpäter feſtgehalten wurde, trotz der Erfolge, die nach Auguſtus' Tode des Druſus Sohn Germanicus im Weſergebiet gegen die Germanen und den Beſieger des Varus, Arminius (bei Idiſiaviſus, bei Hameln?) vorübergehend erfochten hat. Und dieſes Syſtem der Defenſive iſt dann mit einer Konſequenz durchgeführt worden, — 200 000 Mann mußten für das ganze ungeheure Reich genügen! —, daß auf die Dauer ſogar die Defenſive unzulänglich werden mußte, zumal bei der ſehr langen Dienſtzeit (durchſchnittlich 20 Jahre) an geübte Reſerven kaum zu denken war.

In dieſer unvermeidlichen kriegeriſchen Schwäche zeigt ſich auch wieder recht draſtiſch die Kompromißnatur des Cäſarismus und des Auguſteiſchen Lebenswerkes. Eine Tatſache, die Tacitus völlig verkennt, wenn er den wohlüberlegten Rat des Auguſtus an ſeine Erben, ſie möchten auf eine Erweiterung der Reichsgrenzen verzichten, „pſychologiſch" aus Feigheit oder Eiferſucht auf die Nachkommen zu erklären ſucht.

Daß ein ſolcher Kompromiß mit ſeinen zahlreichen Schwächen und Widerſprüchen für die Nachfolger des Auguſtus die größten Schwierigkeiten heraufbeſchwören mußte, liegt auf der Hand. Und wenn der ſterbende Auguſtus mit einem griechiſchen Spruch die Freunde aufforderte, ihm Beifall zu klatſchen, da er die ihm vom Schickſal zugewieſene Rolle gut geſpielt habe, ſo iſt ſchon ſein Nachfolger an der Aufgabe, dieſe Rolle im Sinne des erſten Princeps weiterzuführen, gründlich geſcheitert.

Die Schwierigkeit, die ſich aus der ganzen Situation des Prinzipats für Tiberius (14—37) ergab, enthielt ein perſönlich-dynaſtiſches und ein republikaniſch-politiſches Moment. Da infolge des frühen Todes der älteren Söhne Agrippas und der Julia, und der Unfähigkeit des jüngſten, Agrippa Poſthumus, das juliſche Cäſarenhaus einen für die Übernahme der höchſten Gewalt geeigneten Erben nicht beſaß, hatte das ſtrenge Legitimitätsprinzip durch die Adoption des militäriſch und adminiſtrativ glänzend erprobten Tiberius durchbrochen werden müſſen. Daß Tiberius dem Throne ſchon früher durch die von Auguſtus geforderte Scheidung von ſeiner erſten Gattin und die Vermählung mit der verwitweten Julia nähergetreten, war bedeutungslos, da dieſe Ehe wegen des ſkandalöſen Lebenswandels der Prinzeſſin wieder geſchieden werden mußte.



Der Triumph des Germanikus vor Tiberius und Livia im Jahre 17 n. Chr.

Sardonyx-Kameo in der Nationalbibliothek zu Paris.

Nun war es aber infolge der auguſteiſchen Familienpolitik noch zu einer anderen Verbindung zwiſchen dem juliſchen und dem klaudiſchen Hauſe gekommen, durch die Ehe ſeiner Nichte Antonia mit dem jüngeren Bruder des Tiberius, dem früh verſtorbenen Germanenſieger Druſus, deſſen Sohn Germanikus ſomit dem Begründer des Prinzipats näherſtand, als der zum Throne gelangte Oheim. Ein Antagonismus, der noch dadurch verſchärft wurde, daß der jugendliche Germanikus noch unter Auguſtus mit deſſen Enkelin Agrippina, einer Tochter Julias, vermählt worden war und mit ſeiner blühenden Nachkommenſchaft und dank ſeiner Popularität bei Volk und Heer recht eigentlich dazu berufen ſchien, der Erneuerer und Fortſetzer des Cäſarenhauſes zu werden.

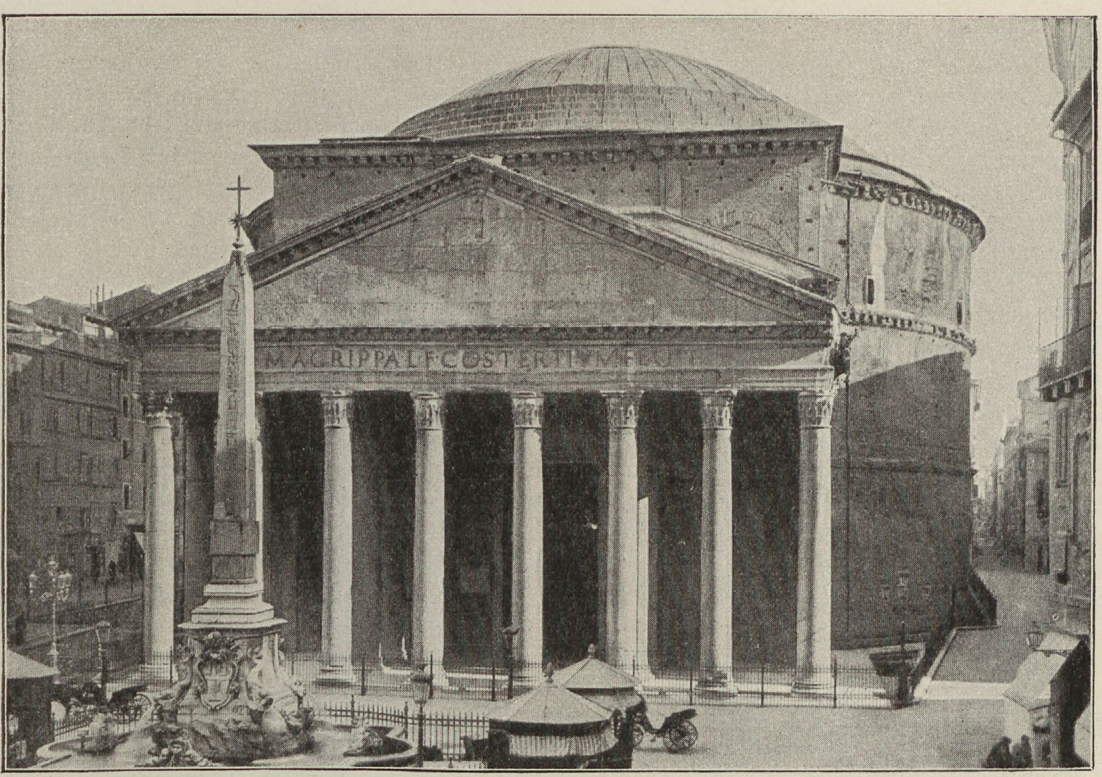
Dadurch entſtand ein Konflikt zwiſchen Prinzipat und Erbrecht, der ſofort mit einem politiſchen Mord begann und von Anfang an einen düſteren Schatten auf die neue Herrſchaft warf. Das Erbrecht Agrippas war zwar nach Auguſtus' Tode durch deſſen ſofortige (wir wiſſen nicht vom wem verfügte) Hinrichtung beſeitigt worden, aber die Verſchwörung, die von einem falſchen Agrippa angezettelt wurde, ließ doch ſofort erkennen, daß es zahlreiche Elemente gab, welche Tiberius feindlich gegenüberſtanden. Und dieſe Elemente fanden bald einen neuen Mittelpunkt, nachdem Germanikus während eines Kommandos im Orient (19) ein vorzeitiges Ende gefunden hatte, vergiftet von dem ihm feindlichen Legaten Syriens, wie die leidenſchaftliche Witwe Agrippina — offenbar grundlos — glaubte, auf Veranlaſſung des Tiberius ſelbſt. Die geheime und offene Agitation, welche ſich ein volles Jahrzehnt hindurch mit dieſer dynaſtiſchen Oppoſition verband, endete nach dem Tode der Kaiſerin-Mutter Livia (29) mit einer Kataſtrophe der Familie des Germanikus. Agrippina wurde unter der Anklage hochverräteriſcher Umtriebe verbannt und hat im Exil (durch Selbſtmord oder Hinrichtung) den Tod gefunden, ein Schickſal, in das auch ihre beiden älteſten Söhne verwickelt wurden.

Durch die Verkettung dieſer Gegenſätze im Cäſarenhauſe mit den feindlichen Strömungen in der Ariſtokratie entſtand von Anfang an eine Atmoſphäre des Mißtrauens, die auf das Verhältnis des Fürſten zur Ariſtokratie und ihrer Standesvertretung, dem Senat, ungünſtig zurückwirkte.

Zwar zeigte ſich Tiberius ernſtlich bemüht, ein möglichſt verfaſſungsmäßiges Regiment zu führen, ſo daß man ihn geradezu den konſtitutionellſten aller Cäſaren genannt hat. Die von der Verfaſſung dem Princeps geſteckten Grenzen wurden ſorgfältig reſpektiert und die Rechte des Senates gewahrt, ja durch die Beſeitigung der zur Komödie gewordenen Komitien und die Verlegung der Beamtenwahlen in den Senat formell noch erweitert. Auch lehnte Tiberius die außerordentlichen, insbeſondere göttlichen Ehren im Stile der auguſteiſchen Zeit ab. Von dem göttlichen Helldunkel, in welches der erſte Princeps ſeine Perſon zu ſtellen liebte, wollte er nichts wiſſen. Er ſei zufrieden, wenn es ihm gelinge, die übertragene Gewalt im Dienſte des Staates und zu deſſen Beſten zu gebrauchen! Eine Erklärung, die ſich jedenfalls auf eine umfaſſende perſönliche Tätigkeit, auf eine muſterhafte Führung der Verwaltung und auf eine energiſche Fürſorge für das Wohl der Untertanenſchaft berufen konnte, weshalb ja auch kein Geringerer als Mommſen Tiberius den tüchtigſten Herrſcher genannt hat, der dem Reiche zuteil ward.

Allein es zeigte ſich auch hier wieder ſehr bald, daß eine reine Klaſſenvertretung und vielköpfige Körperſchaft wie der Senat nicht das geeignete Organ für die einheitliche Durchführung einer ſolchen ſtaatlichen Wohlfahrtspolitik war. Der Wille und die Initiative des Princeps mußte naturgemäß auch hier immer mehr in den Vordergrund treten, während der Senat ſo wenig inneren Halt beſaß, daß ihm unter Umſtänden ein Schreiben des Tiberius genügte, um einen in aller Form gefaßten Beſchluß rückgängig zu machen! Eine Entwicklung der Dinge, die bei dem harten und unbeugſamen Charakter des Mannes (einem echt klaudiſchen Familienzug!) und bei ſeinem nur zu berechtigten Mißtrauen gegen die Zuverläſſigkeit der ſtaatlichen Organe und die Geſinnungen der vornehmen Welt vielfach zu einer Verkennung ſeiner guten Abſichten und zu gehäſſigen Unterſtellungen geführt hat. Auch konnte es nicht ausbleiben, daß das beſtändige perſönliche Eingreifen des Princeps bei der ganzen Eigenart des Mannes den Eindruck des Autokratiſchen nur verſchärfte. Die Art, wie Tiberius z. B. im Intereſſe einer unparteiiſchen Rechtſprechung perſönlich an den Gerichtsſitzungen teilnahm, erſchien nach dem Urteil ſeines größten Gegners, des Tacitus, als Beeinträchtigung der „Freiheit", trotz der Vorteile, welche daraus nach dem Zeugnis desſelben Tacitus der „Wahrheit" erwuchſen.

Dazu kam, daß ſich der alternde Tiberius infolge der bitteren Erfahrungen ſeines Lebens, infolge von Mißtrauen und Menſchenverachtung immer mehr verdüſterte und der Welt entfremdete. Eine Stimmung, die zunächſt darin zum Ausdruck kam, daß der Kaiſer in der Öffentlichkeit möglichſt in Begleitung von Truppen erſchien und die ganze kaiſerliche Garde in einem großen Standlager in Rom konzentrierte (23). Ein Akt der Vorſicht und der Furcht, dem aber die öffentliche Meinung die Abſicht unterſchob, Volk und Senat unter den Bann



Das Pantheon des Agrippa. Photogr. Anderſon, Rom.

des Schreckens zu zwingen, zumal als dann das Unerhörte geſchah und Tiberius ſich in die Einſamkeit des Felſeneilandes Capri zurückzog (26), ohne jemals wieder nach Rom zurückzukehren. Noch mehr verſchärft aber wurden die Gegenſätze dadurch, daß nun in Rom an Stelle des fernen Kaiſers der Gardepräfekt Sejan als allmächtiger Miniſter eine politiſche Rolle ſpielen konnte, welche die urſprünglichen vortrefflichen Tendenzen der tiberiſchen Regierung ſtark verdunkelte und weſentlich mit zu der Auffaſſung beitrug, die durch Tacitus ihre klaſſiſche Formulierung gefunden hat, daß nämlich das ganze Regierungsſyſtem des Tiberius von Anfang an darauf angelegt geweſen ſei, alle anderen Faktoren des ſtaatlichen Lebens zu willenloſen Werkzeugen einer deſpotiſchen Willkürherrſchaft zu erniedrigen, und daß alles, was in den Handlungen und Reden des Tiberius dieſer Vorausſetzung widerſpricht, nichts als Trug und Heuchelei geweſen ſei.

So unhiſtoriſch das iſt, ſo gewiß iſt andrerſeits, daß die Miniſterſchaft Sejans mit ihren furchtbaren Begleiterſcheinungen eine weſentliche Verſchlimmerung der Lage verſchuldet hat. Der abgefeimte Schurke erſtrebte nämlich nichts Geringeres als die Krone, zu der ihm die ſyſtematiſche Beſeitigung der überlebenden Mitglieder der Dynaſtie den Weg bahnen ſollte. Den Ruin Agrippinas und ihrer Söhne hat er weſentlich mit beſchleunigt, den Thronfolger Druſus, Tibers einzigen Sohn (aus erſter Ehe), deſſen Gattin er zum Ehebruch verführte, beſeitigte er (23) durch Gift, und ſchon verfügte er über eine zahlreiche Anhängerſchaft, als endlich im Jahre 31 Antonia, die Schwägerin Tibers, durch eine Botſchaft nach Capri dem Kaiſer die Augen öffnete und die Verhaftung und Hinrichtung des Gefürchteten herbeiführte.

Kein Wunder, daß die furchtbare Enttäuſchung durch den einzigen Menſchen, dem er ganz vertraut, ſowie die Enthüllungen, die ſich an die umfaſſenden und langwierigen Prozeſſe gegen die Anhänger Sejans knüpften, in dem Herzen des verbitterten Greiſes Argwohn, Verachtung und Haß ins Ungemeſſene ſteigerten und zu einer weiteren Verſchärfung des Repreſſivſyſtems gegen alle feindlichen Regungen führte. Soweit die Härte dieſer Strafjuſtiz überhaupt auf

Rechnung des Kaiſers zu ſetzen iſt und nicht durch den wetteifernden Servilismus des Senates oder durch tatſächliches Verſchulden veranlaßt war, iſt ſie als die Reaktion eines verbitterten und verdüſterten Gemütes anzuſehen und berechtigt nicht entfernt zu der Auffaſſung des Tacitus, die im Hinblick auf die Majeſtätsprozeſſe aus Tiberius einen blutdürſtigen Tyrannen gemacht hat, dem das Morden Bedürfnis und Genuß iſt! Schon die Abneigung Tibers gegen die blutigen Luſtbarkeiten des vornehmen und niederen Pöbels, gegen Fechterſpiele und Tierhetzen beweiſt zur Genüge, daß ihm der Hang zur Grauſamkeit, die Freude an fremder Qual, wie ſie für Caligula und Nero ſo bezeichnend iſt, innerlich fremd war.

Die Kunſt, mit der Tacitus die innerſten Empfindungen des Fürſten zergliedert und alle Geheimniſſe ſeines Herzens zu offenbaren weiß, darf uns über die tendenziöſe Mache nicht hinwegtäuſchen, die faſt alles und jedes zuungunſten des Tiberius zu deuten verſteht, mag er ſtrafen oder verzeihen.

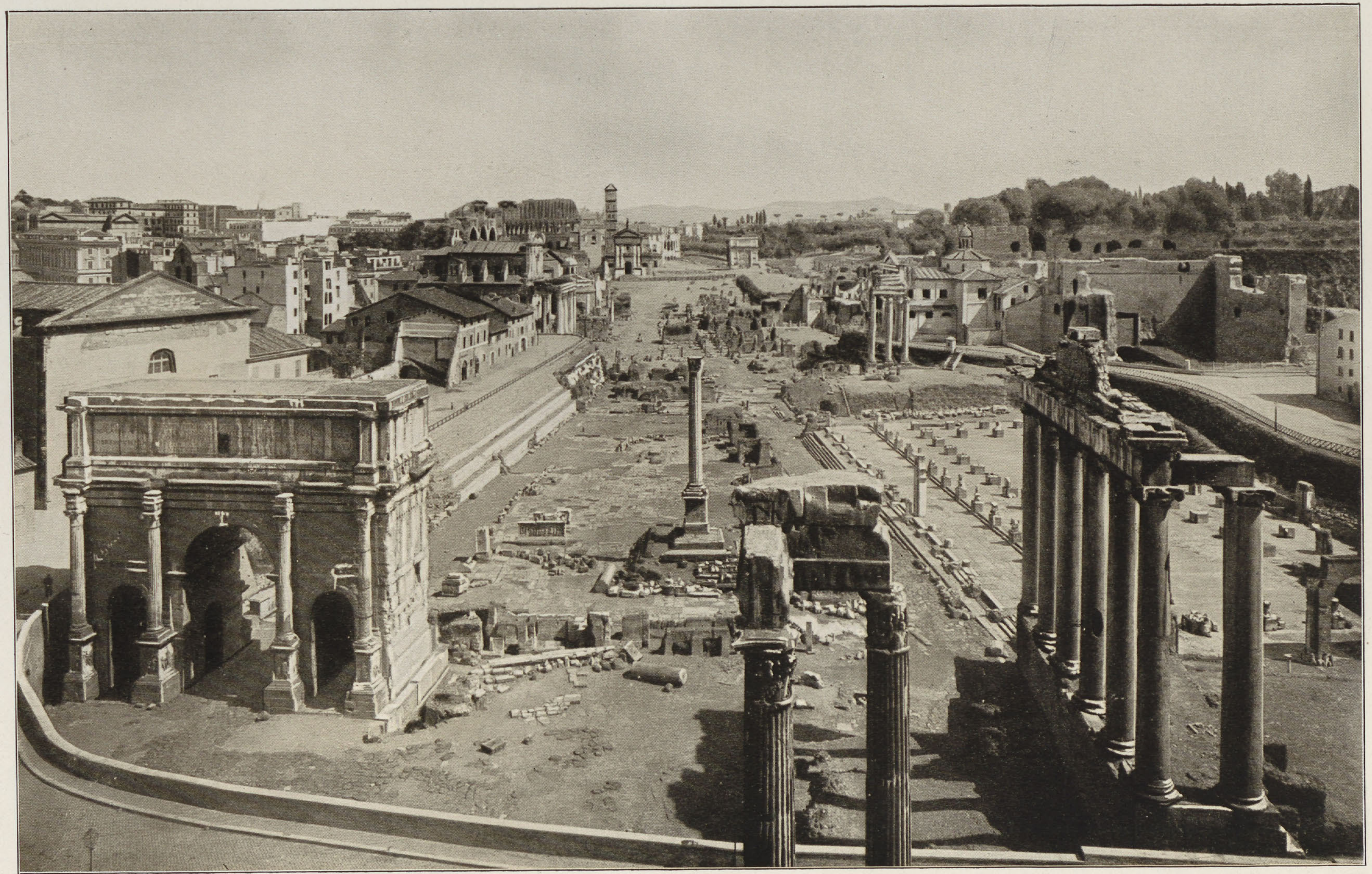
Mit der höhniſchen Ironie, die ihn auszeichnete, hat ſpäter Caligula dem Senate an der Hand der Akten nachzuweiſen geſucht, daß ſich die Senatoren bei der Verfolgung der Majeſtätsverbrechen als Richter, Belaſtungszeugen, ja als Kläger kaiſerlicher zeigten, als der Kaiſer ſelbſt, daß ſie die Hauptſchuld an den meiſten Verurteilungen ihrer Standesgenoſſen gehabt hätten. Tiberius war von Natur keineswegs rachſüchtig. Das beweiſen die Pasquille, von denen Sueton Proben gibt, und die an verleumderiſcher Bosheit das Menſchenmögliche leiſteten. Trotzdem hat er all dergleichen lange ungeſtraft gelaſſen! „Mögen ſie mich haſſen, wenn ſie mir nur recht geben!“ (oderint dum probent). Ein Grundſatz, der freilich auf die Dauer nur dazu führte, daß Haß und Skandalſucht um ſo frecher ſich breitmachte. Über das Privatleben des Kaiſers wurden Dinge verbreitet, wie ſie nur die verworfenſte Phantaſie erſinnen kann. Selbſt Tacitus gibt zu, daß es dieſe fortgeſetzten tückiſchen Angriffe waren, welche den Kaiſer zuletzt ſo reizten, daß er ſeinem Grimme die Zügel ſchießen ließ.

Daß er dabei — allerdings unter eifriger Mitwirkung des Senates — mitunter zu weit ging, ſoll nicht geleugnet werden. Wenn Suetons Behauptung wahr iſt, daß einzelnen Angeklagten der Troſt wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung und der Zuſpruch von Freunden und Angehörigen verſagt worden ſei, ſo bleibt das ein Makel auf dem Andenken des Kaiſers, obgleich man dabei nicht vergeſſen ſollte, daß noch im 19. Jahrhundert unter chriſtlichen Fürſten — man denke an Gottfried Kinkel u. a.! — politiſche Gefangene im Zuchthaus Wolle ſpinnen und ebenfalls weder Weib noch Kind ſehen, noch den Zuſpruch eines Freundes empfangen durften.

Allerdings iſt unter Tiberius gegenüber Majeſtätsverbrechern inſofern eine Verſchärfung der Strafjuſtiz eingetreten, als wenigſtens in ſeiner ſpäteren Zeit ſtatt der früher üblichen Strafe des Exils mehrfach die Todesſtrafe verhängt wurde. Und eine weitere Wendung zum Schlimmeren bedeutet die Verſchärfung der Zenſur gegen die ernſte literariſche Produktion, beſonders gegen die Geſchichtſchreibung. Ihr iſt z. B. der republikaniſch geſinnte Hiſtoriker Cremutius Cordus zum Opfer gefallen. Aber die taciteiſche Auffaſſung iſt damit noch nicht gerechtfertigt, zumal Tacitus ſelbſt gelegentlich zugeſtehen muß, daß Tiberius gewöhnlich in Majeſtätsprozeſſen eine maßvolle Milde gezeigt und dieſe Mäßigung nur dann verleugnet habe, wenn er ſich einmal vom Zorne übermannen ließ! Noch in ſeinen letzten Lebensjahren hat Tiberius das Teſtament eines römiſchen Adligen, das die heftigſten Schmähungen gegen ihn enthielt, und das die Erben nicht zu publizieren wagten, trotzdem publizieren laſſen, obwohl es darin hieß, daß er vor Alter halb kindiſch geworden und ſich durch ſein Einſiedlertum gewiſſermaßen zu einem Exulierten gemacht habe.

Man ſieht, wieviel man von dem Urteil abſtreichen muß, wie es z. B. noch Gregorovius im erſten Bande der „Wanderjahre in Italien“ (Capri) über den „Dämon Tiberius“, über den „furchtbarſten Namen der Geſchichte“ und Geibel in dem berühmten Gedichte über den „Tod des Tiberius“ ausgeſprochen hat!

Gerade das Ende Tibers iſt bezeichnend für den Charakter unſerer Überlieferung. Wir haben keinen Grund, an der Behauptung Senecas zu zweifeln, daß Tiberius eines natürlichen Todes geſtorben iſt. Aber das ſchien kein Tod, wie ihn der „Tyrann“ verdiente. Und ſo erzählte man ſich, daß er auf Befehl des Gardepräfekten Macro oder des Caligula beim



Das Forum Romanum
nach photographiſcher Aufnahme

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

Erwachen aus einer Ohnmacht mit Kiſſen erſtickt worden ſei, oder gar, daß Caligula dem Sterbenden eigenhändig den Siegelring vom Finger geriſſen und die Kehle zugedrückt habe, während er ihn wieder nach anderen langſam durch ein ſchleichendes Gift getötet haben ſoll!

Der fünfundzwanzigjährige Gaius Cäſar oder Caligula, wie ihn die Soldaten nannten (nach dem Miniaturkommißſtiefel der Legionare, in deren Uniform der Kleine im Lager herumgelaufen), wurde als Adoptivenkel Tibers, den dieſer gemeinſam mit ſeinem Enkel Tiberius Gemellus als Erben des Privatvermögens eingeſetzt hatte, vom Senat ohne weiteres als Princeps anerkannt (37). Er war der jüngſte Sohn des Germanikus und der Agrippina und unter den Augen Tibers in Capri herangewachſen. Dem Verderben ſeines Hauſes war er dank ſeiner Fügſamkeit und Verſtellungskunſt entgangen. Böſe Zungen meinten, es habe nie einen beſſeren Bedienten, nie einen ſchlechteren Herrn gegeben.

Allerdings trat dieſe letztere Eigenſchaft bei ihm nicht ſofort zutage. Der Neuling auf dem Throne zeigte zunächſt nur das lebhafte Beſtreben, zu gefallen, durch glänzende Gnadenbeweiſe und liberale Verheißungen ſich in der Gunſt der öffentlichen Meinung feſtzuſetzen. Die Majeſtätsprozeſſe wurden niedergeſchlagen, eine allgemeine Amneſtie verkündet, die verhaßten Delatoren ausgewieſen und eine Reihe von Zenſurverboten aufgehoben mit dem Bemerken, daß der Kaiſer das größte Intereſſe an der unverfälſchten geſchichtlichen Wahrheit habe! Das Volk erhielt vorübergehend die Beamtenwahlen zurück, und dem Senate wurde in einer feierlichen Programmrede die ſtrengſte Beobachtung der Verfaſſung, ehrliche Teilung der Gewalten und jährliche Rechenſchaftsablage über die Finanzen verſprochen. Es war, als ob durch dieſen „Sohn und Schützling der Väter“ (d. h. Senatoren), wie er ſich nannte, eine neue Ära der Freiheit anbrechen ſollte; und der begeiſterte Senat beſchloß, die Rede auf einem goldenen Schilde eingravieren zu laſſen, der alljährlich in feſtlichem Zuge von den Prieſterkollegien aus der Kurie aufs Kapitol getragen werden ſollte, damit dort durch die öffentliche Verleſung der Rede der Sieg der von ihr verkündeten Freiheit immer wieder von neuem in feierlicher Form beſtätigt werde. Dem jugendlichen Cäſar ſelbſt lohnte die Verleihung der Eichenkrone, wie ſie einſt dem Auguſtus für die Beendigung der Bürgerkriege verliehen worden war, und der Titel „Vater des Vaterlandes“.

Als dann bald darauf eine ſchwere Krankheit den Verluſt eines ſolchen Fürſten befürchten ließ, ſteigerten ſich die Loyalitätskundgebungen zu einer Überſchwenglichkeit, die kaum mehr zu überbieten war. Der Servilismus verſtieg ſich ſogar bis zu dem Gelübde, den Göttern als Opfer für die Rettung des geliebten Fürſten das eigene Leben hingeben zu wollen! Das berauſchende Gefühl, eine Welt huldigend zu ſeinen Füßen zu ſehen, hat daher kaum jemand ſo ausgekoſtet, wie damals dieſer Knabe, der mit einem Schlage aus dem Nichts, aus der tiefſten Abhängigkeit zur höchſten Macht auf Erden emporgeſtiegen war und ſich zum Gegenſtande einer Verehrung gemacht ſah, die ihn weit über Menſchenmaß hinaushob.

Iſt es da zu verwundern, daß die urſprüngliche Rückſichtnahme des Neulings auf die öffentliche Meinung ſehr bald ins Gegenteil, in völlige Mißachtung umſchlug, daß er den Zwang, den er den böſen Inſtinkten ſeines Innern ſo lange hatte auferlegen müſſen, mehr und mehr abwarf und ſich mit dem ganzen brutalen Zynismus, der für ihn recht eigentlich bezeichnend iſt, den Antrieben eines ſchrankenloſen Allmachtſchwindels überließ? Die Art, wie der Präfekt Macro als läſtiger Mentor und Tiberius Gemellus als etwaiger Rivale aus dem Wege geräumt wurde, zeigte nur zu bald, was von einem Fürſten zu erwarten war, der das Gefühl hatte, daß ihm eigentlich „alles gegen alle zu tun erlaubt“ ſei. Man hat das die Logik eines Verrückten genannt; aber iſt es nicht vielmehr die Logik eines brutalen Machtgefühls, das durch die tatſächlichen Machtverhältniſſe und die allgemeine ſklaviſche Ergebung nur zu nahe gelegt war?

Caligula ſelbſt hat ſich gerade auf die logiſche Konſequenz, auf die Unbeugſamkeit etwas zugute getan, mit der er ſein letztes Ziel, die Umwandlung des Prinzipates in den reinen Abſolutismus im Sinne des orientaliſch-helleniſtiſchen Gottkönigtums verfolgte. In der Tat, wenn ſchon für einen Virgil, Horaz und Properz Auguſtus ein Menſch gewordener Gott war, für den Agrippa urſprünglich ſein Pantheon beſtimmt hatte, und wenn ſpäter ein Lucanus einen Nero ebenfalls als präexiſtenten Gott feierte, der zum Segen der Menſchheit auf die Erde herabgekommen ſei, aber ſpäter in die himmliſche Heimat zurückkehren und dort als Jupiter oder Apoll thronen werde, ſo iſt es nur durchaus folgerichtig, wenn Caligula im Gefühl der geſicherten Macht von dem göttlichen Helldunkel, mit dem ſich einſt Auguſtus notgedrungen begnügt hatte, den letzten verhüllenden Schleier wegzog und die ihm von der Schmeichelei ohnehin wetteifernd entgegengebrachte Proskyneſis (Kniebeugung) und göttliche Verehrung wie einen ſchuldigen Tribut hinnahm.

Wenn dereinſt ſchon ſein „göttlicher“ Ahnherr Julius Cäſar vom dienſtbefliſſenen Senat zum Jupiter Julius erhoben war, wenn ſein anderer Ahnherr, Antonius, ein neuer Dionyſos war und an der Seite der neuen Iſis Kleopatra ein neuer Oſiris ſein wollte, wenn ſelbſt ein Auguſtus ſich darin gefallen hatte, für den auf Erden wandelnden Merkur zu gelten, wie konnte man ſich da wundern, daß Caligula, der Götterſproß, den Anſpruch erhob, als menſchgewordener Jupiter die Welt zu beherrſchen? Man durfte noch froh ſein, daß der Senat wenigſtens die Identifizierung mit dem höchſten Schirmgott des Staates, mit dem kapitoliniſchen Jupiter, zu hindern vermochte und Caligula das Zugeſtändnis abgewann, daß er ſtatt aufs Kapitol auf den Albanerberg zog und ſich nur zum Jupiter Latiaris, zum „Bruder des Capitolinus“ proklamierte. Naive Gemüter, wie jener galliſche Schuſter, mochten lachen, wenn ſich der Kaiſer auf der Treppe des Kaſtortempels, zwiſchen den Dioskuren ſtehend, dem Volke als Jupiter zur Anbetung zeigte, oder wenn er im Koſtüm des Herkules, Dionyſos, Mars, Apoll u. a. ſich verehren ließ; Leute, die Tibers Ablehnung der Konſekration als einen Beweis ſeines Dekadententums verhöhnt hatten, für die die „Hoffnung“ des Auguſtus, nach Art des Herkules oder Quirinus zu den Göttern einzugehen, ein Zeichen ſeiner überlegenen Weisheit war, hatten wahrlich keinen Grund, von Narrheit zu reden, wenn der Sohn Agrippinas, in deſſen Adern, um mit ſeiner Mutter zu reden, das himmliſche Blut des „divus Augustus“ rollte, in dem ſein „göttlicher Geiſt fortlebte“ nach ſolchen Vorbildern, wie ein helleniſtiſcher König ebenfalls als eine Epiphanie, d. h. als eine Menſchwerdung des Göttlichen, anerkannt ſein wollte, und wenn er — auch wieder ganz konſequent — ſeine heißgeliebte, früh verſtorbene Schweſter Druſilla zur „Panthea“ erhob, in der ſich gewiſſermaßen die Geſamtheit der weiblichen Gottheiten verkörpern ſollte, wie die Geſamtheit der männlichen in ihm. Fand ſich doch auch zur Beſtätigung der Apotheoſe ſofort ein Zeuge, der es mit leibhaftigen Augen geſehen, wie die Seele Druſillas ſich aus den Flammen zum Himmel emporſchwang und ſich dort zu den Göttern geſellte!

Nachdem man überhaupt einmal dieſen Weg betreten, hatte man kein Recht, ſich noch über irgend etwas zu wundern, auch nicht darüber, daß Caligula allen Ernſtes den Befehl gab, ſeine Koloſſalſtatue im Tempel des Jahve in Jeruſalem aufzuſtellen und das Haus Jahves in ein Heiligtum des Zeus Epiphanes Gaios umzuwandeln, ferner den Zeus des Phidias aus Olympia herbeizuſchaffen, um ihn in ſeinem eigenen Tempel wieder aufzurichten, wo an die Stelle des Zeushauptes der Kopf Caligulas treten ſollte! Befehle, deren Ausführung dann allerdings durch die dilatoriſche Behandlung von ſeiten der Behörden und durch den frühen Tod Caligulas verhindert wurde.

Wie zähe und konſequent Caligula die Ziele ſeiner Religionspolitik verfolgte, zeigt endlich auch die Art und Weiſe, wie er am Ende doch noch des Kapitols Herr zu werden ſuchte, indem er vom Palatin zum Kapitol eine Brücke hinüberſchlug und dort den Grundſtein zu einem Palaſt, ſowie allem Anſcheine nach auch zu einem Tempel für ſich legen ließ. Und er iſt in der Tat in der Depoſſedierung des göttlichen Schirmherrn der Republik ſchon ſo weit gekommen, daß ihm der völlig eingeſchüchterte Senat — allerdings erſt nach längerem Widerſtreben — ſogar den ausſchließlich dem höchſten Gott zukommenden Beinamen Optimus Maximus zuerkannte!

Ebenſowenig iſt es nun freilich zu verwundern, daß die römiſche Geſellſchaft ſich an dem Deſpoten, den ſie vergöttern mußte, weidlich rächte und aus Caligula den reinen Narren gemacht hat, auf deſſen Namen die abſurdeſten Geſchichten gehäuft wurden. Beſonders die Literaten, die für ſeinen Nachfolger Claudius ſchrieben, haben die Tradition in dieſem Sinne beeinflußt. Denn — wie mit Recht bemerkt worden iſt — je mehr man ſich über die Verrücktheit des Vorgängers ereiferte, um ſo eher konnte Claudius hoffen, das peinliche Gerede von ſeiner eigenen Narrheit verſtummen zu ſehen. Und Caligula ſelbſt hat ja durch die vor nichts

Tiberius (14—37). Caligula (37—41). Klaudius (41—54). Nero (54—68).

Münzen mit den Bildniſſen der römiſchen Kaiſer aus dem juliſch-klaudiſchen Hauſe.

zurückſchreckende Logik ſeines Ichkultus, durch ſeine Neigung zu draſtiſchen und brutalen Äußerungen und zyniſchen Witzen, durch die wunderlichen und grotesken Einfälle ſeiner ſelbſtherrlichen Laune das Menſchenmögliche getan, dieſe Auffaſſung zu fördern.

So ſoll der Caligula der Cäſarenlegende z. B. ſeine zahlreichen Ehebrüche und die angebliche Blutſchande mit ſeinen Schweſtern mit ſeiner Eigenſchaft als Zeus motiviert haben, während ihm in Wirklichkeit Unzucht mit den Schweſtern offenbar erſt angedichtet wurde, weil er eben die Rolle des Zeus ſpielte. Auch gehörte ja Blutſchande recht eigentlich zum Bilde eines richtigen Tyrannen. Man denke an Periander und an Nero, der ſie mit der eigenen Mutter vollzogen haben ſoll! Da dies bei Caligula unmöglich war, mußten die Schweſtern an die Stelle treten. Hat man doch ſogar Cicero Blutſchande mit ſeiner Tochter vorgeworfen! Dergleichen gehörte eben zu der verleumderiſchen Invektive der Zeit. Ähnlich erklärt ſich aus der Konkurrenz, die der nach Rom verpflanzte Latiaris in der Perſon Caligulas dem Capitolinus machte, daß man die geiſtige Umnachtung Caligulas durch die Geſchichte von einem wirklichen Kampf illuſtrierte, in dem Caligula ſeinem Gegner tatſächlich mit Donner- und Blitzmaſchinen oder Steinwürfen zu Leibe gegangen ſein ſoll! Einen zyniſchen Stallwitz über ſein Leibroß, das er noch zum Konſul machen werde (offenbar, weil in Rom ſchon ſo mancher Eſel Konſul geworden), hat man ſo ernſt genommen, daß man ſich erzählte, das Roß wäre wirklich Konſul geworden, wenn Caligula länger gelebt hätte! Tatſächlich äußert ſich hier nur dieſelbe bizarre Ironie, wie z. B. auch in dem bekannten Satz, es tue ihm leid, daß das römiſche Volk nicht einen Hals habe. Offenkundige Entſtellung ſolch zyniſcher Witze iſt es endlich, wenn es von ihm hieß, er habe die Bilder des Virgil und Livius aus den öffentlichen Bibliotheken entfernen und den Homer aus ſeinem Reiche verbannen wollen, wie Plato aus ſeinem Idealſtaate. Auch das, was der boshafte Klatſch von den allerdings erfolgloſen Feldzügen des Kaiſers an den Rhein und die Nordſee zu erzählen wußte, iſt zum Teil offenkundige Burleske und Karikatur, wie denn überhaupt die Karikatur in der Cäſarenlegende eine große Rolle geſpielt hat. Mit ſolchem Material war es allerdings leicht, die Theorie vom „Cäſarenwahnſinn" als einer ſpezifiſch pathologiſchen Erſcheinung aufzubauen.

Nun iſt ja ſo viel gewiß, daß die törichte Sucht nach Äußerlichkeiten, wie ſie beſonders die Vergötterung erzeugte, naturgemäß mit einer gewiſſen Verengerung des geiſtigen Horizontes Hand in Hand ging. Aber eine förmliche Geiſtesſtörung läßt ſich bei Caligula nicht nachweiſen. Er wußte ſehr wohl, was er tat. Wenn es für ſeine unbändige Macht- und Herrſchgier ein unerträglicher Gedanke war, nur der erſte Bürger des Staates zu ſein und einen Teilhaber am Regimente neben ſich zu haben, ſo gab es für ihn zur Überwindung dieſes im nationalen Leben immer noch tief eingewurzelten Gedankens keinen anderen Weg, als die ſyſtematiſche Ausnutzung des Dogmas von der Göttlichkeit des Monarchen. Nach der Behauptung des Juden Philo, der als Führer einer Geſandtſchaft der alexandriniſchen Judengemeinde mit Caligula ſo üble Erfahrungen machte, ſoll der Kaiſer ganz im Sinne dieſes Dogmas von ſich geſagt haben: Wie der Hirte, der über der Herde ſteht, von anderem Stoffe ſei, als ſie, ſo ſtehe auch er über den Menſchen. Das war in der Tat das entſcheidende Argument, mit dem ſich alle republikaniſchen Velleitäten aus dem Felde ſchlagen ließen. Wenn der Herrſcher ſozuſagen anderen Blutes iſt, als alle anderen, und wenn Beruf und Talent zum Herrſchen an dieſes Blut gebunden iſt, wie Caligula zu betonen liebte, dann muß dieſer Höherberechtigung gegenüber alles andere Recht verblaſſen. Und was hatte auch eine Körperſchaft noch zu bedeuten, deren Mitglieder ſich bis zur Anbetung des Princeps erniedrigen mußten?

Die bewußte Folgerichtigkeit in dem ganzen Vorgehen Caligulas zeigt ſich ferner auch darin, daß er, um den Senat unſchädlich zu machen, ſyſtematiſch die Stände in ſein Intereſſe zu ziehen ſuchte, die dem Senate ſtets mit einer gewiſſen Eiferſucht gegenüberſtanden, Volk und Ritterſchaft. Letztere wurde durch gewiſſe Vergünſtigungen gewonnen, das Volk durch zahlreiche Spenden, Schauſtellungen, Verlängerung der Saturnalienfeier, Wiederzulaſſung der lange verpönten Klubs, Aufnahme des in weiten Volkskreiſen verbreiteten Iſiskultes in die Staatsreligion u. dgl. m. Dagegen wurde der Senat ſyſtematiſch zurückgeſetzt oder ganz beiſeite geſchoben. Von der Zuziehung eines Staatsrates von Senatoren zu den Regierungsgeſchäften, wie er unter Auguſtus und Tiberius beſtanden hatte, war jetzt keine Rede mehr. Ebenſo wurde die Gerichtshoheit des Senates, die ihm immer noch ein gewiſſes Maß von Unabhängigkeit ſicherte, dadurch illuſoriſch gemacht, daß Caligula Appellationen gegen das Urteil des Senates an ſein eigenes Gericht zuließ und ſo auch die Juſtiz zu einem Werkzeug des Abſolutismus degradierte. Was aber von dieſer Juſtiz zu erwarten war, wurde aller Welt dadurch kundgetan, daß die Majeſtätsgeſetze nunmehr in Erz gegraben und öffentlich ausgeſtellt wurden!

Ein Moment freilich hat die radikale Logik Caligulas nicht genügend berückſichtigt: die materielle Fundierung der abſoluten Gewalt. Das wüſte Genußleben und der orientaliſche Prunk am Hofe, die maßloſe Vergeudung der öffentlichen Mittel zum Amüſement und zur Fütterung der hauptſtädtiſchen Maſſen hatten die großen von Tiberius angeſammelten Reſerven ſehr bald aufgezehrt; und die Verſuche, das chroniſche Defizit durch Herabſetzung der Dienſtprämien der Veteranen, durch Steuern, Erpreſſungen und Konfiskationen zu decken, vermehrten nur die Zahl der Mißvergnügten, die ohnehin infolge der zunehmenden Brutalität des perſönlichen Auftretens und der blutigen Grauſamkeit des Deſpoten gegenüber den beſtändigen Konſpirationen und Verſchwörungen in rapider Zunahme begriffen war. Dieſer zyniſchen Brutalität, die ſelbſt die Offiziere der Garde mit ihrem ätzenden Hohn nicht verſchonte, iſt Caligula zum Opfer gefallen. Einer von dieſen, Caſſius Chärea, hat ihn gelegentlich einer feſtlichen Veranſtaltung niedergeſtoßen (41).

Daß die Monarchie auch dieſe Kriſis überdauerte, beweiſt mehr als alles andere, daß ſie zu einer unabweisbaren Notwendigkeit geworden war. Wenn man im Senate den Moment zur Wiederherſtellung der Republik gekommen glaubte, oder wenigſtens zur freien Verfügung über den Thron, ſo erwies ſich dieſe Hoffnung ſofort als trügeriſch. Die Garde der Prätorianer und die hauptſtädtiſche Maſſe, deren Intereſſe unauflöslich mit dem Prinzipat verbunden war, dachte in dieſer Frage ganz anders, als der Senat. Die Prätorianer proklamierten ohne weiteres den einzigen noch in Betracht kommenden Sproſſen des Cäſarenhauſes, den einundfünfzigjährigen Klaudius, den Bruder des Germanikus, als Imperator; und es blieb dem Senate weiter nichts übrig, als die vollendete Tatſache anzuerkennen.

Es iſt, als ob die ariſtokratiſche Tendenzliteratur ſich an dem Manne, der den Ariſtokraten eine ſo herbe Enttäuſchung bereitet hatte, noch ganz beſonders habe rächen wollen! Das Bild, das ſie von ihm überliefert, iſt ein Zerrbild. Man braucht nur das ſatiriſche Schmähgedicht des Philoſophen Seneca, die „Verkürbiſung des göttlichen Klaudius“ zu leſen oder den Klatſch, den Sueton zuſammengetragen hat, und man ſieht ſofort, daß unſere Literatur die ja unleugbar vorhandenen Schwächen des Mannes bis zur Karikatur übertrieben hat. Allerdings war Klaudius nichts weniger als zum Imperator geboren. Eine ſtille Gelehrtennatur und von wenig imponierendem Äußern, hatte er viel Zurückſetzung und Mißachtung erfahren. Die Familie ſchämte ſich ſeiner, weil er ſchlecht repräſentierte, und hatte ihn von öffentlichen Geſchäften möglichſt ferngehalten, ſo daß er ſich ganz ſeinen literariſchen und antiquariſchen Liebhabereien und den Arbeiten für die umfaſſenden Werke hingeben konnte, die er über etruskiſche, karthagiſche und römiſche Geſchichte verfaßt hat.

Trotzdem hat die Regierung dieſes Mannes mehr gehalten, als man ſich von ihr verſprach. Die Rechte des Senates wurden geachtet, die Provinzialverwaltung im Geiſte der guten Traditionen des Prinzipats geführt, und durch eine rationelle Finanzwirtſchaft die Mittel zu

Römiſche Campagnalandſchaft mit den Ruinen der Aqua Claudia nach einer photogr. Aufnahme.

großen gemeinnützigen Unternehmungen gewonnen. So wurde für die Bedürfniſſe des überſeeiſchen Verkehrs und zur Sicherung des hauptſtädtiſchen Zufuhrſyſtems an der Tibermündung ein neuer Hafen mit Leuchtturm (portus Claudius) angelegt. Die Waſſerverſorgung Roms wurde in großartiger Weiſe gefördert durch die vom oberen Anio hergeführte Aqua Claudia, deren maleriſche Bogen noch heutigentags zum typiſchen Bilde der römiſchem Campagna gehören. Ein Teil des Fuciner Sees wurde durch einen Stollen trockengelegt und für den Landbau gewonnen.

Sogar eine große kriegeriſche Unternehmung verherrlicht die Regierung des gelehrten Imperators, die Eroberung Britanniens (43). Nicht eine eitle Ruhmestat, ſondern ein Werk, das ſich offenbar als eine politiſche und kulturelle Notwendigkeit herausgeſtellt hatte, da bei der engen Verbindung zwiſchen dem galliſchen und inſularen Keltentum eine raſche und vollkommene Romaniſierung Galliens weſentlich davon abhing, daß auch das nordiſche Keltentum unterworfen und möglichſt romaniſiert wurde. Daß hier Klaudius richtig geſehen, beweiſt der Umſtand, daß dieſes Problem auch die folgenden Regierungen beſchäftigt hat, bis im Jahre 85 unter Domitian durch Agricola die römiſche Herrſchaft bis nach Schottland hinauf ſichergeſtellt war.

Eine große Schwäche allerdings iſt für Klaudius bezeichnend: die Unſelbſtändigkeit gegenüber den Freigelaſſenen des Kaiſerhauſes, Pallas und Narziß, welche die Geſchäfte führten, und von den entarteten Weibern, von denen die eine, Meſſalina, durch ihre wollüſtigen Launen ſich zu unglaublichen Ausſchreitungen, ja zuletzt ſogar zu einer förmlichen Hochzeitsfeier mit einem ihrer Buhlen hinreißen ließ, während die nach dem gewaltſamen Ende Meſſalinas dem Kaiſer angetraute Aprippina, eine Tochter des Germanikus, den alternden Kaiſer ſo völlig beherrſchte, daß er ſelbſt die Intereſſen ſeines leiblichen Sohnes Britannikus ihren Machtgelüſten zum Opfer brachte. Sie hatte einen Sohn aus erſter Ehe, den Klaudius als Nero Klaudius Cäſar adoptierte und mit ſeiner dreizehnjährigen Tochter Oktavia vermählte (53).

Die offenkundige Gewährung der Anwartſchaft auf den Thron, der denn auch dem Siebzehnjährigen ohne weiteres zufiel, als Klaudius plötzlich im Jahre 54 ſtarb — wie man ſagte —, von der eigenen Gattin vergiftet!

Nero war der öffentlichen Meinung als Philoſophenſchüler präſentiert worden, da es der klugen Auguſta gelungen war, den glänzendſten Geiſt der Zeit, einen Seneca für die hier beſonders problematiſche Rolle eines Prinzenerziehers zu gewinnen. Und die Erwartungen, die ſich an dieſes Erziehungswerk knüpften, ſchienen ſich auch in der Tat inſofern zu verwirklichen, als der jugendliche Fürſt die Regierung den bewährten Händen Senecas und des Gardepräfekten Burrus überließ. Das Reich ſei niemals beſſer regiert worden — meinte ein kompetenter Zeuge, der nachmalige Kaiſer Trajan —, als in den erſten fünf Jahren Neros!

Freilich fielen ſehr bald düſtere Schatten auch auf das neue Regiment durch die Konflikte, die Herrſchgier und Leidenſchaft im Cäſarenhauſe ſelbſt entfachten. Agrippina wollte ihren Sohn nicht umſonſt zum Herrn der Welt gemacht haben. Sie begehrte ihren Anteil an der Herrſchaft, mußte aber ſehr bald die Erfahrung machen, daß ihr Wille gegenüber dem, was Seneca die „angeborene Wildheit“ Neros nannte, vollkommen ohnmächtig war. Als ſie in ihrer Erbitterung die unglücklichen Waiſen, den aus ſeinem Rechte verdrängten Britannikus und Oktavia gegen den Sohn ausſpielte, beſchleunigte ſie nur deren Verderben. Britannikus wurde auf Befehl Neros bei einem Gaſtmahl vergiftet, eine Kataſtrophe, die Tacitus ſamt ihrem Schlußakt, der übereilten nächtlichen Beſtattung, mit wunderbarer Kunſt geſchildert hat. Ein Edikt verkündete, daß der Fürſt um ſo mehr auf die Gunſt von Senat und Volk rechne, da er jetzt der letzte des zur höchſten Stellung geborenen Geſchlechtes ſei!

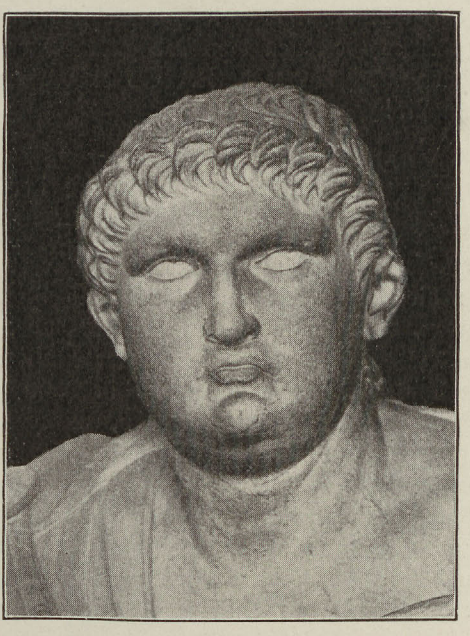
Was die unglückliche Kaiſertochter betrifft, ſo ſah ſie ſich bald ganz in den Hintergrund gedrängt durch das Verhältnis Neros zu einer Dame der Ariſtokratie, einer gewiſſen Poppäa Sabina, die den jungen Wüſtling mit allen Künſten der Koketterie an ſich feſſelte, und in der auch Agrippina mit Recht eine gefährliche Rivalin erblickte. Der Verſuch Agrippinas, die Scheidung Neros von Oktavia zu hintertreiben, ſteigerte nur den Haß und das Mißtrauen Neros, da ihm bei den zahlreichen, bis in die Reihen der Garde hineinreichenden Verbindungen der Kaiſerin-Mutter ihre Oppoſition nicht ungefährlich erſchien. So beſchloß der feige Bube die Ermordung der eigenen Mutter! Nach einem erſten raffiniert ausgedachten, aber mißglückten Verſuche ließ Anicetus, der Kommandant der Flotte von Miſenum und einer der ehemaligen Erzieher Neros, Agrippina durch ſeine Soldaten in deren nahegelegener Villa niedermachen (59). In der offiziellen Mitteilung an den Senat hieß es, Agrippina habe einen Mordverſuch gegen den Sohn geplant und ſich nach der Entdeckung mit eigener Hand das Leben genommen. Eine Erklärung, die der Senat mit Glückwünſchen und Dankfeſten für die Rettung des Fürſten erwiderte!

Angeſichts dieſer Haltung des Senates und des Jubels des Volkes, der ihn bei dem feierlichen Triumphzuge aufs Kapitol umbrauſte, iſt es ſehr wohl denkbar, daß er wirklich die Äußerung getan hat, noch kein Cäſar vor ihm habe gewußt, was er wagen dürfe! Und dieſes Machtgefühl ſteigerte ſich, als die Lehrer und Ratgeber ſeiner Jugend, Burrus und Seneca, von ſeiner Seite ſchieden. Burrus ſtarb im Jahre 62, und der neue Gardepräfekt Tigellinus, ein durchaus niedriger Charakter, gewann bald im Bunde mit ſeiner Gönnerin Poppäa einen ſolchen Einfluß, daß Seneca ſich völlig beiſeite geſchoben ſah und ſeinen Abſchied nahm.

Das erſte Opfer der neuen Machthaber war Oktavia. Nachdem ihre Ehe mit Nero wegen angeblicher Unfruchtbarkeit geſchieden war und ein Kriminalprozeß wegen Buhlerei zu keinem Erfolg geführt hatte, war ſie nach Kampanien verwieſen worden, und als ihre Nachfolgerin war Poppäa in den Cäſarenpalaſt eingezogen. Nun nahm aber diesmal die unberechenbare Volksmeinung Partei für die Verſtoßene. Als ſich das Gerücht verbreitete, ſie ſei zurückberufen, kam es zu förmlichen Volkstumulten. Die Bildſäulen Poppäas wurden von wütenden Volksmaſſen umgeſtürzt und zerſchlagen, die Bilder Oktavias dagegen im Triumph umhergetragen und mit Blumen beſtreut, bis Soldaten die Maſſe auseinandertrieben. Die Folge war, daß Oktavia mit Hilfe des Schurken Anicetus, der ſich ſelbſt als Mitwiſſer angab, hochverräteriſcher Pläne beſchuldigt und hingerichtet wurde (62)!

In dieſer Atmoſphäre von Blut und Wolluſt und grenzenloſer Verworfenheit gibt es wohl kaum noch etwas, was man in der Geſchichte Neros für unmöglich halten könnte. Und es iſt vollkommen begreiflich, daß ſelbſt die furchtbare Brandkataſtrophe, der im Jahre 64 ein großer Teil Roms zum Opfer fiel, von der Volksſtimme mit Neros verbrecheriſchen Gelüſten in Verbindung gebracht wurde. Hat man ſich doch ſogar von ihm erzählt, er habe ſeine Augen an dem großartigen Schauſpiel des wogenden Feuermeeres geweidet und dabei in ſeinem Tragödenſchmuck den Untergang Trojas beſungen! Das iſt wohl Erfindung, aber die Schuldfrage kann doch nicht ſo ohne weiteres verneinend beantwortet werden. Die ſcheußlichen Juſtizmorde an den Chriſten Roms, auf die der Verdacht der Brandſtiftung abgelenkt wurde, bezeugen zur Genüge, weſſen ein Nero fähig war. Und es fehlt durchaus nicht an Gründen, die ein Verbrechen des kaiſerlichen Lotterbuben nicht ſo unwahrſcheinlich machen.

Ein Symptom des cäſariſchen Allmachtſchwindels und der Gier nach Unerhörtem, nie Dageweſenem iſt die wahnwitzige Bauleidenſchaft. Um endlich „wie ein Menſch zu wohnen", errichtete Nero den Prachtbau ſeines „goldenen Hauſes" mitten in der übervölkerten Stadt, der mit den dazu gehörigen Parkanlagen, Thermen, Fiſchteichen uſw. einen Raum von 50 Hektar in Anſpruch nahm, obwohl es, wie Martial ausdrücklich berichtet, als eine große Härte empfunden wurde, daß dadurch zahlreiche arme Leute aus der ohnehin ſchwergedrückten Mietbevölkerung um ihr Obdach kamen. Warum ſoll das gekrönte Scheuſal, das die Quartiere der Armut rückſichtslos für die Befriedigung ſeiner maßloſen Genußgier in Anſpruch nahm, vor dem Gedanken zurückgeſchreckt ſein, durch einen plötzlichen Akt der Vernichtung einfach tabula rasa zu machen und ſo mit einem Schlage den für die Verwirklichung ſeiner phantaſtiſchen Bauprojekte nötigen Raum zu gewinnen? Übrigens iſt es auch möglich, daß der vielleicht ſpontan entſtandene Brand von den Werkzeugen Neros ausgenutzt wurde, um das Zerſtörungswerk noch gründlicher zu machen.



Büſte des Kaiſers Nero (Klaudius Cäſar).
Original im Muſeum des Louvre zu Paris.
Bernoulli, Röm. Ikonographie, Verlag F. Bruckmann, A.-G.

All das wäre pſychologiſch ebenſo begreiflich, wie die bekannte Tatſache, daß Nero auch in der Befriedigung ſeiner Künſtler- und Sporteitelkeit die Schranken ſeiner Stellung, ja die gewöhnlichſte Selbſtachtung völlig ignorierte; ein Benehmen, das zu der ſonſtigen eiferſüchtigen Geltendmachung ſeiner erhabenen Stellung einen geradezu grotesken Gegenſatz bildet. Von der törichten Begierde getrieben, auch als Virtuoſe anerkannt zu werden, ſank der gekrönte Dilettant und Sportsmenſch ſo tief, daß er ſich ſelbſt im Theater und Zirkus vor ſeinen Untertanen als Sänger, Kitharöde und Wagenlenker produzierte! Hier konnte man auf der Bühne den Imperator bald als Muttermörder Oreſtes, bald als raſenden Herakles, bald als geblendeten Ödypus bewundern! Und da ſeine Künſtlereitelkeit nur dann völlig befriedigt werden konnte, wenn auch die feinſten Kenner auf dieſem Gebiete, die Griechen, ihr Beifall geſpendet, ſo unternahm er eine förmliche Kunſtreiſe, um bei den nationalen Agonen der Hellenen zu Olympia und Delphi Kränze und Künſtlerlorbeeren einzuheimſen, während in Rom an ſeiner Statt Freigelaſſene die Regierung führten. Ja, in ſeinem Kunſtenthuſiasmus ging er ſo weit, daß er zum Dank für die wohlfeilen Triumphe dieſer Reiſe zu Korinth die Autonomie und Steuerfreiheit der Hellenen proklamierte, eine Freiheit, die ihnen übrigens wenige Jahre ſpäter von Veſpaſian wieder entzogen wurde, da ſie es doch nicht verſtünden, einen vernünftigen Gebrauch davon zu machen.

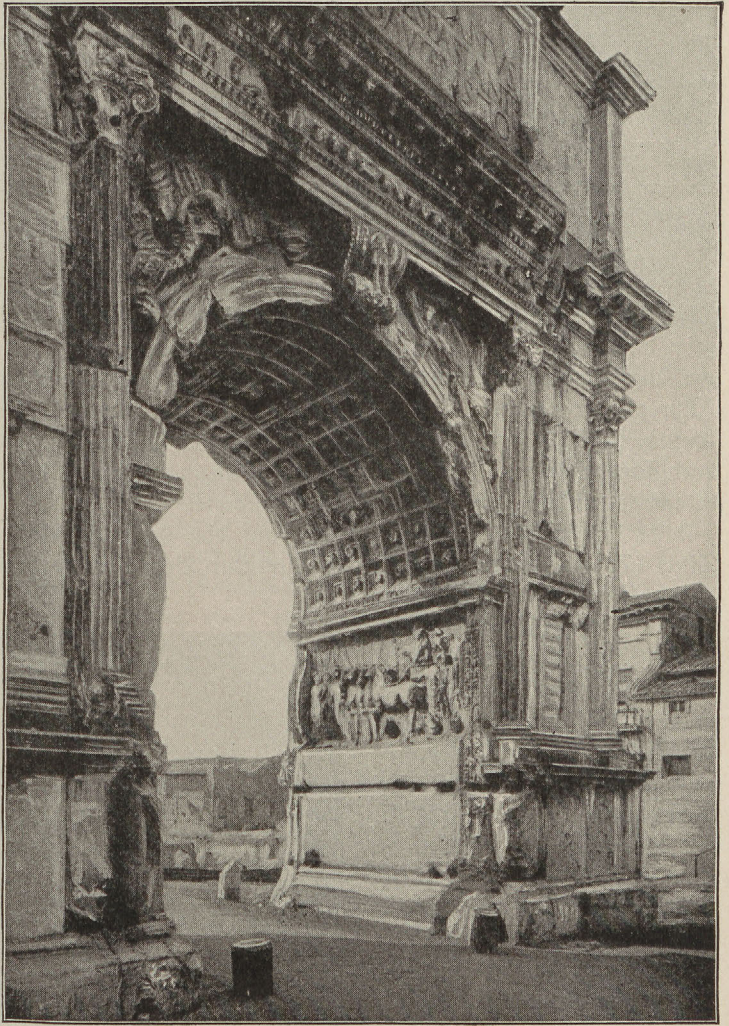
Daß dieſer Komödiant auf dem Cäſarenthrone, der ſich keine Laune verſagte und das Geld mit vollen Händen ausſtreute, am Ende ebenſo finanziell Bankrott gemacht hat, wie moraliſch, lag in der Natur der Sache. Und was zur Abhilfe geſchah, Münzverſchlechterungen, Majeſtätsprozeſſe und Konfiskationen, diente nur dazu, die Situation zu verſchärfen, zumal Mißtrauen und Furcht immer neue Opfer forderten. Schon im Jahre 65 wurde eine große Verſchwörung entdeckt, an deren Spitze der Konſular Piſo ſtand, und an der auch der Gardepräfekt und andere Offiziere der Prätorianer, ſowie viele Angehörige der Ariſtokratie beteiligt waren. Die Folge waren zahlreiche Hinrichtungen und Prozeſſe gegen Mitwiſſer und Verdächtige, unter ihnen Seneca und Lucanus. Sie mußten ſterben, und das gleiche Los traf auch ſolche, die an der Verſchwörung nicht beteiligt waren, aber als Häupter der Oppoſition galten, wie der Stoiker Thraſea Pätus. Dann folgte Anfang 68 eine Empörung des Vinder, des Statthalters von Gallia Lugdunenſis, die zwar von den obergermaniſchen Legionen unterdrückt wurde, dann aber auch dieſe in die revolutionäre Bewegung hineinzog, die ſich — infolge des Abfalls der betreffenden Statthalter — ſehr raſch über das diesſeitige Spanien, Luſitanien und Afrika verbreitete. Nun wurden auch die Prätorianer in ihrer Treue wankend, und bald ſah ſich Nero von ſeiner ganzen Umgebung verlaſſen. Er floh und verbarg ſich in der Nähe Roms, wo er ſich mit Hilfe eines Getreuen den Tod gab, als er erfuhr, daß ihn der Senat als Feind der Republik erklärt und geächtet hatte. So endete der letzte legitime Sproß der Götterblut entſtammten Dynaſtie!

2. Der Bürgerkrieg und die Dynaſtie der Flavier.

Mit divinatoriſchem Geiſte bemerkt Tacitus in der Einleitung zu ſeiner großartigen Schilderung des Vierkaiſerjahres (69), daß die Kataſtrophe Neros das „Geheimnis des Imperiums" geoffenbart habe: die Möglichkeit, auch außerhalb Roms zur höchſten Gewalt zu gelangen, mit anderen Worten, daß jetzt wieder mit erſchreckender Deutlichkeit der militäriſche Urſprung des Prinzipats zutage trat und die Gefahr einer künftigen Militärherrſchaft. Zuerſt wurde Galba, der ſpaniſche Statthalter, von der Garde in Rom zum Imperator ausgerufen, aber bald darauf, da er ihre Erwartungen nicht erfüllte, wieder geſtürzt und Otho auf den Thron erhoben (Anfang 69), während andrerſeits wieder die germaniſchen Legionen dem Prätorianerkaiſer in der Perſon des Vitellius einen Gegenkaiſer gegenüberſtellten, dem Otho noch in demſelbe Jahre erlag. Dem Senate blieb nichts übrig, als die Cäſaren, ſo wie ſie ihm der Reihe nach von den Soldaten aufgedrängt wurden, zu beſtätigen. Denſelben Urſprung hat die folgende Regierung, die des Flavius Veſpaſianus. Er iſt von den Legionen des Orients gegen Vitellius erhoben und mit Hilfe der Donaulegionen auch im Weſten Sieger geblieben (Ende 69).

Auch inſofern verkündigt ſich in dieſen militäriſchen Pronunciamentos die Zukunft des Reiches voraus, als die Schwächung der Staatsgewalt durch den Bürgerkrieg ſofort eine Bewegung der Völker an den Reichsgrenzen, z. B. der Sarmaten und Geten an der Donau und der Germanen am Rhein, ja ſogar Aufſtände im Reiche ſelbſt hervorrief. Beſonders gefährlich wurde die Erhebung der Bataver am Niederrhein unter Julius Civilis und einer Reihe von galliſchen Völkerſchaften dadurch, daß ſich an ihr nicht nur feindliche Germanenſtämme, wie Frieſen, Chatten und Brukterer, ſondern ſogar meuternde römiſche Truppenkorps beteiligten. Schon konnten die Druiden ein neues galliſches Reich, ein imperium Galliarum proklamieren! Schienen ihnen doch die Götter ſelbſt den Völkern im Norden der Alpen das Signal zum Sturze der römiſchen Weltherrſchaft zu geben, als in den Kämpfen zwiſchen Vitellianern und Veſpaſianern der Tempel des Jupiter auf dem Kapitol in Flammen aufging (Dezember 69); demſelben Kapitol, das dereinſt bei der galliſchen Eroberung unverſehrt geblieben! Nur der raſche Sieg Veſpaſians hat ein weiteres Umſichgreifen dieſer nationalen Erhebungen verhindert und die Ruhe im Weſten des Reiches wiederhergeſtellt, die dann ſpäter von Veſpaſian noch durch die Einverleibung und Beſiedelung des Landes zwiſchen Rhein und Donau, des ſogenannten Dekumatenlandes, und durch die feſten Legionslager Straßburg, Vindobona und Carnuntum (an der Donaugrenze) geſichert wurde.

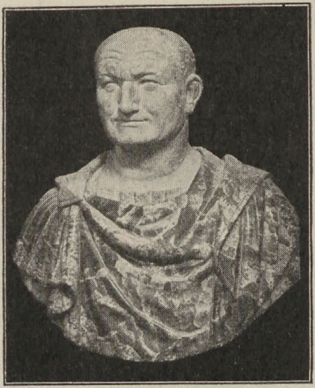
Auch im Oſten, der ſchon ſeit längerer Zeit durch wilde Religions- und Raſſengegenſätze beunruhigt war, konnte erſt jetzt Ruhe geſchaffen werden. Der Haß gegen den Druck der römiſchen Fremdherrſchaft und der durch meſſianiſche Verheißungen und zahlreiche Propheten geſteigerte Fanatismus des orthodoxen Judentums hatte in Syrien und Paläſtina eine furchtbare Gärung hervorgerufen, die ſich immer häufiger in gewaltſamen Ausbrüchen Luft machte und zuletzt zu offener Rebellion führte, als im Jahre 66 der Tempelſchatz von Jeruſalem auf Befehl Neros zur Zahlung der Reichsſteuer mit herangezogen werden ſollte. Die verräteriſche Niedermetzelung römiſcher Truppen, greuelvolle Judenverfolgungen in den Städten Syriens und Ägyptens, beſonders in Alexandria, furchtbare Racheakte der Juden gegen die Heiden, endlich die blutige Schreckensherrſchaft der Zeloten in Jeruſalem, all das führte mit innerer Notwendigkeit dazu, daß die Bekämpfung der Juden den Charakter eines überaus hartnäckigen und langwierigen Vernichtungskrieges annahm, der nun noch dadurch verlängert wurde, daß die Kämpfe um den Cäſarenthron den Führer der römiſchen Armee, Veſpaſian, nötigten, die Belagerung Jeruſalems aufzugeben und faſt ein Jahr auf die Weiterführung des Krieges zu verzichten. Erſt im Jahre 70 konnte Veſpaſians Sohn Titus das mit dem Heroismus der Verzweiflung bis aufs äußerſte verteidigte Jeruſalem bewältigen. Der Tempel Jahves ging in Flammen auf. Die Stadt wurde faſt völlig zerſtört und die Bewohner entweder getötet oder in die Sklaverei verkauft. Endlich wurde den Juden des ganzen Reiches ſtatt der bisherigen Abgabe an den Tempel eine jährliche Kopfſteuer an den Jupiter des Kapitols auferlegt. Der ſpäter in Rom für Titus errichtete Ehrenbogen mit ſeinen Abbildungen heiliger Tempelgeräte und kriegsgeſchichtlicher Szenen verkündete der Welt, daß die damals im Orient weitverbreitete Weisſagung auf die Weltherrſchaft, die von Juda ausgehen ſollte, ſich gegenüber der Allgewalt des Imperiums ebenſo illuſoriſch erwieſen hatte, wie die Prophezeiungen der Druiden.



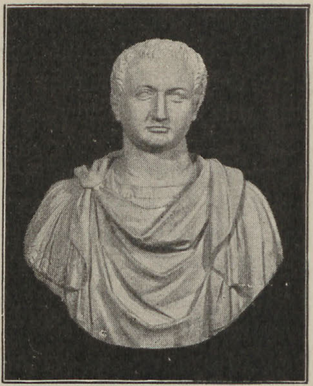
Der Titusbogen zu Rom mit dem Relief des triumphierenden Kaiſers.

Photograph. Aufnahme.

Kein Wunder, daß die Herrſchaft Veſpaſians als eine förmliche „Reſtitution“ gefeiert wurde. Und ſie war es auch noch in anderer Hinſicht; einmal für die Hauptſtadt durch den Wiederaufbau des Kapitols und andere glänzende Bauten, wie das Koloſſeum oder flaviſche Amphitheater, den Friedenstempel u. a., und dann in gewiſſem Sinne auch für das innere Leben des Staates durch die Vereinbarung einer Art Verfaſſungsurkunde zwiſchen Senat und Princeps,



Büſte des Kaiſers Veſpaſian.
Original im Museo Capitolino.
Photographie-Verlag Anderſon, Rom.



Büſte des Kaiſers Titus.
Original im Museo Capitolino.
Photographie-Verlag Anderſon, Rom.

die „Lex de Imperio Vespasiani“, welche in Form eines Senatus consultum die kaiſerlichen Rechte im einzelnen feſtſtellte und ſo zugleich eine gewiſſe Garantie gegen den Mißbrauch der cäſariſchen Gewalt zu ſchaffen ſuchte. Die eherne Tafel, auf der das Geſetz eingegraben war, hat das merkwürdige Schickſal gehabt, daß aus ihr der „letzte Tribun“ der Römer, Cola Rienzi, die unveräußerlichen Freiheitsrechte des römiſchen Volkes abgeleitet hat!

Freilich, wer konnte ſich unterfangen, einer ihrem innerſten Weſen und ihrer äußeren Machtſtellung nach auf abſolute Geltung angelegten Gewalt in dieſer Weiſe durch Geſetzesparagraphen eine unüberſchreitbare Grenze zu ziehen? Obgleich Veſpaſian ſich bemühte, der Verfaſſung und dem Senate äußerlich gerecht zu werden, zeigt doch die Fortdauer einer gewiſſen Oppoſition auch in den Kreiſen der Intellektuellen, die zur Verbannung der Lehrer der Philoſophie, beſonders der Stoiker, und zur Verurteilung des Führers der ſenatoriſchen Oppoſition, Helvidius Priscus, des Schwiegerſohnes des Thraſea Pätus, führte, ſowie mancher Akt von Kabinettsjuſtiz, daß auch dieſer bedeutſame Verſuch einer verfaſſungsmäßigen Beſchränkung des Prinzipats die volle Verwirklichung des auguſteiſchen Staatsgedankens nicht zu erreichen vermochte.

Es kam hier eben unendlich viel auf die Perſönlichkeit des Herrſchers an; und ſchon bei Titus (79—81) treten uns in der Literatur Bedenken entgegen, ob er bei längerer Herrſchaft die Hoffnungen erfüllt hätte, welche die populären Anfänge ſeiner Regierung erweckten. Die glänzende Liberalität, die er z. B. bei der Vernichtung der Städte Pompeji, Herkulanum und Stabiä durch den Veſuvausbruch des Jahres 79, bei dem verheerenden Brande in Rom (80), durch ſeine großartigen Thermenbauten u. dgl. mehr bewies, kann nicht darüber wegtäuſchen, daß er, den die Schmeichelei als die „Wonne des Menſchengeſchlechtes“ feierte, bei längerer Regierung vielleicht in die Bahnen eines Nero eingelenkt hätte.

Statue des Kaiſers Domitian.
Original im Vatikaniſchen Muſeum.
Photographie-Verlag von Anderſon, Rom.

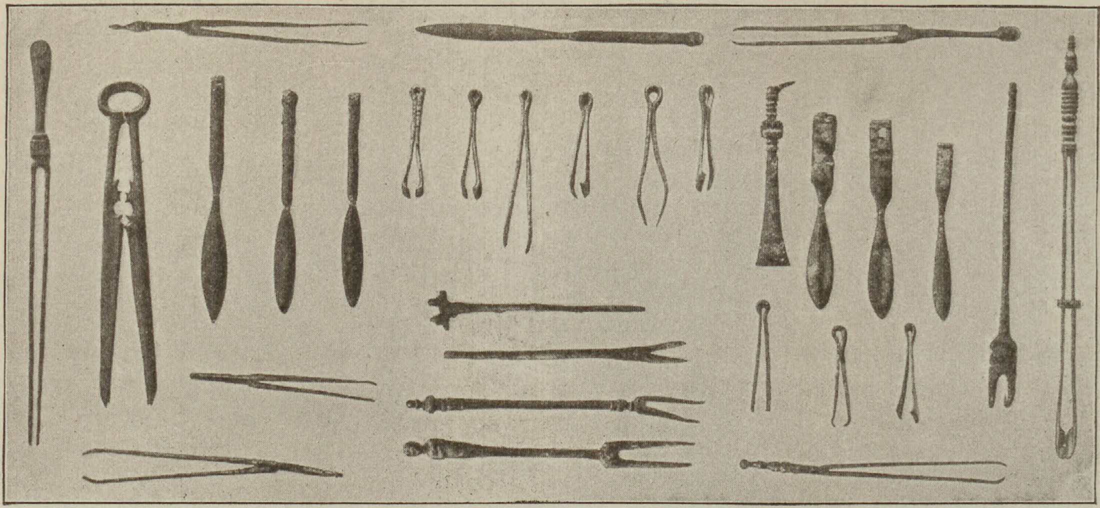
Iſt doch das, was hier als Möglichkeit vorlag, nur zu bald traurige Wirklichkeit geworden durch ſeinen Bruder Domitian (81—96)! Zwar entſpricht es nicht der hiſtoriſchen Gerechtigkeit, wenn gegenüber der Lichtgeſtalt des Titus in der ariſtokratiſchen Geſchichtſchreibung und in den Satiren Juvenals Domitian als vollendetes Ungeheuer erſcheint; eine Auffaſſung, die auch bei Tacitus und teilweiſe bei Sueton wiederkehrt. Denn in bezug auf die Reichsverwaltung gehört ſeine Regierung jedenfalls zu den beſten. Tiberius war hier ſein Muſter und Vorbild. An ihn erinnert die ſorgfältige Finanzwirtſchaft, die Sorge für gute Juſtiz, die ſtrenge Kontrolle des Beamtentums und der Provinzialverwaltung. Wenn trotzdem Domitian zu den düſterſten Erſcheinungen des Cäſarentums gehört, ſo liegt das eben daran, daß auch er der ſpezifiſchen Cäſarenkrankheit, dem Allmachtsgefühl, erlegen iſt. Dieſes Allmachtsgefühl zeigt ſich ſchon in der Überſpannung

Das flaviſche Amphitheater, das ſogen. Koloſſeum zu Rom, nach einer photograph. Aufnahme.

der umfaſſenden Reformpolitik, die er auf den verſchiedenſten Gebieten des geiſtigen, religiöſen, ſozialen und wirtſchaftlichen Lebens entfaltete, ſo z. B., wenn er zum Schutze des Getreidebaus und aus Gründen der Luxuspolizei jede Verwandlung von Kornfeldern in Rebenpflanzungen verbot und in den Provinzen geradezu die Beſeitigung bereits beſtehender Pflanzungen ins Auge faßte! So wohlgemeint vieles war, wie z. B. auf dem Gebiete der Sittenpolizei, der Religion und des Kultus uſw., die Sucht, überall rückſichtslos mit polizeilichen Maßregeln und harten Strafen einzugreifen, wurde doch immer mehr als unerträglicher Zwang empfunden, zumal ſich mit der Verſchärfung des Polizeiregiments bald auch eine ausgeſprochen autokratiſche Wendung in der Regierung verband. Was bei andern Cäſaren ſich mehr im tatſächlichen Verhalten äußert, ſucht Domitian auch formell und ſtaatsrechtlich zum Ausdruck zu bringen.

Die verfaſſungsmäßige Gleichberechtigung des Senates ſollte ſyſtematiſch vernichtet werden. Daher ließ er ſich im Jahre 84 die zenſoriſche Gewalt übertragen, welche die Zuſammenſetzung des Senates völlig in ſeine Hand legte und den Senat auf das Niveau eines von der Krone ernannten Staatsrates herabdrückte. Denn, wenn auch die folgenden Kaiſer dem Senate wieder inſoweit entgegenkamen, daß ſie formell auf die Zenſur verzichteten, ſo haben ſie doch das Domitian übertragene Recht, d. h. eben die Befugnis zur Ernennung der Senatoren, nicht wieder aufgegeben. Angeſichts dieſer Degradierung des Senates ließ ſich auch die Unabhängigkeit gegenüber der kaiſerlichen Gerichtsbarkeit nicht mehr aufrechterhalten. Wenn die ſenatoriſche Oppoſition von der Theorie ausging, daß der Kaiſer unmöglich das Recht über Leben und Tod derjenigen haben könne, welche ſeine Kollegen ſeien, ſo entſprach dieſe Theorie jetzt auch der Rechtslage nicht mehr. Und in der Tat beſtand Domitian auf dem Rechte des Schwertes über alle. Wie das auf den Geiſt der Beratungen und Beſchlüſſe einwirken mußte, liegt auf der Hand. Sie wurden zur reinen Form, wie das der jüngere Plinius in ſeinen Briefen und in dem Panegyrikus auf Trajan draſtiſch geſchildert hat.

Auch in Äußerlichkeiten tritt die Umbildung des Prinzipats zur Tyrannis klar zutage. Für eine ſtaatsrechtliche Auffaſſung, wie die Domitians, war es undenkbar, daß der Fürſt bloß Princeps, bloß der erſte Mann des Staates ſein ſolle. Er wollte Herr des Staates ſein. Und wenn er es auch noch nicht wagte, den Namen in die offizielle Titulatur aufzunehmen, ſo ließ er ſich doch von den Hofbeamten als „Herr und Gott“ anreden und in den Erlaſſen der kaiſerlichen Beamten ſo bezeichnen. Eine Phraſeologie, die dann natürlich die Schmeichelei in Proſa und Poeſie, z. B. in Inſchriften, die Dienerſchaft und Kanzlei ohne weiteres nachäffte.



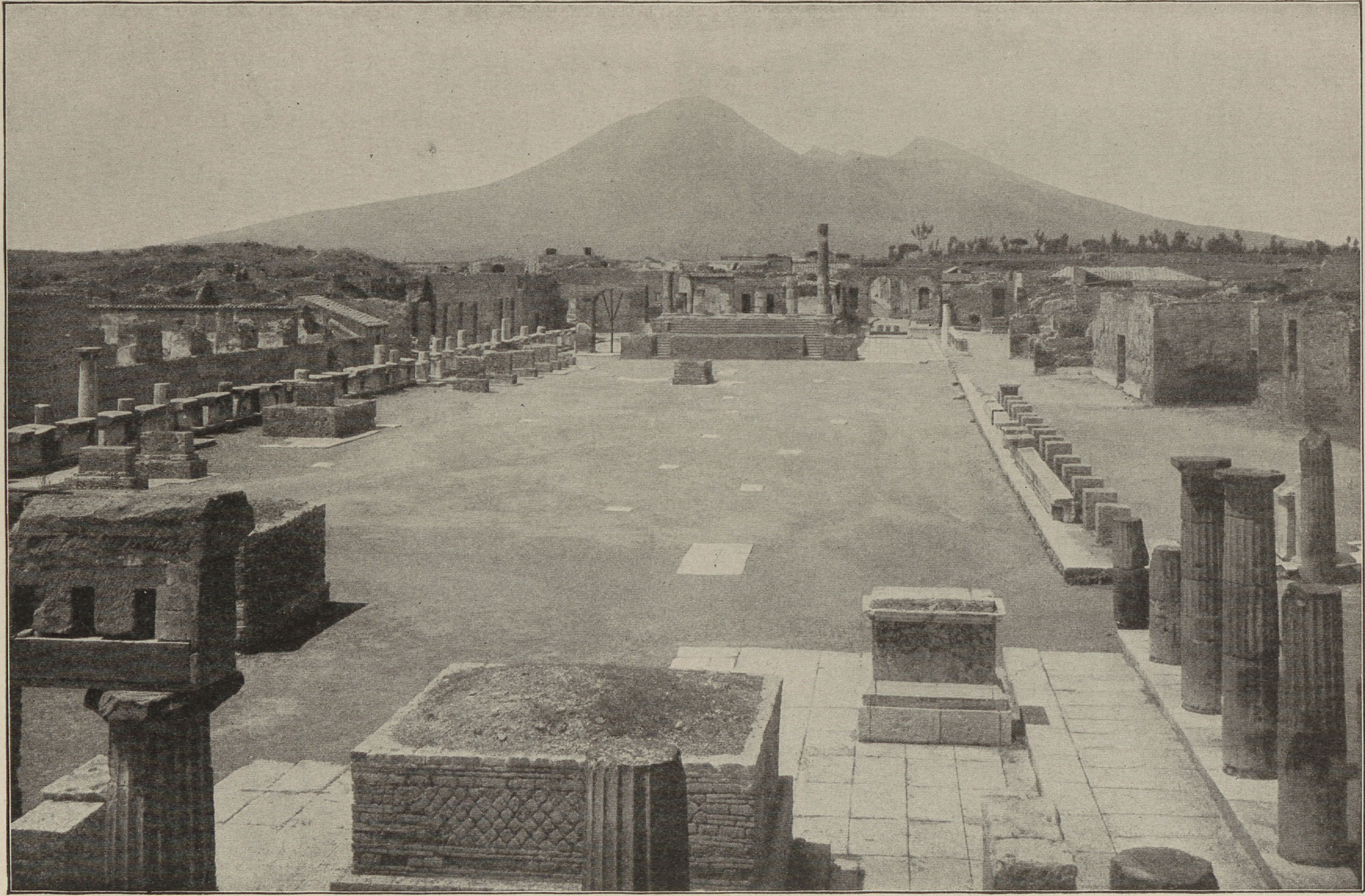
Ärztliche Inſtrumente.
Funde aus Pompeji.

Originale im Antiquarium des
Königl. Muſeums zu Berlin.

Freilich blieb auch jetzt noch die Reaktion nicht aus. Die trotz aller Schläge keineswegs ausgeſtorbene ariſtokratiſch-republikaniſche, zum Teil durch die philoſophiſchen Ideale der Stoa genährte Oppoſition erhob noch einmal ihr Haupt. Schon die wiederholte Ausweiſung der Philoſophen zeigt, wie lebhaft die Gegenſtrömung in der Geiſtesariſtokratie geweſen ſein muß. Dazu kam die nie raſtende Verſchwörung in der Armee und eine von dem Statthalter Niedergermaniens, Saturninus, veranlaßte bewaffnete Erhebung, die für den Kaiſer um ſo gefährlicher werden konnte, als die kriegeriſchen Erfolge unter Agricola in Britannien und ſeine erfolgreichen Maßregeln zur Erweiterung und Sicherung der Reichsgrenzen am Rhein, im Taunus- und unteren Maingebiet, wo die Anlage der Saalburg und der Grenzſperre des „Limes“ von Rheinbrohl bis zum Odenwald in dieſe Zeit fällt, durch eine Reihe von Mißerfolgen an der Donau gegen die Daken (unter Decebalus), gegen Sueven (Markomannen) und Sarmaten (Jazygen) ſtark verdunkelt wurden.

Zwar gelang es Domitian zunächſt, aller gegneriſchen Bewegungen Herr zu werden, aber ihre Nachwirkungen dauerten fort. Sie hinterließen in ihm ein beſtändiges Gefühl der Unſicherheit und Furcht, das durch die wachſende Zahl der Kriminalunterſuchungen und Bluturteile nur geſteigert wurde. Der Schrecken, den der unverhüllte Abſolutismus nach unten hin verbreitet, fällt in verſtärktem Maße auf ihn ſelbſt zurück. Dazu kam, daß er Autokrat, in deſſen Bruſt mit dem Allmachtsgefühl das der Furcht in beſtändigem Widerſtreit lag, durch die Feindſchaft der Ariſtokraten ſich verführen ließ, die abſchüſſige Bahn der Demagogie zu betreten. Um ſich der Treue der Soldateska zu verſichern, verfügte er eine bedeutende Erhöhung des Soldes der Legionen und der Garde; und die hauptſtädtiſche Maſſe wurde durch Spenden, Luſtbarkeiten und koſtſpielige Bauten bei guter Laune erhalten. Die Koſten des Syſtems aber wurden durch Juſtizmorde und Konfiskationen auf die verhaßte Ariſtokratie abgewälzt.

Leichenfund aus Pompeji.
Original im Muſeum zu Pompeji.
Photographiſche Aufnahme von Brogi.



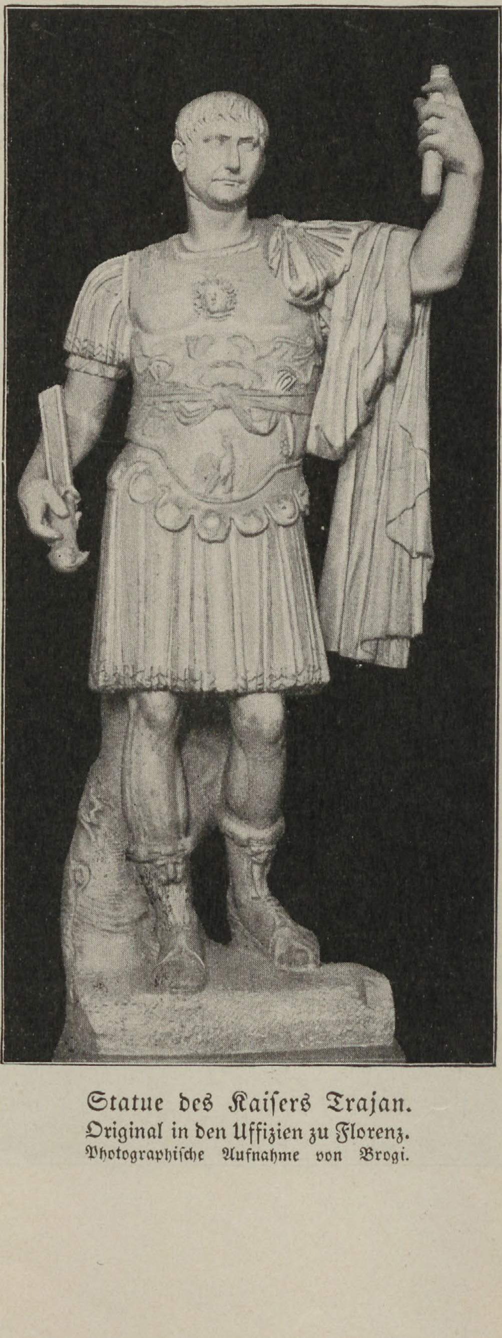
Das Forum von Pompeji. Photogr. Brogi.

So entartete die Autokratie zur reinen Schreckensherrſchaft, die bis in die unmittelbare Umgebung des Kaiſers, ja bis in die kaiſerliche Familie hinein ein Gefühl beſtändiger Todesfurcht erzeugte, das mit pſychologiſcher Notwendigkeit zu einer Kataſtrophe führen mußte. Im Jahre 96 erlag Domitian einer Verſchwörung der Gardepräfekten und Hofleute. Über den Ermordeten ſprach der Senat die feierliche Acht aus, ließ ſeine Statuen umſtürzen und ſeine Staatsakte für null und nichtig erklären.

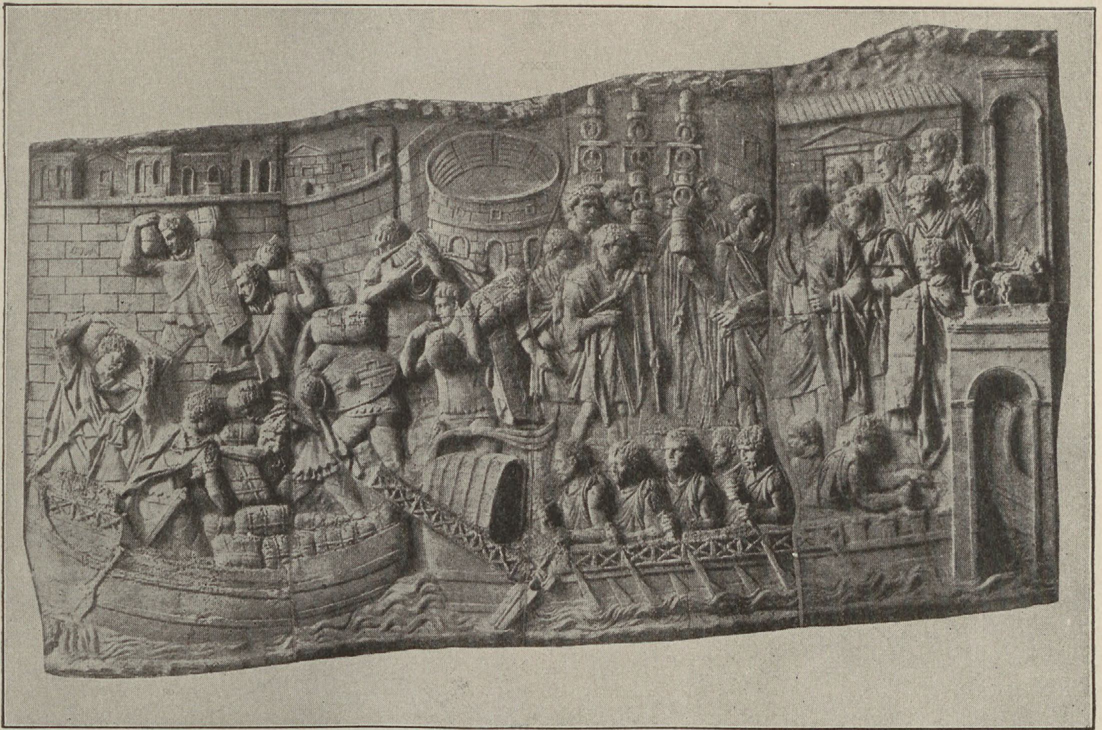
3. Nerva, Trajan, Hadrian und die Antoninen.

Es ſchien, als wenn die Reaktion gegen die Überſpannung des Abſolutismus, die — nach einer allerdings ſchon konventionell gewordenen Formel — als „Wiederherſtellung der Freiheit“ geprieſen wurde, eine neue Entfaltung der guten Kräfte und Triebe bringen ſollte, die noch im Römertum vorhanden waren. Der aus den Reihen der ſenatoriſchen Oppoſition hervorgegangene greiſe Imperator Nerva (96—98) leitet eine Reihe von Fürſten ein, die den Thron nicht dem Zufall der Geburt und nicht der Erhebung durch die Truppen verdankten, ſondern der — meiſt mit Adoption verbundenen — Wahl durch den Vorgänger. Es fand eine Art Ausleſe ſtatt, aus der nur Männer von erprobter Tüchtigkeit als die Erkorenen hervorgingen. „Unter den Juliern und Claudiern“ — ſagt Tacitus im „Agricola“ — „waren wir gewiſſermaßen im erblichen Beſitze einer Familie.“ „Jetzt dagegen“ — heißt es in ſeinen „Hiſtorien“ — „bietet einen gewiſſen Erſatz für die unmöglich gewordene republikaniſche Freiheit die Wahl des Fürſten, die jedesmal den beſten Mann trifft.“

Der Geiſt des neuen Syſtems zeigt ſich ſchon darin, daß Nerva und ſein Nachfolger Trajan (98—117) durch den Verzicht auf die Ausübung der kaiſerlichen Juſtizgewalt über den Senat und Trajan durch die Einführung der geheimen Abſtimmung bei den Beamtenwahlen dem Senate eine größere Unabhängigkeit einräumten und auch ſonſt eine weitgehende Freiheit in Rede und Schrift geſtatteten. Selbſt die Cäſarmörder Brutus und Caſſius durften wieder ungeſtraft verherrlicht werden. Kein Geringerer als Tacitus ſpricht von dem „ſeltenen Glück der Zeiten“, wo man wieder denken dürfe, was man wolle, und ſagen, was man denke. Ja, Tacitus erhebt ſich ſogar — im Agricola — zu der enthuſiaſtiſchen Behauptung, daß Nerva zwei Dinge, die längſt als unverſöhnliche Gegenſätze gegolten, den Prinzipat und die Freiheit, miteinander verbunden habe! Niemand wird das Doktrinäre an dieſer Formulierung verkennen. Aber daß eine große und nachhaltige Wendung zum Beſſern eingetreten war, beweiſen eben die Werke des Tacitus. Sie ſind nach einem ſchönen Worte Rankes „gleichſam ein zwiſchen verſchiedenen Epochen



Statue des Kaiſers Trajan.
Original in den Uffizien zu Florenz.
Photographiſche Aufnahme von Brogi.



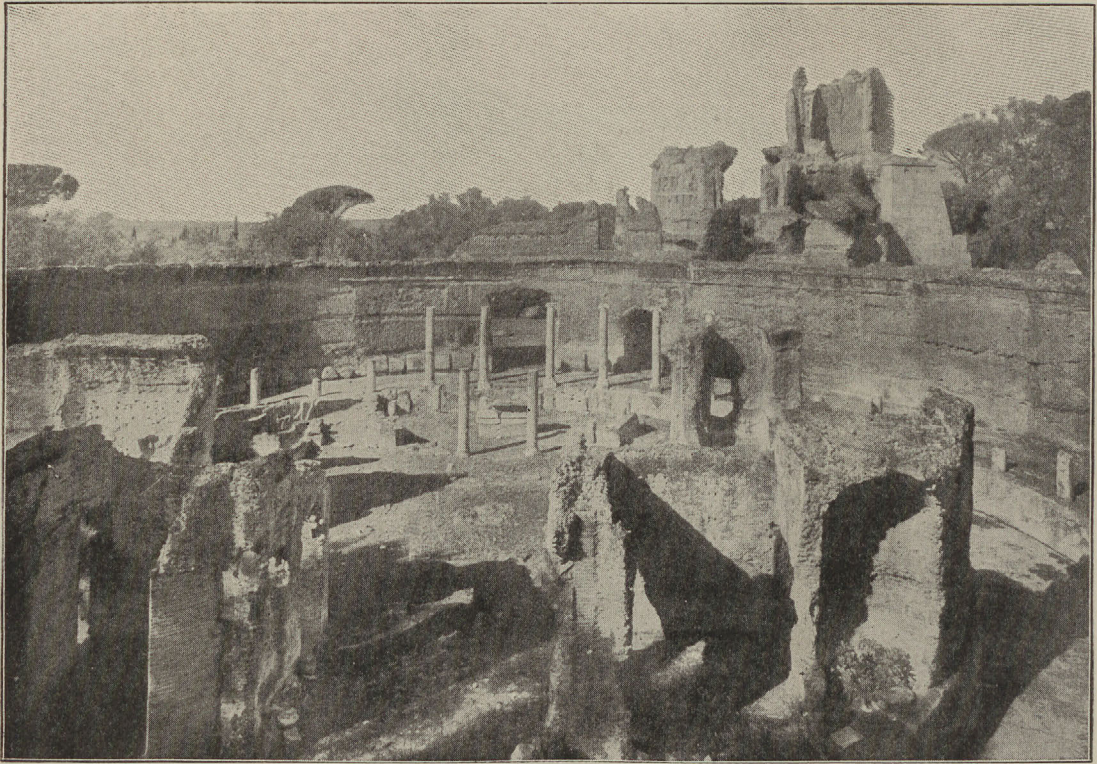
Handelsverkehr zur Zeit Trajans.
Relief von der Trajansſäule zu Rom.

Nach E. Cichorius, „Die Trajansſäule“.

aufgerichteter Markſtein“. Der Hauptgegenſtand ſeiner Geſchichtſchreibung, der Antagonismus zwiſchen Monarchie und bürgerlicher Freiheit, wird eben im Sinne dieſer neuen Ära dargeſtellt und im Hochgefühl der neu gewonnenen Freiheit der Rede der ſouveränen Willkür der abſoluten Gewalt das Recht der Unterdrückten gegenübergeſtellt.

In der Tat! Wenn die Regierung des Nerva und Trajan auch keinen andern Ruhmestitel aufzuweiſen hätte, als den, daß ſie die Geſchichtſchreibung eines Tacitus möglich gemacht hat, ſie würde allein ſchon dadurch unſterblich ſein. Dieſes Geiſtesdenkmal gibt der Regierung Trajans einen noch höheren Glanz als ſelbſt die ſtolze Siegesſäule auf ſeinem großartigen Forum, die bis auf den heutigen Tag der Stadt Rom und der Welt ſeinen kriegeriſchen Ruhm verkündet.

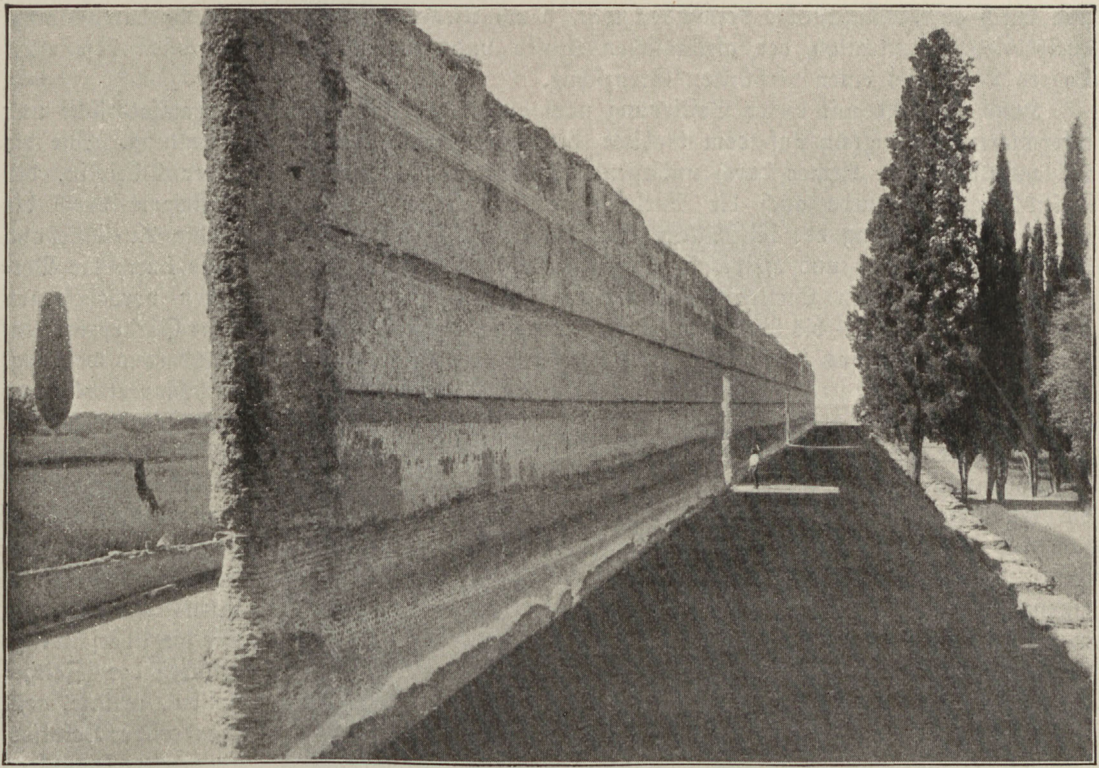
Die Prunkrede, in der der jüngere Plinius im Jahre 100 beim Antritt des Konſulats das trajaniſche Syſtem verherrlicht hat, enthält ja viel ſchönfärberiſche Rhetorik, aber nach all dem Vorausgegangenen erſcheint es immerhin bedeutſam genug, wenn es ein Konſul als Willensmeinung des Fürſten verkündigen konnte, daß das Geſetz über ihm ſtehe, daß er eben nur Princeps, nicht Herr des Staates ſei, und daß er ſich nicht den Göttern gleichſtelle, ſondern ein ſterblicher Menſch ſein wolle, wie alle andern! Als ſchönes Zeugnis für den Geiſt des neuen Regiments rühmt Plinius beſonders die Alimentarinſtitution, die ſchon von Nerva ins Leben gerufen war und von Trajan beträchtlich erweitert wurde. Während bis dahin nur die hauptſtädtiſche Maſſe ſich der Armenfürſorge des Princeps zu erfreuen hatte, wurde jetzt dieſe Fürſorge in Form einer milden Stiftung auf Italien ausgedehnt, indem in verſchiedenen Kommunen Kapitalien hypothekariſch angelegt wurden, aus deren Zinſen man die Erziehung armer Kinder beiderlei Geſchlechtes beſtritt, um der Abnahme der freien Bevölkerung Italiens entgegenzuwirken. Eine Politik, die auch in einem bekannten Relief verherrlicht wird, das Italia mit ihren Kindern darſtellt, der der Kaiſer huldvoll die Hand entgegenſtreckt. — Die bürgerliche und politiſch maßvolle Haltung Trajans erſcheint um ſo ſympathiſcher, je glänzender der Nimbus war, mit dem ſeine Erfolge als Feldherr und Organiſator die Perſon des Fürſten umgaben.



Ruinen von der Villa des Kaiſers Hadrian zu Tivoli (Badeanlagen). Phot. Anderſon.

Die Regierung Trajans charakteriſiert ſich durch ein weltumſpannendes Syſtem der Sicherung und Erweiterung der vielfach bedrohten Reichsgrenzen, das dann von Hadrian und den Antoninen weiter ausgebaut wurde. Im Anſchluß an die bereits unter den Flaviern errichteten Grenzwerke im Taunus-, unteren Main- und Neckargebiet wurde jetzt der obergermaniſch-rätiſche Grenzſchutz ſyſtematiſch ausgebaut; der Limes, der mit ſeinen Wällen, Wachttürmen und Standlagern in einer Länge von nahezu 550 Kilometern die gewaltige Linie vom Niederrhein bis zur Donau (bei Kehlheim) deckte und auf lange hinaus die friedliche Entwicklung und Romaniſierung der von ihm umſchloſſenen Gebiete ſicherte. Zugleich wurde durch die Anlage der großen Militärſtraße von Mainz, der „Ausfallsburg der Römer aus Gallien nach Germanien", eine engere Verbindung zwiſchen Gallien und der Donaulinie hergeſtellt, und auch die untere Donau durch die Eroberung und Koloniſation Dakiens, d. h. der niederungariſchen Ebene, Siebenbürgens und Rumäniens, ſowie durch die Anlage von Grenzwehren und Kaſtellen in ihrer ganzen Ausdehnung bis zum Schwarzen Meere hin geſichert. Hauptſtadt Daciens wurde Zarmizegethuſa in Siebenbürgen als römiſche Kolonie, Colonia Ulpia Traiana. Die ſtark entvölkerten Donauprovinzen Pannonien und Möſien wurden durch Heranziehung zahlreicher Einwanderer, durch die Anlage von Straßen, Städten uſw. ſyſtematiſch organiſiert. Noch heute verkündet das Tropaeum Traiani bei Adamkliſſi in der Dobrutſcha unweit von dem durch Ovids Verbannung berühmt gewordenen Tomi, und das Denkmal für die Krieger Trajans den Ruhm dieſer Erfolge.

Auch im Orient, an der Südoſtgrenze Paläſtinas, wurden durch die Auflöſung des von der arabiſchen Halbinſel bis nach Damaskus reichenden und für den Handel mit Indien wichtigen römiſchen Klientelſtaates Nabat weite Gebiete als Provinz Arabia für die Kultur, d. h. hier für den Hellenismus gewonnen und ebenfalls durch ein ausgedehntes Syſtem der Grenzverteidigung geſchützt. Dagegen konnten allerdings die von Trajan in den Kämpfen mit den Parthern gewonnenen Provinzen Meſopotamien und Aſſyrien nicht behauptet werden. Das überſtieg die militäriſchen Kräfte des Reiches, zumal gleichzeitig eine furchtbare Empörung des



Ruinen von der Villa des Kaiſers Hadrian zu Tivoli (die „lange Mauer"). Phot. Anderſon.

von neuem durch meſſianiſche Hoffnungen fanatiſierten Judentums in Vorderaſien, in Ägypten und Kyrene ausbrach, der Trajan vor ſeinem Ende nicht mehr Herr ward.

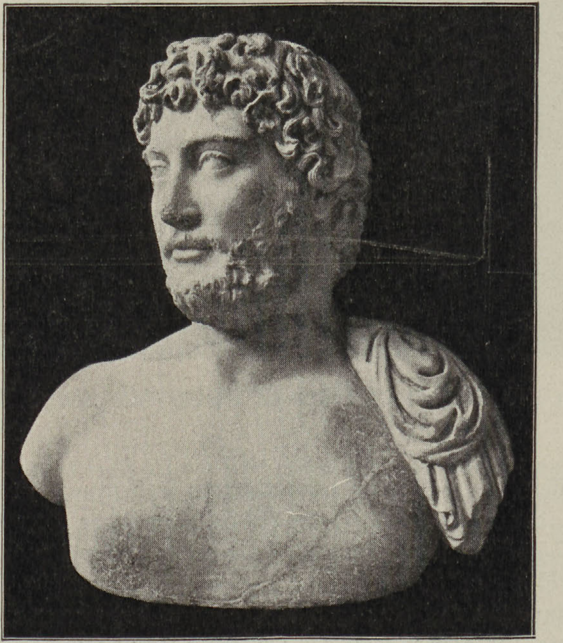
Erſt Hadrian (117—138) hat die für die Orientpolitik Roms noch immer nicht unwichtige jüdiſche Frage ihrer Löſung entgegengeführt. Um das Judentum in Paläſtina vollends zu entwurzeln und alle Hoffnungen auf eine Wiederherſtellung des nationalen Heiligtums für immer zu begraben, wurde die auf dem Boden des zerſtörten Jeruſalems im Anſchluß an das Legionslager entſtandene Lagerſtadt zur römiſchen Kolonie, Aelia Capitolina, erhoben, und der Kolonie durch den Bau eines Jupitertempels auf Morijah, ſowie durch die Anſiedlung von Veteranen, Phöniziern, Syrern uſw. ein durchaus heidniſches Gepräge gewährleiſtet. An Stelle Jahves iſt Jupiter und Merkur, Apoll und Dionyſos, Aſtarte und Serapis getreten. Auch gibt es ſeitdem keine Provinz Judäa mehr. Es heißt ſeitdem Syria Palaestina. Älia Capitolina aber war den Juden verſchloſſen, nur einmal im Jahre durften ſie die Stadt betreten.

Zwar erhob ſich dagegen das verzweifelnde Judentum noch einmal unter dem Rabbi Eleazar und dem letzten großen Volkshelden Iſraels, Barkochba, in dem ein Teil der Gläubigen geradezu den endlich erſchienenen Meſſias ſah. Aber das konnte das Schickſal der Juden nicht ändern, wenn es ihnen auch nochmals gelang, ſich vorübergehend in den Beſitz Jeruſalems zu ſetzen. Ihr Land iſt in dem greuelvollen Religions- und Raſſenkriege vollends zur Wüſte geworden. Durch die verödeten Gefilde und zerſtörten Ortſchaften ſchweifte ſeitdem der Schakal und die Hyäne.

Abgeſehen von dieſen Kämpfen war die Regierung Hadrians eine faſt durchaus friedliche. Sie beſchränkte ſich in der Hauptſache darauf, den Grenzſchutz durch befeſtigte Linien im Stile der Limesanlagen am Rhein und an der Donau zu vervollſtändigen. Wie dieſe unter ſeiner Regierung vollendet wurden, ſo wurde im Norden Britannien durch die großartige Grenzwehr des Piktenwalles militäriſch geſichert: ein Syſtem von Wällen, Gräben, Türmen und Kaſtellen, das die ganze Breite der Inſel von der Mündung des Tyne bis zum Solway Firth durchzog und durch eine Militärſtraße verbunden war. Auch Afrika erhielt gegen die Barbarenſtämme durch die Konzentration der afrikaniſchen Armee und die Anlage eines großen befeſtigten Lagers Lambaeſis einen verſtärkten Grenzſchutz.

Hand in Hand mit dieſer Befriedung nach außen geht eine lebhafte organiſatoriſche und reformierende Tätigkeit auf dem Gebiete des Heerweſens und der Verwaltung. Wie die Schlagfertigkeit der Armee durch umfaſſende Reformen zur Verbeſſerung der Diſziplin, der Taktik uſw., ſo wurde auch die Wirkung der kaiſerlichen Verwaltung geſteigert durch die weitere Ausgeſtaltung des kaiſerlichen Beamtenkörpers, der zugleich durch die Ausſchließung der bisher im Haus- und Hofdienſt zahlreich verwendeten Freigelaſſenen und durch die Vergebung aller höheren Stellen — mit Ausnahme des ſenatoriſchen Legaten vorbehaltenen Legionskommandos — bis hinauf zu denen des Präfekten von Ägypten und des Gardepräfekten, des Stellvertreters des Kaiſers, an Bewerber aus dem beſitzenden Mittelſtand (aus den ſog. Rittern) vielfach auf eine neue Grundlage geſtellt wurde.

Dabei tritt jedoch die perſönliche Initiative des Kaiſers in keiner Weiſe hinter einem Beamtenregimente zurück. Im Gegenteil! Selten war ein Fürſt ſo mit allen Einzelheiten der Verwaltung vertraut und ſo um eine perſönliche Kenntnis der Regierten, um eine perſönliche Anſchauung von Land und Leuten bemüht, wie Hadrian. Eine ganze Reihe von Jahren hat er der Bereiſung des weiten Länderkreiſes des Imperiums gewidmet von den Grenzen Schottlands bis nach Mauretanien und zum Roten Meere, vom Atlantiſchen Ozean bis nach Palmyra in der ſyriſchen Wüſte: überall ſchaffend, ordnend, richtend, Wohltaten zurücklaſſend; wie die Überſchwenglichkeit der Zeitgenoſſen meinte, ein wandernder Herakles, ein zweiter Dionyſos!

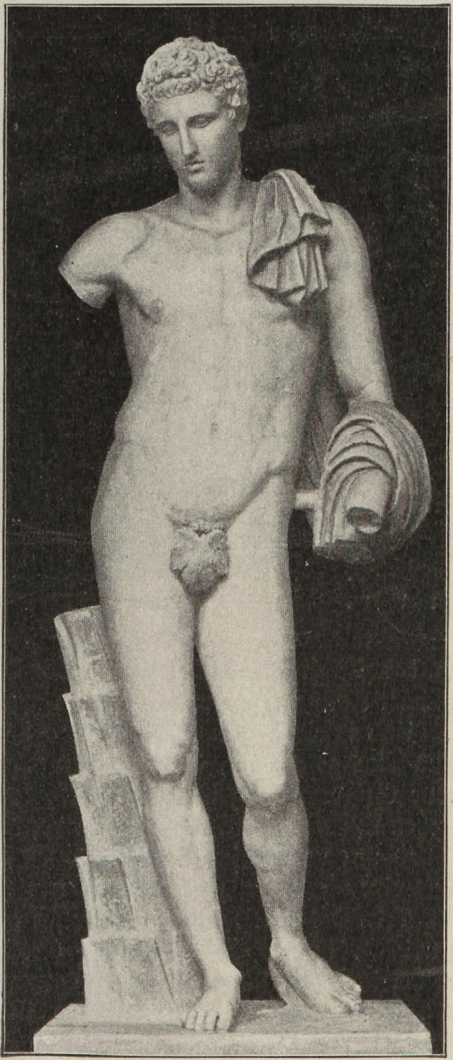


Büſte des Kaiſers Hadrian.
Original im Nationalmuſeum zu Athen.
Nach einer Photographie von Alinari, Florenz.

Auch inſofern ſind dieſe Reiſen Hadrians bedeutſam, weil ſie von einer neuen Auffaſſung in bezug auf das Verhältnis des untertänigen orbis terrarum zu Rom zeugen. Hatte bis dahin Rom und Italien für den Römer ſozuſagen eine Welt für ſich bedeutet, um derentwillen allein die Provinzen da waren, ſo erſcheint das Reich von jetzt an immer mehr als ein einheitliches Ganzes, in dem ſich mit innerer Notwendigkeit eine allmähliche Gleichſtellung der Provinzen mit Italien vollzog, wenn auch erſt Caracalla dieſe Gleichſtellung zum Abſchluß gebracht hat. Es iſt eine in gewiſſem Sinne kosmopolitiſche Auffaſſung der Reichspolitik, mit der ſich dann auch ein ganz univerſelles kosmopolitiſches Kulturintereſſe verband.

Die Art und Weiſe, wie Hadrian Athen als die Hauptſtadt des Geiſtes Rom als die Hauptſtätte der materiellen Macht gegenübergeſtellt hat, die begeiſterte Liebe zum Hellenentum, der unwiderſtehliche Drang, alles Wiſſens- und Sehenswerte kennen zu lernen, all das charakteriſiert Hadrian als den typiſchen Vertreter einer wahrhaft univerſalen Kulturepoche, als einen „Mann der allgemeinen Kultur“. Bezeichnend für dieſe perſönliche Richtung des Kaiſers, wie für die Zeit überhaupt iſt die großartige Villenanlage bei Tibur, der Lieblingsſitz ſeines Alters, wo er ſich mit Vorliebe in die Erinnerungen ſeines Wanderlebens verſenkte. Das weite Gebiet, über das ſie ſich erſtreckte, enthielt eine Fülle intereſſanter Bauten und Kunſtwerke, Nachbildungen bedeutender Werke des Orients, Ägyptens und Griechenlands. Eine Art Mikrokosmos der Kunſt und eine überreiche Fundgrube für die Nachwelt, aus der ſich Vatikan und kapitoliniſches Muſeum, die Farneſina und die Villa Albani, die Villen der Eſte auf dem Quirinal und in Tivoli bereichert haben. Allein die letztere hat an 100 Statuen und Reliefs aus der Villa Hadrians!

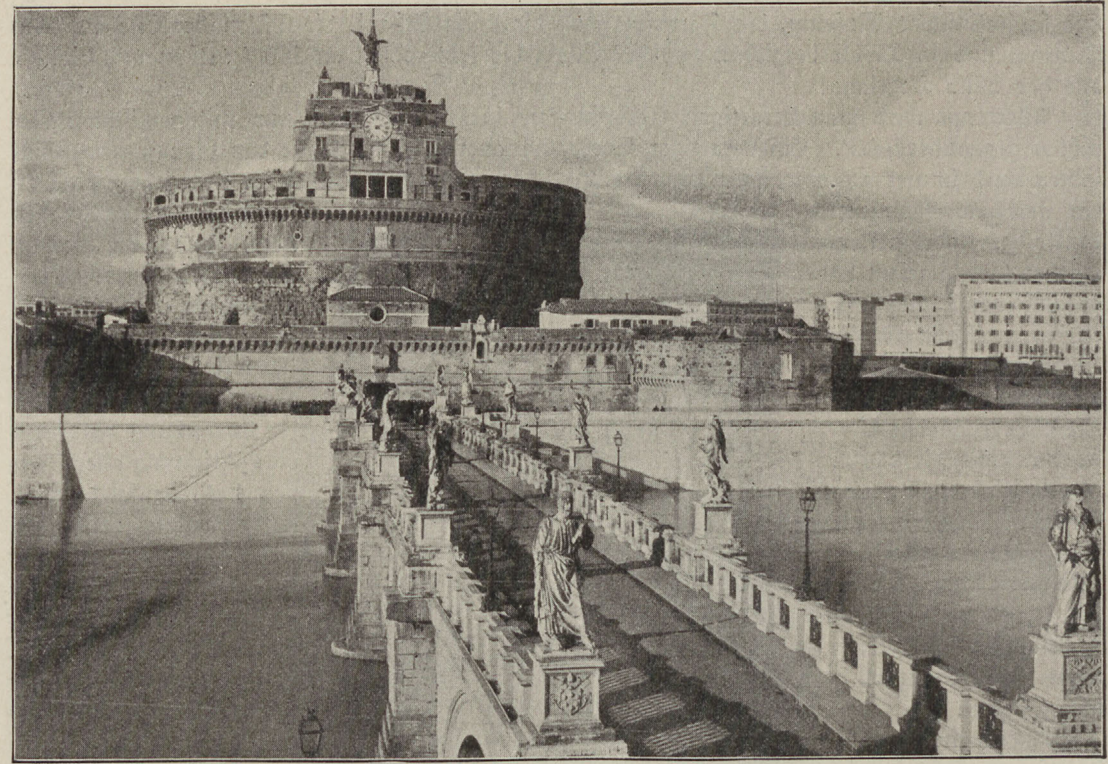
Allerdings wird man derartigen Schöpfungen fürſtlicher Laune nur mit gemiſchten Gefühlen gegenüberſtehen. Ein derartiger Verbrauch enormer Mittel für den Genuß eines Einzelnen wird immer als eine Extravaganz empfunden werden, zumal wenn man gleichzeitig an das koloſſale Monument denkt, das Hadrian ſeiner eigenen Größe geſetzt hat, das in ſeinen Dimenſionen an orientaliſche Grabesbauten erinnernde Mauſoleum, die heutige Engelsburg, oder an die Stadt Antinoopolis, die das Andenken ſeines früh verſtorbenen Lieblings, des ſchönen Knaben Antinous, verewigen ſollte, aus dem die griechiſche Kunſt eine Idealgeſtalt, die Orientalen eine Gottheit gemacht haben.


Der Antinous vom Belvedere.
Statue im Vatikaniſchen Muſeum.
Photographie-Verlag von Anderſon, Rom

Allein, ſo bedenklich in dieſen Erſcheinungen das rein perſönliche Moment hervortritt, auf der andern Seite darf doch nicht vergeſſen werden, daß hier den Schöpfungen ſelbſtherrlicher Laune zugleich eminent gemeinnützige Leiſtungen gegenüberſtehen, und daß ſich auf den verſchiedenſten Gebieten die Regierung Hadrians als eine wohltätige erwieſen hat, ſo z. B. im Sozialrecht, deſſen Reformen beſonders der gedrückten niederſten Schicht der Bevölkerung, den Sklaven, zugute kam. Von neuem ward die Beſtimmung eingeſchärft, welche die Tötung eines Sklaven durch den Herrn verbot. Mißhandlungen von Sklaven wurden beſtraft, und das gerade in der Kaiſerzeit wiederholt rigoros angewandte Geſetz, das bei der Ermordung des Herrn die Hinrichtung aller Sklaven des Hauſes befahl, auf diejenigen beſchränkt, welche dem Herrn hätten Hilfe leiſten können. Ferner wurde der Verkauf von Sklaven in die Arena, von Sklavinnen an gewerbsmäßige Kuppler, ſowie die willkürliche Anwendung der Folter gegen Sklaven verboten und endlich das frühere Verbot der Eunuchiſierung erneuert. Eine Humaniſierung des Rechtes, die dann unter den Antoninen weitere Fortſchritte gemacht hat.

Eine glückliche Hand hat der kinderloſe Hadrian auch in der Erwählung dieſer ſeiner Nachfolger bewieſen, des von ihm adoptierten Antoninus Pius (137—161) und des von Antoninus noch auf ſeine Veranlaſſung hin adoptierten Marcus Aurelius (161—180).

Die faſt ein halbes Jahrhundert umfaſſenden Regierungen der beiden Männer zeigen inſofern gewiſſe gemeinſame Züge, als in ihnen der Prinzipat ein patriarchaliſches, bürgerliches und — im Vergleich mit dem temperamentvollen Weſen Hadrians — nüchternes Gepräge annimmt, das übrigens, beſonders bei Mark Aurel, eines gewiſſen idealen Momentes keineswegs entbehrt. Der platoniſche Gedanke, daß die Philoſophen Könige oder wenigſtens die Könige Philoſophen ſeien, die Verbindung von politiſcher Macht und philoſophiſcher Weltanſchauung iſt in der Perſon Mark Aurels in gewiſſem Sinne zur Wirklichkeit geworden. Daher tritt die Wohlfahrtspolitik, in deren Dienſt ſich Mark Aurel geſtellt hat, aus dem Rahmen des ſtaatlichen Intereſſes ſozuſagen heraus. Sie entnimmt ihren Maßſtab



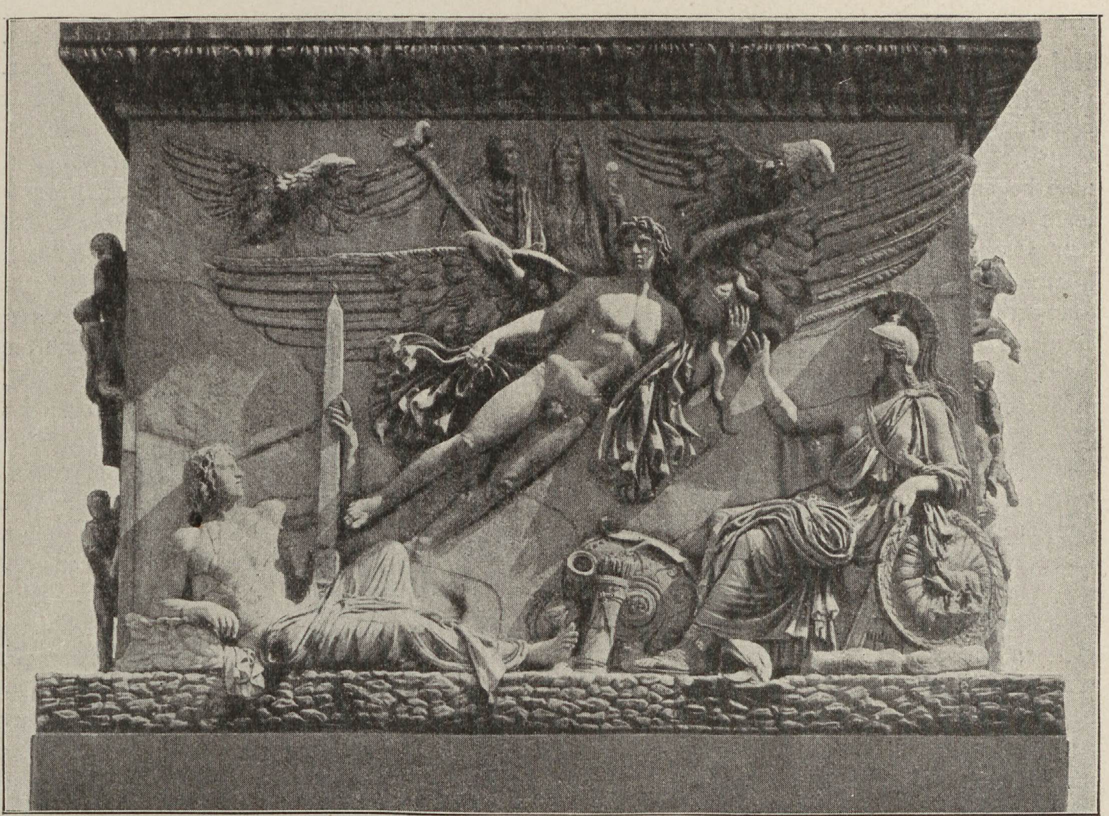
Das Mauſoleum des Kaiſers Hadrian.
Die heutige Engelsburg zu Rom.

Photograph.
Aufnahme.

einem höheren, umfaſſenderen, der philoſophiſchen Ethik, dem Begriffe der Humanität. Der Staat als das höchſte Organ menſchlicher Kultur erſcheint für Mark Aurel dazu beſtimmt, die „Leiden der Menſchheit" zu mildern. Und inſofern gilt beſonders von ihm, was der Reiſeſchriftſteller Pauſanias ſchon von Antoninus Pius geſagt hat, indem er ihn als „Vater der Menſchen" feiert.

Bezeichnend für dieſe neue Geiſtesrichtung iſt der Einfluß, den die Lehre des freigelaſſenen Sklaven und Popularphiloſophen Epiktet auf Mark Aurel gewonnen hat, und das merkwürdige Buch der „Selbſtgeſpräche", das uns von dieſem ſelbſt erhalten iſt. Es macht angeſichts der Vergangenheit des Cäſarismus einen ergreifenden Eindruck, wie hier der Imperator von Cato und Brutus, von Thraſea und Helvidius ſpricht und im Anſchluß an dieſe Märtyrer der Freiheit die Idee eines Staates entwickelt, in welchem Iſonomie (Gleichheit vor dem Geſetz) und Iſegorie (Freiheit der Rede) herrſcht, das Ideal eines Königtums, welches „die Freiheit der Beherrſchten über alles liebt". Ein gewiſſer doktrinärer Zug iſt hier ja nicht zu verkennen, aber es iſt doch eine groteske Übertreibung, wenn ihn einer ſeiner Generale, der im Orient ohne Erfolg als Prätendent gegen ihn auftrat, einen Schreiber und Schwätzer genannt hat, oder wenn manche ſeiner Offiziere über das „philoſophiſche alte Weib" höhnten, das im Feldlager die Zeit mit der Abfaſſung philoſophiſcher Abhandlungen vergeude.

Es kann ſein, daß Mark Aurel vielleicht philoſophiſchen Fragen und den Velleitäten des am Hofe weilenden afrikaniſchen Rhetors Fronto mehr Aufmerkſamkeit geſchenkt hat, als ſich mit den Aufgaben des Imperators zu vertragen ſchien; aber bei ſeinem eminenten Pflichtgefühl und hingebendem Arbeitseifer iſt es ihm doch in hohem Grade gelungen, auch dieſen Aufgaben gerecht zu werden, die gerade damals durch furchtbare Kriſen, durch gefährliche Kriege am Euphrat und Tigris, wie an der Donau, durch Rebellionen in Gallien und Ägypten, durch Seuchen, Mißwachs, Hungersnot und finanzielle Bedrängnis äußerſt erſchwert waren. Seine philoſophiſch-literariſchen Neigungen haben ihn nicht abgehalten, einen großen Teil ſeiner Regierung im Feldlager zuzubringen und die Kriege gegen die andringenden Völker an der Donaugrenze perſönlich zu leiten.



Apotheoſe des Antoninus Pius. Relief von der Colonna Antonina zu Rom.

Photograph. Aufnahme.

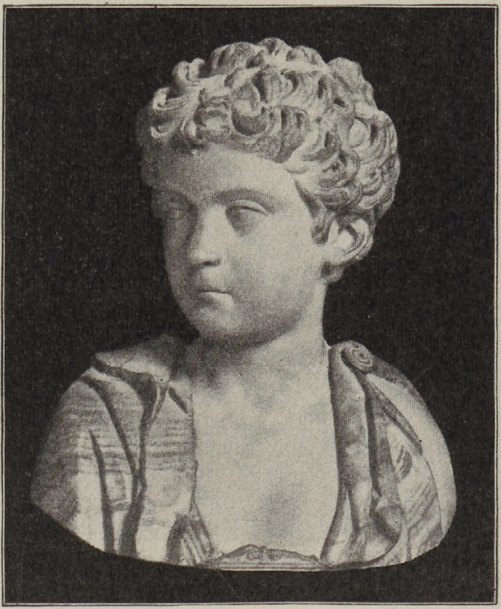
Eine ganze Reihe von Stämmen: Markomannen, Quaden, Sarmaten, teilweiſe auch Hermunduren, Vandalen, Langobarden erſcheinen damals in einer mächtigen Vorwärtsbewegung gegen das Reich begriffen, unter der Noricum, Pannonien, Dakien ſchwer zu leiden hatte, und die in ihren Ausläufern ſogar bis nach Oberitalien ſich erſtreckte. Es hat jahrelanger ſchwerer Kämpfe bedurft, bis dieſe gewaltige Völkerbewegung ſiegreich abgewehrt war. Aber es iſt dies doch ganz weſentlich mit das Verdienſt der zähen und zielbewußten Ausdauer Mark Aurels. Und inſofern iſt die Marcusſäule in Rom, deren Reliefs uns die Ereigniſſe des großen Völkerkampfes ſchildern, durchaus kein Werk perſönlicher Eitelkeit oder höfiſcher Schmeichelei.

Allerdings hat der römiſche Staat zur Befriedigung der Barbaren ſeit dieſer Zeit einen Weg eingeſchlagen, der unter den gegebenen Verhältniſſen ja wohl unvermeidlich war, aber ſich ſpäter für ihn verhängnisvoll erwieſen hat. Es iſt das die Anſiedlung von Germanen und anderen Barbaren in den verheerten und entvölkerten Grenzgebieten des Reiches. Dieſe Anſiedler (Kolonen) waren in der Regel ſchollenpflichtig, d. h. an den Boden gebunden und zugleich zum Kriegsdienſt verpflichtet. Eine Einrichtung, die — zunächſt in den Donaulandſchaften — zu einer fortſchreitenden Barbariſierung der Armee und mehr und mehr auch weiter Grenzgebiete geführt hat.

Und dabei wurde eine dauernde Befriedung der Grenzen doch nicht erreicht. Wenn auch der Sohn und Nachfolger Mark Aurels, Commodus (180—192), eine formelle Unterwerfung der Markomannen und Quaden erreichte, ſo erwies ſich dies bald als ein Scheinerfolg, zumal dieſer erſte im Purpur geborene Kaiſer nicht entfernt der Mann war, irgendeine größere Aufgabe mit Ernſt und Nachdruck durchzuführen. Er hatte nach dem in Vindobona erfolgten Tode ſeines Vaters keinen ſehnlicheren Wunſch, als dem Barbarenlande, wo die Leute — wie der Leibarzt Galen ſagte — „ſo bretterne Geſichter hatten“, möglichſt bald den Rücken zu kehren und ſich in das Genußleben der Hauptſtadt zu ſtürzen.

Es iſt ein ungeheuerer jäher Abſturz, der ſich hier in der Geſchichte des Prinzipats vollzieht. Auf den philoſophiſchen Kaiſer folgt ein elender Komödiant, der mehr Gladiator und Athlet war, als Regent. Er ließ ſich ſogar auf Münzen als Tierkämpfer und als Herkules darſtellen und trat öffentlich als Fechter auf, wie denn die Gladiatorenkaſerne ſein liebſter Aufenthaltsort war.

Die Regierungsſorgen überließ er anderen, zuerſt dem Gardepräfekten Perennis, dann nach deſſen Sturz einem freigelaſſenen und nun auch zum Gardepräfekten beförderten phrygiſchen Sklaven Kleander. Es iſt die echte und rechte Günſtlings- und Bedientenwirtſchaft, die den Staat durch ein ſchamloſes Raubſyſtem ausbeutete und zum Verkauf von Ämtern und Würden und allen möglichen Erpreſſungen geführt hat. Wo der Fürſt ſelbſt eingreift, geſchieht es immer häufiger, um durch Juſtizmorde und Konfiskationen die Folgen ſeiner Verſchwendung auszugleichen oder um Mißtrauen und Furcht zu beſchwichtigen, die auch jetzt wieder die unvermeidliche pſychologiſche Begleiterſcheinung der Tyrannis ſind. War doch dieſe feige Angſt bei Commodus ſo ſtark, daß er einem durch Teuerung veranlaßten Pöbeltumult ohne weiteres ſeinen Günſtling Kleander geopfert hat, an deſſen Stelle dann ein Ägypter, der Kämmerer Eklektus und die Konkubine des Kaiſers, Marcia, den entſcheidenden Einfluß gewannen. Dabei ſteigert ſich der Allmachtsſchwindel bei Commodus ganz wie bei Caligula zu grotesken Formen. Wie er ſich auf den Münzen als Gott darſtellen ließ, ſo nahm er die abſurdeſten, von der niedrigſten Schmeichelei ausgedachten Ehrungen hin, wie z. B. gelegentlich eines verheerenden Brandes in Rom, nach dem Rom fortan zu Ehren ſeines kaiſerlichen „Wiederherſtellers“ zur Colonia Commodiana werden ſollte!

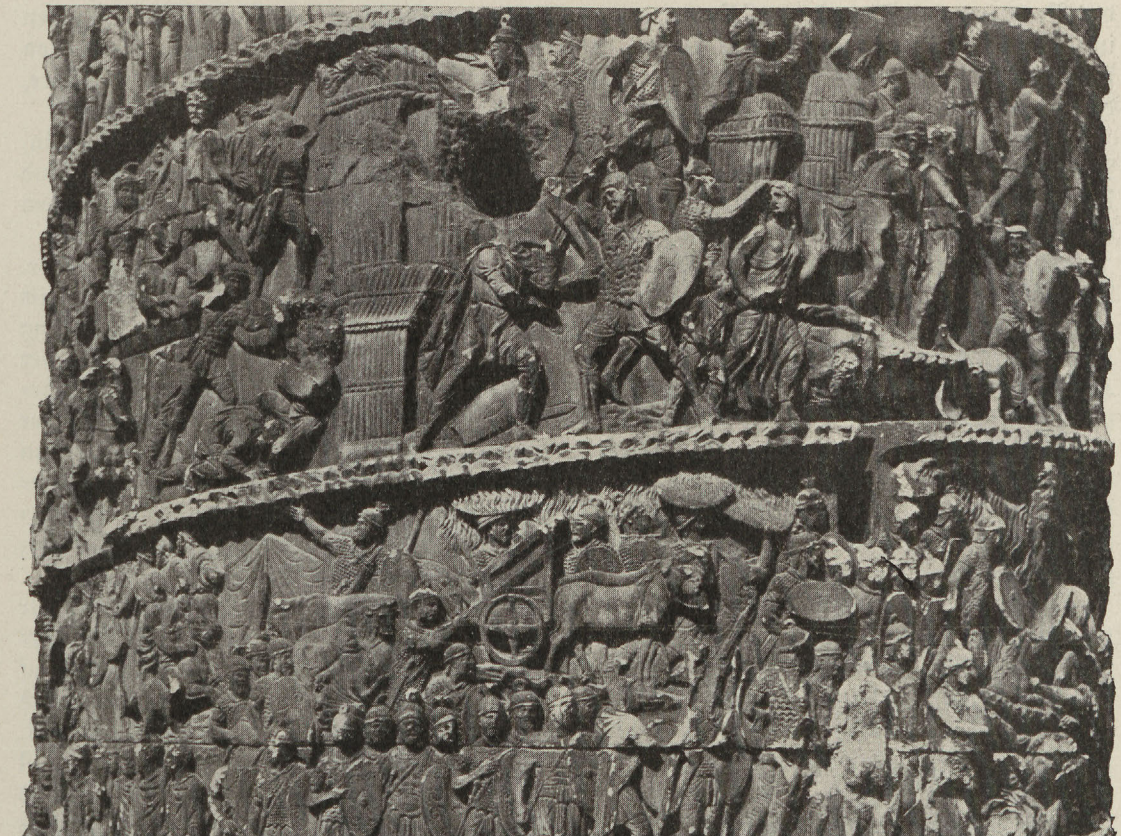


Büſte eines Prinzen aus dem Hauſe der Antoninen in den Uffizien zu Florenz.
Nach einer photographiſchen Aufnahme. Verlag von Brogi.

Das Ende iſt dann aber auch hier, daß die gerade mit dem Gefühl der ſchrankenloſen Macht zunehmende Angſt vor den Neidern dieſes Glückes den feigen Schwächling zu immer neuen Bluttaten treibt, die auch die Nächſtſtehenden nicht verſchonten und eine Atmoſphäre des Schreckens und der Unſicherheit um ihn verbreiteten, die für die Bedrohten unerträglich wurde. Als ſelbſt Marcia und die nächſten Vertrauten am Hofe ſich ihres Lebens nicht mehr ſicher fühlten, ließen ſie, im Einverſtändnis mit dem Gardepräfekten, Commodus in der Nacht vor dem 1. Januar 193, an dem er von der Gladiatorenkaſerne aus in Fechtertracht das Konſulat anzutreten gedachte, durch einen Athleten erdroſſeln.

4. Das Soldatenkaiſertum und ſeine Bedeutung für die Reichseinheit und die Entwicklung der abſoluten Monarchie.

Da nach dem Tode des Commodus ein legitimer Thronerbe fehlte, ſo trat — ähnlich wie nach dem Tode Neros — ſofort wieder die Soldateska in Aktion. Als der mit Hilfe des Gardepräfekten auf den Thron gelangte greiſe Pertinax den Verſuch machte, ein bürgerliches Regiment im Sinne des Senats zu führen und der unter Commodus eingeriſſenen Zuchtloſigkeit der Garde ein Ende zu machen, erhoben ſich die Prätorianer in offener Meuterei, ermordeten den Kaiſer nach kaum dreimonatlicher Regierung und vergaben den Thron gegen das Verſprechen eines enormen Geſchenkes an den reichen Senator Didius Julianus, der freilich ſofort Widerſtand



Kaiſer Mark Aurel im Krieg gegen die Germanen.
Reliefs von der Siegesſäule des Kaiſers zu Rom.

beim Senat und bei der römiſchen Plebs, wie bei den Legionen fand, die nicht geneigt waren, das Recht und den Vorteil der Cäſarenernennung allein der Garde zu überlaſſen. Die Legionen im Orient, in Britannien, an der Donau erhoben je für ſich ihre eigenen Imperatoren, von denen dann naturgemäß der Führer der ſtärkſten und Italien am nächſten ſtehenden Armee, der Statthalter von Oberpannonien, L. Septimius Severus, den Sieg davontrug (193).

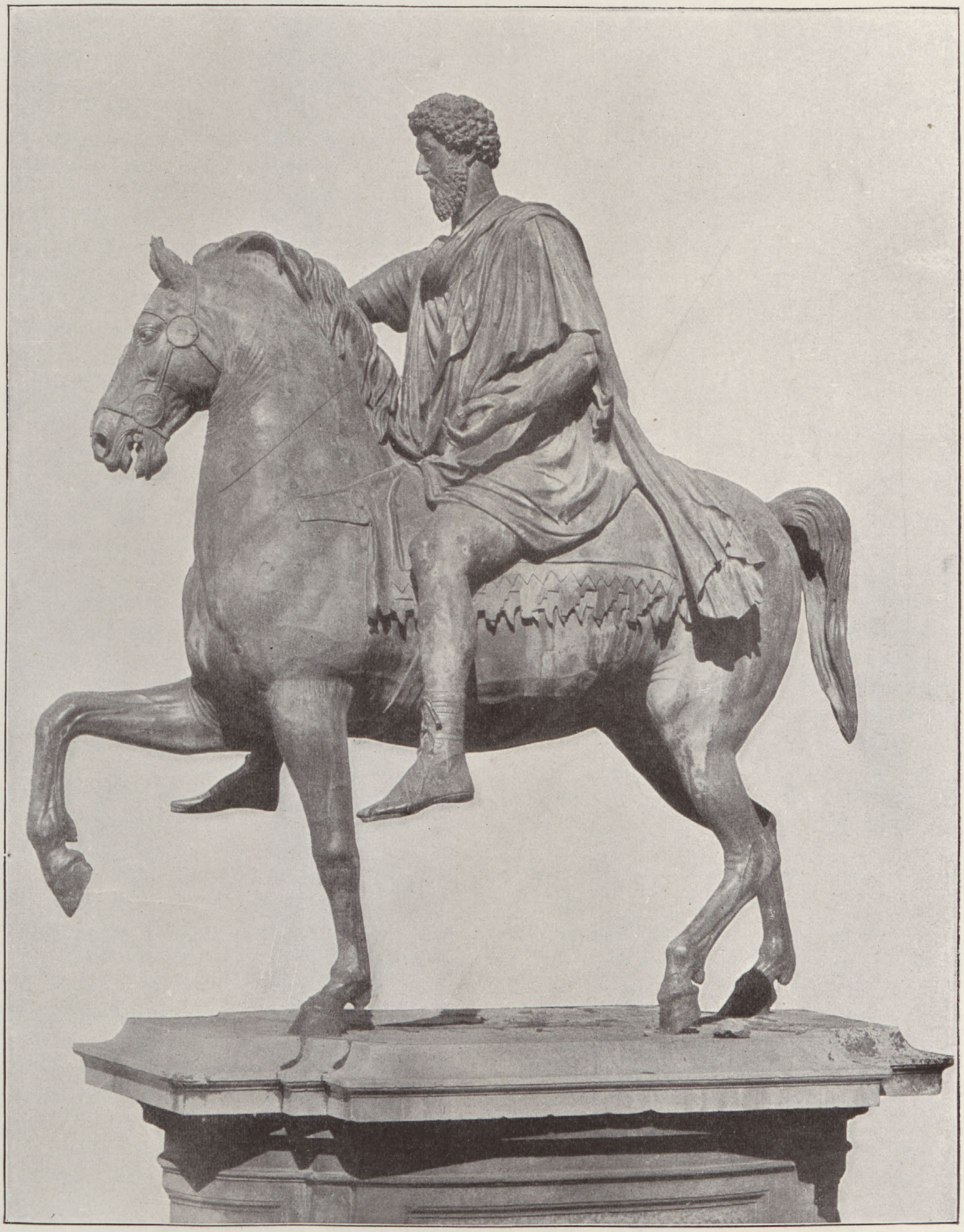
Mit dieſem von romaniſierten Afrikanern abſtammenden und zuletzt mit einer Syrerin, Julia Domna aus Emeſa, vermählten Kaiſer beginnt jener große Prozeß der Ausgleichung und Nivellierung, der den Überlieferungen der auguſteiſchen Verfaſſung und der traditionellen Stellung Roms und Italiens definitiv ein Ende bereitet hat.

Dies zeigt ſich ſchon gleich bei Beginn ſeiner Regierung in der Umgeſtaltung der Garde. Dieſe bis dahin überwiegend aus Italikern beſtehende Truppe wurde von jetzt an größtenteils aus den Veteranen der Legionen zuſammengeſetzt und damit allen Untertanen der Zugang zu dieſer Elitetruppe eröffnet. Zugleich wurde, um Rom und Italien deſto ſicherer in der Hand zu haben, eine Legion als Garniſon nach Albano gelegt und unter den Befehl des Gardepräfekten geſtellt. Ein weiterer Schritt auf der Bahn der Gleichſtellung Italiens und der Provinzen, mit der ihm dann auch ſein Sohn Caracalla, der Verleiher des Bürgerrechts an die Provinzialen, gefolgt iſt, war die Ausdehnung des italiſchen Rechtes (der Grundſteuerfreiheit) auf aſiatiſche und afrikaniſche Städte, wie Karthago, Utica, Tyrus u. a., und die Verleihung des Stadtrechtes an Alexandria, während freilich ſonſt unter Severus die Tendenz zur Beſchränkung der Gemeindeautonomie beſonders ſtark hervortritt.

Übrigens iſt auch dies Vorgehen gegen die Autonomie der Gemeinden ſymptomatiſch für die Geſamtrichtung der Zeit, für den Bruch mit der auguſteiſchen Verfaſſung, für die ſyſtematiſche Umbildung des Prinzipats zur reinen Autokratie. Wie der Einfluß des Senats auf die Verwaltung dadurch zurückgedrängt wurde, daß der Stand, auf dem ſich der ſpezifiſch kaiſerliche Beamtenorganismus aufbaute, der Ritterſtand, zu den meiſten Stellen Zugang erhielt, die bis dahin noch dem ſenatoriſchen Beamten- und Offiziersſtand vorbehalten geweſen, ſo iſt auch der Anteil des Senats an der Staatsleitung durch das Regierungsſyſtem des Severus durchaus illuſoriſch geworden. Wie er bei ſeiner Thronbeſteignng keine Beſtätigung des Senats erbeten, ſondern ſich mit der einfachen Mitteilung der vollendeten Tatſache begnügt hatte, ſo tritt er auch ſpäter immer mehr als der Herr auf, der alles in letzter Inſtanz entſcheidet, als der „dominus“, wie ihn die Ehrendenkmäler der Gemeinden und Korporationen regelmäßig bezeichnen. Daher iſt auch fortan von einer Beamtenernennung durch den Senat nicht mehr die Rede. Ja ſogar im Strafrecht findet die veränderte Stellung des Kaiſers ihren Ausdruck: in Majeſtätsprozeſſen ſoll fortan kein Stand mehr vor der Anwendung der Folter geſchützt ſein. Dem „Herrn“ gegenüber iſt ja auch der Höchſtſtehende ebenſo ein Dienender geworden, wie alle andern. Überaus bezeichnend iſt endlich die ſyſtematiſche Heranziehung der Juriſten, z. B. des Papinian, ſowohl zur Gardepräfektur, wie zum kaiſerlichen Rat. Sie ſind es, welche die Staats- und Rechtstheorie ausgeſtalten, die fortan die juriſtiſche Grundlage des monarchiſchen Staatsabſolutismus bildet.

Für die Theorie der Juriſten iſt die traditionelle Ableitung des Prinzipats aus der Volksſouveränität lediglich eine hiſtoriſche Reminiſzenz. Die Organe der Volksſouveränität, Komitien und Senat, haben nach der in den Pandekten rezipierten Auffaſſung Ulpians durch das Geſetz, durch welches dem Princeps das Imperium übertragen wurde, zugunſten des letzteren definitiv abgedankt. Der Wille des Kaiſers iſt ohne weiteres Geſetz. Er iſt „König“ und „Herr“ des Staates. Daher heißt auch das Geſetz, durch welches ihm das Volk alle ſeine Souveränitätsrechte übertragen hat, ein Königsgeſetz (lex regia).

Es iſt ganz im Geiſte dieſes Syſtems, wenn nach einem zeitgenöſſiſchen Geſchichtſchreiber, Caſſius Dio, Severus ſeinen beiden Söhnen, Caracalla und Geta, ſterbend den Rat gegeben haben ſoll: „Seid einig, macht die Soldaten reich; um alle andern kümmert euch nicht.“ Wenn auch Caracalla (211—217) den erſten Rat mißachtete und den Bruder und Mitregenten ermordete, ſo hat er doch um ſo mehr im Sinne des zweiten regiert. Neben dem brutalen Gefühl der Macht verſtummen alle andern Rückſichten; und es kennzeichnet ihn treffend, wenn man in Hinblick auf ſeinen afrikaniſchen Vater, ſeine ſyriſche Mutter und ſeinen Geburtsort Lyon



Reiterſtandbild des Kaiſers Mark Aurel
auf dem Kapitol in Rom. Photographie Anderſon

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

geſagt hat, daß er die Laſter dreier Stämme in ſich vereinigt habe: die galliſche Leichtfertigkeit, die afrikaniſche Wildheit und die ſyriſche Spitzbüberei.

In demſelben Geiſte regierte der nach der Ermordung Caracallas gegen den Mörder und Nachfolger Macrinus von einer ſyriſchen Legion zum Imperator ausgerufene vierzehnjährige Prieſter des Sonnengottes von Emeſa, Elagabal oder Heliogabal (218—222). Zugleich nimmt mit dieſem Buben die Autokratie ein rein orientaliſches Gepräge an. Wie der ohnehin tiefgeſunkene Senat durch maſſenhafte Aufnahme von Orientalen ſein römiſches Gepräge vollends verlor, tritt auch der Kaiſer nicht mehr wie ein römiſcher Imperator, ſondern ganz wie ein orientaliſcher Sultan auf. Er erſchien mit dem Diadem und forderte die Adoration. Die Senatoren waren für ihn nichts als Sklaven in der Toga. Ebenſo nahm der Hof ein orientaliſches Gepräge an. Eunuchen- und Haremswirtſchaft machte ſich breit, und am Ende mußte es Rom erleben, daß ſein eigener Pontifex Maximus allen nationalen Traditionen ſo ſehr ins Geſicht ſchlug, daß er den Staatskult zugunſten ſeiner aſiatiſch-afrikaniſchen Gottheiten, des ſyriſchen Sonnengottes und der Aſtarte, der Venus Caelestis oder Urania förmlich depoſſedierte. Rom erlebte das groteske Schauſpiel einer „Vermählung“ des Sonnengottes und der aus Karthago herbeigeholten Himmelskönigin, zu der aus allen Provinzen Hochzeitsgeſchenke geſandt werden mußten. Jetzt ſtrömten die Aſiaten nach Rom, um die Erhöhung ihres Gottes in der Welthauptſtadt mitzufeiern, wie jener Verehrer des phrygiſchen Sonnengottes Attis, Aberkios aus Hieropolis, von deſſen Romreiſe die berühmte Inſchrift berichtet, die jetzt im Lateran als angebliche Grabinſchrift eines chriſtlichen Biſchofs gezeigt wird.

Gegen dieſe Orientaliſierung Roms hat ſich dann allerdings noch einmal das nationalrömiſche und das vom Senat repräſentierte bürgerliche und konſtitutionelle Intereſſe aufgelehnt. Und die Regierung des nach der Ermordung Elagabals auf den Thron gelangten Alexander Severus (222—235) hat dieſer Strömung auch gerecht zu werden und ſich zugleich der Prätorianer- und Präfektenwirtſchaft durch Konzeſſionen an den Senat zu entziehen geſucht. Ein Syſtem, das durch den genannten Senator und Hiſtoriker Caſſius Dio in der bekannten, dem Mäcenas in den Mund gelegten Programmrede ſeine literariſche Verherrlichung gefunden hat.

Allein ſchon dieſe Regierung zeigt, daß die Zeit für ein derartiges konſtitutionelles Regiment vorüber war. Wiederholte Meutereien der Garde, denen z. B. der Gardepräfekt, der Juriſt Ulpian, zum Opfer fiel, und vor denen auch Dio aus Rom weichen mußte, ferner zahlreiche Militäraufſtände und Erhebungen von Thronprätendenten durch die Truppen, endlich der Sturz des unſoldatiſchen Kaiſers durch den kriegstüchtigen Maximin, einen thrakiſchen Bauernſohn, der ſich von der Pike emporgedient hatte, all das ließ — kurz vor dem tauſendjährigen Jubiläum des römiſchen Staates — keinen Zweifel mehr darüber, daß die alte Verfaſſung tot und die auf die Provinzen und mehr oder minder barbariſierte Truppen geſtützte reine Militärherrſchaft nicht mehr abzuwenden war.

Das Recht der Armee, Kaiſer einzuſetzen, iſt ſeit Septimius Severus anerkannt; freilich ein Recht, das für die Monarchie und die von der Monarchie repräſentierte Reichseinheit die gefährlichſten Konſequenzen hatte. Da an eine gemeinſame Wahl der Armeen nicht zu denken war, konnte jeder beliebige Truppenteil, den die Luſt zum Kaiſermachen ankam, die Rolle der Armee ſpielen und ſeinen Führer als Imperator proklamieren, was dann freilich die unvermeidliche Folge hatte, daß ſolche Regierungen — Mommſen nennt ſie monarchiſche Karikaturen — nie von langer Dauer waren, da ſie ſofort den Widerſpruch anderer Truppenkörper und anderer Provinzen hervorriefen. So trat ſchließlich ein allgemeines Chaos ein, in welchem ſich die verſchiedenen Armeekorps, die Generale, Kaiſer, Gardepräfekt und Senat und die zahlreichen Gegenkaiſer untereinander befehdeten. Ja, es iſt in der allgemeinen Verwirrung ſo weit gekommen, daß die durch den Steuerdruck und das allgemeine Elend zur Empörung getriebenen Bauern Galliens, die „Bagauden“, ſich ebenfalls einen Kaiſer erkoren, während andrerſeits in Ägypten ein reicher Großinduſtrieller, Firmus, der ſich rühmte, aus Papier und Leim eine Armee unterhalten zu können, die Hand nach der Krone ausſtreckte.

Es iſt ein Zuſtand, den man treffend als ein beſtändiges Hin- und Herſchwanken zwiſchen despotiſcher Monarchie und einer anarchiſchen bewaffneten Demokratie bezeichnet hat, wie ſie ſich eben in der Armee verkörperte. Damit hängt es ferner zuſammen, daß nun auch die letzten

Die Ruinen der Thermen des Caracalla. Phot. Anderſon.

Reſte der Traditionen des Prinzipats in der Armee verſchwanden, daß z. B. von dem Kaiſer Gallien die ſenatoriſche Ariſtokratie von den militäriſchen Ämtern überhaupt ausgeſchloſſen und dieſe überwiegend mit Leuten beſetzt wurden, die ſich vom gemeinen Soldaten emporgedient hatten, ein Parvenütum, dem jetzt ſelbſt der Cäſarenthron nur zu oft als Beute zufiel.

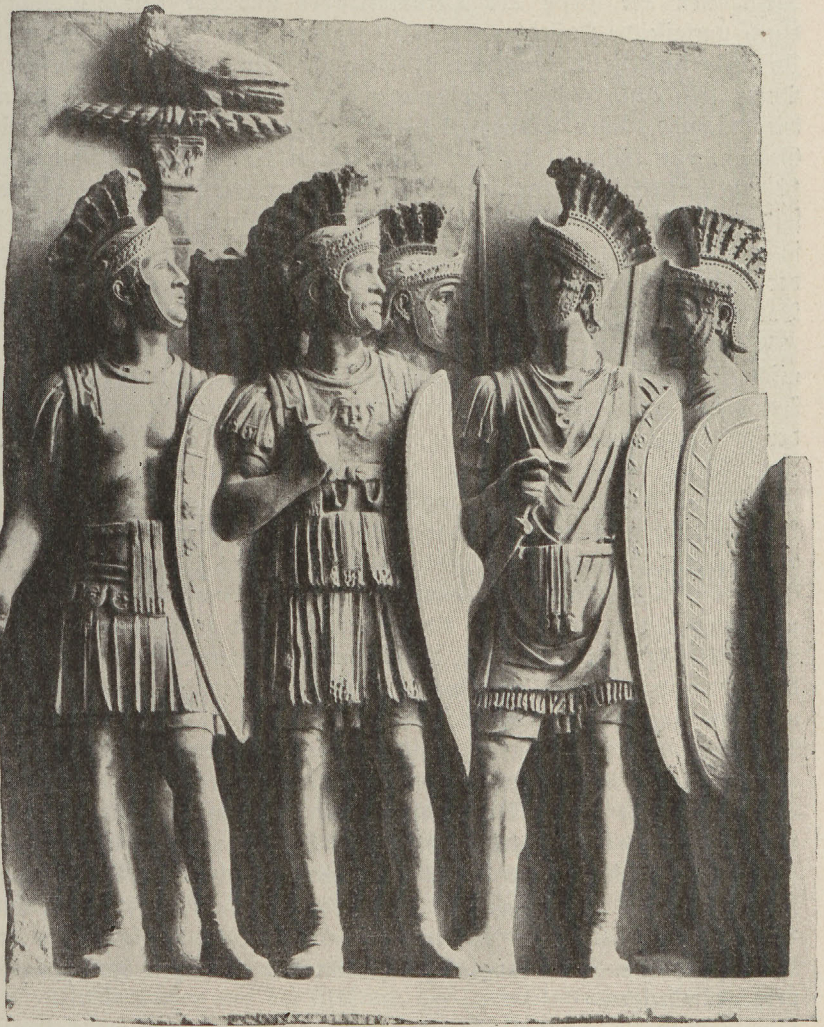
Dazu kam, daß infolge des Fehlens einer ſtarken Zentralgewalt die einzelnen Provinzen im Intereſſe ihrer Selbſterhaltung oft geradezu genötigt waren, durch die Aufrichtung eines provinziellen Kaiſertums ſich ſelbſt zu helfen und eine militäriſche und adminiſtrative Autorität zu ſchaffen, welche den gerade jetzt ſtetig wachſenden Anforderungen der Landesverteidigung gewachſen war. Infolge der Entblößung der Reichsgrenzen und der Schwächung der Reichsverteidigung durch die zahlloſen inneren Kämpfe ſehen wir nämlich gerade in dieſer Zeit die Völker im Norden, Oſten und Süden des Reiches in einer gewaltigen Vorwärtsbewegung begriffen, welche überall die Grenzen überflutete und zur Verwüſtung und Ausplünderung ganzer Länder führte.

Während das römiſche Reich ſich in ſeine Beſtandteile aufzulöſen drohte, tritt umgekehrt in der feindlichen Völkerwelt jenſeits der Grenzen eine ſtarke Tendenz zu engerem Zuſammenſchluß hervor. Zunächſt im Oſten, wo bis dahin das große Partherreich durch ſeine politiſche Zerſplitterung und ewige Prätendentenkämpfe in einen ähnlichen Schwächezuſtand verfallen war, wie nunmehr das römiſche Reich. Jetzt vollzog ſich hier in der erſten Hälfte des dritten Jahrhunderts von der Landſchaft Perſis aus unter der Führung der aus einem Prieſtergeſchlecht hervorgegangenen Dynaſtie der Saſſaniden ein Prozeß der Konſolidierung des Reiches, der einerſeits eine Reaktion im Sinne der alten Zarathuſtrareligion gegen die helleniſtiſchen Tendenzen der bis dahin herrſchenden Arſakiden, andrerſeits geradezu die Wiederaufnahme der imperialiſtiſchen Großmachtspolitik des alten Perſerſtaates des Cyrus bedeutete. Schon unter Alexander Severus war die Angriffskraft des geeinigten Perſerſtaates ſo weit wiederhergeſtellt, daß die Perſer in Meſopotamien, Syrien und Kappadozien einrücken konnten. Und wenn auch damals noch die

Abwehr gelang, ſo mußte ihnen doch ſchon ein paar Jahrzehnte ſpäter ein großer Teil des Orients überlaſſen werden. Städte wie Antiochia und Tarſos ſind damals perſiſch geworden; und ein beſiegter römiſcher Kaiſer, Valerian, iſt in perſiſcher Gefangenſchaft geſtorben (260?).

Andrerſeits ſind es im Weſten, an den germaniſchen Grenzen, nicht mehr einzelne Stämme, die in Aktion treten, ſondern größere Volksverbände. So erſcheinen unter Caracalla am obergermaniſchen Limes die Alemannen, am mittleren und unteren Rhein die Franken und an der Nordſee die Sachſen. Wie dieſe mit ihren Wikingerſchiffen die Geſtade Galliens und Britanniens heimſuchten, ſo durchbrachen Alemannen und Franken den Limes und nahmen das ganze römiſche Gebiet rechts des Rheines in Beſitz. Ja, die Alemannen ſind ſogar über Rätien wiederholt bis nach Italien (bis Ravenna) vorgedrungen (261 und 271), die Franken bis nach Tarraco (Spanien).

Weiter im Oſten am Schwarzen Meere und an der unteren Donau waren Markomannen, Goten, Alanen, Vandalen, Langobarden u. a. im mächtigen Vorwärtsdringen begriffen. Die zahlreichen Raub- und Wanderzüge der Goten z. B. erſtreckten ſich bald tief hinein nach Möſien und Thrazien, Mazedonien und Achaja, ja ſogar bis nach Kleinaſien. Und mit dieſen Wanderungen verbanden ſich auch hier große Seezüge. Die Goten, Heruler u. a. fuhren vom Nordufer des Pontus über das Meer, plünderten die Geſtade Kleinaſiens, nahmen Städte, wie Trapezunt, und gelangten zuletzt durch die Meerengen bis ins Ägäiſche Meer. Epheſos (263), Athen (267) u. a. wurden erobert und viele Teile Griechenlands, die Küſten und Inſeln des öſtlichen Mittelmeeres bis nach Kreta, Rhodos und Cypern hin verheert und ausgeraubt. Und ähnliche Zuſtände wiederholen ſich um dieſelbe Zeit auch in Afrika, wo die Provinz Numidien von den vordringenden mauriſchen Stämmen hart bedrängt wurde.



Gruppe von Prätorianern (Soldaten der kaiſerlichen Leibwache).
Relief im Louvre zu Paris.

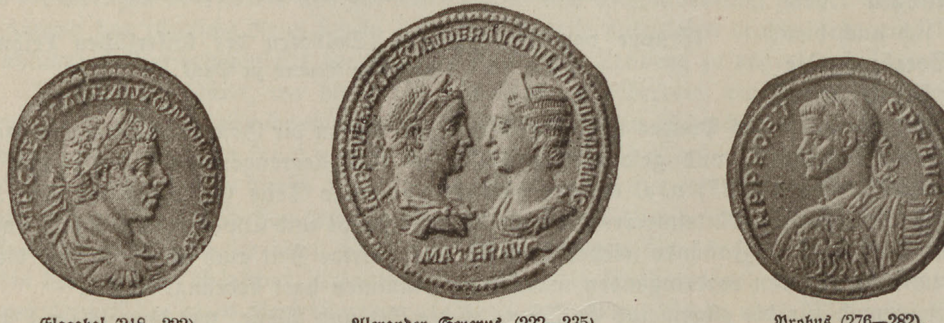
Bezeichnend für die allgemeine Auflöſung iſt die Art und Weiſe, wie damals im Oſten ein fremder Dynaſt, ein Araberfürſt Odenathus, der Beherrſcher der großen Handelsſtadt Palmyra, an der Karawanenſtraße zwiſchen Syrien und Arabien (262), und nach ſeinem Tode (267) ſeine Witwe, die geniale Zenobia, die Herrſchaft über einen großen Teil der öſtlichen Reichshälfte gewinnen konnten und wohl oder übel als Mitinhaber der cäſariſchen Gewalt anerkannt werden mußten, bis zuletzt der kriegsgewaltige, von den Donaulegionen erhobene Imperator Aurelian (ein geborener Illyrier) durch die Eroberung Palmyras die Herrſchaft über Aſien wiederherſtellte, überhaupt den geſchilderten anarchiſchen Zuſtänden ein Ende machte (270).

Mit Aurelian beginnt eine Periode der Wiedererhebung des Reiches, die auf längere Zeit hinaus die geſchilderte Völkerbewegung zum Stehen brachte. Den Goten wurde Dakien, den Alemannen der Beſitz des Dekumatlandes und der rätiſchen Nachbargebiete überlaſſen und durch umfaſſende Anſiedlung von kriegsgefangenen Barbaren in den Grenzgebieten friedlichere Zuſtände hergeſtellt, eine Politik, die auch dann, als Aurelian einer Militärverſchwörung zum Opfer fiel, und nach der ephemeren Zwiſchenregierung des greiſen Tacitus (275—276) der kriegstüchtige Kaiſer Probus (276—282) gegen neue Angriffe von Alemannen und Franken in Gallien, von Burgundern und Vandalen in Rätien erfolgreich weiterführte. Sogar die zerſtörten Limesanlagen konnten teilweiſe wiederhergeſtellt werden, Erfolge, die freilich die Kehrſeite hatten, daß die auch von Probus in großem Umfang durchgeführte Anſiedlung von Germanen in Form des militäriſchen Kolonats weite Gebiete dauernd der römiſchen Kultur entfremdete und der völligen Germaniſierung entgegenführte. Und wer bürgte dafür, daß dieſe zunächſt friedliche Barbareninvaſion nicht im Laufe der Zeit der Ausgangspunkt für weitere Angriffe werden würde?

Das haben in der Tat auch ſchon die damaligen Cäſaren gefühlt. Nachdem einmal germaniſche Streifſcharen bis nach Ravenna gekommen waren, mußte der Glaube an die Unnahbarkeit Roms immerhin ins Wanken geraten; und der monumentale Ausdruck dieſer Sorge iſt der Bau der gewaltigen von Aurelian begonnenen und von Probus vollendeten Ringmauer, die in einer Ausdehnung von 16 Kilometern die Welthauptſtadt umſchloß.

Was die innere Entwicklung betrifft, ſo tritt die Richtung auf den Abſolutismus auch bei Aurelian klar zutage. Der Gebrauch des Diadems, die mit Gold und Edelſteinen geſchmückten Gewänder, das orientaliſche Zeremoniell des Hofes, die Bezeichnung des Kaiſers als „Herr und Gott“ auf den Münzen reden in dieſer Hinſicht eine deutliche Sprache. Und wenn dann auch noch einmal von Tacitus und Probus ein Verſuch gemacht wurde, dieſe Entwicklung wenigſtens teilweiſe rückgängig zu machen, den Senat wieder zur Mitarbeit heranzuziehen und damit zugleich dem Prinzipat wieder eine freiere Stellung gegenüber der Armee zu verſchaffen, ſo hat das nur eine ganz vorübergehende Bedeutung gehabt. Schon der im Jahre 284 von der Armee im Orient auf den Thron erhobene und nach der Ermordung eines Gegenkaiſers, Carinus (285), auch im Weſten anerkannte Illyrier Diocletian hat den Abſolutismus durch eine ſyſtematiſche Neuorganiſation des ganzen Staatsweſens auf eine Baſis geſtellt, die nicht mehr erſchüttert werden konnte und auch den äußeren Beſtand des Staates noch auf längere Zeit hinaus ſicherte, während freilich andrerſeits gerade der Abſolutismus den inneren Verfall weſentlich beſchleunigen half.

Doch bevor wir dieſe Bahn des Niedergangs weiterverfolgen, mit dem zugleich der Verfall der geſamten Kultur des Weltreiches Hand in Hand geht, müſſen wir uns die Eigenart und die geſchichtliche Bedeutung dieſer Kultur der Kaiſerzeit wenigſtens in allgemeinen Umriſſen vergegenwärtigen.

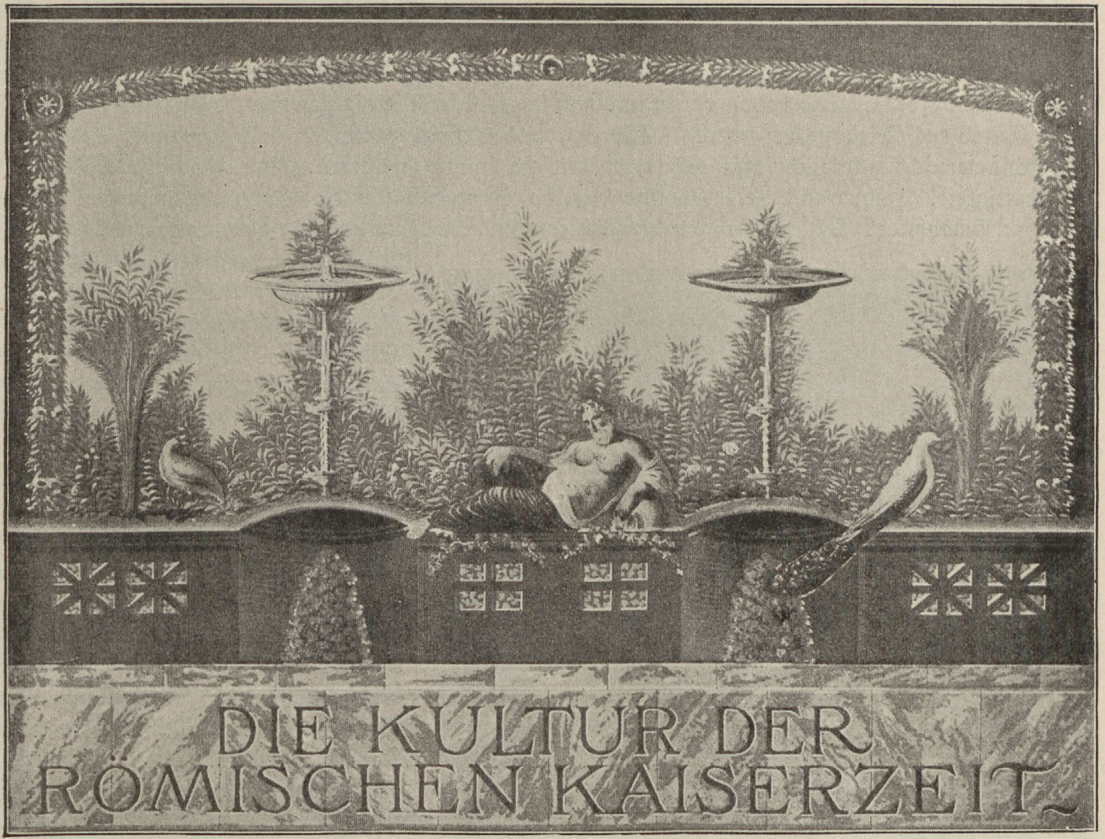


Elagabal (218—222).

Alexander Severus (222—235) mit ſeiner Mutter Mammäa.

Probus (276—282).

Münzen mit den Bildniſſen römiſcher Kaiſer.

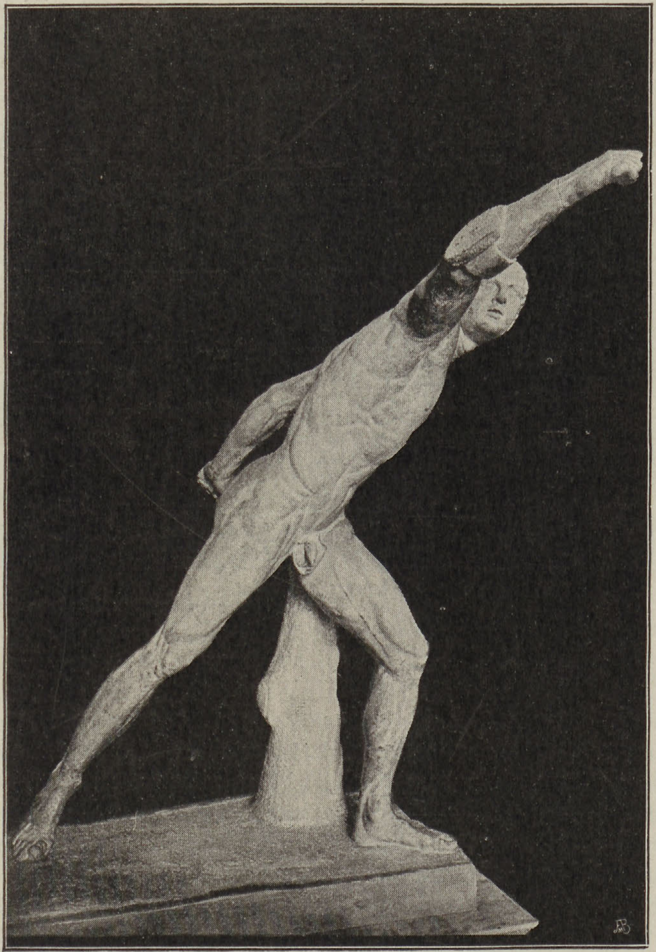


Nach einem pompejaniſchen Wandgemälde.

5. Die materielle und geiſtige Kultur.

Was ſich im Laufe der erſten Jahrhunderte n. Chr. immer deutlicher als das Ergebnis der Kulturentwicklung der Kaiſerzeit herausſtellt, iſt ihr univerſaler, ja in gewiſſem Sinne kosmopolitiſcher Charakter. Schon der äußere Rahmen, in dem ſich dieſe Kultur entfaltet, iſt recht eigentlich der eines Weltreiches. Von dem fernen Schottland im Norden bis zum afrikaniſchen Atlas und den Katarakten des Nils im Süden, vom Atlantiſchen Ozean bis zum Kaukaſus, zum Euphrat und zu den Geſtaden des Arabiſchen und Perſiſchen Meerbuſens über mehr als 100 000 Quadratmeilen ſich erſtreckend, die verſchiedenartigſten Völker und Nationalitäten und zahlreiche Stätten uralter und zum Teil höchſter Kultur umſpannend, erſchien dies römiſche Reich den „Herren der Welt" gewiſſermaßen wie der Erdkreis, der „orbis terrarum", ſelbſt. Der römiſche Staat wurde offiziell dem „Erdkreis" gleichgeſtellt, eine Auffaſſung, die vom Standpunkte der damaligen Weltkenntnis aus begreiflich erſcheint, ſeitdem das Mittelmeer ein römiſcher Binnenſee und der ganze Länderkreis ringsumher weithin römiſch geworden war. Und da dieſer Weltſtaat — abgeſehen von der Euphratgrenze — überall von kulturloſen Gebieten umgrenzt war, im Norden von Wald- und Steppengebieten, im Weſten vom Ozean, der für die Alten das Ende der Welt bedeutete, im Süden von glühenden Sandwüſten, ſo erſchien dieſer Weltſtaat zugleich ſo ſehr als eine nach außen abgeſchloſſene wirtſchaftliche, politiſche und kulturelle Einheit, daß ſich für Rom ganz ähnlich wie einſt für die Alexandermonarchie aus der Weltſtaatsidee der Gedanke des Weltkulturreiches ergab, der Gedanke, die „Ökumene", ſoweit man ſie beherrſchte, auf eine gemeinſame Kulturbaſis zu ſtellen und ſo auch innerlich zu einigen.

Hatte doch das Imperium gleichzeitig für die Realiſierung dieſer Kulturidee eines einheitlichen Menſchengeſchlechtes eine einzigartige Grundlage geſchaffen in dem großen Weltfrieden, deſſen Begründer, Auguſtus, in einer Inſchrift von Halikarnaß als „Heiland des ganzen Menſchengeſchlechtes" geprieſen wird, durch den „Land und Meere befriedet ſind und die Städte in Geſetzlichkeit, Eintracht und Wohlſtand blühen". Noch unter Mark Aurel hat Ariſtides von Smyrna in ſeiner Lobrede auf Kaiſer und Reich geſagt: „Die Beſiegten beneiden und haſſen nicht mehr die Siegerin Roma. Sie haben vergeſſen, daß ſie einſt ſelbſtändig geweſen, da ſie ſich im Genuß aller Güter des Friedens befinden. — Die Städte des Reiches ſtrahlen in Anmut und Schönheit. — Können nicht alle unbeſorgt gehen, wohin ſie immer wollen? Sind nicht alle Häfen voll Geſchäftigkeit! Haben nicht die Gebirge dieſelbe Sicherheit für die Wanderer, wie die Städte für ihre Bewohner? Welche Bahnen der Ströme ſind für den Übergang gehemmt, welche Furten des Meeres verſchloſſen? Die ganze Erde hat ihre alte Tracht, das Eiſen, abgelegt und erſcheint nun im Feſtgewande. — Es genügt, Römer zu ſein, um ſicher zu ſein. Das Homeriſche, „die Erde iſt allen gemeinſam", habt Ihr zur Wahrheit gemacht. Ihr habt die Erde vermeſſen, die Ströme überbrückt, Fahrwege in die Berge gehauen (man denke an die Donauſtraße Trajans am ‚eiſernen Tor'), die Wüſten bewohnbar gemacht und alles durch Ordnung und Zucht veredelt. Ihr habt durch die gegenſeitige Verbindung der Völker die Welt gleichſam zu einer Familie gemacht."



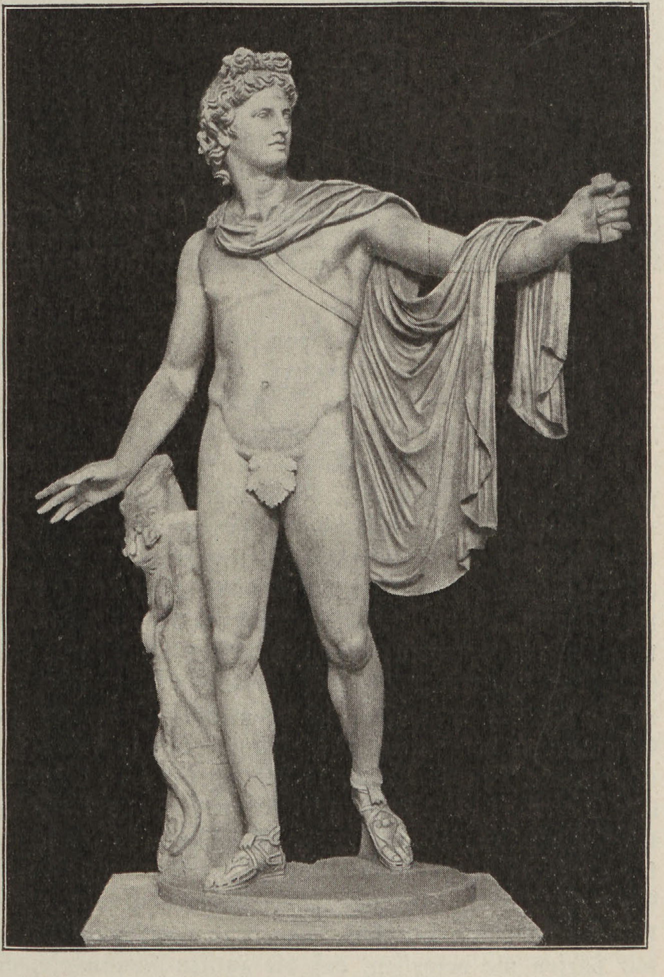
Der Borgheſiſche Fechter. Original im Louvre zu Paris.
Nach Brunn „Denkm. griech. u. röm. Kultur". (F. Bruckmann A.-G.)

Selbſt ein noch ſpäterer Zeuge, der der römiſchen Kultur in gewiſſer Hinſicht feindlich gegenüberſtand, der Kirchenvater Tertullian, hat gegen Ende des zweiten Jahrhunderts dieſer Kultur einen begeiſterten Hymnus gewidmet. „Alles" — ſagt er — „iſt zugänglich, alles bekannt, alles von Verkehr erfüllt. An die Stelle berüchtigter Einöden ſind lachende Kulturen getreten, Kornfelder haben die Wälder, Herden die wilden Tiere verdrängt. Sandwüſten werden bepflanzt, Felſen durchbrochen, Sümpfe getrocknet. Schon gibt es ſo viel Städte, wie einſt nicht einmal Hütten. Die Inſeln ſtarren nicht mehr in Unfruchtbarkeit, die Klippen ſchrecken nicht mehr. Überall Anbau, Bevölkerung, ſtaatliche Ordnung, Leben."

Ein Haupthebel dieſes Kulturfortſchrittes war neben der Sicherheit des Verkehrs die bewunderungswürdige Entwicklung des geſamten Kommunikationsweſens, deſſen Leiſtungen im großen und ganzen erſt das Zeitalter des Dampfes hat übertreffen können. Während der Seeverkehr durch die Schnelligkeit und Größe der Transportſchiffe extenſiv und intenſiv eine gewaltige Steigerung erfuhr, entwickelte ſich auf der andern Seite ein reger Überlandverkehr durch das unvergleichlich großartige Syſtem von Kunſtſtraßen, welches das ganze Reich umſpannte und mit ſeinen bis in die fernſten Gegenden ſich verzweigenden Seitenlinien alle wichtigeren Punkte durch ein dichtes Netz von Verkehrswegen planmäßig verband. Dazu kamen als weitere verkehrsſteigernde Momente die Einheit der Verwaltung und Rechtspflege, die Fürſorge für eine gewiſſe

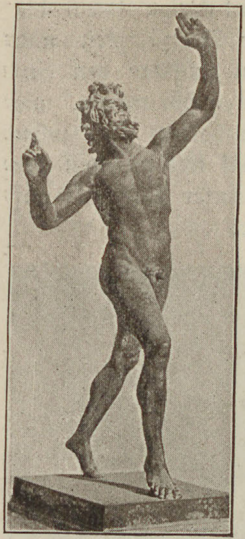
Vereinheitlichung von Maß und Gewicht, die Erleichterung der Geldzirkulation durch die Prägung einer goldenen und ſilbernen Reichsmünze, eine weitgehende Freizügigkeit und Handelsfreiheit, überhaupt eine Wirtſchaftspolitik, welche die Beziehungen zwiſchen den einzelnen Reichsteilen möglichſt förderte. Kurz, das römiſche Reich ſchuf einen Weltmarkt, wie er in ſolcher Ausdehnung und Konſumfähigkeit niemals vorher beſtanden hatte. Eine wirtſchaftliche Situation, die z. B. in der bedeutſamen Tatſache zum Ausdruck kommt, daß der Zinsfuß, der in der letzten Zeit der Republik 12% betragen hatte, ſchon unter Auguſtus auf 4% herabſank und noch unter Claudius und Nero nicht höher als 6% ſtand.

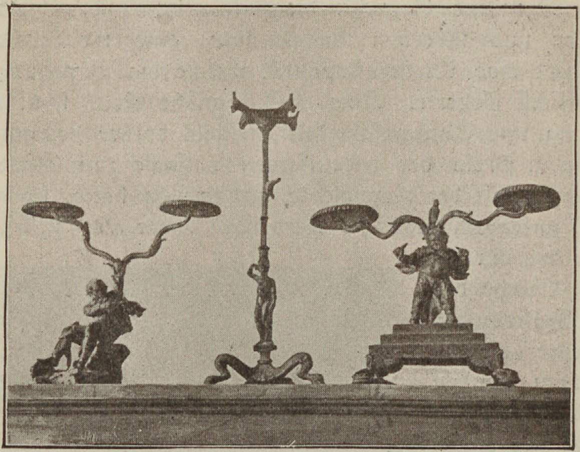
So erklärt es ſich, warum die Kaiſerzeit zugleich eine Epoche des Welthandels und einer Weltinduſtrie geworden iſt. Es war eine Zeit, die recht eigentlich unter dem Zeichen des Verkehrs ſtand. Eine typiſche Erſcheinung wurde hier der Kaufmann, der „der ganzen Welt die Güter der ganzen Welt verkauft"; und von der größten Induſtrie- und Handelsſtadt des Reiches, von Alexandria, hat man geſagt, daß hier außer Schnee alles zu haben ſei. Von Rom behauptet Plinius in der Naturgeſchichte, daß hier die Produkte und Waren aller Zonen, aller Länder und Meere zu Markte kämen, was die Arbeit von Hellenen und Barbaren nur immer erzeuge. Insbeſondere mit dem Orient nahm der Handel Dimenſionen an, daß nach Plinius allein für orientaliſche Luxuswaren (Seide, Edelſteine, Wohlgerüche uſw.) jährlich über 100 Millionen Seſterzen ins Ausland gingen. Welches Marktgebiet ſich einzelne Zweige der Induſtrie zu erobern vermochten, beweiſt allein der Handel Alexandrias, wo Ägypter, Juden, Griechen, Italiker mit Arabern und Phöniziern, und die Waren aus dem Innern Afrikas mit denen aus Indien ſich begegneten. Die Webſtühle und Wirkereien dieſes größten „Emporiums der Ökumene", wie es der Geograph Strabo nennt, arbeiteten für Britannien wie für Indien und Arabien, ſeine Glas- und Papierinduſtrie, und ſeine offizinellen Techniken beherrſchten den Weltmarkt vom Indiſchen bis zum Atlantiſchen Ozean.



Der Apollo vom Belvedere im Vatikaniſchen Muſeum, Rom.
Nach Brunn „Denkm. griech. u. röm. Kultur". (F. Bruckmann A.-G.)

So geht mit dem Welthandel Hand in Hand ein mächtiger Aufſchwung der gewerblichen Produktion, wie er auch ſonſt, ſo z. B. in einer weitgetriebenen Spezialiſierung der Gewerbe und der techniſchen Arbeitsteilung, in der Blüte des gewerblichen Aſſoziations- und Vereinsweſens u. dgl. m. zum Ausdruck kommt. Die durch Inſchriften bezeugten zahlloſen Innungen und Vereine, die nicht nur geſelligen Bedürfniſſen dienten, ſondern auch mit ihren Krankenunterſtützungs- und Sterbekaſſen wichtige ſozialökonomiſche Funktionen erfüllten, die ebenfalls inſchriftlich bezeugten zahlreichen Stiftungen der Mitglieder für Zwecke der Genoſſenſchaft, all





Arbeiten des Kunſtgewerbes aus der Kaiſerzeit. Bronze-Kandelaber und -Statuetten (Satyr und Silen) aus Pompeji. Originale im Nationalmuſeum zu Neapel.

das beweiſt, welch eine Fülle von lebendigen Kräften das ſoziale und wirtſchaftliche Leben der Kaiſerzeit beſonders im Mittelſtand und in den unteren Volksklaſſen noch in ſich barg.

Und dabei verbindet ſich, je mehr in dieſer Zeit auch der Weſten ſich dem Einfluß des Hellenismus erſchließt, mit der materiellen Produktion eine bedeutſame Nachblüte des künſtleriſchen und kunſtgewerblichen Schaffens. Trotz des ausgeſprochen plutokratiſch-ariſtokratiſchen Gepräges der bürgerlichen Geſellſchaft war hier doch die Kunſt keineswegs ein Monopol des Reichtums. Die Freude am Schönen war vielmehr ſo in allen Volksſchichten verbreitet, daß auch das Haus des Armen vielfach von einem Hauch der Kunſt berührt erſcheint und die gewöhnlichſten Geräte oft durch Schönheit und Anmut der Form überraſchen. Selbſt die Begräbnisſtätte der Sklaven hat des maleriſchen Schmuckes nicht entbehrt. Man vergegenwärtige ſich nur an dem Beiſpiel Pompejis, was dank dieſer „Kunſt und Bilderluſt eines ganzen Volkes" (Goethe) ſelbſt das beſcheidene Kunſtleben einer Provinzialſtadt, das hier ja meiſt nur Kunſthandwerk war, zu leiſten vermochte. Wie lebhaft muß der geiſtige Kontakt dieſer kleinen Welt mit dem Geſamtleben der Zeit geweſen ſein, wenn in der Weiſe, wie wir das an der Baugeſchichte und in der Malerei Pompejis beobachten, jede bedeutendere Wandlung des Kunſtgeſchmackes ihre Spuren hinterlaſſen konnte. Es wäre ja ungerecht, an die Kunſt der Kaiſerzeit den klaſſiſch-helleniſchen Maßſtab anzulegen. Die Zeit höchſter ſchöpferiſcher Originalität war nun einmal für die Kunſt ebenſo vorbei wie für die Literatur. Allein, wenn auch die Kunſt der Kaiſerzeit ſich weſentlich an den helleniſchen Muſtern genährt und gebildet hat, ſo iſt ſie doch keineswegs bloß Nachahmung geweſen. Die helleniſche Kunſt hat hier eine Art Renaiſſance erlebt; und wir dürfen nie vergeſſen, daß die antiken Kunſtwerke, an denen ein Raffael, ein Winckelmann und Goethe ſich begeiſtert haben, Werke, denen das heutige Italien einen großen Teil ſeiner kunſtgeſchichtlichen Bedeutung verdankt, meiſt Erzeugniſſe der römiſchen Kaiſerzeit ſind.

Wenn auch ſchon in der erſten Hälfte der Kaiſerzeit die Anzeichen des Verfalles nicht fehlen, eine gewiſſe Neigung zu Überladung und Übertreibung, zu konventioneller, durch die Maſſenhaftigkeit der Produktion allerdings ſtark begünſtigter Mache, ein unſicheres Hin- und Herſchwanken des Geſchmackes, ein gewiſſer Mangel an eigener Beobachtung, an ſelbſtändigem künſtleriſchem Empfinden und origineller Erfindungsgabe, ſo zeigen doch die beſſeren Schöpfungen in Architektur und Plaſtik, in der ornamentalen Kleinkunſt, beſonders in der Stempelſchneidekunſt auf den Münzen eine Meiſterſchaft der Technik, eine Formenſchönheit und zum Teil auch eine Feinheit der Beobachtung und Erfindung, die immerhin noch von einem ſtarken eigenen Können zeugen. Man denke an die entzückenden dekorativen Motive der Ara Pacis, an den „Hildesheimer Silberfund", an die Schönheit der Münzen, beſonders der neroniſchen Zeit, an die reizenden pompejaniſchen Kunſtwerke, den ſog. Narziß (Bacchus), Silen und den tanzenden

Meiſterwerke der Kleinplaſtik aus der römiſchen Kaiſerzeit im Hauſe der Vettier zu Pompeji.

Satyr, an die hohe Entwicklung der Porträtkunſt, an den Apoll von Belvedere und den borgheſiſchen Fechter, die beide neroniſchen Bauten in Antium entſtammen, an das herrliche Bronzegeſpann auf der Markuskirche in Venedig und die Nike in Brescia, beide ebenfalls aus dem erſten Jahrhundert der Kaiſerzeit, an die Antinousdarſtellungen der hadrianiſchen Zeit und den barberiniſchen Faun in München, an die Reliefs der Trajansſäule in Rom, endlich an die Überreſte von Wandmalereien in Rom, Pompeji und in ägyptiſchen Gräbern und vieles andere.

Was die Architektur betrifft, ſo ſeien hier nur genannt: das Pantheon Agrippas, Koloſſeum, Titusbogen und Veſpaſianstempel aus der flaviſchen Zeit, die Porta nigra in Trier, die hadrianiſchen Bauten, beſonders der Tempel der Venus und Roma, Grabmal und Tiberbrücke, der von Hadrian vollendete olympiſche Zeustempel in Athen uſw., der allerdings ſchon eine gewiſſe Überladung und Vergröberung der Formen zeigende Tempel des Antoninus und der Fauſtina in Rom, endlich die durch die geniale Kühnheit der Deckenkonſtruktion noch immer bewunderungswürdigen Thermen Caracallas, wie denn überhaupt die Architektur noch in ſehr ſpäter Zeit — man denke an den gewaltigen Bau der Aja Sophia und an San Vitale in Ravenna! — Werke von originaler Größe aufzuweiſen hat, während Malerei und Plaſtik längſt in ein Kindheitsſtadium der Kunſt zurückgeſunken ſind.

Aber nicht bloß die Leiſtungen an ſich ſind bedeutſam genug; auch die unermeßliche Fülle des Geleiſteten erregt Erſtaunen und Bewunderung. Wenn man von der künſtleriſchen Ausſtattung des kleinen Pompeji, von ſeinem Reichtum an plaſtiſchem und maleriſchem Schmuck auf die größeren Städte und das Reich überhaupt zurückſchließt, ſo eröffnet ſich der Blick auf eine Kunſtwelt und einen Kunſtverbrauch, der eine Bildung und einen Wohlſtand, eine Lebens- und Schaffensfreude vorausſetzt, wie ſie nur ein hochentwickeltes Kulturleben zu erzeugen vermag.

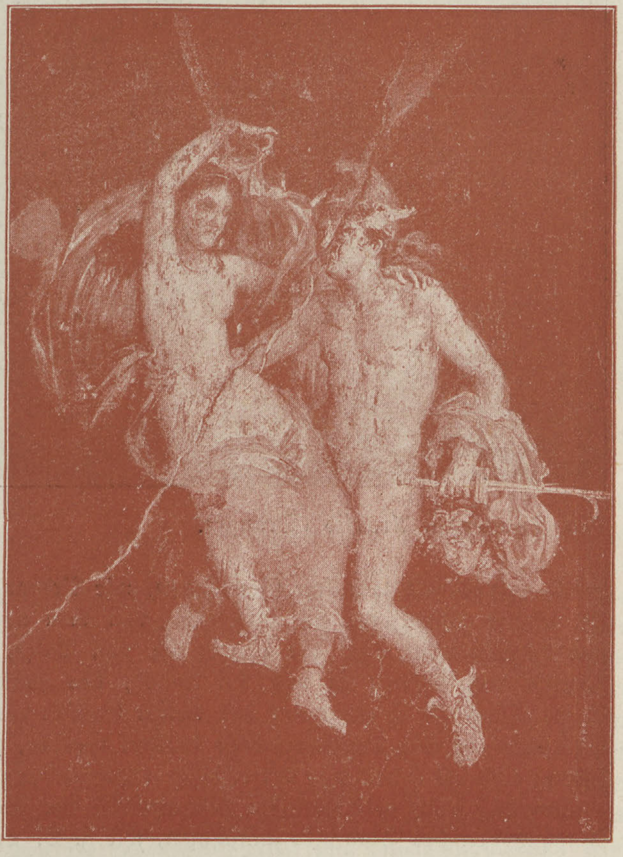
Dieſe Kultur iſt nun aber zugleich eine ausgeprägt ſtädtiſche. Aus der Weltkultur und dem Weltverkehr erwachſen die Groß- und Weltſtädte, die ja zum Teil ſchon der helleniſtiſchen und noch mehr der Kaiſerzeit ihr eigentümliches Gepräge geben. Wenn man die heutigen Weltſtädte rieſige Enzyklopädien der allgemeinen Ziviliſation genannt hat, ſo iſt es etwas ganz Ähnliches, wenn es damals von Rom hieß, es ſei eine „Epitome der Ökumene", d. h. gewiſſermaßen ein Kompendium der Welt, eine „Weltherberge", ein „Verſammlungsort des Erdkreiſes". Man denke ferner an die phänomenale Entwicklung Alexandrias und des erſt durch Julius Cäſar neuerſtandenen Karthago und Korinth, von denen das erſtere bereits im zweiten Jahrhundert gewiſſermaßen als das afrikaniſche Rom erſcheint. Und wie die großen „Metropolen", ſo haben ſich dann natürlich auch zahlreiche andere Städte in mehr oder minder großſtädtiſcher Weiſe entwickelt. Sie haben auf den verſchiedenſten Gebieten der öffentlichen Wohlfahrtspflege Leiſtungen aufzuweiſen, welche zum Teil kaum die Gegenwart hat übertreffen können, wenn auch auf der anderen Seite dieſer glänzenden Großſtadtkultur das materielle und moraliſche Elend, die wirtſchaftlichen und ſozialen Übelſtände nicht erſpart blieben, wie ſie nun einmal mit der Anhäufung der Menſchen in großen Bevölkerungszentren unvermeidlich verbunden ſind und damals durch die endemiſchen Zeitkrankheiten des Mammonismus und Pauperismus noch weſentlich verſchärft wurden.

Die großen Städte aber ſtellen nur den Höhepunkt der über alle Provinzen verbreiteten ſtädtiſchen Kultur überhaupt dar. „Die Städte — ſagt der genannte Ariſtides — ſuchen ſich gegenſeitig förmlich zu überbieten. Alles iſt voll von Gymnaſien, Waſſerleitungen, Thermen, Propyläen, Tempeln, Werkſtätten, Schulen. Die Städte ſtrahlen in Glanz und Lieblichkeit.“ Ein kommunaler Wetteifer, der ſeinerſeits wieder nicht möglich geweſen wäre, wenn nicht ein anderes kulturförderndes Element, eine gewiſſe Freiheit der Bewegung, die ſtädtebildende Kraft der Epoche mächtig unterſtützt hätte. Dieſes weitverbreitete Syſtem der ſtädtiſchen Selbſtverwaltung gewährte den betreffenden Gemeinden eine eigene Vertretung in Stadtrat und Bürgerverſammlung, ſowie eigene Kommunalbeamte für Verwaltung und Rechtspflege. Eine Freiheit, die für das Fehlen großer politiſcher Ziele und Intereſſen wenigſtens einen gewiſſen Erſatz bot und das Intereſſe des Einzelnen am Gemeinwohl und die Opferfreudigkeit für gemeinſame Zwecke lange lebendig erhielt. Die Wahlaufrufe an den Häuſern Pompejis ſind noch jetzt ſprechende Beweiſe dafür, wie groß im erſten Jahrhundert der Kaiſerzeit das Intereſſe an den Gemeindewahlen war, wie die Beſitzenden ſich förmlich zu den Ehrenämtern drängten. Und zahlloſe Inſchriften und Denkmäler beſtätigen, welch gewaltigen Umfang die gemeinnützige Verwendung des Privateigentums dank dieſem munizipalen Ehrgeiz angenommen hat.

Pompejaniſches Wandgemälde: Poſeidon und Nymphe. Nach Hermann, „Denkmäler der Malerei des Altertums“. Im Verlage der F. Bruckmann, Aktien-Geſellſchaft zu München.

Träger der Stadtfreiheit waren urſprünglich die Gemeinden römiſch-italiſcher und zum Teil auch helleniſcher Nationalität. Aber naturgemäß machte ſich von Anfang an auch außerhalb dieſes Kreiſes das lebhafte Streben geltend, ebenfalls eine derartige Gemeindeverfaſſung und mit ihr das Bürgerrecht zu erlangen. Ein Streben, das um ſo erfolgreicher war, je mehr man ſeine nationalen Beſonderheiten in Sprache und Sitte aufgab und ſich der herrſchenden römiſch-helleniſtiſchen Kultur aſſimilierte. Daher geht überall mit der Verbreitung der Stadtverfaſſung und des Bürgerrechtes die Romaniſierung Hand in Hand. Aber auch ſonſt hat das Städteweſen als ein mächtiger Hebel der Nivellierung und Ausgleichung gewirkt. Juſtiz und Verwaltung zentraliſierten ſich in den größten Städten der Provinz. Hier war der Sitz des Statthalters, hier verſammelten ſich die aus den Vertretern der einzelnen Gemeinden beſtehenden Provinziallandtage, hier war der Sitz des Kaiſerkultus, welcher alljährlich die Delegierten der ganzen Provinz zu gemeinſamer Feſtfeier vereinigte, hier gab es glänzende Spiele und Theater, aber auch Pflegeſtätten der Wiſſenſchaft, Philoſophen- und Rhetorenſchulen uſw. Kurz, es gab überall Zentren, von denen aus römiſche und helleniſche Sprache und Kultur ſich in tauſend Kanälen über das Reich verbreitete.

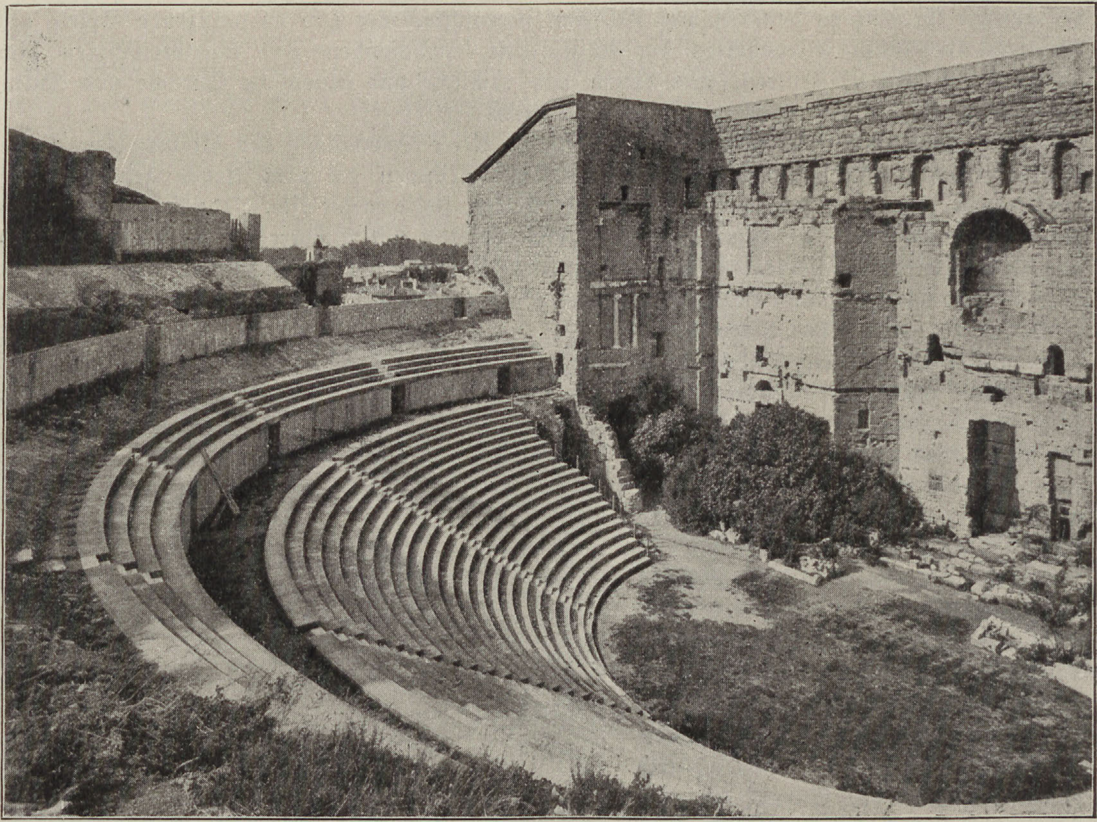
Auch die Wehrverfaſſung des Reiches hat zu dieſer Entwicklung des Städteweſens beigetragen. Indem ſich neben den Standlagern der Truppen die zum Lager gehörige Zivilbevölkerung, Frauen und Kinder, Händler, Lieferanten, Handwerker uſw. niederließen, entſtanden förmliche Lagerſtädte, die dann auch im Laufe der Zeit mit Stadtrecht ausgeſtattet wurden, wie z. B. Mainz, Straßburg, Belgrad, Lambäſis in Afrika und viele andere. Und da einerſeits infolge der Zuſammenſetzung der Truppenkörper aus Angehörigen der verſchiedenſten Völkerſchaften eine beſtändige Entnationaliſierung zahlreicher Provinzialen erfolgte und anderſeits die Lagerſtädte auf die eingeborene Bevölkerung, die nicht ſelten mit der römiſchen Anſiedlung zu einem Ganzen verſchmolz, in Sprache, Sitte und Kultur eine ſtarke Aſſimilationskraft ausübten, ſo hat auch dieſe Art der Städtebildung die Romaniſierung mächtig gefördert. Endlich wurde dieſer Prozeß noch dadurch beſchleunigt, daß zur Begründung oder Verſtärkung vieler Bürgergemeinden in den Provinzen die Veteranen in Maſſe herangezogen wurden, mit denen dieſelben von Anfang an eine zahlreiche römiſch ſprechende Bevölkerung erhielten, wofür z. B. Merida (Emerita Augusta) in Spanien ein typiſches Beiſpiel iſt.



Pompejaniſches Wandgemälde: Perſeus und Andromeda.
Nach Hermann, „Denkmäler der Malerei des Altertums“. Im Verlage der F. Bruckmann, Aktien-Geſellſchaft zu München.

Überhaupt können wir in Spanien beſonders deutlich verfolgen, welche Fortſchritte Städtegründung, Stadtverfaſſung und mit ihr die Romaniſierung gemacht hat. Das ſüdliche und öſtliche Spanien war ſchon im erſten Jahrhundert der Kaiſerzeit faſt völlig romaniſiert. Erſteres, die Provinz Baetica mit der Hauptſtadt Corduba zählte nach Plinius 115 Städte, darunter 17 mit römiſchem Bürgerrecht, ſo z. B. die reiche Seeſtadt Gades, und 29 mit latiniſchem, d. h. jenem Übergangsrecht, das wenigſtens den zu einem Gemeindeamt Gelangten das volle Bürgerrecht gewährte und für die betreffenden Gemeinden häufig die Vorſtufe zum Emporſteigen in jene erſte Städteklaſſe bildete. Das „diesſeitige“ Spanien mit der Hauptſtadt Tarraco zählte zu derſelben Zeit 179 Städte, darunter 25 mit römiſchem Bürgerrecht und 18 mit latiniſchem Recht. Die Gaue mit rein ländlicher Verfaſſung erſcheinen in ſtetiger Abnahme begriffen, und bereits unter Veſpaſian war römiſche Sprache und Kultur ſo verbreitet, daß er ſämtlichen ſpaniſchen Gemeinden — in der Form des latiniſchen Rechtes — eine freie Stadtverfaſſung gewähren konnte.

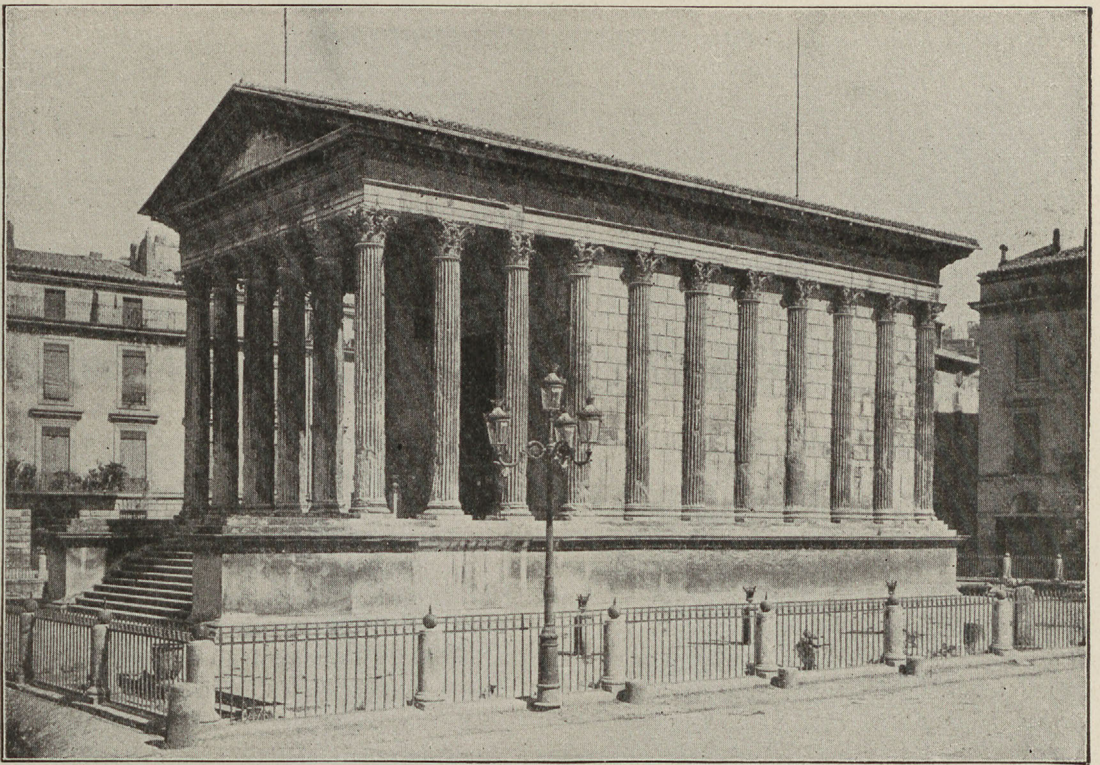
Was Gallien betrifft, ſo war die Romaniſierung naturgemäß am intenſivſten im Süden, in der Provinz Narbonenſis, wo neben dem älteren Narbo (Narbonne) ſchon ſeit Cäſar und Auguſtus eine Reihe römiſcher Bürgerkolonien wie Arelate (Arles), Forum Julii (Frejus), Aquae



Das Theater zu Arauſio (Orange). Photographiſche Aufnahme.

Sextiae (Aix) und latiniſche Gemeinden, wie Nemauſus (Nîmes) u. a. begründet wurden und ein reiches Kulturleben ſich entwickelte, von dem noch heute eine Fülle von Denkmälern, wie das Amphitheater und der Sarkophag von Arles, das Theater von Arauſio (Orange), die Tempel und Brücken in und bei Nîmes, das Juliergrabmal bei Avignon uſw. Zeugnis ablegen. Dagegen iſt allerdings das übrige Gallien von dieſer Entwicklung des römiſch-latiniſchen Städteweſens nur ausnahmsweiſe berührt worden, ſo daß ſich hier die keltiſche Stammesverfaſſung auch als Grundlage der römiſchen Verwaltung behauptete, was z. B. darin zum Ausdruck kommt, daß ſelbſt alte ſtädtiſche Mittelpunkte der Stämme vielfach an Stelle ihres bisherigen Namens den des Stammes annahmen, wie z. B. Lutetia den Namen der Pariſier. Doch hat ſich auch hier römiſche Kultur und römiſche Sprache raſch verbreitet und rein keltiſches Weſen mehr auf den Weſten und Nordweſten beſchränkt, zumal das ſonſt gegen fremde Kulte ſo tolerante Rom ſyſtematiſch gegen das einheimiſche Prieſtertum der Druiden und ſeine barbariſchen Kulte (Menſchenopfer!) vorging und ſo den Verfall der Landesreligion weſentlich beſchleunigen half.

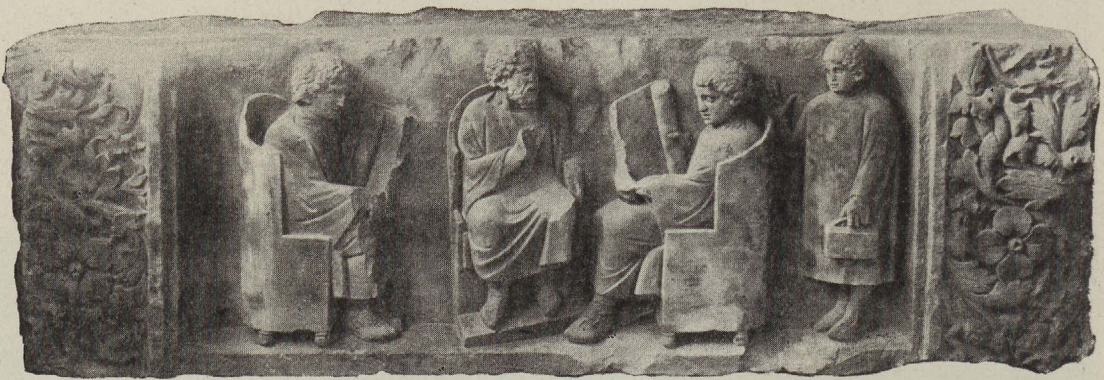
Neben der alten Griechenſtadt Maſſalia, von der die Gallier zahlreiche Lehrer der griechiſchen und römiſchen Sprache und Literatur bezogen, erſcheinen als weithin wirkende Kultur- und Bildungszentren Burdigala (Bordeaux), Sitz des römiſchen Staatskultus in Aquitanien und einer Lehranſtalt, die ſpäter den erſten Platz unter den galliſchen Univerſitäten einnahm; ferner Auguſtodunum (Autun), ebenfalls ein hervorragender Studienſitz, und ganz beſonders das ſchon 43 v. Chr. als römiſche Bürgerkolonie begründete Lugudunum (Lyon), die Hauptſtadt und der Sitz des vereinigten Landtages der drei Gallien. Hier brachte an der Stätte des Zuſammenfluſſes von Saone und Rhone der Prieſter der drei Gallien alljährlich die Opfer für den Kaiſer dar an dem Altare der Göttin Roma und des Genius des Kaiſers, deſſen Baſis die Statuen der 60 galliſchen Kantone ſchmückten. Hier leitete er die zur Feier des Kaiſertages abgehaltenen Feſtſpiele.



Der Tempel zu Nîmes, die ſogenannte Maison carrée. Photographiſche Aufnahme.

Beſonders raſch vollzog ſich der Prozeß der Romaniſierung im Oſten, an Moſel und Maas, wo ſchon der Zuſammenhang mit den großen Rheinlagern und die Rekrutenſtellung für die Rheinlegionen römiſcher Sprache und Kultur raſcher und allgemeiner Eingang verſchaffte, als an Loire und Seine. Die Stadt der Ubier (Köln), wo der Altar für das römiſche Germanien ſtand, erhielt auf Veranlaſſung der dort geborenen Agrippina, der Tochter des Germanikus und nachmaligen Gattin des Klaudius, als Colonia Agrippina latiniſches Stadtrecht. Dieſelbe Gunſt erfuhr in derſelben Zeit Augusta Trevirorum (Trier), die Stadt der Trevirer, von deren Blüte noch heute die Porta nigra und die Überreſte der Thermen, der Baſilika, des Amphitheaters, Moſaiken und vieles andere Zeugnis ablegen. Was Rom durch die Hebung des geſamten Wirtſchaftslebens, beſonders durch die Kultur der Rebe, aus dieſer herrlichen Landſchaft gemacht hat, preiſt noch im vierten Jahrhundert in begeiſterten Worten in ſeiner „Moſella“ der Poet Auſonius, den die rebenbepflanzten und villengeſchmückten Ufer der Moſel an die heimatlichen Ufer der Garonne erinnern. Dazu kamen die Einflüſſe der griechiſchen Kunſt, die dem Moſellande durch das Rhonetal von Maſſilia her vermittelt wurden und eine außerordentliche künſtleriſche Betriebſamkeit hervorriefen, von der noch jetzt zahlreiche Überreſte zeigen, wie vor allem die Grabdenkmäler, z. B. der berühmte Igelſtein, der Grabſtein von Neumagen bei Trier u. a., deren Reliefs Handel und Wandel im Moſellande mit köſtlicher Friſche und Lebendigkeit veranſchaulichen. Auch die griechiſchen Inſchriften ſeien nicht vergeſſen, deren Namen eine ſtarke Miſchung der Bevölkerung mit orientaliſchen Elementen erkennen laſſen, unter denen z. B. die ſyriſchen Kaufleute als Vermittler des Warenhandels eine wichtige Rolle geſpielt haben. Kurz, eine Provinzialkultur, die im kleinen den univerſellen Charakter der Weltkultur getreu widerſpiegelt.

Auch jenſeits des Kanales, in Britannien, drang die römiſche Kultur ſiegreich vor. Im ſüdlichen England war Camalodunum (Colcheſter) die erſte Bürgerkolonie, Sitz des Kaiſerkultus und Legionslager, während ſchon damals Londinium (London) als römiſche Flottenſtation und Mittelpunkt eines lebhaften Handels- und Verkehrslebens der wirtſchaftlich bedeutendſte und



Unterricht in der Schule. Relief von einem Grabdenkmal aus Neumagen. Original im Muſeum zu Trier.

volkreichſte Platz war. Später mit der Verſchiebung der Grenzen nach Norden wurde Eboracum (York) der militäriſch wichtigſte Ort der Provinz, die zugleich durch ein dichtes Straßennetz nach allen Seiten hin der Kultur erſchloſſen wurde. Schon in der hadrianiſchen Zeit wird Britannien als ein Gebiet bezeichnet, das der galliſche Schulmeiſter erobert habe. Und wenn ſich auch hier die keltiſche Sprache, wie z. B. in Wales und Cumberland, vielfach zähe behauptet hat, ſo erſcheinen doch ſpäter die Briten nach den vergeblichen Aufſtandsverſuchen des erſten Jahrhunderts, wie z. B. dem der Fürſtin Budicca in neroniſcher Zeit, als getreue Untertanen Roms, die erſt im fünften Jahrhundert durch die Invaſion der Angelſachſen gewaltſam vom Reiche getrennt werden konnten. „Nicht Britannien hat Rom aufgegeben, ſondern Rom Britannien."

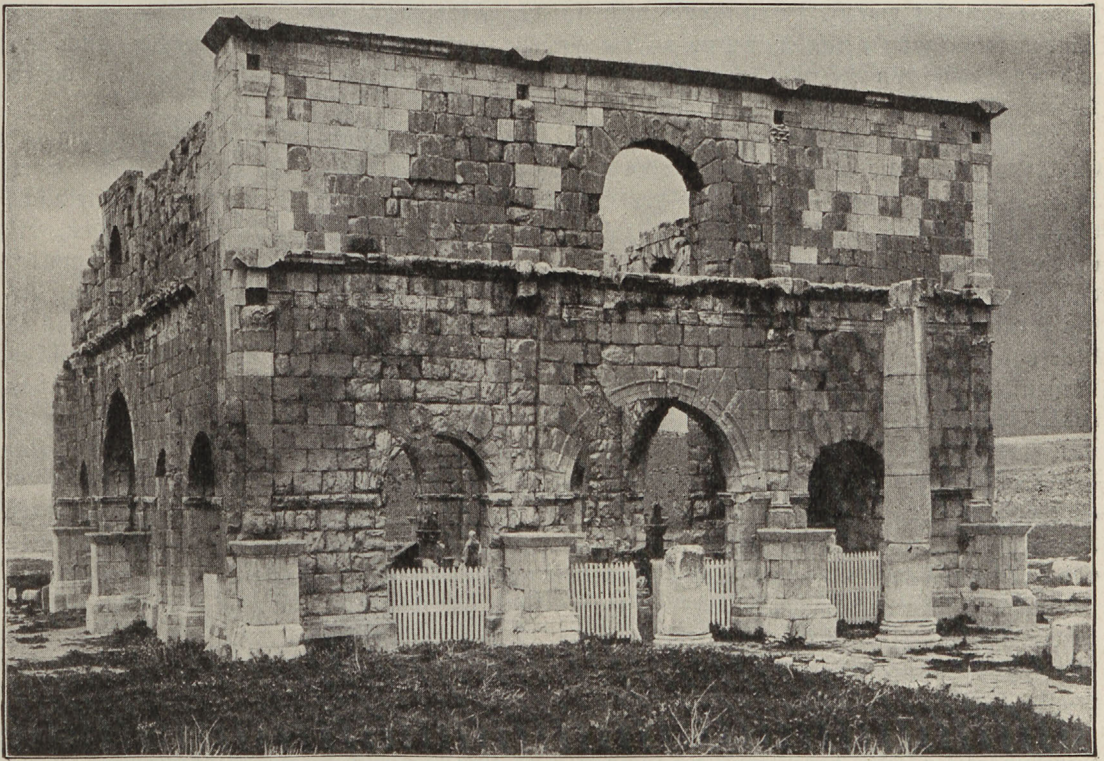
Wie ſich in Britannien die friedliche Ziviliſation unter dem Schutze der nordiſchen Grenzwälle des Hadrian und Pius entwickelte, ſo an Rhein, Main und Donau im Schutze des Limes und der großen Ströme. Und zwar ſchließen ſich auch hier die bürgerlichen Anſiedlungen vor allem an die Truppenlager an; ſo in Nieder- und Obergermanien: Vetera Castra (bei Weſel), Novaesium (Neuß), Bonna (Bonn), Mogontiacum (Mainz), Argentorate (Straßburg), Vitodurum (Winterthur), Vindonissa (Windiſch a. d. Aar), Augusta Rauracorum (Augſt bei Baſel), Aventicum (Avenches); wozu dann eine Reihe weiterer ſtädtiſcher Gründungen kam, wie z. B. Noviomagus (Speier), Borbetomagus (Worms), Bingen, Boppard, Andernach, Remagen u. a. — Aber auch jenſeits des Rheines entwickelte ſich eine reiche ſtädtiſche Ziviliſation in dem von den Römern zu einer herrlichen Kulturlandſchaft umgeſchaffenen Rheingau, im Main- und Neckargebiet. Ich nenne nur Aquae Mattiacae (Wiesbaden), Aquae Aureliae (Baden-Baden), Lopodunum (Ladenburg bei Heidelberg), Arae Flaviae (Rottweil) „Flaviſche Altäre", ſo genannt nach dem Hauſe Veſpaſians, dem ſie geweiht waren, u. a.

Für Rätien und Vindelicien (d. h. Oſtſchweiz, Tirol und ſchwäbiſch-bayriſche Hochebene bis zur Donau) bildete das wichtigſte Kultur- und Verkehrszentrum das von Druſus gegründete Augusta Vindelicorum (Augsburg), das Hadrian als Colonia Aelia Augusta zur römiſchen Bürgerkolonie erhob. Hier mündete die erſte römiſche Alpenſtraße, welche unter Klaudius von Verona über den Brenner und über Innsbruck-Partenkirchen hierhergeführt wurde und dann

Eine römiſche Dame bei der Toilette.
Relief von einem Grabdenkmal aus Neumagen.
Das Original befindet ſich im Muſeum zu Trier.

auf der einen Seite nach Donauwörth ſich fortſetzte, auf der andern nach den Lagerſtädten Castra Regina (Regensburg) und Castra Batava (Paſſau). Eine Verkehrsſtellung, der Augsburg jene hohe Blüte verdankte, der ſchon Tacitus in der Germania ein literariſches Denkmal geſetzt hat, und von der noch heute zahlreiche Überreſte römiſchen Lebens zeugen. Von den anderen Römerorten Rätiens ſeien hier nur noch genannt Vipitenum (Sterzing an der Brennerſtraße), Innsbruck (Pons Aeni), Kempten (Campodunum) und Brigantium (Bregenz), der Ausgangspunkt der Alpenſtraße, die von Mailand über den Splügen und über Chur an den Bodenſee führte, die Kaſtelle und Lagerorte Lauriacum (Lorch) und Aquileia (Aalen in Württemberg), Serviodurum (Straubing) und Biriacis (Weißenburg), endlich Abusina (bei Eining an der Donau), das bayriſche Seitenſtück zur Saalburg.

Noch intenſiver als in Rätien war infolge der ſtarken Einwanderung von Italien her die Romaniſierung in Noricum (zwiſchen Inn und Donau). Hier erſcheinen als Mittelpunkte römiſcher Kultur Juvavum (Salzburg), Ceja (Zilli), Aquontum (Lienz) und die — wie das benachbarte Vindobona — ſpäter mit der Provinz Pannonien vereinigte Lagerſtadt Carnuntum (bei Haimburg in der Nähe Preßburgs) am Ausgangspunkte der großen Alpenſtraße, die von Aquileia an die Donau führte und von hier ihre Fortſetzung in der großen Militärſtraße fand, die Donau aufwärts über Regensburg und dann über Augsburg, Kempten, Bregenz nach Windiſch an der Aar führte, dem großen Legionslager, deſſen zwei Legionen die letzte Reſerve für den Schutz der Donaulinie bildeten. — In dem als wertvolles Vorwerk Italiens beſonders ſtark mit Truppen belegten Pannonien (zwiſchen Inn, Donau und Save) iſt die Kolonie Julia Aemona (Laibach), Poetovio (Pettau), Aquincum (Ofen) und das von den ſpäteren Kaiſern häufig als Reſidenz benutzte Sirmium (Mitrovica) zu erwähnen, ferner in dem angrenzenden Möſien Singidunum (Belgrad), an das ſich ſtromabwärts eine Reihe von feſten Plätzen anſchloß, welche die Romaniſierung dieſer Donaulandſchaft ſicherten.



Das Prätorium zu Lambäſis in Algier. Photographiſche Aufnahme.

Mehr noch als die meiſten Länder im Norden war ein ergiebiges Feld der Romaniſierung die Provinz Afrika (Tripolis, Tuneſien und öſtliches Algier). Hier hat die Kolonialpolitik und die intenſive Kulturarbeit der Römer ein ziviliſatoriſches Werk allererſten Ranges vollbracht. Sie hat durch ein großartiges Irrigationsſyſtem und intenſiven Anbau weite Einöden in üppige Saatfelder, Ölhaine und Rebengelände umgeſchaffen, hat das Land mit Straßen, Dörfern, Villen, Städten förmlich überſät; und man hat angeſichts der zum Teil hochbedeutſamen Überreſte all der verſchwundenen Herrlichkeit mit Recht gefragt: „Was ſind die armſeligen Städte der Gegenwart gegen die alten Römerſtädte mit ihren ſäulenumgrenzten Foren, ragenden Kapitolen, marmorſchimmernden Tempeln, Triumphbogen, Theatern, Bädern?“ Man denke nur an die großartigen Ruinen des afrikaniſchen Pompeji, des von Trajan erbauten Theveste (Timgad)! Und dabei war auch dieſer afrikaniſchen Kultur die Möglichkeit friedlichen Auslebens gegeben durch ein bewunderungswürdiges Syſtem der Defenſive gegen die Angriffe der wilden Barbarenſtämme, gegen die überall an den Pforten der Wüſte und des Atlasgebirges ſchützende Kaſtelle errichtet waren, deren Reſte noch in der Gegenwart den Franzoſen die Wege der Landesverteidigung gewieſen haben. Dieſe Kaſtelle waren durch treffliche Straßen unter ſich und mit dem von Hadrian zum Legionslager erhobenen Lambäſis verbunden, von deſſen Lagerſtadt noch heute intereſſante Reſte erhalten ſind.

Mit dieſer reichen Kulturentwicklung ging auch hier Hand in Hand die Verbreitung der Stadtverfaſſung und eine ſo intenſive Latiniſierung, daß das Phöniziſche auf die Stufe eines Lokaldialektes herabgedrückt und auch das Berberſche ſtark zurückgedrängt wurde. Die lateiniſche Sprache verbreitete ſich hier, wie die zahlreichen Inſchriften in Vulgärlatein beweiſen, bis in die unteren Schichten der Geſellſchaft; und damit hängt es wohl auch teilweiſe zuſammen, daß gerade in der afrikaniſchen Literatur die tiefgehendſte religiöſe Bewegung der Zeit, das Chriſtentum, einen beſonders lebhaften Ausdruck gefunden hat. Hier in Afrika, wo man ja dem aus dem Orient ſtammenden Chriſtentum innerlich näher ſtand, als ſonſt im römiſchen Weſten, ſind die chriſtlichen Schriften zuerſt in das überall den Maſſen verſtändliche Latein des allgemeinen Verkehrs übertragen worden. Eine Latiniſierung, durch die allein das Chriſtentum zu einer Weltreligion werden konnte. Überhaupt iſt bis zum Ende des dritten Jahrhunderts die chriſtliche Literatur, ſoweit ſie lateiniſch iſt, eine afrikaniſche. Für die literariſche Auseinanderſetzung mit dem alten Glauben hat Afrika weitaus die meiſten und zugleich hervorragende Kämpfer geſtellt: Männer wie Tertullian und Cyprian, Arnobius, Lactantius und — den größten von allen — Auguſtin, deſſen „Konfeſſionen“ im höchſten Sinne der Weltliteratur angehören.

Was den helleniſtiſchen Oſten betrifft, ſo fand hier Rom die ſtädtiſche Selbſtverwaltung bereits in weitem Umfange verwirklicht, aber es hat doch auch hier durch die weitere Ausbreitung der griechiſchen wie der römiſchen Stadtverfaſſung, durch Verleihung des Bürgerrechtes und Förderung jeglicher Kulturarbeit das Beſtehende mit Erfolg weiterentwickelt und ausgebaut. Nach der republikaniſchen Mißwirtſchaft und den zerrüttenden Kriegen des letzten Jahrhunderts v. Chr. bedeutete die Kaiſerherrſchaft auch hier eine neue Ära bürgerlicher Wohlfahrt. Beſonders iſt es „Aſia“, die „Provinz der fünfhundert Städte“, welche ſich durch regen munizipalen Wetteifer, ein blühendes Vereinsweſen und opferfreudigen Bürgerſinn der Privaten, Gemeinden und Provinziallandtage auszeichnete, die ja auch hier, abgeſehen von ihrem Beſchwerderecht gegen den Statthalter und der Verleihung von Ehrenrechten, eine politiſche Funktion nicht hatten, aber für die Landeskultur vielfach eine ſegensreiche Tätigkeit entfalteten. Zahlloſe Inſchriften, Münzen, ſowie literariſche Zeugniſſe, z. B. die Reden des bekannten Wanderredners Dion von Pruſa (unter Veſpaſian und Trajan) laſſen auf dieſe glänzende Blüte des Städteweſens ein helles Licht fallen. Weithin in Kleinaſien und Syrien nehmen heute wüſte Einöden oder elende Dörfer und Ruinen die Stätte herrlicher Fruchtlandſchaften ein, die einſt von Tauſenden blühender Gemeinweſen belebt waren. Und mit Recht hat Mommſen geſagt, daß man angeſichts dieſes ungeheuren Zerſtörungswerkes mit einem Gefühl des Entſetzens und der Scham erfüllt wird, wenn man vor den Trümmern der alten Kulturſtätten, wie ſie in Lykien, im Orontestal in Syrien, ja ſogar im nördlichen Arabien ſich finden, den Kontraſt zwiſchen der elenden und jammervollen Gegenwart mit dem Glanz und Glück der vergangenen Römerzeit vergleicht.

Die Weltkarte des Beatus

(Erläuterungsblatt zu nebenſtehender Tafel.)

Die umſtehende Karte bildet die verkleinerte Wiedergabe der im Jahre 776 von dem ſpaniſchen Mönch Beatus gezeichneten mappa mundi, von der durch ein günſtiges Geſchick zehn Kopien bezw. Bearbeitungen auf uns gekommen ſind. Von den letzteren bildet, wie K. Miller, mappae mundi I, Stuttgart 1895, nachgewieſen, diejenige, die in der Mitte des 11. Jahrhunderts im Kloſter St. Sever in der Gascogne angefertigt wurde — die Kirche des Kloſters iſt auf der Karte ſelbſt in hervorragender Weiſe eingetragen — wenn auch nicht eine vollkommen getreue, ſo doch die getreueſte Nachbildung des Originals. Sie haben wir deshalb dem umſtehenden Blatt zugrunde gelegt. Um ihre Lesbarkeit hat ſich K. Miller ein großes Verdienſt erworben.

Auf den erſten Blick ſcheint die Karte für die Wiſſenſchaft nur einen geringen Wert zu beſitzen. Die Länder des Mittelmeeres zeigen ſich ungeheuer verzeichnet. Die Küſte Europas bildet von der Straße von Gibraltar, die ebenſo breit erſcheint wie das übrige Mittelmeer, bis zum Eingang des Adriatiſchen Meeres eine gerade von Weſten nach Oſten ſich hinziehende Linie. Die Balkanhalbinſel iſt zwar als Halbinſel gezeichnet, und der Peloponnes von ihr durch einen Iſthmus getrennt, aber das ganze Bild iſt ſo verzerrt, daß die wahre Geſtalt des Landes kaum zu erkennen iſt. Die Inſel Ceylon erſtreckt ſich von Oſtindien bis zu den Mündungen des Euphrat, die weſtlich des Perſiſchen Meerbuſens gedacht ſind. In ähnlicher Weiſe ſind alle andern Länder verſtümmelt.

Aber bei näherer Unterſuchung ſehen wir, daß der Wert der Karte doch ein recht erheblicher iſt. Von den Legenden, die ſich auf ihr finden, iſt zwar der größte Teil den Origines Iſidors entnommen, aber andere finden ſich wörtlich in der Peutingerſchen Tafel, und wieder andere decken ſich ſo ſtark mit Oroſius, deſſen Erdbeſchreibung von einer römiſchen Reichskarte abgeleſen iſt, daß an der Verwandtſchaft der Beatuskarte mit der letzteren nicht zu zweifeln iſt. Von den Städten, die Beatus bringt, iſt ein kleiner Teil, wie leicht zu erſehen, von dem ſpaniſchen Mönche ſelbſt in die mappa eingetragen worden. Weitaus die Mehrzahl aber deckt ſich mit denjenigen Ortſchaften, die auf der Peutingerſchen Tafel durch eine Vignette ausgezeichnet ſind. Die Peutingerſche Tafel iſt nun in folgender Weiſe entſtanden: Agrippa, der Schwiegervater des Kaiſers Auguſtus, begann kurz vor ſeinem Tode eine Karte der zu ſeiner Zeit bekannten Erde in Rom aufzuſtellen. Nach ſeinem Tode vollendete Auguſtus das Werk. In der Form ſchloß ſich die Karte griechiſchen Vorbildern an; die Oekumene, die als Inſel gedacht war, hatte eiförmige Geſtalt; die Langſeite ging von Oſten nach Weſten. Norden war natürlich oben. Anfang des 3. Jahrhunderts wurden nun von verſchiedenen Autoren die Straßenrouten, die das römiſche Reich durchzogen, mit allen ihren Stationen und den Entfernungen, die zwiſchen den einzelnen Orten waren, in Buchform zuſammengeſtellt. In der Zeit Diocletians wurden dieſe Straßen zugleich mit denen des Partherreichs in die Agrippa-Karte, die in zahlreichen Abſchriften verbreitet war, eingetragen. Unter Theodoſius II. ward die ſo geſtaltete Karte neu redigiert, unter anderem auch mehrere die jüdiſche Geſchichte betreffende Legenden in ſie eingeſetzt. Da die Karte wegen ihres großen Formats für die Benutzung unbequem war, ward ſie bald darauf — die Idee iſt nach unſren Begriffen ungeheuerlich — in der Art in Streifenform gebracht, daß ſie in übertriebener Weiſe in die Länge gezogen, in der Breite aber ebenſo verkürzt wurde. Eine Reihe von Straßen, namentlich ſolche, die von Norden nach Süden gingen, fanden jetzt keinen Platz mehr. Die Mehrzahl der Barbarenländer, von denen keine Straßen bekannt waren, insbeſondere diejenigen, die am Nordrand der Erde lagen, büßten den ihnen zukommenden Raum ein. Natürlich hörten die

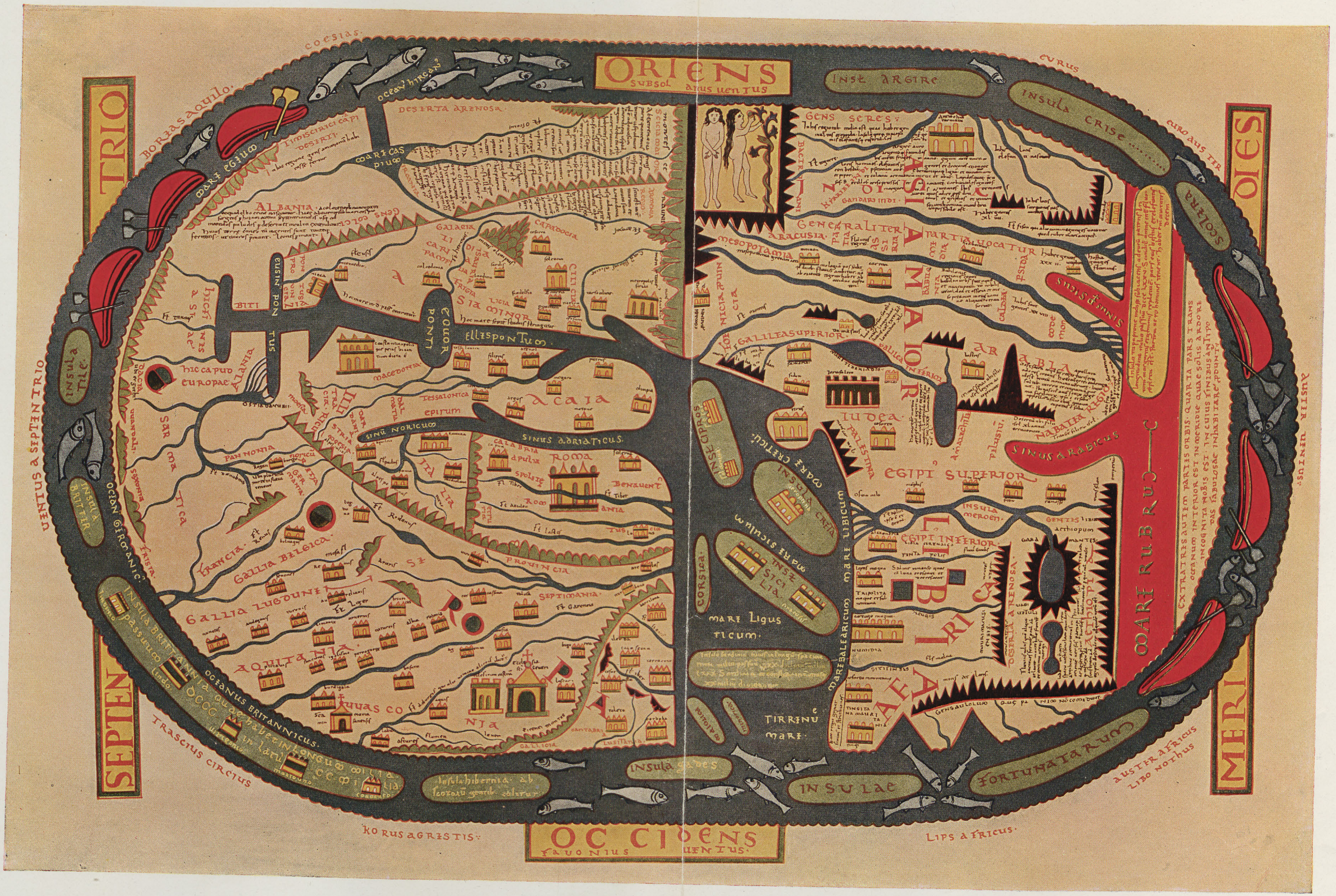
Stadt-bücherei Elbing

einzelnen Länder jetzt auf, diejenige Geſtalt zu bewahren, die ihnen nach den Anſchauungen der Geographen des früheren Altertums zukam. Dieſe ſo verballhorniſierte Karte iſt die ſogenannte Peutingerſche Tafel, die auf uns gekommen iſt. Die Ovalkarten blieben aber natürlich neben ihr weiter im Gebrauch, ſie erduldeten immer neue Bearbeitungen, und bei dem geringen Verſtändnis, das die ſpätere Kaiſerzeit für geographiſche Dinge bewahrte, ſchlichen ſich zahlreiche Fehler in ſie ein. Die Nomenklatur einer ſolchen Ovalkarte ſchrieb der ſogenannte Geographus Ravennas Ausgang des 7. Jahrhunderts ab. Man wird es nach dem Vorausgehenden verſtehen, warum das Buch des Ravennaten eine außerordentliche Uebereinſtimmung mit der Peutingerſchen Tafel aufweiſt, gleichzeitig aber eine in der Form von dieſer völlig abweichende Karte vorausſetzt. Der Wert der Beatus=Karte beſteht nun darin, daß der Verfaſſer eine Ovalkarte, die aus der Zeit des Kaiſers Theodoſius II. ſtammte, reduzierte und neu zeichnete. Obgleich er eine Reihe einſchneidender Veränderungen vornahm, und durch Flüchtigkeit und Torheit ſchwere Fehler beging, erleichtert uns ſein Werk dennoch das Verſtändnis der Karte des Theodoſius und damit auch des Agrippa nicht wenig.

Von Beatus iſt das Paradies im Oſten der Erde eingeſetzt. Während bisher der Norden auf der Karte oben war, erhielt jetzt das Paradies und der Oſten dieſe Stelle. Infolge des Formats des Kodex, dem die Karte beigegeben war, ward die Geſtalt der Tafel etwas geändert; die Länge der Oekumene geht nicht von Weſten nach Oſten, ſondern von Norden nach Süden. Eine Reihe von Ortsnamen wurde moderniſiert, einige Städte und Klöſter eingeſetzt; ſelbſt das Langobardenreich fand eine Stelle. Die Küſten des Mittelmeers wurden nur roh wiedergegeben, mehrere Provinznamen aus Platzmangel an falſcher Stelle eingeſetzt. Trotzalledem iſt die römiſche Reichskarte an zahlreichen Stellen noch deutlich zu erkennen.

In Spanien enden die Pyrenäen nicht an der aquitaniſchen Grenze, ſondern in Uebereinſtimmung mit Mela 2,85; Plin. 4,110, der Ebſtorfer Karte und Edriſi in Gallicien und Aſturien.

Polybius, Strabo und die Mehrzahl der römiſchen Geographen waren der irrigen Meinung, daß die Oſtküſte Spaniens nach ONO., die Weſtküſte Italiens nach WSW. ſich erſtrecke, daß demgemäß der von beiden Halbinſeln gebildete tiefe Meerbuſen ganz flach ſei. Wenn Beatus die Küſte von Gades bis zum adriatiſchen Meere in gerader Linie von Weſten nach Oſten zeichnet, hat er nur den Fehler ſeiner Vorlage etwas übertrieben. Die Ausdehnung des Namens „Italien“ iſt bei ihm wie auf der Peutingerſchen Tafel, der Dimens. Provinc. 14 p. 11 R., der Exposit. tot. mundi 55 p. 119 R. auf Oberitalien beſchränkt. Achaia bedeutet bei ihm wie bei Plin. IV, 12; 22; Ampel. 6 den Peloponnes. Epirus nennt er wie die Peut. Tafel Epirum. Auf Irland kennt er noch die Scoti wohnend; zwiſchen den Inſeln Brittia und Brittannia unterſcheidet er ebenſo fehlerhaft wie Prokop. Indem er die Inſel Tule gegenüber von Dania anſetzt, identifiziert er ſie, auch hier mit Prokop übereinſtimmend, mit Scandinavien. In Indien kennen die rätſelhafte Stadt Antiochia Tharmata außer ihm nur die Tab. Peut. und der Geogr. Rav. p. 41,15. Auch in der Anſetzung der Euphratmündungen weſtlich des Perſiſchen Meerbuſens ſtimmt er mit der Tab. Peut. überein, ebenſo in der Zeichnung des Nil. Die Garamanten wohnen bei ihm am Ozean, wie bei Timoſthenes und Virgil; die hohen Berge, die Aethiopien im Süden abgrenzen, erinnern an die ähnlichen Anſchauungen des Ariſtoteles und Polybius. Der Atlas mons dehnt ſich, von Mauretanien, in gerader Linie nach Süden ſich erſtreckend, bis zu dieſen aethiopiſchen Bergen aus, in rechtem Winkel ſich mit ihnen ſchneidend. Am Weſtabhang des Atlas ſind die Autololen richtig angeſetzt; woher Beatus aber den Zuſatz genommen, „quae panem non comedunt“, iſt unbekannt.


ORIENS
subsol
SEPTEN TRIO
MERI DIES
OC CIDENS
fauonius uentus
ASIA MAIOR
AFRICA
LIBIA
ACAIA
ROMA
GALLIA BELGICA
GALLIA LUGDUNENSIS
AQUITANIA
PROUINCIA
SEPTIMANIA
IUDEA
EGIPT SUPERIOR
EGIPT INFERIOR
ARABIA
MESOPOTAMIA
MARE RUBRUM
SINUS ARABICUS
ELLESPONTUS
SINUS ADRIATICUS
MARE LIGUSTICUM
TIRRENU MARE
INSULA CRETA
INSULA SICILIA
INSULA CIPROS
CORSICA
INSULA BRITANNIA
INSULA TILE
INSULA CRISE
INSULA ARGIRE
INSULA GADES
FORTUNATARUM
INSULAE
ALBANIA
MACEDONIA
PANNONIA
FRANCIA
GERMANIA
SARMATICA
HIC CAPUD EUROPAE
CAPADOCIA
GALACIA
ASIA MINOR
BORIAS AQUILO
CECIAS
EURUS
EURO AUSTER
AUSTER
AUSTER AFRICUS
LIBO NOTHUS
LIPS AFRICUS
CORUS AGRESTIS
TRASCIUS CIRCIUS
UENTUS A SEPTENTRIO
OCEANUS BRITANNICUS

Die Weltkarte des Beatus
(Erläuterung auf dem Deckblatt)

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bücherei
Elbing

Welch eine mächtige kulturelle Kraft zeigt allein die Schöpfung der Provinz Arabia ſeit Trajan! Die alten Erbfeinde aller Kultur, die ſchweifenden Stämme der Wüſte, wurden auch hier durch das bewährte Syſtem der Grenzwehr, durch zahlreiche Militärſtationen in Schach gehalten, die Stämme innerhalb dieſes Rayons mußten ſich zu friedlichem Hirtenleben bequemen; und wo der Anbau lohnte, wurden zahlreiche Koloniſten angeſiedelt. Selbſt die Straße, die durch die Wüſte von Damaskus nach Palmyra führt, wurde durch Kaſtelle geſichert. Ein Kulturwerk, mit dem ſich dann natürlich auch hier bedeutſame Leiſtungen helleniſtiſch-römiſcher Ziviliſation verbanden. Die mächtigen Aquädukte aus der Zeit Trajans, die von dem Gebirge des Haurân die Waſſer in die Ebene leiteten, dürfen nach Mommſens Urteil wohl neben Schöpfungen wie dem Hafen von Oſtia und dem Forum von Rom genannt werden. Nicht minder charakteriſtiſche Überreſte des damaligen Kulturlebens ſind die Ruinen von Petra, einem Orte mit griechiſcher Stadtverfaſſung, der für den Verkehr aus dem Oſten nach dem Mittelmeere von großer Bedeutung war, und ganz beſonders die Bauten der ebenfalls mit griechiſchem Stadtrecht begabten Provinzialhauptſtadt Boſtra, des großen Handelszentrums für die ſyriſche Wüſte, das arabiſche Hochgebirge und die Peräa. Angeſichts dieſer blühenden Gemeinden und der großen Städtewüſte am Haurân, wo allein an die 300 verödete Städte und Dörfer in Trümmern liegen, mag es nicht übertrieben erſcheinen, wenn man von dieſem Grenzgebiete helleniſtiſcher Kultur geſagt hat, daß es den Vergleich mit dem romaniſierten Rheinlande nicht zu ſcheuen brauchte.

Wenn man ſich dieſen gewaltigen, materiell und ideell geeinigten Kulturkreis in ſeiner Totalität vergegenwärtigt, ſo leuchtet ohne weiteres ein, wie ſehr durch die geſchilderte Expanſion römiſch-helleniſtiſcher Kultur die kosmopolitiſchen und univerſellen Tendenzen der Kaiſerzeit, die Völkermiſchung, die Überwindung der völkertrennenden nationalen Schranken, die Entwicklung einer Weltliteratur und Weltreligion gefördert wurden.

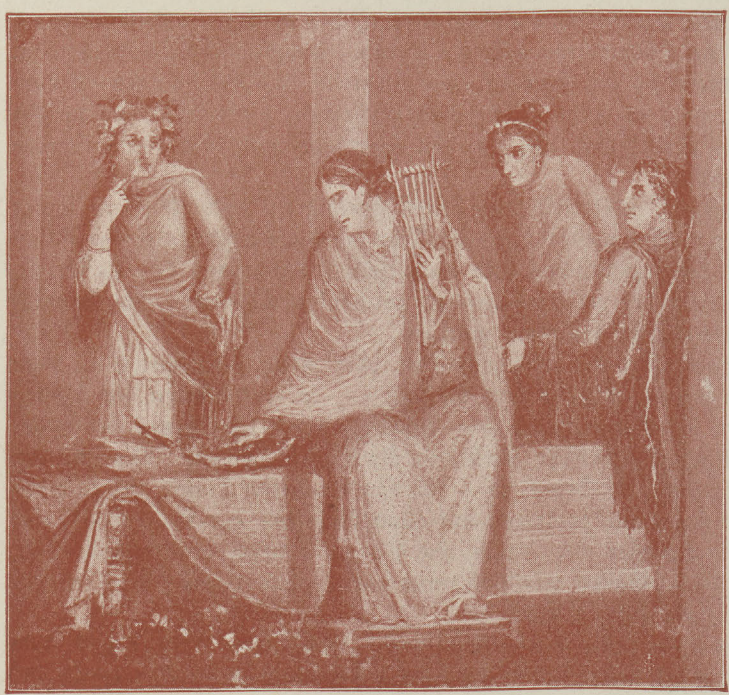
Wie im Oſten die alten Studienſitze neu emporblühten oder neue hinzutraten — man denke an die hohen Schulen von Athen, Rhodos und Tarſos! —, ſo wetteiferten im Weſten ſchon ſehr frühe die romaniſierten Provinzen durch ihre Bildung, durch die Menge heimiſcher Talente und durch den Glanz ihrer Studienſitze ſelbſt mit Rom und Italien. Wie wir den Provinzialen überall in der Verwaltung, im Senat, ja — ſeit den Spaniern Trajan und Hadrian — ſelbſt auf dem Cäſarenthrone begegnen, ſo treten auf allen Gebieten der Wiſſenſchaft und Literatur die Provinzialen hervor, Spanier wie Hygin, die beiden Seneca, Lucan, Columella, Martial, Quintilian, Pomponius Mela; Gallier wie Petronius und Trogus Pompejus; Afrikaner wie Fronto und Apuleius, Syrer wie Ulpian u. a.

Es iſt überraſchend, wie ſchnell es den Römern gelang, „ſoviel zwieträchtige und barbariſche Zungen durch den Verkehr zu einen“ und damit der Literatur einen Weltmarkt und ein Weltpublikum zu ſchaffen. Schon Horaz prophezeit, daß ihn die fernſten Völker kennen lernen würden; und das erſte Buch ſeiner Epiſteln ſendet er hinaus mit dem Geleitwort, daß es entweder der Vergeſſenheit anheimfallen oder, wenn es von den Händen der römiſchen Leſer abgegriffen ſei, „im Bündel“ nach Afrika und Spanien verſchickt werden würde. Der von Auguſtus an die äußerſte Nordgrenze des Reiches, an die öden Geſtade des ſchwarzen Meeres verbannte Ovid iſt überzeugt, daß ſeine Klage gehört werden würde vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne. Und wie Ovid von ſich rühmen konnte, daß er in der ganzen Welt geleſen werde, ſo war es gewiß auch keine Übertreibung, wenn Properz erklärt, daß ſein Ruhm bis zu den Anwohnern des winterlichen Boryſthenes gedrungen ſei.

Freilich bedeutet dieſe Entwicklung der Weltliteratur nicht zugleich auch eine Steigerung ihres inneren Gehaltes. Im Gegenteil! Mit der geiſtigen Nivellierung und mit der Verbreitung der Kultur geht Hand in Hand eine zunehmende Verflachung und Veräußerlichung. Je univerſeller die allgemeine Bildung wird, um ſo mehr verliert ſie an tieferem Gehalt. Wie die herrſchende römiſche Nationalität durch die Völker- und Blutmiſchung mehr und mehr zerſetzt wird — hat man doch von Rom gemeint, es ſei ſchon am Ende des erſten Jahrhunderts mehr griechiſch und ſemitiſch, als römiſch geweſen! —, ſo bedeutet auch für die Provinzen Romaniſierung und Helleniſierung eine nationale Zerſetzung und Uniformierung, welche die Friſche und Urſprünglichkeit des geiſtigen Schaffens ſchwächte, zumal dieſe literariſche Kultur das eigentliche

Volk doch nur oberflächlich berührte. Mochten ſich ſchließlich auch Briten und Afrikaner, Hellenen und Ägypter den Barbaren gegenüber als Römer oder Rhomäer fühlen, ſo fehlte doch der auf dieſem Boden erwachſenen Kultur meiſt das Wertvollſte, der eigentliche Lebensnerv: die Volkstümlichkeit und damit die Möglichkeit, ſich aus dem unerſchöpflichen Born des Volkstums zu verjüngen und zu erneuern. Ein Schickſal, das je länger je mehr auch die literariſche Produktion Italiens geteilt hat, das noch in der erſten Kaiſerzeit an der auguſteiſchen Dichtung, an Virgil, Properz, Ovid eine populäre Poeſie beſaß.

Es fehlt ferner im Bereiche dieſer nivellierten Kultur die anregende Spannung und gegenſeitige Befruchtung der geiſtigen Kräfte, wie ſie nur durch das Nebeneinander eigenartiger Völkerindividualitäten und Kulturſphären möglich wird. Und zu dieſem Mangel an nationalem und volkstümlichem Gehalt kam dann noch als weiteres lähmendes Moment das Fehlen der politiſchen Freiheit, die faſt mehr noch als durch die Cäſaren, durch den Servilismus und die allgemeine Kriecherei geſteigerte Gefährdung der freien Schrift und Rede und als Endergebnis von alledem das Fehlen volkstümlicher Ideale, großer, die ganze Volksgemeinſchaft bewegender Gedanken, die des Ringens wert geweſen wären.

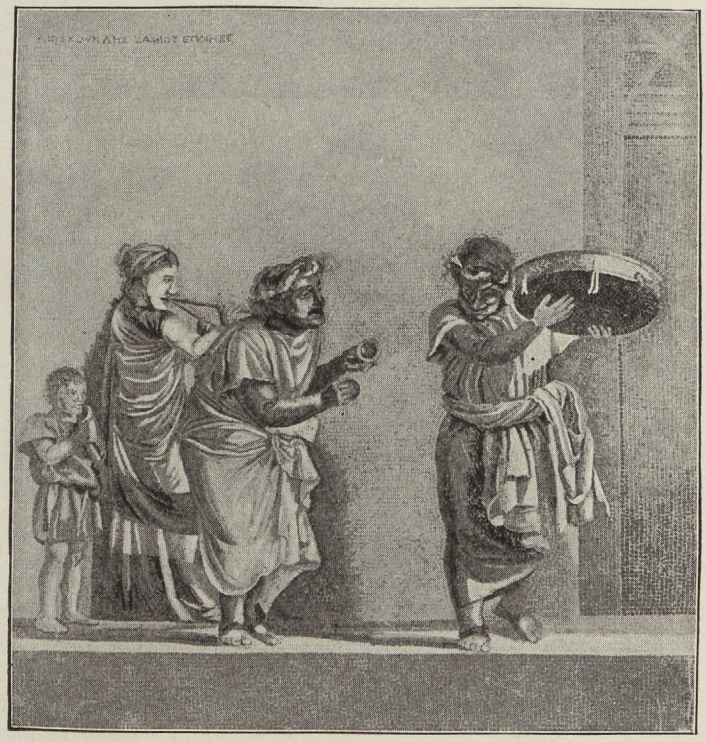


Muſikaliſche Szene.
Pompejaniſches Wandgemälde im Nationalmuſeum zu Neapel. Photogr. Brogi.

Daher das zunehmende Unvermögen dieſer literariſchen Kultur, das Denken und Empfinden der Völker mit einem neuen Inhalt zu erfüllen, es ſchöpferiſch zu befruchten, und im engſten Zuſammenhange mit dieſem Unvermögen eine pedantiſche Überſchätzung der formalen, ſchulmäßigen Bildung, eine reine Wort- und Stilkunſt, die zuletzt jede Fühlung mit dem wirklichen Leben verliert, eine ſklaviſche Nachahmung der alten Muſter predigt und zuletzt nur noch von der Vergangenheit zehrt.

Mit der auguſteiſchen Epoche ſetzt ja zunächſt eine neue Ära poetiſchen Schaffens ein; aber bei allem Wohllaut der Sprache, aller Schönheit der Form, aller Feinheit der Gedanken und Empfindungen, tritt doch ſchon hier der Mangel an innerer Kraft und genialer Urſprünglichkeit klar zutage. Wie bezeichnend iſt es, daß der Mann, in deſſen nationalem Epos die Zeit die erhabenſte Verklärung des neuen Regiments ſah, als Nachahmer des theokritiſchen Idylls mit der erkünſtelten Schäferpoeſie der Eklogen begann, die uns faſt wie die des Rokoko anmutet! Es iſt eine romantiſch-ſentimentale Sehnſucht nach dem erträumten ſtillen Glück eines friedlichen Naturlebens, die eine gewiſſe Decadenceſtimmung nicht verkennen läßt. Zwar hat Virgil ſpäter in ſeinen Georgica — trotz der verfehlten Form wohl das Beſte, was er ſchuf, — weitaus kräftigere Töne gefunden und zugleich eine Feinheit poetiſcher Empfindung und ſinniger Naturbeobachtung gezeigt, die der Natur wirklich innerlich nahekommt. Allein dieſes echte und warme Gefühl tritt dann doch wieder ſehr zurück in der großen Epopöe, mit der er ſich in den Dienſt des Cäſar geſtellt hat. Die Art und Weiſe, wie er da — ganz im Geiſte der Zeitmode — die ſentimentale Idylle eines frommen, biederen Heldentums in die römiſche Vorzeit zurückprojiziert und mit dieſer Utopie und dem angeblichen Stammvater Roms den Imperator und ſein Haus verknüpft, hat doch etwas überaus Gekünſteltes an ſich. Ebenſo iſt der Held des Epos recht eigentlich ein Geſchöpf der Reflexion; und es dürfte kaum zu hart ſein, wenn man von ihm geſagt hat, er ſei im Grunde nur eine Marionette in der Hand der göttlichen Mutter! Schwächen, über welche auch die virtuoſe Technik, der Glanz der Sprache, die Kunſt des Versbaues, die Schönheit der Bilder und ſo mancher dramatiſch höchſt wirkſamer Szenen nicht hinwegtäuſchen kann.

Was den zweiten poetiſchen Herold der neuen Ära, Horaz betrifft, ſo zeigt ja ſeine Lyrik trotz der Anlehnung an die Formen des Alkäos und der Sappho ein wahrhaft nationales Gepräge. Es iſt wirklich das echt römiſche Denken und Leben der Zeit, das uns hier in ſeinen Oden und ſpäter in ſeinen Satiren und Epiſteln in überaus fein durchdachten und fein empfundenen Bildern entgegentritt. Auch iſt der ganzen Art und Weiſe, wie ſich hier die Zeitſtimmung und das Leben einer geiſtig angeregten Geſellſchaft in einer gereiften und abgeklärten Perſönlichkeit widerſpiegelt, Originalität ebenſowenig abzuſprechen, wie der eminenten Kunſt, mit der Horaz Sprache und Vers handhabt. Aber auf der anderen Seite iſt ebenſo gewiß, daß ſelbſt da, wo dieſe Poeſie den höchſten Flug nimmt, in der Lyrik, der Verſtand mindeſtens ebenſo beteiligt iſt, wie das Gefühl. Daher reicht auch die Gabe dichteriſcher Erfindung, die ja Horaz unleugbar in hohem Maße beſitzt, nicht bis zu jener Höhe empor, wo die große, freiſchaffende Phantaſiekunſt beginnt.



Komiſche Szene.

Pompejaniſches Moſaik des Dioskurides. Nach photographiſcher Aufnahme.

Ebenſowenig hat dieſe Höhe die Lyrik eines Tibull und Properz erreicht. So wenig es dieſer Liebeselegie, beſonders derjenigen Tibulls, an Phantaſie und feinem Stimmungsgehalte fehlt, ſie bleibt doch weſentlich Epigonenpoeſie. In Tibull lebt die ſentimentale Idylle der virgilſchen Bukolik wieder auf, und Properz iſt bereits geſchmacklos genug, durch den gelehrten Ballaſt der alexandriniſchen Buchweisheit und des mythologiſchen Apparates im Stile der helleniſtiſchen Elegie die Wirkung deſſen, was bei ihm wirklich poetiſch empfunden iſt, möglichſt abzuſchwächen.

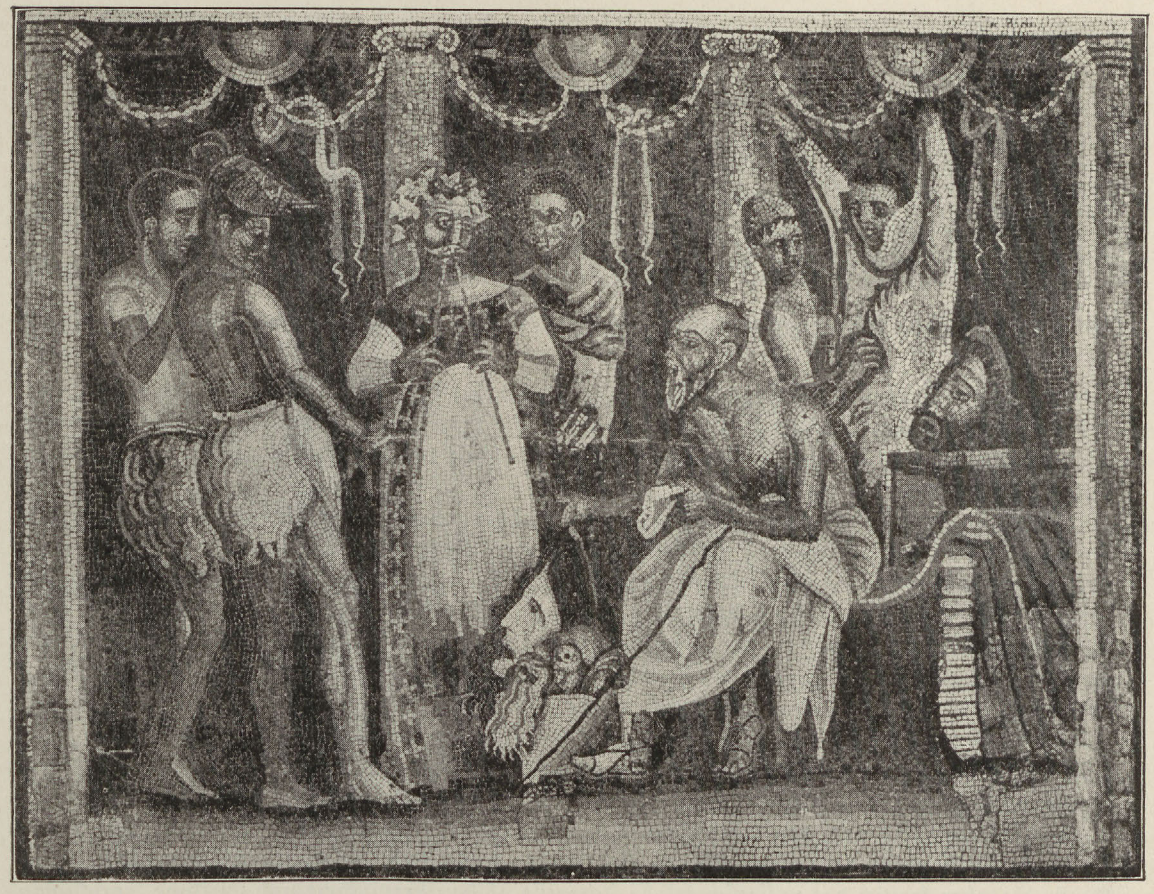
In dieſer Hinſicht ſteht Ovid weit über beiden. Seine Liebeselegien verzichten auf das Schäferidyll und auf die helleniſtiſche Gelehrſamkeit. Sie atmen durchaus wirkliches Leben und führen uns mitten in das — freilich höchſt frivole — Getriebe der hauptſtädtiſchen Geſellſchaft hinein, der der Dichter ſelbſt — man denke an ſeine Liebeskunſt! — nur zu geiſtesverwandt iſt. Es iſt ein Evangelium der Luſt, deſſen verführeriſcher Reiz durch den Zauber der blendenden Anmut und graziöſen Leichtigkeit der Sprache und Darſtellung noch weſentlich geſteigert wird. Eine ſpielende Eleganz, die übrigens auch da nicht verſagt, wo Ovid, wie in den Metamorphoſen und in den Faſten, d. h. der Darſtellung des römiſchen Feſtkalenders und der zugehörigen Gründungsgeſchichten, das Gebiet der Legende und des Mythus, der Götter- und Heldengeſchichte betritt. Die hier unvermeidliche Gelehrſamkeit wird förmlich abſorbiert durch die an immer neuen Motiven und immer neuen überraſchenden Wendungen unerſchöpfliche Kunſt des Dichters. Eine Kunſt, die freilich auch hier nicht aus den Tiefen der Seele quillt, ſondern weſentlich in der virtuoſen Handhabung einer Technik beſteht, wie ſie eben in der Zeit des Auguſtus durch die aus Kleinaſien ſtammende Schulrhetorik ſyſtematiſch ausgebildet war. Dieſen rhetoriſchen Stil hat Ovid in die Poeſie eingeführt.

Eine für das freie poetiſche Schaffen verhängnisvolle Wendung, die weſentlich dazu beigetragen hat, den Verfall der Poeſie und den gewaltigen Abſturz, der auf die auguſteiſche Dichtung folgt, zu beſchleunigen. Welch ein Abſtand beſteht ſchon zwiſchen der Feinheit und Grazie horaziſcher Satire und der rhetoriſierenden und moraliſierenden Satire eines Perſius (34—62), ſowie dem perfiden und boshaften Pasquill Senecas: der „Verkürbiſung des vergötterten Klaudius“, oder der pathetiſch-deklamatoriſchen Sittenpredigt eines Juvenal († etwa 130), der bei all ſeinem Talent zur Beobachtung und Schilderung menſchlichen Tuns und Treibens, bei all ſeinem Sentenzenreichtum doch von der hohen Bildung und von der weitherzigen Unbefangenheit eines Horaz ſchon ſehr weit entfernt iſt und in ſeiner perſönlichen Verbitterung und Verärgerung in der Welt nichts als einen Sündenpfuhl zu ſehen vermag. Welch ein Abſtand ferner zwiſchen der Epik Virgils und dem hohlen Pathos und rhetoriſchen Schwulſt des Epos „Pharſalia“ von Lucan (39—65), oder gar den verſifizierten Chroniken, wie ſie in der Zeit der Flavier Valerius Flaccus in ſeinen „Argonautica“, Statius in ſeiner „Thebais“ und Silius Italicus in ſeinen „Punica“ geſchaffen hat!

Nicht minder verfehlt und epigonenhaft waren die Verſuche, mit den tauſend Mittelchen der Rhetorik die in Rom längſt verſiegte dramatiſche Poeſie wieder zu beleben. Wie die Tragödien des Seneca zur Genüge beweiſen, konnte das Ergebnis auch hier kein anderes ſein, als ein leeres Wort- und Phraſengeklingel, ein beſtändiges Haſchen nach Senſation, nach rohen und äußerlichen Effekten, pompöſen Tiraden und ſchwülſtigen Deklamationen und die Ausſtaffierung des Dialoges mit dem ganzen ſchulmäßigen Handwerkszeug von tönenden Sentenzen und Gleichniſſen, von Antitheſen und Wortſpielen; kurz, lauter Erzeugniſſen, die mühſelig einem klügelnden Verſtande abgerungen ſind, der trotz heißen Bemühens doch keine wirklichen Menſchen von Fleiſch und Blut, ſondern nur konventionelle Typen zu ſchaffen vermochte. Und wenn dieſe Tragödien trotz alledem auch auf die Nachwelt, ſo z. B. auf das franzöſiſche Drama, gewirkt haben, ſo iſt es eben die für verwandte Geiſtesſtrömungen beſtechende Technik, die ſolche Wirkungen ermöglichte, nicht echte ſchöpferiſche Kunſt.

Dieſe findet ſich nur noch da, wo ausnahmsweiſe ein ſtarkes Talent die Schranken der Schulrhetorik durchbricht, wie vor allem Petronius, der geniale, freilich auch durch und durch frivole maître de plaisir des neroniſchen Hofes. Das Wenige, was uns von ſeinem großen Zeit- und Sittenroman erhalten iſt, zeigt eine ſolche Kraft der Erfindung und plaſtiſche Anſchaulichkeit der Darſtellung, eine ſolche Fülle feinen Humors und geiſtvoller Ironie, daß ſelbſt die Schilderung der niedrigen grobmateriellen Sphäre, in die uns der Hauptheld des Fragmentes, der unſterbliche Trimalchio und ſeine Geſellen führen, den Leſer unwiderſtehlich anzieht. Schade, daß die hohe Bildung des Mannes und ſein offener Sinn für alles Schöne, wie ſie beſonders in ſeinen treffenden Urteilen über Literatur und Kunſt zum Ausdruck kommen, gleichzeitig mit ſo viel ſittlichem Nihilismus verbunden iſt!

In dieſem Punkte ähnelt ihm übrigens auch Martial, der Meiſter des polemiſch-ſatiriſchen Epigramms, ein echter Dichter und glänzender Menſchenſchilderer, der auf die Krücken der Rhetorik ebenſo verzichtet, wie Petronius, der aber freilich mit ſeinem Behagen am Obſzönen dem Zeitgeſchmack in anderer Hinſicht nicht minder frönt, als dieſer. Dazu kommt eine Gemeinheit der Geſinnung, die Martial zum Typus des käuflichen Literaten und Bettelpoeten macht, der, wie er ſelbſt mit zyniſcher Offenherzigkeit erklärt, mit ſeinen Verſen jedem zu Dienſten ſtand, der ihm den „Preis der Unſterblichkeit“ bezahlte, dem Imperator ebenſo, wie dem gemeinen Höfling, dem kaiſerlichen Tafelaufſeher und Mundſchenken. Eine Verfallserſcheinung, die freilich für das auf Broterwerb angewieſene Literatentum der Zeit typiſch iſt. Man denke nur an Martials Zeitgenoſſen und Rivalen, den Neapolitaner Statius, der ſich in ſeinen Gelegenheitsgedichten, den „Silven“, trotz ſeines weit feineren Gefühles für die Würde der eigenen Perſönlichkeit und die Würde der Kunſt doch auch zu recht demütigen und übertriebenen



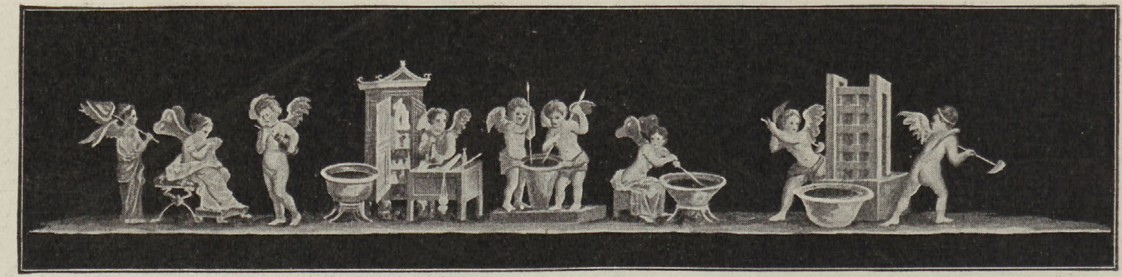
Theaterprobe. Moſaikgemälde aus der casa del poeta tragico in Pompeji.

Original im Muſeum zu Neapel. Nach Hermann, „Denkmäler der Malerei des Altertums“. Verlag F. Bruckmann, A.-G.

Schmeicheleien gegen den „allerheiligſten Imperator“ Domitian ebenſo, wie gegen kaiſerliche Freigelaſſene und Eunuchen hergegeben hat. Eine Schwäche, der allerdings auf der anderen Seite als Vorzug gegenüberſteht, daß er ſich dem laſziven Zeitgeſchmack durchaus verſagte. Inſofern hinterlaſſen die liebenswürdigen Bilder, in denen er uns durch die Häuſer der vornehmen Welt, in das Kabinett des kaiſerlichen Geheimſekretärs, in die Schule, ins Amphitheater, durch die Villen und Landſchaften Tiburs und Neapels führt, einen erfreulicheren und reineren Eindruck, als die Poeſie Martials, wenn er auch an Talent hinter dieſem zurückſteht.

Ein überaus geiſtvoller Schriftſteller iſt der der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts angehörende Afrikaner Apuleius, deſſen Roman von den Abenteuern des in einen Eſel verwandelten Lucius ſtofflich zwar nicht originell, ſondern einem griechiſchen Vorbilde nacherzählt iſt und auch der Zeitmode durch allerlei Sprachkünſteleien und Archaismen und durch eine eigentümliche Verquickung von Romantik und Sinnlichkeit entgegenkommt, aber für all das durch eine Fülle luſtigen Humors, durch eine köſtliche Phantaſie und brillante Darſtellungsgabe entſchädigt. Und mit Recht hat man von der berühmten, in den Novellenkranz des Romans verflochtenen Geſchichte, welche die alte Räubermagd der geraubten Jungfrau zum Troſte erzählt, von dem Märchen „Amor und Pſyche“, geſagt: „Es hat die ewige Jugend“!

So bedeutſam nun aber all das iſt, darüber kann es nicht hinwegtäuſchen, daß es mit der Poeſie unaufhaltſam bergab geht, daß die Dichtung höheren Stiles, Epos und Drama, für immer verſiegt iſt. Wird doch ſelbſt in der Lyrik der poetiſche Gehalt immer mehr durch das gelehrte und mythologiſche Beiwerk erſtickt! Echte und tiefe Empfindung finden ſich zuletzt nur noch in den kleinen lyriſchen und epigrammatiſchen Gedichten, wie ſie uns die lateiniſche



Amoretten als Apotheker. Fries einer Wandmalerei aus dem Hauſe der Vettier zu Pompeji.

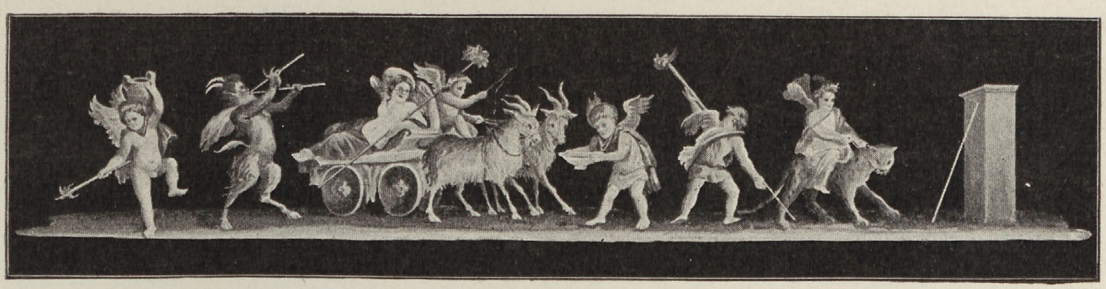
und griechiſche Anthologie aufbewahrt hat, beſonders in den Grabinſchriften, in denen die Innigkeit eines ungebrochenen Familienlebens und der verſchiedenſten perſönlichen Beziehungen zwiſchen Menſch und Menſch, Liebe, Treue, Anhänglichkeit und Dankbarkeit in rührender Weiſe zum Ausdruck kommt.

Was die Proſaliteratur betrifft, ſo hat ſie recht eigentlich von Anfang an ihr Gepräge durch das intenſive Streben nach möglichſt glänzender rhetoriſcher Stiliſierung erhalten. Ein Beſtreben, aus dem ja zunächſt Werke von hoher künſtleriſcher Vollendung hervorgingen, das aber auf die Dauer den Nachteil hatte, daß es einerſeits die Grenze zwiſchen poetiſcher und proſaiſcher Ausdrucksweiſe immer mehr verwiſchte und andrerſeits eine künſtliche Entfremdung zwiſchen Literatur und Volksſprache herbeiführte, durch welche eine fruchtbare Wechſelwirkung zwiſchen beiden auf die Dauer unmöglich wurde.

Es iſt überaus bezeichnend für dieſe ganze Zeitrichtung, daß Quintilian die Geſchichte „gewiſſermaßen ein aufgelöſtes Gedicht“ nennt. In der Tat beruht der ſchriftſtelleriſche Wert des großen nationalen Geſchichtswerkes des Livius, welches die ganze Folgezeit beherrſcht, weſentlich in der Meiſterſchaft, mit der Livius aus dem vorhandenen literariſchen Material ein neues künſtleriſches Ganzes zu formen verſtand, und in der Kunſt, mit der er zu erzählen weiß. Eine Kunſt, die aber freilich das wiſſenſchaftliche Intereſſe völlig überwuchert und wirkliche Forſchung, Kritik und tieferes pragmatiſches Verſtändnis nicht aufkommen läßt. Auch dem genialſten Geſchichtſchreiber der Cäſarenzeit, einem Tacitus, wird man nur gerecht, wenn man ihn eben als Künſtler, ja in gewiſſem Sinne als Dichter zu verſtehen ſucht.

Dieſe Eigenart beſtimmt bei ihm ſchon die Auswahl des Stoffes, die ja von einem anderen, wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus als ein Mangel und eine Einſeitigkeit erſcheint. Das Zuſtändliche in Volks- und Staatsleben, Verfaſſung, Verwaltung, der Stand der Kultur, die Verhältniſſe der Provinzen, all das tritt in ſeiner Darſtellung weit zurück hinter dem Intereſſe an dem wechſelvollen Lauf des Geſchehens und des Menſchenſchickſals, an dem Handeln und Leiden der geſchichtlichen Perſönlichkeiten inmitten der alle menſchlichen Abſichten ſo oft erbarmungslos durchkreuzenden Zufälligkeit der Dinge. Die ungeheure Tragik des menſchlichen Daſeins, wie ſie in dieſer Verflechtung des Menſchenſchickſals mit einem nur zu oft als rein vernunftwidrig empfundenen Getriebe liegt, und das Ringen der menſchlichen Individualität mit dieſer furchtbaren Irrationalität des Daſeins, das „Verhältnis zwiſchen Zufall und Charakterbildung“, wie es Goethe im Wilhelm Meiſter darſtellt und Tacitus als „ein gegenſeitiges Sichmeſſen“ zwiſchen dem geſchichtlichen Helden und der „Fortuna“ bezeichnet — nach Seneca ein Schauſpiel für Götter —, das iſt es, was Tacitus mit der Meiſterſchaft des tragiſchen Dichters zur Darſtellung bringt, und was einen Hauptreiz ſeiner Erzählung ausmacht. Echt dramatiſch iſt die Art und Weiſe, wie die Irrationalität des Geſchehens gewiſſermaßen zu einer wirkenden Kraft hinter der Geſchichte hypoſtaſiert und die Wandelbarkeit der Dinge — für ihn natürlich nur ſymboliſch — in der Fortuna perſonifiziert wird, der helleniſtiſchen Tyche, der — ein bezeichnendes Zuſammentreffen! — eben damals Trajan in Rom einen Tempel errichtet hat.

Spielt ſich doch die Geſchichte der römiſchen Ariſtokratie, wie ſie ſich bei Tacitus aufs engſte mit der Cäſarengeſchichte verflicht, durchaus im Bannkreis jener dämoniſchen Macht ab,



Amoretten im Zuge des Bacchus. Fries einer Wandmalerei im Hauſe der Vettier zu Pompeji.

von deren Träger der Servilismus eines Seneca geſagt hat, daß durch ſeinen Mund Fortuna künde, was ſie jedem Sterblichen gönnen wolle; einer Macht, die in jedem Moment wie eine blinde Naturkraft über den Einzelnen hereinbrechen konnte, Beſitz, Ehre, Leben vernichtend! Eine Lage der Dinge, deren ungeheuren Druck niemand tiefer empfunden und erſchütternder dargeſtellt hat, als Tacitus. Und nun erſt die Tragödien auf der Höhe des Thrones ſelbſt, wie ſie uns die wunderbare taciteiſche Kunſt in den Lebensbildern eines Tiberius, Nero und der Imperatoren des Vierkaiſerjahres vor Augen ſtellt: in großartigem dramatiſchen Aufbau, wie von Akt zu Akt unter ſtetiger Steigerung der dramatiſchen Wirkung bis zur erſchütternden Kataſtrophe! Welch ein unerſetzlicher Verluſt, daß uns gerade für den höchſten tragiſchen Moment im Leben Tibers, für den Sturz Sejans, und für den Untergang Neros die taciteiſche Darſtellung verloren iſt!

Mit der Kunſt des Dramatikers verband ſich hier aber auch die des Schilderers. Ranke hat Tacitus den größten Maler von Situationen genannt, Racine den größten Maler des Altertums überhaupt. Welche Meiſterſchaft maleriſcher Darſtellung zeigt z. B. die großartige Schilderung des neroniſchen Brandes, der Zerſtörung Cremonas und der Erſtürmung und des Brandes des Kapitols! Man hat Tacitus in dieſer Hinſicht mit den größten Koloriſten ſpäterer Zeiten, mit Macaulay und Treitſchke, verglichen, aber ſie haben ihn nicht erreicht. Welch unvergleichliche Kunſt zeigt allein die berühmte Szene: Agrippina mit der Aſche ihres Gemahls in Brundiſium landend, oder die Schilderung des Aufruhrs der pannoniſchen und germaniſchen Legionen! Hier zeigt ſich auch jene hochgeſteigerte Fähigkeit der Stimmungsmalerei und der Wiedergabe ſeeliſcher Empfindungen, wie ſie uns dann in den großartig konzipierten pſychologiſchen Charakterbildern, beſonders in den unſterblichen Seelengemälden der Cäſarentypen in vollſtem Glanze entgegentritt.

So hoch nun freilich der Künſtler Tacitus ſteht, ſoviel fehlt ihm als Hiſtoriker und als Forſcher. Obwohl er, ſoweit die Vergangenheit in Betracht kommt, meiſt aus zweiter Hand, aus Geſchichtswerken und Memoiren ſchöpft, berichtet er mit ſouveräner Sicherheit über die verborgenſten Motive und Abſichten der Cäſaren, über die geheimſten Verhandlungen und Vorgänge, von denen er ein wirkliches Wiſſen unmöglich haben konnte. Daher beruht ſeine pſychologiſche Analyſe und hiſtoriſch-politiſche Beurteilung der geſchichtlichen Perſönlichkeiten in weit größerem Umfange auf bloßer Konſtruktion, als es bei der plaſtiſchen Anſchaulichkeit ſeiner hiſtoriſchen Porträts den Anſchein hat. Ja, manche Züge derſelben ſind unverkennbar den konventionellen Typen der Philoſophen- und Rhetorenſchule nachgezeichnet. Und Ranke hat gewiß recht, wenn er das „Ideal des heuchleriſchen Deſpotismus“, wie es bei Tacitus Tiberius repräſentiert, als ein „Gedankenbild“ bezeichnet, dem volle Realität nicht zukommt. „Wie ein guter dramatiſcher Dichter ſeine Charaktere zu behaupten weiß, ſo hält auch Tacitus die einmal gefaßte Anſicht von dem heuchleriſchen Weſen des Gewalthabers bis zu deſſen letztem Augenblick ſtreng aufrecht und beſeitigt alles, was dieſelbe ſtören könnte.“

Dazu kommt, daß die vielbewunderte „magiſche“ Fähigkeit, in die Seelen der Menſchen zu ſchauen, durch die düſtere Geſamtauffaſſung des Geſchichtſchreibers bis zu einer peſſimiſtiſchen Hellſeherei geſteigert wird, die ſtets geneigt iſt, das Schlimmſte zu ſehen und trotz der ehrlichen Abſicht, ohne Haß und Gunſt zu ſchreiben, nicht ſelten die hiſtoriſche Gerechtigkeit verleugnet.

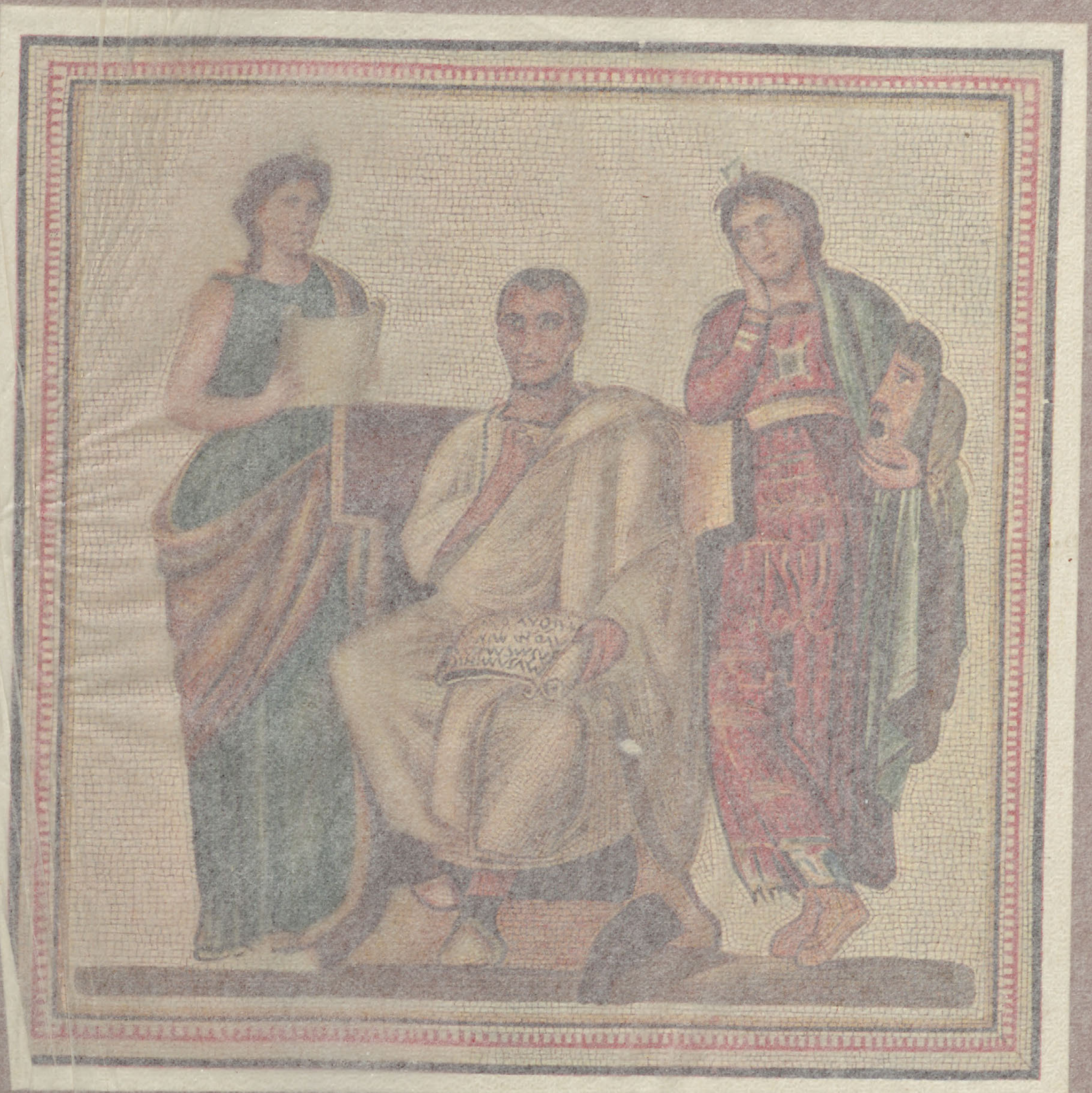
„Ihn lehrte der Schmerz der Zeit", ſagt Niebuhr mit Recht. Der Schmerz aber iſt kein unbefangener Führer zur Gerechtigkeit. Ranke hat einmal von Tacitus geſagt, er ſei dann und wann wie ein Richter der Totenwelt anzuſehen. Aber dieſer unterirdiſche Totenrichter iſt ein allwiſſender Gott, vor dem ſich die tiefſten Falten des Menſchenherzens offenbaren, während der Hiſtoriker nur zu oft im Dunkeln wandelt und als „Richter" um ſo mehr Grund zur Selbſtbeſcheidung hat, je mehr ihm durch die Anteilnahme eines leidenſchaftlich erregten Gemütes dies Richteramt erſchwert wird.

Neben der Glut verhaltener Leidenſchaft iſt eine weitere Irrtumsquelle die pſychologiſche Abhängigkeit von Stimmungen und Vorurteilen, die in der Klaſſenſtellung des Tacitus wurzeln. Er iſt Ariſtokrat vom Scheitel bis zur Sohle, ſo daß er es z. B. in hohem Grade anſtößig findet, daß eine Enkelin des Auguſtus einen Gatten wählen konnte, deſſen Großvater nur römiſcher Ritter geweſen, und daß die ehebrecheriſche Liebe der Schwiegertochter Tibers einem Manne galt, der nicht zur höchſten Ariſtokratie gehörte! Mit welchem Hochmut ſieht er vollends auf die gemeinen Sterblichen herab, z. B. auf die Ärmſten, die in der Arena zum Ergötzen des niederen und vornehmen Pöbels ihr Blut verſpritzten — Gladiatorenblut wohlfeiles Blut! — und auf die Maſſe des Volkes überhaupt, deſſen inneres ſeeliſches Leben ihm höchſt gleichgültig iſt. Man denke nur an die Art und Weiſe, wie er das in Rom bereits ziemlich verbreitete Chriſtentum lediglich als eine kriminelle Krankheitserſcheinung des Maſſenlebens beurteilt, als ein Symptom der verbrecheriſchen Inſtinkte und des wüſten Aberglaubens des in der Welthauptſtadt zuſammengeſtrömten Völkergeſindels.

Übrigens iſt Tacitus nicht immer Peſſimiſt. Er kann auch idealiſieren, wobei er freilich der Gefahr, unhiſtoriſch zu werden, ebenſowenig entgehen konnte. Man denke nur an die für die Zeit ja überhaupt charakteriſtiſche Neigung zur romantiſchen Verklärung der Vergangenheit und einfacher Kulturzuſtände, wie ſie in der einſeitigen Verherrlichung der republikaniſchen Zeit, in der Idealiſierung der Germanen in der Schrift über Deutſchland, ſowie in den Vorſtellungen über die Anfänge der Geſchichte zum Ausdruck kommt, die an die Ideen Rouſſeaus und Tolſtois erinnern. Es iſt eine romantiſch-ſentimentale Stimmung, die ſich inmitten der Diſſonanzen der Gegenwart mit der Sehnſucht nach einem verlorenen Paradies erfüllt und den Maßſtab für die objektive Wertung des weit überſchätzten Glückes der Vergangenheit ebenſo verloren hat, wie für die der Gegenwart.

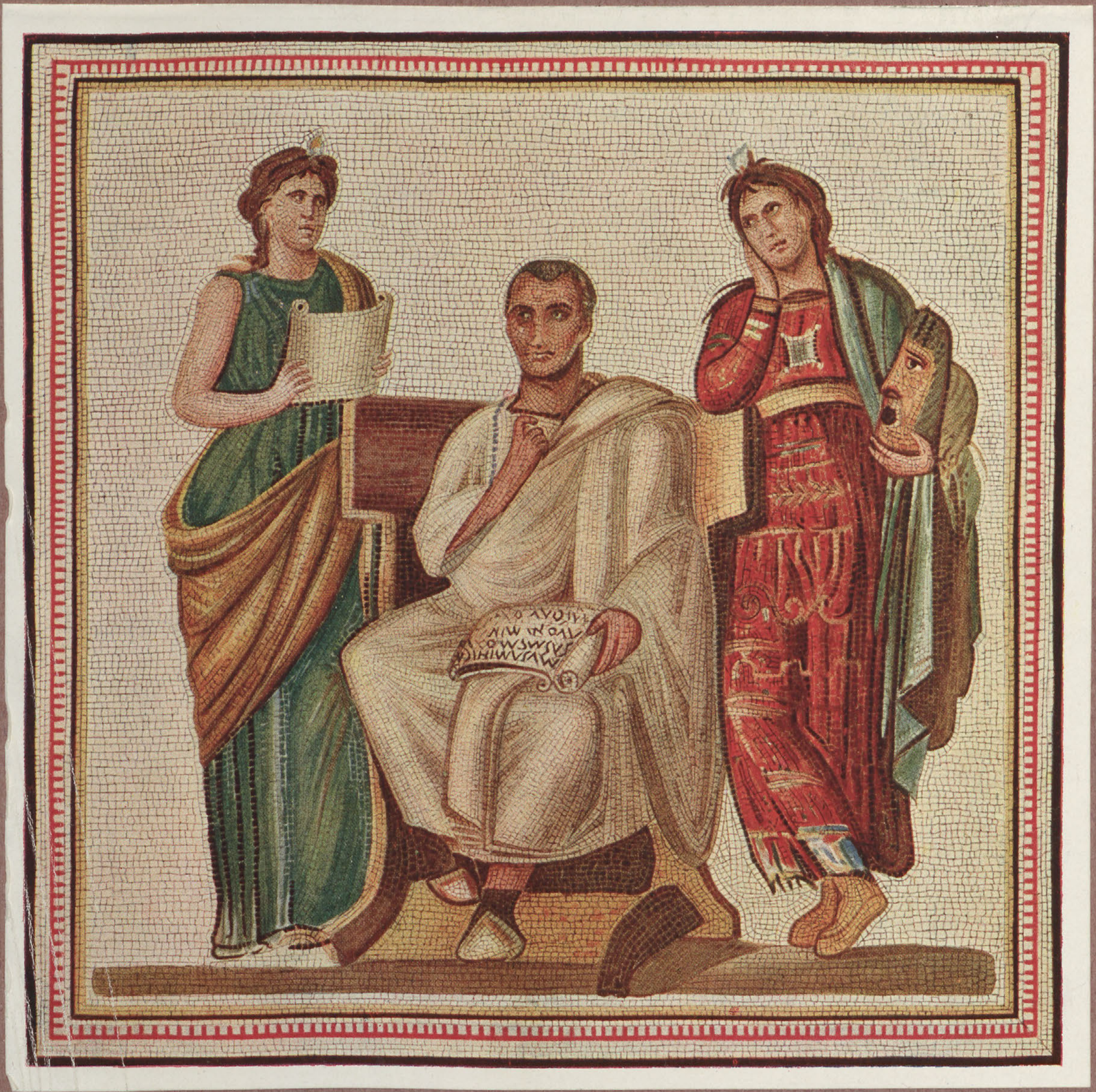
Und doch, welch ein ungeheurer Abſturz, wenn wir uns von Tacitus zu Sueton, dem Geheimſchreiber Hadrians, wenden, der eine Reihe von Kaiſerbiographien von Cäſar bis Domitian geſchrieben hat. Ein Stubengelehrter ohne jeden Schwung und ohne jedes tiefere geſchichtliche Intereſſe und Verſtändnis, gliedert er ſeine Lebens- und Charakterbilder fein ſäuberlich nach Rubriken, in denen er den völlig kritiklos zuſammengetragenen Stoff nach ganz mechaniſchen, ſchablonenhaften Geſichtspunkten unterbringt. Mit demſelben Intereſſe, mit dem er als Antiquar manches gute und authentiſche Material verzeichnet hat, regiſtriert er als Krurioſitätenſammler und Anekdotenkrämer den ganzen Schmutz der Chronique scandaleuse, den der Hofklatſch und die Mediſance der vornehmen Geſellſchaft um den Thron der Cäſaren aufgeſpeichert hatte. Und dieſe Baſtardhiſtorie iſt dann in der ganzen Folgezeit Muſter und Vorbild für die römiſchen Darſtellungen der Kaiſergeſchichte geblieben, die daher auch ohne allgemeineres Intereſſe ſind. Nur einer macht eine Ausnahme: Ammianus Marcellinus, ein Grieche aus Antiochia, der im vierten Jahrhundert in lateiniſcher Sprache eine Geſchichte der Cäſaren von Nerva bis zum Tode des Valens (96—378) geſchrieben und für uns vor Livius und Tacitus das voraus hat, daß von ſeinem Werke der ſelbſterlebte Zeitgeſchichte behandelnde Teil (353 bis 378), die Darſtellung des Zeitalters Julians erhalten iſt. Er ſchreibt vollkommen frei von der gezierten rhetoriſchen Kunſtſprache, im Sinne der großen griechiſchen Muſter und gibt Charakterzeichnungen der Cäſaren, deren Lebendigkeit und pſychologiſche Feinheit an die beſten hiſtoriographiſchen Leiſtungen der Antike erinnert.

Aber dieſer Spätling iſt, wie geſagt, eine vereinzelte Erſcheinung. Denn auch die helleniſtiſche Hiſtoriographie der Zeit hat den Verfall nicht aufhalten können. Schon in Dionys von Halikarnaß, der unter Auguſtus eine Geſchichte der alten Republik ſchrieb, tritt uns der typiſche Schönredner entgegen. Und ſein Zeitgenoſſe, der ebenfalls in Rom lebende Strabo von Amaſea,



Publius Virgilius Maro zwiſchen den Muſen Klio und Melpomene

Moſaik, gefunden im Jahre 1897 in einer römiſchen Villa zu Hadrumetum (Nordafrika)



Publius Virgilius Maro zwiſchen den Muſen Klio und Melpomene

Moſaik, gefunden im Jahre 1897 in einer römiſchen Villa zu Hadrumetum (Nordafrika)

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Stadt-
bibliothek
Elbing

zeigt zwar in ſeinem erhaltenen geographiſchen Werke einen weiten und freien Blick — ich erinnere nur an ſeine feinſinnige Verbindung von Erdkunde und Geſchichte, die an Alexander v. Humboldt und H. Ritter erinnert —, aber ſein Geſchichtswerk, in welchem er Polybios fortſetzte (bis 27 v. Chr.), erhob ſich kaum über das Niveau einer Kompilation, wenn ſie auch weſentlich höher ſtehen mochte, als die oberflächliche, in usum Delphini verfaßte Weltgeſchichte des Hofphiloſophen des Königs Herodes: Nikolaos von Damaskus. Oberflächlich und zugleich höchſt tendenziös ſind ferner die Schriften des jüdiſchen Renegaten Joſephus, ſeine jüdiſche Geſchichte, ſeine Geſchichte des jüdiſchen Krieges und der Eroberung Jeruſalems, ſeine Autobiographie und die Streitſchrift gegen Apion, die eine Apologie des Judentums gegen ſeine zahlreichen Widerſacher enthält.

Eine ungleich anziehendere Erſcheinung iſt Plutarch von Chäronea (etwa 40—120); aber freilich auch kein Forſcher und kein Hiſtoriker. Schon der Grundgedanke des großen Sammelwerkes der „parallelen Biographien“, je zwei Perſönlichkeiten der griechiſchen und der römiſchen Geſchichte nach Charakter und Schickſalen miteinander zu vergleichen, führt zu ungeſchichtlichen Konſtruktionen und erſchwert die unbefangene Würdigung der individuellen Eigenart ſeiner Helden. Allerdings iſt gerade dieſes Individuelle Hauptgegenſtand ſeines Intereſſes; und in dieſem Sinne hat er ſelbſt von ſich geſagt, er ſchreibe nicht Geſchichte, ſondern Biographien. Allein auch hier iſt es wieder ein einſeitiger Maßſtab, der an die geſchichtliche Perſönlichkeit angelegt wird und den Wert ſeiner an ſich ja meiſt recht anziehenden Lebensläufe und Charakterbilder ſtark beeinträchtigt. Was ihn an ſeinen Helden intereſſiert, iſt nicht eigentlich ihr Tun, ſondern ihr Weſen, ihre geiſtig-ſittliche Beſchaffenheit, wie ſie nach ſeiner Anſicht oft in einer ganz unbedeutenden Handlung, einem Wort, einem Scherz, deutlicher zutage trete, als in großen Taten und Kämpfen. Eine Auffaſſung, die von vornherein darauf verzichtet, eine hiſtoriſche Perſönlichkeit im Zuſammenhang mit ihrer Zeit und aus den beſonderen Vorausſetzungen, in denen ihr Daſein wurzelt, geſchichtlich zu begreifen.

Immerhin ſteht der liebenswürdige Erzähler, der einem Shakeſpeare Stoff und Charaktere für die Tragödie geliefert, der hochgebildete Geiſt, der einen Montaigne und Goethe gefeſſelt hat, weit über der flachen Hiſtorie der Folgezeit, über einem Arrian, der die ſtiliſtiſche Zeitmarotte ſo weit trieb, wie ein zweiter Xenophon in attiziſtiſchem Stil eine Alexandergeſchichte als „Anabaſis“ und in joniſierendem, Herodot nachahmenden Stil ein Buch über Indien zu ſchreiben: Werke, die lediglich inſoweit einen Wert haben, als die benutzten Quellen verloren ſind. Letzteres gilt auch von dem Alexandriner Appian (geſt. nach 160), der in recht oberflächlicher Weiſe und in manierierter, herodoteiſchen und thukydideiſchen Stil vermengender Sprache eine Geſchichte der römiſchen Welteroberung kompilierte, ſowie für den größten Teil der römiſchen Geſchichte des Caſſius Dio von Nicäa (geſt. um 235), der ſchon durch ſeinen toten thukydideiſchen Attizismus und ſeine breitſpurige Rhetorik ſeiner Darſtellung alle Friſche und Lebendigkeit genommen hat. Originalen Wert würde für uns nur der Teil ſeines Buches haben, der die Zeitgeſchichte (bis zum Tode des Alexander Severus 229) behandelte, wozu er als hoher Staatsbeamter und Militär beſonders berufen war. Allein gerade dieſer Teil iſt nur noch ſehr fragmentariſch erhalten.

Wie dieſer Entwicklungsgang der Hiſtoriographie zeigt, liegt ihre Schwäche weſentlich mit darin, daß ſie mehr und mehr eine tote Sprache redete, durch die notwendig auch der Inhalt verkümmerte. Im römiſchen Weſten wie im helleniſtiſchen Oſten verſchwand die lebendige Sprache immer mehr aus der Literatur. Der römiſche Archaismus, den man ſehr treffend als Rokoko bezeichnet hat, und der unter Hadrian durch den Lehrer Mark Aurels, Fronto, einen „Typus der Nichtigkeit“, ſeinen Höhepunkt erreichte, trieb die Altertümelei ſo weit, direkt die Sprache des Cato, des Ennius und Plautus nachzuahmen, während in der helleniſtiſchen Welt der ſchon bei dem Hiſtoriker Dionys hervortretende Attizismus und die ſeit dem zweiten Jahrhundert tonangebend gewordene ſogenannte zweite Sophiſtik die Wiederbelebung der klaſſiſchen Literatur und Kunſt des alten Hellenentums auf ihr Panier ſchrieb und die altattiſche Sprache — „das feinſte, klangreichſte Inſtrument, auf welchem der menſchliche Geiſt je geſpielt hat“ — wieder zur Literaturſprache zu machen ſuchte.

Die großen Redekünſtler, welche dieſer Klaſſizismus erzeugte, wollten wieder die edle attiſche Sprache reden, wie ſie vor einem halben Jahrtauſend ein Demoſthenes geredet hatte!

Ein Beſtreben, dem ein noch immer ſehr lebendiges äſthetiſches Bedürfnis — man denke an die ſchöne Schrift „vom Erhabenen“! — und beſonders ein lebhaftes Verlangen nach künſtleriſcher Ausbildung der Rede überall entgegenkam. Ohne rhetoriſche Schulung war in dieſer Zeit eine höhere Bildung ſo wenig mehr denkbar, daß zahlreiche Gemeinden, ja der Staat ſelbſt beſoldete Lehrſtühle für die rhetoriſche Ausbildung der Jugend errichteten. Ein öffentliches Unterrichtsſyſtem, das dann ſeit Antoninus Pius auch auf die Philoſophie und ſpäter auf einzelne Fachwiſſenſchaften ausgedehnt wurde. Überall, wo das geſprochene Wort eine Rolle ſpielte, nahmen die Vertreter dieſer Rhetorik eine hervorragende Stellung ein, als Vorſitzende bei den Feſtverſammlungen, als hohe ſtädtiſche Beamte, als Abgeordnete der Städte an den Kaiſer, als berühmte und gefeierte Wanderlehrer, die überall in den Städten des Reiches das Evangelium des Hellenismus verkündeten.

Hier ſei nur genannt: Herodes Atticus, der größte atheniſche Lehrer, zu deſſen Füßen faſt alle bedeutenden „Sophiſten“ des zweiten Jahrhunderts ſaßen, der dank ſeinem fürſtlichen Vermögen in der Ausſchmückung Athens mit einem Hadrian wetteifern konnte; Philoſtrat, der in ſeinen „Sophiſtenleben“ intereſſante Bilder aus dem Tun und Treiben dieſer Literaten gibt, und in ſeiner romanhaften, im Auftrage der ſchöngeiſtigen Kaiſerin Julia Domna verfaßten Biographie des orientaliſchen Wundermannes Apollonius von Tyana das Idealbild eines Apoſtels der griechiſchen Renaiſſance, eines Vorkämpfers altgriechiſcher Sprache, Sitte und Religion gezeichnet hat, in dem man vielfach das heidniſche Gegenſtück zur Chriſtusbiographie hat finden wollen —; Dion von Pruſa genannt „Goldmund“ (Chryſoſtomos), einer der erfolgreichſten Vertreter der klaſſiziſtiſchen Kunſtproſa und begeiſterter Wanderprediger, der „vollkommene Romantiker“, der ganz und gar in der Welt des alten Hellas lebte und nicht ermüdete, an ihrem Glanze und ihrer Größe ſeine Zuhörer zu erbauen; und endlich Ariſtides, deſſen Worten der Landtag von Aſien und die Feſtgemeinde an den Iſthmien ebenſo, wie die gebildete Geſellſchaft Athens und Roms und der Kaiſer Mark Aurel gelauſcht hat, und der in ſeinen Schriften, von denen hier der an den Thron gerichtete Sendbrief für Smyrna, die Lobreden auf Rom und Athen, die Rede auf Eleuſis genannt ſeien, entſchieden den Höhepunkt dieſer Rhetorik bezeichnen. Neben ihm verdient aus der Folgezeit nur noch der durch ſein treues Feſthalten an Julian für uns beſonders intereſſante Rhetor Libanios von Antiochia (geſt. 393) genannt zu werden.

Porträtgemme des Kaiſers Septimius Severus und ſeiner Gemahlin Julia Domna.
Original in der Nationalbibliothek zu Paris.

Zu einer Stellung in der Weltliteratur hat es übrigens nur einer aus dieſem Kreiſe gebracht, der freilich auch über den konventionellen Rahmen der ganzen Gattung weit hinausgegangen iſt: Lukian aus dem ſyriſchen Samoſata. Auch er hat anfänglich als Rhetor ein Wanderleben geführt und ſich in Antiochia, Athen, Olympia, Rom und in Gallien hören laſſen, aber bei ſeinem ſcharfen kritiſchen Verſtand und ſeiner ausgeprägten ſatiriſchen Begabung konnte er dieſer Wanderrednerei und der konventionellen Schulrhetorik überhaupt auf die Dauer keinen Geſchmack abgewinnen. So glänzend er das Formale beherrſchte, die unvermeidlichen Begleiterſcheinungen der ganzen Richtung, die Phraſenhaftigkeit und Gedankenarmut, das unwahre Pathos und der geſchmackloſe Pedantismus ſtießen ihn ab; und ſo ſagte er den Deklamationen Valet, um ſich dem ſeiner Natur ſo recht entſprechenden ſatiriſchen Eſſay zuzuwenden, der ſeinen Namen unſterblich gemacht hat. Es ſteckt eine Fülle von Geiſt und Witz, von echt helleniſcher Grazie in dieſen Dialogen und Satiren, in denen er die vollen Schalen ſeines Spottes über die Torheiten der Zeit ausgegoſſen hat: über den ſtetig wachſenden Aberglauben, über die kraſſe Wunderſucht, den myſtiſchen Schwindel der religiöſen Geheimbünde, den Göttermythus, die Afterweisheit der Philoſophen und philoſophiſchen Sekten, die

Der Triumphbogen des Septimius Severus zu Rom. Phot. Anderſon

Renommiſterei des Literatentums, das liederliche Treiben der Halbwelt, die phantaſtiſche Reiſefabuliſtik und andere Ausgeburten des Lügengeiſtes der Zeit. Allerdings bleibt er in ſeiner Satire häufig an der Oberfläche, wie z. B. in der Kritik des Chriſtentums im „Peregrinus“, einer Satire auf den bekannten kyniſchen Schwärmer, der ſich in Olympia wie ein zweiter Phönix dem Flammentode geweiht hat! Eine Schrift, die im Zeitalter der Aufklärung das ſeltſame Schickſal erfahren hat, auf den römiſchen „Index der verbotenen Bücher“ geſetzt zu werden, wie Gibbon, Kant und Friedrich der Große! Eine beſondere Tiefe wird man ja bei dieſer Art von Schriftſtellerei nicht ſuchen, — Lukian iſt eben nur der Geiſt, der ſtets verneint, — und der kauſtiſche Witz über die Schwächen anderer kann über die eigene Frivolität nicht hinwegtäuſchen; aber ein echter und tiefer Trieb iſt doch auch in dieſem Spötter lebendig geweſen: das lebhafte Bedürfnis, die heitere Klarheit und Schönheit des Hellenentums gegen die Dunkelmänner, Heuchler und Halbbarbaren zu ſchützen, wie es kein Geringerer als Erwin Rohde von ihm gerühmt hat. Das ſichert ihm die Unſterblichkeit!

Und eben das iſt es ja auch, was die griechiſche Renaiſſance der Kaiſerzeit bei all ihren Schwächen als bleibendes Verdienſt für ſich in Anſpruch nehmen darf, daß ſie in Beiſpiel und Lehre ihre ganze Kraft eingeſetzt hat, den geiſtigen Zuſammenhang mit dem Höchſten, was die Antike geleiſtet, aufrecht zu erhalten und die unvergänglichen Schätze der klaſſiſchen Literatur von Hellas treu zu behüten und von Geſchlecht zu Geſchlecht zu überliefern. Ihr Werk iſt es, daß uns die drei großen Meiſter der attiſchen Tragödie, und die attiſchen Redner gerettet ſind, daß wir heute ſtatt Menander Ariſtophanes, ſtatt der Epigonen Ephoros und Theopomp einen Herodot und Thukydides beſitzen! Sie hat damit in einer Zeit, in der die griechiſche Geſundheit und Klarheit des Denkens immer mehr in der Umarmung des Orients zu verkommen drohte, dem geſamten höheren Unterricht ein ideales Ziel geſteckt und eine einheitliche höhere Bildung geſchaffen, die alles in ihren Bannkreis zog, was den Anſpruch erhob, ſich über das Banauſentum zu erheben, und die daher auch die ſpezifiſch heidniſche Kultur überdauert hat.

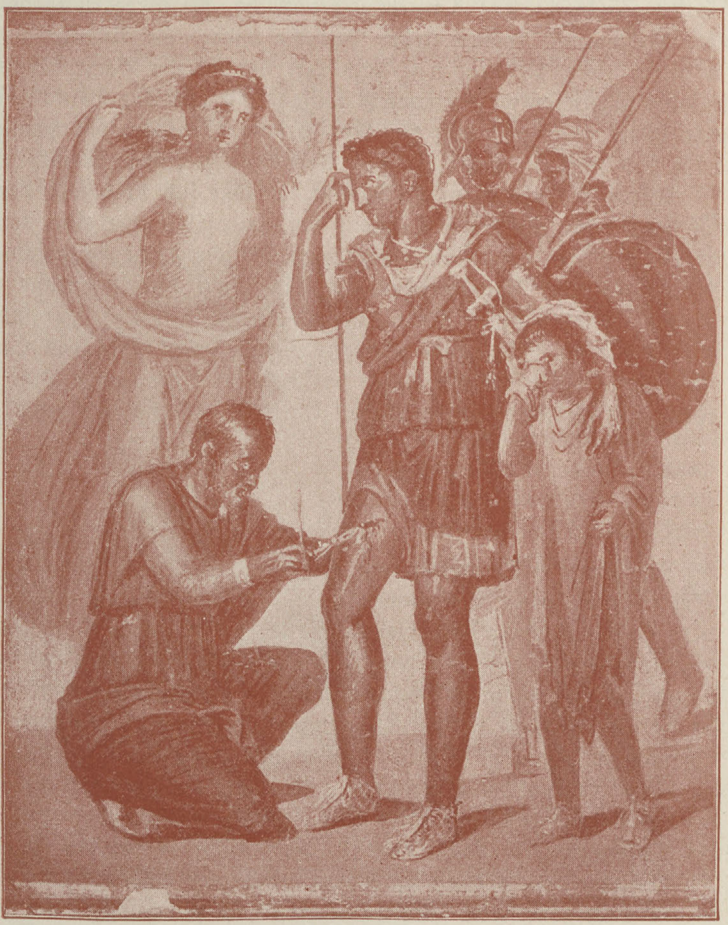
Denn das Chriſtentum hätte von vornherein darauf verzichten müſſen, zu einer Bildungsreligion zu werden, wenn es nicht dieſe Organiſation des „ſophiſtiſchen“ Bildungsweſens und die darauf beruhende Bildung ſelbſt wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade übernommen hätte. Es iſt alſo eine hiſtoriſche Ungerechtigkeit, wenn man ein Verdienſt, das im letzten Grunde dem Schulweſen des Klaſſizismus der Kaiſerzeit zukommt, die teilweiſe Erhaltung der klaſſiſchen Literatur, immer wieder einſeitig der Kirche zuſchreibt. Die Kirche konnte ſich ohne ſchweren eigenen Schaden der Fortführung dieſer Aufgabe gar nicht entziehen, die ſie übrigens mangelhaft genug gelöſt hat. Denn wie vieles von dem, was die Kirche rettete, wird aufgewogen durch die Verluſte, welche das edle Erbe der antiken Schule von derſelben Seite durch Unwiſſenheit, Gleichgültigkeit oder Fanatismus erlitten hat!

Freilich, ſo bedeutſam die griechiſche Renaiſſance der Kaiſerzeit von dieſem Geſichtspunkte aus erſcheint, eines hat ſie der alternden Kultur nicht geben können: die ſchöpferiſchen Antriebe und Kräfte zu einer neuen Blüte des geiſtigen Lebens, wie es die Renaiſſance des 15. Jahrhunderts getan hat. Man konnte wohl die alten Kunſtformen bis zu einem gewiſſen Grade wieder beleben, aber nicht den Geiſt der alten Zeit, ganz abgeſehen davon, daß der einſeitige Kultus der Form und die Überſchätzung der formalen Bildung dem Gehalte des geiſtigen Schaffens auf allen Gebieten Abbruch tat.

Das zeigt ſchon der rapide Verfall der Kunſt, der ſchon unter den Antoninen und dann in abſtoßendſter Geſtalt auf dem Severusbogen hervortritt. Und wie die Kunſt dem Schickſal aller nachahmenden Kunſt verfiel, daß die Vorbilder und Muſter dem Künſtler den Weg zur Natur und Wirklichkeit verlegten und am Ende eine allgemeine Verflachung der Kunſt eintrat, ſo ging es auch in der Literatur, z. B. in der Geſchichtſchreibung, wo das Phraſenwerk und die Stiliſierung den ſtofflichen und Gedankengehalt immer mehr überwucherte, und ebenſo in der rein wiſſenſchaftlichen Produktion, in der ſchon ſehr früh alles eigene Leben, alle Fähigkeit zu neuen Beobachtungen, Ideen und Erkenntniſſen zu erlahmen beginnt. Man zehrte von den Schätzen der Bibliotheken, die ſich ſeit Cäſar und Auguſtus auch der Fürſorge der Regierung erfreuten, und begnügte ſich mehr und mehr mit der Reproduktion und der Zurechtmachung des Überlieferten für die Bedürfniſſe der Zeitbildung, die weiter nichts verlangte, als daß ihr der alte Stoff möglichſt bequem präpariert dargeboten wurde. Es iſt die Zeit der Polyhiſtorie, der enzyklopädiſchen Sammelwerke und Kompendien, deren Verfaſſer ſelbſt auf eigenes Nachdenken verzichteten und es auch in ihren Leſern ſyſtematiſch ertöteten.

Wie bezeichnend iſt es, daß man, wie Columella (unter Nero) ein Buch über Landwirtſchaft ſchreiben konnte, von dem man mit Recht geſagt hat, daß es von dem friſchen Duft der Natur keine Spur, um ſo mehr aber von dem Geruch der Studierlampe verrate; eine tote Kompilation, die an der Hand fleißig zuſammengetragener Exzerpte den Weg zeigen will, wie man dem Verfall der Landwirtſchaft begegnen könne! Auch die große „Naturgeſchichte“ ſeines Zeitgenoſſen, des älteren Plinius (23—79), ein Werk gewaltigen Fleißes, iſt weiter nichts, als eine im Zeitgeſchmack ſtiliſierte Materialſammlung, die kritiſche Schärfe, Klarheit, Präziſion des Denkens und ſelbſtändiges Urteil in hohem Grade vermiſſen läßt. Und das Gleiche gilt für die „naturwiſſenſchaftlichen Unterſuchungen“, welche der Philoſoph Seneca aus ſeinen Exzerpten zuſammengeſchrieben hat. Iſt doch ſelbſt ein Mann der ſtrengen Wiſſenſchaft, wie Ptolemäos von Alexandria (unter den Antoninen), deſſen Lehrbücher über Aſtronomie und Geographie die ganze Folgezeit beherrſcht haben, in der Hauptſache nicht über eine Zuſammenfaſſung der Reſultate der älteren griechiſchen Wiſſenſchaft, wie z. B. des Hipparch u. a., hinausgekommen! Und dabei hat er noch den verhängnisvollen Irrtum begangen, daß er die bereits von dieſer älteren Wiſſenſchaft, d. h. von Ariſtarch, dem Lehrer Hipparchs errungene Erkenntnis der Umdrehung der Erde um die Sonne nicht zu faſſen vermochte und ſo den geozentriſchen und anthropozentriſchen (d. h. Erde und Menſch in den Mittelpunkt des Weltplanes ſtellenden) Wahnideen der mittelalterlich-ſcholaſtiſchen Weltanſicht eine pſeudowiſſenſchaftliche Grundlage verſchaffte. Auch der Träger eines anderen berühmten Namens, der Arzt Galen (geſt. nach 200), ein echter Polyhiſtor, der neben ſeinen mediziniſchen Arbeiten Schriften über Logik und Grammatik, Philoſophie und Ethik verfaßte, iſt kein Forſcher, der neue ſelbſtändige Bahnen eingeſchlagen hätte. Auch ſein Wiſſen iſt ausgeſprochen rezeptiv und kompilatoriſch.

Sehr charakteriſtiſch für dieſen geiſtigen Habitus der Zeit, für ihre Gedankenarmut und ihre Gelehrſamkeitskrämerei ſind endlich die vielgeleſenen „Attiſchen Nächte“ des Gellius: auch wieder eine Sammlung von Leſefrüchten aus den verſchiedenſten Wiſſensgebieten, in der die literariſch-philologiſchen Tendenzen der Antoninenzeit, beſonders ihre archaiſtiſchen Schrullen zum Ausdruck kommen, ſowie das „Sophiſtenmahl“ des Athenäos (gegen 200), der den grotesken Einfall gehabt hat, die Unmaſſe des von ihm exzerpierten antiquariſch-literariſchen Materials in Form von Tiſchgeſprächen vorzulegen. Freilich eine Form, ohne die — auch wieder bezeichnend für den Zeitgeſchmack! — dieſes als Stoffſammlung unſchätzbare Werk ſchwerlich erhalten geblieben wäre.



Arzt einen Verwundeten verbindend.
Pompejaniſches Wandgemälde im Muſeum zu Neapel. Photographie Brogi.

Auch der feinſte geiſtige Niederſchlag des Kulturlebens, die Philoſophie, läßt die allgemeine Verflachung des wiſſenſchaftlichen Denkens deutlich erkennen. Zwar hat man ſchon unter dem Einfluß des Klaſſizismus der Geſchichte der alten Philoſophie und der Erklärung ihrer Meiſterwerke ein lebhaftes Intereſſe gewidmet. Aber das Zurückgehen auf die alten Muſter iſt doch auch hier zugleich ein Symptom des Erlahmens der eigenen ſchöpferiſchen Kraft. Da die geiſtige Spannkraft zur Stellung neuer Probleme, zur Produktion neuer Gedanken immer mehr erſchlafft, kanoniſiert man die alten Meiſter und ihre Lehren, beſonders die des Platonismus und der Stoa, ähnlich wie die antiken Religionen ihre heiligen Schriften kanoniſiert haben. Man begnügte ſich mehr und mehr mit der Auslegung kanoniſcher Lehren, mit einer effektvollen Umſtiliſierung alter Gedanken und der Populariſierung philoſophiſcher Gemeinplätze im Sinne einer flachen Allgemeinbildung, die alle Schärfe und Klarheit der Begriffe durch Scheinwiſſen und Phraſe erſetzt und ſich in einem bequemen Eklektizismus und Synkretismus gefällt, mit dem ein konſequentes und ſelbſtändiges Denken unvereinbar iſt.

Kein Wunder, daß in dieſem Prozeß der Auflöſung rein wiſſenſchaftlichen Denkens das Intereſſe an der Gewinnung rein wiſſenſchaftlicher Reſultate mehr und mehr durch eine Richtung zurückgedrängt wurde, welche ſich mit ihrem populären Räſonnement vor allem den Fragen des praktiſchen Lebens zuwandte. Wie ein echter Vertreter dieſes Typus, der Verfaſſer von etwa ſiebzig ſolcher popularphiloſophiſcher Schriften, der Hiſtoriker Plutarch, treffend bemerkt hat, erſcheint es jetzt als der ſpezifiſche Beruf der Philoſophie, „die Schwäche und Krankheit der Seele zu heilen“. Man treibt Philoſophie, wie ein politiſcher Märtyrer der Stoa, Helvidius Priskus, ſich ausdrückt, „um gegen Schickſalsſchläge gerüſtet zu ſein“. Man denke nur an den ungeheuren Erfolg des phrygiſchen Sklaven und Freigelaſſenen Epiktet, deſſen Philoſophie des Duldens und Entſagens auf jede wiſſenſchaftliche Begründung von vornherein verzichtete.

Vom allgemein menſchlichen Standpunkte aus iſt ja dieſe beſonders durch die mächtige Zeitphiloſophie der Stoa vertretene Richtung von großem Intereſſe. Hat doch derſelbe Epiktet das große Wort ausgeſprochen, daß alle Menſchen Brüder ſeien, die alle in gleicher Weiſe Gott zum Vater haben! Der Univerſalismus und die allgemeinen Humanitätsideen der Zeit kommen hier in überaus ſympathiſcher Weiſe zum Ausdruck. In dieſem Sinne haben die Stoiker, dieſe „Chriſten unter den Heiden“, wie ſie Goethe nannte, unermüdlich allgemeine Menſchenliebe, die Pflichten des Menſchen gegen den Mitmenſchen und gegen die Gemeinſchaft gepredigt. Sie verwerfen die Rache, die Vergeltung des Böſen mit Böſem und fordern eine Geſinnung, welche lieber Unrecht leidet, als Unrecht tut. Ihr glänzendſter Wortführer in dieſer Zeit, Seneca, will auch den verachteten Paria der antiken Geſellſchaft, den Sklaven, in ſeine Menſchenrechte eingeſetzt wiſſen und hält der Brutalität der Gladiatorenſpiele das herrliche Wort entgegen, daß der Menſch dem Menſchen ein Heiliges ſei (homo res sacra homini), wohl das Höchſte, was über das Verhältnis zwiſchen Menſch und Menſch geſagt werden kann.

Allein ſo bedeutſam all das iſt, es läßt ſich doch auf der andern Seite nicht verkennen, daß auch dieſe praktiſche Tendenz der Zeitphiloſophie eine ſtarke Gefahr für ihre Wiſſenſchaftlichkeit enthielt: Sie verminderte ihre kritiſche Widerſtandsfähigkeit gegen jene metaphyſiſchen Bedürfniſſe des Menſchenherzens, die allein die Phantaſie und der Glaube zu befriedigen vermag. Die Illuſion, Glauben und Wiſſen innerlich „verſöhnen“ zu können, erſtickte jedes Gefühl für die tiefgehende Verſchiedenheit zwiſchen beiden Sphären und ließ die Philoſophie teilweiſe zu einer Art Theologie verkümmern, welche die Erzeugniſſe des religiöſen Phantaſielebens mit pſeudowiſſenſchaftlichen Gründen ſtützen zu können glaubte.

6. Das religiöſe Leben.

In einer Zeit, welche der freien politiſchen, ſozialen und geiſtigen Betätigung des Einzelnen immer mehr Schranken zog und ſeinem Denken und Wollen keine großen idealen Ziele mehr ſteckte, in einer Zeit, welche mit ihren jähen Schickſalswechſeln und ihren immer drückender empfundenen Gegenſätzen von Mammonismus und Maſſenelend immer neue Zweifel an der Dauer und der inneren Berechtigung des Beſtehenden wachrief, für die je länger je mehr alles Große und Schöne in der Vergangenheit lag und der Gedanke an die Zukunft kaum mehr Hoffnungen erweckte, in einer ſolchen Zeit drängten ſich Unzähligen mit übermächtiger Gewalt die alten Fragen der Menſchheit auf: Gibt es eine göttliche Weltregierung? Gibt es für die arme Menſchenſeele nur dies eine irdiſche Daſein oder winkt ihr eine Unſterblichkeit, welche alle Disharmonien dieſes Lebens löſt? Gibt es für das heiße Sehnen des Menſchenherzens, den Schleier der Zukunft zu lüften, nirgends eine Erfüllung? Es iſt ein übermächtiges Verlangen nach dem, was Nietzſche treffend als das Weſen aller Religion und Kunſt bezeichnet hat, nach einer „Weltkorrektion“. „Wie muß die Welt erſcheinen, um lebenswert zu ſein?“

Leicht begreiflich, daß eine Philoſophie, die den Anſpruch erhob, die „Krankheit der Seele zu heilen“, auch für dieſe Frage eine Löſung ſuchen mußte, und daß diejenige Richtung, welche ſie längſt im Sinne weiter Kreiſe beantwortet hatte, die Philoſophie oder vielmehr Theologie der Stoa, den mächtigſten Einfluß auf die Weltanſchauung der Kaiſerzeit gewann.

Die Theodicee der Stoa iſt ausgeſprochen teleologiſch und anthropozentriſch. Aus der „Zweckmäßigkeit und Schönheit“ des Kosmos ſchließt ſie auf das Daſein eines allweiſen und allgütigen Gottes und im Mittelpunkte der göttlichen Fürſorge ſteht ihr die Menſchheit, die Gott wie ein Vater liebt. Der Menſch ſelbſt hat in ſeiner Vernunft Anteil am Göttlichen, mit dem allerdings in der menſchlichen Natur zugleich ein vernunftwidriges und ungöttliches Element verbunden iſt. Ein Dualismus, den in der Kaiſerzeit mit beſonderem Erfolg Seneca vertreten hat.

Für ihn iſt der Sitz dieſes Ungöttlichen die Leiblichkeit, das „Fleiſch“. Es iſt das Gefängnis der Seele; eine Feſſel, von der ſie erſt befreit werden muß, um in die „Heimat“

zurückzukehren. Inſofern iſt der letzte Tag dieſes Lebens für Seneca „der Geburtstag der Ewigkeit“, die Erhebung zu einem jenſeitigen beſſeren Leben, zur ſeligen Gemeinſchaft der vollendeten Geiſter. Der Gedanke an dieſes Jenſeits, welches Freiheit und Friede und die Löſung aller Rätſel verheißt, ſtärkt die Kraft, ſchon hienieden den Antrieben des Göttlichen in der Seele zu folgen. Denn der Tod iſt zugleich ein Tag des Gerichtes, an dem über jeden das Urteil geſprochen wird. Alles ſtoiſche Gedanken, die zugleich lebhaft an Plato erinnern. Echt platoniſch iſt es auch gedacht, wenn Seneca annimmt, daß die Seelen der Guten vor dem Eintritt in das Reich der Seligen eine Läuterung und zwar durch Feuer durchmachen müßten. Eine Anſicht, die als Lehre vom Fegefeuer, wie ſo vieles aus dem Heidentum in das Chriſtentum eingedrungen iſt und von Gregor dem Großen zum Dogma erhoben wurde.

Dieſe Weltanſchauung Senecas hat die chriſtliche Legendendichtung veranlaßt, den Philoſophen ohne weiteres zum Chriſten zu ſtempeln. Er ſoll von keinem Geringeren als dem Apoſtel Paulus ſelbſt bekehrt worden ſein, der in Korinth dem Bruder Senecas, dem damaligen Prokonſul Achaias, bekannt geworden war, vor deſſen Tribunal ihn die Juden geführt hatten. Wenn der Bruder den Apoſtel freiſprach, warum ſoll er eine ſo bedeutſame Perſönlichkeit nicht auch an den Bruder in Rom empfohlen haben? Grund genug für die glaubenseifrige Fälſchertätigkeit, einen Briefwechſel zwiſchen Seneca und Paulus zu erdichten, den ſchon der Kirchenvater Hieronymus gekannt hat.

Bildnis des Philoſophen Seneca.
Porträtherme im Kgl. Muſeum, Berlin.

Die Naivität, mit der die fromme Lüge einen großen Namen ohne weiteres für ſich in Anſpruch nahm, verkannte den grundſätzlichen Gegenſatz, der neben jenen Anklängen zwiſchen einem Seneca und der Weltanſchauung des damaligen Chriſtentums beſtand. Die geiſtige Welt Senecas iſt doch immer noch ein Reich der Freiheit! Bei allem Dogmatismus denkt er nicht daran, ſich ſein Urteil über die letzten Fragen durch einen fremden Willen, durch eine Lehrautorität vorſchreiben zu laſſen. Er gehört noch zu denen, die ſich ihre Meinung „wählen“, zu den „Hairetikoi“, wie der ſenil gewordene Menſch der Antike vom Standpunkte einer eng umgrenzten Weltanſicht aus ſolche Leute genannt hat. Die Energie des kritiſchen Intellekts der antiken Vollkultur iſt in ihm doch noch nicht ganz erſtorben, wie ſchon die ſchönen Worte beweiſen, in denen er ſich über das Verhalten des denkenden Menſchen gegenüber denjenigen Leuten ausſpricht, die eine Antwort auf die höchſten Fragen zu beſitzen glauben: „Fälle dein Urteil als Richter und ſage, wer nach deiner Anſicht das Wahrſcheinlichſte, nicht wer das Wahrſte lehrt. Denn das ſteht ſo hoch über unſerm Vermögen, wie die Wahrheit ſelbſt.“ Das klaſſiſche Wort Epicharms „Lerne zweifeln“, das große Kulturprinzip, dem die antike Wiſſenſchaft den Antrieb zu ihren gewaltigſten Leiſtungen verdankt, war für Seneca noch kein toter Buchſtabe. Daher iſt z. B. ſein Unſterblichkeitsglaube ſo wenig ein abſoluter, daß er ihn z. B. einmal als einen hübſchen Traum bezeichnet und noch in ſeinen letzten Schriften die ganze Frage ebenſo als eine unentſchiedene behandelt, wie Sokrates in der platoniſchen Apologie. In einer Tragödie nennt er den antiken Höllenglauben, wie er in den Hadesvorſtellungen zum Ausdruck kommt, nichtiges, leeres Gerede, einen Spuk, der uns ängſtigt, wie im Fiebertraum. Welch ein Gegenſatz zu dem damaligen Chriſtentum, für das der letzte Schluß aller Weisheit das entgegengeſetzte Prinzip war: „Du ſollſt glauben“, und das vom Standpunkte einer abſoluten, auf übernatürliche „Offenbarung“ zurückgeführten Wahrheit der Wiſſenſchaft vorſchreiben zu dürfen glaubte, an welchem Ziel ſie ankommen müſſe, und welche Ergebniſſe ſie unter allen Umſtänden zu meiden habe. Ein Dogma, das einfach geglaubt ſein wollte, und eine Autorität, die einfach Gehorſam forderte, hätte Seneca ſo wenig anerkannt, wie das wiſſenſchaftliche Denken der Antike überhaupt.

Nachdem man freilich von ſeiten der philoſophiſchen Spekulation die Bahn der reinen Forſchung verlaſſen und die Pfade des religiöſen Phantaſielebens betreten hatte, war eine zunehmende Verdunkelung der kritiſchen Poſition, auf der der genannte Satz Senecas beruhte, unvermeidlich. Der kritiſche Agnoſtizismus des echten Denkers wurde immer mehr durchkreuzt durch eine Gefühlswertung, die am Ende nur noch in einer gefühlsmäßigen Beleuchtung der Dinge ihre Befriedigung finden konnte. Je mehr die Kraft und der Mut des rein wiſſenſchaftlichen Begreifens erlahmte, um ſo williger überließ man ſich ſeinen Stimmungen. Ein für die Decadence der Antike überaus charakteriſtiſcher Zug! Iſt doch ſchon im erſten Jahrhundert der Kaiſerzeit eine auf den Namen des Pythagoras und ſeiner Schüler gefälſchte pſeudophiloſophiſche Literatur verbreitet, die dem Dämonenglauben, dem theurgiſchen Zauberwahn und dem ſonſtigen ekſtatiſchen Treiben aller möglichen Schwarmgeiſter das Bürgerrecht in der „Philoſophie" zu verſchaffen ſuchte: Die „pythagoräiſchen Geheimniſſe", deren Kenntnis wir ſchon bei den Dichtern der auguſteiſchen Zeit finden. Zugleich tritt in dieſer neupythagoräiſchen Literatur, wie ja auch ſonſt jenes ausgeſprochene Decadence-Denken entgegen, welches ſeine Formulierungen mit Autoritäten, ſtatt mit Gründen zu ſtützen ſucht.

Damit iſt die abſchüſſige Bahn betreten, auf der zuletzt der antike Geiſt jede Widerſtandsfähigkeit gegen den Autoritätsglauben und die von neuem übermächtig um ſich greifende myſtiſche und mythologiſche Denkweiſe verlor, die er in ſeinen höchſtſtehenden Vertretern bereits vor einem halben Jahrtauſend überwunden hatte. Willenlos läßt ſich der antike Decadencemenſch in das Netz übernatürlicher Beziehungen verſtricken, welches Theologie und Myſtik über das irdiſche Leben breitete. Sein des nüchternen und klaren Denkens entwöhntes Gehirn verwandelte ſchließlich die abſurdeſten Sätze in Axiome und Glaubensartikel und erfüllte ſich immer mehr mit metaphyſiſchen Trugbildern, mit weſenloſen Schemen, die der philoſophiſchen und theologiſchen Literatur der ſinkenden Kaiſerzeit zum guten Teil faſt ein pathologiſches Gepräge geben.

So haben ſchon die Stoiker ſeit Poſidonius und dann auch die Platoniker in dem Beſtreben, ihre Weltanſchauung mit dem Volksglauben auszugleichen, den obengenannten Dämonenglauben aufgegriffen und zwiſchen die eine abſolute Gottheit und den Menſchen Mittelsweſen eingeſchoben, denen dann die mit der Idee der höchſten Gottheit unvereinbaren Volkskulte und Götterlegenden gelten ſollten. Dies Zwiſchenreich der Dämonen machte die in der Stoa auch vertretene künſtliche allegoriſche Deutung des Mythus überflüſſig und ermöglichte es ſelbſt dem „Philoſophen", wieder an die Wundergeſchichten zu glauben, von denen einſt Strabo geſagt hatte, daß ihrer nur noch das Weib und die Maſſe bedürfe.

Wie ſchon der Platoniker Celſus in ſeiner Streitſchrift gegen das Chriſtentum bemerkt hat, haben dieſe Dämonen eine auffallende Ähnlichkeit mit den Engeln des jüdiſchen und chriſtlichen Volksglaubens. Sie ſind geradezu ſymptomatiſch für die zunehmende Annäherung des Hellenismus an die Vorſtellungswelt des Orients. Ein weiteres wichtiges Symptom für dieſe Annäherung iſt der auch wieder beſonders von der Stoa vertretene Glaube an alle möglichen Offenbarungen. Im Gegenſatz zu anderen Richtungen, die in dieſer Hinſicht die Traditionen einer beſſeren Zeit zu retten ſuchten, hat die Stoa ihr möglichſtes getan, um den Glauben an Orakel und Weisſagungen und andere „Offenbarungen" in Vorzeichen, Träumen Inſpirationen und Viſionen, im Sternenlauf uſw. zu fördern. Indem man die Vorſtellungen des altbabyloniſch-ägyptiſchen Sternen- und Schickſalsglaubens und zum Teil auch des altgriechiſchen Mantikwahnes mit der Begriffswelt der griechiſchen Wiſſenſchaft zuſammenmengte, entwickelte ſich jene von den ſogenannten Chaldäern maſſenhaft verbreitete Afterwiſſenſchaft, deren ungeheure Macht über die Gemüter ſchon durch die eine Tatſache genügend gekennzeichnet wird, daß ein Mann der exakten Wiſſenſchaft wie Ptolemäos ein Lehrbuch der Aſtrologie geſchrieben hat! Iſt doch die — förmlich zur Religion gewordene — Aſtrologie mit der herrſchenden Weltanſchauung ſo eng verwachſen, daß man die von der müden Zeit erſehnte „Erlöſung" als eine Befreiung der Seele aus der durch die Sterne beſtimmten Welt des Zwanges anſah! Daher auch die zunehmende Bedeutung der gleichzeitig zur Verbreitung philoſophiſcher Lehren und als pſeudophiloſophiſche Erkenntnisquelle benutzten Orakelliteratur, wie der chaldäiſchen Logia und der ſogenannten Sibyllen, welche mit der chaldäiſchen Aſtrologie die Weisſagung von einem Zuſammenbruche der beſtehenden Weltordnung verbanden.

Blick in das Innere eines Hauſes zu Pompeji
(Reg. VII. Ins. Via nona 25.) Aquarell von Prof. Alexander Kips

Blick in das Innere eines Hauſes zu Pompeji
(Reg. VII. Ins. II. Via nona 25.) Aquarell von Prof. Alexander Kips

Durch dieſe Verquickung der Philoſophie mit den religiöſen Offenbarungsvorſtellungen trat neben die Vernunft als anerkannte Erkenntnisquelle die „Offenbarung“, in der nun die Denkſchwäche der Zeit die Sicherheit zu finden glaubte, die ihr die Vernunfterkenntnis nicht bieten konnte. Dadurch ſinkt die Philoſophie auf das Niveau der Scholaſtik herab. Ja, ſie wird geradezu Theologie, und daher der ausgeſprochen myſtiſche Charakter der Philoſophie, wie er ſeit dem dritten Jahrhundert im Neuplatonismus bei Plotin, Porphyrios, Jamblichos uſw. zum Ausdruck kommt. Es iſt ein „Gottſchauen“, eine „Einigung mit Gott“, was der Neuplatonismus auf dem Wege der Ekſtaſe und des Enthuſiasmus zu erzwingen hofft; und er glaubt dieſes Verſinken der Seele in Gott am beſten zu erreichen durch eine intenſive geiſtige Vorbereitung oder „Heiligung“ und Kaſteiung, durch vegetariſche Diät und Abſtinenz oder auch durch die rituellen Weihungen und Sühnungen, welche die damals ſo zahlreichen Geheimkulte oder Myſterien ihren Gläubigen auferlegten, um ſie der „Erlöſung“ durch die den Geweihten ſich offenbarende Gottheit teilhaftig zu machen. Mit dieſer Verbindung von Philoſophie, Myſtik und Myſterienglauben iſt der Bankerott, die Selbſtauflöſung der Philoſophie entſchieden.

Und was für die Philoſophie, das gilt für die Geiſtesbildung überhaupt. Jenes ſtarke und freie Geſchlecht, das der Vernunft und Wiſſenſchaft und keinen „Autoritäten“ ſeine Ideen und Inſpirationen verdanken wollte, war völlig im Ausſterben begriffen, wenn auch vereinzelt immer noch Proteſte gegen den wüſten Dogmatismus und Supranaturalismus vorkamen, wie z. B. bei dem „Empiriker“ Sextus (um 200) u. a. Wir ſehen das recht deutlich an der Geſchichtſchreibung. Hier hatte ſich der freie helleniſche Geiſt ſchon vor einem halben Jahrtauſend von allem Autoritäts- und Traditionsglauben emanzipiert und zur vollen Höhe wiſſenſchaftlichen Denkens erhoben. Er hatte erkannt, daß Welt- und Menſchendaſein von einer allgemeinen Geſetzmäßigkeit beherrſcht werden, die eine in ſich geſchloſſene, d. h. nirgends durch ſog. Wunder durchbrochene iſt. Und dieſe ſtreng kauſale, thukydideiſche Auffaſſung, die ſich grundſätzlich innerhalb der Grenzen des Begreiflichen hält, hat trotz bedenklicher Rückfälle in der helleniſtiſchen Geſchichtſchreibung bis in die chriſtliche Ära nachgewirkt. Man denke an die geiſtige Freiheit eines Cäſar und Salluſt, an die Skepſis gegen die „Prodigia“, die „Vorzeichen“, die noch Livius als eine Eigentümlichkeit der bisherigen Geſchichtſchreibung bezeichnet. Auch Tacitus ſpricht noch im Vollgefühl der Aufklärung von der Wunderſucht „ungebildeter“ Jahrhunderte. Er wird nicht müde, die ſupranaturaliſtiſche Erklärung hiſtoriſchen Geſchehens als ſubjektiven Wahn, als Reflex der durch die Ereigniſſe erzeugten ſeeliſchen Stimmung und Dispoſition zur Gläubigkeit, beſonders als Maſſenſuggeſtion zu erweiſen. Schöne Proben hiſtoriſch-pſychologiſcher Beurteilung des religiöſen Phantaſielebens, welche die geſchichtlichen Erſcheinungen lediglich aus ſich ſelbſt und durch die Vernunft erklärt.

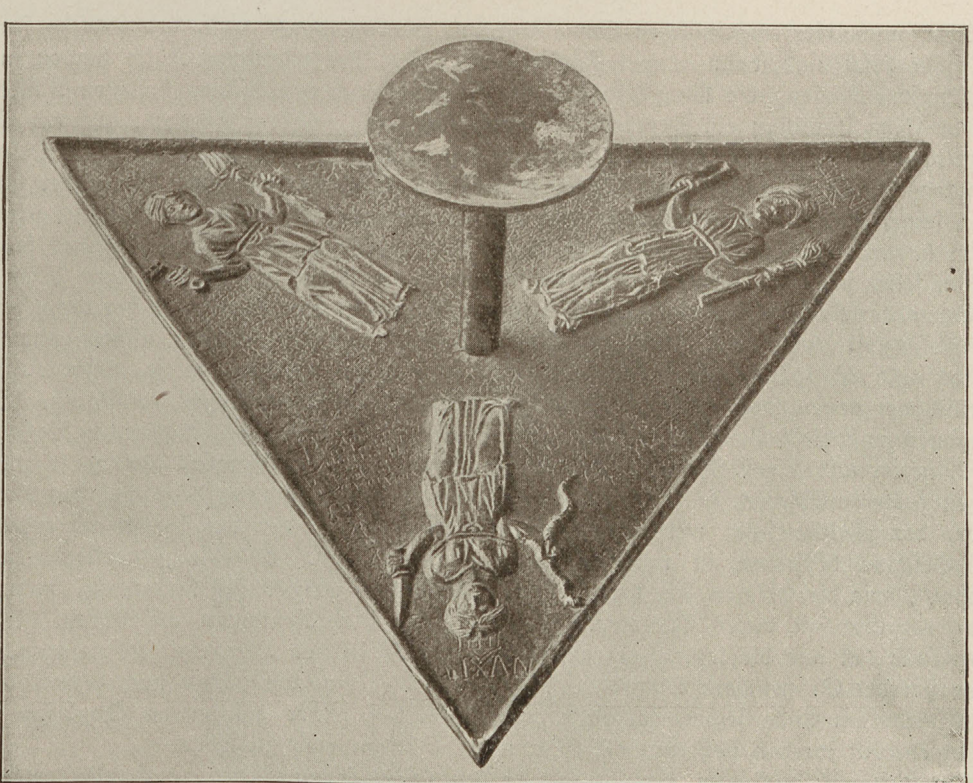
Aber ganz und gar hat ſich doch ſelbſt ein Tacitus dem übermächtigen Zug der Zeit nicht zu entziehen vermocht. Wir begegnen ſchon bei ihm wenigſtens da und dort einem gewiſſen Schwanken, einer Unſicherheit, die nur zu ſehr geeignet iſt, die einſt von Thukydides ſo ſcharf gezogene Grenzlinie zwiſchen Wiſſen und Glauben zu verwiſchen. Wenn es für einen Thukydides völlig ausgeſchloſſen war, daß eine dem Naturgeſetz widerſprechende Nachricht hiſtoriſch, d. h. die richtige Wiedergabe eines realen Vorganges ſein könne, mochte ſie äußerlich noch ſo gut „beglaubigt“ ſein, erſcheint dieſe feſte kritiſche Poſition bei Tacitus immerhin ſchon ſo weit geſchwächt, daß er ſich wenigſtens gelegentlich nicht mehr ganz des Gedankens erwehren kann, es könnte vielleicht an ſolchen Dingen doch etwas ſein! Gegenüber dem angeblichen Wunder z. B., welches man beim Tode des Kaiſers Otho erlebt haben wollte, verſtummt ſeine ſonſt ſo ſcharfe Kritik des Volksglaubens völlig. Er wagt es nicht, „dem Glauben an eine ſo allgemein verbreitete Überlieferung entgegenzutreten“! Was hier die angebliche gute Beglaubigung, das iſt bei gewiſſen Vorzeichen und Weisſagungen die ſog. Erfüllung, die bei ihm die Kritik gelegentlich zum Schweigen bringt. Auch der Aſtrologie gegenüber, die er ſonſt als Aberglauben behandelt und rein pſychologiſch aus der Leichtgläubigkeit der Menſchen gegenüber dem Geheimnisvollen erklärt, zeigt er ſtellenweiſe, z. B. in der Geſchichte des ſternengläubigen Tiberius, eine bedenkliche Neigung, zu glauben.

Wenn ſich ſelbſt ein Tacitus nicht ganz dem Einfluß einer Zeitſtimmung entziehen konnte, die den einzelnen immer unwiderſtehlicher in ihren Bannkreis zog, ſo kann man ſich vorſtellen, welche Fortſchritte Aberglaube, Wunderſucht und myſtiſche Schwärmerei bei minder ſtarken Geiſtern gemacht haben. In der Tat begegnen wir ſchon in den Kaiſerbiographien Suetons einem Vorbedeutungs- und Wunderglauben, der uns geradezu kindlich anmutet. Selbſt ein ſo gebildeter Mann wie Plutarch glaubt es „nicht ſo leichthin verwerfen zu dürfen“, daß Götterbilder ſchwitzen, ſeufzen, reden, ſich abwenden und die Augen zudrücken können; und ſeine Wundergläubigkeit kennt daher auch trotz einzelner rationaliſtiſcher Anwandlungen kaum mehr eine Grenze. Auch er fügt ſich, wenn „uns die Geſchichte durch viele gültige Zeugniſſe zum Glauben nötigt“. Wer ſich von dem Übernatürlichen „nichts nehmen laſſen mag“, hat nach ſeiner Anſicht an der göttlichen Allmacht, welche das Unmögliche möglich machen kann, eine „kräftige Stütze des Glaubens“. Weſſen ein ſolcher Glaube fähig war, dafür haben wir ein draſtiſches Beiſpiel an dem Rhetor Ariſtides, der doch für die Zeit eine geiſtige Größe erſten Ranges war und dabei an göttliche Erſcheinungen, Inſpirationen, Eingebungen im Traum und an die wunderbarſten Heilungen ſeines „Heilands“ (Soter) und „Herrn“, des „heiligen“ Aſklepios mit einer Inbrunſt glaubt, die auch beim Einfältigſten nicht größer ſein konnte.

Und doch wird auch dies noch überboten durch das, was die fromme Legende von andern Zeitgrößen zu erzählen wußte, deren „Weisheit“ oder Frömmigkeit den Wundergläubigen ein beſonderes Maß von „Göttlichkeit“ zu verraten ſchien. Wie man das Leben älterer Denker, z. B. des Pythagoras und Plato, zu einer Wundergeſchichte umgeſtaltet hatte, wie Plato — der Jungfrauen- und Gottesſohn! — gottgeoffenbarte Wahrheiten gelehrt haben ſollte, ſo ſcheute man auch nicht davor zurück, kürzlich verſtorbenen, oder gar noch lebenden „Weiſen“ einen förmlichen religöſen Kultus zu weihen. Man denke nur an den Zeitgenoſſen Jeſu Apollonius von Tyana, aus dem die ſchwärmeriſche Begeiſterung ſeiner Jünger einen förmlichen Gottmenſchen gemacht hat, der von einem Dämon gezeugt ſein ſollte, alle Vergangenheit und Zukunft kennt, Dämonen entlarvt, Exorzismen vornimmt, ein totes oder ſcheintotes Mädchen erweckt u. dgl. m. Ja, man hat ihn geradezu als einen Gott angeſehen und ihm in Tyana einen Tempel errichtet. Und ganz ähnlich hat man auch dem durch die Satire Lukians berühmt gewordenen Alexander von Abonuteichos (2. Jahrh.) u. a. göttliches Weſen und alle möglichen Wundertaten im Leben oder nach dem Tode zugeſchrieben. Ja, es hat nicht an Propheten gefehlt, welche ihren Nimbus und die Beweiskraft ihrer Lehren dadurch zu erhöhen ſuchten, daß ſie ſich ſelbſt göttlicher Abkunft oder ſonſtiger enger Beziehungen zur Gottheit rühmten, die ſie zum Heile der Welt geſendet haben ſollte.

Dieſe Apotheoſe entſprach ſo recht dem übermächtig gewordenen Autoritäts- und Inſpirationsglauben, der ſich durch die Kanoniſierung gefeierter Lehrer und ihrer Schriften ähnliche heilige Bücher und unfehlbare Lehrautoritäten ſchuf, wie die Religionen des Orients, andrerſeits dem Erlöſungsbedürfnis eines müden Peſſimismus, der durchdrungen von der abſoluten Schlechtigkeit des Beſtehenden ſich mit dem Gedanken einer Änderung aller Dinge erfüllte. Ein Gedanke, der ſich mit der in der orientaliſchen und griechiſchen Myſtik verbreiteten Idee der periodiſchen Welterneuerung, mit der eschatologiſchen und apokalyptiſchen Literatur der Juden und der ſibylliniſchen Weisſagungen aufs engſte berührte. Der Träger dieſer Welterneuerung und Welterlöſung ſollte aber ein von der Gottheit ſelbſt erweckter Gottmenſch, ein Retter-Gott ſein, deſſen Erſcheinen oder „Ankunft“ nach altorientaliſcher Weisſagung ſich durch den Aufgang ſeines Sternes am Himmel ankündigen werde! Hatten ſich doch, um dieſe Weisſagungen in ihrer Perſon als erfüllt hinzuſtellen, ſchon Ptolemäos Soter von Ägypten als „Heiland“, Antiochos Epiphanes von Syrien als „den zum Heil erſchienenen Gott“ bezeichnet; und die Landtage und Städte Aſiens haben den Begründer der Weltmonarchie Auguſtus ebenfalls als „Heiland“ gefeiert! Je weniger aber die weitere Geſchichte der Cäſaren dieſen Anſpruch rechtfertigte, um ſo näher lag es, die von dem „Gott und Herrn“ auf dem Thron nicht erfüllten Hoffnungen auf andere Gottmenſchen und Erlöſer zu übertragen.

Es iſt bezeichnend, daß dieſe Idee der Welterneuerung durch einen göttlichen Erlöſer von Virgil im Anſchluß an die kymäiſche Sibylle entwickelt wird, und daß dieſe Sibylle vieles mit Lehren gemein hat, die als ſolche der „Magier“ bezeichnet werden, alſo im Orient wurzeln. Ein bedeutſames Symptom des Umſichgreifens von Empfindungen und Vorſtellungen, welche die fortſchreitende Aſſimilierung des antiken Geiſtes an die Ideenwelt des Orients erkennen laſſen.



Tiſchchen mit myſtiſchen Inſchriften, Zaubergerät aus Pergamon. Im Kgl. Muſeum zu Berlin.

Dieſe Orientaliſierung Europas iſt eine der wichtigſten maſſenpſychologiſchen Erſcheinungen der Kaiſerzeit, die zugleich aufs engſte mit dem Univerſalismus des Weltreiches zuſammenhängt. Der außerordentlich geſteigerte Weltverkehr mit ſeinen zahlloſen Ab- und Zuwanderungen, die Vermiſchung der verſchiedenſten Raſſen und Völker, der Austauſch der Ideen und ſeine typiſchen Vertreter, der allgegenwärtige Kaufmann und der allgegenwärtige Soldat, ja man kann ſagen der allgegenwärtige Profeſſor, der Ausgleich zwiſchen Bürgern und Provinzialen, zwiſchen Griechen und Römern einerſeits und Barbaren andrerſeits, all das hat eine Verbreitung und Verſchmelzung der heterogenſten religionsphiloſophiſchen und religiöſen Anſchauungen und Kulte herbeigeführt, die in ihrer Art einzig daſteht. Und zwar ſind es eben die Religionen des Oſtens, deren Verbreitung über das geſamte Weltreich rapide Fortſchritte gemacht hat, ſo der Kult des Attis und der großen Mutter, des Sabazios, der Iſis und des Oſiris, des Baal und der Aſtarte, des Serapis und Mithras, des Jahve und Chriſtus.

Träger dieſer Kulte ſind zunächſt die zahlloſen Aſiaten ſelbſt, beſonders die ſemitiſcher Abkunft, „chaldäiſche“ Aſtrologen, Prieſter, Kaufleute, wie ſie vor allem in den Seeſtädten des Mittelmeeres angeſeſſen waren, Sklaven, welche durch den Handel und durch Kriege, z. B. durch die jüdiſchen Kriege, die Kriege mit den Parthern, die Feldzüge Trajans uſw. auf die Märkte und von da auf die Güter und in die Häuſer der Großen kamen, die aus dem Sklavenſtand ſich rekrutierenden Subalternbeamten im Dienſte der Gemeinden, des Staates und des kaiſerlichen Fiskus, nicht minder zahlreiche aus der Unfreiheit zu Bürgerrecht und Wohlſtand emporgeſtiegene Freigelaſſene und ganz beſonders Soldaten, Offiziere und Veteranen der Armee, in der uns Aſiaten in den fernſten Feſtungen und Lagern, in Britannien, am Rhein und an der Donau, wie in Afrika begegnen. Ihr verdankt vor allem der Myſterienkult des perſiſchen Sonnengottes Mithras ſeinen Siegeszug durch das Reich. Die meiſten ſeiner Heiligtümer und Kultusgegenſtände haben ſich in den Rhein- und Donauländern gefunden, die ja am ſtärkſten mit Truppen belegt waren.

Aber auch die einheimiſchen Bevölkerungen wurden durch dieſe orientaliſche Invaſion ſchon ſehr früh und dann immer ſtärker beeinflußt. Die aſiatiſchen Kulte fanden in allen Volksſchichten Eingang bis hinauf zu dem ja ſchließlich auch von Aſiaten beſetzten Kaiſerthron. So war ſchon Domitian ein Verehrer der ägyptiſchen Iſis und des Serapis; und ein Prieſter des delphiſchen Apoll, der Hiſtoriker Plutarch, hat in ſeiner, einer Iſisprieſterin zu Delphi gewidmeten Schrift über Iſis und Oſiris auch dieſen Göttern gehuldigt. Alexander Severus ſoll in ſeiner Hauskapelle Apollonius von Tyana, Orpheus, Abraham und Chriſtus gleichzeitig verehrt haben. Und ganz beſonders iſt es der Mithraskultus, der überall Eingang fand und in Rom ſelbſt ſeit dem zweiten Jahrhundert eine ganze Reihe von Heiligtümern beſaß.

Schon der Kaiſer Commodus ließ ſich in die Myſterien einweihen; und der durch Aurelian zum Reichsgott gewordene „Allſieger Sol" (Sonne) war im Grunde nichts anderes, als Mithras und iſt ſpäter ausdrücklich mit ihm identifiziert worden, da ja dieſer Kult recht eigentlich der neuen, orientaliſchen Form der Monarchie des „Gottkönigs" entſprach. Wie die Pharaonen und die helleniſtiſchen Fürſten Ägyptens Inkarnationen des ſtrahlenden Beherrſchers der Planeten und die Saſſaniden Brüder der Sonne und des Mondes waren, ſo tritt auch bei den ſpäteren Cäſaren, ſo z. B. bei Diokletian und Julian, immer deutlicher das Beſtreben hervor, den Weltherrſcher mit dem mächtigſten Geſtirngott, der das Univerſum erhellt und ſeine Geſchicke beſtimmt, in myſtiſche Beziehung zu ſetzen. Als die „Unbeſiegbaren" und „Ewigen", wie die Cäſaren ſeit dem dritten Jahrhundert offiziell ſich bezeichnen, nahmen ſie teil an der Gottheit dieſes Planeten. Sie ſind ſeine Repräſentanten auf Erden. Und der Volksglaube hat nur die letzte Konſequenz dieſes theokratiſchen Hirngeſpinſtes gezogen, indem er den bei der Geburt vom Sternenhimmel herabgeſtiegenen Cäſar-Gott nach dem Tode ganz wie Mithras am Ende ſeiner Laufbahn von Helios auf ſeiner glänzenden Quadriga wieder dorthin entrückt werden ließ, um als Gott unter Göttern ewig zu leben.

Ein weiteres Symptom der Fortſchritte des Orientalismus ſind die Erfolge, welche im Laufe des erſten Jahrhunderts — trotz des weitverbreiteten Antiſemitismus — die Propaganda des Judentums und ſpäter des Chriſtentums aufzuweiſen hatte. Das Judentum nahm damals in der Diaſpora einen bemerkenswerten Anlauf, ſich aus einer Volksreligion zur Weltreligion zu entwickeln, zu einer Art „philoſophiſcher Religion", wie ſie Joſephus und der alexandriniſche Jude Philo auffaßten, der mit ſeiner Verſchmelzung von Moſes, Platonismus und Stoa als ein typiſcher Vertreter des herrſchenden Synkretismus erſcheint. Wenn das Chriſtentum ſich lange Zeit ohne allzu ſtarke Anfechtung verbreiten konnte, ſo lag dies zum Teil eben daran, daß es gewiſſermaßen „im Schatten des Judentums" heranwuchs und ſo urſprünglich als Sekte einer anerkannten Religionsgemeinſchaft galt. Allerdings iſt dann im Judentum infolge der furchtbaren nationalen Kataſtrophe eine radikale Rückbildung im Sinne ſtarrſter Exkluſivität erfolgt, aber um ſo erfolgreicher hat das Chriſtentum, das ſeit dem Wirken des Paulus die „ganze Welt" als Miſſionsgebiet ins Auge faßte, die univerſale Bahn weiter verfolgt.

Schon um das Jahr 170 hatte ein hervorragender Chriſt in Rom den Eindruck, daß die Chriſten zahlreicher geworden ſeien, als die Juden. Und etwas ſpäter erſcheint in Karthago und Afrika das Chriſtentum bereits ſo ſehr verbreitet, daß Tertullian mit der großen Zahl der Chriſten geradezu drohen konnte! Im Anfang des dritten Jahrhunderts weiſt im helleniſtiſchen Oſten Origenes mit Genugtuung darauf hin, daß das Chriſtentum, das bis in die Zeit Mark Aurels vorwiegend eine Religion der kleinen Leute geweſen war und meiſt aus Sklaven, Freigelaſſenen und Handwerkern beſtanden hatte, immer größere Verbreitung auch unter den höheren und gebildeteren Klaſſen fand. Am Ende des Jahrhunderts vollends, unmittelbar vor der letzten großen Verfolgung, erſcheinen die chriſtlichen Gemeinden nach der allerdings übertreibenden Schilderung des Euſebius ſo angewachſen, daß überall die Kirchen zu klein wurden und neue gebaut werden mußten. Wir begegnen den Bekennern der als Weltkirche organiſierten neuen Religion auf allen Lebensgebieten bis hinauf zu den höchſten Stellungen am Hofe, in der Verwaltung, ja, — beſonders ſeit Gallien — ſelbſt unter den Offizieren der Armee. Sie hat alle anderen Myſterienkulte überflügelt. Wie im dritten Jahrhundert der Mithrasdienſt ſeinen Höhepunkt erreichte, ſo hat dasſelbe Jahrhundert auch den Sieg des Chriſtentums entſchieden.

Es iſt die Zeit, in der der wachſende politiſche und adminiſtrative, ſoziale und wirtſchaftliche Druck und tauſendfältiges Elend in Geſtalt von verheerenden Seuchen, Barbareneinfällen, äußeren und inneren Kriegen die peſſimiſtiſche und fataliſtiſche Stimmung der Völker des gealterten Cäſarenreiches gewaltig geſteigert hatten. Es geht ein unendliches Sehnen durch dieſe verfallende Welt, aus den ungeheuren Widerſprüchen des Daſeins herauszukommen, ein hochgeſteigertes krampfhaftes Troſtbedürfnis, das ſich nach einem Narkotikum ſehnte, um die ſchmerzlichen Zuckungen des ungeheuren Krankheitsprozeſſes einer dahinſiechenden Welt möglichſt zu übertäuben. Und da die harte, immer hoffnungsloſer und düſterer werdende Wirklichkeit dieſen Troſt nicht gewähren konnte, ſo iſt es pſychologiſch vollkommen begreiflich, daß ſich der unausrottbare Glückſeligkeitstrieb des Menſchen in die Welt der Phantaſie flüchtete und ſehnſuchtsvoll nach einer Erlöſung ausſah, die der müden Welt von obenher kommen ſollte. Es iſt eine förmliche Sucht, das wachſende Defizit in der Rechnung der Lebenswerte mit tranſzendenten Werten zu decken und durch ſie der Welt und dem Leben einen Sinn abzugewinnen, bei dem man ſich beruhigen konnte.

Statue der Iſis.
Original im k. k. Hofmuſeum zu Wien.

Mit dieſer eigentümlich paſſiven Stimmung, wie ſie für das Herabſinken der antiken Kultur auf das Niveau der orientaliſchen Halbkultur recht eigentlich bezeichnend iſt, hängt auch das immer mehr überhandnehmende Gefühl ſittlicher und geiſtiger Ohnmacht zuſammen, welches an der eigenen Kraft und der Leiſtungsfähigkeit der Vernunft verzweifelnd alles Heil von übernatürlichen Kräften erwartet, während die antike Vollkultur mit ihrer aktiven Denkweiſe der Überzeugung gelebt hatte, daß der Menſch ſelbſt ſich über das ſittliche und materielle Elend der Welt innerlich erheben und durch eigene Kraft und Erkenntnis gut werden könne. Welch ein Gegenſatz vollends zwiſchen der künſtleriſchen Freude des klaſſiſchen Hellenentums an der Harmonie des Kosmos und der Schönheit der Natur und des Menſchenleibes einerſeits und dem aſketiſchen Peſſimismus dieſer Verfallszeit mit ſeiner Vorſtellung von dem ſündhaften Charakter der Natur und der Sinnenwelt, welche die Welt in zwei feindliche Hälften auseinanderriß: ein „Reich des Lichtes" und ein von böſen „Geiſtern beherrſchtes Reich der Finſternis"!

Daher der unaufhaltſame Siegeszug der orientaliſch-helleniſtiſchen Myſtik und der aus dieſer Myſtik hervorgegangenen Myſterienkulte und Erlöſungsreligionen, die auf Grund göttlicher Offenbarung den Weg zu zeigen verſprachen, wie die Menſchenſeelen vom Drucke des Reiches der Finſternis befreit werden und eingehen können in das Reich des Lichtes.

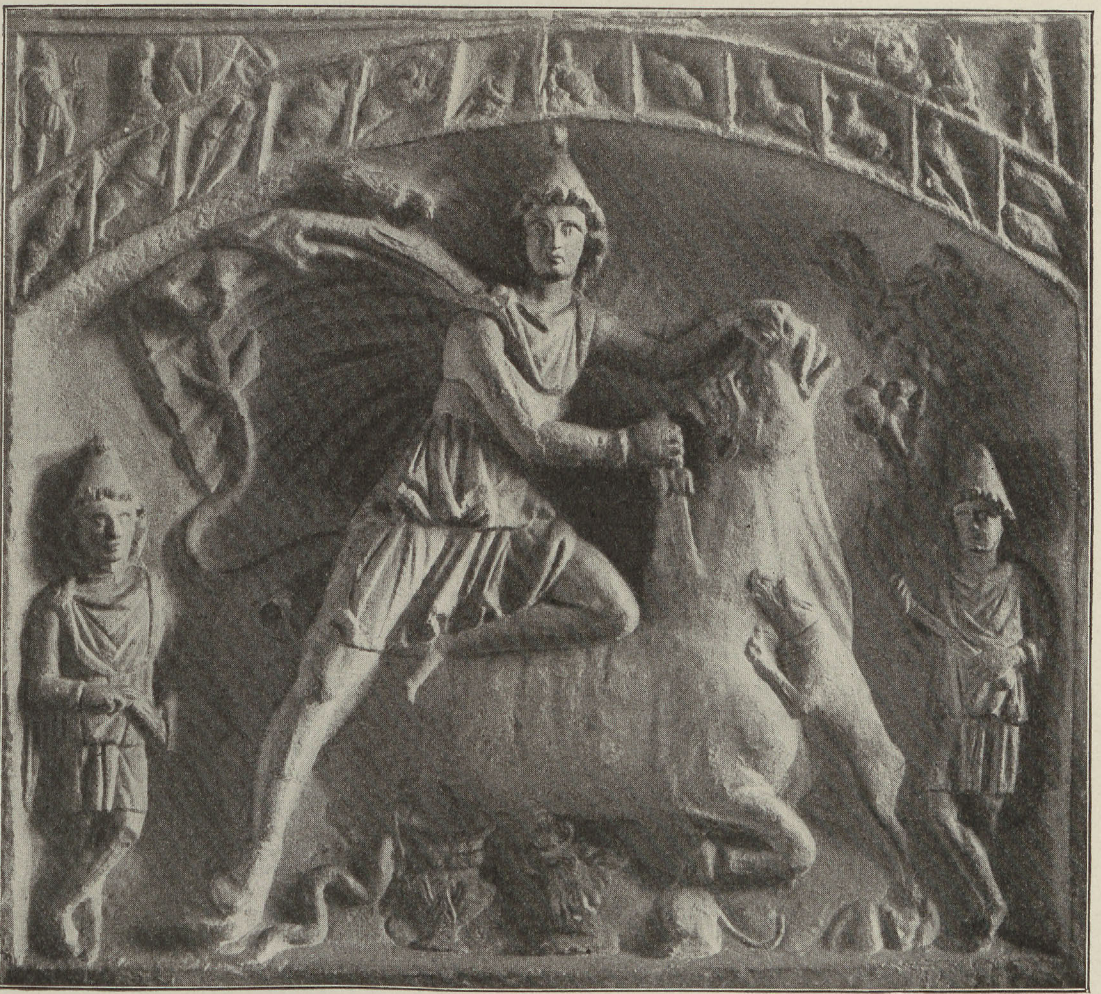
Dieſe orientaliſch-helleniſtiſche Myſtik, die ſich in zahlloſen Gemeinden über Vorderaſien und Ägypten und von da über Europa verbreitete, ging von der Vorſtellung aus, daß ein beſtimmter Gott herniederſteigt, die Geſtalt eines beſtimmten Menſchen annimmt und dann nach Entſühnung der Erde zum Himmel zurückkehrt. So iſt z. B. Oſiris als Weltheiland in Menſchengeſtalt zur Erde geſandt und ſteigt als Gott wieder zum Himmel empor, nachdem er die rechte Gottesverehrung geoffenbart; ebenſo der von der Myſtik als König, Prophet und Philoſoph, als Trismegiſtos gefeierte Hermes, der Offenbarungsgott der in der Kaiſerzeit weit verbreiteten Gemeinden der ägyptiſchen Hermesreligion, der in dieſer Religion als Menſchenhirte, als der dem Licht entſtammte „Logos“, Gottesſohn und Gottmenſch, als Vermittler zwiſchen Gott und Menſchheit erſcheint. Und ſo kehrt dieſer Offenbarungs- und Erlöſerglaube in den verſchiedenſten Myſterienreligionen wieder, ſo z. B. in dem Myſterium der Mithrasreligion. Es iſt von Mithras, dem Gott des Lichtes, der Wahrheit und Gerechtigkeit dem erſten der Myſten durch ſeinen Erzengel geoffenbart, wie überhaupt die Engelsbotſchaft ein in den damaligen myſtiſchen Kulten weitverbreitetes Motiv war, im Chriſtentum z. B. ſo ſehr, daß ſeine Offenbarung geradezu „Euangelion“ hieß. Jener Erſtling der Myſten iſt der „Mittler“ der Mithrasreligion, hier Helios genannt, der als Sohn des Mithras in das Reich des Vaters aufgenommen wird, und deſſen Weihe eben das Vorbild der Weihe war, die dem Gläubigen den Weg zeigte, wie er durch beſtimmte kultiſche Akte, d. h. Sakramente in ein beſonderes Verhältnis zur Gottheit, zur „Gemeinſchaft“ mit Gott gelangen konnte.

Ferner haben dieſe myſtiſchen Religionen ihre Propheten, Lehrer, Prieſter, die von Gott ſelbſt berufen ſein ſollten, die Erlöſung zu predigen, und die zum Teil von einem bis zur Ekſtaſe geſteigerten Bewußtſein ihrer überirdiſchen Natur erfüllt waren. Und ſo mancher von ihnen iſt in der Tat durch den Totenkult der Ehre teilhaftig geworden, von den Gläubigen als Gott, Gottesſohn oder als Inkarnation eines Gottes anerkannt zu werden, ſo z. B. ganz beſonders in Ägypten, wo man von jeher geneigt war, in der hiſtoriſchen Perſon die Wirkung oder Verkörperung eines Gottes zu ſehen, und wo ſeit älteſter Zeit die Zauberer ſich als den oder jenen Gott zu bezeichnen liebten, der in ihnen wohne, und von dem ſie nur ein Abbild (Eidolon) ſeien! Iſt hier doch z. B. in den Hermesgemeinden die menſchliche Perſönlichkeit des Religionsſtifters vielfach ſo verdunkelt worden, daß ohne weiteres an ſeine Stelle der göttliche Spender der Offenbarung ſelbſt, der „gute Dämon“ trat.

Sehr bezeichnend iſt endlich auch die Art und Weiſe, wie hier dem Offenbarungsgott ein dem Dunkel entſproſſener böſer Dämon entgegengeſtellt wird. Alles Vorſtellungen, die ſo oder ähnlich auch in anderen Myſterienreligionen wiederkehren, ganz beſonders in der entwickelten Chriſtusmyſtik des Chriſtentums. Man denke nur an das Evangelium Johannis, in dem ſich die Begriffswelt und die Formelſprache der helleniſtiſch-ägyptiſchen Myſtik und Myſterienreligion getreu widerſpiegelt.

Die Aufnahme in die Myſteriengemeinde, die Weihe, in welcher ſich die Gottheit dem Gläubigen verbindet, vollzieht ſich in ſakramentaler Form durch eine Art Taufe d. h. Beſprengung mit Weihwaſſer, Bad oder Waſchung, oder auch durch Bekränzung, Salbung, Trinken von Waſſer, Milch oder Wein, dem heiligen Trank des Dionyſos, Darreichen von Brot u. dgl. m. So wird in den Iſismyſterien das geweihte Waſſer, durch deſſen ſakramentale Mitteilung die Erlöſung vom Hades erfolgt, Waſſer des Lebens genannt, das unmittelbare Seitenſtück zur chriſtlichen Taufe. Eine beſondere ſakramental-magiſche Wirkung hatte das heilige Mahl, über das gewiſſe Zauberformeln geſprochen wurden; ein Nachklang jener uralten Religionsanſchauung, nach der ſich der Menſch dadurch mit einem Gott vereinigen und göttliche Kraft gewinnen kann, daß er ihn, oder Teile von ihm ißt, ganz wie der Naturmenſch glaubt, durch dasſelbe Mittel ſich die Klugheit des weiſen Mannes oder die Stärke des Tieres aneignen zu können. So begegnen wir dieſer Auffaſſung des Eſſens als einer Einigung mit Geiſtigem in einer liturgiſchen Formel des Attisgottesdienſtes, bei dem der Einzuweihende eben durch die ſakrale Speiſe zum Myſten des Attis „wiedergeboren“ wird.

Wenn gegenüber dieſem Sakrament der heidniſchen Myſterienkulte von chriſtlicher Seite als „wahre Speiſe des Lebens“ das Brot und der Kelch Chriſti empfohlen wurde, ſo erkannte man eben damit an, daß das Chriſtentum auch den Glauben, durch leibliches Eſſen Göttliches aufnehmen zu können, mit den übrigen Myſterienkulten geteilt hat. Daher hat es auch die ſakramental-phyſiſche Aufnahme ſeines Gottes rituell in derſelben Weiſe vollzogen, wie dieſe. Wie die Agapen der Myſten, ſo war auch die Abendmahlsfeier der Chriſten die ſakramentale Vereinigung mit dem göttlichen Stifter, durch die es eben ein Mahl des Lebens und der Unſterblichkeit ward. Wie die Gläubigen des Dionyſos-Zagreus den Gott ſelbſt zu eſſen meinten, ſo ward Chriſtus von ſeinen Gläubigen gegeſſen und getrunken und war dadurch in ihnen. Wer daher unwürdig aß und trank, der frevelte am wirklichen Leib und Blut des Herrn, weil er eben tatſächlich Leib und Blut genoſſen hatte. Es war alſo — zwar nicht Lehre



Das Mithras-Relief von Heddernheim. Original im Muſeum zu Wiesbaden. Photographiſche Aufnahme.

Jeſu, — aber doch echte, ſchon in der pauliniſchen Sakramentslehre hervortretende altchriſtliche Anſchauungsweiſe, wenn noch Luther dem Sakrament der „Darbietung des Leibes des Herrn" eine myſtiſch-magiſche Wirkung zuſchrieb, freilich ohne zu ahnen, daß er damit nur eine Vorſtellung der antiken Myſterienreligionen wiederholte, die aufs engſte mit den Naturformen der Religion überhaupt zuſammenhängt.

Eine andere Form der Vereinigung des Myſten mit Gott iſt die Mitteilung des „heiligen Geiſtes", des „Pneuma". Ein bedeutſamer Verſuch, die primitive Verſinnlichung dieſes Vorganges, wie ſie die Vorſtellung von dem leiblichen Eingehen enthielt, durch eine „geiſtigere" Auffaſſung zu erſetzen. Nach dieſer Auffaſſung, die freilich eines ſinnlichen Subſtrates auch noch nicht entbehren konnte, ging das Pneuma des Gottes in den Gläubigen ein als ein feuriger Hauch, wie er z. B. bei dem Einweihungsritual des Mithrasdienſtes den Einzuweihenden umwehte. Durch das Einatmen dieſes Feuerhauches wird er eben mit dem „heiligen Geiſt" erfüllt und emporgehoben zu Gott. Er wird ein anderer und der Unſterblichkeit teilhaftig, weil er durch das göttliche Pneuma, das von nun an in ihm wohnt, Anteil an der Unſterblichkeit des Gottes hat, der in ihm iſt. Inſofern bedeutet dieſes Sakrament eine „Neugeburt" oder „Wiedergeburt", d. h. den Tod des irdiſchen Menſchen und die Geburt eines neuen unſterblichen und göttlicheren Menſchen. „Auf ewig wiedergeboren" nennen ſich die Gläubigen der großen Göttermutter in Rom, die am vatikaniſchen Hügel ihr Heiligtum hatten.

Auch für das Chriſtentum iſt es das Pneuma, welches die Vereinigung des Gläubigen mit Gott vermittelt. In und mit dem heiligen Geiſt, den Jeſus auf die Jünger überträgt, erhalten ſie die Fähigkeit zur Ausübung der göttlichen Macht, die er ſelbſt beſaß. Als flammendes Feuer, in feurigen Zungen ſtrahlt dieſes Feuer von ihnen aus, ganz ſo wie die antike Kunſt den feurigen Orgiasmus des Dionyſos darſtellt, deſſen Haupt ſein „heiliges Pneuma“ ebenfalls in flammenden Zungen umlodert. Man begreift bei dieſer Vorſtellung der antiken Myſterienreligionen, wie ſich hier eben dieſer „heilige Geiſt“ einerſeits zu einem eigenen göttlichen Weſen differenzieren und andrerſeits doch wieder als identiſch mit der Gottheit ſelbſt gedacht werden konnte, wie es z. B. im Chriſtentum geſchah. Höchſt bezeichnend für dieſe Zuſammenhänge iſt auch die Erzählung von der Jordantaufe, bei der der Geiſt des Lichtes auf Jeſu in Geſtalt der Taube herniederkommt, d. h. des heiligen Vogels der auch mit Iſis identifizierten Iſtar. Zu den geheimen Kräften, die das chriſtliche Bad der Wiedergeburt, die Taufe, verlieh, kam eben auch der Empfang des Pneuma.

Ein anderes Bild, unter dem die antike Myſtik die erſehnte Vereinigung mit der Gottheit angeſchaut hat, iſt die der Liebesgemeinſchaft. Eine Vorſtellung, die auch wieder in der chriſtlichen Bilderſprache und in der mittelalterlichen Myſtik, z. B. in der ehelichen unio mystica, in dem Seelenbräutigam und den Chriſtusbräuten ihre Analogien hat. Auch die Idee der Gotteskindſchaft gehört hierher, die urſprünglich auch ſehr real d. h. als wirkliche Zeugung oder Geburt durch die Gottheit aufgefaßt wurde. Eine Vorſtellung, die noch in den Mithrasmyſterien nachklingt, deren Gläubige ſich als „heute von Gott neugezeugt“ bezeichnen. Mithras iſt der Vater ſeiner Gläubigen, ſie ſind ſeine Söhne, ſeine Kinder und als ſolche untereinander Brüder; ähnlich wie die Chriſten untereinander „Brüder im Herrn“ waren. Und wie der Gott, ſo heißen die an ſeiner Statt Stehenden ebenfalls Väter, die Oberen des Mithrasklerus und der Erſtling der Geweihten, der „Mittler“ Helios. Eine Vaterſtellung, mit der auch die — allerdings ſchon durch die Einheit von Licht (Mithras) und Sonne (Helios) nahegelegte — myſtiſche Gedankenverbindung zuſammenhängt, für die derſelbe Helios, der ſonſt, wie die Myſten, Sohn des Mithras iſt, zugleich wieder Vater des Myſten und ſo eins mit dem Vater iſt: Helios Mithras. Eine unio mystica, wie ſie auch in den Dionyſosmyſterien bei Dionyſos-Zeus, in der ſtoiſchen Lehre von dem Äther- und Sonnengott, der Vater und Sohn zugleich iſt, und in der chriſtlichen Theologie wiederkehrt. Der Satz des Johannesevangeliums: „Ich und der Vater ſind eins“ iſt alſo echt antiker Myſterienglaube.

Übrigens iſt die Gottheit, zu der der einzelne durch das Sakrament in ein beſonderes perſönliches Verhältnis tritt, in manchen Myſterienkulten auch als Mutter gedacht worden. Man denke an die weithin in der helleniſtiſch-römiſchen Welt verehrte aſiatiſche „Große Mutter“ und an die Muttergottheit der Eleuſiniſchen Myſterien, die Allmutter, die ſogar als Mutter des Zeus ſelbſt, als Gottesmutter erſcheint. In gewiſſen Myſterienkulten, wie ſie uns z. B. in Unteritalien entgegentreten, verſchafft ſich eben der Myſte durch einen ſakramentalen Akt die Gewißheit, daß er noch einmal von der Allmutter geboren ward „als unſterblicher Gott“, d. h. daß ihm als einem Kind dieſer göttlichen Mutter die Neugeburt zu einem künftigen ſeligen Leben verbürgt iſt.

Man ſieht auch hier wieder, wie die Gotteskindſchaft zugleich als ein magiſcher Wunderakt der Neugeburt oder Wiedergeburt aufgefaßt wurde, bei der ein Menſch ſtirbt und ein anderer geboren wird. Daher ſpielen auch in den Einweihungsriten der Myſterienkulte die Bilder vom Tode und von der Wiedergeburt des Gläubigen eine Hauptrolle. So kam z. B. in den Einweihungsriten des Attis- und Iſiskultus ein Gang zum Lande des Todes und zurück zum Licht, eine Höllen- und Himmelfahrt zur Darſtellung; und ebenſo waren es Bilder des Sterbens und der Wiedergeburt, die der Myſte des Mithraskultes bei ſeinem „Aufſtieg der Seele“ erſchaute, und die dann auch in den chriſtlichen Vorſtellungen von dem „alten“ und „neuen“ Menſchen wiederkehren.

Dieſe Bilder wurden aber beſonders eindrucksvoll und der Glaube an die im Bilde erſchaute Auferſtehung und Unſterblichkeit ein beſonders feſter, wenn Bild und Glaube anknüpfen konnten an einen beſtimmten realen oder vielmehr als real gedachten Vorgang, an einen für das antike Denken ſo charakteriſtiſchen prototypiſchen Mythus, nach welchem ſich das, was die

Thronender Dionyſos. Wandgemälde aus der casa del naviglio zu Pompeji

Original im Muſeum zu Neapel. — Nach Hermann, „Denkmäler der Malerei des Altertums“. F. Bruckmann A. G.

Thronender Dionyſos. Wandgemälde
aus der casa del naviglio zu Pompeji

Original im Muſeum zu Neapel. — Nach Hermann, „Denkmäler der Malerei des Altertums“. F. Bruckmann A. G.

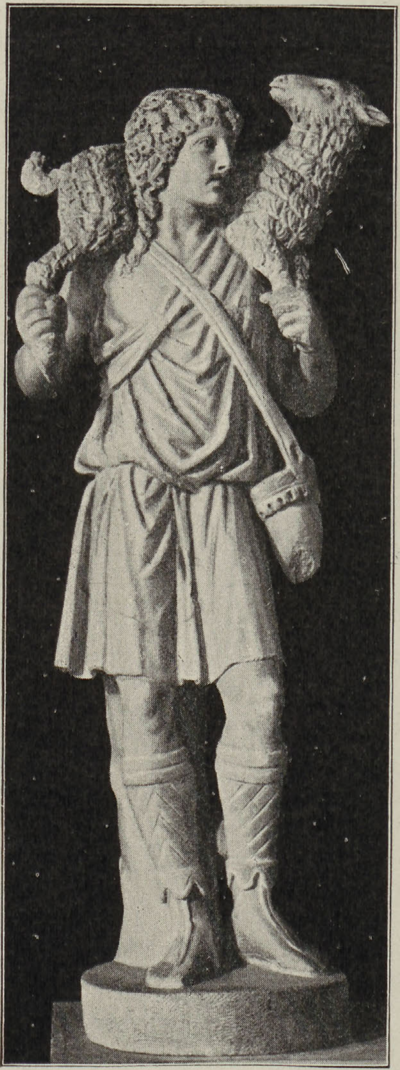
Stadt-
bücherei
Elbing

Gegenwart erſehnte, ſchon einmal gewiſſermaßen im Vorbild, alſo hier im Sterben und in der Wiederauferſtehung einer beſtimmten vorbildlichen Perſönlichkeit verwirklicht haben ſollte. Daher ſteht im Mittelpunkt des Glaubens der meiſten Myſterienkulte ein Gott, der leidet und triumphiert oder, — was die Regel, — der ſtirbt und wiederauferſtanden iſt, der niedergefahren iſt zum Totenreich und dann aufgefahren gen Himmel. Man denke an die Klage um Oſiris im Iſiskult und an das Feſt, welches die Myſten des Attis im März feierten: zuerſt eine Trauerklage um den Tod und dann die jubelnde Verkündigung ſeiner Auferſtchung am dritten Tag, ferner an die Geſchichte des Leidens, Sterbens und der Neugeburt des Dionyſos, endlich an die Kämpfe und Leiden, die Mithras bis zu ſeiner Rückkehr in den Himmel zu beſtehen hatte, und deren Ende er vor ſeiner Himmelfahrt mit den Genoſſen ſeiner Mühſale in einem letzten Mahle feiert, dem Vorbild der von den Gläubigen zur Erinnerung gefeierten Liebesmahle. Für die Chriſten knüpften ſich dieſelben Hoffnungen an die Leidensgeſchichte Jeſu, an die prototypiſche Tradition von ſeinem Tod und ſeiner Auferſtehung. Durch das Sakrament werden auch hier die Gläubigen eins mit dem Gott, um mit ihm zu ſterben und wiederaufzuſtehen zu einem ewigen Leben. Weil, wie es bei Paulus heißt, Chriſtus in ihnen iſt, weil ſie mit ihm Gotteskinder ſind, und weil nach ihrem Glauben dieſer Chriſtus auferſtanden iſt, haben ſie dieſelbe Hoffnung auf Unſterblichkeit, wie ſie die Gläubigen der andern Myſterienkulte auf Grund derſelben Vorſtellung von ihrem Gott beſaßen. Es iſt alſo auch wieder echt antiker Myſterienglaube, wenn Paulus den Römern ſagt, daß die Gläubigen mit Chriſtus leben werden, weil ſie mit ihm geſtorben ſeien.

Wie in den anderen Myſterienreligionen die myſtiſche Handlung, der Aufſtieg der Seele des Myſten zum Himmel, ihren notwendigen Hintergrund in dem vorbildlichen göttlichen Drama hat, ſo iſt zweifellos das eigentliche Evangelium des antiken Chriſtentums, d. h. das einer antiken Myſterienreligion allein entſprechende Evangelium, die Botſchaft von der Auferſtehung. Hat doch das Chriſtentum dieſen Charakter der Myſterienreligion, zu der bereits ſeit Paulus die Lehre Jeſu umgeſtaltet wurde, immer entſchiedener ausgeprägt! Wenn ſchon die Myſterien der Taufe und des Abendmahles und das ſakramentale Waſſer, Brot und Wein (Leib und Blut) und die ebenfalls Sakramente erzeugende Vorſtellung, daß dem bloßen Ausſprechen des Namens Jeſu und dem Kreuzeszeichen eine magiſche Gewalt, beſonders über die „Dämonen“ innewohne, die zeitgeſchichtliche Stellung des Chriſtentums klar zum Ausdruck bringen, als unvermeidliche Reflexe des intenſiven Begehrens jener Zeit nach Symbolen mit geheimnisvollen Kräften und nach ſinnlichen Unterpfändern, die dem Gläubigen das Heilige leibhaftig vorſtellen ſollten, ſo zeigt die ſpätere Hinzufügung weiterer Sakramentalien, Salbung, Handauflegung, heiliges Öl uſw., das ſchon im 3. Jahrhundert ausgebildete feierliche und ſtrenge Ritual des Gottesdienſtes, die Entwicklung einer an den Mithraskult erinnernden prieſterlichen Hierarchie, daß das Chriſtentum aus dem Bannkreis der Myſterienkulte nicht herausgetreten iſt und bei der geſchilderten religiöſen Zeitſtimmung auch nicht heraustreten konnte. So ganz und gar iſt es dieſer Zeitſtrömung zum Opfer gefallen, daß es bereits im 3. Jahrhundert — wie Harnack treffend bemerkt hat —, mit ſeinen Prieſtern, Opfern und heiligen Zeremonien mit dem pompöſeſten heidniſchen Kultus rivaliſieren konnte.

Wenn nun aber die „Erlöſung“ und der „Aufſtieg der Seele zu Gott“ das höchſte Ziel aller Myſterien war, ſo leuchtet ein, daß in dem Wettbewerb der verſchiedenen Myſterienkulte derjenige ſiegen mußte, der die Heilsbotſchaft von der Erlöſung und Auferſtehung am wirkſamſten zu verkündigen verſtand und zugleich die ſicherſte Bürgſchaft für ihre Verwirklichung zu gewähren ſchien.

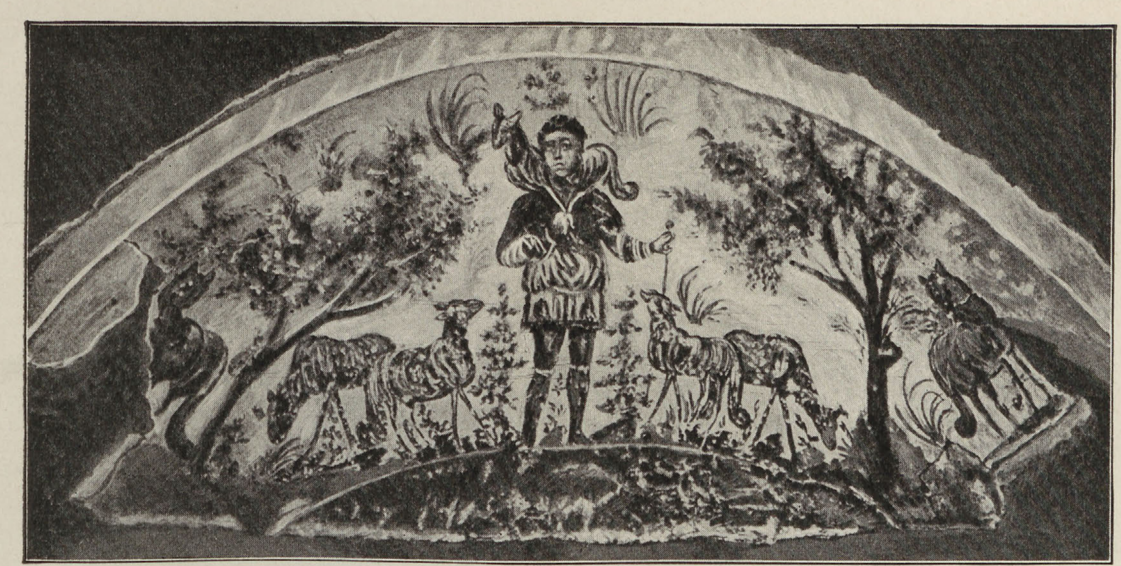
Dies war aber zweifellos das Chriſtentum. Keine antike Religion war in dem Grade auf die Weltmiſſion und auf eine energiſche, ja leidenſchaftliche Propaganda angelegt, wie die Religion Jeſu. Auch unterſchied ſich der Erlöſer, den ſie predigte, weſentlich von den anderen Myſteriengöttern. Während dieſe meiſt Geſtalten einer mythiſchen Vorzeit waren, war dieſer am Kreuze geopferte Chriſtengott vor nicht gar langer Zeit leibhaftig unter den Menſchen gewandelt und hatte ſelbſt die Knechtsgeſtalt eines niedrigen Provinzialen nicht verſchmäht, um die frohe Botſchaft vor allem den Armen und Elenden zu bringen. Und dann die ergreifende Geſchichte ſeines Leidens! Man kann ſagen: Sie iſt in gewiſſem Sinne typiſch für das Leiden und Dulden der Klaſſe, der er angehörte. Die Geſtalten des Evangeliums, das endlich einmal wieder abſeits vom Pfade der Rhetorik in ergreifender Schlichtheit und mit wahrhaft urſprünglicher poetiſcher Kraft zu den Maſſen redete, waren jedermann im Reiche verſtändlich und vertraut. Die ariſtokratiſche Prieſterſchaft, die den gefeierten Volksmann mit ihrem unverſöhnlichen Haß verfolgt, und der Statthalter, der ſelbſt vor einem Juſtizmord nicht zurückſchreckt, beides echte Repräſentanten der üblichen drakoniſchen Strafjuſtiz gegen die kleinen Leute, die „humiliores“, das ſcheinheilige Phariſäertum, die geldgierigen Wechſler und Händler im Tempel, der beſtechliche Denunziant, der den eigenen Wohltäter verrät, die barbariſchen Söldner, die für den Dulder nur grauſamen Hohn übrig haben, die verzweifelnden Frauen, die das Werk des Henkers umſtehen, die ſaduzäiſchen Epikuräer, die dem Heiland den Unſterblichkeitstroſt vergällen wollen u. a. m.! Und nun all dieſe Geſtalten in eine Erzählung von erſchütternder Tragik verwoben, die ganz von ſelbſt in den Mühſeligen und Beladenen das Gefühl der gemeinſamen Not und des gemeinſamen Leides und damit der innigſten ſeeliſchen Gemeinſchaft hervorrief mit dem, der der Held dieſer wahrhaft vorbildlichen Leidensgeſchichte war und durch ſie zugleich allen Verzweifelnden das tröſtende Vorbild der Erlöſung aus aller Not vor Augen ſtellte!



Marmorſtatue des guten Hirten.
Original im Chriſtl. Muſeum des Lateran zu Rom. Photograph. Aufnahme von Alinari.

Was in den Herzen von Tauſenden und Abertauſenden gärte und nach Entäußerung rang, hier fanden ſie es mit hinreißender Gewalt zum Ausdruck gebracht. Welch eine unerſchöpfliche Quelle der Erhebung, des Troſtes, der Erbauung, der bewundernden Hingebung und Liebe, wie ſie in dieſer Weiſe keinem Gläubigen des Mithras fließen konnte! Wenn die Ehrfurcht vor dem, was unter uns iſt, nach Goethe ein Letztes iſt, wozu der Menſch gelangen konnte und mußte, ſo war es ein ungeheurer Fortſchritt, daß Leben und Kreuz Jeſu eben dieſe Ehrfurcht vor Niedrigkeit und Armut, vor Elend und Leiden predigte und ſo die Gemüter mit jener unüberwindlichen Kraft erfüllte, die im Leiden den Weg zu Gott ſah und in Elend, Schmach und Not nur den ſicheren Sieg und Triumph!

Die Wunder, welche für das Zeitempfinden dieſes Evangelium legitimierten, konnten ja nach derſelben Zeitanſicht auch andere Götter und Propheten tun und haben ſie reichlich getan. Ebenſo ſind auch ſie — man denke an Apollonius und Peregrinus! — gen Himmel gefahren. Das war damals bei jedem Religionsſtifter ſelbſtverſtändlich. Aber was bedeutete jedes andere Gottes- und Prophetenleben gegen den faszinierenden Zauber des Lebens Jeſu! Man vergleiche nur die Geburtsgeſchichte Jeſu mit der des Mithras oder die ſchöne Legende von der Anbetung der Hirten vor dem Jeſuskind mit der von den Hirten und dem Mithraskind! Wie ungleich tiefer iſt die Wirkung, durch die das Evangelium Phantaſie und Gemüt in ſeinen Bannkreis zwingt! Es hätte in der Tat nicht erſt des Mythus von der Anbetung der Magier bedurft, um die Überlegenheit Chriſti über Mithras darzutun! Selbſt der Mythus von dem göttlichen Plato, — auch einem Jungfrauen- und Gottesſohn, wie wir ſahen, — den als Kind die Bienen des Hymettus mit ihrem Honig nährten, oder der



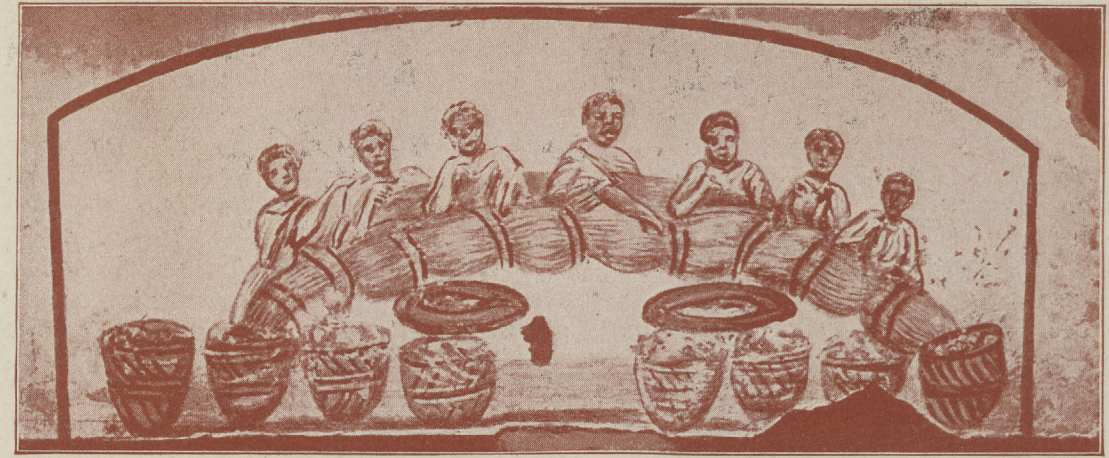
Der gute Hirte. Altchriſtliche Wandmalerei in der Katakombe von S. Domitilla zu Rom.

vom Buddha, deſſen Geburt ja auch von Scharen lobſingender Geiſter begrüßt wurde, können gegen dieſe hohe Poeſie nicht aufkommen.

Und was für das Evangelium gilt, gilt bis zu einem gewiſſen Grade für das Neue Teſtament überhaupt. So unendlich reich die religiöſe Literatur dieſer Zeit war, ſo viel Tiefes und Ergreifendes ſie enthalten haben mag, mit der gewaltigen Miſſionspredigt eines Paulus und mit der ſonſtigen chriſtlichen Literatur konnten ſich weder die heiligen Bücher der ägyptiſch-griechiſchen Hermesreligion, noch die des Mithras, noch auch des perſiſchen Manicheismus meſſen, weder die chaldäiſchen Orakel, noch die gnoſtiſchen und orphiſchen Schriften, noch auch die Spekulationen des Neuplatonismus. Keine andere Heilsverkündigung enthielt ſo viel urwüchſige Volksüberlieferung, keine redete ſo eindrucksvoll in der Sprache des Volkes zum Volke, keine war ſo ſehr auf die Bedürfniſſe und die Phantaſie des Volkes geſtimmt, wie die chriſtliche.

Daher auch die weſentlich vereinfachte Form, in der hier das Heil geboten ward. Das, was die Zeit nun einmal nicht miſſen wollte, das ſinnliche Unterpfand des Heils, das Sakrament, nahm zwar auch das Chriſtentum von den Myſterien herüber; aber das, wodurch dieſe den Empfang des Heils mehr oder minder komplizierten, das eitle Blendwerk heiliger Maskeraden, die umſtändlichen, da und dort zu förmlichen Peinigungen geſteigerten Prüfungen und Kaſteiungen, das lange Noviziat, die mehrfache Abſtufung der Gläubigen, welche die vollſtändige Kenntnis der Glaubenslehren und heiligen Gebräuche zu einem Privileg der höchſten Grade machte, all das fiel im Chriſtentum entweder weg oder war wenigſtens ſehr beſchränkt. Daher auch die große Aufnahmefähigkeit für die Schwachen und für die Frauen, während gerade die mächtigſte Myſterienreligion, die des Mithras, als echte Männerreligion die Frauen von ihren Myſterien ausſchloß. Wohl ſtanden den Frauen andere Myſterien zu Gebote, wie die der großen Göttermutter. Aber die Dürftigkeit ihres religiöſen Gehaltes, von der das rauſchende Gepränge ihrer Feſte nur zu grell abſtach, konnte das tiefere religiöſe Bedürfnis der Zeit nicht befriedigen.

Kein Wunder, daß die Lichtgeſtalt des Heilands, deſſen allerbarmende Liebe auch ihrer ſeeliſchen Not ſich annahm, wie kein Gott zuvor, vor allem die Herzen der Frauen gewann, und daß die Frauen von Anfang an in den chriſtlichen Gemeinden und bei der Propaganda eine ſo bedeutſame Rolle geſpielt haben! Schon Jeſus ſelbſt hatte neben ſeinen Jüngern einen Kreis von Frauen um ſich; und Frauen ſind es, die alsbald der Weltmiſſion große Dienſte leiſteten als Miſſionarinnen und Lehrerinnen, als Mitbegründerinnen und Leiterinnen der Gemeinden, als „Witwen" und Diakoniſſen im Gemeindedienſt, als Prophetinnen und ganz beſonders als Märtyrerinnen. Es wird ausdrücklich berichtet, daß die chriſtliche Predigt

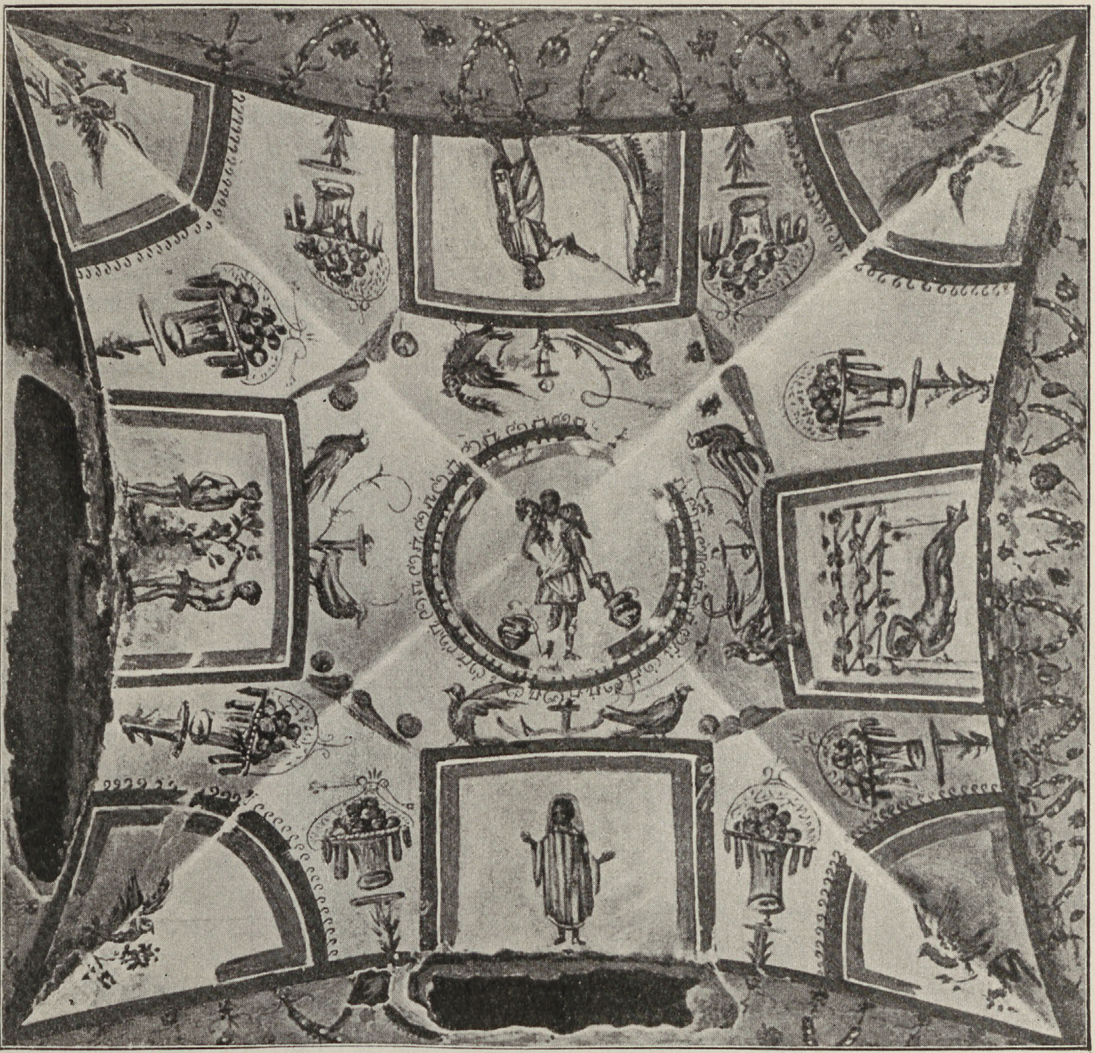


Euchariſtiſches Mahl. Altchriſtliche Wandmalerei in der Katakombe S. Kalliſtus zu Rom.

einen größeren Erfolg beim weiblichen Geſchlecht gehabt habe als beim männlichen, und daß in den Chriſtengemeinden die Zahl der Frauen, beſonders in den höheren Ständen, größer war als die der Männer. Verhältniſſe, die durch gewiſſe bedenkliche Nebenerſcheinungen geradezu eine Art von chriſtlicher Frauenfrage entſtehen ließen und gelegentlich zu einer ſcharfen Reaktion gegen das Überwuchern des weiblichen Elements geführt haben, zumal als die Frauen anfingen, auch in den großen „häretiſchen" Bewegungen, wie z. B. in dem ſeit der Mitte des 2. Jahrhunderts von Phrygien aus verbreiteten Montanismus und bei den Gnoſtikern eine Rolle zu ſpielen. Aber es waren das eben unvermeidliche Hemmungserſcheinungen, die weitaus aufgewogen wurden durch den unermeßlichen Wert, den die leidenſchaftliche Beteiligung der Frauen für die Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens und beſonders für die agitatoriſche Kleinarbeit von Haus zu Haus gehabt hat.

Indem ſo die chriſtliche Predigt für die eine Hälfte der Menſchheit eine beſondere Bedeutung gewann, wurde ſie aus einer Heilsbotſchaft zugleich zu einer ſozialen Botſchaft. Sie wurde es aber auch noch in einem anderen Sinne für die große Mehrheit überhaupt. Wie in dem Leidensweg des Erlöſers ſelbſt ſich das Leiden und Dulden der Maſſe widerſpiegelt, ſo gilt ſeine Predigt auch dieſem Leiden mit. „Da er die Maſſen ſah," — erzählt der Evangeliſt —, „erbarmte es ihn ihrer, daß ſie mißhandelt und preisgegeben waren wie Schafe, die keinen Hirten haben." „Den Armen frohe Botſchaft zu verkünden", war er gekommen und er verhieß ihnen in dem bevorſtehenden „Reiche Gottes", von dem er eine baldige Beſeitigung des damaligen Weltzuſtandes erhoffte, eine Erlöſung aus all ihrer Not, wobei allerdings die Armen zugleich als die Frommen gedacht ſind. Daher iſt auch ſeine Lehre eine unermüdliche Mahnung zur Brüderlichkeit, zur dienenden Liebe und Hilfeleiſtung, in der ſich eben die wahre Religioſität, die Liebe zu Gott betätigen ſoll, weil Gott ſelbſt als Gott der Liebe verkündigt wird. „Selig ſind die Barmherzigen", das iſt eine Verkündigung, wie ſie mit ſolcher zu Herzen gehenden Eindringlichkeit und ſolchem Erfolg bei aller Brüderlichkeit in keiner anderen Religionsgemeinſchaft gepredigt wurde. Wie wäre im Munde eines Attis- oder Mithraspriеſters das gewaltige Wort denkbar geweſen, mit dem jener unſterbliche Hymnus des Paulus beginnt: „Wenn ich mit Menſchen- oder mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle!"

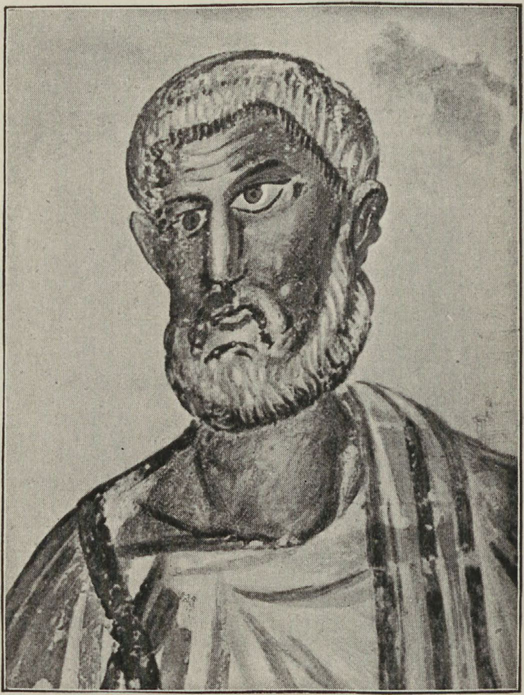
So ſehr für das Chriſtentum, wie für die anderen Myſterienkulte das Heil der eigenen Seele, alſo ein ausgeprägt individualiſtiſches Moment, im Mittelpunkt des Intereſſes ſteht, darin unterſcheidet es ſich doch weſentlich von dieſen letzteren, daß von ihm gleichzeitig die Idee der Brüderlichkeit und die Pflege der Solidarität in einer Weiſe zur Bedingung des Heils ſelbſt gemacht und das Heil auf eine ſozialethiſche Baſis geſtellt wurde, wie nirgends ſonſt. Selbſt der Spötter Lukian muß in ſeinem Leben des Peregrinus zugeben, daß die Chriſten eine „unglaubliche Rührigkeit" entwickelten, ſobald „ſich etwas ereignete, was ihre



Deckenmalerei im Coemeterium maius. (Guter Hirt, Quellwunder, Sündenfall, Oranten und Jonas.)

gemeinſchaftlichen Intereſſen berührte.“ Daher war, wie Tertullian mit Recht bemerkt, das ſpezifiſche Merkmal, welches für das heidniſche Bewußtſein die Chriſten von der übrigen Welt unterſchied, ihre Liebestätigkeit, ihre Fürſorge für die Hilfloſen, das „unſtillbare Verlangen nach Übung der Wohltätigkeit“, wie es ein Schreiben der römiſchen Gemeinde an die von Korinth (96) als Grundſtimmung einer wahren Chriſtengemeinde preiſt. „Wahre Barmherzigkeit,“ — ſagt Tertullian —, „gibt auf den Gaſſen mehr Geld aus, als eure Religion in den Tempeln.“ So erhob ſich inmitten des ungeheuren ſozialen, politiſchen, wirtſchaftlichen und moraliſchen Druckes, mit dem der abſolutiſtiſche Staat und die plutokratiſche Geſellſchaftsordnung auf breiten Schichten des Volkes laſtete, überall eine von hohen ſittlichen Idealen erfüllte, volkstümliche Gemeinſchaft, ein „neues Volk“, ein „neues Geſchlecht“, wie die Chriſten ſagten, welches allen Bedrückten die Bruderhand entgegenſtreckte, welches den Kranken, Schwachen und Arbeitsunfähigen, den Witwen und Waiſen Hilfe und Troſt verſprach, ſelbſt den verachteten Sklaven zum Bruder machte und dieſe Bruderliebe ſelbſt über den Tod hinaus betätigte durch die Fürſorge für ein ehrliches Begräbnis und die Fürbitte für das Seelenheil der Verſtorbenen, eine für das antike Bewußtſein beſonders wertvolle Leiſtung, die nach dem Zeugnis des Kaiſers Julian die Anziehungskraft des Chriſtentums auf die Maſſen außerordentlich erhöht hat.

Indem die Chriſtengemeinden dieſe Liebestätigkeit nicht bloß den Privaten überließen, ſondern von Gemeinde wegen organiſierten, indem ſie das „Kirchengut zum Armengut“ machten, entwickelten ſie ſich zu förmlichen Wirtſchaftsgenoſſenſchaften, die alles, was das damalige Vereinsweſen an Sterbe- und Unterſtützungskaſſen je geleiſtet hatte, weit überholten. Wer ſich einer Chriſtengemeinde anſchloß, erwarb ſich damit eine gewiſſe ideelle Anwartſchaft auf ein Exiſtenzminimum, das ihm die Gemeinde entweder durch Arbeitsnachweis oder im Falle von Arbeitsunfähigkeit durch Unterſtützung zu verſchaffen ſuchte. „Dem Arbeitsfähigen Arbeit, dem Arbeitsunfähigen Mitleid“, d. h. Brot, das war das ſozialpolitiſche Ziel, das echte Chriſtengemeinden, wenigſtens in den erſten Jahrhunderten, mit mehr oder minder Erfolg zu erreichen ſtrebten. Jedenfalls gab es keine andere Gemeinſchaft im Reich, welche den Mammonismus und ſeine Unbarmherzigkeit in jeder Geſtalt ſo ſyſtematiſch bekämpfte wie das Chriſtentum. Man denke nur an den Jakobusbrief!



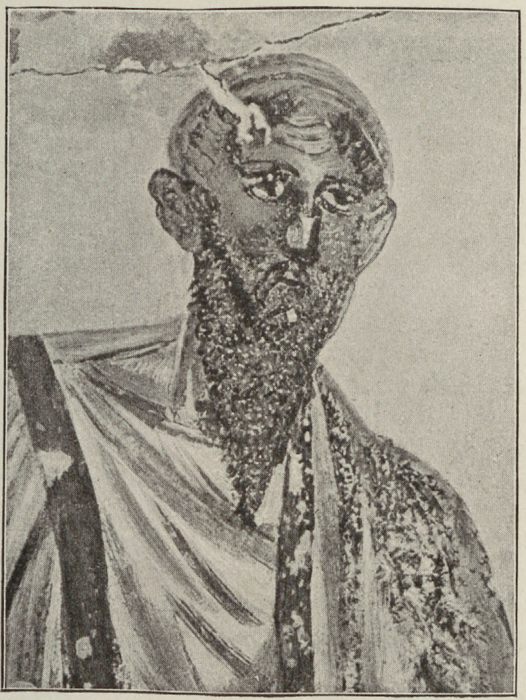
Der Apoſtelfürſt Petrus auf einem Wandgemälde.
In der Katakombe des H. Petrus und Marcellinus zu Rom.

Und zu alledem kam dann die gleichfalls als Gemeindeſache behandelte Fürſorge für die Fremden, für die zugereiſten Brüder, für die Gefangenen, beſonders die um des Glaubens willen Eingekerkerten und die in Schuldhaft Befindlichen, ferner für die in den Bergwerken Schmachtenden und für andere arme oder notleidende Gemeinden des großen Bruderbundes. Fürwahr, eine Religion der Tat und nicht nur des Wortes, die ſchon als ſolche den Chriſtengott vielen als wahren Gott, die Chriſten als die wahrhaft Frommen erſcheinen ließ, ganz abgeſehen von der unermeßlichen Anziehungskraft, die dieſes gewaltige, die Welt umſpannende Unterſtützungsſyſtem ſelbſt auf die Maſſen ausübte. Und man kann es nur zu gut begreifen, daß Julian in dem künſtlichen Gebilde ſeiner heidniſchen Staatskirche dieſes Unterſtützungsſyſtem nachzubilden ſuchte, und daß dieſer Verſuch notwendig ſcheitern mußte.

Ebenſo liegt es auf der Hand, daß eine Religion, die ſo wie das Chriſtentum Erlöſung und Hilfe in ſeeliſcher und leiblicher Not verſprach, ganz beſondere pſychiſche Kräfte auslöſen mußte. Was die Miſſionare in der Viſion, im Traume und in der Ekſtaſe zu erleben glaubten, was bei der Miſſionspredigt und im Gottesdienſt in plötzlichen, oft ganze Maſſen ergreifenden Erweckungen und in Ausbrüchen von Angſt und Schrecken, wie von jubelnder Begeiſterung zutage trat, die wunderbaren Krankenheilungen und Teufelsaustreibungen, die oft kaum minder pathologiſchen Geſtalten der „Propheten“, die die Zukunft weisſagten, und der ſonſt „vom Geiſt Erfüllten“, die das Bewußtſein verloren oder nur noch in geheimnisvoller Weiſe zu ſtammeln vermochten, die „den Duft der Unſterblichkeit rochen und ſeine Süße ſchmeckten“, die himmliſche Perſonen ſahen und „unausſprechliche Worte“ hörten, die in der Ekſtaſe oder in Momenten höchſter ſeeliſcher Anſpannung nach dem Diktat des „Geiſtes“ redeten und ſchrieben, die Akte heroiſcher Selbſtaufopferung im Martyrium, all das ſind Erſcheinungen, die ſich mit den heidniſchen Leiſtungen auf dieſem Gebiete, mit den Erweckungen, Viſionen, Träumen, Beſchwörungen und Zauberſprüchen von Gnoſtikern und Neuplatonikern, Mithras- und anderen Myſteriengläubigen ſehr wohl meſſen konnten, ja ſie zum Teil noch übertrafen. Und ſie haben jedenfalls bei der Empfänglichkeit der Zeit für Maſſenſuggeſtionen, bei der Illuſionsfähigkeit und dem Wunderaberglauben des antiken Dekadencemenſchen die Suggeſtivkraft der

Chriſtusmyſtik gewaltig geſteigert. Dieſer Verfallsmenſch, dem die ganze Welt förmlich erfüllt war von Orakeln und übernatürlichen Ahnungen, fand hier dieſelbe Maſſenproduktion religiöſen Wahnes wieder, der für ihn längſt ein unentbehrliches Lebenselement war.

Dazu kam, daß gerade im Chriſtentum trotz ſeiner monotheiſtiſchen Grundtendenz die unausrottbare polytheiſtiſche Denkweiſe der Maſſe ihre volle Befriedigung fand. War hier doch der reine Monotheismus im Sinne helleniſcher Philoſophie ſchon durch die dualiſtiſche Weltanſchauung ausgeſchloſſen, die aus der perſiſchen Religion in das Judentum, und aus ihm auch in das Chriſtentum eingedrungen und gerade in der Kaiſerzeit mit der Mithrasreligion über das ganze Reich verbreitet war. Eine jener religionsgeſchichtlichen Tatſachen, welche die gewaltige Pionierarbeit erkennen laſſen, die die Myſterienkulte unbewußt für den Sieg des Chriſtentums geleiſtet haben. Wie in der Mithrasreligion Ahuramazda und deſſen Repräſentant Mithras mit den himmliſchen Heerſcharen dem Gott der Finſternis gegenüberſtanden, der aus der Tiefe der Hölle ſeine Daêvas auf die Erde emporſendet, ſo ſtand hier Gott und ſein Mittler Chriſtus in dem gleichen Kampf gegen Satan und die Mächte der Finſternis. Ein Kampf, der ganz wie im Mazdakismus gleichzeitig von zahlloſen halbgöttlichen Mittelweſen ausgefochten ward. Auch die chriſtliche Phantaſie ſah in der Welt ein ungeheures Kampffeld böſer und guter Geiſter, der „Dämonen“ des Satans einerſeits und Scharen von „Engeln“ und „Nothelfern“ andrerſeits. Schon Paulus glaubte an ein förmlich nach Rangſtufen gegliedertes Engelreich, an Elementar- und Sterngeiſter, an teufliſche Scharen, ja ſogar an eine geſchlechtliche Vereinigung böſer Geiſter mit menſchlichen Weibern! Und dieſe ganz auf dem Boden des antiken Polydämonismus erwachſenen Scharen vermehrten ſich für den Chriſten auf der guten Seite immerfort durch die beſtändig wachſende Maſſe von ſogenannten „Heiligen“ aus den Reihen wirklicher oder vermeintlicher Märtyrer. In ihnen beſaß er allezeit hilfsbereite Schutzherren und Vorkämpfer, welche die dämoniſchen Mächte abwehrten, die ihm in allen Nöten zur Seite ſtanden, Krankheiten heilten, Wohlſtand, Kinder- und Ernteſegen förderten, über die chriſtlichen Gemeinden wachten, von Stadt und Provinz Seuchen, Hungersnot und andere Plagen fernehielten, kurz dem Gläubigen alles das leiſteten, was dem Heiden ſeine kleinen Gottheiten, Heroen, Lokalgötter, Heilgötter, Feld- und Hausgötter leiſteten. Der zum Chriſtentum übertretende Heide brauchte nur den Kult eines Heiligen an Stelle dieſer Kulte zu ſetzen, und er hatte dieſelben gütigen Helfer, wie zuvor. Sind doch ſo manche Heilige, wie die moderne Religionswiſſenſchaft erwieſen hat, urſprünglich nichts anderes geweſen als Heidengötter, die man chriſtianiſierte, ähnlich wie man z. B. die ſieben Planetengötter in die ſieben Erzengel verwandelte!



Der Apoſtelfürſt Paulus auf einem Wandgemälde.
In der Katakombe des H. Petrus und Marcellinus zu Rom.

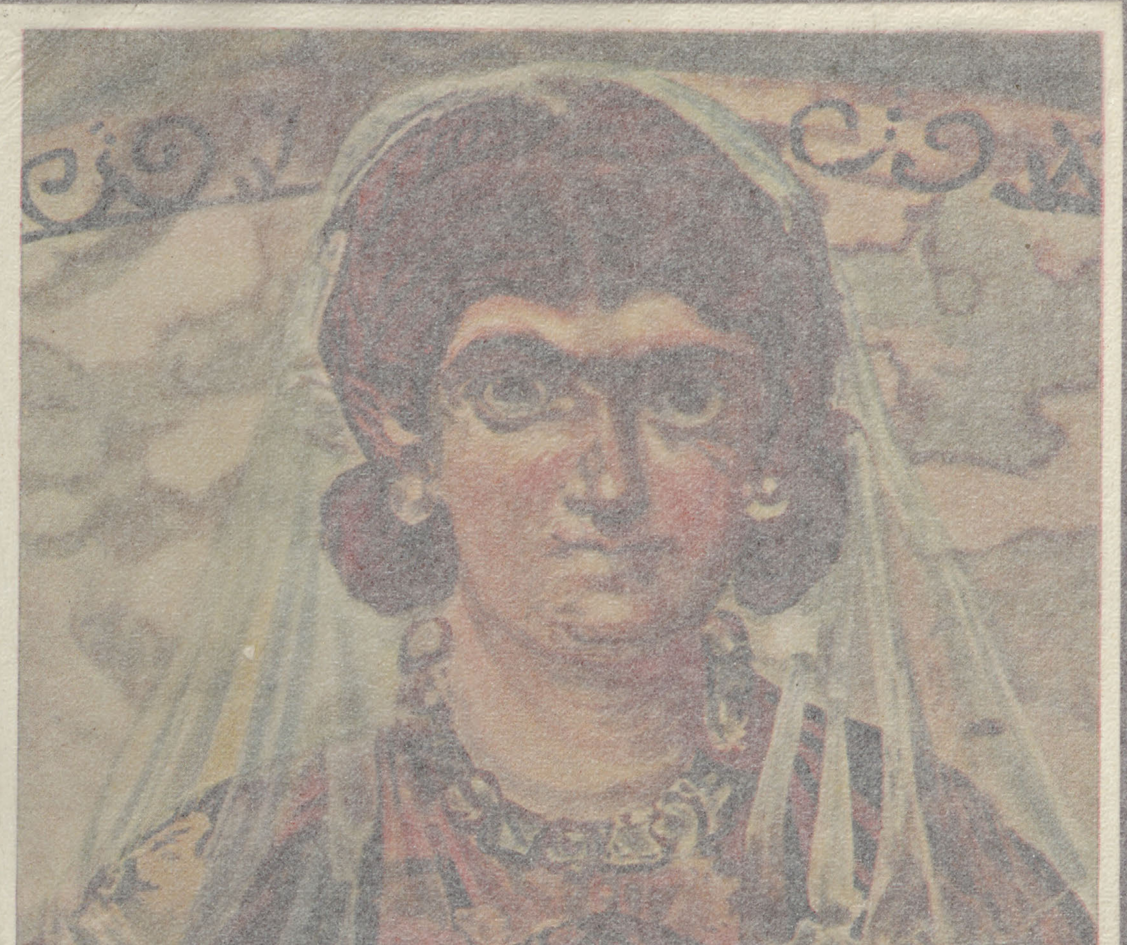
Zwar ſah die Kirche ſelbſt in den Heiligen keine Götter. Aber die populäre Vorſtellung von ihrer Macht wurde dadurch kaum beeinträchtigt, zumal dieſe Vorſtellung beſtändig neue Nahrung erhielt durch die ſichtbaren Unterpfänder, die der Gläubige an den Grabſtätten und den Überreſten ihres leiblichen Daſeins beſaß. Mit dieſen Überreſten, mochten ſie noch ſo verſtreut ſein, blieb ja nach chriſtlicher Anſicht ihr verklärter Leib beſtändig in Verbindung, und ſie galten deshalb als Träger derſelben übernatürlichen Kräfte, durch welche die Heiligen bei

Lebzeiten die Mächte der Hölle überwunden hatten. Daher die dämonenbezwingende Gewalt der Reliquien und ihre Fähigkeit, Krankheiten zu heilen und alles ſonſtige Unheil fernzuhalten, das ja für den heidniſchen, wie für den chriſtlichen Glauben der Zeit meiſt das Werk böſer Geiſter war. Kein Wunder alſo, daß die an der Phantaſie des Orients genährte Legendendichtung von der wundertätigen Kraft der Heiligen und ihrer Reliquien Dinge zu erzählen wußte, die auch auf dieſem Gebiete den heidniſchen Volksglauben womöglich noch überboten haben. Gegenüber der phantaſtiſchen Zauber- und Wunderwelt des Märtyrer- und Reliquienkultus, wie ſie beſonders ſeit der konſtantiniſchen Zeit aufs üppigſte emporwucherte, mußte ſein heidniſches Muſter- und Vorbild, der Kult griechiſcher Heroen und Heroenreliquien zu einem Schemen verblaſſen! Alſo auch hier wieder dieſelbe Erſcheinung, daß der neue Glaube den alten überwindet, indem er unter anderen Namen und in anderen Formen dem Gläubigen dasſelbe und zugleich wirkſamer gewährte wie der alte! Wie viel Paganismus verbirgt ſich hier in chriſtlichem Gewande!

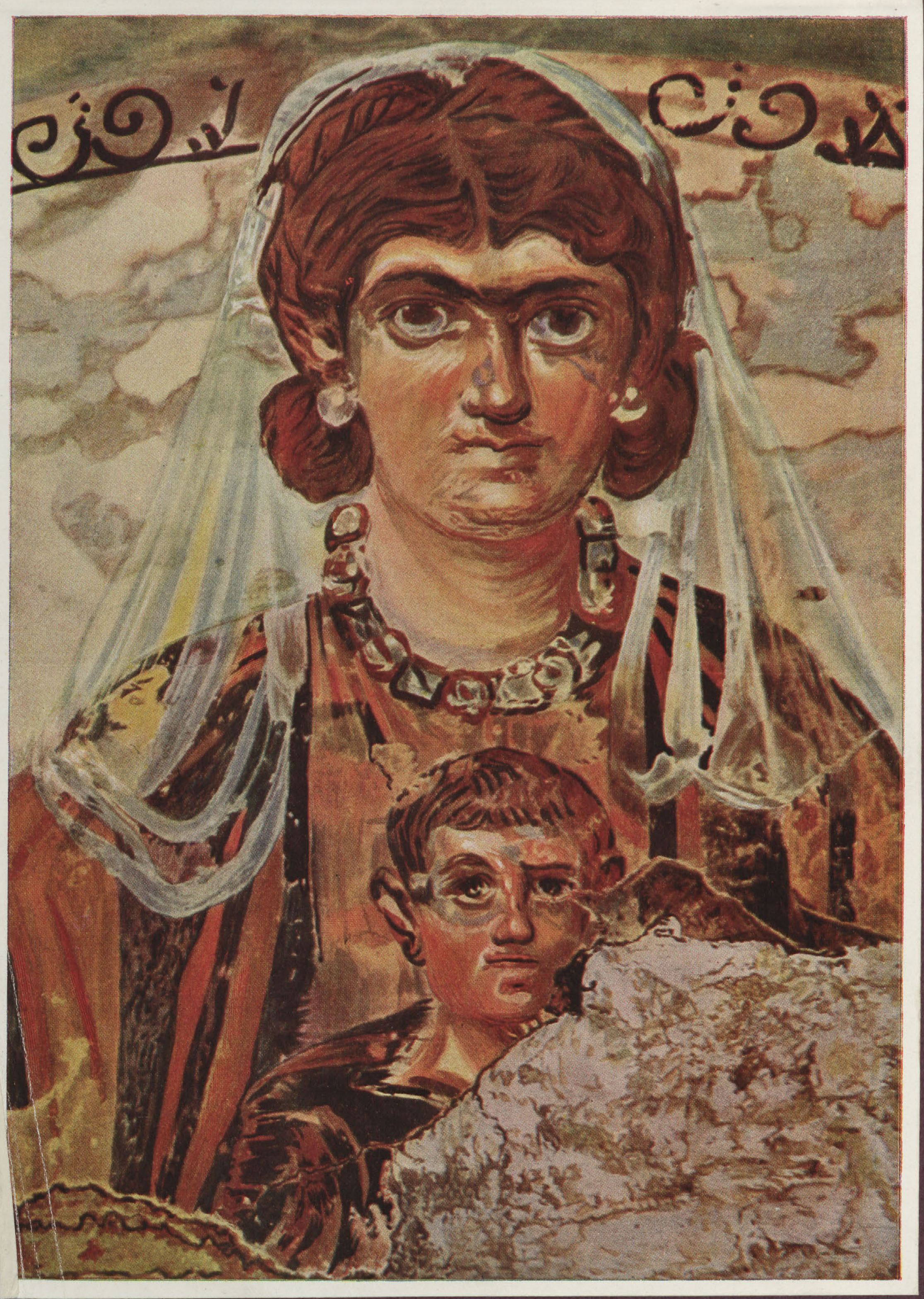
Dabei iſt es für den ungeheuren Niedergang des geiſtigen Lebens bezeichnend, daß es keineswegs bloß die ungebildete Maſſe war, welche hier die Ausgeburten maß- und ſinnloſen Aberglaubens kritiklos hinnahm. Auch auf die „Gebildeten“ wirkte derſelbe Wahn mit der Gewalt unwiderſtehlicher Zwangsvorſtellungen, und die chriſtliche Apologetik, welche gerade das Reliquienwunder zur Verteidigung und Verherrlichung des neuen Glaubens verwandte, verfehlte ihren Eindruck ſogar bei den Höchſtſtehenden nicht.

Selbſt ein ſo feiner und tiefer Geiſt, der aus einem heidniſchen Rhetor zum chriſtlichen Biſchof gewordene Auguſtin, ward dieſem Wahn gegenüber zum unmündigen Kinde. Er gibt in ſeinem Hauptwerke, dem „Gottesſtaat“, eine ganze Reihe der kraſſeſten Wunderberichte und erzählt die wunderbarſten Krankenheilungen, ja ſogar Totenerweckungen durch Reliquien als beglaubigte Geſchichte! In dieſem Werk, in welchem die geſamte kirchliche Weltanſicht der Zeit zu einem großen univerſalhiſtoriſchen Syſtem zuſammengefaßt wird, erſcheint die natürliche Welt bereits in einer Weiſe mit einer übernatürlichen verflochten, daß die Geſchichte förmlich in eine Aufeinanderfolge von Wundern aufgelöſt wird. Das Endreſultat auf dieſem Wege konnte eben kein anderes ſein, als eine Mär der Weltgeſchichte, die mit ihrer kindlichen Hilfloſigkeit gegenüber orientaliſcher Mythendichtung, mit ihrer kraſſen Wunderſucht und ihrem phantaſtiſchen Supranaturalismus jedes wiſſenſchaftliche Begreifen der Natur und Geſchichte auf ein Jahrtauſend hinaus nahezu unmöglich machte. Man braucht dieſem Hauptwerk der damaligen chriſtlichen Geſchichtsphiloſophie nur den Namen eines Thukydides entgegenzuſtellen, um den ganzen ungeheuren Verfall des kritiſchen Genius der Antike und die Tiefe der Kluft zu erkennen, die den Schöpfer der klaſſiſch-helleniſchen und zugleich echt modernen Hiſtoriographie von dem Begründer der mittelalterlichen Geſchichtsauffaſſung trennt.

Wenn dem Herabſinken ins Mittelalter ſelbſt ein ſo reicher Geiſt, wie Auguſtin, wehrlos gegenüberſtand, ſo kann man ermeſſen, wie es mit der Durchſchnittsbildung ſtand. Wir haben an der Entwicklung der Philoſophie und der überall zunehmenden Neigung zum Traditionalismus und Autoritätsglauben geſehen, daß ſich auch in dem geiſtigen Habitus des antiken Bildungsmenſchen immer entſchiedener eine Rückbildung zur Halbkultur, zum Typus des mittelalterlichen Menſchen vollzog. Auch dieſer Tendenz kam der neue Glaube weit entgegen, indem er dem Autoritätsbedürfnis einer müden Zeit eine Offenbarung darbot, welche keinen Zweifel und keine Widerrede zuließ, und indem er dieſe Offenbarung durch einen Wahrheitsbeweis zu ſtützen ſuchte, wie ihn eben die herrſchende Traditionsgläubigkeit verlangte. Gleichwie die Mitglieder der heidniſchen Myſterienkulte glaubten, die bevorzugten Beſitzer einer uralten aus dem Orient ſtammenden Weisheit zu ſein, ſo ſtützten ſich die Chriſten auf die für das Zeitbewußtſein uralten heiligen Schriften des Judentums, die ſeit der griechiſchen Überſetzung des Alten Teſtaments durch ihren Monotheismus, ihre Ethik und die gewaltige Sprache der Propheten und Pſalmiſten bereits eine ſtarke Wirkung ausübten und auch von den Gebildeten vielfach als bedeutſame Erzeugniſſe einer „Urweisheit“ und „Uroffenbarung“ anerkannt wurden. Dadurch, daß die Chriſten dieſes heilige Buch für ihren Glauben in Anſpruch nahmen und mit Hilfe kühner Interpretationen ſeine Weisſagungen auf ſich und ihren Religionsſtifter bezogen, ſchufen ſie ihrer Religion eine „hiſtoriſche“ Baſis, wie ſie kein anderer Myſterienkult aufweiſen konnte, obwohl



Madonna mit dem Jeſusknaben
Wandgemälde im Coemeterium maius zu Rom



Madonna mit dem Jeſusknaben

Wandgemälde im Coemeterium maius zu Rom

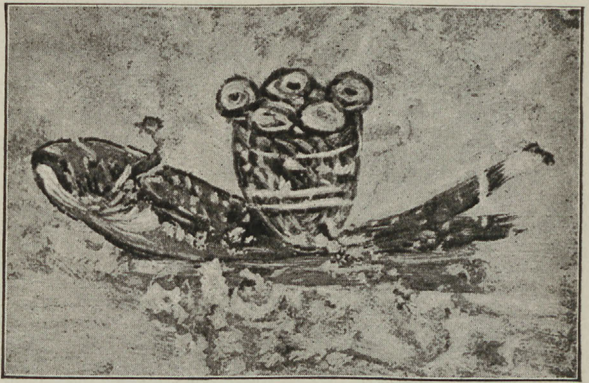
man auch ſonſt, z. B. in der ägyptiſch-helleniſtiſchen Hermesreligion, teilweiſe auf Moſes zurückging. „Bei euch“ — ſagt Tertullian — „geht die Geſchichte nur bis zu den Aſſyrern, wir ſind im Beſitz der Weltgeſchichte“, d. h. die Chriſten beriefen ſich auf eine Geſchichtsphiloſophie, die ihre Religion mit dem Anfang aller Dinge, mit der Weltſchöpfung ſelbſt verknüpfte und das Chriſtentum in den Mittelpunkt der Menſchheit rückte, ja es geradezu als den eigentlich entſcheidenden Faktor der Weltgeſchichte proklamierte.

In der Kosmologie und Theodicee dieſer Geſchichtsphiloſophie beſaß das Chriſtentum ferner ein Argument für den weiteren Anſpruch, die „wahrhaft vernünftige“ Religion und die „wahre Philoſophie“ zu ſein. Eine Auffaſſung, die von den Apologeten, beſonders von Juſtin, Clemens und Origenes eifrig vertreten ward und für die Propaganda unter den Gebildeten von der höchſten Bedeutung war. Denn dieſes Beſtreben, das Chriſtentum auch vor der Vernunft zu rechtfertigen, führte zu einer Auseinanderſetzung mit der griechiſchen Philoſophie, bei der man ſich vor allem um den Nachweis bemühte, daß man — bei allem Trennenden — in vielen Dingen doch auf einem gemeinſamen Boden vernünftiger Welterkenntnis ſtehe, daß — wie ſchon Juſtin behauptete — das Beſte, was Homer und die Tragiker, Sokrates, Plato und die Stoa geſagt, im Grunde chriſtlich ſei. Eine Argumentation, die in der kühnen Behauptung gipfelte, daß dieſer ganze „chriſtliche“ Beſtandteil der heidniſchen Literatur aus jener altteſtamentlichen Urweisheit ſtamme und durch Plagiat aus jener uralten Literatur in die griechiſche übergegangen ſei. So grotesk dieſe — übrigens ſchon von alexandriniſchen Juden ausgeheckte — Logik war, ſie fand ebenſo Glauben, wie der Weisſagungsbeweis und hatte zudem den Vorteil, daß die literariſchen Vorkämpfer des Chriſtentums der heidniſchen Philoſophie ihre ſchärfſten Waffen dadurch entwinden konnten, daß ſie ſich zum Teil auf ihren eigenen Boden ſtellten. Wie man im Kultus Polytheismus und Volksglauben chriſtianiſierte, ſo chriſtianiſierte man die Philoſophie, indem man, neben anderen z. B. ſtoiſchen Elementen, in das theologiſche Syſtem des Chriſtentums den Platonismus aufnahm, der mit ſeinen aus der orphiſchen Myſtik ſtammenden Vorſtellungen von Sündenfall, Buße und Erlöſung, vom Totengericht und den Straforten unter der Erde in der Tat ſchon weſentliche Elemente des neuen Glaubens enthielt.

Durch dieſe ſyſtematiſche Verwertung platoniſcher Gedanken für den Ausbau der kirchlichen Glaubenslehre als eines ſupranaturaliſtiſchen Rationalismus, durch den man ſich freilich vom Standpunkt Jeſu auch wieder ſehr weit entfernte, ſchuf man ſich eine Metaphyſik, die es damals wenigſtens mit jeder anderen aufnehmen konnte. So entſchieden die Neuplatoniker die chriſtliche Heilsgeſchichte als „fremde Mythen“ verwarfen, der chriſtlichen „Philoſophie“, in der ja ihr eigener Meiſter wiederauflebte, konnten ſie eine gewiſſe Zuſtimmung nicht verſagen. Ihr großer Vorkämpfer Porphyrios, der an der Chriſtologie und an dem von der Kirche als „Weisſagung auf Chriſtus“ aus dem Alten Teſtament zuſammengetragenen Stoff die denkbar ſchärfſte, zum Teil ganz moderne Kritik geübt hat, bekennt doch ohne weiteres, daß ein Origenes über Gott und die Welt „wie ein Hellene“ denke.

Freilich wurde dabei verkannt, daß das, was bei einem Plato weſentlich Gleichnis und „Mythus“ war, von der vergröbernden kirchlichen Anſchauungsweiſe fälſchlich als Dogma aufgefaßt wurde, daß die echt helleniſche Philoſophie auf ihrer Höhe eine Wiſſenſchaft der Erkenntnis und der kritiſchen Selbſtbeſinnung der Vernunft geweſen war, die „Philoſophie“ der Kirche alſo ebenſo, wie die des Neuplatonismus in wiſſenſchaftlichem Sinne auf dieſen Namen überhaupt keinen Anſpruch erheben konnte und endlich, daß die helleniſche Wiſſenſchaft dieſer Pſeudophiloſophie längſt ihre Grundlagen entzogen hatte. Echt helleniſche Wiſſenſchaft hatte vor Jahrhunderten die Erde aus ihrer zentralen Stellung im Weltall verdrängt und die vulgäre geozentriſche Weltanſicht durch die heliozentriſche beſeitigt, für welche die Erde lediglich ein in der unendlichen Fülle der Weltkörper verſchwindendes Sternchen im unermeßlichen Weltenraum iſt, das ſich um eine Nebenſonne dreht. Damit war eine Weltanſchauung unvereinbar, welche umgekehrt die Erde in den Mittelpunkt des Weltalls ſtellte und den ganzen Weltplan nur auf dieſen Mittelpunkt orientiert ſein ließ. Das ganze damalige theologiſche Lehrgebäude mit ſeiner Topographie von Himmel, Erde, Fegefeuer, Hölle war alſo durch die griechiſche Wiſſenſchaft bereits im Moment ſeines Entſtehens überholt und veraltet!

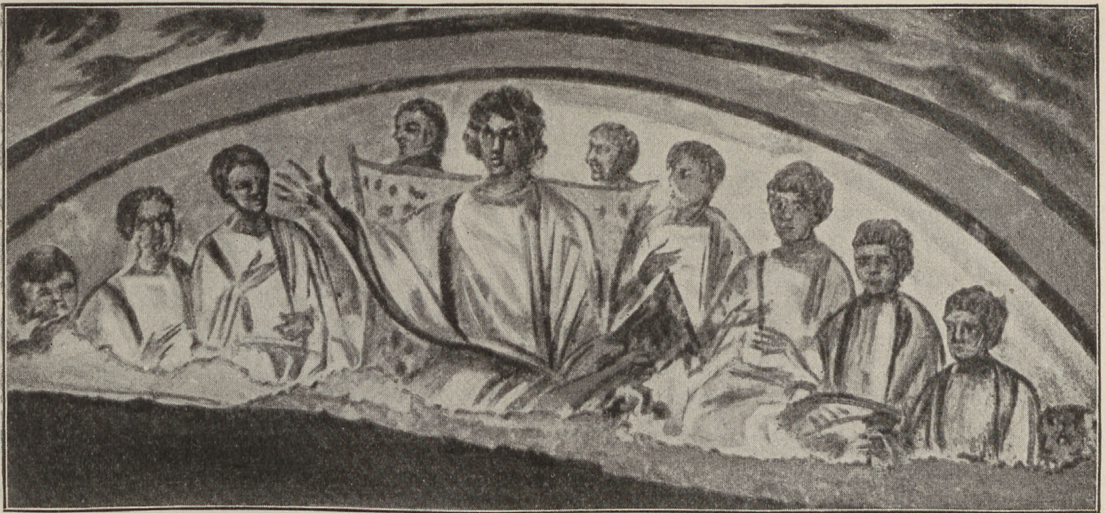
Was aber vom Standpunkte der wiſſenſchaftlichen Vollkultur des Hellenentums ein Phantom war, war es nicht für die ſenile Wiſſenſchaft der helleniſtiſchen Decadence. Zwar für einen Celſus war dieſe Weltanſicht ein anthropomorphiſtiſcher Mythus, über den er ſich in ſeinem „wahren Wort“ ironiſch genug geäußert hat. Aber das war offenbar nicht die Meinung der Mehrheit. Und vom Standpunkte des herrſchenden ptolemäiſchen Syſtems ließ ſich ja auch gegen jenes Lehrgebäude kaum etwas Entſcheidendes einwenden. Im Gegenteil! Auch die „philoſophiſche“ Religion des „Gebildeten“ und die ganze Theologie der heidniſchen Myſtik ſah ſchon ſeit Poſeidonios (geſt. 46 v. Chr.) ganz ebenſo, wie die Kirche, den Kosmos als einen großen Stockwerkbau an, in dem die verſchiedenen „Regionen“ des „Äthers“ und Luftraumes mit Geiſtern, Dämonen, Engeln, Helfern, Mittlern und Boten Gottes erfüllt waren und auf der „höchſten Himmelsſphäre“ die oberſte Gottheit thronte, deren Beziehungen zu den „unteren“ Regionen durch beſtändigen „Auf-“ und „Abſtieg“ dieſer Geiſter oder auch durch „Gottmenſchen“ vermittelt wurde, die zur Erde herabkamen, um ſpäter durch eine „Himmelfahrt“ wieder zu jener „Höhe“ emporgetragen zu werden. — Alles Vorſtellungen, die alſo der zum Chriſtentum übertretende Heide ohne weiteres aus ſeiner bisherigen Religion und „Philoſophie“ in die neue mit hinübernehmen konnte.



Symbol des Fiſches mit den euchariſtiſchen Geſtalten.
Aus einem Wandgemälde in der Lucina-Katakombe zu Rom.

Kein Wunder, daß in einer Zeit, in der auch die Bildungsreligion ein derartiges Gemiſch von Monotheismus und Polydämonismus, die Philoſophie Myſtik und die Wiſſenſchaft Nachſprechen und Tradieren war, die kirchlichen Apologeten auch bei den Gebildeten mit ihren „Beweiſen“ immer geringeren Widerſtand fanden. Dazu kam, daß der große, das ganze Reich umſpannende Bruderbund, zu dem ſich das Chriſtentum mit der fortſchreitenden Organiſation und Ausbreitung ſeiner Gemeinden immer mehr ausgeſtaltete, auf die Dauer auch die Gebildeten mit unwiderſtehlicher Gewalt in ſeinen Bannkreis zog. Daß Organiſation Macht bedeutet hat ſich ſelten glänzender gezeigt als hier. Und wenn die Anziehungskraft einer ſolchen Organiſation an und für ſich ſchon groß genug war, ſo wurde ſie hier noch beſonders geſteigert durch die ganze Art und Weiſe, wie ſich in dieſer Organiſation der gemeinſame Gottesdienſt geſtaltete, deſſen weihevolle Erhabenheit kaum von einem anderen Kult erreicht, geſchweige übertroffen wurde und der durch die Kombination von Gebet, Geſang und Schriftverleſung mit einer den höchſten ethiſchen Intereſſen dienenden Predigt auch den idealen Bedürfniſſen der Gebildeten eine tiefere Befriedigung gewährte als irgend ein anderer Kultverein.

Und dann! Welche Stellung winkte gerade hier den Gebildeten! Je mehr ſich mit dem Wachstum der Gemeinden das Chriſtentum zu einer Maſſenkirche entwickelte, um ſo mehr bedurfte es einer Ariſtokratie von geiſtigen Führern und einer Organiſation, welche die Verwaltung und Regierung der Kirche in die Hände dieſer Ariſtokratie legte. Hier erſchloß ſich bedeutenden Talenten ein Feld der Betätigung, welches mit der Stellung eines Rhetors oder Lehrers der Literatur nicht zu vergleichen war. Die Kanzel des Biſchofs, das Einſetzen der Perſönlichkeit in den großen Geiſteskämpfen mit dem alten Glauben, wie in den Parteikämpfen der Kirche ſelbſt und in dem „parlamentariſchen Leben“ der Synoden und Konzilien, die ſeit dem zweiten Jahrhundert ſtetig wachſende hierarchiſche Machtſtellung der Führer, die als Träger des „apoſtoliſchen Amtes“ als Lehrer, Oberprieſter und Richter ihrer Gemeinden ſozuſagen zu Kirchenfürſten wurden, all das ſchuf eine Situation, von der man mit Recht geſagt hat, daß hier das Lebensideal Ciceros und der attiſchen Demokratie, der redegewaltige politiſche Menſch in einer neuen verinnerlichten Form auftrat.



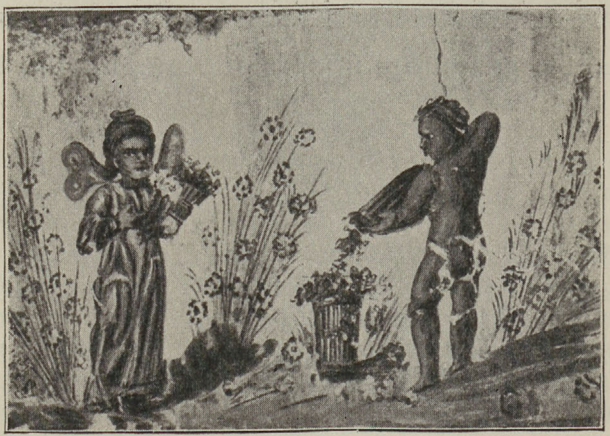
Chriſtus mit den Apoſteln. Aus einem Wandgemälde in der Katakombe S. Domitilla zu Rom.

Daher die ſchon ſeit der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts ſtetig zunehmende Menge von Talenten auf chriſtlicher Seite, durch welche ſchon im dritten Jahrhundert die chriſtliche Literatur und Wiſſenſchaft, ſoweit hier von Wiſſenſchaft überhaupt noch die Rede ſein konnte, ein entſchiedenes Übergewicht über die heidniſche gewann. Ich nenne hier nur den Apologeten Juſtin, der unter Mark Aurel den Märtyrertod ſtarb, den aus der Katechetenſchule von Alexandria hervorgegangenen Klemens (geſt. vor 215), der mit unermüdlichem Eifer das Erbe der alten Kultur für das Chriſtentum zu retten ſuchte, und ſeinen Geſinnungsgenoſſen und Nachfolger Origenes, der für uns beſonders durch ſeine Bemühung um den Text des alten Teſtamentes und ſeine allerdings meiſt recht unglückliche Streitſchrift gegen das „wahre Wort“ des Celſus von Intereſſe iſt; ferner den Biſchof Euſebios von Cäſarea (geſt. 340), der ſich durch ſeine Kirchengeſchichte und ſeine auf wertvollen Auszügen aus verlorenen Quellen und umfaſſendem chronologiſchen Wiſſen beruhende Univerſalgeſchichte bleibende Verdienſte um die Überlieferung erwarb, wenn er auch ebenſowenig ein Hiſtoriker war, wie die heidniſchen Rhetoren, deren Geiſt die tendenziöſe Mache und die ſalbungsvolle, innerlich durchaus unwahre Rhetorik ſeines Lebens Konſtantins getreulich wiederſpiegelt; freilich zugleich auch ein typiſches Beiſpiel jener in der Kirche ſeitdem ſo furchtbar um ſich greifenden ethiſchen Minderwertigkeit, die, wo prieſterliche Intereſſen in Frage kamen, Ehrlichkeit und Wiſſenſchaftlichkeit nicht mehr aufkommen ließ.

Auch eine Reihe glänzender Kanzelredner des vierten Jahrhunderts gehört dieſer literariſchen Richtung der helleniſtiſch-orientaliſchen Kirche an: der Kappadozier Gregor von Nazianz, Baſilios von Cäſarea, der gewaltige Vorkämpfer der von Athanaſius begründeten Orthodoxie und Organiſator des rechtgläubigen Kirchentums; Johannes Chryſoſtomos, der kühne Sittenprediger von Antiochia und ſpätere Patriarch von Konſtantinopel, als Menſch und Schriftſteller eine wahrhaft bedeutende Perſönlichkeit.

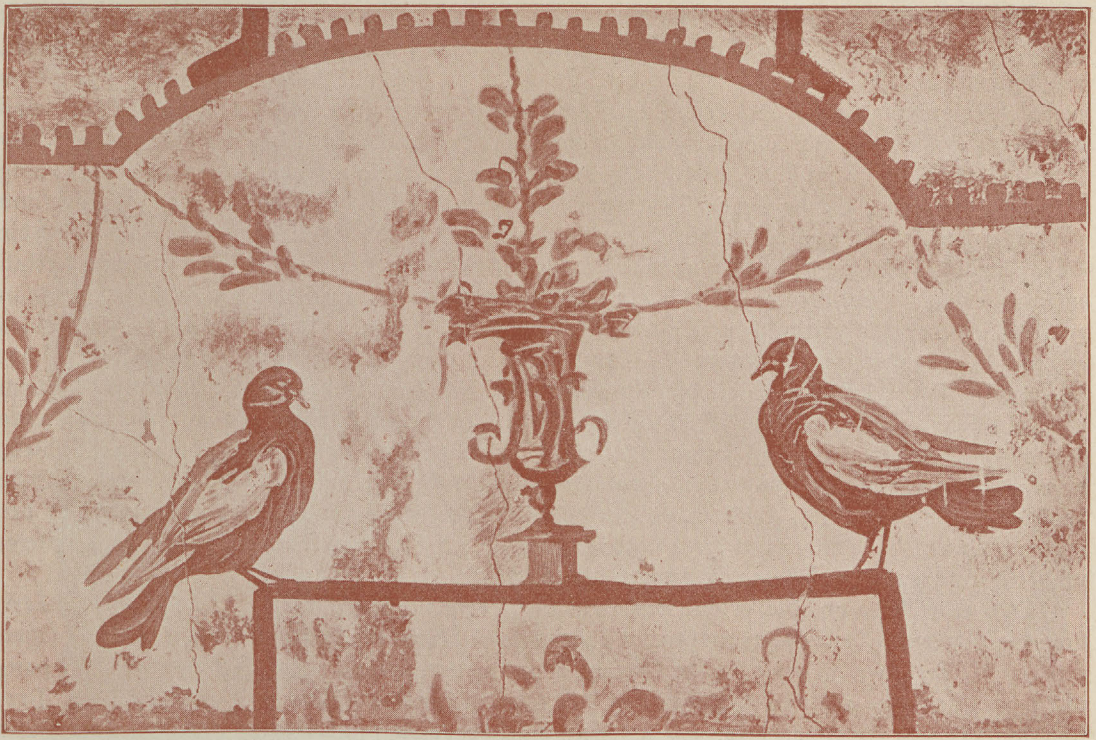
Noch wichtiger als im Oſten war eine würdige literariſche Vertretung des Chriſtentums in Italien und im Weſten. Die großen nationalen Erinnerungen, mit denen hier der neue Glaube zu kämpfen hatte, gewährten ſeinen Gegnern einen ſtärkeren Rückhalt, als die Schule von Athen und der Neuplatonismus im Oſten. Man denke nur an jenen römiſchen Stadtpräfekten Symmachus, der als Führer der heidniſch geſinnten Senatsminderheit im Jahre 384 die berühmte Denkſchrift an den Kaiſer gerichtet hat, die in ergreifender Weiſe für die Freiheit des ererbten Glaubens eintrat. Ein Dokument, das auch für den modernen Menſchen von beſonderem Intereſſe iſt, weil es in wahrhaft vorbildlicher Weiſe für die Sache der Gewiſſens- und Glaubensfreiheit eintrat. „Wir ſchauen auf zu denſelben Sternen. Gemeinſam iſt uns der Himmel, dieſelbe Welt umfängt uns. Was liegt daran, auf welchem Wege ein jeder die Wahrheit ſucht. Das Geheimnis iſt zu groß, als daß ein Weg zu ihm führen könnte!“ Daß dieſe Sprache damals in Italien noch verſtanden wurde und immer noch ſtarken Widerhall fand, iſt bezeichnend für das Nachwirken der edelſten Traditionen einer hohen Kultur, aber ebenſo bezeichnend iſt es, daß dieſer Eindruck weitaus überboten wurde durch die Wirkung der Gegenſchrift, mit welcher der gewaltige Kirchenfürſt Ambroſius von Mailand auf den Plan trat.

In ihm beſaß die Kirche einen Vorkämpfer, der — ein ebenbürtiger Genoſſe der großen Kanzelredner des Oſtens — die Sprache zu reden verſtand, die einem anders geſtimmten Geſchlecht zu Herzen ging. Was bedeutete alles Pathos der heidniſchen Rhetorik gegenüber der hinreißenden Gewalt ſeiner Predigt und der mächtigen Wirkung der ambroſianiſchen Hymnen, die in der Kirche von Mailand erklangen und einen Auguſtin ebenſo in innerſter Seele ergriffen, wie den Niederſten aus dem Volke! Und dem großen Prediger trat in derſelben Zeit in der Geſtalt des Dalmatiners Hieronymus, des Sekretärs des römiſchen Biſchofs Damaſus, ein univerſeller Gelehrter zur Seite, der dann ſeit dem dritten Jahrhundert dem der griechiſchen Sprache immer mehr entfremdeten Abendlande durch ſeine lateiniſchen Bearbeitungen die Kenntnis eines Origenes und Euſebios vermittelte und deren Werk durch eigene Leiſtung, wie z. B. in ſeiner Weltchronik, mit Erfolg weiterführte. Er war es auch, der durch ſeine, alle Vorgänger weit übertreffende Überſetzung der griechiſchen Bibel dem Abendlande die heilige Schrift gab, die das Volk verſtand und auch die Gebildeten befriedigte, während er ſich zugleich um die Verbreitung der antiken Literatur, ſelbſt unter dem Mönchtum bemühte und noch im Greiſenalter im Kloſter zu Betlehem profanen Literaturunterricht erteilte und ſeine Schüler in den Virgil, in die Komödie, Lyrik und Geſchichtſchreibung der Alten einführte. In der Tat, wie er von ſich ſelbſt ſagt, Philoſoph, Rhetor, Hebräer, Grieche und Lateiner in einer Perſon!



Amor und Pſyche. Wandgemälde in S. Domitilla, Rom.

Mehr freilich als irgend ein anderes Land des Weſtens hat die Provinz Afrika für die literariſche Propaganda des Chriſtentums geleiſtet. Während hier aus der heidniſchen Literatur kaum mehr etwas zu nennen iſt, als das wunderliche, im Mittelalter allerdings ſehr beliebte Schulbuch des Marcianus Capella über die ſieben freien Künſte, iſt das Chriſtentum durch eine ganze Reihe bedeutſamer Perſönlichkeiten vertreten. Schon am Ende des zweiten Jahrhunderts hat Minucius Felix in Form eines Zwiegeſpräches den Gegenſatz zwiſchen Chriſtentum und Hellenismus wirkſam zur Darſtellung gebracht. Ihm iſt das Chriſtentum eine „philoſophiſche“ Religion: Ein Standpunkt, den nach ihm in tieferer Weiſe Lactantius (geſt. um 325) in ſeinen „göttlichen Inſtitutionen“ vertrat, der „chriſtliche Cicero“, wie ihn die Humaniſten genannt haben, freilich ein Cicero, der — obgleich er das ganze Rüſtzeug der Zeitbildung beherrſchte — zugleich ſchon ein ſo mittelalterlicher Kopf war, daß er die Naturwiſſenſchaft für Wahnſinn hielt und die Bibel als einzige Norm für alles Wiſſen erklärte! Der Vorläufer der Henker und Kerkermeiſter eines Roger Bacon, Giordano Bruno und Galilei! Auf dem Boden der Zeitbildung ſteht auch Cyprian, Biſchof von Karthago, der uns in ſeiner Schrift „an Donat“ ein intereſſantes Bild der Sitte und Kultur des dritten Jahrhunderts hinterlaſſen hat, während allerdings wieder andere, wie der Pamphletiſt Arnobius durch höhniſche Verläſterung des Alten oder, wie Tertullian (geſt. um 230), durch maßloſen Fanatismus auf unſer Empfinden abſtoßend wirken. Immerhin hat aber auch Tertullian trotz ſeines Eiferns gegen Philoſophie, Literatur und Kunſt einen mächtigen Einfluß gehabt durch die ſchöpferiſche Kraft, mit der er aus der lateiniſchen Sprache ein ausdrucksfähiges Organ der chriſtlichen Ideenwelt gemacht hat.



Tauben mit Kantharus. Aus einem Wandgemälde in der Katakombe des Prätextat zu Rom.

An univerſalgeſchichtlicher Bedeutung freilich überragt alle dieſe Männer weitaus Auguſtin (geſt. 430), ohne Zweifel der ſprachgewaltigſte Dichtergenius der ſterbenden Antike, der mit ſeinen „Bekenntniſſen“ einen Petrarca zu Tränen gerührt und einen Rouſſeau zu gleichen Schöpfungen inſpiriert hat, der noch heutigen Tages durch die unmittelbare Wirkung des Menſchlichen, oft allzu Menſchlichen ſeiner unvergleichlichen Seelengeſchichte auch den modernen Menſchen unwiderſtehlich anzieht: Der große Herzenskündiger, der für all das, was die Zeit im Innerſten bewegte, den ergreifendſten Ausdruck fand, für die zarteſten, weichſten, ja weiblichen Regungen ihrer hochgeſteigerten ſeeliſchen Senſibilität, für die leidenſchaftliche Glut ihrer Liebe und ihres Haſſes, für ihr heißes Glücksverlangen und ihre unendliche Sehnſucht nach Erlöſung von dem äußeren und inneren Elend einer verfallenden Welt, nach Rettung aus Irrtum und Zweifel durch übernatürliche Hilfe und Gnade, nach der Gewißheit einer jenſeitigen Seligkeit und des Vollbeſitzes einer untrüglichen göttlichen Wahrheit. Daß die Einſeitigkeit, mit der er ſein ganzes Sinnen und Trachten auf das religiöſe Intereſſe konzentrierte (sursum corda!) und alles Heil von übernatürlicher Erleuchtung erwartete, zugleich eine gewiſſe kulturfeindliche Tendenz enthielt, zu einer übertriebenen Vorſtellung von der ſittlichen und geiſtigen Ohnmacht des Menſchen und zur Verkennung des ſelbſtändigen Wertes der Kultur, des geiſtigen und künſtleriſchen Schaffens und zu einer törichten Unterſchätzung der „allerhöchſten Kraft“ des Menſchen, der Vernunft und Wiſſenſchaft führte, welche das freie, unabhängige Streben nach Erkenntnis der Welt als „eitle Neugier“ ablehnte und den Anſpruch der Vernunft auf ſelbſtändige Erkenntnis als hochmütige Überhebung brandmarkte, — das konnte in einer Zeit, die in dieſer Hinſicht faſt ebenſo ſenil dachte, der Wirkung Auguſtins keinen Eintrag tun. Man denke nur an den ungeheuren Erfolg ſeines Hauptwerkes „über das Gottesreich“, das mit einer aller kritiſchen Vernunft hohnſprechenden Gewaltſamkeit die Geſchichte unter das Dogma, die Realität der Dinge unter den Zwang phantaſtiſcher Wahngebilde beugte.

Die Forderung Auguſtins, die Vernunft zu verabſchieden und ſich einfach an die Autorität zu halten, entſprach eben durchaus dem Herdengeiſte einer Zeit, der die Wahrheit einer Lehre um ſo ſicherer feſtſtand, je autoritativer ſie auftrat, und andrerſeits gerade das Paradoxe, aller Erfahrung und Vernunft Widerſprechende als ein Merkmal „übernatürlicher“ Weisheit erſchien. Das credo quia absurdum, das bewußt eine Ungereimtheit auf die andere häuft, um immer für die eine durch die andere Glauben zu finden. Nichts könnte für die allgemeine Verbreitung dieſer geiſtigen Dispoſition bezeichnender ſein als die Tatſache, daß ſelbſt eine ſo übermächtige, ich möchte ſagen dämoniſche Perſönlichkeit, eine ſo ſchrankenloſe Subjektivität, wie die Auguſtins nicht mehr den Mut und die Kraft der eigenen Überzeugung hatte, ſondern der Stütze einer äußeren Autorität bedurfte! „Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn mich nicht die Autorität der katholiſchen Kirche bewöge“, — das iſt die Abdankung der Vernunft, verkündet von dem größten Geiſt, den die Antike in ihrem Verfall noch zu erzeugen vermochte. Welch ein Abſtand von jenem kantiſchen Wahlſpruch, den man zugleich als den der griechiſchen Wiſſenſchaft bezeichnen könnte: „Habe den Mut, dich deines eigenen Verſtandes zu bedienen!“ — Und wie er den Menſchengeiſt erniedrigte, ſo hat Auguſtin auf der anderen Seite die Autorität, der ſich die erniedrigte Vernunft in blindem Glauben fügen ſoll, auf eine ideale Höhe geſtellt, an deren Erhabenheit für ihn und ſeine Gläubigen kein Zweifel mehr heranreicht. Das göttliche Reich, das er dem Reiche dieſer Welt, dem irdiſchen Staate gegenüberſtellt, war ihm nicht bloß jenes himmliſche Reich, das am Ende der Tage kommen ſollte, ſondern es war ihm bereits in gewiſſem Sinne vorhanden in der weltumſpannenden Anſtalt des Heiles, die ſchon hier auf jene vollkommene Welt vorbereitete, in der Kirche als dem ſicheren Ruheport der Seele!

Daß eine Religion, die ſo wie das damalige Chriſtentum nicht bloß die Maſſen, ſondern auch die führenden Geiſter anzuziehen verſtand, alle anderen Religionen aus dem Felde ſchlagen mußte, iſt für jeden geſchichtlich denkenden ohne weiteres klar. Eine Religion, die ſo ganz und gar aus den ſeeliſchen Bedürfniſſen der Zeit herausgewachſen und der ſeeliſchen Verfaſſung der Zeit angepaßt war, die als eine ausgeſprochen ſynkretiſtiſche Religion eine Fülle von religiöſen und ſpekulativen Ideen in ſich vereinigte, die der Vorſtellungswelt der verſchiedenſten Völker des Orients und Okzidents und der verſchiedenſten Bildungsſphären entnommen waren, eine ſolche Religion mußte die Religion des ausgehenden Altertums werden, weil ſie die weſentlichen Formen annahm, welche die Religion damals überhaupt hatte. Und zu alledem kam als Letztes, daß das Chriſtentum, nachdem es einmal zu einer gewaltigen Geiſtesmacht geworden war, naturgemäß auch die politiſche Macht in ſeinen Bannkreis zog und — allerdings wieder in ſchroffem Widerſpruch mit der Lehre Jeſu — als ausgeſprochen politiſche Religion mit allen Mitteln der äußeren Gewalt ſeinen endgültigen Sieg durchzuſetzen vermochte. Wenn alſo eine ungeſchichtliche theologiſche Auffaſſung in dieſem Sieg ein „Wunder“ ſieht, ſo kann man umgekehrt ſagen: Es wäre ein Wunder geweſen, wenn dieſes Chriſtentum einen ſolchen Erfolg nicht gehabt hätte!

Altchriſtliche Gemme mit den zwölf Apoſteln.
Original im Königlichen Münzkabinett zu München.

DIE ABSOLUTE MONARCHIE
UND
DIE AUFLÖSUNG DES REICHES

Relief vom Obelisken des Theodoſius zu Konſtantinopel.

7. Die diokletianiſch-konſtantiniſche Monarchie.

Während ſo in dem verfallenden heidniſchen Staate eine neue Macht ſiegreich um ſich griff, raffte dieſer Staat noch einmal alle Kräfte zuſammen, um ſeine Exiſtenz gegen alle äußeren und inneren Angriffe zu ſichern. Die Erfahrungen der fünfzigjährigen Anarchie und der militäriſchen Ohnmacht nach außen forderten in erſter Linie eine Reorganiſation der Armee und eine Reform der Wehrverfaſſung. So wurde von Diokletian die Armee auf das Vierfache ihres Beſtandes vermehrt und zugleich mit dem bisherigen Syſtem gebrochen, das Reich nur durch Grenzgarniſonen zu verteidigen, die, zum größten Teil mit Weib und Kind und mit Grundbeſitz angeſeſſen, der nötigen Beweglichkeit durchaus entbehrten und ohne Gefährdung des Grenzſchutzes meiſt auch nicht anderwärts verwendet werden konnten. Ihnen trat daher jetzt eine Feldarmee (exercitus praesentialis) zur Seite, die zur beliebigen Verwendung an den meiſtbedrohten Punkten zur Verfügung ſtand. Eine Reform, welche die Widerſtandsfähigkeit des Reiches gegen die Anſtürme der Barbaren noch auf lange hinaus erhielt, wenn ſie auch daran nichts ändern konnte, daß gerade durch die Heeresverſtärkung die Barbariſierung der Armee weitere Fortſchritte machte und in der Armee ſelbſt angeſiedelte oder geworbene Ausländer, im Norden Briten, Franken, Sachſen, Vandalen, im Oſten Perſer und Sarazenen, in Afrika Mauren womöglich noch zahlreicher Eingang fanden, als bisher.

Ein gleich dringendes Bedürfnis, wie die Verſtärkung der Armee, war eine erhöhte Aktionsfähigkeit der militäriſchen Leitung, die Wiederherſtellung der zerrütteten Manneszucht, die Reorganiſation der Finanzen und der ganzen Verwaltung.

Der diokletianiſch-konſtantiniſche Verwaltungsorganismus, der dieſe große Aufgabe löſen ſollte, ſtellt ein raffiniert ausgedachtes Syſtem dar, alle Organe des Staates in unbedingter Subordination einer abſolut einheitlichen Regierungsgewalt zu unterwerfen. Wie ſich — nach rein adminiſtrativen Geſichtspunkten — die einzelnen Verwaltungsſprengel übereinander erhoben, über den etwa hundert, durch Zerſchlagung der alten hiſtoriſchen Statthalterſchaften gebildeten Provinzen die ſogenannten Diözeſen und über ihnen die Präfekturen, ſo erhob ſich über einem komplizierten Apparat von Bureau- und Subalternbeamten eine nach Rang, Titel und Gehalt ſorgfältig abgeſtufte Beamtenhierarchie von den Provinzialbehörden hinauf zu den Vikaren, d. h. den Präſidenten der Diözeſen und von dieſen empor zu den vier prätoriſchen Präfekten, den Kanzlern der vier großen Reichsteile, in deren Hand ſich die ganze Juſtiz und Verwaltung in derſelben Weiſe konzentrierte, wie der ganz analog gegliederte militäriſche Apparat in der Hand des Reichsfeldherrn, des magister equitum.

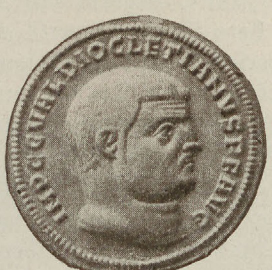
Und dieſes Syſtem abſoluter Unterordnung ſetzt ſich dann naturgemäß in verſtärktem Maße nach unten hin fort. Gegenüber dem bureaukratiſchen Abſolutismus eines zu unheimlichen Dimenſionen anſchwellenden Beamtenheeres, das ſozuſagen mit tauſend Polypenarmen in alle Verhältniſſe des Volkslebens hineingriff, konnte von kommunaler Selbſtändigkeit nicht mehr die Rede ſein. Ja, die Entwicklung geht ſchließlich dahin, daß aus den ehemaligen Organen freier Selbſtverwaltung rein ſtaatliche Zwangsinſtitute wurden, welche dem Staate vor allem dazu dienten, aus den Untertanen die ungeheuren Koſten des Syſtems mit allen Mitteln herauszuwirtſchaften.

Die Mitglieder der Gemeinderäte, die Dekurionen, welche zugleich als die Klaſſe der Meiſtbeſitzenden eine ſtädtiſche Ariſtokratie bildeten, waren ja dem Staate von jeher bis zu einem gewiſſen Grade für die Aufbringung der Grundſteuer haftbar geweſen. Aber ſo drückend dieſe Haftpflicht werden konnte, ſie war doch ſo lange erträglich geweſen, als der Wohlſtand und damit der Gemeingeiſt und Opferſinn noch ungebrochen war. Wie ganz anders jetzt, wo der Fiskalismus die Beſteuerung bis zu einer förmlichen Raubwirtſchaft überſpannte, wo infolge der zunehmenden Verödung des Landes der ſteuerfähige Boden und die ſteuerfähige Bevölkerung immer mehr zuſammenſchmolz und die unglücklichen Dekurionen mit brutaler Rückſichtsloſigkeit zur Deckung der Ausfälle an dem Steuerſoll der Gemeinde herangezogen wurden! Und dabei nahm die Zahl derer, denen man die kommunalen Laſten aufbürden konnte, fortwährend ab, da ja auch die für den Gemeinderat „Geeigneten“ maſſenweiſe der Verarmung anheimfielen, und andrerſeits der Staat ſelbſt ihre Zahl dadurch verminderte, daß er den Inhabern hoher Ämter und Titel, ſowie den Veteranen und ihren Söhnen die Befreiung vom Dekurionat gewährte. Alles Verhältniſſe, durch welche für den übrigbleibenden Reſt die Laſt nur eine um ſo drückendere wurde. Kein Wunder, daß das, was urſprünglich ſo viel begehrt war, die Beteiligung an Gemeinderat und Gemeindeamt, immer mehr als ein harter Zwang empfunden wurde, dem man ſich möglichſt zu entziehen ſuchte! Freilich vergebens! Denn unerbittlich hielt der Fiskus daran feſt, daß die, welche den entſprechenden Zenſus hatten, auch die Pflichten der Dekurionen übernahmen, von denen ſie nur der völlige wirtſchaftliche Ruin befreien konnte, und auch dies nicht ſelten erſt dann, wenn das letzte Mittel des Fiskus, die Folter, verſagt hatte.

Ja, der Staat ging noch weiter! Um den Stadträten ihren Mitgliederbeſtand zu ſichern und der Verödung der Rathäuſer zu ſteuern, vernichtete er den letzten Reſt ſtaatsbürgerlicher Freiheit, indem er den Dekurionat erblich machte! Eine Entwicklung, deren Anfänge auch ſchon in das zweite Jahrhundert zurückreichten, die aber jetzt zu immer ſchärferen Zwangsmaßregeln führte. Kein Nachkomme eines Dekurionen kann ſich jetzt mehr der verhaßten Pflicht entziehen. Er mußte unweigerlich in die Stelle des Vaters einrücken und ſeine Laſten übernehmen.

Der Bürger wird wie ein Sklave an die Korporation gefeſſelt (corpori obnexus).

Und dieſe Tendenz zur Erblichmachung von Beruf und Lebensſtellung greift dann auf alle möglichen anderen Lebensgebiete über. Wenn die Söhne von Beamten und Offizieren nicht ihre Standesprivilegien verlieren und dem furchtbaren Dekurionatszwang verfallen wollten, wenn die Veteranenſöhne nicht denſelben Vorzug und außerdem die ihren Vätern zugewieſenen Grundſtücke aufgeben wollten, mußten ſie wieder den Beruf des Vaters ergreifen. Daher wurde die Dienſtpflicht der Soldatenſöhne tatſächlich obligatoriſch, und ſeit Alexander Severus iſt dieſe Erblichkeit des Waffendienſtes geradezu ein Rechtsſatz. Indem ſo die Armee durch die „Lagerkinder“ (castrenses) ſich fortwährend zum großen Teil aus ſich ſelbſt rekrutierte, wurde ſie noch mehr wie bisher zu einer gegenüber der Zivilbevölkerung ſich abſchließenden Kaſte. Ja, der Staat glaubte dieſe erbliche Feſſelung an den Stand ſo wenig mehr entbehren zu können, daß er ſie in weiteſtem Sinne auch auf das ſtädtiſche und bäuerliche Gewerbe anwandte!



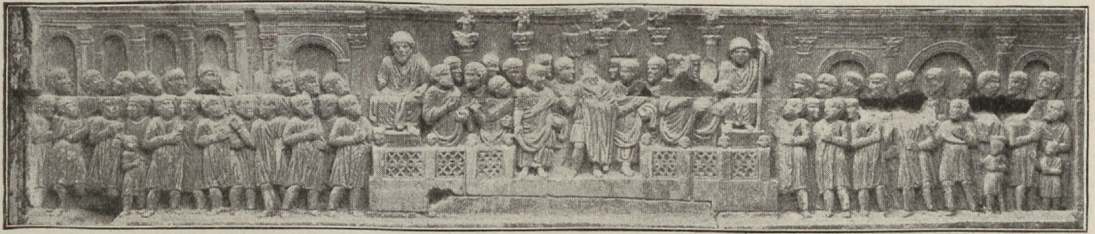
Münze mit dem Bildnis des Kaiſers Diokletian.

Vor allem wurden von dieſer kaſtenmäßigen Erſtarrung der Geſellſchaft diejenigen Gewerbe betroffen, deren Mitwirkung der Staat für das verwickelte Naturalſteuerſyſtem bedurfte, durch welches die Bedürfniſſe der Heeres- und Zivilverwaltung gedeckt wurden. So war z. B. die Gilde der römiſchen Kornſchiffer zum unentgeltlichen Transport der Güter verpflichtet, für die ſie zugleich mit ihrem Beſitze hafteten; und ſchon unter Maxentius wurde das Gewerbe erblich gemacht. Eine Erblichkeit, die von ihm dann auch auf die Innung der Bäcker ausgedehnt und durch ſpätere Geſetze noch erheblich verſchärft wurde, ſo z. B. durch das des Konſtantius, wonach ſogar derjenige, der eine Bäckerstochter heiratete, in die Bäckerzunft eintreten und an ihren öffentlichen Laſten und Leiſtungen teilnehmen mußte. Auch iſt dieſes Zwangsſyſtem allmählich auf alle möglichen anderen Gewerbe und Korporationen ausgedehnt worden, an deren Erhaltung der Staat irgendwie intereſſiert war.

Noch wichtiger, als die Fronden der bürgerlichen Gewerbe war für den Staat die Arbeit des Bauern, von der der Ertrag der Grund- und Kopfſteuer, ſowie das Ergebnis der Rekrutierung abhing. Eine Volksſchicht, deren Lage nichts weniger als eine günſtige war. Wurde doch das Land zum großen Teil nicht mehr von bäuerlichen Eigentümern beſtellt, ſondern von den Kolonen großer Gutsherrſchaften.

Dieſes Latifundienweſen, das ſchon in der Zeit der Republik in Italien und Sizilien übermächtig emporgewachſen war, erſcheint in der Kaiſerzeit ſo ſehr als die vorherrſchende Wirtſchaftsform auf dem platten Lande, daß auch in der Verwaltung die Einteilung in Gutsbezirke geradezu typiſch wird. Berichtet doch ſchon Plinius, daß die halbe Provinz Afrika ſechs Herren gehört habe, bis Nero ſie umbrachte und ihren Beſitz zur kaiſerlichen Privatdomäne machte! Ein draſtiſcher Kommentar zu dem berühmten Satze des Plinius: „Die Latifundien haben Italien ruiniert, ſchon ruinieren ſie auch die Provinzen!“ Die Landarbeiter dieſer Grundherren waren ja meiſt nicht mehr Sklaven, wie früher, da mit dem Aufhören der Eroberungskriege das Angebot von unfreiem Menſchenmaterial ſo abgenommen hatte, daß man den alten plantagenmäßigen Großbetrieb mit kaſernierten, ehe- und eigentumsloſen Sklavenmaſſen weſentlich einſchränken und einen großen Teil des Grund und Bodens parzellenweiſe an kleine Pächter (Kolonen) vergeben mußte, die gegen Zins ſelber wirtſchafteten und zur Ergänzung der ungenügenden Arbeitskräfte des von dem Herrn zur eigenen Bewirtſchaftung zurückbehaltenen Gutsareals (der villa) mit Hand- und Spanndienſten bei der Ernte, bei Wegearbeiten uſw. herangezogen wurden.

Aber damit war freilich an dem rein kapitaliſtiſchen Charakter des Syſtems der Bodenwirtſchaft nichts geändert. Auch der Kolone war lediglich Spekulationsobjekt, aus dem man



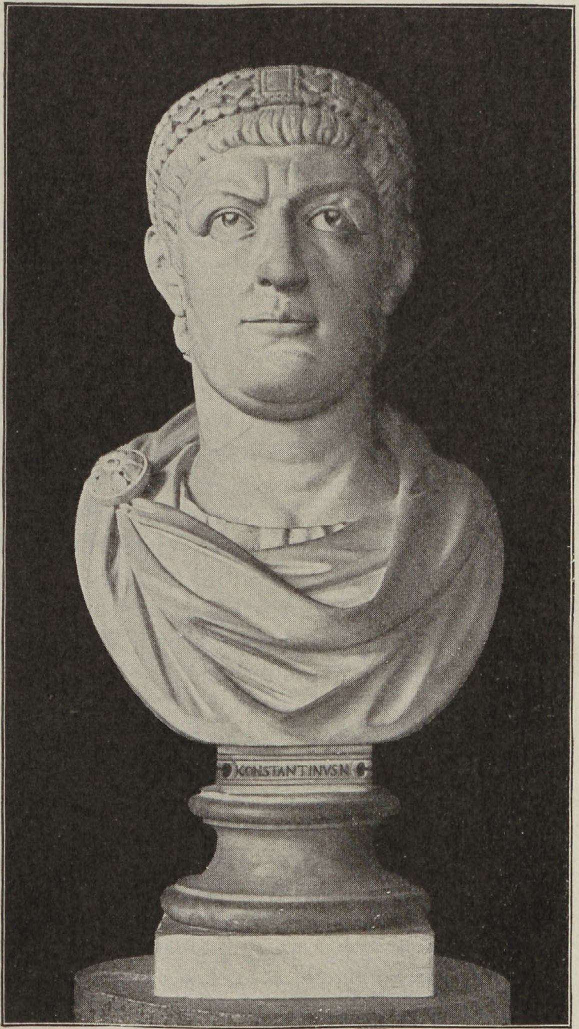
Kaiſer Diokletian, auf den Roſtra eine Anſprache haltend. Relief vom Konſtantinsbogen zu Rom.

möglichſt viel herauszuwirtſchaften ſuchte, ſo daß die Klagen über zunehmende Ausbeutung, über Vermehrung der Frondienſte uſw. ſchon frühzeitig begannen und immer häufiger wurden. Schon am Ende des erſten Jahrhunderts ironiſiert Martial dies bäuerliche Elend in der fingierten Grabſchrift eines Kolonen. „Bitte, begrabt mir nicht den kleinen Kolonen. Iſt die Erde ihm doch, wenn ſie noch ſo klein iſt, zu ſchwer!“ Einen ſprechenden Kommentar dazu liefert die Tatſache, daß ſchon ſeit derſelben Zeit die Kolonen immer weniger imſtande waren, eine Geldpacht aufzubringen, und daß daher der Teilbau immer allgemeiner wurde, d. h. die Abgabe eines beſtimmten Teiles des Bruttoertrages der Früchte, wie ja überhaupt die Rückbildung der Geldwirtſchaft zur Naturalwirtſchaft immer mehr der Zeit ihr Gepräge gibt. Noch mehr verſchlechtert aber wurde die Lage der Bauern dadurch, daß der Staat die Gutsbezirke zu Verwaltungsbezirken und die Gutsherren zu Ortsobrigkeiten machte, die von ihren Hinterſaſſen für den Staat die Steuern einzuziehen und aus ihren Reihen ein beſtimmtes Rekrutenkontingent zu ſtellen hatten. Ein Verhältnis, welches die Kolonen der Willkür der Herren vollends preisgab. Kein Wunder, daß unter ihnen immer mehr die Neigung um ſich griff, den Pflug zu verlaſſen und ſich der blutſaugeriſchen Ausbeutung durch Gutsherrn und Fiskus für immer zu entziehen, ſelbſt wenn man darüber zum Bettler und Vagabunden oder gar zum Räuber wurde. Eines der bedenklichſten Symptome der allgemeinen ſozialen und ökonomiſchen Zerrüttung, das ſich auch für den Kaiſer als den größten Poſſeſſor in der zunehmenden Leutenot der Landwirtſchaft und für den Staat in der beſtändigen Abnahme der Rekrutenzahl und des Steuerwertes von Grund und Boden immer ſchwerer fühlbar machte. Und ſo griff die Regierung denn auch hier zu dem einzigen Mittel, das ihr ſolchen Erſcheinungen gegenüber zu Gebote ſtand, zur politiſchen Zwangsgewalt. Wenn Gemeinderäte, Beamte, Soldaten, Gewerbsleute zu erblichen Ständen wurden, warum nicht auch die Bauern? Das lag ſo ſehr in der ganzen bisherigen Entwicklung, daß man ſich um die Wende des dritten und vierten Jahrhunderts (zwiſchen 247 und 332) entſchloß, Hunderttauſende freier Bürger der primitivſten perſönlichen Freiheitsrechte zu berauben und ſämtliche Kolonen mit ihren Nachkommen für immer an die Scholle zu binden, ähnlich wie man es bis dahin mit kriegsgefangenen Barbaren gemacht hatte! Von jetzt an konnte dieſer doch perſönlich freie Bürger, wenn er fluchtverdächtig war,

Die ſogenannte Baſilika vom Kaiſerpalaſt des Diokletian zu Salona.

Photographie von Beer, Klagenfurt.

vom Gutsherrn ſogar in Bande gelegt und gezwungen werden, den Boden wie ein Sklave gefeſſelt zu bearbeiten! Kurz, der Kolone iſt dauernd unter die Gutsherrſchaft gebannt, ein „der Scholle zugeſchriebener" Fronbauer; der Unterſchied zwiſchen ihm und dem Beſitzer iſt ein ſtändiſcher geworden. Es iſt daher vollkommen zutreffend, wenn man von dieſer Gutsherrſchaft der ſpäteren Kaiſerzeit geſagt hat, daß wir in ihr bereits den Typus des mittelalterlichen Fronhofes und die erſten Anſätze zur Entwicklung der feudalen Geſellſchaft vor uns haben. Iſt es doch ſchon ganz der Ton feudaler Hoffärtigkeit, wenn die ſpäteren Geſetzbücher von dem unglücklichen Kolonen ſagen: „Er iſt ein Sklave des Stück Landes, für das er geboren und an das er durch ein ewiges Recht gefeſſelt iſt!"



Porträtbüſte des Kaiſers Konſtantin des Großen.

Original in den Uffizien zu Florenz.

Die Unterwerfung des geſamten Arbeitslebens unter einen ungeheuren Zwangsorganismus wäre aber nun keine vollſtändige geweſen, wenn man dem einzelnen die Freiheit gelaſſen hätte, den Preis ſeiner Arbeit von ſich aus zu beſtimmen. Daher hat ſchon Diokletian durch das Edikt von 301 für das ganze Reich einen Maximaltarif für Arbeitslöhne und Warenpreiſe aufgeſtellt, der ohne weiteres durch ſtaatliches Machtgebot das Verhältnis feſtzuſtellen unternahm, in welchem Waren und Arbeitsleiſtungen gegen das damals durch eine ungeheuere Münzverſchlechterung außerordentlich entwertete Kreditgeld ausgetauſcht werden ſollten. Eine Regulierung des Geldwertes durch kaiſerlichen Machtſpruch, die natürlich nicht ſowohl der Allgemeinheit und der Sache der Gerechtigkeit, wie das Edikt ſalbungsvoll verkündet, als vielmehr dem größten Abnehmer, dem Staat und ſeiner Verwaltung zu gute kommen ſollte. Vor allem ſind es Soldaten, Offiziere, Beamtentum, die man auf dieſe Weiſe gegen die ſchlimmen Wirkungen der Geldkriſis zu ſchützen und zufriedenzuſtellen gedachte: freilich nicht mit dem gewünſchten Erfolg, da die Verkäufer ihre Waren lieber verbargen, als unter dem Werte hingaben. Allein, wenn ſich auch die Regierung infolgedeſſen zu Modifikationen herbeiließ und ſpäter wenigſtens der wechſelnden Konjunktur, dem Ausfall der Ernten uſw. mehr Rechnung trug, eine weitgehende Feſſelung von Arbeit und Warenverkehr durch Lohn- und Preistaxen blieb doch fortan immer beſtehen.

Wenn man ſich dieſe ganze Entwicklung vergegenwärtigt, ſo kann man ſagen: In dieſem despotiſchen Kaſtenſtaat iſt der Bürger überhaupt zum Knecht geworden, wenn auch nicht überall des Landes, wie der Kolone, ſo doch deſſen, der als „Herr und Gott" über dem Lande waltete. Was ſchon ein Kaiſer vor Diokletian ganz offen als das Grundprinzip der letzten Entwicklungsphaſe des Cäſarismus proklamierte, daß das überlieferte römiſche

Kaiſer Konſtantin der Große bei der Belagerung von Verona. Relief vom Konſtantinsbogen zu Rom. Photographiſche Aufnahme von Anderſon.

Staatsrecht durch das perſiſch-orientalſche erſetzt werden müſſe, das iſt jetzt durch die diokletianiſch-konſtantiniſche Staatsordnung in klaſſiſcher Form verwirklicht oder vielmehr zum Abſchluß gebracht worden. Der Monarch iſt, wie es die Titulatur dominus beſagt, in vollem Sinne Staatseigentümer geworden. Er hat ein unbedingtes und unbeſchränktes Herrenrecht über Hab und Gut und über die Perſonen der Untertanen. Die prunkvolle orientaliſche Königstracht, das durchaus orientaliſche Zeremoniell, das den Vorſtehern der kaiſerlichen Schlafgemächer den Rang vor den höchſten Staatsſtellen einräumt, das Eunuchentum in der Hofdienerſchaft, die göttliche Verehrung des lebenden Monarchen, dem man ſich nur kniend nahen darf, um den Zipfel des Pupurgewandes zu küſſen, die hündiſche Schmeichelei, die ſeine „heiligen, himmliſchen, göttlichen" Willensentſcheidungen wie unfehlbare Äußerungen einer Gottheit hinnimmt und daher jedes Widerſtreben wie ein Sakrileg verfemt, all das bezeichnet einen Höhepunkt des Allmachtsſchwindels und der Verknechtung des Staates, der kaum mehr zu überbieten war. Und Diokletian hatte in der Tat alle Urſache, wenn er ſich im Vollgefühle ſeines Meiſterwerkes abſolutiſtiſcher Herrſcherkunſt den Beinamen Jovius, der Jupitergleiche, beilegte!

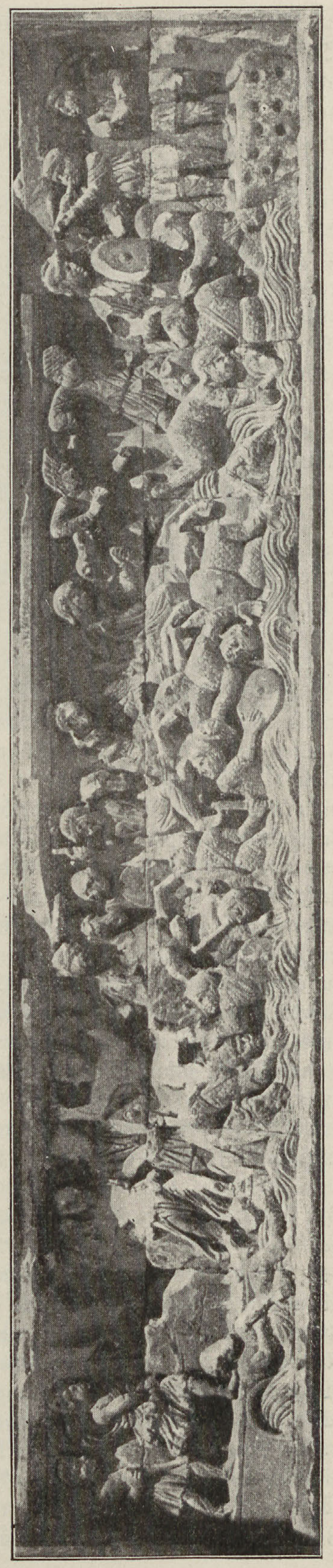
Auch inſofern hatte ja Diokletian Anlaß zu einem Gefühl ſtolzer Genugtuung, als es mit Hilfe ſeines ungeheuren Zwangsapparates in der Tat gelang, aus dem alternden Organismus des Reiches die letzten materiellen Kräfte herauszuholen, mit denen er ſich noch auf längere Zeit hinaus äußerlich aufrechterhalten ließ. Freilich war es nur noch ein Koloß auf tönernen Füßen! Die lebendigen politiſchen Kräfte: Gemeingeiſt, Staatsgefühl, Initiative ſind in der allgemeinen Gewöhnung der Knechtſchaft ſyſtematiſch ertötet. Sozuſagen die Seele des Staates iſt entwichen. Wohl beanſprucht der abſolute Deſpot, der im Zentrum der gewaltigen Staatsmaſchine ſitzt, ſelbſt dieſe Seele des Staates zu ſein, das „lebendige Geſetz", wie Juſtinian ſich ausdrückt; allein dieſe zentrale Kraft vermag dem ſeelenloſen Räderwerk des Staates kein wirkliches Leben mehr einzuhauchen. Sie kann das Ganze nur noch durch das eiſerne Band des Gehorſams zuſammenhalten.

Freilich ſtellte das Übermaß der Konzentration ſolche Anforderungen an den Inhaber der Zentralgewalt, daß das Syſtem ohne eine gewiſſe Teilung der Funktionen auf die Dauer nicht durchzuführen war. Daher entſchloß ſich Diokletian, im Jahre 285 in der Perſon ſeines Freundes Maximinian für den Weſten einen „Cäſar" und Mitregenten aufzuſtellen, der 293 geradezu zum „Auguſtus" aufrückte, während zwei weitere kriegserprobte Generale Konſtantius Chlorus und Galerius den nunmehrigen zwei Auguſti oder eigentlichen Kaiſern als „Cäſares" an die Seite traten. Dabei wurde das Reichsgebiet in der Weiſe geteilt, daß Diokletian den Orient mit Thrazien und Ägypten behielt, Galerius die übrige Balkanhalbinſel und die Donauprovinzen, Konſtantius Gallien und Britannien, Maximinian Italien mit Rätien, Afrika und Spanien übernahm.

Die Einheit des Reiches ſollte durch dieſe adminiſtrative Teilung nicht angetaſtet werden, und in gewiſſem Sinne blieb

Rom noch immer die ideelle Hauptſtadt, der man mit ihren „ſuburbikariſchen Regionen“ immer noch eine Sonderſtellung und Sonderverwaltung beließ. Allein in Wirklichkeit iſt Rom ſeit dieſer Zeit als Reichskapitale depoſſediert. Diokletian reſidierte mit Vorliebe in dem durch ſeine Lage an den Grenzen des Orients und Okzidents militäriſch und politiſch weit wichtigeren Nicomedia, das durch ſeine glänzende Bautätigkeit ganz den Charakter einer Hauptſtadt erhielt. Und eine ähnliche Bedeutung gewann für die illyriſchen Provinzen Theſſalonich, für den Weſten Augusta Trevirorum (Trier) als Hauptſtadt Galliens, und Mailand, das neue Regierungszentrum Italiens. Das politiſche Schwergewicht Italiens iſt nach Norden verlegt, weil gegen den Anſturm der Germanen vor allem die Verteidigung Oberitaliens organiſiert werden mußte und von hier aus auch an Rhein und Donau raſcher und erfolgreicher eingegriffen werden konnte. Und ſpäter, ſeit dem Anfang des fünften Jahrhunderts iſt dann eben wegen der leichteren Verteidigungsfähigkeit an Stelle Mailands das faſt uneinnehmbare Ravenna als Reſidenz des Weſtreiches getreten. Natürlich hat jetzt auch die bevorzugte Stellung Italiens, z. B. ſeine Grundſteuerfreiheit, definitiv ein Ende. Wie es jetzt mit einer Provinz, wie Afrika, zu einem Verwaltungsſprengel verbunden war, ſo war es auch in bezug auf die Staatslaſten den Provinzen gleichgeſtellt.

Allerdings hat dieſe diokletianiſche Organiſation der Reichsregierung durch den Widerſtand perſönlicher Aſpirationen gewiſſe Veränderungen erfahren. Als die beiden Auguſti ſich 305 freiwillig ins Privatleben zurückzogen, Diokletian in ſeine Heimat, nach Salona, Maximinian nach Unteritalien, und als dann bald darauf (306) der eine der beiden neuen Auguſti, Konſtantius zu Eboracum (York) ſtarb, erhoben ſich deſſen Sohn Konſtantin und der Sohn des alten Maximinian Maxentius, die man beide bei der Ernennung neuer Cäſaren übergangen hatte, gegen die beſtehende Ordnung. Konſtantin ließ ſich von ſeinen Truppen zum Kaiſer ausrufen und Maxentius von Prätorianern und Volk in Rom. Dadurch wurde die Situation eine ſo verwickelte, daß auch eine Monarchenzuſammenkunft in Carnuntum, dem Hauptlager der germaniſchen Legionen, an der auch der Altkaiſer Diokletian teilnahm, eine befriedigende Löſung nicht brachte. Erſt nach dem Tode des Auguſtus Galerius (311) begann ſich die Lage inſofern zu klären, als damals neben Konſtantin und Maxentius im Weſten nur noch zwei Regenten im Oſten übrig waren: Licinius, als Herr der illyriſchen Provinzen, und Maximin, als Herrſcher der orientaliſchen, von denen der erſtere ſich mit Konſtantin, der letztere mit Maxentius verbündete. In dem allgemeinen Kampf, der darüber ausbrach, erfocht Konſtantin einen entſcheidenden Sieg über Maxentius, der auf der Flucht an der milviſchen Brücke im Tiber ſeinen Tod fand (312), während im Oſten Maximin dem Licinius erlag (313), in demſelben Jahr, in dem Diokletian ſtarb. Aber auch die Sieger vermochten ſich auf die Dauer nicht zu verſtändigen, und die Gegenſätze kamen nicht eher zur Ruhe, als bis Konſtantin nach der Überwindung des Licinius die Herrſchaft über das ganze Reich in ſeiner Hand vereinigte (324).



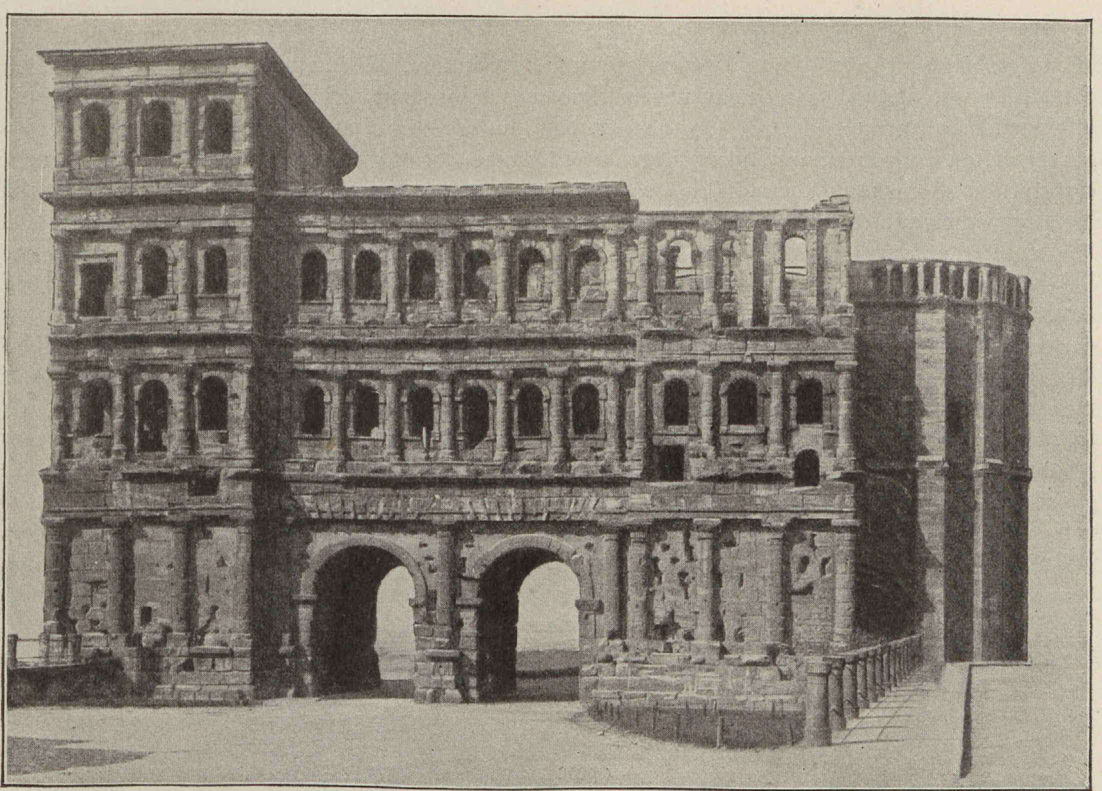
Die Schlacht an der milviſchen Brücke. Relief vom Konſtantinsbogen zu Rom. Nach einer photographiſchen Aufnahme. Verlag von Anderſon.

Allein auch dieſe Entwicklung der Dinge hat das wichtigſte Ergebnis des diokletianiſchen Syſtems, die Depoſſedierung Roms und die Scheidung zwiſchen dem helleniſtiſchen Weſten und dem römiſchen Oſten, nur beſtätigt. War es doch gerade Konſtantin, der im Jahre 330 auf der Stelle von Byzanz eine zweite Reichshauptſtadt ſchuf, Konſtantinopel, das als ein neues Rom dem alten ebenbürtig zur Seite treten ſollte und zum Teil geradezu auf Koſten des alten ausgeſtattet wurde. Auch hat Konſtantin an der Sonderverwaltung der vier großen diokletianiſchen Präfekturen durchaus feſtgehalten, für die er wiederholt ſeine Söhne als Cäſares beſtellte. Daher konnte auch nach Konſtantins Tod (337) die ohnehin durch neue Teilungen unter ſeinen Söhnen wieder längere Zeit durchbrochene Reichseinheit nur vorübergehend hergeſtellt werden: unter der kurzen Alleinherrſchaft ſeines Sohnes Konſtantius (353—361) und unter deſſen Vetter und Nachfolger Julian (361—363). Als mit dem Tode Julians das Haus Konſtantins erloſch und 364 mit dem im kaiſerlichen Hauptquartier zu Nicäa von den anweſenden hohen Beamten und Offizieren gewählten Valentinian eine neue Dynaſtie emporkam, wurde die Teilung des Reiches in eine öſtliche und weſtliche Hälfte zu einer dauernden, indem Valentinian den Weſten übernahm und für den Orient einen zweiten Auguſtus in der Perſon ſeines Bruders Valens beſtellte.

Zwar wurde auch jetzt noch an dem imperium Romanum als einer politiſchen Einheit offiziell feſtgehalten, aber die Teilung der cäſariſchen Funktionen erwies ſich nur um ſo mehr als eine Notwendigkeit, zumal ſchon die zunehmende Überflutung der Reichsgrenzen durch die Barbaren die Übernahme der höchſten militäriſchen Macht durch einen Träger der cäſariſchen Gewalt im Oſten wie im Weſten unvermeidlich machte. Dabei wurde, als Valens bei Adrianopel in einer großen Schlacht gegen die Goten den Tod fand (378), in der Perſon des bewährten Feldherrn Theodoſius ein Auguſtus für den Oſten ernannt, während im Weſten der Nachfolger Valentinians I. (375), ſein zu Trier regierender Sohn Gratian die römiſche Herrſchaft gegen die Weſtgermanen, beſonders gegen die Alemannen zu verteidigen hatte und Italien und Afrika ſeinem jüngeren, vom Heere zum Auguſtus ausgerufenen Bruder Valentinian II. überließ. Und wenn dann auch noch einmal, als Gratian (383) und ſpäter Valentinian (392) einer Militärverſchwörung zum Opfer fielen, der Auguſtus des Oſtreiches Theodoſius durch die Unterwerfung des Weſtens die Einheit der Regierung wiederherſtellte (394), ſo war das nur eine ganz kurze Epiſode. Nach ſeinem bald darauf erfolgten Tode trat ſofort wieder unter ſeinen Söhnen Arcadius und Honorius eine Teilung des Regimentes ein (395), die infolge der Differenzen der leitenden Miniſter, des Galliers Rufinus im Oſten und des Heermeiſters des Honorius, des Vandalen Stilicho, über die Abgrenzung der beiden Reichshälften zu einer gewiſſen Entfremdung, wenn auch noch immer nicht zu einer förmlichen Trennung führte. Denn auch jetzt noch ſollte das Reich nach außen als eine Einheit gelten, und durch eine gewiſſe Gemeinſamkeit der Geſetze und gegenſeitige Thronfolgeberechtigung ſollte auch im Innern die Zuſammengehörigkeit aufrechterhalten werden. Auf die Dauer hat aber freilich auch dies den Zuſammenbruch nicht verhüten können, zumal inzwiſchen in dem Organismus des Reiches ein neues Element der Zerſetzung zur vollen Wirkſamkeit gekommen war, das Chriſtentum und die chriſtliche Kirche.

8. Der Staat und das Chriſtentum.

Für den höheren Kulturwert einer Weltanſchauung iſt es mit von grundlegender Bedeutung, ob ſie die geiſtige Freiheit und die ſittliche Kraft beſitzt, das Recht anderer auf die Vertretung ihrer eigenen Weltanſchauung anzuerkennen. Und es iſt eine der größten Errungenſchaften der Antike, daß ſie trotz der mancherlei Hinderniſſe, die auch hier politiſche Intereſſen oder religiöſer Wahn der reinen Verwirklichung dieſes großen Kulturprinzips entgegenſtellten, dem Ziele doch ſchon verhältnismäßig recht nahe gekommen iſt. Was dereinſt der lichte helleniſche Geiſt ſchon durch den Mund Herodots verkündet hatte, daß „alle Menſchen von göttlichen Dingen gleich viel (d. h. gleich wenig) wiſſen", hat bis an das Ende der Antike nachgewirkt, und gerade die römiſche Kaiſerzeit hat zahlloſen Kulten eine Toleranz gewährt, wie ſie die Welt erſt ſeit dem Zeitalter der Aufklärung allmählich zurückerobert hat. Mit den Worten des Nikolaos von



Die Porta nigra zu Trier. Photographiſche Aufnahme.

Damaskus rühmt es der Jude Joſephus als eine der größten Segnungen der Weltherrſchaft Roms, daß es allen Völkern ungeſtörte Freiheit der Religion und des Kultus gewährt habe!

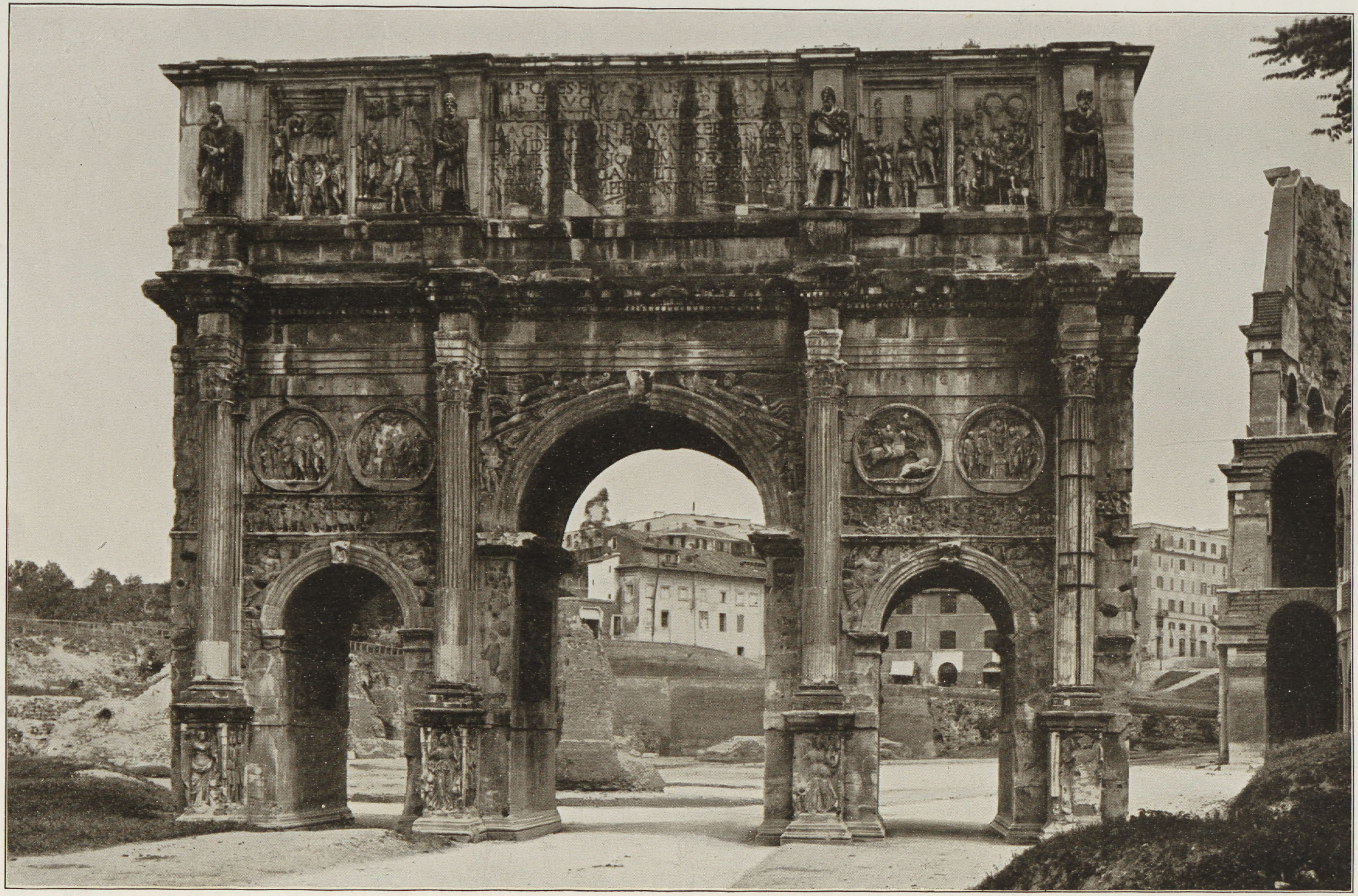
Dieſe Toleranz war von dem Moment an in Frage geſtellt, wo eine Religionsgemeinſchaft auf den Plan trat, welche für die Weltanſicht einer Menſchengruppe ein Monopol beanſpruchte und der übrigen Menſchheit das Recht auf die Betätigung ihrer Überzeugung grundſätzlich verſagte. Es kann keine furchtbarere Kriegserklärung gegen alle Andersdenkenden geben, als die Stelle des Galaterbriefes, wo alle Religionen des Polytheismus und alle zu „Schisma“ und „Häreſie“ führenden Glaubensmeinungen als „Werke des Fleiſches“ und ſeiner Gelüſte gegen den Geiſt erklärt und auf ein und dieſelbe Linie geſtellt werden wie „Freſſen und Saufen, Ehebruch und Unzucht, Haß, Neid und Mord“; eine Auffaſſung, die in der chriſtlichen Polemik immer wieder durchklingt und zwar nicht bloß bei den extremſten Fanatikern, wie Tertullian, für den der Götterglaube an ſich ſchon das „Hauptverbrechen des Menſchengeſchlechtes“ iſt und der Göttergläubige die Strafe des Mörders verdient hat, ſondern ſelbſt bei einem Auguſtin, für den jede vom kirchlichen Dogma abweichende Anſicht gleichfalls dieſelbe gewaltſame Repreſſion verdient wie Mord und Ehebruch! Kein Wunder, daß ſelbſt Auguſtin der Gedanke einer friedlichen Geſinnung der Chriſten gegen Andersdenkende ſo unfaßbar erſcheint, daß er da, wo ſie geäußert wird, lediglich Heuchelei ſieht! Wenn „ketzeriſche“ Minoritäten innerhalb des Chriſtentums für Duldung ſeien, ſo ſeien ſie es eben nur, weil ihnen die Macht fehle! Man könne eine wilde Beſtie nicht deshalb zahm nennen, weil ihr Zähne und Krallen fehlen! Wenn ſo bei Glaubensdifferenzen die Chriſten gegenſeitig von ſich dachten, wie mag man da von Anfang an gegen Nichtchriſten empfunden haben! Und wie kann man ſich da noch wundern, daß ſchon ein Tacitus bei den Chriſten dieſelben gewaltſamen Inſtinkte vorausſetzte, die ſie ſich ſpäter gegenſeitig ſelbſt zuſchrieben und rückſichtslos gegeneinander betätigten, daß er ganz ebenſo wie Auguſtin in der ohnmächtigen chriſtlichen Minderheit nur die Beſtie ſah, der die Zähne und Krallen fehlten?

Es leuchtet ja ohne weiteres ein, daß der Fanatismus einer ſolchen Anſchauungsweiſe ſich ſchon frühzeitig in gewaltſame Handlungen umſetzen mußte. Wenn auch, ſolange die Staatsgewalt dem neuen Glauben noch übermächtig gegenüberſtand, eine kluge Zurückhaltung im allgemeinen unvermeidlich war, ſo hat es doch an Beſchimpfung und Verhöhnung Andersgläubiger, an Attentaten auf Kultusbilder, an Störungen des ſozialen und Familienfriedens durch agitatoriſche Verhetzung „der Gläubigen“ gegen die „Heiden“ nicht gefehlt; Herausforderungen, die mit pſychologiſcher Notwendigkeit eine mehr oder minder heftige Reaktion hervorrufen mußten.

Schon die erwähnten Stellen aus der chriſtlichen Literatur, die ſich beliebig vermehren ließen, enthalten eine Herabwürdigung und Verächtlichmachung der Staatsreligion und der anderen anerkannten Religionsgemeinſchaften, welche auch das Strafrecht des modernen Staates empfindlich ahnden würde. In ihnen wurzeln ja im letzten Grunde alle die Greuel, welche die ſog. Rechtgläubigkeit im Namen des Chriſtentums gegen Andersdenkende verübt hat, und welche die Greuel der Arena noch weit überboten haben. Kann man ſich gegenüber der Gefährlichkeit und Rechtswidrigkeit eines ſolchen Standpunktes darüber wundern, daß die Andersgläubigen den damaligen Chriſten eine ausgeprägt geſellſchaftsfeindliche Geſinnung, einen „Haß gegen das Menſchengeſchlecht“ zum Vorwurf machten und ihnen die ſchlimmſten Verbrechen zutrauten, wie ſie ja ſpäter auch tatſächlich, wenn auch in anderer Form, infolge dieſer Geſinnung an der Menſchheit verübt worden ſind? Die Nichtchriſten ſtanden eben vielfach unter dem Eindruck, daß ſich hier in den Tiefen der Geſellſchaft gegen die höchſten Errungenſchaften der Bildung und des geiſtigen Lebens eine Bewegung ſtaats- und kulturfeindlicher Elemente erhob, die am liebſten mit allem, was ihnen im Wege war, in derſelben radikalen Weiſe aufgeräumt hätten, wie einſt die hebräiſchen Horden im Lande Kanaan. Eine Ausrottungspolitik, die in der Tat ſchon Tertullian geradezu als vorbildlich für das Verhalten der Chriſten gegen die Heiden gerühmt hat!

Man ſieht: dieſes mit dem Frieden der Geſellſchaft und mit jeder höheren Kultur unvereinbare Prinzip abſoluter Intoleranz, deſſen Gehäſſigkeit durch das tatſächliche geſetzliche Verhalten der großen Mehrheit der Chriſten nicht aufgehoben werden konnte, enthielt allein ſchon Zündſtoff genug zu einem Konflikt mit dem Staate. Und dazu kam die mehr oder minder offene, durch noch ſo loyale Erklärungen und Gebete für den Kaiſer nicht zu beſeitigende Herausforderung des Staates ſelbſt! War es doch ſchon für den Stifter des Chriſtentums eine unumſtößliche Gewißheit geweſen, daß die Cäſarenherrſchaft, in der er mit ſeinem Volk nur die Herrſchaft des Satans ſah, in Bälde durch die Gottesherrſchaft vernichtet werden würde! Und wie viele Chriſtenherzen mögen ſich an den furchtbaren Bildern des Zuſammenbruches aufgerichtet haben, in denen ihnen die erſte heilige Schrift des Chriſtentums, die „Offenbarung Johannis“, die Zerſtörung der Stadt Rom weisſagte, deſſen verödete Stätte unreine Vögel, unreine Geiſter und Teufel zu ihrem Quartier machen würden, während im Himmel eitel Jubel herrſcht! Wie mögen ſie ſich an dem Triumphgeſang der Engel über den Fall des großen „Babylon“ berauſcht haben, an dem ſchmachvollen Tod der „großen Buhlerin im Scharlachgewand“, die „trunken iſt von dem Blute der Heiligen“, an dem ſchrecklichen Mahl der Vögel des Himmels, die das Fleiſch der Kaiſer und Könige und ihrer Heere freſſen, wenn ſie vom Zorne Gottes erſchlagen am Boden liegen!

„Unſer Staatsweſen iſt im Himmel, von wo wir auch den Heiland erwarten“; dieſer Satz des Paulus enthält in gewiſſem Sinne ein politiſches Bekenntnis, d. h. der Chriſt fühlte ſich zugleich als Angehöriger einer neuen politiſchen Gemeinſchaft, und da dieſe von Anfang an der beſtehenden feindlich gegenüberſtand, als Glied einer kriegeriſchen Genoſſenſchaft, einer „Miliz“ (militia) des wahren Gottes und Chriſti. Chriſtus wird ſeit Tertullian geradezu als Imperator der Chriſten bezeichnet, die Taufe als sacramentum im Sinne des militäriſchen Fahneneides. Wenn ſich ferner die helleniſtiſchen Fürſten und die Cäſaren König und Kaiſer, Herr und Heiland (Soter) nennen ließen, ſo nahmen die Chriſten dieſelben Bezeichnungen für den in den Wolken kommenden Begründer „ihres“ Gemeinweſens in Anſpruch. Sie erzählten ſich daher auch die Geſchichte ſeines Eintrittes in die Welt zum Teil in ähnlicher Weiſe, wie es die Heilandskönige des Hellenismus und der Kaiſer Auguſtus für ſich getan: ſie übertrugen das von Cyrus bis Auguſtus in dieſen Geburts- und Kindheitsgeſchichten immer wiederkehrende Motiv der von der herrſchenden Macht beabſichtigten Ermordung und andere ſtehende



Der Konſtantinsbogen zu Rom

Nach einer photographiſchen Aufnahme

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

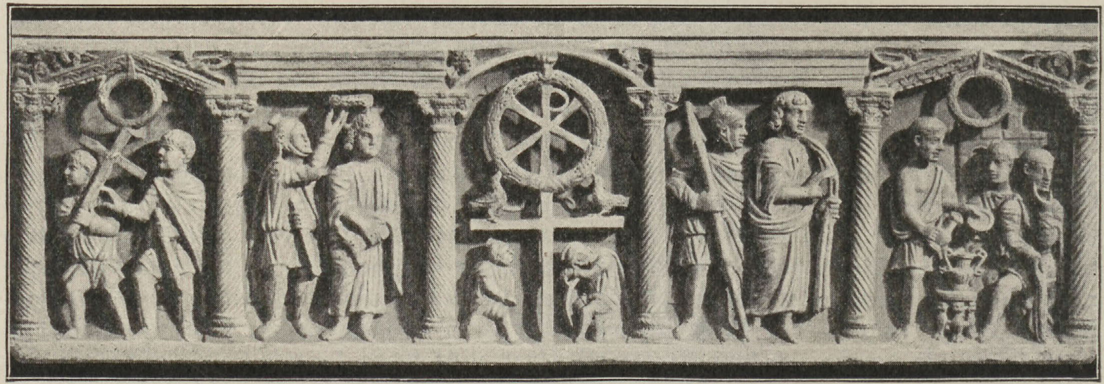
Stadt-
bücherei
Elbing

Motive der Art, die Magier, das Orakel, den Stern ohne weiteres auf die Kindheitsgeſchichte Jeſu. Insbeſondere iſt es die Anbetung der Magier, die in dieſem Zuſammenhang von größter Bedeutung erſcheint, weil an ihr die Chriſten ein Gegenſtück gegen die Geſchichte von der Huldigung der perſiſchen Magier und ihres Prieſterkönigs vor Nero, ſowie gegen den Kaiſerkult überhaupt gewannen.

Und es bleibt nicht bei dem bloß literariſchen Proteſt. In der berühmten Erzählung, die Jeſus den Weg revolutionärer Selbſthilfe betreten und mit Gewalt die Händler aus dem Tempel vertreiben läßt, iſt es ſo deutlich wie möglich ausgeſprochen, daß der Streiter Gottes befugt iſt, ſich über jedes beſtehende Recht hinwegzuſetzen, das ihm dem göttlichen zu widerſprechen ſcheint. Wenn daher die Chriſten die Altäre und Gotteshäuſer der Andersgläubigen nicht ſchon eher vernichtet haben, ſo lag dies lediglich daran, daß ihnen die Macht dazu fehlte. Um ſo entſchiedener haben ſie dann aber ihren Standpunkt zur Geltung gebracht in einer Frage, in der ſie ſich dem Staate allerdings nicht fügen konnten, ohne mit ihrer religiöſen Überzeugung in einen unlösbaren Konflikt zu geraten, in der Frage des Staatskultus.

Wenn der römiſche Staat von ſeinen Untertanen den Kaiſerkult, d. h. die Verehrung der Kaiſerbilder forderte, ſo wollte er damit ja nicht einen Glauben an die Wahrheit der Staatsreligion, ein poſitives religiöſes Bekenntnis erzwingen. Er verlangte lediglich eine durch „Zeremonien" rein äußerlich ſich betätigende Ehrfurcht vor den Kaiſerbildern als den Symbolen der Allgewalt des römiſchen Staates. Der Kaiſerkult bedeutete alſo für ihn weiter nichts als eine Huldigung vor der Majeſtät des Staates, bei der der Kaiſer eigentlich nicht als Perſon, ſondern als Repräſentant einer „göttlichen" Inſtitution in Betracht kam. Der Staat ſah daher in der grundſätzlichen Verweigerung dieſes Kultus weniger ein Sakrileg, als vielmehr ein politiſches Verbrechen, Hochverrat (maiestas). Und ſelbſt Chriſten, wie z. B. ſogar Tertullian, haben zugeben müſſen, daß man das Chriſtentum höchſtwahrſcheinlich hätte gewähren laſſen, wenn es ſich auf die Oppoſition gegen die Götter des Olymps beſchränkt und einen Kompromiß mit dem Kaiſerkult gefunden hätte.

Daher war auch der Kaiſerkult für die Sache der religiöſen Freiheit nicht entfernt ſo gefährlich wie die Religionspolitik ſpäterer, chriſtlicher Kaiſer und ihrer prieſterlichen Nachfolger in der Herrſchaft über Rom. Dieſe haben die antike Vergötterung irdiſcher Gewalten noch in ganz anderer Weiſe auf die Spitze getrieben und kraft ihrer „göttlichen" Legitimierung und eines „göttlichen", abſolute Unterwerfung heiſchenden Rechtes eine Gewalt über die Gewiſſen beanſprucht, gegen die der Kaiſerkult geradezu harmlos erſcheint, eine Gewalt, — wie es in einem modernen römiſchen Erlaß heißt, — „nicht nur über den Willen, ſondern auch über den Verſtand" der Menſchen! Wenn aber eine ſolche Politik ſyſtematiſcher geiſtiger und religiöſer Knebelung, deren Endergebnis in bezug auf das höhere geiſtige Leben die Herabdrückung des europäiſchen Menſchen auf das Niveau eines Herdendaſeins geweſen wäre, nicht von den heidniſchen Cäſaren, ſondern erſt von den chriſtlichen Herrſchern und Hierarchen der Menſchheit auferlegt wurde, ſo kann man auch nicht behaupten, daß der Kampf der Chriſten gegen den heidniſchen Staat von ihrem Standpunkt aus und grundſätzlich ein Kampf um die Freiheit des Glaubens und der Gewiſſen und gegen die Verquickung von Religion und Politik war. Im Gegenteil! Sie würden den Cäſaren zugejubelt haben, wenn ſie die Staatsgewalt dem Chriſtentum gegen die Andersgläubigen zur Verfügung geſtellt hätten! Gegenüber dem Prinzip der Vergewaltigung der religiöſen und geiſtigen Perſönlichkeit des Menſchen, wie es die ſiegreiche Kirche handhabte, war der Standpunkt des heidniſchen Staates ein freiheitlicher zu nennen! Und was die heidniſche Geſellſchaft betrifft, ſo war für die Gebildeten der Staatskult längſt nichts mehr als eine Formalität. Ihr Innenleben war doch ſchon entwickelt genug, als daß ſie in der wirklichen Religion etwas anderes geſehen hätten, als eine Sache freier Wahl und individueller Selbſtbeſtimmung. Die chriſtlichen Apologeten ſelbſt appellieren an dieſen Liberalismus. So z. B. Tertullian, der geradezu den ketzeriſchen Satz ausſpricht, daß „Religion erzwingen irreligiös" ſei (non religionis est cogere religionem). Ein Satz, der freilich im Munde dieſes Fanatikers ſeltſam genug klingt und unwillkürlich an den Ausſpruch jenes modernen Klerikers erinnert: „Solange wir in der Minderheit ſind, fordern wir die Duldung auf Grund Eurer Prinzipien, wenn wir die Mehrheit haben, verweigern wir ſie Euch auf Grund der unſrigen."



Altchriſtlicher Sarkophag mit Darſtellungen aus der Paſſion Chriſti.

Original im Chriſtlichen Muſeum des Lateran zu Rom.

Wenn der heidniſche Staat dieſem Grundſatz gemäß gehandelt hätte, hätte ſich die chriſtliche Gemeindebildung und der chriſtliche Gottesdienſt unmöglich zwei Jahrhunderte hindurch mit ſo wenig Störungen über das ganze Reich verbreiten können, wie es eben dank der tatſächlichen weitgehenden Duldung von ſeiten des Staates der Fall war. Selbſt der Zwang zum Kaiſerkult iſt nicht ſo rigoros durchgeführt worden, wie man erwarten ſollte. Wo der Widerſtand politiſch unbedenklich erſchien und altheilige nationale Traditionen Schonung verlangten, wie bei den Juden, hat der Staat überhaupt darauf verzichtet und ſelbſt gegen die Chriſten, deren Propaganda die Staatsreligion in ihren Fundamenten bedrohte, iſt man nur zögernd und gelegentlich vorgegangen. Wenn daher die „Akten der Heiligen“ d. h. der Märtyrer von einer faſt die ganze Geſchichte der erſten drei Jahrhunderte mit Blut und Mord erfüllenden Verfolgung fabeln, ſo ſind das zum größeren Teil Ausgeburten einer Phantaſie, die in der Erfindung immer neuer Märtyrer und wahnwitziger Wundergeſchichten förmlich ſchwelgte und die Überlieferung zum Ruhm der Kirche und ihrer Streiter in wahrhaft ungeheuerlicher Weiſe verfälſchte; eine Fälſchung, die in dem Pamphlet des Lactantius über den Untergang der Chriſtenverfolger auch auf die Geſchichte der Cäſaren ſelbſt zurückgewirkt hat. Hat es doch noch im dritten Jahrhundert ſogar ein Kirchenvater, Origenes, offen ausgeſprochen, daß die Chriſten, die bisher für den Glauben geſtorben ſeien, ſich leicht zählen ließen. Und wenn dies Urteil vielleicht auch zu optimiſtiſch iſt, ſo kann doch kein Zweifel darüber beſtehen, daß die Chriſtenverfolgungen der heidniſchen Cäſaren, was die Maſſenhaftigkeit der Opfer und der verhängten Leiden und Qualen betrifft, nicht entfernt mit der chriſtlichen Kirche und ihren Ketzergerichten ſich meſſen können.

Sehr im Gegenſatz zu jenem Kirchentum, welches ſogar Kinder und Eltern, Geſchwiſter und Ehegatten zu gegenſeitiger Denunziation verpflichtet, hat noch Trajan in der berühmten Inſtruktion an den Statthalter von Bithynien, Plinius den Jüngeren, den Grundſatz aufgeſtellt, daß die Chriſten von den Behörden nicht „aufgeſucht“ und anonyme Denunziationen gegen ſie nicht angenommen werden ſollten; wie denn überhaupt die Behörden im allgemeinen nichts weniger als geneigt waren, den chriſtenfeindlichen Petitionen überloyaler Landtage oder der über angebliche chriſtliche Verbrechen erregten Volksſtimme ohne weiteres nachzugeben. Wenn einzelne Regierungen ſchärfer vorgingen, wie Mark Aurel, Septimius Severus, Maximinus Thrax, ſo iſt das immer nur von ganz vorübergehender Bedeutung geweſen. Erſt um die Mitte des dritten Jahrhunderts iſt es zu zwei allgemeinen und ſchweren Verfolgungen gekommen: unter Decius und Valerian; aber ſie haben nur je ein Jahr gedauert, und ihre Wirkungen wurden bald dadurch ausgeglichen, daß ihnen eine lange Periode des Friedens folgte (259—303), in der die Verfolgung ſo gut wie aufhörte, und die Kirche ungeſcheut faſt wie eine anerkannte Religionsgemeinſchaft auftreten konnte. Damals iſt das Chriſtentum vollends zur Maſſenkirche geworden und hat ſeine weltumſpannende Organiſation in einer Weiſe ausbauen können, daß die Kirche als mächtige biſchöfliche Konföderation förmlich einen Staat im

Altchriſtlicher Sarkophag mit dem Bildnis der Verſtorbenen und bibliſchen Darſtellungen.

Original im Chriſtlichen Muſeum des Lateran zu Rom.

Staate bildete. Kein Wunder, daß ſich damals beſonders der lateiniſchen Chriſtenheit eine kriegeriſche Stimmung bemächtigte, die in der Erbauungsliteratur des Abendlandes ſehr charakteriſtiſch in einem geſteigert fanatiſchen Ton einerſeits, in einem bramarbaſierenden andrerſeits zum Ausdruck kommt. „Der Chriſt drohte zum miles gloriosus zu werden"; und an geradezu aufrühreriſchen Reden hat es nicht gefehlt.

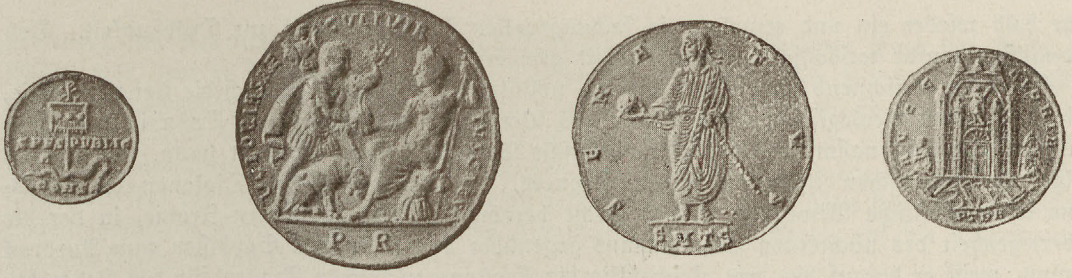
Das mußte in einer Zeit wie derjenigen Diokletians, die eben im Begriff war, die deſpotiſche Allgewalt des abſoluten Staates ſyſtematiſch auszubauen, notwendig zum Konflikt führen (303). Doch lagen jetzt freilich die Dinge bereits ſo, daß Diokletian einen großen Teil der beſten Volkskraft hätte opfern müſſen, wenn er auch auf dieſem Gebiete die äußerſten Konſequenzen ſeines Syſtems hätte ziehen wollen. Er machte die Erfahrung, daß trotz vielfachen Abfalles an dem zähen Zuſammenhalt jener gewaltigen Organiſation und an dem furchtloſen Bekennermut ihrer Gläubigen ſelbſt die Energie eines brutalen Deſpotismus und ſeiner barbariſchen Strafjuſtiz auf die Dauer erlahmte; ganz abgeſehen davon, daß ſelbſt die diokletianiſche Verfolgung an Intenſität und Nachhaltigkeit nicht mit den Greueln eines Torquemada, Peter Arbues und Alba zu vergleichen iſt. Daher war es nur die unvermeidliche Anerkennung der ganzen bisherigen Entwicklung, daß in dem Mailänder Toleranzedikt des Konſtantin und Licinius die Gleichberechtigung des Chriſtentums mit der alten Religion zugeſtanden wurde (313).

Es iſt begreiflich, daß die Kirche den Mann, der den Kampf zwiſchen dem alten und dem neuen Glauben definitiv zugunſten des letzteren entſchieden hat, Konſtantin den „Großen", als einen „zweiten Moſes" feierte, daß ihn die anatoliſche, armeniſche und ruſſiſche Kirche zum „Heiligen" gemacht hat. In Wirklichkeit hat die hieratiſche Stiliſierung niemand weniger verdient, als dieſer ſkrupelloſe Gewaltmenſch, deſſen mörderiſcher Egoismus kein höheres Ziel kannte, als die Macht, der in der rückſichtsloſen Verfolgung dieſes Zieles Ströme Blutes vergoſſen hat und ſelbſt an den Nächſtſtehenden, ſeinem Sohn Crispus, ſeiner Gattin Fauſta und — trotz feierlichen Eidſchwurs! — an ſeinem Schwager Licinius, ſowie an ſeinem Neffen, einem elfjährigen Knaben, zum Henker geworden iſt! Ein ethiſcher Indifferentismus, der im Grunde jenſeits von Gut und Böſe ſtand und daher auch ein wirklich inneres Verhältnis zur Religion von vornherein ausſchloß. Was man die Religioſität Konſtantins genannt hat, iſt nichts als die Anbetung des Erfolges, die in dem Erfolg die Wirkung einer übernatürlichen Macht ſieht, der vulgäre Glaube an Träume und Vorzeichen und beſonders der Fetiſchwahn, der jene übernatürliche Macht auch an Bild und Abzeichen der Gottheit gebunden glaubte. Daß aber der Chriſtengott ein mächtiger ſein müſſe, ſtand ihm feſt und wurde ihm durch die Niederlage des heidniſchen Maxentius beſtätigt. Daher ließ er auch das Monogramm Chriſti als „heilbringendes Zeichen“ an den Schilden ſeiner Soldaten, an den Feldzeichen und an ſeinem Helm befeſtigen und Nägel vom Kreuze Chriſti in ſein Diadem und die Zügel ſeines Roſſes einfügen, weil er darin magiſche Zeichen und Zaubermittel ſah, an deren Wunderkraft er und ſeine Soldaten glaubten. Und wie er überzeugt war, auf dieſe Weiſe einen ſtarken Gott an ſeinen Siegeswagen zu ketten, ſo war es auch weſentlich die von der Kirche Chriſti repräſentierte Macht, welche ihn beſtimmte, an die Spitze dieſes Staates im Staate ſich ſelbſt zu ſtellen, um deſſen gewaltige geiſtige und moraliſche Machtmittel ſeiner Politik der ſtaatlichen Konzentration dienſtbar zu machen.

Als Werkzeug der Macht aber ſchien ihm die Kirche um ſo brauchbarer, als ſie ſich in dem Epiſkopalſyſtem eine Verfaſſung gegeben hatte, die der zentraliſierenden und abſolutiſtiſchen Tendenz des weltlichen Staates durchaus verwandt war. Abgeſehen von dem Rechte der Wahl oder Beſtätigung ihrer Geiſtlichen, hatten die chriſtlichen Gemeinden ihr urſprünglich demokratiſches Gepräge längſt aufgegeben. Ihre Führer waren aus Helfern zu Herren geworden und hatten ſich — ähnlich wie die ſtaatliche Bureaukratie — als eigene Kaſte, als „Klerus“ organiſiert, der ſich den Beſitz übernatürlicher Kräfte zuſchrieb und ſich infolge dieſes vermeintlich näheren Verhältniſſes zur Gottheit von den ſog. Laien förmlich iſolierte. Auf Koſten der Volksreligion hatte ſich auch hier eine ſcharfe Rückbildung ganz im Sinne einer Myſterienreligion, wie der des Mithras mit ihren myſtiſchen Weihen und hierarchiſchen Graden vollzogen. Zugleich hatte ſich jene Kaſte, auch wieder wie die Bureaukratie, in verſchiedene Rangſtufen gegliedert und über ſich eine mächtige und zahlreiche Oligarchie von Biſchöfen und „Metropoliten“, erhoben, denen gegenüber die Maſſe der „Laien“ in religiöſen, ja zum Teil auch in weltlichen Dingen eine beherrſchte untertänige Maſſe, eine „Herde“ bildete, wie ſie es ja auch im abſoluten Staate dem Imperator gegenüber waren. Welch ein Machtzuwachs für ſich und ſeine Dynaſtie, wenn es Konſtantin gelang, dieſes gewaltige Prieſterheer und die Millionen, über die es gebot, innerlich an ſich zu feſſeln, von ihnen als das Haupt der Hierarchie, als ihr „gemeinſamer Biſchof“, wie er ſelbſt ſich in ſeinen Erlaſſen bezeichnet, anerkannt zu werden!

Ausdruck dieſer Politik iſt die Liberalität, mit der er die Freiheiten, Rechte und Immunitäten der heidniſchen Prieſter nun auch auf die chriſtlichen übertrug, und die ganze Art und Weiſe, wie in ſeinen Geſetzen und Erlaſſen die Göttlichkeit des neuen Glaubens anerkannt und chriſtlichen Anſchauungen Rechnung getragen wurde. Auch hatten die Chriſten die Genugtuung, daß jetzt gegen all das, was an dem Götterkult als „Ärgernis“ erregend oder ſittlich anſtößig verfolgt werden konnte, mit rückſichtsloſer Schärfe vorgegangen wurde, und daß unter dieſen und anderen Vorwänden zahlreiche Tempel geſchloſſen und mit dem geſamten Tempelgut für den Staat eingezogen wurden, ein Akt der Säkulariſation, der ja zugleich einem fiskaliſchen Intereſſe entſprach, wie denn in der Tat die ungeheueren Koſten der Gründung Konſtantinopels zum Teil aus den eingezogenen Tempelſchätzen beſtritten wurden. Zahlreiche Tempel wurden des koſtbaren Metallſchmuckes und einer Fülle von Bildwerken beraubt, um ſie in die fiskaliſchen Schmelzöfen oder in die Münze zu ſchicken, oder um ſtatuariſchen Schmuck für die neue Welthauptſtadt zu gewinnen. Die Altgläubigen mußten es voll Ingrimm mit anſehen, wie die ehrwürdigen Statuen mit Stricken aus den Tempeln gezogen wurden, und wie ſchließlich zahlreiche Tempel und Tempelgüter in den Beſitz der Chriſten übergingen.

Allein, wenn auch Konſtantin das Intereſſe der Krone tatſächlich immer mehr mit dem der Kirche identifizierte und am Ende die Verſchmelzung von sacerdotium und imperium ſo weit trieb, daß er zuletzt die ſchlimmſten Auswüchſe des kirchlichen Jargons in den Amtsſtil aufnahm und z. B. alle anderen Kulte und Religionen als „Lügenkulte“ bezeichnete, ſo konnte er doch auf der anderen Seite nicht umhin, gegenüber den in Verwaltung, Heer und Volk noch immer zahlreichen Anhängern des Alten den Schein der Toleranz möglichſt aufrechtzuerhalten, zumal dadurch die Krone eine Stellung über den Religionsparteien gewann, welche es ihr ermöglichte, alle zu benutzen, ohne ſich einer völlig hinzugeben. So brachte es Konſtantin fertig, gleichzeitig als oberſter Biſchof chriſtlichen Synoden zu präſidieren und als heidniſcher Pontifex Maximus



Goldmünze mit dem Labarum.

Bronzemedaillon des Kaiſers. Zu ſeinen Füßen der dionyſiſche Panther, das Symbol des Heidentums.

Konſtantin als Kaiſer, in ſenatoriſcher Tracht.

Goldmedaillon mit der Porta nigra zu Trier.

Münzen von Kaiſer Konſtantin dem Großen. Originale in den Münzkabinetten von London und Paris.

heidniſche Prieſter zu ernennen! Und ſelbſt dann, als er ſich am Ende ſeines Lebens entſchloß, durch die Taufe in die Gemeinſchaft der Kirche einzutreten, hat er ſich nicht etwa die heidniſche Konſekration, die Verſetzung unter die Götter verbeten! Dieſer als getaufter Chriſt geſtorbene Kaiſer iſt unter ſeinen als Chriſten erzogenen Söhnen in derſelben Weiſe vom römiſchen Senat als Divus erklärt und eines Kultus teilhaftig geworden wie die heidniſchen Imperatoren, weil eben, ſolange das Heidentum noch nicht gebrochen war, für Konſtantin und ſeine Dynaſtie die Apotheoſe faſt ebenſo wichtig war wie die Taufe. Um der Chriſten willen und um ſeiner ſchuldbeladenen Seele die „rettende Verſiegelung" zu verſchaffen, ließ er ſich taufen, für die Heiden ließ er ſich vergöttern. Daher haben auch bei den Gründungszeremonien ſeiner neuen Hauptſtadt der heidniſche Hierophant und der Weiheprieſter nicht gefehlt; und wie die Göttertempel der Altſtadt Byzanz fortbeſtanden, ſo erhielt die neue Stadt gleich jeder anderen helleniſchen Stadt ihre eigene Stadtgöttin, ihre Tyche. Sie erſcheint auch auf den Münzen, wie ſich ja auf den Münzen Konſtantins auch ſonſt heidniſche Embleme neben den chriſtlichen oder neutralen erhalten haben. Wie bezeichnend iſt endlich die abſichtlich zweideutig gehaltene Ausdrucksweiſe, wo es ihm darauf ankam, ſeinen Erlaſſen eine Färbung zu geben, die nach keiner Seite hin Anſtoß erregte, d. h. weder ausgeſprochen chriſtlich noch heidniſch war!

Und wie er ſich hier durchaus als der kühle politiſche Rechner erweiſt, ſo war er es auch gegenüber den verſchiedenen Glaubensparteien, die innerhalb der Kirche ſelbſt entſtanden waren. Innerlich ließen ihn die Spitzfindigkeiten der theologiſchen Begriffsdichtung höchſt gleichgültig. Er ſah darin einen „müßigen Streit über unerforſchliche Dinge"; aber dieſer Indifferentismus hatte eine Grenze an ſeinem politiſchen Intereſſe, dem eine Auflöſung der Kirche in eine Reihe feindlicher Sekten nicht entſprochen hätte. Hatten ſich doch dieſe dogmatiſchen Streitigkeiten der Prieſter und ihrer Parteien im Volk durch den Starrſinn der Orientalen und die ſophiſtiſche Dialektik der Griechen, ja zum Teil auch ſchon durch blutige Gewalt in einer Weiſe verſchärft, daß ſie den Hohn der Heiden herausforderten, und — wie Euſebius berichtet — „die heiligen Geheimniſſe der göttlichen Lehre von den Ungläubigen ſogar von der Bühne des Theaters herab ſchmählichem Spott preisgegeben wurden". Mit Recht ſah Konſtantin darin eine Schwächung und eine Gefahr für die Einheit des Reiches. Er trug daher kein Bedenken, in das innere Leben der Kirche im Sinne ſeiner Einheitspolitik einzugreifen, ſelbſt auf die Gefahr hin, mit ſeinen feierlichen Toleranzerklärungen in Widerſpruch zu geraten, in denen er doch jedermann das Recht zugeſprochen hatte, nach ſeiner eigenen Faſſon ſelig zu werden. Toleranz oder Intoleranz hing für ihn eben lediglich von den Erwägungen der Politik ab.

Dies zeigt ſchon ſein Verhalten in dem Streit um die Beſetzung des Biſchofſtuhles von Karthago, der durch den leidenſchaftlichen Fanatismus der Parteien, beſonders des Biſchofs Donatus und ſeiner Anhänger, in einer Weiſe auf die Spitze getrieben wurde, daß die Streitenden ſelbſt an einer Löſung verzweifelten und an den Kaiſer appellierten (313). Dieſer entſchied gegen die Donatiſten und ließ, da ſie ſich nicht fügten, mit Gewalt gegen ſie vorgehen. Als dies aber zu einer förmlichen Rebellion führte und dieſe Rebellion durch das Übergreifen der Bewegung auf das ſchwer gedrückte bäuerliche Proletariat unter Führung wütender Schwärmer, der ſog. Cirkumcellionen, den Charakter eines fanatiſchen Klaſſenkampfes annahm, lenkte er ſehr bald wieder ein und ermahnte in ſalbungsvollen Proklamationen zur Duldſamkeit. Den Donatiſten wurde tatſächlich Religionsfreiheit gewährt.

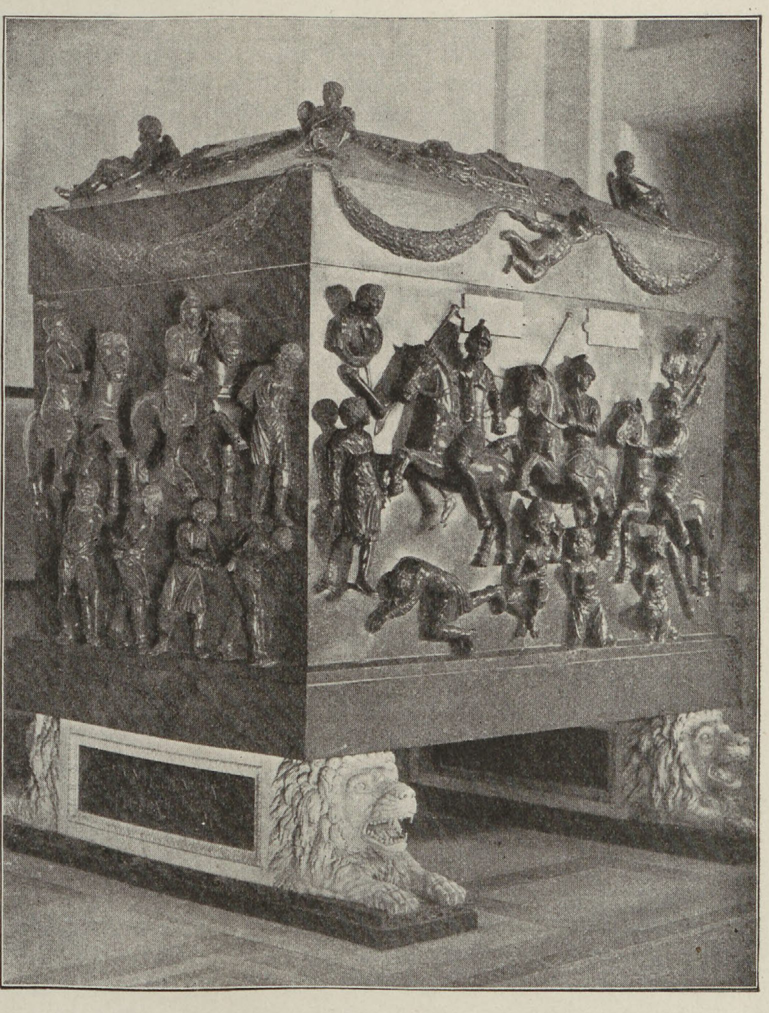
Überaus bezeichnend für dieſen weſentlich politiſchen Standpunkt iſt auch die Art und Weiſe, wie er zu dem theologiſchen Gezänk über das Verhältnis von Vater und Sohn in der Dreieinigkeit Stellung nahm, das der alexandriniſche Presbyter Arius entfacht hatte, und das infolge der fanatiſchen Agitation ſeines Gegners, des alexandriniſchen Diakonen Athanaſius, eine leidenſchaftliche Bewegung in der Kirche hervorrief. Mit der feinen Ironie, in der die Überlegenheit des nüchternen Staatsmanns gegenüber den zelotiſchen Sophiſten zum Ausdruck kommt, weiſt er darauf hin, wie gleichgültig die Stellung zu ſolchen Fragen für das Leben ſei. Die Theologen ſollten ſich ein Beiſpiel an der heidniſchen Philoſophie nehmen, in der ja auch verſchiedene Richtungen nebeneinander beſtänden!

Da dieſer Apell natürlich ungehört verhallte, ſo ſollte der Friede durch eine allgemeine Verſammlung der Biſchöfe hergeſtellt werden, welche der Kaiſer nach dem bithyniſchen Nicäa berief (325). Eine Abſtimmung ſollte über Fragen entſcheiden, die doch nimmermehr durch Majoritätsbeſchlüſſe entſchieden werden können. Und dabei war die Abſtimmung nicht einmal frei! Denn nachdem man einmal entſchloſſen war, zu dem mechaniſchen Zwangsmittel der Majoriſierung zu greifen, ſcheute man auch nicht vor der Anwendung anderer äußerlicher Mittel zurück. Intrigen, Schmeicheleien, Verſprechungen und Drohungen wurden nicht geſpart, um den erwünſchten Majoritätsbeſchluß durchzuſetzen. Es war ein Triumph der Politik und Gewalt, wenn ſo ſchließlich die Mehrheit des Konzils gegen ihre Überzeugung für eine „rechtgläubige“ Formel ſtimmte, für die der Kaiſer nach anfänglichem Schwanken ſeine ganze Autorität einſetzte. Die Ausſicht auf den kaiſerlichen Zorn und auf Amtsentſetzung ließ faſt jeden Widerſpruch verſtummen. Nur Arius ſelbſt und zwei ägyptiſche Biſchöfe blieben feſt. Sie wurden ohne weiteres abgeſetzt und verbannt und die Schriften des Arius mit der Strafe der Vernichtung belegt. Ja man ging in der Vergewaltigung der Gewiſſen ſo weit, diejenigen, die bei der Abſtimmung ihren Glauben verleugnet hatten, eine Erklärung unterſchreiben zu laſſen, in der ſie ihre eigene Anſicht feierlich verfluchen mußten! — eine Herabwürdigung, gegen die nur zwei Biſchöfe zu proteſtieren wagten, die dann natürlich auch ins Exil gehen mußten. Es iſt — in ſeinem Munde — die reine Blasphemie, wenn Konſtantin nach dieſem Siege der Gewalt verkünden ließ: „Was dreihundert Biſchöfen gefallen hat, iſt nichts anderes als der Wille Gottes!“

Er hatte vor dieſem Willen, der ja tatſächlich ſein eigener Wille war, ſo wenig Reſpekt, daß er angeſichts der immer allgemeiner hervortretenden Oppoſition gegen die Gewalttat von Nicäa ſchon wenige Jahre ſpäter eine entſchiedene Schwenkung zugunſten jener Biſchöfe vollzog, die, wie jetzt auch Arius, bereit waren, einer allgemeiner gehaltenen, verſchiedenen Standpunkten Rechnung tragenden Formel zuzuſtimmen. Er berief Arius und die anderen Verbannten zurück und forderte die Wiedereinſetzung des Arius in ſein geiſtliches Amt!

Er entfeſſelte damit freilich einen Sturm unter den Orthodoxen, dem gegenüber er es nicht für geraten fand, ſeine Forderung mit Gewalt durchzuſetzen. Athanaſius, jetzt Biſchof von Alexandria, wagte es, dem Kaiſer offen Trotz zu bieten. Erſt als die Synode von Tyrus, auf welcher die Arianer die Mehrheit hatten, die Abſetzung über ihn ausſprach und den „Erzböſewicht“ Arius, wie der „rechtgläubige“ Biſchof von Konſtantinopel ihn nannte, wieder in die kirchliche Gemeinſchaft aufnahm, entſchloß ſich der Kaiſer, den ſtreitbaren Kirchenfürſten nach Trier ins Exil zu ſchicken, was freilich nur die Folge hatte, daß dank der mächtigen Perſönlichkeit des Athanaſius nun der Weſten um ſo entſchiedener für ihn und die „Rechtgläubigkeit“ in die Schranken trat, und nach Konſtantins Tod der den Weſten beherrſchende ältere von deſſen Söhnen, der rechtgläubige Konſtanz, den jüngeren arianiſch geſinnten Konſtantius, den Kaiſer des Oſtens, nötigte, die Rückkehr des Athanaſius auf ſeinen Biſchofsſtuhl zuzulaſſen. Eine Löſung, die aber natürlich auch nur eine vorübergehende war, da Athanaſius für die Mehrheit der orientaliſchen Kirche als Ketzer galt und die Richtung, welche im Oſten überwiegend als „rechtgläubige“ galt, infolge der Wiedervereinigung der getrennten Reichsteile durch Konſtantius auch politiſch das Übergewicht erhielt.

Es iſt eine eigentümliche Ironie der Geſchichte, daß die Orthodoxen, welche zu Nicäa die Vergewaltigung der Arianer durch Konſtantin mit Jubel begrüßt hatten, jetzt, wo das Blatt ſich gewendet, für Neutralität des Staates und Duldung eintraten. Solange ihnen der Kaiſer zu Willen war, war er für ſie der Nachfolger Davids und Salomos. Sie nahmen keinen Anſtoß an einem Cäſaropapismus, der ihn geradezu zum Hohenprieſter der Kirche machte, da ja die Kirche im Staate ſei, nicht der Staat in der Kirche. In dem Moment jedoch, wo die Wege von Staat und Orthodoxie ſich ſchieden, predigten ſie das diametrale Gegenteil. Aber es widerfuhr ihnen jetzt das gleiche, was ſie früher ſelbſt gebilligt hatten. Arius hätte ſich keine draſtiſchere Sühne wünſchen können, als die klägliche Kataſtrophe der Orthodoxen auf der Synode von Mailand (355), die faſt in allem das Widerſpiel von Nicäa war. Statt der orthodoxen Glaubensformel wurde jetzt vom Kaiſer eine mehr arianiſche vorgelegt, ſtatt der Verdammung des Arius die ſeines Antipoden Athanaſius gefordert, über den dann der Kaiſer, als er auf Widerſpruch ſtieß, ohne weiteres von ſich aus das Urteil ſprach. Ebenſo wurde die Oppoſition gegen die vorgelegte Glaubensformel dadurch gebrochen, daß der Kaiſer jeden Widerſtand mit den ſchwerſten Strafen bedrohte und den verſammelten Vätern erklärte, daß ſein Wille für die Kirche ebenſogut Geſetz ſei wie für den Staat! Wie zu Nicäa, ſo unterſchrieb auch jetzt die große Mehrheit eine Formel, die für ſie eine ketzeriſche war. Die wenigen, die feſt blieben, traf dasſelbe Schickſal wie die ſtandhaften Arianer in Nicäa.



Der Sarkophag der heiligen Helena mit einer Darſtellung vom Triumphzug Kaiſer Konſtantins des Großen.
Original im Muſeum des Vatikans zu Rom. Photographie von Alinari.

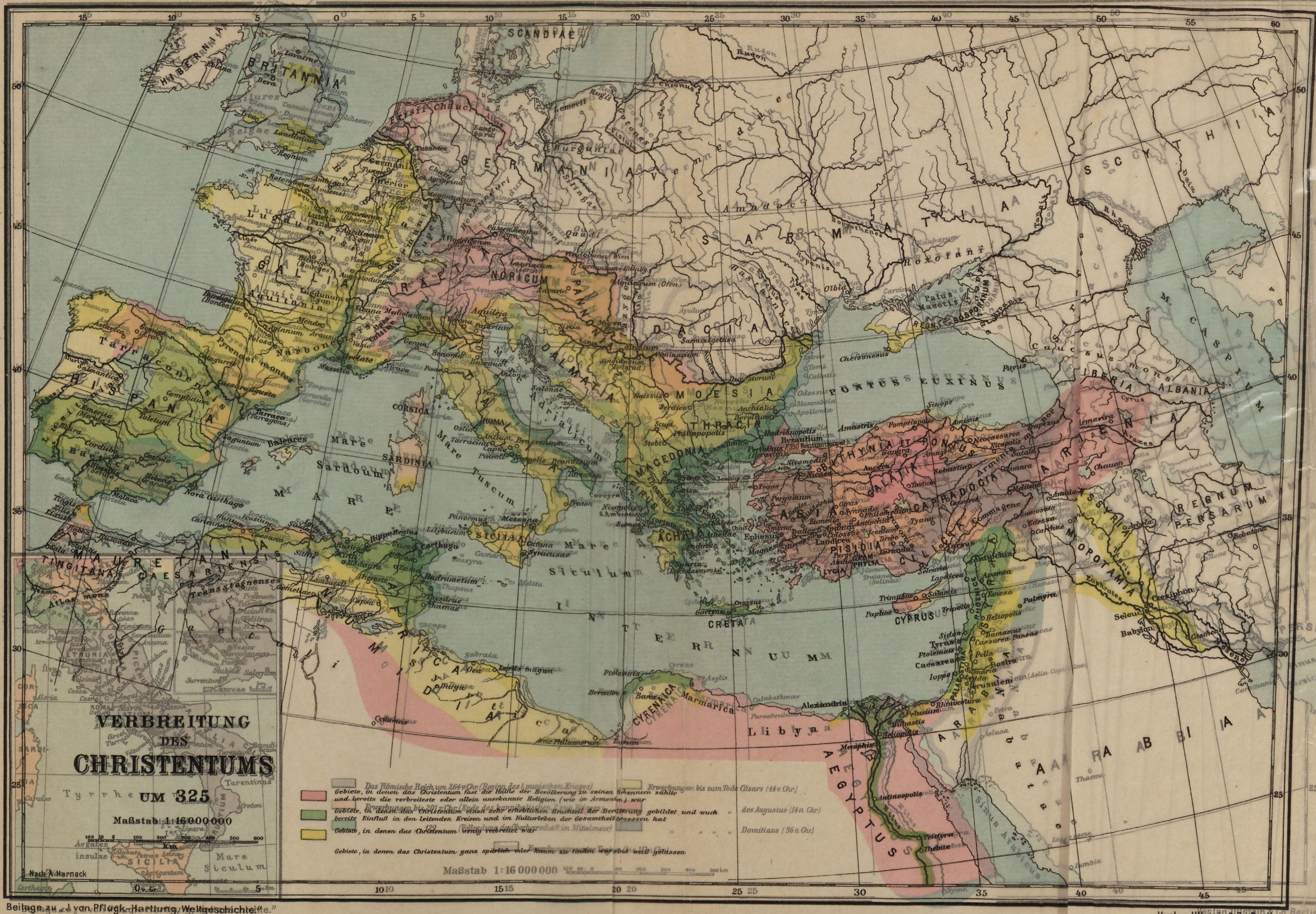
Der ungeheure Widerſpruch, der damit in das Leben der Kirche hineingetragen wurde, liegt auf der Hand. War das vom Kaiſer erzwungene Symbol von Nicäa für die Athanaſianer ein Ausſpruch des heiligen Geiſtes, warum ſollte für die Gegner das von Mailand etwas anderes ſein? Und mit welchem Recht konnte ſich jetzt Athanaſius gegen den Staat auflehnen, nachdem er in gleichem Falle von Arius unbedingte Unterwerfung verlangt hatte? Aber was galt dieſen Prieſtern die Logik? Die Truppen, die den Biſchof verhaften ſollten, fanden in Alexandria heftigen Widerſtand bei den von Klerus, Mönchen und Nonnen fanatiſierten Maſſen. Der Biſchof ſelbſt wich von ſeinem Sitz in der Kathedrale erſt dann, als die Kirche von den Truppen mit Gewalt beſetzt wurde. Da entzog er ſich dem weltlichen Arme durch die Flucht zu den mönchiſchen Anachoreten der oberen Thebais. Es ſind

Szenen, die ſchon durchaus an die mittelalterlichen Kämpfe zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Gewalt, zwiſchen Kaiſertum und Papſttum erinnern. Und ſolche Szenen der Gewalt ſind mit der zunehmenden Erbitterung der Glaubensſtreitigkeiten immer häufiger geworden. Die maßloſe Streit- und Herrſchgier ſuchte überall die Andersdenkenden um jeden Preis unſchädlich zu machen. Die zahlreichen Kirchenverſammlungen ſelbſt, die wenigſtens äußerlich eine gewiſſe Einheit ſchaffen ſollten, bieten ein abſtoßendes Bild der Entartung alles geſunden Denkens und moraliſchen Empfindens. Sind doch die verſammelten Biſchöfe mitunter geradezu handgemein geworden! Es iſt nur zu wahr, was der Geſchichtſchreiber Ammian geſagt hat, daß die wilden Beſtien einander nicht ſo feind ſeien wie die Chriſten. Einen draſtiſchen Kommentar zu dieſem Satze liefern die Glaubenskämpfe in Afrika, wo die Sekte der Donatiſten durch die gewaltſamen, von Konfiskationen, Foltern und Geißelungen begleiteten Unionsbeſtrebungen der Kaiſer Konſtans und Konſtantius II. wieder zu offener Rebellion getrieben wurde und von neuem einen furchtbaren Klaſſenkampf entfeſſelte, da der Staat ſich ſo weit vergaß, die katholiſchen Grundherren mit der Ketzerverfolgung zu betrauen. Von ſeinem eigenen Gutsherrn ſollte der widerſpenſtige Bauer durch Geißelhiebe und ſonſtige Körperſtrafen in die Kirche hineingezwungen werden, die natürlich auch dazu ihren Segen gab. Fand es doch Auguſtin ganz ſelbſtverſtändlich, daß der Staat die Rolle des „Hirten“ übernehme, der „mit der Geißel das verirrte Vieh wieder zur Herde treibt“, und daß er die „Diebe“ unſchädlich mache, „die das Vieh auf die Seite gelockt haben“! Den von der Herde Abgefallenen aber bedeutet er, daß ſie ſich über die Auspeitſchung nicht beklagen könnten, da ſie ja „mit Liebe und nicht aus Haß gegeißelt würden“!

Nichts könnte bezeichnender ſein für den ungeheuren Verfall des antiken Geiſteslebens, als die noch lange nicht genug gewürdigte Tatſache, daß ſelbſt ein Auguſtin auf das Niveau dieſer Anſchauungs- und Sprechweiſe herabſinken konnte. Es iſt der rohe Naturalismus der Halbkultur, in den dieſe draſtiſche, mit Vorſtellungen aus dem Tierleben operierende Polemik gegen Andersdenkende zurückfällt. Und ſie knüpft ja in der Tat mit vollem Bewußtſein an die Barbarei der Halbkultur an, indem ſie die brutale Vergewaltigung des Glaubens anderer ohne weiteres mit den angeblichen Vorbildern aus dem jüdiſchen Orient rechtfertigt. Auch findet ſich ſchon hier bei Auguſtin die berüchtigte, ſpäter auch in der Behandlung der Heiden durch den römiſchen Biſchof wiederkehrende Logik, welche die um ihres „Unglaubens“ willen Mißhandelten, um Hab und Gut Gebrachten, von Haus und Hof Vertriebenen auffordert, in dieſer ſchnöden Mißhandlung eine Mahnung zum „Nachdenken“ zu ſehen. In Wirklichkeit hatte freilich dieſe Art Bekehrungspolitik nur den Erfolg, daß die Greuel des Glaubenskampfes maßlos geſteigert und die unter Julian vorübergehend zum Siege gelangten Donatiſten nun ihrerſeits den Rechtgläubigen in gleich brutaler Weiſe Gelegenheit zum „Nachdenken“ gaben. Auch die ſcharfe Reaktion unter Gratian hat den Widerſtand des afrikaniſchen Ketzertums ſo wenig brechen können, daß es noch gegen Ende des 4. Jahrhunderts durch eine mächtige Kirche vertreten war.

Erfolgreicher als auf dem heißen Boden Afrikas war die Ketzerpolitik der orthodoxen Cäſaren im übrigen Reich. Dieſe Ketzerpolitik ſuchte das, was ſie „katholiſche Heiligkeit“ nannte, den Untertanen um jeden Preis aufzuzwingen. Durch die Edikte Gratians (ſeit 376) wurden — offenbar unter dem Einfluß des Ambroſius — „alle Zuſammenkünfte der häretiſchen Anmaßung“ verboten. Den „Häretikern“ wurden ihre Kirchen mit Gewalt genommen und den „katholiſchen“ Gemeinden übergeben. Und als die ihrer Gotteshäuſer Beraubten, um nicht auf jeden Gottesdienſt verzichten zu müſſen, ſich im Verborgenen verſammelten, wurde auch dieſer Privatkultus mit den härteſten Strafen bedroht. Noch ſchärfer ging im Oſten Theodoſius vor, in deſſen Perſon zum erſten Male der ſpaniſche Katholizismus in ſeiner ganzen Furchtbarkeit den Andersgläubigen entgegentrat. Obwohl damals noch im Orient die Mehrheit der Chriſten arianiſch dachte, wurde von dieſem Spanier, den die Kirche den „Großen“ nannte, durch das Edikt von 380 die Lehre von Nicäa als die „katholiſche“ erklärt, der ſich die geſamte Chriſtenheit ohne weiteres unterwerfen ſollte. Der abſolute „rechtgläubige“ Monarch dekretiert ſeine Herrſchaft nicht nur über die Leiber und Güter, ſondern auch über die Seelen und Gewiſſen der Untertanen — unter dem Beifall der Kirche. Alle Nichtkatholiken werden in dem Edikt als „Irrſinnige und wahnwitzige Ketzer“ bezeichnet, die ein „infames“ Dogma behaupteten! Das ganz überwiegend arianiſche Konſtantinopel mußte im Handumdrehen „katholiſch“ werden und der

DAS RÖMISCHE REICH IN SEINER GRÖSZTEN AUSDEHNUNG


HIBERNIA
BRITANNIA
Londinium
SCANDIAE
GERMANIA
SARMATIA
SCYTHIA
GALLIA
Lugdunum
Lutetia (Paris)
Aquitania
Burdigala (Bordeaux)
HISPANIA
Tarraconensis
Baetica
RAETIA
NORICUM
PANNONIA
DALMATIA
DACIA
MOESIA
THRACIA
MACEDONIA
ACHAIA
ITALIA
ROMA
CORSICA
SARDINIA
SICILIA
Mare Sardoum
Mare Tuscum
Mare Adriaticum
Mare Siculum
MARE INTERNUM
PONTUS EUXINUS
Byzantium
ASIA
BITHYNIA ET PONTUS
GALATIA
CAPPADOCIA
PISIDIA
LYCIA
CILICIA
ARMENIA
IBERIA
ALBANIA
MARE CASPIUM
Caucasus mons
MESOPOTAMIA
REGNUM PERSARUM
SYRIA
PHOENICE
Antiochia
Damascus
Palmyra
Jerusalem
ARABIA
CYPRUS
CRETA
AEGYPTUS
Alexandria
Memphis
Libya
CYRENAICA
Marmarica
AFRICA
Carthago
NUMIDIA
MAURETANIA
TINGITANA
CAESARIENSIS
Sinus Arabicus

VERBREITUNG DES CHRISTENTUMS UM 325

Maßstab 1:16 000 000

Nach A. Harnack

- 🟥 Gebiete, in denen das Christentum fast die Hälfte der Bevölkerung zu seinen Bekennern zählte und bereits die verbreiteste oder allein anerkannte Religion (wie in Armenien) war
- 🟩 Gebiete, in denen das Christentum einen sehr erheblichen Bruchteil der Bevölkerung gebildet und auch bereits Einfluß in den leitenden Kreisen und im Kulturleben der Gesamtheit besessen hat
- 🟨 Gebiete, in denen das Christentum wenig verbreitet war

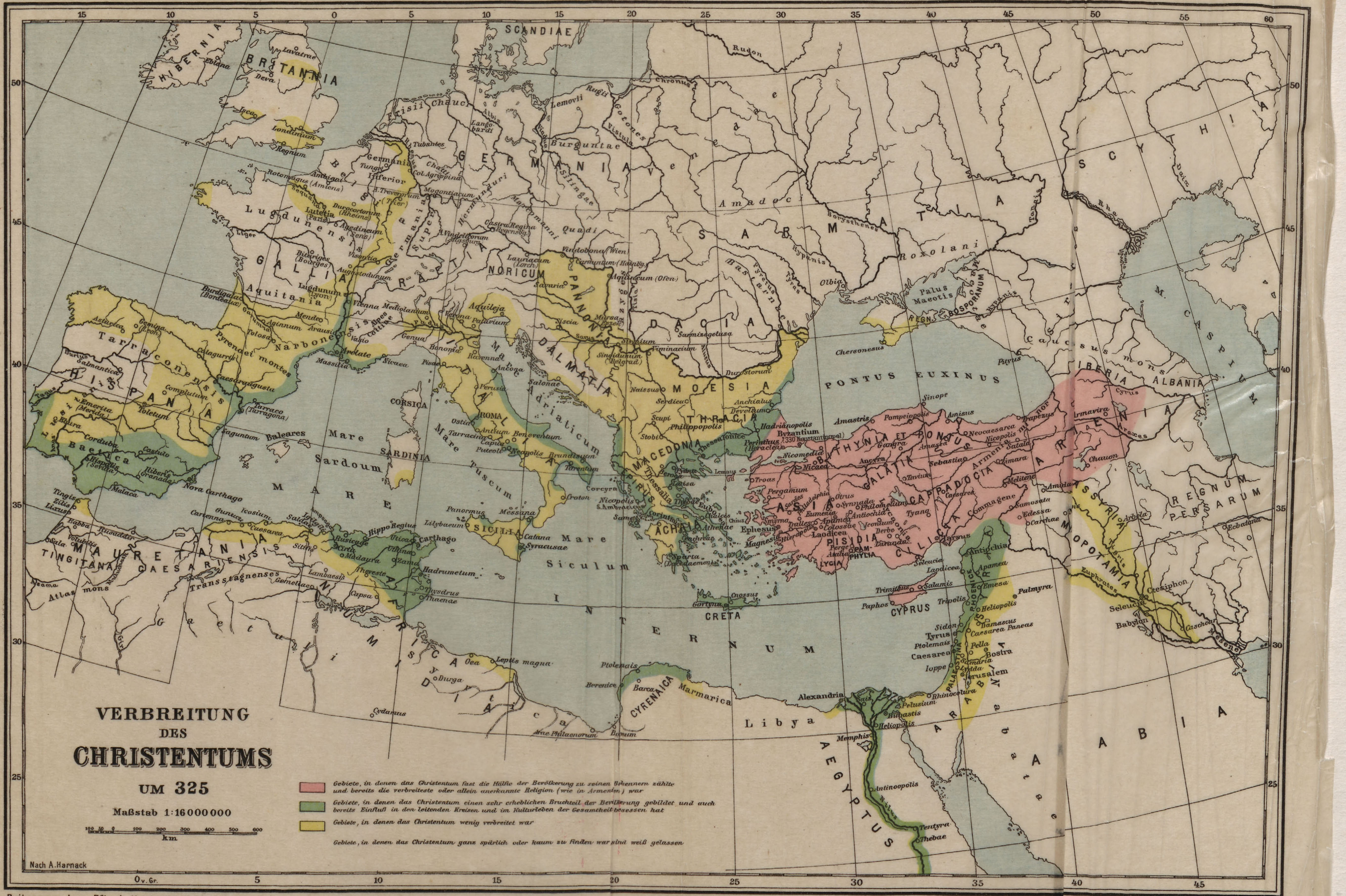
Gebiete, in denen das Christentum ganz spärlich oder kaum zu finden war sind weiß gelassen

- ▨ Das Römische Reich um 264 v. Chr. (Beginn des 1. punischen Krieges)
- ▨ Erwerbungen bis 201 v. Chr. (Ende des hannibalischen 2. pun. Krieges)
- ▨ „ „ 129 (Vollendung der Oberherrschaft im Mittelmeer)
- ☐ Erwerbungen unter Trajan (bis 117 n. Chr.)
- ▨ Erwerbungen bis zum Tode Cäsars (44 v. Chr.)
- ▨ „ des Augustus (14 n. Chr.)
- ▨ „ „ „ „ Domitians (96 n. Chr.)

Maßstab 1:16 000 000

Beilage zu „J. von Pflugk-Harttung, Weltgeschichte.“

Verlag Ullstein & Co., Berlin.


SCANDIAE
HIBERNIA
BRITANNIA
GERMANIA
SARMATIA
SCYTHIA
GALLIA
Lugdunensis
Aquitania
Narbonensis
HISPANIA
Tarraconensis
Baetica
RAETIA
NORICUM
PANNONIA
DALMATIA
DACIA
MOESIA
THRACIA
MACEDONIA
ITALIA
ACHAIA
CORSICA
SARDINIA
SICILIA
Mare Sardoum
MARE INTERNUM
Mare Tuscum
Mare Adriaticum
Mare Siculum
PONTUS EUXINUS
Palus Maeotis
REGN. BOSPORANUM
M. CASPIUM
IBERIA
ALBANIA
ARMENIA
BITHYNIA ET PONTUS
GALATIA
CAPPADOCIA
ASIA
PISIDIA
LYCIA
PAMPHYLIA
CILICIA
CYPRUS
CRETA
SYRIA
PHOENICE
PALAESTINA
ARABIA
MESOPOTAMIA
ASSYRIA
REGNUM PERSARUM
AEGYPTUS
Libya
CYRENAICA
Marmarica
AFRICA
NUMIDIA
MAURETANIA TINGITANA
MAURETANIA CAESARIENSIS
Gaetuli
Roma
Byzantium (330 Konstantinopel)
Alexandria
Antiochia
Jerusalem
Carthago
Nach A. Harnack
0 v. Gr.

VERBREITUNG DES CHRISTENTUMS UM 325

Maßstab 1:16000000

100 50 0 100 200 300 400 500 600 km

🟥 Gebiete, in denen das Christentum fast die Hälfte der Bevölkerung zu seinen Bekennern zählte und bereits die verbreiteste oder allein anerkannte Religion (wie in Armenien) war

🟩 Gebiete, in denen das Christentum einen sehr erheblichen Bruchteil der Bevölkerung gebildet und auch bereits Einfluß in den leitenden Kreisen und im Kulturleben der Gesamtheit besessen hat

🟨 Gebiete, in denen das Christentum wenig verbreitet war

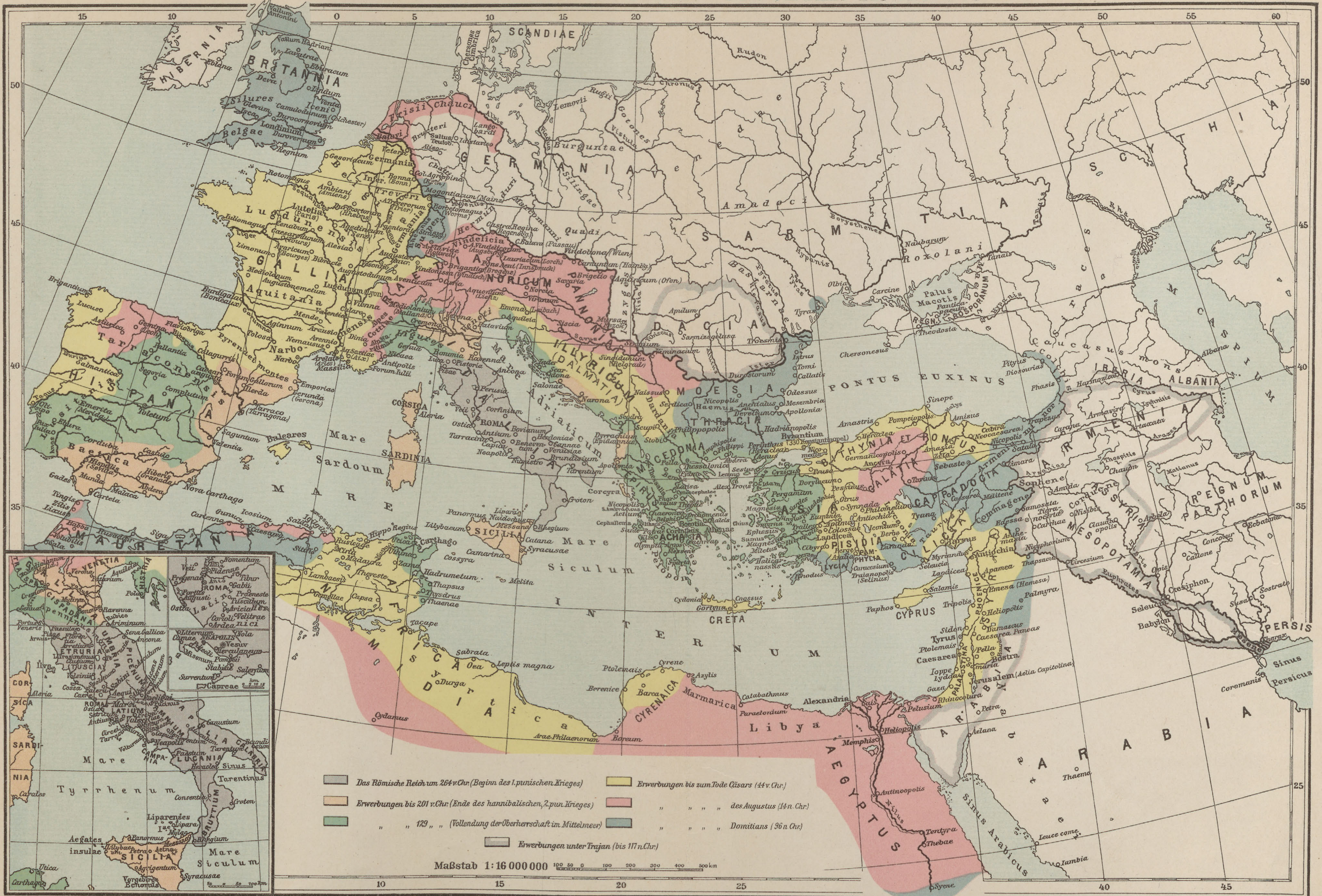
Gebiete, in denen das Christentum ganz spärlich oder kaum zu finden war sind weiß gelassen

Nach A. Harnack

Beilage zu „J. von Pflugk-Harttung, Weltgeschichte.“

Verlag Ullstein & Co., Berlin.

DAS RÖMISCHE REICH IN SEINER GRÖSZTEN AUSDEHNUNG


Das Römische Reich um 264 v. Chr. (Beginn des 1. punischen Krieges)
Erwerbungen bis 201 v. Chr. (Ende des hannibalischen, 2. pun. Krieges)
„ „ 129 „ „ (Vollendung der Oberherrschaft im Mittelmeer)
Erwerbungen bis zum Tode Cäsars (44 v. Chr.)
„ „ „ „ des Augustus (14 n. Chr.)
„ „ „ „ Domitians (96 n. Chr.)
Erwerbungen unter Trajan (bis 117 n. Chr.)
Maßstab 1:16 000 000
100 50 0 100 200 300 400 500 km
HIBERNIA
BRITANNIA
SCANDIAE
GERMANIA
SARMATIA
SCYTHIA
GALLIA
Lugdunensis
Aquitania
Belgica
HISPANIA
Tarraconensis
Baetica
Lusitania
RAETIA
NORICUM
PANNONIA
ILLYRICUM (DALMATIA)
DACIA
MOESIA
THRACIA
MACEDONIA
ACHAIA
ITALIA
CORSICA
SARDINIA
SICILIA
MAURETANIA
NUMIDIA
AFRICA
CYRENAICA
Marmarica
Libya
AEGYPTUS
ASIA
BITHYNIA ET PONTUS
GALATIA
CAPPADOCIA
LYCIA
PISIDIA
CILICIA
SYRIA
ARABIA
ARMENIA
MESOPOTAMIA
ASSYRIA
IBERIA
ALBANIA
REGNUM PARTHORUM
PERSIS
CYPRUS
CRETA
Mare Sardoum
MARE INTERNUM
Mare Siculum
Mare Adriaticum
PONTUS EUXINUS
Mare Caspium
Palus Maeotis
Sinus Persicus
Sinus Arabicus
Caucasus mons
Roma
Carthago
Alexandria
Byzantium
Athenae
Jerusalem
Antiochia
Londinium
Lutetia
Mare Tyrrhenum
Mare Siculum

Beilage zu „J. von Pflugk-Harttung, Weltgeschichte."

Verlag Ullstein & Co., Berlin.

arianiſche Biſchof die Stadt verlaſſen, worauf ein Konzil das feierliche Anathem über die Arianer und alle ſonſtigen Häretiker ausſprach, denen jetzt ebenſo wie ſchon im Weſten alle Kirchen weggenommen und durch ſchwere Strafen, wie Exil und Konfiskation, jede gemeinſame Gottesverehrung unmöglich gemacht wurde. Die „Einheit“, d. h. die Kirchhofsruhe, welche der ertötende Abſolutismus auf weltlichem Gebiete anſtrebte, war nun auch auf geiſtig-religiöſem in weitem Umfange hergeſtellt.

Nur eine Macht gab es in Europa, vor der die kirchliche Zwangspolitik zurückweichen mußte, das waren die Germanen. Bei den Goten, die unter dem früheren arianiſchen Kaiſertum zum Teil Arianer geworden waren, fanden die vertriebenen arianiſchen Geiſtlichen eine Zufluchtsſtätte, und ſo hat ſich der Arianismus noch weiter unter den Goten und von ihnen über die meiſten germaniſchen Stämme verbreitet. Eine Wendung der Dinge, die das feindſelige Verhältnis zwiſchen den katholiſchen Römern und den Germanen vielfach ſehr verſchärft hat.

Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß der gewaltſame Geiſt der cäſariſchen Ketzerpolitik ſich ſehr bald auch gegen die noch außerhalb des Chriſtentums Stehenden wendete. Schon unter den Söhnen Konſtantins wird gegen den alten Glauben ein förmlicher Vernichtungskampf proklamiert. Der „Aberglaube“ ſoll aufhören, der „Wahnſinn der Opfer“ ausgerottet und damit „den Verlorenen(!) die Möglichkeit des Sündigens(!)“ genommen werden. Daher wird der heidniſche Kultus direkt unterſagt und die Schließung der Tempel befohlen. Wer opfert oder Götterbilder verehrt, den ſoll das „rächende Schwert“ treffen, ſein Vermögen dem Fiskus anheimfallen. Der Gedanke der Toleranz wird von Konſtantius geradezu als eine Verruchtheit (nefaria licentia) bezeichnet. Man ſieht: Schon ganz und gar der mittelalterliche Kirchenjargon, wie er uns damals auch ſonſt, ſo z. B. beſonders draſtiſch in einer chriſtlichen Flugſchrift über den „Wahn der unheiligen Religionen“ entgegentritt, in der die Cäſaren gegen die „Ungläubigen“ durch den Hinweis auf Deuteronomium 13, 6, ſcharfgemacht werden, wo dem „Frommen“ befohlen wird, den eigenen Bruder und Freund, ja den Sohn und die Gattin zu ermorden, wenn ſie verſuchen würden, ihn für einen fremden Glauben zu gewinnen! Es ſei beſſer, die Ungläubigen wider ihren Willen zu retten, als ſie mit ihrem Willen verloren gehen zu laſſen!

Dieſe widerliche pfäffiſche Sophiſtik konnte allerdings damals noch nicht mit dem furchtbaren Radikalismus in die Wirklichkeit umgeſetzt werden, wie ſpäter in dem völlig chriſtianiſierten Europa. Die Praxis des Beamtentums und der geheime oder offene Widerſtand der noch immer zahlreichen Anhänger des Alten hat auch hier vielfach noch zu einer faktiſchen Schonung beſonders der Perſonen geführt, wenn auch der Vernichtungskrieg gegen die äußeren Symbole des alten Glaubens, die Zerſtörung und Profanation der Tempel, die Zertrümmerung der Götterbilder große Fortſchritte gemacht hat. Der alte Glaube wurzelte eben doch noch zu feſt in zahlloſen Herzen und hatte gerade damals den gewonnen, der dem Thron am nächſten ſtand: den von den Truppen zu Paris im Jahre 360 zum Auguſtus ausgerufenen und durch ſeine glücklichen Kämpfe gegen die Franken und ſeinen großen Alemannenſieg (bei Straßburg) mit Ruhm bedeckten letzten Konſtantinsſproß Julian, dem nach dem Tode des Konſtantius die Herrſchaft über das ganze Reich zufiel (361).

Schon in jungen Jahren für die Ideale des Hellenismus gewonnen, hatte ſich Julian längſt gegen die ihm aufgedrängte engherzige kirchliche Dogmatik innerlich aufgelehnt. Aber er hatte ſich dem verhaßten Zwange gefügt, weil — wie er ſelbſt mit Recht bemerkt — ein offenes Bekenntnis ihm bei dem Zelotismus des regierenden Kaiſers und des allmächtigen Pfaffenregiments ſofort den Kopf gekoſtet hätte, und die heilige Miſſion, zu der er ſich durch die Götter ſelbſt berufen glaubte, die Wiederaufrichtung der alten Religion von vornherein unmöglich geworden wäre. Daß ihn dieſelbe Kirche, deren Syſtem eine derartige Vergewaltigung hochſtehender Geiſter ermöglichte, als „Abtrünnigen“ (Apoſtata) brandmarken zu dürfen glaubte, lediglich darum, weil er ſich das Recht wahrte, den dem Kinde beigebrachten Glauben als Mann durch ſeine eigene Überzeugung zu erſetzen, iſt ein trauriges Symptom der Verwirrung der ſittlichen Begriffe, welche der fanatiſche Dogmatismus in dieſer Kirche großgezogen hatte, und zeigt zugleich, mit welcher Vorſicht die Ausſagen aufzunehmen ſind, welche ſich in der kirchlichen Tendenzüberlieferung über den Verhaßten finden.

Was Julian dem herrſchenden Chriſtentum entfremdete, war die Überzeugung von ſeiner Unvereinbarkeit mit dem Kulturideal der helleniſchen Antike. Der Sieg der Kirche war für ihn ein Sieg orientaliſcher „Barbaren“ über das Hellenentum, weshalb er ſich und die Seinen mit Vorliebe „Hellenen“, die Chriſten Galiläer und Chriſtus den „toten Juden“ nannte. Völlig unhelleniſch erſchien ihm die — der paſſiven Stimmung der orientaliſchen Halbkultur entſprechende — Selbſterniedrigung und Selbſtentäußerung des Menſchen, welche mit den Vorſtellungen des klaſſiſchen Hellenentums über die Autonomie der Vernunft und Sittlichkeit in ſchroffem Widerſpruch ſtanden. Er meinte, auf dieſem Standpunkte ſei wahre ſittliche Größe im helleniſchen Sinne und römiſche Mannhaftigkeit unmöglich. Eine Kirche, die eine zwingende Autorität über den Verſtand und den Willen der Menſchen beanſpruchte, ſchien ihm nur geeignet, „Sklaven“ zu erziehen. Ganz beſonders aber ſtieß ihn ab die ja recht eigentlich in der Barbarei der orientaliſchen Halbkultur wurzelnde Intoleranz der Kirche, deren geiſttötende Wirkungen er zur Genüge kannte. Dieſer Barbarei ſetzte er das Prinzip der „Philanthropie“, der Humanität, entgegen, welche die kirchliche Vergewaltigung der geiſtigen und religiöſen Perſönlichkeit ſchon deshalb verwarf, weil ſie des Kulturmenſchen unwürdig iſt. Auch darin iſt er ein treuer Schüler des Hellenismus, deſſen hervorragendſte und Julian ſo naheſtehende Vertreter Libanios und Themiſtios gerade damals die Sache der religiöſen Freiheit mit aller Entſchiedenheit verfochten und — wie beſonders der letztere — in ganz moderner Weiſe darauf hinwieſen, daß hier die Macht jeder „Autorität“ eine Grenze habe, weil Glaube ſich nicht erzwingen laſſe, daß eine erzwungene Glaubenseinheit den Tod wahrer Religion bedeute und eine fortſchreitende Entwicklung des religiöſen Lebens ebenſo wie die der Kunſt und Wiſſenſchaft nur im freien Kampfe der verſchiedenen Meinungen und Richtungen möglich ſei.

Indem ſo Julian das Prinzip edelſter Menſchlichkeit dem in der Kirche verkörperten barbariſchen Zwangsprinzip entgegenſtellte, erſcheint er in einem Haupt- und Grundproblem der Kultur als Vorkämpfer einer höheren Sittlichkeit gegen ausgeſprochene ſittliche Minderwertigkeit. Selbſt wenn an ſeiner Toleranz mehr die kühle Erwägung des Staatsmannes als ſeine Philoſophie Anteil gehabt haben ſollte, wäre es noch immer von höchſtem Werte geweſen, daß ein antiker Imperator ſich mit ſolcher Entſchiedenheit zu einem großen Kulturprinzip bekannt hat. Und wie hier in einer Grundfrage der Ethik, ſo iſt auch auf dem Gebiete der Politik ſein Kampf gegen die Kirche ein echter Kampf um die Kultur. Er ſah klar voraus, daß von dem Moment an, wo die Kirche der größte Machtfaktor im Staate ſein würde, ſie auch ſchon kraft ihres „göttlichen“ Rechtes den Anſpruch erheben würde, eine Macht über dem Staate zu ſein. Er erkannte die grundſätzliche Unvereinbarkeit von Staat und Kirche, und indem er dieſer Erkenntnis gemäß handelte, hat er als der Erſte den welthiſtoriſchen Kampf aufgenommen, den die Menſchheit durchkämpfen mußte, wenn ſie ſich aus der dumpfen Atmoſphäre des hierarchiſch gebundenen Staates zu Licht, Luft und Freiheit emporarbeiten wollte. Von dieſem Geſichtspunkte aus erſcheint alſo Harnacks Anſicht irrig, daß die Geſchichte darauf verzichten werde, Julian als Vorläufer einer neuen Zeit zu feiern.

Auch literariſch hat Julian den Kampf gegen die Kirche geführt in dem — auf ſeinem letzten Feldzuge verfaßten — Buche gegen die Chriſten, in dem er — beſonders im Anſchluß an die große Streitſchrift des Porphyrius — die inneren Widerſprüche der jüdiſch-chriſtlichen Tradition darzulegen ſucht und zugleich ihren Inhalt an dem Maßſtabe der Sittlichkeit und Vernunft prüft. Er verwirft vor allem die hiſtoriſche Legitimierung des Chriſtentums und erklärt es für unkritiſch, die Prophezeiungen des Alten Teſtaments, z. B. Jeſaias 7, 14, auf Chriſtus zu beziehen. Zwiſchen Moſes und dem Chriſtentum klaffe eine unüberbrückbare Kluft, da Moſes das Geſetz für ewig erklärt habe, während die Chriſten vom Geſetz abgefallen ſeien und Chriſtus bei Paulus „des Geſetzes Ende“ genannt werde. Gegen die Vergottung Jeſu wendet er ein, daß die Synoptiker Chriſtus nie Gott nennen und erſt durch Johannes die Gleichſtellung von Chriſtus und Logos künſtlich in die Tradition hineingetragen ſei. Auch die Genealogie des Joſef ſei falſch, da ſich hier ſchon Matthäus und Lukas widerſprechen. Die Wundererzählungen des Alten und Neuen Teſtamentes ſeien kindliche Mythen, ſo z. B. ſchon der Schöpfungsbericht, dem er die großartige Kosmogonie des platoniſchen Timäus gegenüberſtellt, die Geſchichte von der redenden Schlange und der Verführung Adams durch Eva im Paradieſe, bei der ihm das Verhalten Gottes nicht der Würde der Gottheit zu entſprechen ſcheint, der Mythus von der Völkertrennung und dem babyloniſchen Turmbau, dem er die Bedeutung der geographiſchen Urſachen der ethnographiſchen Differenzierung entgegenhält, die Erzählungen von der ungöttlichen Rachſucht des hebräiſchen Jahve, z. B. die Geſchichte von Pinehas, der durch die abſcheuliche Ermordung eines Baal verehrenden Ehepaares den Grimm dieſes Gottes von Iſrael abwendet; wozu Julian bemerkt, daß es aller Vernunft widerſtreite, die Handlungen weniger an einem ganzen Volke zu rächen. Eine Vernunftwidrigkeit, die übrigens auch chriſtliche Theologen bedenklich gemacht und z. B. ſchon im zweiten Jahrhundert einen Reformer wie Marcion zu der Anſicht beſtimmt hatte, daß der Gott des Alten Teſtaments unmöglich der Vater Jeſu ſein könne!

Standbild des Kaiſers Julian.
Original im Cluny-Muſeum zu Paris.

Wenn man ſich vergegenwärtigt, was die Kirche unter einem Konſtantin und Konſtantius geworden war, kann man ſich ungefähr vorſtellen, welch leidenſchaftliche Erregung der „Apoſtat" hervorrief, als er die Göttertempel wieder öffnete, die vertriebenen Prieſter wieder in ihre Würden einſetzte, die geraubten Tempelgüter zurückforderte und die chriſtlichen Zerſtörer von Gotteshäuſern, einzelne und Gemeinden, zum Wiederaufbau oder Schadenerſatz nötigte, während andrerſeits die Privilegien des chriſtlichen Klerus, die Freiheit von Steuer- und Dekurionenpflicht, das Recht der Gerichtsbarkeit, der Teſtamentsausfertigung, der Annahme von Erbſchaften, ſowie die bisherigen Unterſtützungen aus Staatsmitteln aufgehoben wurden! Es iſt darüber an verſchiedenen Orten zu blutigen Revolten der von Geiſtlichen und Mönchen aufgehetzten chriſtlichen Maſſen gekommen, die keinen Zweifel darüber ließen, daß eine allgemeine und durchgreifende Verwirklichung der kaiſerlichen Reſtaurationspolitik zu einem Kampf auf Tod und Leben, zu Anarchie und Bürgerkrieg geführt hätte. Schon jetzt machte ſich die Wut in heftigen Schmähungen, in Hohn- und Spottreden Luft, die allerdings Julian ſelbſt gelegentlich durch die beißende Ironie herausforderte, die er gegen die „Galiläer" herauszukehren liebte.

Kein Wunder, daß dieſe unausbleiblichen Erfahrungen ſehr bald den „philoſophiſchen Gleichmut" erſchütterten, den er gegenüber den Chriſten als Regierungsprinzip feſtzuhalten gedachte. Er mußte ſich nur zu bald überzeugen, wie unendlich ſchwierig es war, Toleranz gegen eine Macht zu üben, die grundſätzlich die Intoleranz vertrat und jeden Augenblick bereit war, alles, was er in heiliger Begeiſterung auf religiöſem Gebiete ſchuf, wieder gewaltſam zu zerſtören. Angeſichts dieſer grundſätzlichen kirchlichen Intoleranz iſt es in der Tat nur zu begreiflich, wenn er in den „Feinden des Zeus" zugleich ſeine Feinde ſah und in dem Beſtreben, ſeinen Glaubensgenoſſen einen Platz an der Sonne zu verſchaffen, den ihnen der chriſtliche Haß grundſätzlich verweigerte, nicht immer die Grenzen einhielt, welche die reine Durchführung des Toleranzprinzips erfordert hätte. Es war eben ein Kriegszuſtand, über den ſich am wenigſten diejenigen beklagen konnten, welche ſelbſt niemals gewillt waren, den Kampf bloß mit geiſtigen Waffen zu führen.

So hat es Julian als eine Hauptaufgabe betrachtet, die Chriſten aus dem öffentlichen Leben und aus dem gelehrten Unterricht möglichſt zu verdrängen. In der Ämterlaufbahn galt das Bekenntnis zum alten Glauben als Empfehlung, der Göttergläubige wurde den chriſtlichen Bewerbern vorgezogen. Julian erklärte es für eine Torheit, die Verächter des Götterglaubens die Schriften der Klaſſiker auslegen zu laſſen, deren Inhalt für ihn zum Teil religiöſe Glaubensſache war, die er nicht dem Hohn der Gegner ausſetzen wollte. Dieſe ſollten lieber in die Kirche gehen und den Matthäus und Lukas auslegen! Eine Äußerung, deren Ton bezeichnend iſt für die Gereiztheit, die mit den Schwierigkeiten der Lage ſtetig wuchs. Hat ihn doch dieſe Gereiztheit und ſein impulſives Naturell gelegentlich auf die Würde des Imperators ſo ſehr vergeſſen laſſen, daß er ſich — wie z. B. in der gegen die Antiochier gerichteten Spottſchrift „Der Barthaſſer" — in einen literariſchen Streit mit ſeinen eigenen Untertanen einließ!

Kein Wunder, daß die chriſtlichen Untertanen die Empfindung hatten, daß ihnen gegenüber mit zweierlei Maß gemeſſen würde! Man beklagte ſich über die Beamten, daß ſie bei Ausſchreitungen des heidniſchen Pöbels, der natürlich jetzt die Zeit der Rache für alle von den Chriſten erlittene Unbill gekommen glaubte, nicht die nötige Energie bewieſen. Und gegen den Kaiſer ſelbſt erhob man den Vorwurf, daß er in ſeinen richterlichen Entſcheidungen öfter die Gerechtigkeit gegen die chriſtlichen Parteien vermiſſen laſſe, daß ſein Eintreten für die von der herrſchenden arianiſchen Kirche verfolgten Biſchöfe, z. B. die Zurückberufung des Athanaſius, lediglich eine gehäſſige Maßregel zur Schwächung des Chriſtentums geweſen ſei u. dgl. m. Und es kann in der Tat nicht zweifelhaft ſein, daß an den chriſtlichen Klagen manches berechtigt iſt. Ich erinnere z. B. an das Edikt Julians an die Alexandriner nach der Ermordung des Biſchofs Georgius. Aber ebenſo gewiß iſt vieles tendenziöſe Entſtellung und Erfindung. Hat doch Julian ſelbſt ausdrücklich die Überſchreitung ſeiner Befehle durch liebedieneriſche oder chriſtenfeindliche Beamte beklagt und die Behörden wiederholt angewieſen, ja „keine Märtyrer zu machen". Und er ſelbſt hat bei ſehr ſtarken Herausforderungen, ſo z. B. gegenüber der Impertinenz der chriſtlichen Bevölkerung Antiochias gelegentlich ſeines dortigen Aufenthaltes eine außerordentliche Langmut bewieſen. Es fehlt daher auch nicht an chriſtlichen Stimmen, welche ſeine tolerante Haltung anerkennen. Wenn ſie darin lediglich Heuchelei ſahen, ſo erklärt ſich das eben daraus, daß ſie ſelbſt den Gedanken der Toleranz als unſittlich verwarfen. Eine ſeltſame Logik, welche die bei einem chriſtlichen Herrſcher löbliche Intoleranz bei einem heidniſchen als unſittlich brandmarkt und die bei jenem verwerfliche Toleranz von letzterem als etwas Selbſtverſtändliches fordert! Wieder ein Symptom der Verwirrung der ſittlichen Begriffe, die uns in den chriſtlichen Urteilen über Julian bereits entgegentrat.

Daß Julian ſeine Reſtaurationspolitik nicht durchführen konnte, ohne gelegentlich mit ſeinem religiöſen Freiheitsprinzip in Widerſpruch zu geraten, gehört mit zu dem tragiſchen Verhängnis, das auf ſeinem Lebenswerk überhaupt ruht. So wie die Dinge lagen, war ja das Problem ſelbſt, das er ſich geſtellt, ein unlösbares! Es war ein ſchwerer Irrtum, wenn er glaubte, den Kult der alten Götter neu beleben zu können. Die Götter Griechenlands trennte eine Welt von dem religionsphiloſophiſchen Lehrgebäude, an das Julian glaubte, von dem Himmel des Neuplatonismus und der religiöſen Myſtik, in dem wie in einer großen Götterdämmerung die leuchtenden Geſtalten der Olympier zu abſtrakten Schemen verblaßt waren. Zeus, Apoll, Dionyſos, Ares, Hermes, Aphrodite, Athene, kurz alle die hehren Geſtalten, die einſt helle Poetenaugen erſchaut, ſie erſcheinen in der metaphyſiſchen Begriffsdichtung des julianiſchen Neuplatonismus aller lebendigen Anſchaulichkeit beraubt. Sie ſollen — ſo ſpekuliert dieſer Spiritualismus ganz ähnlich wie die chriſtliche Trinitätstheologie — eine „Vielheit ohne Teilung und eine Einheit ohne Vermiſchung" darſtellen! Zugleich werden ſie mehr oder minder von jenem allgemeinen Sonnenmonotheismus aufgeſogen, zu dem Julian ebenſo hinneigte, wie die Zeit überhaupt. Sie gehen alle ſozuſagen als Teilkräfte in Helios auf, dem Urbild der ſichtbaren Sonne. Und andrerſeits iſt dieſer Helios ſelbſt nichts weniger, als der alte helleniſche Gott. Er iſt der Mithras des großen Myſterienkultus, in den Julian allem Anſcheine nach ſelbſt eingeweiht war, wie er denn auch ſonſt als Geſinnungsgenoſſe der Myſterienreligionen, ſo z. B. der der großen Göttermutter erſcheint. Er, der ein echter Hellene ſein wollte, feierte in begeiſterten Hymnen auf den Himmelskönig und die Himmelskönigin ausgeprägt orientaliſche Gottheiten und warb für die orientaliſchen Myſterien, ohne zu ahnen, daß die Bedürfniſſe der Seele, welche die Myſterienreligionen befriedigen wollten, nicht entfernt mehr die des echten Hellenen der helleniſchen Vollkultur waren, ſondern recht eigentlich Gegenwartsbedürfniſſe, und zwar ſolche, die das Chriſtentum weit vollkommener befriedigte. Es war ein geradezu grotesker Gedanke, durch den dem Helios als Soter (Heiland) beigeſellten Asklepios den Chriſtenheiland und durch die „mutterloſe Jungfrau und Göttermutter" die ſchmerzenreiche Mutter Jeſu aus den Herzen der Menſchen verdrängen zu wollen. Ein Gedanke, den nur ein blinder Doktrinär faſſen konnte, der von dem gewaltigen religiöſen Gehalt der Idealgeſtalten eines Chriſtus und einer Maria keine Ahnung hatte. Ebenſowenig war daran zu denken, daß die Art und Weiſe, wie er den Götterkult und ſeine Prieſter im Sinne der Myſterienreligion einer asketiſch-pietiſtiſchen und myſtiſch-hierarchiſchen Disziplinierung und Ordnung zu unterwerfen ſuchte, nun dieſelben religiöſen und ſittlichen Kräfte zur Entfaltung bringen würde, auf denen die innere Überlegenheit des Chriſtentums beruhte; ganz abgeſehen davon, daß dieſe julianiſche Reformation eine völlige Umgeſtaltung der alten Volksreligion bedeutet hätte und daher auch auf heidniſcher Seite vielfach ausgeſprochener Gleichgültigkeit, ja zum Teil direktem Widerſtand begegnete.

Gemme mit den Bildniſſen des Kaiſers Julian und ſeiner Gemahlin, der Kaiſerin Helena.
Nach Bernoulli, Röm. Ikonographie. Verl. F. Bruckmann, A.-G.

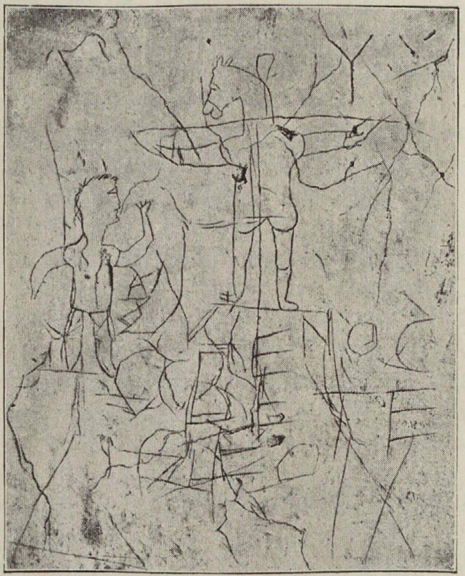
Und wie Julians Religion als vermeintliche Hellenenreligion ein Phantom war, ſo war auch ſeine Philoſophie durch eine tiefe Kluft von echt helleniſcher Philoſophie getrennt. Ihr Erkenntnismittel war das logiſche Denken geweſen, er ſuchte die Erkenntnis in der myſtiſchen Intuition und Ekſtaſe. Und dabei war er andrerſeits wieder in der Konſervierung und Wiederbelebung deſſen, was wirklich alt war, wie z. B. der Orakel, und des von ihm perſönlich mit eigenſinnigem Pedantismus gehandhabten umſtändlichen Apparates kultiſcher Verrichtungen, der Opfer und der abſtruſen Eingeweideſchau, nichts weniger als glücklich. Denn gerade die Beſeitigung dieſer Dinge gehört zu den religiöſen Fortſchritten, welche die Welt dem Chriſtentum verdankte. So hat Julian in ſeinem Altes und Neues bunt durcheinandermengenden Glauben an vermeintlich alte Ideale und in ſeinem heißen Bemühen um ein Altes, das nicht mehr lebensfähig war, in der Tat etwas von dem Weſen des Romantikers an ſich, trotz des klaren Blickes, den er in anderer Hinſicht bewieſen hat. Und es iſt daher für ihn, der bei längerem Leben nur Enttäuſchungen erfahren hätte, im Grunde ein Glück geweſen, daß er nach kurzer Regierung auf einem von ihm perſönlich geleiteten Feldzuge gegen die aſiatiſchen Erbfeinde des Reiches durch einen perſiſchen Speer den Tod fand (363). Es iſt eine Tendenzlüge, wenn die chriſtliche Überlieferung dem ſterbenden Julian den verzweifelten Ausruf in den Mund legt: „Du haſt geſiegt, Galiläer"! Ebenſo iſt gewiß die Behauptung erfunden, daß der Todesſtoß nicht von einem Feinde, ſondern von einem chriſtlichen Soldaten kam. Eine Verſion, die übrigens von chriſtlichen Autoren begierig aufgegriffen wurde, ſo z. B. von dem Kirchenhiſtoriker Sozomenos, der die Stirne hat, dieſen ihm hocherwünſchten Meuchelmörder und meineidigen Hochverräter als chriſtlichen Helden zu verherrlichen!

Mit dem Falle Julians war der Untergang des Heidentums entſchieden. Schon ein Jahr nach ſeinem Tode war alles, was er zu ungunſten des Chriſtentums verfügt hatte, wieder rückgängig gemacht. Und wenn die Regierung auch zunächſt noch den alten Glauben gewähren ließ, ſo wurde doch ſchon unter Valentinian und Valens ein Edikt erlaſſen, welches die Darbringung von Opfern — ausgenommen Weihrauchopfer — unterſagte. Ein Verbot, welches den

Götterkultus, der nun einmal weſentlich Opferkultus war, an der Wurzel zu vernichten und ſeine Prieſter in ihren wichtigſten Funktionen lahmzulegen ſuchte. Noch ſchärfer wurden die Angriffe, als mit Theodoſius die Orthodoxie zur Herrſchaft gelangte. Da erfolgte das berüchtigte Edikt von 380, in welchem der Kaiſer befahl, daß alle Untertanen die katholiſche Religion annehmen, die „Wahnſinnigen“ und „Toren“ aber, die anderen „ſchändlichen“ Lehren folgten, zur Rechenſchaft gezogen werden ſollten!

Der Staat ſtellte ſich damit auf einen Standpunkt, der in ſeinen Folgen ein Meer von Blut und Tränen gekoſtet hat. Er vergaß ſeine Würde ſo weit, daß er ſich zum Organ jenes Prieſterjargons erniedrigte, der in blindem Haß zur Beſchimpfung und ſittlichen Verdächtigung Andersdenkender greift. Die Sprache, die dieſer pfäffiſch inſpirierte Imperatorenerlaß redet, atmet ſchon durchaus den Geiſt, der die Sprache ſo vieler prieſterlicher Nachfolger der Cäſaren kennzeichnet bis herunter zu jenem abſcheulichen Satze des neueſten römiſchen Katechismus, der den Proteſtantismus als „ketzeriſches Gift“ bezeichnet, das „die Seelen mordet, die Moral und jede Autorität zerſtört“. In Wirklichkeit iſt nie ein furchtbarerer Seelenmord verübt, nie an der Sittlichkeit ſchwerer gefrevelt worden, als durch die Religionspolitik, welche der Cäſaropapismus des verfallenden Imperiums dem römiſchen Prieſtertume und der Welt als verhängnisvollſtes Erbe hinterließ. Der Begriff der „Katholizität“, wie er jetzt von der Staatsgewalt feſtgeſetzt wurde, duldete keine andere Form religiöſen Glaubens mehr; und die Machthaber erhoben den ungeheuerlichen Anſpruch, mit äußeren Zwangsmaßregeln den Glauben der von ihnen abhängigen Menſchen inhaltlich zu beſtimmen. Die ſtärkere Partei, deren Organ jetzt die Cäſaren geworden, die „Kirche der Rechtgläubigen“, wird zugleich als Richterin in eigener Sache anerkannt; und es iſt nur die natürliche Konſequenz der auch hier wieder überall hervortretenden Verwirrung der ſittlichen Begriffe, daß ihr ſchließlich ein förmliches Recht der Verfolgung gegen Andersgläubige eingeräumt wurde. Was aber von dieſen „Hirten“, die nach dem erwähnten Ausſpruche Auguſtins das „verirrte Vieh mit der Geißel wieder zur Herde zurücktreiben“ ſollten, die „Ketzer“ und Heiden unter Umſtänden zu befürchten hatten, dafür ſei nur auf die hetzeriſche Mahnung hingewieſen, die Hieronymus milderen und duldſameren Prieſtern zuruft, man ſolle das unnütze Gefäß mit eiſerner Rute zerbrechen und nach der Vorſchrift des Alten Teſtaments die „Gottloſen“ ausrotten, damit durch den Untergang des Fleiſches wenigſtens die Seele gerettet werde, die ja ſonſt verlaſſen und nackt in der tiefſten Finſternis des Tartarus hauſen müßte! Daß ein ſolcher Appell an den roheſten Fanatismus nur allzu willige Ohren fand, dafür mag der römiſche Biſchof Damaſus als Beiſpiel dienen, für den die Heiden nur „tolle Hunde“ ſind, und der den traurigen Mut hat, die Vergewaltigten und Mißhandelten zur Dankbarkeit zu mahnen, weil ſie durch den Zwang zur „Erkenntnis“ gelangt ſeien!

Das Heidentum wurde an der Wurzel getroffen durch die Entziehung der ſtaatlichen Unterſtützungen, die Konfiskation der Tempelgüter, die Schließung der Tempel und das mit ſchweren Strafandrohungen verbundene Verbot des bloßen Betretens der Tempel, ja des bloßen Emporblickens zu den Götterſtatuen. Selbſt aus dem Sitzungsſaale des Senats iſt unter Gratian, dem erſten Imperator, der den Titel des pontifex maximus ablegte, Altar und Bild der Viktoria, das altheilige Bild römiſcher Größe, entfernt worden. Maſſenweiſe ſanken die Tempel, die nicht in Kirchen verwandelt wurden, und die Götterbilder in den Staub, da der Staat die barbariſche Zerſtörungswut der von Klerikern und Mönchen fanatiſierten Pöbelhaufen entweder gewähren ließ oder das Vernichtungswerk ſelbſt in die Hand nahm. So hat der Biſchof von Alexandria, der durch die öffentliche Ausſtellung der heiligen Symbole eines der Kirche geſchenkten Dionyſostempels das religiöſe Gefühl des heidniſchen Volkes ſchwer verletzte und dadurch einen Volksaufſtand hervorrief, die Gelegenheit benutzt, um die Zerſtörung ſämtlicher Tempel Alexandrias durchzuſetzen! Damals fiel das weltberühmte Heiligtum des Serapis, das Serapeion, der Vernichtung anheim. Eine Barbarei, die Chryſoſtomos als Vernichtung der „Tyrannei des Teufels“ in Ägypten bezeichnete. Und dieſes Beiſpiel fand an zahlreichen anderen Orten Nachahmung. „Alles wurde vernichtet und dem Boden gleichgemacht“, rühmt ein chriſtlicher Autor von einer ſolchen Stadt, und triumphierend meldet ein anderer, daß in den drei größten Städten des Oſtreiches, in Alexandria, Antiochia und Konſtantinopel kein Tempel und kein Altar mehr aufrecht ſtehe! Wie man ſonſt im Lande gehauſt hat, dafür haben wir ein beredtes Zeugnis an dem Edikt (v. 397), welches befahl, aus dem Material der zerſtörten Tempel die fiskaliſchen Straßen, Brücken, Waſſerleitungen und Mauern auszubeſſern!



Spottbild gegen die Chriſtusverehrung. Die auf einem Wandſtück eingeritzte Karikatur befindet ſich jetzt im Museo Kircheriano zu Rom.

Aber auch im Weſten, wo im allgemeinen das Vernichtungswerk nicht ſo gründlich war wie im Orient, hat die Zerſtörungswut ſchlimme Orgien gefeiert, beſonders in Afrika, wo die Zerſtörung des berühmten Tempels der Himmelsgöttin von Karthago einen ähnlichen Eindruck gemacht hat wie die des Serapeions, und das heiße afrikaniſche Blut ſich vielfach zu gewaltſamer Gegenwehr erhob. Die Afrikaner konnten es nicht ruhig mit anſehen, wie man mit roher Fauſt ihre Götterſtatuen zerſchlug, und ſie haben wiederholt den Frevlern bewaffneten Widerſtand entgegengeſetzt. Daß es bei einem ſolchen von den Chriſten provozierten blutigen Handgemenge zahlreiche Tote gab, darunter natürlich auch chriſtliche, nennt Auguſtin, der auch hier der moraliſchen Begriffsverwirrung der Zeit unterliegt, ein „berüchtigtes Verbrechen der Heiden"! Auch in Gallien gab es heftige Kämpfe dank vor allem dem heiligen Martin von Tours, Biſchof von Cäſarodunum (ſeit 375), der in ſeinen Halluzinationen den leibhaftigen Teufel in der Geſtalt Jupiters und Merkurs, der Venus und der Minerva zu ſehen glaubte und nicht eher ruhte, als bis in ſeiner Diözeſe ſämtliche Tempel und Heiligtümer niedergeriſſen waren, trotz des verzweifelten Widerſtandes, dem er in einzelnen Gegenden, beſonders bei den altgläubigen Bauern, begegnete. Was bedeutete freilich der Widerſtand armer Bauern, wenn ein Hieronymus ſchon im Jahre 393 triumphierend verkündigen konnte, daß die vornehmſte Stätte des alten Glaubens, das Kapitol, wüſt liege, und wenn ſelbſt dieſe ehrwürdige Stätte ſo wenig Schonung fand, daß der von dem chriſtlichen Poeten Prudentius als Streiter Chriſti beſungene Miniſter des Honorius, Stilicho, den goldenen Zierat an den Türen des kapitoliniſchen Jupitertempels herunterreißen und die heiligen ſibylliniſchen Bücher den Flammen übergeben konnte!

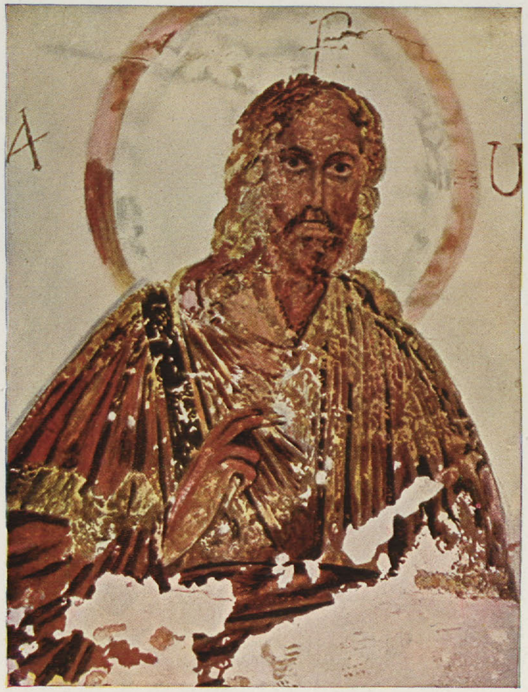
Übrigens richtete ſich die chriſtliche Barbarei nicht bloß gegen Kultusgebäude und Kultusbilder der Tempel, ſondern auch gegen das, was eine hohe Kultur zur Ausſchmückung öffentlicher Bauwerke und öffentlicher Plätze in ſo unendlich reicher Fülle geſchaffen hatte. Dieſe Statuen und Bildwerke in Reliefs und Farben erregten bei der blöden Beſchränktheit Anſtoß, weil ſie Geſtalten und Szenen der Mythologie darſtellten, und ſo fielen auch ſie in Maſſe dem Untergange anheim, obwohl Arcadius und Honorius dem Wüten Einhalt zu tun ſuchten und im Jahre 399 verordneten, daß den öffentlichen Bauten ihr Kunſtſchmuck erhalten bleiben ſolle. Unter den Augen der Regierung, in Rom und Konſtantinopel, gelang es ja, die Götterſtatuen und mythologiſchen Reliefs der öffentlichen Bauwerke und Plätze noch länger zu ſchützen, aber in der Provinz, beſonders in Gallien und Spanien, hat der Vandalismus um ſo ſchlimmer gehauſt.

Am längſten erhielten ſich der alte Glaube und die Denkmäler der alten Kunſt im eigentlichen Hellas, wo die Traditionen einer großen Zeit, die in dieſen Schöpfungen ja noch überall fortlebte, doch noch allzu tief in den Gemütern wurzelten. Wenn man auch immer wieder zuſehen mußte, wie koſtbare Werke der Kunſt aus den Tempeln und öffentlichen Gebäuden nach der neuen Hauptſtadt und anderswohin verſchleppt wurden, wenn man ferner auch ſeit 393 darauf verzichten mußte, ſich in Olympia zum nationalen Feſte zu vereinigen, ſo ſtanden doch damals noch viele Tempel aufrecht, und ſelbſt der Götterkult dauerte an manchen Orten noch fort. Da erfolgte im Jahre 395 ein Schlag, der für die helleniſche Kultur und ihre Denkmäler geradezu vernichtend war. Was der chriſtliche Fanatismus nicht durch Staat und Kirche erreicht hatte, das erreichte er jetzt durch die Roheit chriſtlicher Barbarenhorden, der arianiſchen Goten, die unter Alarich in Hellas einbrachen (395) und ſofort einen ſyſtematiſchen Vernichtungskrieg gegen die Denkmäler des alten Glaubens begannen. Zahlloſe Kunſtwerke wurden zertrümmert, Tempel und andere Bauten niedergeriſſen oder verbrannt. Man ſchaudert, wenn man an die Möglichkeit denkt, daß auch Athen von dieſem Vernichtungswerk betroffen wurde! Aber es hat ſich glücklicherweiſe gegen die Goten zu halten vermocht und den Sturm überſtanden. Dagegen hat Athen freilich das geiſtige Kulturerbe, das es als gefeierter Studienſitz noch immer bewahrte, auf die Dauer gegen den chriſtlichen Staat nicht behaupten können. Je mehr Staat und Kirche ſich barbariſierten, und je mehr mit dem Umſichgreifen des mönchiſchen Geiſtes die Zahl derer zuſammenſchmolz, die den Zuſammenhang mit der helleniſchen Literatur und Philoſophie noch aufrecht zu erhalten ſuchten, um ſo ſchwerer vermochte man ſich auf chriſtlicher Seite in den Gedanken zu finden, daß zwar der heidniſche Kultus abgetan ſein ſollte, daß aber nach wie vor die heidniſche Wiſſenſchaft und Philoſophie das Recht haben ſollte, den Kampf gegen das ſiegreiche Chriſtentum weiterzuführen. Jetzt mehren ſich die Stimmen, die da meinten, daß, „wer in der Ruhe der Philoſophie des Herrn ſitzt", der heidniſchen Gelehrſamkeit und Poeſie entraten könne, daß die „falſche" heidniſche Weisheit weſentlich mitſchuldig ſei am Unglück der Zeit, weil ſie das Chriſtentum verhindere, ſeine volle Wirkſamkeit an den Menſchen zu entfalten u. dgl. m. Hat doch einer dieſer Gottesſtreiter die Entdeckung gemacht, daß die beiden größten Übel der Zeit das Weib und das klaſſiſche Studium ſeien! Nur wenige dachten mehr, wie jener aufgeklärte Biſchof Syneſios von Kyrene, der begeiſterte Schüler der edlen alexandriniſchen Philoſophin Hypatia, der ſich über die Unvereinbarkeit von Philoſophie und kirchlichem Dogma mit der Erwägung hinwegſetzte, daß die volle Wahrheit doch nicht für die blinde Maſſe ſei, und der daher für ſich das Recht in Anſpruch nahm, „zu Hauſe Philoſoph" zu ſein und draußen „Mythenerzähler". Die Mehrzahl dachte gewiß wie Johannes Chryſoſtomos, der ſeiner Freude über den Verfall der heidniſchen Wiſſenſchaft mit den triumphierenden Worten Ausdruck verlieh, daß „die Fiſcher, Zöllner und Zeltmacher den Philoſophen den Mund geſtopft und die Zunge der Rhetoren ſtumm gemacht" haben!

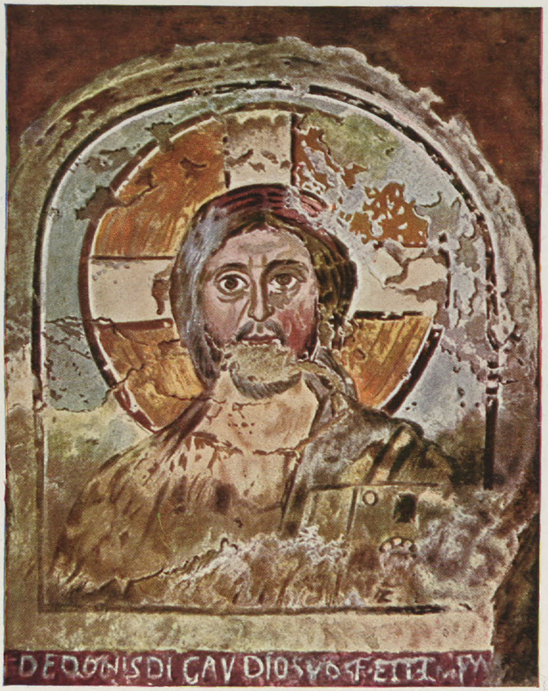
Am gründlichſten freilich konnte die Kirche dieſes Verſtummen dadurch erreichen, daß man die Vertreter der heidniſchen Wiſſenſchaft und Philoſophie durch die Vernichtung ihrer Schriften in ähnlicher Weiſe mundtot machte wie die Ketzer. Daher verfügte ſchon im Jahre 448 der Kaiſer Theodoſius II., daß alles, was Porphyrios, von Raſerei getrieben, oder irgendein anderer gegen die heilige chriſtliche Religion geſchrieben habe, den Flammen übergeben werde. Es „ſollten keine Schriften zu Ohren der Leute kommen", die geeignet ſeien, „den Zorn Gottes hervorzurufen und die Seelen zu ſchädigen"! Ein weiteres unausbleibliches Verbot traf den heidniſchen Unterricht, indem es durch ein Edikt des oſtrömiſchen Kaiſers Juſtinian einfach unterſagt wurde, bei Perſonen, „die am Wahnſinn der Hellenen kranken", irgendeinen Unterricht zu nehmen, damit nicht „die bereits in den göttlichen Wahrheiten unterrichteten Seelen unter dem Vorwande der Erziehung verdorben werden". Ein Verbot, das zugleich die Folge hatte, daß allen heidniſchen Lehrern ihr Gehalt entzogen wurde! Auch das Schickſal der philoſophiſchen Schule von Athen war damit beſiegelt. Zwar beruhte ihre Exiſtenz auf uralten Stiftungen. Aber das Stiftungsvermögen wurde jetzt ohne weiteres eingezogen, und die Lehrſtühle, die faſt alle mit heidniſchen Neuplatonikern beſetzt waren, wurden aufgehoben. Fortan — ſo lautete der unglaubliche Befehl — „ſollte niemand mehr in Athen Philoſophie lehren" (529?). Ein Teil der Profeſſoren wanderte nach Perſien aus und iſt erſt zurückgekehrt, als ihnen bei dem Friedensſchluß zwiſchen Perſien und Oſtrom für ihre Perſon Duldung zugeſichert wurde (533).

Wenn man ſich dieſen Feldzug gegen Kunſt, Literatur und Wiſſenſchaft in ſeiner ganzen Brutalität und in ſeinen Wirkungen vergegenwärtigt, ſo kann man es Julian nachempfinden, wenn er von einem Sieg der Kirche die ſchwerſten Verluſte an Kulturgütern edelſter Art befürchtete.

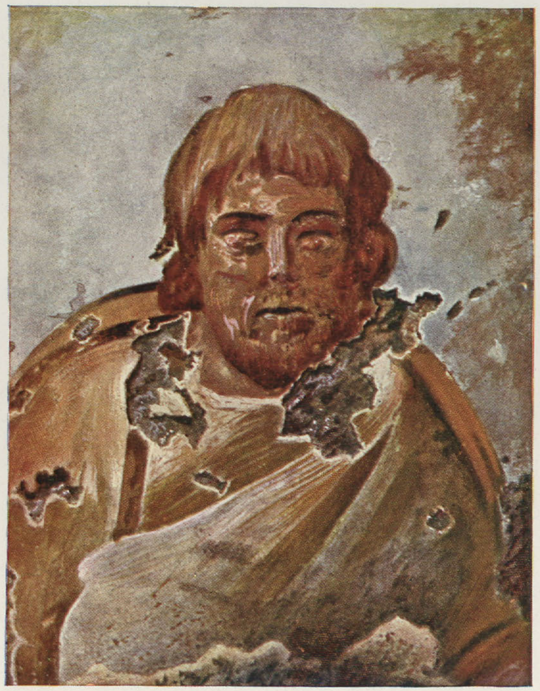
Natürlich iſt es nun aber nicht dabei geblieben, das Heidentum nur in ſeinen idealen Gütern zu treffen. Vielmehr arbeitete Geſetzgebung und Verwaltung ſyſtematiſch darauf hin,



In der Katakombe des Petrus und Marcellinus


DE DONIS DI GAVDIOSVS FECIT

In der Katakombe des Ponzianus



In der Katakombe der Nunziatella

Chriſtusbilder der Katakomben Roms
aus dem dritten bis ſechſten Jahrhundert n. Chr.

Stadt-
bücherei
Elbing

dasſelbe auch im bürgerlichen Leben, im Staat und in der Armee mundtot zu machen. Es erfolgten immer ſchärfere Edikte, die alle Nichtkatholiken von jedem Staatsdienſt ausſchloſſen. Selbſt die Armee und damit auch die Offizierslaufbahn wurden ihnen immer ſchwerer zugänglich. Es wurde den Heiden gewiſſermaßen der Makel der Infamie aufgeprägt, der auch ihre ganze übrige Exiſtenz auf das ungünſtigſte beeinflußte. Infolge der ſtrengen Strafbeſtimmungen gegen alles, was Götterkultus hieß, waren ſie beſtändig in Gefahr, auf irgendeine Denunziation oder den geringſten Verdacht hin, von Haus und Hof vertrieben zu werden. Nicht einmal Leib und Leben war mehr ſicher. wenn ſich die Wut des Pöbels oder der herumziehenden Mönchsbanden gegen ſie wandte. „Wie Bergſtröme" — klagt Libanios — „überſchwemmen ſie das Land und ruinieren es ſamt den Tempeln." „Den Prieſtern aber bleibt nur die Wahl zwiſchen Schweigen und Tod." Muß doch ſelbſt Auguſtin ſeine mahnende Stimme gegen Chriſten erheben, die ſich ſo weit vergaßen, heidniſche Mitbürger auszuplündern! Ein draſtiſcher Beweis dafür, daß letztere nicht einmal mehr auf ausreichenden Rechtsſchutz gegen die Vergewaltigung von Perſon und Habe rechnen durften. Es iſt ein ununterbrochenes ſtilles Martyrium, das durch dieſe Zuſtände den Reſten der heidniſchen Bevölkerung auferlegt wurde, ein latenter oder auch offener Kriegszuſtand zwiſchen Unterdrückern und Unterdrückten, der mit pſychologiſcher Notwendigkeit auf beiden Seiten zu blutigen Taten führen mußte. Beſonders in Alexandria, wo die von fanatiſchen Mönchshaufen unterſtützte Ausrottungspolitik ſtreitbarer Kirchenfürſten die Erbitterung des altgläubigen Volkes aufs äußerſte geſteigert hatte, iſt der Todeskampf des alten Glaubens von blutigen Straßenkämpfen und furchtbaren Verbrechen begleitet geweſen. Als edelſtes Opfer fiel hier die von ihren zahlreichen Schülern und Freunden ſchwärmeriſch verehrte neuplatoniſche Philoſophin Hypatia, die im Jahre 415 von chriſtlichen Fanatikern überfallen, in eine Kirche geſchleppt, entkleidet und mit Scherben zu Tode gemartert wurde!

Und ſo ſchreitet die Verfolgung mit unheimlicher Folgerichtigkeit weiter, bis auch die Geſetzgebung den Charakter blutiger Gewaltſamkeit annimmt. Unter Juſtinian ward im Oſtreich verordnet, daß jeden, der getauft iſt und trotzdem ſich des „Wahnſinns der Hellenen" ſchuldig macht, die Todesſtrafe treffen ſoll, diejenigen aber, welche noch nicht getauft ſind, ſich ſelbſt anzeigen und mit Weib und Kind die Taufe empfangen ſollen. Die Widerſpenſtigen ſollen aller Wohltaten der ſtaatlichen Gemeinſchaft verluſtig gehen, weder bewegliches noch unbewegliches Vermögen beſitzen können; d. h. ſie werden zu rechtloſen Parias degradiert und einfach dem Hunger und dem Elend preisgegeben!

Aber auch im Weſten hat der Geiſt abſoluter Intoleranz triumphiert, und zwar iſt es beſonders die römiſche Kirche, welche die ihr durch den Zerfall des Weſtreiches zuteil gewordene Macht mißbrauchte, um zunächſt in den Gebieten, die unter die Gerichtsbarkeit des römiſchen Biſchofs geraten waren, die letzten Bekenner des antiken Glaubens in die Kirche hineinzuzwingen. So wurden von dem Papſte Gregor „dem Großen" zunächſt die mächtigen Gutsherren Sardiniens auf die armen Kolonen gehetzt, die ſich ihre Religion nicht nehmen laſſen wollten. Die Herren ſollten ſchleunigſt durch die „Bekehrung" der „ihnen Anvertrauten" Abhilfe ſchaffen! Wie dieſe „Bekehrung" gedacht war, zeigt die ſcheußliche Behandlung der altgläubigen Bauern, die auf den Gütern der Kirche ſaßen. Wenn ſie ſich gegen die Taufe widerſpenſtig zeigten, ſollten ſie — ſo befahl Gregor — „mit um ſo größeren Laſten beſchwert werden, auf daß ſie durch die Strafe der Bedrückung (!) angetrieben werden, den rechten Weg zu ſuchen!" Hunger und Elend als Wegweiſer zum „rechten" Glauben! Der Armſte, der den Jammer von Weib und Kind nicht länger mit anſehen kann und zähneknirſchend zur Kirche wankt, der hat den rechten Weg gefunden! Wenn man nicht wüßte, welche Verwüſtungen Wahn und Fanatismus in den Köpfen anrichten können, müßte man dieſe päpſtliche Logik als frivolen Zynismus betrachten.

Kann man es angeſichts dieſer ganzen Entwicklung einem Manne wie Eunapios, dem begeiſterten Anhänger Julians, verdenken, wenn er mit der ungeheuren Vergewaltigung von Sittlichkeit und Religion, von Wiſſenſchaft und Kunſt, welche dieſe erzwungene „Katholiſierung" des Reiches zur Folge hatte, eine „ſcheußliche Finſternis" und den Untergang des „Schönſten" hereinbrechen ſah, was die antike Kultur geſchaffen?

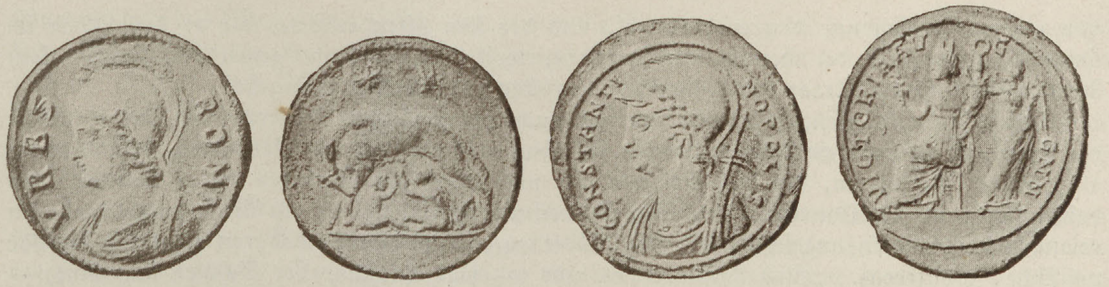
9. Der Zerfall des weſtrömiſchen Reiches.

Daß ein Staat, in welchem das höhere geiſtige Leben hoffnungslos dahinſiechte und die kümmerlichen Reſte der Kultur mittelbar oder unmittelbar der ertötenden Zwangsgewalt eines entarteten Kirchentums unterworfen waren, auch nicht mehr die nötige Spannkraft beſaß, um mit nachhaltigem Erfolg dem materiellen Verfall zu begegnen, an dem Kriege, Seuchen, Hungersnöte, Erdbeben, Steuerdruck und Ausbeutung durch Plutokratie, Bureaukratie und Hierarchie wetteifernd arbeiteten, das liegt auf der Hand.

Die erſten Symptome dieſes Verfalles treten ſchon ſeit dem 1. Jahrhundert der Kaiſerzeit im Rückgang der Bevölkerung und dann ſpäter immer mehr beſonders in der Verödung des platten Landes zutage. Selbſt das zentrale Kulturland Italien nähert ſich in dieſer Hinſicht Zuſtänden, wie ſie nach den Schilderungen des Geographen Strabo bereits im Anfang der Kaiſerzeit in dem verarmten und entvölkerten Hellas und Sizilien beſtanden. Wenn auch die Klage Plutarchs über die Menſchenarmut der Zeit durch die beſonderen Verhältniſſe ſeiner helleniſchen Heimat beeinflußt iſt, ſo reden doch ſchon die Stiftungen der trajaniſch-hadrianiſchen Zeit zur Auferziehung freigeborener Kinder eine deutliche Sprache. Und wie die Alimentartafeln zugleich einen Beweis für die ſtarke Verminderung der freien Eigentümer liefern, ſo zeigen die ſchon bei Plinius d. J. auftretenden Klagen über die zunehmende Entwertung der Güter und über die Schwierigkeit, geeignete Pächter zu finden, daß die landbauende Bevölkerung überhaupt ſtark zurückging. Am Ende des 2. Jahrhunderts war in Italien und anderwärts bereits ſo viel unbebautes Land vorhanden, daß es der Kaiſer Pertinax im Jahre 193 jedermann freiſtellte, unbebaute Äcker zu freiem Eigentum an ſich zu nehmen. Während noch Strabo Latium, mit Ausnahme einiger ſumpfiger Strecken, als eine geſegnete Kulturlandſchaft bezeichnet, war ſchon am Ende des 1. Jahrhunderts die Verſumpfung der latiniſchen und etruriſchen Küſte ſo weit fortgeſchritten, daß ſie wegen der Malaria verrufen war. Aus einem Edikt vom Jahre 395 geht vollends hervor, daß damals in der Provinz Campanien, die das alte Latium mitumfaßte, über eine Million Morgen Ackerlandes (24 Quadratmeilen) verſumpft und verlaſſen waren.

Und wie in Italien, ſo iſt auch in den Provinzen der Verfall von Land und Volk ein unaufhaltſamer. Das hochkultivierte Spanien wird in einer Biographie Mark Aurels am Ende des 2. Jahrhunderts als ein Land bezeichnet, welches „erſchöpft“ ſei, und im 4. Jahrhundert beklagt es Lactantius als eine typiſche Zeiterſcheinung, daß die gedrückten Kolonen die Äcker verließen und das Kulturland Wald wurde. Mit der Verödung des Landes aber geht bald auch Hand in Hand die der mittleren und kleineren Städte. Auch ſie ſind vielfach völlig verödet, wofür die römiſche Campagna ein draſtiſches Beiſpiel bietet. Dio Chryſoſtomos ſchildert den Verfall einer ſolchen Stadt auf der Inſel Euböa in einer Weiſe, die man wohl als typiſch bezeichnen darf. Das Land ſchon unmittelbar vor den Toren verödet, das ſtädtiſche Terrain ſelbſt zum großen Teil Feld oder Weide! Im Gymnaſion wächſt Korn, ſo daß Götter- und Heroenſtatuen im Sommer im Getreide verſteckt ſind. Auf den Markt läßt man Vieh treiben und vor dem Rathaus weiden. Überall in der Stadt Armut, Arbeitsloſigkeit, leerſtehende Häuſer! Aber auch größeren Städten iſt es ſo ergangen, ſo z. B. der blühenden Handelsſtadt Gades, von der im 4. Jahrhundert Avien in ſeiner Landesbeſchreibung ſagt, daß es „jetzt arm und klein, von Einwohnern verlaſſen, ein Ruinenhaufe“ ſei. Selbſt Rom beginnt ſeit dem 5. Jahrhundert menſchenleer zu werden und hat am Ende noch eine Zeit erlebt, in der man Paläſte, öffentliche Bauwerke und zahlreiche Privathäuſer leerſtehen und rettungslos verfallen und auf Forum und Kapitol Viehherden weiden ſah!

Ein weiteres Symptom des allgemeinen Verfalles iſt der Pauperismus, das Maſſenelend, das uns beſonders in den großen Städten entgegentritt, und das hier noch dadurch geſteigert wurde, daß eine irrationelle ſtaatliche und kirchliche Almoſenwirtſchaft die in der bäuerlichen Bevölkerung ohnehin vorhandene Neigung zur Abwanderung nach den großen Städten in ungeſunder Weiſe verſtärkte. Man denke z. B. an die Schilderung, welche Chryſoſtomos von Antiochia von den die Straßen zu den Kirchen füllenden Bettlerſcharen gibt, und an die Klage des Ambroſius von Mailand über die Scharen des frech ſich herandrängenden arbeitsſcheuen



Münzen von Rom und Konſtantinopel mit den Stadtgöttinnen und Wahrzeichen beider Städte.

Vagabundengeſindels, welches freilich die Kirche ſelbſt durch ihr prinzipiloſes Almoſengeben ins Ungemeſſene vermehrte. Sind doch für einen Paulus von Nola die langen Züge des nach der Baſilika von St. Peter wallenden Volkes der Almoſenempfänger Roms, der „Patrone unſerer Seelen“ (!), geradezu ein ſchönes Schauſpiel! Der Staat konnte ſich freilich unmöglich auf dieſen Standpunkt ſtellen; er ordnete ſeit Valentinian (382) und Juſtinian wiederholt förmliche Razzias gegen das Bettelproletariat der Hauptſtädte an und ſuchte die Arbeitsfähigen mit Gewalt zur Arbeit und zum Pfluge zurückzuführen.

Übrigens ein vergebliches Beginnen, da die Zuſtände, deren Symptom die Landflucht war, nur immer ſchlimmer wurden. War doch ſelbſt der ungeheure Druck, mit dem der Staatsabſolutismus auf dem Volke laſtete, nicht mehr imſtande, gegenüber den verzweifelnden Maſſen auch nur die ſtaatliche Ordnung aufrechtzuerhalten! Seit dem Ende des 3. und im 4. Jahrhundert wütete in Afrika und in Gallien die agrariſche Revolution, die dann im 5. Jahrhundert auch auf Spanien hinübergreift. Freie Landarbeiter und Sklaven, Kolonen und Pächter verlaſſen den Pflug und greifen zu den Waffen, um an ihren Bedrückern blutige Rache zu nehmen. Es ſind förmliche Bauernkriege, die, wie die furchtbare, an die Jacquerie erinnernde Bagauda in Gallien zum Teil überhaupt nicht mehr unterdrückt werden konnten. Ganze Provinzen füllten ſich mit Bewaffneten, die, wenn ſie an einer Stelle auseinandergeſprengt waren, ſofort an einer andern wieder auftauchten und überall unter den Beſitzenden Angſt und Schrecken verbreiteten.

Es iſt wohl eine der ſchlimmſten Krankheitserſcheinungen, wenn ſelbſt der Bauer, das konſervativſte Element der Geſellſchaft, an dem Beſtehenden verzweifelt und ſich zum Bannerträger des Umſturzes macht. An dieſer Wirkung gemeſſen erſcheint es kaum als eine allzu große Übertreibung, wenn Salvian behauptet, die vom Staate übertragene Gewalt ſcheine nur noch der Plünderung wegen da zu ſein und zwar der Plünderung der Armen. Kein Wunder, daß ſich nicht bloß die ſoziale, ſondern auch die moraliſche Kluft zwiſchen arm und reich immer mehr vertiefte.

Und wie die ſozialen Bande, ſo löſten ſich auch die, welche den Bürger mit dem Staat verknüpften. Wo der Staat gar kein Ideal mehr befriedigte, wo Millionen von armen und verkümmerten Menſchen das Gefühl hatten, daß der Staat und die herrſchenden Klaſſen ihrem Elend teilnahmlos gegenüberſtanden, ja es noch vermehrten, da konnte von einem Vaterlandsgefühl keine Rede mehr ſein. Daher das erſchreckende Umſichgreifen einer ganz vaterlandsloſen Geſinnung in einer Zeit, wo das Reich kaum noch durch den opferfreudigſten Patriotismus zu halten war! Zu fürchten hatte die Barbaren eigentlich nur noch die beſitzende Minderheit. Die große Maſſe hatte kaum mehr ein Intereſſe am Beſtand des Reiches. Im Gegenteil. Sie hat vielfach den Sieg der Germanen herbeigeſehnt und, wie z. B. die Bagauden, die Eindringlinge geradezu unterſtützt. Salvian berichtet, daß die römiſche Bevölkerung Galliens maſſenweiſe zu den Barbaren abfiel, „bei den Barbaren römiſche Humanität ſuchend, weil ſie die barbariſche Inhumanität der Römer nicht länger ertragen konnte“. Ganz ähnlich hören wir aus Spanien, daß die dortigen römiſchen Untertanen lieber unter den Goten in Armut leben, als die römiſche Steuerlaſt noch länger ertragen wollten. Und in dem Bericht über eine oſtrömiſche Geſandtſchaft an den Hof des Hunnenkönigs Attila (446) erzählt der Grieche Priscus von einem Landsmann, den er dort traf, und der ihm offen erklärte, daß er das Leben im Hunnenland dem in der Heimat weit vorziehe, weil dort der Arme gegen den Reichen kein Recht finde und der Staat die Schwachen den Starken ſchutzlos preisgebe!

Und wie die Maſſen, ſo dachten vielfach auch ihre geiſtlichen Führer. Wo das Intereſſe des Glaubens in Betracht kam, paktierten ſie ohne weiteres mit den Germanen, beſonders die als „Ketzer“ Verfolgten, die ihre Religion nur noch durch die Barbaren retten konnten. So haben ſich z. B. die Donatiſten den über Gallien und Spanien bis nach Afrika vorgedrungenen arianiſchen Vandalen angeſchloſſen (429). Aber auch unter den Orthodoxen zeigt ſich dieſelbe politiſche Indifferenz. „Was kümmert es uns — ſagt Oroſius, der Schüler Auguſtins, — wenn die Barbaren die Grenzen des Reiches überfluten? Hat das nicht den Vorteil, daß im Oſten und Weſten die Kirchen ſich füllen mit Hunnen, Sueven, Vandalen, Burgundern und zahlloſen Gläubigen anderer Nationalitäten? Iſt das nicht geradezu als eine Gnade der göttlichen Vorſehung zu preiſen? Denn wie hätten dieſe Völker ſonſt zur Bekanntſchaft mit dem wahren Glauben gelangen können? Daß dabei der Staat zu Schaden kommt, kann uns, die wir nur nach dem ewigen Leben verlangen, vollkommen gleichgültig ſein!“

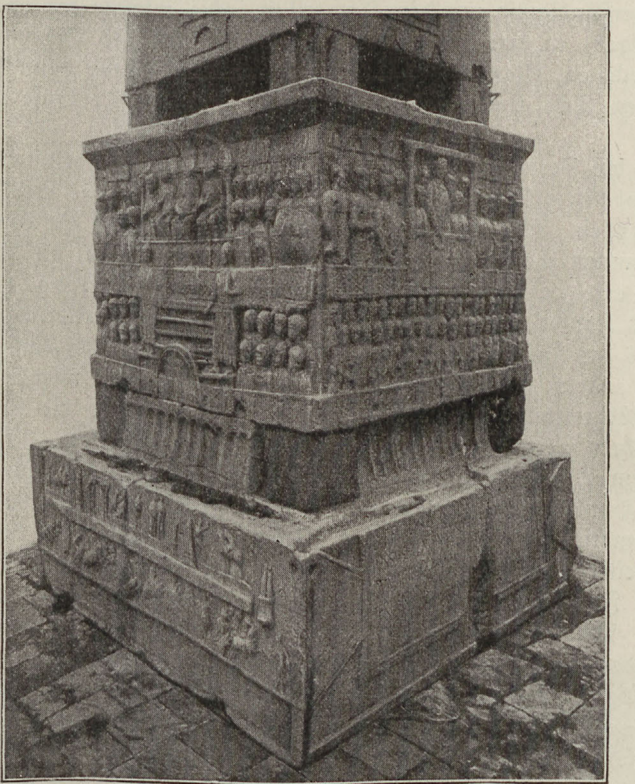
Bei der völligen Unhaltbarkeit ſolcher Zuſtände kann man ſich nur über den Optimismus wundern, mit dem ſich ein Teil der höheren Klaſſen noch immer über den Ernſt der Lage hinwegtäuſchte. So kann ſich — kurz vor der Einnahme Roms durch Alarich! — der Stadtpräfekt Symmachus in ſeinen Berichten über Rom nicht genug tun, die Fortſchritte der Kultur zu preiſen, die Pflege der Wiſſenſchaften, die Wunder der Technik und Ziviliſation und — man ſollte es nicht für möglich halten! — die Moral der herrſchenden Klaſſen ſeiner Zeit! „Wir leben in einem Zeitalter, welches der Freund alles Guten iſt, und wenn irgendwo Schäden ſind, iſt es Schuld einzelner, nicht der Zeit.“ Andere haben allerdings peſſimiſtiſcher gedacht. Aber der Peſſimismus hat hier oft nur die Begier geſteigert, den Genuß des Augenblicks noch möglichſt auszukoſten. Après nous le déluge, das wird auch hier die Parole einer ſinkenden Geſellſchaft, eine Stimmung, die auf Salvian den Eindruck machte, als habe die römiſche Welt von dem bekannten („ſardoniſchen“) Giftkraut gekoſtet. „Sie ſtirbt und lacht.“

Wie kann man nach alledem noch immer den endlichen Zuſammenbruch einſeitig als Werk der Germanen anſehen, während es ſich doch hier in erſter Linie um eine Auflöſung von innen heraus handelt! Daher auch das völlig Verfehlte einer Theorie, welche den Untergang der antiken Kultur damit erklären zu können glaubt, daß die Alten infolge ihres Zurückbleibens in Naturwiſſenſchaft und Technik nicht die Herrſchaft über die Naturkräfte gewonnen hätten, welche ihnen eine unbedingte Überlegenheit über die rohe Kraft der Barbarenvölker gewährt hätte. Wären die Legionen — ſo ſagt dieſe Theorie — ſtatt mit dem Pilum, auch nur mit Steinſchloßmusketen bewaffnet geweſen, hätte man ſtatt der Katapulten und Balliſten auch nur die Geſchütze des ſechzehnten Jahrhunderts gehabt, ſo wären die wandernden Völker mit blutigen Köpfen heimgeſchickt worden. Die beiden Völkerelemente des Nibelungenliedes, nordiſche Recken und aſiatiſche Steppenreiter, wären gleich ohnmächtig geblieben gegen das römiſche Reich, trotz der zum Himmel ſtinkenden Fäulnis! — Als ob es nur auf die Waffen angekommen wäre und nicht vielmehr darauf, in weſſen Händen dieſe Waffen waren!

Nun iſt aber doch ohne weiteres klar, daß in einem Staat, der Jahrhunderte hindurch ſeine Armeen durch Werbung von Freiwilligen ergänzt und nur im Notfall zu einer Aushebung gegriffen hatte, die Wehrhaftigkeit der ungeheueren Mehrheit des Volkes völlig verfallen mußte; und daß man jetzt den Söhnen von Soldaten und Veteranen den Kriegsdienſt als eine erbliche Laſt auferlegte und außerdem noch den Paria der Geſellſchaft, den Bauer zur Rekrutierung heranzog, konnte den inneren Wert der Armee kaum erhöhen. Das Gros der bäuerlichen Bevölkerung wurde in der Weiſe herangezogen, daß die Rekrutenlieferung wie eine Steuer auf die Grundbeſitzer umgelegt wurde. Sie ſteuerten „in menſchlichen Körpern“, indem ſie aus ihren Kolonen das beſtimmte Kontingent ſtellten, und zwar nach ihrer Wahl, die bei der Beſtechlichkeit der Beamten natürlich häufig ſo ausfiel, daß ſie die tüchtigſten Leute zurückhielten und die Minderwertigen an die Armee ablieferten. Noch öfter freilich konnten ſie bei dem Arbeitermangel die Blutſteuer überhaupt nicht aufbringen, ohne die Äcker unbeſtellt zu laſſen, weshalb der Staat notgedrungen zahlreiche Ausnahmen gewährte und die Pflicht mit Geld ablöſen ließ. Kein

Wunder, daß das Menſchenmaterial, das ſo für die Armeen übrig blieb, an Zahl und Tauglichkeit nicht entfernt den Anforderungen entſprach, daß Deſertionen an der Tagesordnung waren und der Rekrut durch Tätowierung gekennzeichnet werden mußte, um ihm die Flucht zu erſchweren und ihn bei der Fahne feſtzuhalten, wenn man es nicht vorzog, auf ſolches Material zu verzichten und mit den Ablöſungsſummen der Grundherren kriegstüchtige Barbaren anzuwerben!

Und das iſt überhaupt das Endergebnis: die beſtändige Vermehrung der barbariſchen Elemente im Heere. Eine Barbariſierung, die übrigens die Schlagfertigkeit desſelben keineswegs immer ſteigerte. Von der ſorgfältigen Ausbildung, Diſziplin und kunſtvollen Taktik der alten Legionen war in dieſen Barbarenheeren keine Rede mehr. Nicht einmal die Bewaffnung des römiſchen Legionars ließen ſich die germaniſchen Söldner mehr gefallen. Helm, Panzer und Beinſchienen wurden als läſtiger Ballaſt aufgegeben. Auch Hacke und Schanzpfahl wollten ſie nicht mehr tragen, ja nicht einmal den Brotſack, in dem der römiſche Legionar die Nahrung für mehrere Tage mit ſich geführt hatte. Sie mußte auf Wagen und Saumtieren nachgeführt werden, ſo daß ſich der Troß unmäßig vermehrte und, wenn er irgendwie gefährdet wurde oder zurückblieb, die Truppe dem Hunger ausgeſetzt war. An die Stelle der kunſtmäßig gegliederten und einheitlich geſchloſſenen taktiſchen Körper der alten Armee ſind plumpe Maſſen getreten, die ſich von den Heerkeilen der Germanen nur noch wenig unterſchieden. Jetzt konnte es vorkommen, daß bei einer Änderung der Standquartiere ein römiſcher Heerkörper, dem auf zahlreichen Ochſenwagen Weiber, Kinder und Habſeligkeiten nachgefahren wurden, in ſeiner Schwerfälligkeit mehr einer wandernden germaniſchen Völkerſchaft glich, als einer marſchierenden Armee. Dazu kam, daß die nationalen Verbindungen mit den feindlichen Germanen und die Stammesintereſſen bei dieſen germaniſchen Truppen Roms oft ſtärker waren als der Fahneneid. So haben z. B. am Anfang des fünften Jahrhunderts barbariſche Truppen die Pyrenäenpäſſe, welche ſie gegen die Germanen verteidigen ſollten, freiwillig preisgegeben! Nicht minder gefährlich als die Barbariſierung der Truppe war die des Offizierkorps bis hinauf in die höchſten Stellungen — man denke an Stilicho! —, die ſtets die Möglichkeit in ſich ſchloß, daß alle reale Macht in germaniſche Hände kam und dem Imperator nur der leere Schein der Macht übrigblieb, eine Gefahr, die ſich ſteigerte, wenn man es mit den Führern großer Volksheere zu tun hatte, die — wie unter Theodoſius die Weſtgoten auf der Balkanhalbinſel — innerhalb der Reichsgrenzen gegen die Verpflichtung zum Kriegsdienſt als beſoldete „Föderierte“ (foederati) angeſiedelt waren.



Reliefs vom Sockel des Theodoſiusobelisken zu Konſtantinopel mit Darſtellungen aus den Gotenkriegen.
Photographiſche Aufnahme von Sebah & Joaillier, Konſtantinopel.

Wie raſch aus dieſen Föderierten Rebellen werden konnten, zeigt das Vorgehen des im römiſchen Kriegsdienſt emporgekommenen und dann von ſeinen Stammesgenoſſen zu ihrem

Heerfürſten erhobenen Weſtgoten Alarich, der, um ſeine Anſprüche durchzuſetzen, zuerſt Griechenland verheerte, dann wiederholt in Italien einfiel und, als Honorius die von Stilicho gemachten Konzeſſionen mit deſſen Hinrichtung beantwortete, direkt auf Rom losging und in der Perſon des Stadtpräfekten Attalus ſogar einen Gegenkaiſer aufſtellen ließ (409)! Auch hier erlebte man das Schauſpiel, daß die germaniſchen Truppen Roms zu den Germanen abfielen, ſo daß ſich Honorius gezwungen ſah, hinter den Mauern Ravennas Schutz zu ſuchen. Allerdings erreichte Alarich ſein Ziel nicht, obwohl er ſeinen Kaiſer wieder fallen ließ, Rom einnahm (410) und allen Ernſtes Miene machte, Sizilien und Afrika zu erobern. Er ſtarb plötzlich in Unteritalien und ſoll von ſeinen Goten im Flußbett des Buſento beſtattet worden ſein. Aber auch unter ſeinem Nachfolger Athaulf, der nach Gallien abzog und ſich mit der bei der Einnahme Roms gefangenen Schweſter des Honorius, Placidia, vermählte, kam es zu keiner definitiven Verſtändigung mit dem Imperium. Sie erfolgte erſt unter Wallia (ſeit 415), der Placidia herausgab, in den Dienſt des Reiches trat und die Bekämpfung der in Gallien eingedrungenen Vandalen, Alanen und Sueben übernahm; wofür dann freilich Honorius den Goten einen großen Teil Aquitaniens, das Land zwiſchen Toulouſe und Bordeaux, einräumen mußte.

Seitdem greift die Zerſetzung des Reiches durch Barbarenanſiedlungen immer weiter um ſich, und das prophetiſche Wort des Tacitus: „Dräuend naht das Verhängnis des Reiches“ beginnt ſich zu vollenden. Wie die Weſtgoten, ſo mußten jetzt auch die Burgunder und Franken in Gallien aufgenommen werden. Zwar gelten ſie als Föderierte, als Soldaten des Kaiſers, und die Anſiedlung erfolgte in der Form der römiſchen Einquartierung, bei der dem Soldaten der dritte Teil des Hauſes zufiel, nur daß hier, da die Einquartierung eine dauernde war, noch der dritte Teil des Bodens hinzukam. Auch ihre Führer und Könige ſollten nur kaiſerliche Generale ſein. Aber dieſe Form wurde auch hier immer wieder nur zu leicht durchbrochen, und die Föderierten verwandelten ſich in Feinde, ſobald die Finanznot des Reiches die Befriedigung ihrer vertragsmäßigen Anſprüche nicht geſtattete. Wenn trotzdem unter Valentinian III., dem Sohne Placidias (aus deren zweiter Ehe) die Superiorität des Reiches gegenüber Goten, Franken und Burgundern noch notdürftig aufrechterhalten wurde, ſo war dies nur der Diplomatie des Reichsfeldherrn Aëtius, der gegenſeitigen Rivalität der Stämme ſelbſt und dem weiteren Umſtand zu verdanken, daß Aëtius gegen die Germanen einen äußerſt gefährlichen Feind, die damals bis zum Rhein vorgedrungenen mongoliſchen Hunnen ausſpielen konnte. Mit ihrer Hilfe hat er die in der Gegend von Worms und Speier angeſiedelten Burgunder faſt bis zur Vernichtung niedergeworfen; eine Kataſtrophe, die noch in der Nibelungenſage nachklingt, die aber doch nicht verhindert hat, daß die Burgunder ſpäter immer noch zahlreich genug waren, um bei Aëtius ihre Anſiedlung in Savoyen durchzuſetzen (443), wo ſich nahezu ein Jahrhundert hindurch ein eigener Burgunderſtaat erhalten hat.

Allerdings führte dann die durch Attilas Eroberungsgier für Germanen und Römer gleich bedrohlich gewordene Hunnengefahr nochmals die Föderierten zu ihrer Bundespflicht zurück; und Aëtius konnte gemeinſam mit Weſtgoten, Franken, Burgundern und Sachſen dem Attila eine gewaltige Feldſchlacht liefern (bei Troyes 451), die den Gefürchteten zum Abzug veranlaßte. Als dann aber Attila bald nach einem ergebnisloſen Einfall in Italien ſtarb (453) und das Hunnenreich zerfiel, war kein Halten mehr. Von der Donau her breiteten ſich die als Föderierte in Pannonien aufgenommenen Oſtgoten aus, Rätien und Noricum ging an Alemannen, Thüringer, Heruler, Rugier u. a. verloren; ein Zuſammenbruch, von dem wir aus der Lebensbeſchreibung des heiligen Severin eine anſchauliche Vorſtellung gewinnen. An der Rhone griffen die Burgunder um ſich, im ſüdlichen Gallien und in Spanien die Weſtgoten, endlich im nördlichen Gallien die Franken, die unter ihrem König Chlodwig den letzten noch von einem Römer, Syagrius, behaupteten Reſt Galliens (zwiſchen Somme, Seine und Loire) in Beſitz nahmen und damit der römiſchen Herrſchaft jenſeits der Alpen definitiv ein Ende bereiteten (486).

Nicht einmal in Italien vermochte das zum leeren Schemen gewordene Kaiſertum der allgemeinen Desorganiſation zu ſteuern. Ein Zuſtand völliger Ohnmacht und Zerrüttung, der zur Genüge durch die eine Tatſache beleuchtet wird, daß der Vandalenkönig Geiſerich nicht nur das letzte Bollwerk des Reiches in Afrika, Karthago, unterwarf, ſondern ſogar Rom ſelbſt widerſtandlos beſetzen und mit reicher Beute abziehen konnte! Die Kaiſerkrone ſelbſt war nach der Ermordung Valentinians (455) ein Spielball in der Hand der Germanenkönige und germaniſch-hunniſcher Truppen und ihrer Führer. Nacheinander wurden in raſchem Wechſel von dem Weſtgotenkönig, von den germaniſchen Generalen und „Patriziern“, dem Sueben Ricimer und dem Burgunder Gundobad, ſowie von dem aus hunniſchen Dienſten zum römiſchen Heermeiſter und Patricius emporgeſtiegenen Pannonier Oreſtes Kaiſer ein- und abgeſetzt oder auch an Kaiſers Statt regiert, bis der letzte dieſer Schattenkaiſer, der von ſeinem Vater Oreſtes auf den Cäſarenthron geſetzte Knabe Romulus, genannt Auguſtulus (d. h. Kaiſerlein), von den germaniſchen Soldtruppen, von Herulern, Skiren, Turcilingen, Rugiern und ihrem General Odovakar ſeiner Würde entſetzt und auf ein kampaniſches Landgut verwieſen wurde (476). Der letzte Imperator, Sohn eines ehemaligen Sekretärs des Hunnen Attila und Penſionär eines germaniſchen Troupiers, Italien in der Hand der germaniſchen Soldateska, die nun auch hier das erreichte, was die Föderierten in der Provinz längſt durchgeſetzt und was ſie von dem Kaiſer vergeblich gefordert hatte: die feſte Anſiedlung der bis dahin nur Einquartierten und die Überlaſſung eines ganzen Drittels des Landes!

Allerdings war auch jetzt noch der Reichsgedanke ſtark genug, um Odovakar zur formellen Anerkennung des in Byzanz fortdauernden Imperiums zu beſtimmen. Er war für Byzanz nur der im Namen des Reiches eine Provinz verwaltende Beamte („patricius“), und der Staat dieſes italiſchen Germanenkönigs war ebenſo, wie der ſpäter an ſeine Stelle tretende Oſtgotenſtaat des Theodorich und die anderen Germanenreiche ein germaniſch-römiſcher Staat, in welchem das Römertum in der Verwaltung und in der Kirche ebenſo fortlebte, wie in der Sprache und Literatur. Eine Fortdauer, auf der allein ja die Möglichkeit eines Wiederauflebens der Kultur beruhte. Nur ſo konnte es geſchehen, daß in derſelben Zeit, in der Germanenkönige in Paris, Toulouſe, Ravenna und Karthago geboten, die Grundlagen gelegt wurden zu einer neuen germaniſch-romaniſchen Kultur. Wohl zerſchlugen die Fäuſte der Barbaren die äußere Form des Cäſarenſtaates, aber was er an unſterblichem Inhalt noch in ſich barg, rettete ſich hinüber in eine neue Epoche der Geſchichte.

Dekoratives Relief vom Forum Traiani zu Rom.

~~57497~~

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Zeit-Tafel

Vor Chriſti Geburt.

12 000	Ende der älteren Steinzeit.
5000	Ende der jüngeren Steinzeit in Vorderaſien und Ägypten. Die Bronzezeit beginnt (—ca. 1500).
5000	(—2500) Ältere neolithiſche Periode in den Schweizer Pfahlbauten.
2500	Die altägäiſche Kultur. (Zweite Stadt in Troja.)
—	(—1800) Jüngere neolithiſche Periode in den Schweizer Pfahlbauten.
2100	Beginn der Bronzezeit in Italien und Weſteuropa.
2000	(—1500) Ältere kretiſche Kultur. Polychrome Töpferei (Kamares-Stil). Paläſte in Knoſos und Phäſtos. Hieroglyphenſchrift.
—	Ende der Steinzeit in Europa.
1600—1200	Mykeniſche Kultur. Bauten in Mykenä und Tiryns.
1500	(—1300) Höhepunkt der kretiſchen Kultur. Umbau der Paläſte in Knoſos und Phäſtos. Linearſchrift.
1300	(—1100) Ausbreitung der Griechen über das Ägäiſche Meer.
1200	Völker der ägäiſchen Kultur fallen in Ägypten ein.
1000	übergang von der Bronze- zur Eiſenzeit in Mitteleuropa.
—	(—500) Die Hallſtadt-Kultur. (Ältere Eiſenzeit.)
—	Beginn der Eiſenzeit am Ägäiſchen Meere. Der geometriſche (Dipylon-) Stil kommt auf.
900	Die Buchſtabenſchrift kommt nach Griechenland.
800	(—700) Entſtehung des Homeriſchen Epos.
776	Beginn der Olympiadenära.
750	Die Ephoren werden in Sparta eingeſetzt.
736	(ca.) Gründung von Naxos, der erſten griechiſchen Anſiedlung auf Sicilien.
700	(—600) Zeitalter der griechiſchen Koloniſation.
—	Der Name „Hellenen“ kommt auf.
700	Das Königtum in Athen durch die Archonten zurückgedrängt.
—	Sparta erobert unter König Theopompos Meſſenien.
—	Ende des Dipylonſtils in der Keramik.
—	Gründung der griechiſchen Kolonien Kyme, Syrakus, Lokroi, Tarent.
—	Erfindung der Münzprägung in Kleinaſien.
670	Gründung von Abydos und Kyzikos.
660	Griechiſche Söldner dienen bei König Pſammetichos von Ägypten.
658	Gründung von Byzantion.
650	Die älteſten korinthiſchen Vaſen.
—	Gyges begründet die lydiſche Großmacht.
—	Demokratiſche Bewegung in der griechiſchen Welt, aus der vielfach die Tyrannis hervorgeht.
—	Archilochos von Paros, der erſte individuelle Dichter der Griechen. Kriegslieder des Kallinos von Epheſos.
—	(zwiſchen 700 und 600) Gründung Roms.
650	(—550) Die mileſiſchen Kolonien an der Nordküſte des Schwarzen Meeres gegründet.
640	(ca.) Gründung von Himera und Selinus auf Sicilien.
630	(ca.) Gründung von Kyrene.
600	Das genealogiſche Epos Heſiods.
—	Kypſelos ſtürzt die Ariſtokratie in Korinth.
—	Die Kriegslieder des Spartaners Tyrtäos. Politiſche Lieder Solons. Liebeslieder des Mimnermos aus Smyrna.
—	Erfindung der Notenſchrift.
—	Die ſchwarzfigurigen Vaſen kommen auf.
—	Gründung von Maſſalia (Marſeille).
—	Die orphiſche Myſtik. Thales von Milet, der erſte Philoſoph (ſagt die Sonnenfinſternis des Jahres 585 voraus).
594	Solon als Archon in Athen. Schuldenerlaß, Aufhebung der Schuldknechtſchaft, Kodifizierung des Privatrechts.
590	(—560) Kleiſthenes Tyrann von Sikyon.
—	Der theſſaliſche Bund gewinnt entſcheidenden Einfluß auf Delphi. (Erſter heiliger Krieg.) Die Amphiktionie.

580 Die Poroskunſt in Athen.
— Gründung von Akragas (Agrigent).
560 Kröſos, König von Lydien, erobert Jonien.
— (—527) Peiſiſtratos Tyrann in Athen. Erwerbung von Salamis. Anfänge der atheniſchen Seeherrſchaft. Stiftung der großen Dionyſien.
550 Die Liederdichter Alkäos und Anakreon. Die Dichterin Sappho. Begründung der Chorlyrik durch Alkman und Steſichoros.
— Der Philoſoph und Geograph Anaximandros von Milet ſtellt zuerſt die Deſzendenztheorie auf, zeichnet die erſte Erdkarte, ſchreibt das erſte Buch in Proſa.
— Sparta gründet den peloponneſiſchen Bund.
— Periandros, der mächtige Tyrann von Korinth †.
546 König Kyros von Perſien vernichtet das lydiſche Reich.
540 Tyrannis des Polykrates auf Samos.
534 Die erſte Tragödie wird an den großen Dionyſien zu Athen aufgeführt.
530 Xenophanes aus Kolophon (570—470) greift den Polytheismus an.
527 (—510) Hippias, Fürſt von Athen.
514 Hipparchos, Sohn des Peiſiſtratos, wird von Harmodios und Ariſtogeiton ermordet.
510 Sturz der Tyrannis in Athen. Kleiſthenes gründet die attiſche Demokratie. Einteilung der Bürgerſchaft in die 10 Phylen.
— Sybaris von den Krotoniaten zerſtört.
507 Weihung des Jupitertempels auf dem Kapitol durch M. Horatius
— Glücklicher Krieg Athens mit Böotien und Chalkis. Beginn des atheniſchen Einflußes auf Euböa.
500 Joniſcher Aufſtand gegen die Perſerherrſchaft.
— Die Philoſophen Herakleitos aus Epheſos, Pythagoras aus Samos, Parmenides aus Elea. Der Hiſtoriker und Geograph Hekatäos aus Milet.
— Die Ärzteſchule in Kroton.
— Anfänge des rotfigurigen Stils in der Keramik.
— (502 oder 493, bez. 486) Vertrag des Spurius Caſſius zwiſchen Rom und den Latinern.
— Anfänge der La Tène-Periode in Mitteleuropa.
495 (ca.) Glücklicher Krieg Spartas gegen Argos.
494 Sieg der perſiſchen Flotte vor Milet.
493 Phrynichos führt die „Einnahme von Milet“ in Athen auf.
— Die Erhebung der aſiatiſchen Griechen endgültig niedergeworfen.
492 Perſiſche Expedition nach Thrakien unter Mardonios.
490 Perſiſche Expedition nach Griechenland unter Datis und Artaphernes. Sieg der Athener unter Miltiades bei Marathon.
488 (ca.) Mißglückter Staatsſtreich des ſpartaniſchen Königs Kleomenes.
— Krieg zwiſchen Athen und Ägina.
487 Verfaſſungsreform in Athen: Die Archonten verlieren ihre politiſche Bedeutung; leitende Stellung des Strategenkollegiums. Einführung des „Oſtrakismos“.
485 König Dareios †. Xerxes König von Perſien.
— (—479) Übergewicht der Fabier in Rom, die jährlich einen der beiden Konſuln ſtellen.
— Die Tyrannis auf Sicilien: Anaxilaos von Rhegion, Theron von Akragas, Gelon von Syrakus.
482 Ariſteides verbannt. Sieg der Flottenpartei unter Themiſtokles.
480 Athen wird durch den Flottenbau die erſte griechiſche Seemacht. Der neue Schiffstyp der Trieren verdrängt die Fünfzigruderer.
— Vollendung der Chorlyrik durch Simonides aus Keos (558—468) und Pindaros aus Theben (520—440).
— Der große Perſerkrieg. Griechiſcher Bund. Thermopylä, Einnahme von Athen, Seeſchlacht bei Salamis.
— Sieg der ſiciliſchen Griechen über die Karthager bei Himera.
— Beginn der Tempelbauten in Akragas.
— Der Tragiker Euripides geboren.
479 Niederlage der Perſer bei Plataä. Die Seeſchlacht von Mykale befreit die aſiatiſchen Griechen.
478 Die griechiſche Flotte unter Pauſanias nimmt Byzantion.
477 Die Führung zur See geht von Sparta auf Athen über. Der Helleniſche Seebund. Athen als Großmacht.
475 Die Bildhauerſchule der Argolis (Giebelgruppen des Aphäatempels zu Ägina). Gruppe der Tyrannenmörder des Kritias und Neſiotes.
474 Eingreifen von Syrakus (Hieron) in Italien. Niederlage der etruskiſchen Flotte vor Kyme.
472 Die „Perſer“ des Äſchylos (525—456).
471 Einſetzung des Tribunats in Rom.
— Sieg der Demokratie in Akragas.
— Verbannung des Themiſtokles aus Athen.
470 Der Maler Mikon in Athen. Gemälde der Marathonſchlacht von Mikon und Panänos.

470 Sokrates geboren.
— Seeſchlacht am Eurymedon: Sieg der Athener unter Kimon über die perſiſche Flotte.
— Epicharmos, der Begründer der Komödie in Syrakus.
— Revolutionsverſuch des Pauſanias in Sparta.
— Der Lyriker Bakchylides.
468 Bei den Dionyſien ſiegt Sophokles über Äſchylos.
465 Die Demokratie triumphiert nach dem Tode Hierons (466) in Syrakus.
464 Heilotenaufſtand in Meſſenien.
462 Athens Hilfsexpedition für Sparta.
461 Sieg der radikalen Demokratie in Athen: Der Areopag verliert ſeine politiſche Bedeutung. Ephialtes ermordet. Erſtes Auftreten des Perikles.
— Bau der „langen Mauern" in Athen begonnen.
— Atheniſche Expedition nach Ägypten.
460 Der Zeustempel zu Olympia vollendet.
— Weiteres Vordringen der Demokratie: Vertreibung der Pythagoreer aus Italien. Ende der Monarchie in Kyrene.
458 Die „Oreſteia" des Äſchylos.
— Erſter Krieg zwiſchen Athen und den Peloponneſiern.
457 Die Schlachten bei Tanagra und Oenophyta.
456 Kataſtrophe der Athener in Ägypten.
454 Der Kriegsſchatz des atheniſchen Bundes wird von Delos nach der Burg von Athen gebracht.
450 Die Geſetzgebung der zwölf Tafeln in Rom.
— Glanzperiode der Plaſtik: Die Athener Myron und Pheidias, der Argiver Polykleitos.
— Der Maler Polygnotos aus Thaſos in Athen: Die Wandgemälde in Delphi.
— Empedokles verſucht eine mechaniſche Naturerklärung. Philoſophie des Anaxagoras.
— Moderne Richtung in der Muſik.
— Alkmäon erkennt das Gehirn als Zentralorgan des Denkens.
— Die Schrift des Protagoras „Von der Wahrheit" begründet die Erkenntnistheorie. Sophiſtiſche Bewegung: Protagoras (480 bis 410), Gorgias (470—370), Prodikos. Reform des Unterrichts.
— Kimon † auf Kypros. Seeſieg Athens über die Perſer bei Salamis auf Kypros.
449 Friede zwiſchen Athen und Perſien. Ende der Periode der Perſerkriege.
447 (—432) Bau des Parthenon auf der Akropolis von Athen durch Iktinos.
447 Niederlage der Athener bei Koroneia in Böotien.
444 Friede auf 30 Jahre zwiſchen Athen und den Peloponneſiern.
— Thukydides, Sohn des Meleſias, verbannt. Seitdem iſt die Stellung des Perikles in Athen unerſchüttert.
— Athens Eingreifen in Italien: Gründung von Thurioi.
— Anfänge der Frauenemanzipation, Aſpaſia in Athen.
440 (—439) Erhebung von Samos gegen Athen.
— Sophokles („Antigone" 442) und Euripides („Alkeſtis" 438) ſind auf der Höhe ihres Schaffens. Die alte Komödie in Athen (Kratinos).
— Athen zählt gegen 100 000 Einwohner, iſt damit zur größten griechiſchen Stadt geworden.
438 Die Konſulartribunen an Stelle der Konſuln in Rom.
437 (—432) Mneſikles baut die Propyläen.
— Gründung der Kolonie Amphipolis in Thrakien.
435 Krieg zwiſchen Kerkyra und Korinth.
— Einſetzung der Zenſoren in Rom.
433 Athens Intervention auf Kerkyra.
432 Der Mathematiker Meton beſtimmt das Sonnenjahr mit einem Fehler von einer halben Stunde.
— Die „Parthenos" des Pheidias wird geweiht.
— Konflikt von Poteidäa.
431 Beginn des peloponneſiſchen Krieges (—404).
430 (ca.) Reform der Malerei durch Apollodoros; Zeuxis und Parrhaſios.
— (ca.) Das Geſchichtswerk Herodots (485—425).
— (ca.) Die mediziniſche Schule von Kos; ihr Haupt iſt Hippokrates.
— Die Peſt in Athen.
— (ca.) Diagoras aus Melos leugnet die Exiſtenz der Götter.
429 Perikles †.
427 Das abgefallene Lesbos von Athen niedergeworfen.
— Erſte atheniſche Expedition nach Sicilien.
— Platon geboren.
425 Gefangennahme von 300 Spartanern auf Sphakteria. Aus der Beute ſtiften die Meſſenier und Naupaktier die „Nike" des Päonios.
424 Niederlage der Athener bei Delion.
— Die „Ritter" des Ariſtophanes verhöhnen den leitenden Staatsmann Kleon.

424 Der Kongreß in Gela ſtellt den Frieden auf Sicilien her.
423 Aufführung der „Wolken“ des Ariſtophanes, in denen Sokrates angegriffen wird.
422 Gefecht bei Amphipolis; Braſidas und Kleon †.
421 Friede („des Nikias“) zwiſchen Athen und den Ploponneſiern. Der „Friede“ des Ariſtophanes.
— Neubau des Erechtheion zu Athen.
420 (ca.) Demokritos von Abdera (460—370) verſucht die atomiſtiſche Naturerklärung.
— Alkibiades zum Strategen gewählt.
— Der Sonderbund im Peloponnes gegen Sparta.
418 Sieg der Spartaner bei Mantineia, Ende des Sonderbundes.
415 Die große ſiciliſche Expedition Athens. Sturz des Alkibiades.
414 Neuer Ausbruch des Krieges in Griechenland.
413 Die Peloponneſier befeſtigen Dekeleia.
— Kataſtrophe der Athener vor Syrakus.
— (—399) Archelaos, König von Makedonien, ſucht die helleniſche Kultur in ſeinem Lande zu verbreiten.
411 Die „Lyſiſtrate“ des Ariſtophanes.
— Oligarchiſche Reaktion in Athen. Alkibiades an der Spitze der Flotte. Demokratiſcher Gegenſchlag: gemäßigte Verfaſſung. Hinrichtung des Redners Antiphon, des Hauptes der Reaktion.
410 Seeſieg des Alkibiades bei Kyzikos. Wiederherſtellung der radikalen Demokratie in Athen.
408 Offenſive Karthagos auf Sicilien: Einnahme von Selinus und Himera.
— Gründung der Stadt Rhodos.
407 Alkibiades’ Rückkehr nach Athen.
406 Endgültiger Sturz des Alkibiades.
— Schlacht bei den Arginuſen. Verurteilung der ſiegreichen Admirale in Athen.
— Euripides † und Sophokles †. Die „Fröſche“ des Ariſtophanes, eine Kritik der großen Tragiker (405).
405 Lyſandros vernichtet die atheniſche Flotte bei Ägospotamoi.
— Einnahme von Akragas durch die Karthager.
— Ende der ſyrakuſiſchen Demokratie. Militärdiktatur des Dionyſios.
— Friede zwiſchen Dionyſios und Karthago. Die großartige Befeſtigung von Syrakus begonnen.
404 Friede in Griechenland. Ende des atheniſchen Reiches und Fall der Demokratie. Sparta die leitende griechiſche Macht.
404 Die Reaktion in Athen. Schreckensherrſchaft der Dreißig. Kritias und Theramenes.
403 Rückkehr der demokratiſchen Emigranten unter Thraſybulos nach Athen. Sturz der Reaktion.
401 Thronſtreit in Perſien: Der Prätendent Kyros im Bunde mit Sparta. Sein Tod bei Kunaxa. Rückzug ſeiner griechiſchen Truppen aus dem Innern Aſiens, von Xenophon beſchrieben. (Anabaſis.)
400 (ca.) Revolution in Theſſalien: Tyrannis des Lykophron in Pherä.
— Krieg zwiſchen Sparta und Perſien.
— (ca.) Antimachos aus Kolophon ſucht das Epos und die Elegie zu moderniſieren. Die „Thebais“ und „Lyde“.
— (ca.) Die „Perſer“ des Timotheos.
— (ca.) Das Geſchichtswerk des Thukydides.
— (ca.) Die Gallier in Italien.
— (ca.) Die Prieſterchronik wird in Rom begonnen.
399 Die erſten Plebejer werden Konſulartribune in Rom.
— Prozeß und Tod des Sokrates. Aufſchwung der ſokratiſchen Schule. Die Dialogſchriftſtellerei: Äſchines und Xenophon. Phädon und Platon. Antiſthenes und Ariſtippos.
397 Neuer Krieg zwiſchen Dionyſios und Karthago.
396 Belagerung von Syrakus.
— M. Furius Camillus erobert Veji.
— Ageſilaos, König von Sparta, in Aſien.
395 Erhebung der griechiſchen Mittelſtaaten gegen Sparta. („Korinthiſcher Krieg“ —387).
394 Schlacht am Bach von Nemea zwiſchen den Spartanern und ihren Gegnern.
— Sieg der perſiſchen Flotte unter Konon bei Knidos. Ende der ſpartaniſchen Seeherrſchaft.
391 Dionyſios von Syrakus greift in Italien ein.
390 (ca.) Iſokrates (436—338) eröffnet ſeine Schule in Athen.
— (ca.) Platon kehrt von ſeinen Reiſen zurück, gründet die Akademie zu Athen.
387 Der Perſerkönig diktiert den Frieden in Griechenland (Friede des Antalkidas).
387 (—386) Die Gallier in Rom.
384 Mantineia wird in fünf Flecken aufgelöſt.
383 (ca.) Dritter Krieg zwiſchen Dionyſios und Karthago.
380 König Euagoras, der Vorkämpfer des Griechentums auf Kypros, von den Perſern auf Salamis beſchränkt.
— (ca.) Der Redner Lyſias † (geb. ca. 450).

380 Olynth wird von den Spartanern eingenommen.

378 Wiederherſtellung der Demokratie in Theben.

377 Athen gründet den zweiten Seebund.

— Eine Einſchätzung in Attika ergibt 5750 Talente (über 30 Millionen Mark) Volksvermögen.

376 Sieg der Athener bei Naxos über die ſpartaniſche Seemacht.

371 Schlacht bei Leuktra: Sieg des Epameinondas über die Spartaner.

— Erhebung der Demokratie im Peloponnes. Pöbelaufſtand in Argos.

370 (ca.) Die Maler Ariſteides aus Theben und Euphranor aus Korinth.

— Der arkadiſche Bund: Gründung von Megalepolis.

— Jaſon, „Tagos" (Wahlkönig) des theſſaliſchen Bundes ermordet.

369 Befreiung von Meſſenien, Gründung von Meſſene.

368 Dionyſios' letzter Krieg mit Karthago.

367 Dionyſios von Syrakus †. Ihm folgt ſein Sohn Dionyſios II.

— Epameinondas in Theſſalien.

366 Der erſte Plebejer wird in Rom Konſul. Einſetzung der Prätur und der curuliſchen Ädilität.

365 Einnahme von Samos durch Timotheos. Eine atheniſche Bürgerkolonie nach Samos geführt.

364 Epameinondas verſucht die Gründung einer böotiſchen Seemacht.

— Krieg zwiſchen Böotien und Alexandros von Pherä: Pelopidas fällt bei Kynoskephalä.

362 Schlacht bei Mantineia, Epameinondas †.

360 (ca.) Platon in Syrakus. Dions Plan einer Verfaſſungsreform ſcheitert. Rückkehr des Philiſtos; Verbannung Dions.

— König Ageſilaos von Sparta ſtirbt auf der Rückkehr aus Ägypten.

359 Thronbeſteigung Philipps von Makedonien.

357 Dions Fahrt nach Sicilien.

— Der thrakiſche Cherſones von atheniſchen Koloniſten beſetzt.

— Philipp von Makedonien erſtürmt Amphipolis.

— Kriſe im atheniſchen Bund: Koalition zwiſchen Mauſſollos von Karien und Chios, Rhodos, Kos, Byzantion.

356 Philiſtos †. Flucht des Dionyſios. Ende der ſyrakuſiſchen Militärmonarchie.

— Brand des Artemiſion in Epheſos. Neubau des Demokrates.

356 Krieg zwiſchen Phokis und Theben. Beſetzung von Delphi durch die Phoker („Heiliger Krieg" —346).

354 Bund zwiſchen Rom und Samnium.

— Athen muß die Unabhängigkeit der abgefallenen Bundesgenoſſen anerkennen.

353 Dion ermordet. Auflöſung des ſiciliſchen Reiches.

352 Philipp ſchlägt die Phoker vernichtend, wird zum Oberfeldherrn des theſſaliſchen Bundes gewählt.

350 (ca.) Polykleitos baut das Theater von Epidauros. Ausbau des Theaters in Athen. Das Grabmal des Mauſſolos in Halikarnaſſos.

— (ca.) Des Herakleides (aus dem pontiſchen Herakleia) heliozentriſche Theorien. Die Sphärentheorie des Eudoxos.

— (ca.) Die Bildhauer Skopas und Praxiteles (Aphrodite von Knidos, Hermes von Olympia).

— (ca.) Rom beginnt die Münzprägung.

349 Sieg des L. Furius Camillus über die Kelten.

348 Erſter Vertrag zwiſchen Rom und Karthago

— Philipp nimmt Olynth.

347 Platon †.

— Ariſtoteles (geb. 384) in Athen.

346 Friede (des Philokrates) zwiſchen Athen und Makedonien.

— Philipp erobert Phokis, zieht in Dephi ein.

345 Timoleon fährt nach Sicilien, ſtürzt endgültig Dionyſios II.

343 Zweiter Vertrag zwiſchen Rom und Karthago.

— Erfolgloſe Anklage des Demoſthenes gegen Äſchines.

342 Ariſtoteles wird von Philipp von Makedonien zur Erziehung des Thronerben Alexander berufen.

341 Thrakien wird makedoniſche Provinz.

— Neuer Krieg zwiſchen Athen und Makedonien, von Demoſthenes provoziert.

340 (ca.) Timoleon beſeitigt für Sicilien die karthagiſche Gefahr.

— (ca.) Die Malerſchule von Sikyon: Pamphilos, Pauſias, Apelles.

— (ca.) Die Hiſtoriker Ephoros und Theopompos.

339 Speuſippos †, der Nachfolger Platons in der Leitung der Akademie.

— Philipp durchzieht die Thermopylen, Koalition in Griechenland.

338 Auflöſung des latiniſchen Bundes durch Rom.

— Schlacht bei Chäroneia: Philipp ſiegt über Athen und Theben. Nationale Einigung Griechenlands. Der Bundestag zu Korinth.

338 Iſokrates † (geb. 436).
337 Timoleon legt die Diktatur in Syrakus nieder.
336 Philipp beginnt den Perſerkrieg. Seine Ermordung. Alexander wird König von Makedonien.
335 Zerſtörung von Theben durch Alexander.
— Ariſtoteles eröffnet ſeine Schule im Lykeion zu Athen.
334 Das Denkmal des Lyſikrates in Athen (Korinthiſcher Stil).
— Alexander in Aſien. Sieg am Granikos. Einnahme von Halikarnaſſos.
333 Schlacht bei Iſſos.
332 Auflöſung der perſiſchen Flotte.
— Einnahme von Tyros. Alexander in Ägypten. Zug zum Orakel des Ammon.
331 Alexanders entſcheidender Sieg bei Gaugamela. Einnahme von Babylon und Perſepolis.
— Erhebung Spartas gegen Makedonien. Schlacht bei Megalepolis.
330 Ermordung des Königs Dareios von Perſien.
— Die Kranzrede des Demoſthenes. Niederlage des Äſchines (389—314).
— (ca.) Der realiſtiſche Bildhauer Lyſippos aus Sikyon.
— (ca.) Der Muſikkritiker und -theoretiker Ariſtoxenos von Tarent.
329 Alexander in Baktrien (Zentralaſien).
327 Alexander in Indien. Schlacht am Hydaſpes, Umkehr am Hyphaſis.
326 (—304) Der erſte Samniterkrieg.
— Marſch Alexanders zur Indosmündung.
324 Athen bewilligt Alexander göttliche Ehren.
323 Diogenes der Kyniker †.
— (Juni.) Alexander ſtirbt zu Babylon. Ordnung der Satrapien: Ptolemäos erhält Ägypten, Lyſimachos Thrakien, Perdikkas wird Reichsverweſer.
322 Ariſtoteles † in Chalkis.
— Erhebung Athens gegen Makedonien (Lamiſcher Krieg). Beſeitigung der Demokratie in Athen durch Antipater.
— Demoſthenes †.
321 Neue Satrapienordnung von Triparadeiſos. Seleukos erhält Babylon.
— Der Reichsregent Perdikkas wird in Ägypten ermordet. Anfänge des Antigonos.
— Der Friede von Caudium zwiſchen Rom und Samnium. Schwere Niederlage Roms.
319 Der Reichsregent Antipater †.
318 Hinrichtung von Phokion in Athen.
317 (—289) Agathokles, Fürſt von Syrakus. Neue Militärdiktatur in Sicilien. Kriege mit Karthago.
317 (—307) Demetrios von Phaleron regiert Athen.
316 Olympias, die Mutter Alexanders, wird ermordet.
— Ende des Eumenes von Kardia, des fähigſten Verteidigers der Reichseinheit.
314 Erſtes Auftreten des ätoliſchen Bundes.
311 Aus der Alexandermonarchie haben ſich fünf große Reiche gebildet. (Beginn der Seleukidenära.)
310 Bund der Etrusker mit den Samniten. Cenſur des Appius Claudius. Die Centurienverfaſſung in Rom.
309 Das Königshaus Alexanders erliſcht im Mannesſtamm.
307 Demetrios Poliorketes in Athen; Herſtellung der reinen Demokratie. Ausweiſung des Theophraſt.
306 Epikur eröffnet ſeine Schule in Athen.
— Neuer Vertrag zwiſchen Rom und Karthago. Sicilien als karthagiſche, Italien als römiſche Intereſſenſphäre anerkannt.
— Seeſchlacht von Salamis (auf Kypros). Antigonos und Demetrios nehmen die Königskrone an. Die Nike von Samothrake.
305 (—304) Die große Belagerung von Rhodos durch Demetrios.
304 Die Stimmordnung des Cenſors Q. Fabius Maximus Rullianus in Rom.
301 Schlacht bei Ipſos, Tod des Antigonos. Sieg der zentrifugalen Intereſſen über die Einheitsidee im Alexanderreich.
300 (ca.) Zenon gründet in Athen die Stoa.
— (ca.) Die großen Peripatetiker: Theophraſtos († 288), Eudemos, der Hiſtoriker der Mathematik, Menon, Hiſtoriker der Medizin.
— (ca.) Der Dichter Lykophron.
— (ca.) Die neue Komödie in Athen. Ihr Hauptvertreter iſt Menandros († 291).
— (ca.) Kleitarchos verfaßt ſeine Geſchichte Alexanders.
— (ca.) Pyrrhon begründet den Skeptizismus.
— (ca.) Dikaiarchos ſchreibt die erſte Geſchichte der griechiſchen Kultur, berechnet den Erdumfang.
— (ca.) Gründung von Antiochia am Orontes.
297 König Kaſſandros von Makedonien †.
294 Demetrios Poliorketes erobert von neuem Athen, wird König von Makedonien. (—288).
— Seleukia bei Babylon wird Reſidenz des Antiochos I.
290 Die Sabiner treten in den römiſchen Staatsverband ein.
— (ca.) Der Mathematiker Eukleides.
— Samnium iſt vollſtändig niedergeworfen.

288 (—284) Pyrrhos von Epiros iſt König von Makedonien.
287 Seceſſion der Plebs in Rom.
— Das hortenſiſche Geſetz ſtellt die Plebiscite den Geſetzen gleich.
285 (ca.) Der Koloß von Rhodos wird errichtet.
— (—247) Ptolemäos II., Philadelphos. Glanzzeit der Alexandriniſchen Kultur.
283 Ptolemäos I. †.
282 Gründung des Staates von Pergamon durch Philetairos.
281 König Lyſimachos von Thrakien fällt.
280 Anfänge des achäiſchen Bundes.
— (ca.) Fahrt des Patrokles auf dem Kaſpiſchen Meer.
— (ca.) Der Hiſtoriker Duris.
— (ca.) Der Satiriker Menippos von Gadara.
— (ca.) Der Philologe Zenodotos veranſtaltet eine kritiſche Homerausgabe.
— (ca.) Der Literarhiſtoriker Chamaeleon.
— (ca.) Der große Anatom und Phyſiologe Herophilos aus Kalchedon.
— Die Römer gegen Tarent.
— Pyrrhos fährt nach Italien.
— Seleukos, Großkönig von Aſien, ermordet.
279 Pyrrhos ſiegt bei Ausculum über die Römer
278 (ca.) Die Geſandtſchaft Antiochos' I. in Indien.
— Einfall der Kelten in Makedonien.
277 Antigonos Gonatas gründet in Makedonien die Dynaſtie der Antigoniden (—168).
276 (ca.) Aratos ſchreibt ſeine Aſtronomie in Verſen.
275 Niederlage des Pyrrhos bei Benevent.
272 Tod des Pyrrhos in Argos. Antigonos Gonatas iſt Herr von Makedonien und Griechenland.
— Tarent ergibt ſich den Römern.
— (ca.) Euemeros greift die Religion an.
— (ca.) Der Peripatetiſche Philoſoph Straton.
— (ca.) Die Idyllendichtung des Theokritos.
— (ca.) Der Hiſtoriker der Diadochenperiode Hieronymos von Kardia.
— (ca.) Ariſtarchos aus Samos behauptet zum erſtenmal, daß die Erde ſich um die Sonne bewegt.
268 Gründung von Ariminum, das zum erſtenmal das jüngere latiniſche Recht erhält.
266 Der ſogenannte Chremonideiſche Krieg.
264 (ca.) Timäos von Tauromenion, der Hiſtoriker des Weſtens.
— (—241) Der erſte puniſche Krieg.
260 (ca.) Der Dichter und Gelehrte Kallimachos.
— Das Argonautenepos des Apollonios von Rhodos.
— Rom baut ſeine erſte große Flotte. Seeſieg bei Mylä über die Karthager.
256 (—255) Des Regulus Expedition nach Afrika.
251 Aratos befreit Sikyon.
250 (ca.) Der alexandriniſche Modedichter Euphorion.
— Hegeſias, der Schöpfer des aſianiſchen Stils in der Redekunſt.
247 (—221) Ptolemäos III. Euergetes, König von Ägypten.
243 Aratos befreit Korinth, wird leitender Staatsmann des achäiſchen Bundes.
242 Seeſieg der Römer bei den Ägatiſchen Inſeln. Friede mit Karthago. Sicilien wird die erſte römiſche Provinz.
— Agis IV. von Sparta verſucht vergebens eine ſoziale Reform.
241 Arkeſilaos †, der Stifter der mittleren Akademie.
— (—197 Attalos I. von Pergamon. Sieg über die Gallier.
240 (ca.) Livius Andronicus begründet die römiſche Literatur und das römiſche Theater.
— (ca.) Der Humoriſt Herondas.
237 Hamilkar in Spanien, dehnt hier den karthagiſchen Machtbereich aus († 229).
233 Der Stoiker Kleanthes †.
227 Kleomenes, König von Sparta: umſtürzende ſoziale Reform. Kampf mit dem achäiſchen Bund.
— Das Ackergeſetz des C. Flaminius.
222 Hannibal übernimmt das Kommando in Spanien.
— Die Eroberung von Oberitalien durch Rom iſt vollendet. Von nun an gehen hier die Gallier in die italiſche Nation auf.
— (—187) Antiochos III., der Große, von Aſien.
221 Schlacht bei Sellaſia. Kleomenes von Sparta erliegt dem Achäiſchen Bund und Makedonien. Ende des neuen Sparta.
— (—179) Philipp III., König von Makedonien.
220 (ca.) Der römiſche Dichter Nävius.
219 Hannibal nimmt Sagunt, wodurch der casus belli für Rom geſchaffen wird. Zweiter puniſcher Krieg (—201).
218 Hannibals Alpenübergang.
— Hannibals Sieg an der Trebia.
217 Hannibals Sieg am Traſimeniſchen See.
216 Die Schlacht bei Cannä. Süditalien tritt aus der römiſchen Konföderation aus.
212 Marcellus erobert Syrakus.
— Der Phyſiker und Mathematiker Archimedes †.
211 Hannibal vor Rom. Fall von Capua.
207 Sieg der Römer über Hasdrubal am Metaurus.

204 Ennius kommt nach Rom. Etwa zur gleichen Zeit hört Nävius auf und beginnt Plautus zu ſchaffen.
— Der ſtoiſche Schriftſteller Chryſippos †, bedeutendſter literariſcher Vertreter der Schule.
202 Schlacht bei Zama. Hannibal erliegt Scipio. Der Friede (201). Karthago hört auf, Großmacht zu ſein. Spanien wird römiſch.
200 (ca.) Erathoſtenes bildet das Wort „Geographie“.
— (ca.) Lehre von den Epizyklen des Apollonios aus Perge (das ſogenannte ptolemäiſche Weltſyſtem). Derſelbe ſtudiert die Kegelſchnitte.
197 T. Quinctius Flamininus ſiegt bei Kynoskephalä über Makedonien.
196 (—157) Eumenes II. von Pergamon. Der große Altar des Zeus.
— Das liciniſche Ackergeſetz des Tribunen L. Licinius Lucullus.
195 Catos Konſulat.
190 Schlacht bei Magneſia. Scipio ſiegt über Antiochos von Aſien.
— (ca.) Der Luſtſpieldichter Plautus.
184 Catos Cenſur.
183 Hannibal †, der ältere Scipio †, Philopömen †.
180 Die lex Villia Annalis beſtimmt die Altersgrenzen für die einzelnen Magiſtraturen.
175 (—164) Antiochos Epiphanes von Syrien. Aufſtand der Juden unter den Makkabäern. Niederlage der helleniſchen Kultur gegenüber dem Judentum.
168 Schlacht bei Pydna. Ende des Königreichs Makedonien.
167 Polybios, der Hiſtoriker des römiſchen Weltreichs, kommt nach Rom.
160 (ca.) Der große Grammatiker und Philologe Ariſtarchos.
159 Der Luſtſpieldichter Terenz †.
150 (ca.) Der Aſtronom Hipparchos.
149 (—146) Dritter puniſcher Krieg.
— Cato †. Schrift über die Landwirtſchaft; Römiſche Geſchichte („Origines“).
— Die lex Calpurnia ſchafft die erſte der quaestiones perpetuae (ſtändigen Geſchworenenkommiſſionen für die Kriminalgerichtsbarkeit).
146 Zerſtörung von Karthago und von Korinth. Rom richtet die Provinzen Africa und Achaia ein.
144 Apollodoros von Athen veröffentlicht ſeine Weltchronik.
134 Sklavenaufſtand in Sicilien.
133 Fall von Numantia in Spanien.
133 Der Staat von Pergamon wird römiſche Provinz („Asia“).
— Das Tribunat des Ti. Gracchus. Die Agrarreform.
129 Der Akademiker Karneades †.
— Ermordung des jüngeren Scipio Africanus.
125 Beginn der Eroberung der Provence.
123 (—122) C. Gracchus als Volkstribun. Verſuch, die Senatsherrſchaft zu ſtürzen. Organiſation des Ritterſtandes und des Proletariats.
120 Der Geograph u. Hiſtoriker Agatharchides.
118 Die Bürgerkolonie Narbo Martius wird gegründet.
117 Polybios †.
113 (—101) Züge der Cimbern und Teutonen.
112 Der Konflikt mit Jugurtha von Numidien.
111 Die letzte Errungenſchaft der gracchiſchen Agrargeſetzgebung wird beſeitigt.
110 Der Stoiker Panätios †.
107 Das erſte Konſulat des Marius: neue Heeresordnung.
106 Cicero geboren.
104 C. Marius triumphiert über Jugurtha.
— (—100) Des Marius 2. bis 6. Konſulat.
102 Lucilius, der Schöpfer der römiſchen Satire, †.
100 Die Reformverſuche des Marius, Glaucia und Saturninus.
— (ca.) Dionyſios Thrax ſchreibt die erſte griechiſche Grammatik.
— (ca.) Der Rhetor Molon, der Lehrer Ciceros.
93 Skandalprozeß des Rutilius Rufus.
91 Tribunat des M. Livius Druſus. Abfall der Italiker von Rom. Bundesgenoſſenkrieg.
89 Die lex Plautia Papiria erteilt allen Italikern das römiſche Bürgerrecht.
— Die Bewohner Oberitaliens erhalten latiniſches Recht.
— Krieg des Königs Mithradates von Pontus mit Rom. Ermordung der Italiker in Kleinaſien.
88 Ende des Bundesgenoſſenkrieges durch die Erfolge Sullas.
— Die ſulpiciſchen Unruhen. Sulla beſetzt Rom. Flucht des Marius.
87 Sulla in Griechenland.
— Revolution in Rom, Sieg der Demokratie. Des Marius Rückkehr.
86 Marius ſtirbt während des 7. Konſulats.
— (—84) Regierung der Demokratie in Rom. Cinna an der Spitze der Partei.
85 (ca.) Der römiſche Tragiker Accius †
— Sulla beendet den Krieg mit Mithradates.
83 Sulla in Italien, der erſte Bürgerkrieg.

82 Sullas Diktatur. Sieg der Reaktion.
81 Die ſullaniſche Verfaſſung.
80 (—72) Sertorius in Spanien. Die demokratiſchen Emigranten werden von Pompejus überwunden.
79 Sulla legt die Diktatur nieder.
78 Sulla †.
75 Ordnung der Geſchworenengerichte durch das Geſetz des Aurelius Cotta.
74 (—69) Lucullus in Aſien gegen Mithradates von Pontus und Tigranes von Armenien.
73 (—71) Sklavenaufſtand in Italien.
70 Konſulat des Pompejus und Craſſus. Abſchaffung der ſullaniſchen Verfaſſung.
— Ciceros Reden gegen Verres.
69 Großer Sieg des Lucullus über Tigranes von Armenien bei Tigranokerta.
68 Meuterei in der Armee des Lucullus. Zuſammenbruch der römiſchen Machtſtellung im Orient.
67 Das gabiniſche Geſetz überträgt Pompejus das Kommando gegen die Seeräuber.
66 Das Maniliſche Geſetz. Ciceros erſte politiſche Rede.
65 Pompejus' entſcheidender Feldzug gegen Mithradates von Pontus.
64 Pompejus in Syrien. Ende des Seleukidenreichs. Organiſation des römiſchen Aſien.
63 Die Catilinariſche Verſchwörung. Ciceros Konſulat.
— Intervention des Pompejus in Jeruſalem.
59 Das erſte Triumvirat. Cäſars Konſulat.
58 Cäſar in Gallien.
— Cicero wird verbannt. P. Clodius als Führer der Demokratie. Anarchie in Rom.
56 Die Konferenz zu Lucca.
55 Lucretius Carus, Verfaſſer von „de natura rerum“ †.
— Cäſar fährt nach Britannien.
54 (ca.) Der Dichter Catull aus Verona †.
53 Feldzug des Craſſus gegen die Parther. Schlacht bei Karrhä.
52 Erhebung des Vercingetorix in Gallien.
— Pompejus iſt Konſul ohne Kollegen.
51 Die Unterwerfung Galliens iſt vollendet. Cäſar veröffentlicht die „Denkwürdigkeiten des Galliſchen Kriegs“.
50 (ca.) Der Epikuräer Philodemos.
— (ca.) Der Philoſoph Poſeidonios von Rhodos, der Fortſetzer des Polybios †.
49 Bruch zwiſchen Cäſar und dem Senat. Der zweite Bürgerkrieg.
— Oberitalien erhält römiſches Bürgerrecht.
48 Cäſar ſiegt bei Pharſalus. Pompejus † in Ägypten.
— (—47) Cäſar in Ägypten.
46 Cäſars Sieg bei Thapſus. Catos Selbſtmord in Utica.
46 Cäſar wird Diktator auf 10 Jahre.
45 Cäſars Sieg bei Munda über die Republikaner.
44 Cäſar wird Diktator auf Lebenszeit.
— Iden des März. Cäſars Ermordung.
— Octavianus kommt nach Rom, tritt auf die Seite der Republik. Ciceros philippiſche Reden. Mutinenſiſcher Krieg: Sieg der Republikaner über Antonius (—43).
43 Zweites Triumvirat zwiſchen Antonius, Octavianus und Lepidus. Niederlage der Republik im Weſten. Ciceros Tod.
42 Schlacht bei Philippi. Tod des Brutus und Caſſius. Ende der Republik.
40 Peruſiniſcher Krieg. Vertrag von Brundiſium zwiſchen Octavianus und Antonius.
36 Agrippa ſiegt über Sextus Pompejus.
— Der Hiſtoriker Salluſt †.
32 Bruch zwiſchen Octavianus und Antonius.
31 Schlacht bei Aktium. Sieg Oktavians.
30 Tod des Antonius und der Kleopatra. Octavianus iſt Herrſcher im ganzen römiſchen Reich.
27 M. Terentius Varro †, der größte römiſche Gelehrte.
— (ca.) Der Hiſtoriker Diodor, Verfaſſer der „Weltgeſchichte“.
— Octavianus teilt ſeine Gewalt mit dem Senat, erhält den Namen Auguſtus. Gründung des Principats.
— (—14 n. Chr.) Das Zeitalter des Auguſtus. Glanzperiode der Literatur, beſonders gefördert durch Mäcenas und Meſſala Corvinus. Die Dichter Virgil (70—19 v. Chr.), Ovid (43 v. Chr.—17 n. Chr.), Horaz (65 bis 8 v. Chr.), Tibull (55—19 v. Chr.) und Properz (60—15 v. Chr.). Der Hiſtoriker T. Livius, der Kritiker Aſinius Pollio. Die Juriſten Ateius Capito und Antiſtius Labeo. — Die Reliefs der ara pacis. Die großartigen Bauten in Rom (Pantheon).
23 Auguſtus übernimmt die ſtändige tribuniziſche Gewalt.
20 (ca.) Der Äſthetiker Dionyſios von Halikarnaſſos wirkt im Sinne des Atticismus.
— Diplomatiſcher Sieg des Auguſtus über das Partherreich.
17 Die Unterwerfung Spaniens durch die Römer iſt vollendet.
— Die großen Säkularſpiele in Rom. Horaz dichtet das „Carmen saeculare“.
15 Druſus und Tiberius dringen bis an die Donau vor.
12 (—10) Züge des Druſus in Germanien.
4 Jeſus Chriſtus geboren.

Nach Chriſti Geburt.

4 Der Thronerbe C. Caeſar †.
6 (—10) Pannoniſcher Aufſtand.
9 Die Varusſchlacht.
14 Kaiſer Auguſtus †. Kaiſer Tiberius (—37).
— (—16) Feldzüge des Germanicus in Deutſchland.
19 Tod des Germanicus im Orient.
20 (ca.) Der Geograph Strabon †.
23 Die Prätorianergarde wird in Rom vereinigt.
26 Kaiſer Tiberius zieht ſich nach Capri zurück.
29 Kataſtrophe der älteren Agrippina und ihrer Familie.
30 Kreuzigung Chriſti.
31 Sturz des allmächtigen praefectus praetorio Seianus.
35 (ca.) Bekehrung des Paulus zum Chriſtentum.
37 (—41) Kaiſer Gaius („Caligula“).
40 (ca.) Der jüdiſche Philoſoph Philon.
— (ca.) Die anonyme ſtilkritiſche Schrift vom Erhabenen.
41 (—54) Kaiſer Claudius. Regierung der Freigelaſſenen.
48 Beginn der Eroberung von Britannien.
— Hinrichtung der Kaiſerin Meſſalina. Claudius heiratet Agrippina, die Mutter Neros.
54 (—68) Nero, —59 unter der Leitung von Burrus und Seneca.
— (ca.) Tacitus geboren.
58 (—63) Partherkrieg des Corbulo.
59 Ermordung der jüngeren Agrippina.
60 (ca.) Der naturaliſtiſche Roman des Petronius.
64 Der Brand von Rom. Erſtes Vorgehen der Regierung gegen die Chriſten.
— Der Apoſtel Paulus †.
65 Die Piſoniſche Verſchwörung. Tod Senecas.
— Lucanus †, der Vertreter der Republik in der Literatur.
66 (—70) Der Aufſtand der Juden, beſchrieben von Joſephus.
68 Aufſtand in Gallien unter Vinder. Anſchluß der Provinzheere. Selbſtmord Neros. Ende der Juliſch-Claudiſchen Dynaſtie.
69 Corpskrieg der Garde und der Rhein-, Donau-, Orientarmee. Das Vierkaiſerjahr: Galba, Otho, Vitellius, Veſpaſian.
— Aufſtand der Bataver unter Civilis.
— (—96) Die flaviſche Dynaſtie (—79). Kaiſer Veſpaſian.
70 Einnahme von Jeruſalem durch Titus. Zerſtörung des Tempels.
75 (ca.) Der jährliche Import orientaliſcher Luxuswaren erreicht die Höhe von 100 Millionen Seſterzen.
75 (ca.) In Spanien gibt es 294 Städte.
78 (—85) Agricola als Statthalter in Britannien.
79 (—81) Kaiſer Titus.
— Ausbruch des Veſuv. Verſchüttung von Pompeji und Herculanum. Tod des älteren Plinius, des Verfaſſers der „Naturgeſchichte“.
81 (—96) Kaiſer Domitian, verſucht die Durchführung des Abſolutismus.
87 Krieg Domitians mit den Dakern.
90 (ca.) Der Stoiker Epiktet.
— (ca.) Der Prophet Apollonios von Tyana.
— (ca.) Clemens ſchreibt den Brief an die Korinther.
93 Aufſtand des Antonius Saturninus gegen Domitian.
95 Quintilian, der Theoretiker der Beredſamkeit †.
96 Ermordung Domitians. Kaiſer Nerva (—98).
— (—180) Die Dynaſtie Nervas, durch Adoption weitergeführt.
98 (—117) Kaiſer Trajan. Kompromiß zwiſchen Freiheit und Monarchie.
100 (ca.) Der Redner und Schriftſteller Dion von Pruſa.
101 (—103) Der erſte Dakerkrieg Trajans.
102 Der Epigrammdichter Martial †.
104 (—106) Trajans zweiter Dakerkrieg. Das Siegesdenkmal von Adamkliſſi. Die Trajansſäule in Rom.
105 (ca.) Die „Hiſtorien“ des Tacitus.
110 (ca.) Das Chriſtentum iſt in Bithynien ſchon ſtark verbreitet.
114 (—117) Krieg mit den Parthern. Die neuen Provinzen Arabien, Armenien, Aſſyrien, Meſopotamien, von denen nur die erſte beſtehen bleibt.
115 (ca.) Der jüngere Plinius, gefeierter Redner †.
116 (ca.) Tacitus ſtirbt nach Vollendung der Annalen.
117 (—138) Kaiſer Hadrian. Reform der kaiſerlichen Verwaltung. Begünſtigung der griechiſchen Kultur. Die Villa in Tibur. (Tivoli.) Die Bauten in Athen. Die Engelsburg.
120 (ca.) Der Philoſoph und Hiſtoriker Plutarch †.
130 Der Geſellſchaftskritiker Juvenal †.
— (ca.) Die Kaiſerbiographien Suetons.
— (ca.) Die zweite Sophiſtik: Polemon, Herodes Attikus, Ariſtides (117—185).
132 (—135) Aufſtand der Juden unter Bar Kochba.
138 (—161) Kaiſer Antoninus Pius. Periode des Weltfriedens.

140 (ca.) Der Gnoſticismus in der chriſtlichen Kirche. Seine Hauptvertreter ſind Baſilides, Valentinus, Marcion.
150 (ca.) Der Redner Fronto.
— (ca.) Pauſanias beſchreibt Griechenland.
— (ca.) Der „Hirte“ des Hermas, chriſtliche Schrift.
156 (ca.) Die montaniſtiſche Bewegung im Chriſtentum.
160 (ca.) Der Geograph und Aſtronom Ptolemäus.
161 Die Inſtitutionen des Juriſten Gaius.
— Kaiſer Marc Aurel (—180) und Kaiſer Verus (—169). Die erſte Regierung von zwei Kaiſern zugleich.
162 (—165) Der Partherkrieg des Verus.
165 (ca.) Der chriſtliche Apologet Juſtin.
166 (—180) Die Markomannenkriege.
170 (ca.) Apuleius von Madaura, der Verfaſſer der „Metamorphoſen“.
— (ca.) Die Chriſten ſind bereits zahlreicher als die Juden.
— (ca.) Der geiſtvolle Spötter Lukian.
175 (ca.) Arrian, der Hiſtoriker Alexanders †.
— Aufſtand des Avidius Caſſius in Syrien: Der erſte Bürgerkrieg ſeit einem Jahrhundert.
180 (—192) Kaiſer Commodus, der Sohn Marc Aurels.
185 Sturz des praefectus praetorio Perennis.
190 (ca.) Irenäus, Biſchof von Lyon, kämpft gegen den Gnoſticismus.
192 Commodus wird ermordet.
193 (—235) Die Severer-Dynaſtie.
— (—211) Kaiſer Septimius Severus. Krieg gegen die Parther. Ende der Herrſcherſtellung Italiens.
200 (ca.) Starke Ausbreitung von Chriſtentum und Mithraskult.
— (ca.) Der Kirchenvater Tertullian.
— (ca.) Clemens von Alexandria ſucht das Chriſtentum mit der antiken Kultur auszugleichen.
— (ca.) Der Arzt Galenus †.
— (ca.) Celſus ſchreibt gegen die Chriſten.
— (ca.) Der Skeptiker Sextus Empirikus.
— (ca.) Der Dialog „Octavius“ des Minucius Felix kämpft für das Chriſtentum.
211 (—217) Severus Antoninus (gen. Caracalla). Verleihung des römiſchen Bürgerrechts an alle Freien im Reich. Die „Thermen des Caracalla“ in Rom.
212 Der große Juriſt Papinian †.
218 (—222) Aurelius Antoninus („Elagabal“). Orientaliſche Religion und Sitte in Rom.
220 (ca.) Der Sophiſt Philoſtratos.
222 (ca.) Biſchof Hippolytus von Rom.
222 (—235) Severus Alexander. Nationalrömiſche Gegenſtrömung, neuer Einfluß des Senats.
226 Gründung des neuperſiſchen Reichs.
228 Der Juriſt Ulpian wird von Prätorianern ermordet.
230 (ca.) Caſſius Dio verfaßt ſeine römiſche Geſchichte.
235 Ermordung Alexanders. Die Armee erhebt den Thraker Maximinus (—238). Die reine Militärherrſchaft.
238 Sturz Maximins durch die Erhebung Italiens. Letzte Reſtauration des Senats.
— Ermordung der Senatskaiſer durch die Soldaten, Gordianus III. (—244).
240 (ca.) Anfänge der Manichäiſchen Religion in Perſien.
244 (—249) Kaiſer Philippus. Unter ihm die Feier des tauſendjährigen Beſtehens Roms
249 (—251) Kaiſer Decius. Kampf des Staats gegen das Chriſtentum.
250 (ca.) Die Neuplatoniker Plotinus († 270) und Longinus († 273).
251 Kaiſer Decius fällt gegen die Goten.
254 Biſchof Origenes, Schüler des Clemens †.
258 Biſchof Cyprianus von Karthago wird hingerichtet.
260 Kaiſer Valerian wird von den Perſern gefangen genommen. Völlige Auflöſung des Reichs. Im Weſten das Galliſche Kaiſertum, der Orient unter den Fürſten von Palmyra (Odenathus, ſeit 267 Zenobia).
— (—268) Kaiſer Gallienus. Ausſchluß der ſenatoriſchen Ariſtokratie von den militäriſchen Ämtern.
261 Die Alemannen in Italien.
263 Die Gotenzüge: Eroberung von Epheſus.
268 (—270) Kaiſer Claudius, ſchlägt die Goten (269).
270 (—275) Kaiſer Aurelianus ſtellt die Reichseinheit wieder her. Befeſtigung von Rom. Einführung des orientaliſchen Hofzeremoniells.
275 (—96) Der Senatskaiſer Tacitus.
276 (—282) Kaiſer Probus bekämpft erfolgreich die Germanen.
282 (—284) Kaiſer Carus ſtellt die römiſche Autorität im Orient wieder her.
284 (—305) Kaiſer Diokletian. Große Reichs- und Verwaltungsreform. Stehendes Heer und Bürokratie. Erblichkeit der Berufsſtände. Latifundien und Kolonat. Das Edikt über den Maximaltarif.
285 Diokletian teilt das Reich mit Maximianus. Zu den 2 Auguſti treten ſpäter noch 2 Cäſares („Kronprinzen“) Galerius und Conſtantius.

295	(ca.) Arnobius bekämpft die Heiden in ſeinem Werk: „adversus nationes“.
300	(ca.) Die „Divinae institutiones“ des Lactantius.
—	(ca.) Die neuplatoniſchen Philoſophen Porphyrios und Jamblichos.
305	Diokletian und Maximian legen die Regierung nieder. Diokletian in Salona.
306	Konſtantin in Britannien, Maxentius in Rom zum Kaiſer erhoben.
312	Konſtantin ſiegt über Maxentius an der milviſchen Brücke, wird Herr des Weſtens.
313	Licinius iſt Alleinherrſcher im Oſten.
—	Kaiſer Diokletian †.
—	Das Mailänder Edikt des Konſtantin und Licinius erkennt die Gleichberechtigung des Chriſtentums an.
—	Der Donatiſten-Streit beginnt in Afrika.
324	Konſtantin ſiegt über Licinius und vereinigt ſo das ganze Reich in ſeiner Hand.
325	Konzil zu Nizäa. Die Lehre des Athanaſius wird zum Dogma erhoben.
330	Gründung von Konſtantinopel.
337	Konſtantin der Große †.
340	Biſchof Euſebios von Cäſarea †, der Hiſtoriker der alten Kirche.
353	(—361) Kaiſer Konſtantius.
355	Synode zu Mailand, Sieg der Arianer.
—	Cäſar Julian beſiegt die Alemannen bei Straßburg.
360	Julian wird in Paris zum Auguſtus ausgerufen.
361	Nach dem Tode des Konſtantius iſt Julian Alleinherrſcher im Reich. Heidniſche Reaktion. Die heidniſchen Schriftſteller Libanios und Themiſtios. Julians Schriften gegen das Chriſtentum.
363	Julian fällt auf dem Feldzug gegen die Perſer.
364	Die Kaiſer Valentinian I. (—375) und Valens (—378). Tolerante Religionspolitik.
374	Erzbiſchof Baſilios von Cäſarea †.
376	Die Edikte Gratians und des Theodoſius gegen die „Ketzer“ beginnen.
378	Valens fällt gegen die Goten bei Adrianopel. Theodoſius Kaiſ. d. Oſtens (—395).
380	Ein kaiſerliches Edikt befiehlt allen Untertanen, die katholiſche Religion anzunehmen.
384	Die Denkſchrift des Symmachus für die Freiheit des alten Glaubens. Gegenſchrift des Ambroſius von Mailand.
385	Erſte Hinrichtung eines Menſchen durch kirchliche Verfolgung.
390	Gregor von Nazianz, der große Kirchenſchriftſteller †.
393	Ende der Olympiſchen Spiele.
395	Endgültige Teilung des Reichs in Oſt- und Weſtrom.
—	Alarich zerſtört in Griechenland die meiſten Reſte der klaſſiſchen Zeit.
397	Ein Edikt befiehlt, das Material der zerſtörten Tempel zu öffentlichen Bauten zu verwenden.
400	(ca.) Der heidniſche Hiſtoriker Eunapios.
—	(ca.) Ammianus Marcellinus, der letzte großzügige römiſche Hiſtoriker.
—	(ca.) Hieronymus überſetzt die Bibel ins Lateiniſche.
—	(ca.) Der chriſtliche Dichter Prudentius.
403	Die Chronik des Galliers Sulpicius Severus.
407	Biſchof Johannes Chryſoſtomos †.
410	Alarich in Rom.
415	Ermordung der Hypatia durch chriſtliche Fanatiker.
416	Rutilius Namatianus, der letzte heidniſche Dichter.
430	Auguſtinus †. Die „Bekenntniſſe“ und das „Gottesreich“; Grundlage für die Theologie des Abendlandes.
440	(ca.) Salvianus kritiſiert die Zuſtände im römiſchen Reich.
448	Kaiſer Theodoſius II. läßt alle Schriften gegen das Chriſtentum verbrennen.
450	(ca.) Der griechiſche Hiſtoriker Priscus ſchildert Attila.
—	Römiſche Geſchichte des Zoſimos, letzter heidniſcher griechiſcher Hiſtoriker.
476	Sturz des letzten Weſtrömiſchen Kaiſers durch Odovaker.
485	Der Neuplatoniker Proklos †.
486	Niederlage des Syagrius gegen den Franken Chlodwig. Ende des letzten Römerſtaats im Weſten.
520	(ca.) Priscianus verfaßt ſeine große lateiniſche Grammatik.
524	Boëthius †, Autor der „Tröſtung der Philoſophie“, der letzte Vertreter der Antike im Abendland.
529	Kaiſer Juſtinian ſchließt die Univerſität Athen. Der letzte griechiſche Gelehrte Simplicius. Ende der griechiſchen Kultur.

Regiſter

Die Zahlen bedeuten die Seiten. — Zahlen mit vorgedrucktem „Abb." weiſen auf die Abbildungen hin

Abdera 166
Abendmahlsfeier, chriſtliche . 582
Aberkios aus Hieropolis, Magier 545
Abraham, Kult des 580
Abſtammungstheorie . 24, 30 ff.
Abydos 166, 258, 430
Achäer 145, 162
Achäiſcher Bund . . 405 ff., 408
Achaia, römiſche Provinz 444, 547
Achaios, Herrſcher in Kleinaſien 432
Achämenes, Perſer 214
Ackergeſetz, des C. Flaminius (232 v. Chr.) . . 460
Adaſa, Schlacht bei 438
Adel der mykeniſchen Zeit 151 f.
—, griechiſcher 156, 174 ff., 177, 185 f., 300
—, theſſaliſcher . . . . . . 179 f.
—, der altrömiſche . . . 364 ff.
Adherbal von Numidien . . 463
Ädilität 387
Adoniskult 288
Adoration 545
Adrianopel, Schlacht bei . . 606
Aelia Capitolina, ſiehe Jeruſalem.
Aëtius, römiſcher Feldherr . 600
Afranius, Legat des Pompejus 486
Afrika, Anthropologiſche Gliederung des Erdteils 49 ff.
—, als römiſche Provinz . 560
—, Bedeutung für das Chriſtentum 596
Agamemnon 160
Agapen (Liebesmahl) der Myſterien 582
Agariſte, Tochter des Kleiſthenes 177
Agathokles von Syrakus . . 412
Agatiſche Inſeln, Schlacht an den 415
Ager publicus 386
Ageſilaos, König von Sparta 270 ff. 272, 276, 278, 282
Agiaden, Dynaſtie 174
Ägina 162 f., Abb. 164, 201, 213 f., 219, 243, 429, 446
Ägina, Tempel zu Abb. 209, Abb. 212, Abb. 213, 224
Agis, König von Sparta . . 253
Agis, König von Sparta (331) 319
Agis, König von Sparta (242) 407
Agnoſtizismus, chriſtlicher 576
Ägospotamoi, Schlacht bei . 260
Agrariſche Reform, in Rom und Italien 462
Agricola, römiſcher Feldherr 525, 532
Agrippa, Marcus Vips. 499, Abb. 499, 509 f.
—, Poſthumus, Sohn des Agrippa . . . . 516 f.
Agrippina, die ältere, Enkelin des Auguſtus 517 f., 521
—, die jüngere 525 f., 557, 567
Ägypten 145, 147, 148, 155, 166, 182 ff., 200, 214, 273 f., 282, 314, 318 f., 335 f., 342 ff., 351 ff., 405 f., 410 f., 430 f., 445 f., 482 ff.
Ahnenkult der ozeaniſchen Inſulaner . . . . . . Abb. 62
Ahuramazda 591
Aix, ſiehe **aquae Sextiae**
Aja, Sophia, zu Konſtantinopel 553
Akademie, Platons 291, 295, 419
Akaiwaſch, ſiehe Achäer.
Akragas (Agrigent) 165, 207, 209, 222, 262, Abb. 414, Abb. 415
Akrokorinth . . . . . Abb. 271
Akropolis, ſiehe Athen . . .
Aktium, Schlacht bei 492, 498 f., 507
Alalia (Korſika) 182
Alanen, germaniſcher Volksſtamm 547
Alarich, Gotenkönig 624, 628 ff.
Alba Longa . . . . 362 f.
Alemannen, germaniſcher Volksſtamm . . 547, 617, 630
Alexander der Große 73, 295, 298 f., 300, 311, 315, Abb. 323, 329, 336 f. 420, 436, 440, 480, 512
—, Geſtalt des, in der Literatur 424
—, Leichenwagen des 341, Abb. 343
—, Sarkophag Abb. 305, Abb. 318, Abb. 319, Abb. 323
—, Epirote 400
—, Statthalter der Perſis 432
—, Balas, ſeleukidiſcher Prätendent . . 435, 438, 448
—, Helios, Sohn des Antonius und der Kleopatra 497
—, von Abonuteichos 578
Alexandria, Bedeutung von 411, 419, 423, 445, 450,
—, Stadtgöttin von . Abb. 424 551, 553
—, Stadtrecht von 544
Alexandros (Paris) 160
—, von Pherä . . . . . . 280 f.
Algonkiſche Periode . . . 10, 12
Alimentartafeln, die trajaniſchen 626
Alkäos aus Mytilene . 187, 563
Alkibiades . . . . 250 ff., 257 ff.
Alkman, aus Sparta . . . 188
Alkmeon, Arzt 232
Alkmeoniden, Familie der 177 f., 184, 200 f.
Allia, Schlacht an der . . . 384
Alluvium . . . . 11 f.
Alpenſtraßen, römiſche . 588 f.
Alpenübergang Hannibals . 426
Alphabet, das griechiſche . . 169
—, italiſches . . . . 358 f.
Ambrakia 164, 177
Ambroſius von Mailand 596, 626
Ammianus Marcellinus, Hiſtoriker 568, 616
Ammon, Orakel des . . 319, 323
Amor und Pſyche, altchriſtliches Gemälde . . . Abb. 596
Ampelius, L., Schriftſteller 450
Amphiktionen, Bund der 180, 186, 284, 308, 310
Amphipolis, in Thrakien 218, 249, 282, 306
Amphiſſa in Lokris 310
Amphitheater, das flaviſche, ſiehe Koloſſeum.
Amyklä, Goldfund von . . . 153
Anachoreten, chriſtliche . . . 615
Anakreon, aus Teos 187
Anaxagoras, Philoſoph 232 f., 240 f., 287
Anaxilaos von Rhegion . 207 f.
Anaximandros, Philoſoph 192 f.
Anaximenes von Milet . . 193
Andriskos, makedoniſcher Prätendent 443, 448
Androkles, atheniſcher Demokrat 257
Andromeda, Sternbild der 4 f., Abb. 5
Anicetus, römiſcher Flottenführer 526
Annalen, römiſche 382, 452, 502
Antalkidas, Spartaner . . . 273
—, Friede des 274
Anthela, Demeterkult von . 179
Anthropophagie, ihre kulturelle Bedeutung 47
Antigoniden, Dynaſtie der 404 f., 441, 445 ff.
Antigonos, Diadoche 339, 342 ff.
— Doſon, König von Makedonien . . 406, 428, Abb. 429
— Gonatas, König von Makedonien 352, 354, 404 ff., 420
Antike, Untergang der . . 505 ff.
Antimachos von Kolophon . 297
Antinoopolis, Gründung von 539
Antinoos . . . . Abb. 539, 553
Antiochia am Orontos 388, 432, 547
—, Stadtgöttin von Abb. 349
Antiochos I., König von Syrien 350, 354, 480
—, II., Theos 409, 432
— III., der Große 410, 433 ff., Abb. 434
—, IV., Epiphanes 420, Abb. 435, 435 ff., 445 ff., 480, 578
—, V., Eupator . . . 435, 438
—, VI., Sidetes 435 f., 479, 486
—, VII., Aſiatikos 480
—, von Kommagene 480
Antipatros, Reichsverweſer 306, 323, 340 ff.
Antiphon, Redner . 257 f., 292
Antiſemitismus, im römiſchen Reich 580
Antiſthenes, Philoſoph . . . 290
Antium, Volskerſtadt 381, 553
Antonia, Nichte d. Auguſtus 517
Antoninen, Dynaſtie der 534 ff., 572
Antoninus Pius, Kaiſer 539 f., Abb. 541 570
—, Tempel des zu Rom . . 553
Antonius, L., Bruder des M. Antonius 495
Antonius, M., 483, 489 ff., 522, 537
Anxur (Terracina) 382
Anytos, Ankläger des Sokrates 289
Äoler in Kleinaſien 145
Äolis 144
Äoliſcher Dialekt 144
Apelles, Maler 300
Aphrodite 158
—, die knidiſche 298, Abb. 303
Apokalypſe, in der jüdiſchen Literatur 578
Apollodoros, Maler 226
Apollon, Gott 158, 188
—, vom Belvedere . . Abb. 551
—, der delphiſche 172, 186 f., Abb. 285, 580
—, Karneios 188
—, Tempel zu Branchidae . 181
—, Tempel zu Delos 184
—, Tempel am triopiſchen Kap 154
—, von Tenea . . . . Abb. 168
Apollonia in Illyrien 164
Apollonios, von Perge 294, 332
—, von Rhodos 423
—, von Tyana 570, 578, 580, 586
Apologetik, chriſtliche 592, 594, 609
Apoſtata, ſiehe Julian.
Apoſtel, die zwölf Abb. 595, Abb. 598
Apoſtoliſches Amt 594
Apoxyomenos, des Lyſippos 299, Abb. 301
Appian, Hiſtoriker 569
Appiſche Straße 401
Appius Claudius, Dezemvir . . . . 378 f.
Appius Claudius, Zenſor 365, 395 f., 398 f., 402, 418, 440
Apuleius, römiſcher Dichter 561 565
Apulien, Landſchaft in Italien 394
Aqua Claudia, Ruinen der . . . . Abb. 525
Aquädukte, römiſche, in Arabien 561
Aquae Mattiacae, Deutſchland 558
—, Aureliae 558
—, Sextiae 462, 466, 556
Äquer, italiſcher Volksſtamm 381
Aquileja, Gründung von . . 441
Aquillius, Manius, Konſul 450
Aquincum (Pannonien) . . 559
Aquontum (Noricum) . . . 559
Araber, die, als Raſſe . . 76
Arabia, als römiſche Provinz . . . . 536, 560 f.
Ara Pacis, Reliefs von der 507, Abb. 507, Abb. 514, Abb. 515, 552

Arae, Flaviae 558
Aratos von Sikyon, Stratege 406, 428
—, der jüngere 429
Arauſio, ſiehe Orange.
Arbeitslöhne, griechiſche . . 221
—, römiſche 603
Arcadius, Kaiſer . . . 606, 623
Archaismus in der römiſchen Literatur 569
Archelaos, König von Makedonien . . . . 226, 266, 305 f.
Archidamiſcher Krieg . . . 242 ff.
Archidamos, König von Sparta . . . . . . 211, 242 f.
Archilochos, aus Paros . . 170
Archimedes 422
Architektur, archaiſche 172 f., Abb. 173
—, des 5. Jahrhunderts . 222 f.
—, des vierten Jahrhunderts . . . . 298 f.
—, kretiſche 149
—, römiſche 553
Archonten in Athen 174, 185, 201
Archozoiſche Aera der Erdgeſchichte (Primordialzeit) 30
Archytas aus Tarent 294
Ardys, König von Lydien . 181
Arelate, ſiehe Arles.
Areopag . . . . . . 178, 212 f.
Ares, Gott 158
Argeier bei Homer 162
Argentorate (Deutſchland) 555 558
Arginuſen, Schlacht bei den 260
Argolis, Landſchaft in Griechenland 143, 157
—, Dialekt der 142
—, Bildhauerſchule der . . 224
Argos 157 f., 177 f., 184, 202, 210 f., 250, 272, 278
Ariarathes V., König von Kappadokien 448
Arier, die in Vorderindien 73
Ariminum in Italien . . . 401
Arion aus Lesbos 189
Arioviſt, Germanenkönig . . 485
Ariſche Sprachen 79
Ariſtagoras von Milet . . 197 f.
Ariſtarch von Samos, Aſtronom 332, 422, 572
— von Samothrake, Philologe 332, 450
Ariſteides, atheniſcher Staatsmann 201 ff., 206, 211
— aus Theben, Maler . . 299
— von Smyrna, Redner 550, 554, 570, 578
Ariſtionſtele, in Athen Abb. 179
Ariſtippos von Kyrene . . . 280
Ariſtobul I., jüdiſcher König 439, 480
—, II., jüdiſcher König . . 481
— von Kaſſandria 424
Ariſtomenes, Meſſenier . . 179
Ariſtonikos von Pergamon, Sohn Eumenes II. . . 449 f.
Ariſtonothos-Vaſe . . Abb. 163
Ariſtophanes, Dichter 230, 289, 571
—, von Byzanz, Philologe 450
Ariſtoteles, Philoſoph 295 ff., 336, Abb. 337, 340 ff., Abb. 341, 385, 419 ff., 450
Arius und die Arianer . 614 ff.
Arkader, Volk in Griechenland 140
Arkadien, griechiſche Landſchaft 179, 184, 202, 210 f., 278 ff., 281 f.
Arles, Stadt in Gallien 555, 556
Armenien, Königreich . . . 432
Armenweſen zur Kaiſerzeit 535
Arminius, Germanenfürſt . 516
Arnobius, Kirchenvater 560, 596
Arrian, Hiſtoriker 569
Arſakes, Partherkönig . . . 432
—, VI., ſiehe Mithradates der Große.
Arſakiden, Dynaſtie der 409, 432 ff., 546
Artabazos, Perſer 205
Artavasdes, König von Armenien 498
Artaxerxes I., von Perſien 212
—, II., ... 419, 422
—, III., ... 283 f. 314
Artemis 158
Artemistempel zu Epheſos 298. Abb. 315
Artemiſion, Seeſchlacht am Vorgebirge 203
Arvalen, Bruderſchaft der . 513
Ärztliche Inſtrumente aus Pompeji . . . . . . Abb. 532
Ärzte, römiſche 573
Äſchines, athen. Staatsmann 293, 308 ff., Abb. 309
—, Sokratiker 289
Äſchylos, Dichter . . . 190, 227
Aſia, römiſche Provinz zur Kaiſerzeit . . . . 560 f.
Aſinaros, Kapitulation vom 254
Asklepios, Kult des 153, 231, Abb. 321, 578, 621
Aſpaſia 237, 241
Aſſyrien 182
—, als römiſche Provinz . . 536
Aſtarte, Kult der 537, 545, 579
Aſtrologie, der römiſchen Kaiſerzeit 575, 577, 579
Aſtronomie, antike 193 f., 231, 294 f., 332, 418, 572
Athamanen, im Pindos . . 146
Athanaſius und die Athanaſianer . . . 595, 614 ff., 620
Athaulf, Gotenkönig 630
Athen 149, 158, 168, 173 ff., 178 f., 184 f., 189, 192, 198, 200 ff., 211 f., 218 ff., 227 ff., 240 ff., Abb. 247, 253, 260, 264, 272 ff., 276 ff., 282, 300, 306 ff., 314 ff., 324, 340 f., 345 f., 405, 419, 472, 538, 547, 624
—, Akropolis 145, Abb. 215, Abb. 219, Abb. 222 f., 450
—, Dionyſostheater Abb. 275, 298
—, Hohe Schule zu, 291 561, 595
—, Theſeustempel 223, Abb. 223
Athena, Göttin 152, 158
—, Alea 298
—, Lemnia . . . . . . Abb. 243
—, Parthenos . . . . Abb. 259
Athenäos, Philoſoph 573
Atheniſches Reich . . 206, 217 ff.
Ätolien, griechiſche Landſchaft 143
Atomtheorie, antike . . . 239 f.
Atreus, Schatzhaus des 150, Abb. 151
Attalos I., König von Pergamon 409 f., 429 f., 433, 446, 450
—, II. . . . . 448 f.
Attalos III. . . . . 448 ff., 458
—, römiſcher Stadtpräfekt . 630
Attila, Hunnenkönig . 627, 631
Attis, phrygiſcher Sonnengott 334, 545, 579, 582, 588
Attiſcher Dialekt 142
Attizismus in der Literatur 569 f.
Auferſtehung, die in den antiken Myſterien 585
Aufklärung, griechiſche . . 231 ff.
Augsburg, ſiehe Augusta Vindelicorum.
Auguſtales, Genoſſenſchaft . 512
Augusta Rauracorum . . 558
— Trevirorum . . 557 f., 605
— Vindelicorum 558
Auguſteiſche Epoche 562
Auguſtinus, Kirchenvater 560, 592, 596 ff., 607, 616, 622, 625
Augustodunum (Gallien) 556
Auguſtus, Octavianus, Kaiſer 460, 490 ff., Abb. 493, 493 ff., 507 ff., 521, 561, 568, 572, 578, 608
—, Familie des Abb. 509, Abb. 515
— Bedeutung des Titels unter Diokletian 604
Aurelian, römiſcher Kaiſer 548, 580
Auskulum, Schlacht bei . . 400
Auſonius, Dichter 557
Autonomie, der Gemeinden im Römerreich 544, 554
Autoritätsglaube, antiker 576, 578
Autun, ſiehe Augustodunum.

Baal, Kult des 579, 690
Baaltempel, zu Elymais . . 435
Babylon 147, 320, 324
Babylonien 180, 200, 323
Baden-Baden (ſiehe Aquae Aureliae).
Bagauden in Gallien . . 545, 627
Bagrados, Fluß in Afrika . 442
Bakchiaden, in Korinth . . 176f.
Bakchidas, ſyriſcher Feldherr 438
Bakchylides, Dichter . . 189, 229
Baktrien, Königreich 321, 409, 435
Bankweſen, Griechiſches . . . 220
Bantuſprachen . . . . 52 ff., 59
Barbariſierung der römiſchen Armee . . . . . . 541, 629 f.
Barkochba, jüdiſcher Held . . 537
Barrengeld, römiſches 395, Abb. 395, Abb. 399
Baſileiden, in Epheſos und Erythräa 176
Baſilios von Cäſarea . . . 595
Basken, Volk der 59, 79
Baſſus, Ventidius, röm. Feldherr 497
Baſtarner, Volk an der Donau 441
Bätica, ſpaniſche Provinz . 555
Battiaden, Dynaſtie in Kyrene 210
Bauern in Gallien 545
— in Griechenland 168
—, die römiſchen 374 ff., 516, 601, 613, 623, 627 ff.
Bauernbefreiung, römiſche 374ff., 377ff.
Beamtenwahlen zur Zeit des Kaiſertums . . . 518, 521, 534
Belgrad, als Römerſtadt . . 555
Benevent, Schlacht bei . . . 401
Beroſſos, babyloniſcher Hiſtoriker 333, 424
Beſſos, Mörder Dareios III. 320 f.
Beth-zur, Schlacht bei . . . 438
Bibel, Ueberſetzung der . . . 596
Bibliotheken, die alexandriniſche 423, 450
—, die pergameniſche . 423, 450
—, im römiſchen Reich . . . 572
Bibulus, M. Calpurnius, Konſul 484
Bilderſchrift, kretiſche 148, Abb. 149, 150 f.
Bilderſprache, chriſtliche . . . 584
Biologie, antike . . . . . 294 f.
Bion von Olbia, Philoſoph 420
Biſchöfe, chriſtliche . . . 594, 612
Bithynien, Königreich . . 429 f.
Bocchus, König von Mauretanien 463
Bojer, galliſcher Stamm 385, 399, 416
Bonna (Bonn) 494, 558
Böotien, griechiſche Landſchaft 158, 180, 185, 200, 214, 250, 271 f., 310 ff.
— Dialekt von 142
Bordeaux, ſ. Burdigala.
Borgheſiſcher Fechter Abb. 550, 552
Boryſthenes, Strom 561
Boscoreale, Schatz von Abb. 424, Abb. 511
Boſtra, Stadt in Arabien . . 561
Botanik, griechiſche . . . . 296 f.
Branchidae, Tempel des Apollon zu 181
Braſidas, Spartaner 249
Brennos, Gallier 404
Britannien, als römiſche Provinz . . . 525, 537, 557 f.
Britannicus, Sohn des Claudius . . . . 525 f.
Bronze in der mykeniſchen Kultur 151
Bronzezeit, die 25, 101, 104, 106, 110, 112 ff., 114 ff., 116 ff., Abb. 113, Abb. 114, Abb. 115, Abb. 116, Abb. 117, Abb. 118, Abb. 119, Abb. 120, Abb. 121
Bronzezeit in Afrika 58
— — Griechenland 156
Brüderlichkeit, Idee der . . 588
Brukterer, germaniſcher Volksſtamm 528
Brutus, Decimus . . . . 492 f.
—, Junius, der ältere 365, 398
—, M. Junius, d. j. 490 ff., 513, 534, 540
Buceros (Totenvogel) Abb. 45, 48
Buchſtabenſchrift, in Griechenland . . . . 169, Abb. 170
Budapeſt, ſ. Aquincum.
Buddha, Mythus vom . . . 587
Buddhismus, der, in Aſien 74
Budicca, britanniſche Fürſtin 558
Bund, der achäiſche 428 ff., 434, 441, 444
—, der ätoliſche 404, 428 ff., 433 f.
—, der helleniſche . . . . 428 ff.
—, der italiſche 401 f., 417, 426 ff.
Burdigala (Gallien) 556
Bürgerkrieg zwiſchen Pompeius und Cäſar . . . . 488ff.
Bürgerrecht, römiſches 544, 461, 468 f., Abb. 469, 488 ff.
Burgunder, germaniſcher Volksſtamm . . . 548, 628 ff.
Burrus, Präfekt der Prätorianer 526
Buſchmänner . . 46, Abb. 47 ff.
Buſchmannkunſt 50, 51, Abb. 50, Abb. 51, Abb. 52
Byzantion 166, 206 f., 258, 283, 309
Byzanz, Reich von 631

Caecilia Metella, Grabmal der . . . . Abb. 487
Caile, Vipinas, Etrusker . 363
Caligula, Gaius Cäſar 520 ff., Abb. 523, 542
Calpurnia, Gemahlin Cäſars 491
Camalodunum (Britannien) 557
Camillus, L. Furius 385
—, M. Furius 383
Campanien, italiſche Landſchaft 389, 392
Campodunum (Deutſchland) 559
Cannä, Schlacht bei 426 f., 429 f., 441
Canuleius, Geſetz des 380
Capua, Hannibal in 427
— Amphitheater zu Abb. 477
Caracalla, Aurelius Antoninus 336, 538, 544 f., 547
— Thermen des Abb. 546, 553
Carbo, Cn. Papirius, Konſul 466
Cäre, Etruskerſtadt 363, Abb. 371, Abb. 379, Abb. 381
Carinus, römiſcher Kaiſer . 548
Carmen Saliare der ſaliſchen Prieſter 512
Carnuntum, römiſches Legionslager . . . 528, 559, 605
Cäſar, C. Julius 423, 464, 478 ff., 483 ff., 508, 515, 522, 553, 568, 572, 577
—, Gaius, Sohn des Agrippa 511
—, Lucius, Sohn des Agrippa 511
—, Bedeutung des Titels unter Diokletian 604
Cäſarenkrankheit, römiſche . 530
Cäſarion, Kleopatras und Cäſars Sohn . . . 489, 499
Cäſaropapismus, chriſtlicher 615, 622
Caſſius Chärea, Gardeoffizier 524
—, Dio, Hiſtoriker 516, 544f., 569
—, Hemina 452, 501
—, Longinus, C., der Mörder Cäſars 488, 490ff., 513, 534
—, Spurius . . . . 367 f.
Caſtra Batava (Deutſchland) 559
—, Regina 559
Catilina, L. Sergius 483, 502
Cato, Marcus Porcius Maior 440 ff., 447, 451, 454, 456, 501
—, M. Porcius, d. j. 483, 487 ff., 513, 540, 569

Catull, röm. Dichter 502
Catulus, Q. Lutatius, Prokonſul 467
Caudium, Friede von . . 393 f.
Ceia (Noricum) 559
Celſus, Philoſoph . 576, 594 f.
Cenſoren und Cenſur, in Rom 381, 386, 418
Centurien, die römiſchen 376 ff., 395 f., 402 f., 418
Certoſaſtufe 131
Chabrias, athen. Feldherr 276 f.
Chaldäer, in der römiſchen Kaiſerzeit 576, 579
Chalkidike, Halbinſel 166, 274 f.
Chalkis, Euböa 162 f., 164, 168, 176, 180, 185, 312, 431
Chaonen, Epirus 164
Chares, athen. Feldherr 283, 309
Chäroneia, Schlacht bei . . 311
—, Löwe von . . . . Abb. 311
Chaſiden, jüdiſche Sekte . . 436
Chatten, germaniſcher Volksſtamm 528
Cherſones, thrakiſcher . 184, 309
Chineſen, Raſſe . . . . . . 72 f.
Chionides, Luſtſpieldichter . 230
Chios, griechiſche Inſel 161, 166, 168, 218, 256 f., 283
Chlodwig, Frankenkönig . . 630
Chorlyrik . . . . 188 f.
Chremonideiſcher Krieg . . . 405
Chriſten, Zahl der, im Römerreich 580, 616
Chriſtengemeinden, Verbreitung der 590, 594
Chriſtenheit, lateiniſche . . . 611
Chriſtentum, das, in der Römerzeit . . 334 f., 440, 503, 585 ff.
— und Antike 572
— als Faktor der Weltgeſchichte 593
—, in Afrika 560, 616
—, das und die Germanen 617
—, Intoleranz gegen Andersgläubige 608
— und Judentum 580
—, literar. Vertretung des 595
—, Organiſation des 594, 610 ff.
— und perſiſche Religion . 591
—, ſoziale Bedeutung des 588 f.
— und Staat . . . . . . 606 ff.
—, Weltanſchauung des . 575 f.
—, Kritik des, durch Lukian 571
Chriſtenverfolgungen 527, 610 f.
Chriſtliche Kunſt Abb. 598, Abb. 610, Abb. 611
vgl. auch Katakomben.
Chriſtologie 593
Chriſtus, Jeſus . . 585 ff., Abb. 586, Abb. 587, Abb. 589, Abb. 595, 609, Abb. 623, 578 ff.
Chriſtusbiographie 570
Chriſtusbräute 584
Chriſtus als Mittler 591
Chriſtusmyſtik 582, 591
—, Prophezeiungen auf . . 513
Chryſippos, Stoiker 420
Chryſoſtomos ſ. Dion von P.
Chthoniſche Götter . . . 153, 190
Cicero M. T. 452, 476 ff., 483, 486 ff., 492, 501, 509, 523, 594, 596
Cimbern, Volksſtamm . . 466 f.
Cinna, L. Cornelius, Gegner Sullas . . . . . . 471 ff.
Circumcellionen, chriſtliche Sekte 613
Civilis, Führer der Bataver 528
Claudier, Geſchlecht der 366 f., 373
— Dynaſtie der . . . . . 517 ff.
Claudius, Tiberius Nero, römiſcher Kaiſer 522 ff., 557, Abb. 523
Clemens v. Alexandria 334, 593, 595
Cloaca maxima . . . . Abb. 383
Clodia, erſte Gemahlin Oktavians 494
Clodius, P., Volkstribun 485 f.
Colcheſter ſ. Camalodunum.
Cöleſyrien, aſiatiſche Landſchaft 445
Cölius Antipater, römiſcher Geſchichtsſchreiber 502
Colonia Aelia Auguſta . . 558
— Agrippina . . . . 557 f.
— Commodiana ſ. Rom.
— Ulpia Traiana 536
Colonna Antonina . . Abb. 541
Coloradocañon . . . . . Abb. 7
Columella, römiſcher Schriftſteller 561, 572
Comitien, Stellung der, unter Auguſtus 508
— Beſeitigung der 518
Commodus, Aurelius, Kaiſer . . . . 541 f., 580
Concordia, Tempel der . . . 462
Corduba, Stadt in Spanien 555
Coriolanus-Legende . . 368, 398
Cornelia, die Mutter der Gracchen 441, 455
Corſika 388, 415, 425
Cotta, L. Aurelius, Praetor 461, 477
Craſſus, P. Licinius, Konſul 450, 484
Cremona, Zerſtörung von . 567
Cremutius Cordus, Hiſtoriker 520
Crispus, Sohn Konſtantins 611
Cromagnonraſſe in Frankreich 59, 79
Curio, C., Volkstribun . . 488
Cyprian, Biſchof von Karthago 560, 596

Daken, Volk der 532
Dakien, römiſche Provinz 536, 548
Damaratos, König v. Sparta 185, 202
Damaskus, z. Kaiſerzeit 536, 561
Damaſiſtrate, Grabſtele der Abb. 263
Damaſus, Biſchof . . . 596, 624
Damokedas, Arzt 232
Damokritos, achäiſcher Stratege 444
Dämonenglaube, chriſtlicher . 591
—, heidniſcher 576, 582, 585, 594
Dämonion, des Sokrates . . 288
Danaer (=Griechen) 162
—, Wolkengeiſter 160
Daniel, Offenbarung des . . 437
Dareikos, perſiſche Münze Abb. 218
Dareios I. Abb. 129, 197 f., 444
— III. . . . . 314 ff.
Darwin, Charles, Naturforſcher 23
—, G. Aſtronom 9
Decebalus, König der Daker 532
Decius, Kaiſer 610
Defenſivſyſtem des römiſchen Reichs 516
Dekadence der Antike 562, 576f., 590, 594
Dekarchien, Einſetzung der . 261
Dekeleia, Beſetzung von . . . 253
Dekumatland, das römiſche 528, 548
Dekurionen, der römiſchen Gemeinden 600
Delatorenweſen zur Kaiſerzeit 521
Delos 214, 446
—, Apollotempel zu . . 184, 206, 249
202, 284, Abb. 285, 383, 447
Delphi, Abb. 171, 172, 179ff.,
—, Kongreß zu 280
—, Spiele zu 186, 230
—, Tempel zu . . . . 298, 307f.
Demades, athen. Staatsmann 312
Demeter, Kult der 152, 158, 179, 190, Abb. 195
Demetrias, Feſtung . . 431, 434
Demetrios v. Phaleron 344, 346, 423
—, von Pharos 416, 426
—, Poliorketes 339, 345ff., Abb. 351, 352f.
—, II., v. Makedonien . . . 406
—, I., Soter v. Syrien 435, 438, 448
—, II., Nikator von Syrien 435f., 438
Demetrios, Sohn Philipps V. von Makedonien 441
—, Herrſcher von Baktrien 435
Demochares, athen. Staatsmann 317
Demokratie, griechiſche 209ff., 255ff., 276ff.
—, atheniſche . . . . 266 f., 594
Demokritos aus Abdera . 238ff.
Demoſthenes, Redner 293, 307ff., Abb. 307, 324, 569
—, atheniſcher Feldherr 246, 248f., 253f., 314ff., 341, 501
Deſzendenztheorie, ſiehe Abſtammungstheorie
Deſzendenztheorie, des Anaximandros 193
Deutſchland, als römiſche Provinz . . . . 557f.
Devonzeit . . . . 11 f.
Dexileos, Grabrelief des Abb. 269
Dezemvirat in Rom 378
Diagoras aus Melos 234
Dialektik, ſophiſtiſche 613
Diäos, achäiſcher Stratege . 444
Diaſpora, die jüdiſche . . . 580
Didius Julianus, Kaiſer . 542
Dienſtperſonal, in Griechenland 221
Differentialrechnung, Erfindung der 422
Dikaiarchos von Meſſana 419, 424
Diktatur, altrömiſche 366
Diluvium . . . . 102f.
Dinoſaurier 31
Diözeſen, Einrichtung der . 600
Dio Chryſoſtomos 626
Diodotos, ſyriſcher Prätendent 435
Diogenes, Kyniker . . . 290, 420
Diogenes v. Apollonia, Philoſoph 233
Diogenes, Stoiker 451
Diokletian, Kaiſer 548, 580, 599 ff., Abb. 601, 611
Dion von Pruſa, Wanderredner 560, 570
Dion, Schwager Dionyſios I. . . . . 285 f.
Dione, Gattin des Zeus . 132 f.
Dionys von Halikarnaß, Hiſtoriker . . . . . 502, 568 f.
Dionyſien, Feſt der großen 184, 227, 229
Dionyſios I. v. Syrakus 262 f., 268 ff., 274
— II. — . . . . . 285 f., 312 f.
Dionyſos, Kult des . 158, 190, 198, 437, 585
Dionyſosfeſte . . . . 189 f.
Dionyſostheater zu Athen Abb. 275, 298
Dionyſos-Zagreus, Kult des 582
Dioskuren 158, 160
Dioskurides, römiſcher Künſtler . . . . . . Abb. 563
Dipylon, Gräber am 155
Dipylonſtil . . . 156, Abb. 170
Diskoswerfer Myrons 224, Abb. 224
Diſtichon, das elegiſche . . . 170
Dithyrambos, griechiſcher . . 189
Dodona, Zeus von 140
Dogma von der Göttlichkeit der römiſchen Kaiſer . . . 523
—, das, im antiken Denken 575, 577
Dominus als Titel der römiſchen Kaiſer 604
Domitianus Flavius, römiſcher Kaiſer 525, 530, Abb. 530, 564, 568, 580
Donatiſten, Sekte der 613, 616, 628
Donatus, Biſchof 613
Donaugrenze, die römiſche 528, 536, 540
Donauländer zur Römerzeit . . . . 550 f.
Dorier, Wanderung der . . 196
— Dialekt der . . . . . . 142 ff.
Doris, die aſiatiſche 144
Dorkis, ſpartaniſcher Admiral 206
Doryphoros, des Polykleitos 225, Abb. 225
Drakon, Geſetze des . . 176, 178
Drama, das griechiſche . . 189 f.
— — römiſche 564
Drawidiſche Völker in Vorder-Indien 73
„Dreißig“, die, in Athen . 264
Druiden, galliſche Prieſterſchaft 528, 556
Druſilla, Schweſter des Caligula 522
Druſus, Claudius Nero 516, 568
—, M. Livius, Volkstribun 462, 468 f.
—, Sohn des Tiberius . . 519
—, Triumphbogen des Abb. 505
Dualismus der antiken Weltanſchauung . . . 574, 591
Duketios, Führer der Sikeler 210
Duris v. Samos, Hiſtoriker 434

Eboracum (Britannien) . . 558
Ehe, bei den Griechen . . . 186 f.
— bei den Römern . 379 f., 515
Eiſengeld, Spartas 240
Eiſenzeit, griechiſche . . 151, 156
Eiſenzeiten, vorgeſchichtliche 25, 104, 112, 114, 121 ff., Abb. 123, Abb. 125, Abb. 126, Abb. 129, Abb. 131, Abb. 132, Abb. 133, Abb. 134, Abb. 135
Eiſernes Tor, Donaupaß . 550
Eiszeit, die große 14, 18
Ekbatana 320
Eklektizismus, der Philoſophie 573
Eklektus, Kämmerer des Kommodus 542
Ekphantos aus Syrakus . . 294
Ekſtaſe, der Neuplatoniker . 577
Elagabal (Heliogabel), M. Aurelius Kaiſer 545, Abb. 548
Elea 182
Eleaſar, Makkabäer 437
Eleatiſche Philoſophie . . . 390 f.
Eleazar, jüdiſcher Rabbiner . 537
Elegiendichtung, römiſche . . 563
Elektron Münzen 163, Abb. 164
Eleuſis, Stadt in Attika 158, 190 f., Abb. 195, 446
— Kult von . . . Abb. 287, 288
— Myſterientempel 223
Elis, griechiſche Landſchaft 143, 184, 210, 266, 281 f.
— Dialekt von 143
Elymais, Tempel der . . . 435
Embryonen von Säugetieren Abb. 29
Emerita Auguſta, ſ. Merida.
Emmaus, Schlacht bei . . . 438
Empedokles, Philoſoph 232, 236, 392
Empirismus, philoſophiſcher 419
Engelsburg, zu Rom Abb. 540, 553
Enkomi, auf Cypros, Elfenbeinſchnitzereien von Abb. 142, Abb. 143
Ennius, röm. Dichter 452, 502, 569
Entdeckungsreiſen, helleniſtiſche . . . . 349 f.
Entwicklungsgeſchichte . . . 24
— im antiken Denken . . . 392
Enzyklopädien in der römiſchen Literatur 572
Eolithen 17, 78, 85 ff., Abb. 85, Abb. 86
Eozänzeit des Tertiär 11
Epameinondas, Thebaner 278 ff., 280 ff., 424
Eparch, jüdiſcher 439
Epeiros 305, 308
Epheſos 300, 314, Abb. 315, Abb. 317, 433
— Artemistempel zu 298
Ephialtes, atheniſcher Staatsmann . . . . . . 212 f.
Ephoren, in Sparta 174, 202, 211, 408
Ephoros, Hiſtoriker . . 294, 571
Epicharmos, Dichter . . 226, 575

Epidamnos 164
Epidauros . 177, Abb. 231, 298
Epigonen, Generation der 354, 409 ff.
Epigonos, ſyriſcher Feldherr 432
Epiktet, Philoſoph . . . 540, 574
Epikur, Philoſoph 419, Abb. 419, 502
Epipolä, Höhen von . . 252 ff.
Epiſkopalſyſtem, chriſtliches 612
Epizyklen, Lehre von den . 294
Epos, das griechiſche 160, 169 f., 297
(ſ. auch Homer.)
— — alexandriniſche 423
— — römiſche 452, 562
Eratoſthenes, Geograph 332, 423, 503
Erde, Vorzeit der 1 ff., 3 ff., 8 ff.
Erde, als Schauplatz des Lebens . . . . 10 ff.
Erde, als Heimat des Menſchen . . . . 15 ff.
Erdgeſchichte, Begriff und Aufgabe 6, 26
Erdkunde, helleniſtiſche . . . 418
Erechtheion, Athen Abb. 222, 223
Eretria . . . . . 162 f., 180, 198
Erlöſung, in der antiken Myſtik 585, 593
Erzengel, die ſieben 591
Eſſay, der in der römiſchen Literatur 570
Eteokreter (echte Kreter) . . 143
Etrusker, Volk in Italien 182, 208, 270, 326 f., 356 ff., Abb. 369, 384, 392, 395, 524
— Sprache der 361
Etruskiſche Kunſt Abb. 329, Abb. 355, Abb. 359, Abb. 363, Abb. 365, Abb. 367, Abb. 369, Abb. 371, Abb. 373, Abb. 375, Abb. 379, Abb. 381, Abb. 383
Euagoras, König v. Salamis . . . . 271, 273 f.
Euböa. Inſel 144, 165, 216, 309
— Dialekt von 142
Euböon, Berg bei Argos . . 157
Euchariſtie, altchriſtliche Abb. 588, Abb. 594
Eudoxos aus Knidos 294
Euhemeros, Philoſoph . . . 420
Eukleides, Mathematiker . . 422
Eukratidas, Herrſcher von Baktrien 435
Eumenes v. Kardia 339 f., 342, 424
Eumenes I., König von Pergamon 409
Eumenes II., König von Pergamon . 434, 441 ff., 446 ff., 450
Eunapios, Hiſtoriker 625
Euphranor aus Korinth . 299 f.
Eupolemos, Architekt 223
Eupolis, Luſtſpieldichter . . 230
Euripides 228 f., 234, 237, Abb. 237, 287
Euripos, Meerenge 162
Eurymedon, Schlacht am . . 207
Eurypontiden, Dynaſtie . . 174
Euſebios von Cäſarea, Biſchof 580, 595, 613
Euthydemos, Regent von Magneſia 432, 435
Evangelium des Hellenismus 570
—, im antiken Myſterienglauben 582
—, das chriſtliche 586
—, des Johannes . . . 582, 584
Expanſion, der römiſchen Kultur 561

Fabier, Geſchlecht der . 365, 368
Fabricius, Luscinus, C. . 399 f.
Faliskiſcher Dialekt 357
Fannius, röm. Geſchichtſchreiber . . . . 501 f.
Fauſta, Gemahlin Konſtantins 611
Fegefeuer, Lehre vom chriſtlichen. 575 593
Feſtungskrieg, griechiſcher . . 304
Feudalismus, im Römerreich 603
Ficoroniſche Ciſta . . . Abb. 397
Fidenä, Stadt in Italien 368 f., 382
Finanzen, Athens 222 f. 242 303
—, römiſche 442, 599
Fiskus, der römiſche unter Auguſtus 508
— —, Diokletian 600
Flaccus, M. Fulvius, Konſul 462
Flamininus, T. Quinctius, Konſul 431 440
Flaminiſche Straße 418
Flaminius, C., Konſul 416 ff. 427
Flavier, Dynaſtie der . . 528 ff.
Flavius, Cn. 365, 398
Flugſchriften, chriſtliche . . . 617
Föderati, Stellung der, im Römerreich . . . . 629 f.
Formationen der Erdzeitalter . . . . 11 f.
Fortuna, die, als hiſtoriſche Idee des Tacitus 566
—, Tempel der, in Rom 566, Abb. 447
Forum, Julii (Gallien) . . 555
—, das römiſche 561
—, Trajans, zu Rom 535, Abb. 631
François=Vaſe . . . . Abb. 175
Franken, germaniſcher Volksſtamm 547, 599, 630
Frau, Stellung der, bei den Griechen 186 f., 237, 302 Abb. 303
— Bedeutung der, für das Chriſtentum . . . . . . 587 ff.
Fregellä . . . . 392 f.
Freizügigkeit im römiſchen Reich 551
Frejus, ſiehe Forum Julii.
Frieſen, germaniſcher Volksſtamm 528
Frohnbauern, Lage der römiſchen 603
Fronto, afrikaniſcher Rhetor 540, 561, 569
Frühminoiſche Periode . . . 148
Fuciner See, Trockenlegung des 525
Fulvia, Gemahlin des Antonius 495
Fünfzigruderer, Schiffstyp . 202

Gabiniſches Geſetz . . 464, 478
Gabinus, A. 481
Gades (Cadix) 182, 428, 555, 626
Galater, in Kleinaſien 404, 435, 446
Galba, römiſcher Kaiſer . . 528
Galen, römiſcher Arzt 541, 572
Galerius, Kaiſer . . . . . 604 f.
Gallaneger, die . . . . . . 53 f.
Gallien, als römiſche Provinz . . . . . . 484 ff., 555 ff.
Gallier, keltiſches Volk 354, Abb. 357, 357 ff., 384 f., 399, 404, Abb. 405, Abb. 407, 410, 416, 450
Gamoren, Adel in Syrakus 208
Gardepräfekten, Stellung der römiſchen 538
Garräer, arabiſches Volk . . 433
Gaſträatheorie 34
Gaſtrulation, Keimblätterbildung 34
Gaugamela, Schlacht bei . 319 f.
Geheimkulte, ſ. Myſterien.
Geiſerich, Vandalenkönig . . 630
Gela in Sizilien 165, 207 f., 252, 262
— Kongreß zu 249
Geldweſen, in der römiſchen Kaiſerzeit 551, 602
Gellius, Schriftſteller 573
Gelon v. Syrakus 208
Gemeinden, chriſtliche 594
Gemeindeverfaſſung im Römerreich 544, 554, 600
Gemmen, antike aus der Kaiſerzeit Abb. 509, Abb. 517, 552, Abb. 570, Abb. 621
— altchriſtliche . . . . Abb. 598
— griechiſche . . . . . Abb. 196
Genoſſenſchaftsweſen, der römiſchen Kaiſerzeit . . . 551
Genthios, König von Illyrien 441
Geographie, antike 193, 195 f., 294, 332, 349 f., 418, 423
Geologie 7 f., Abb. 7, 10 ff., 30 ff.
Geometriſcher Stil, ſ. Dipylonſtil.
Geomoren, Adel auf Samos 183
Georgius, Biſchof. 620
Gerichte, in Athen . . . . 255 f.
Gerichtsbarkeit. Kaiſerliche, in Rom 531
Gerichtsrede, als Literaturgattung . . . . 292 f.
Germanen, Schilderung, der bei Tacitus 568
— Anſturm der gegen Rom 485, 605
Germanicus, Sohn des Druſus 516 f., Abb. 517, 521, 557
Germanien, zur Kaiſerzeit 557 ff.
Geſchichte, Aufgabe der . . 23 ff.
— Begriff und Einteilung 83 f.
Geſchichtsphiloſophie, chriſtliche 593
Geſchichtsſchreibung, griechiſche . . . . . 195 f., 238, 293 f.
— helleniſtiſche 424, 568
— römiſche 440, 452, 501 f., 566 ff.
Geſchütze, griechiſche 304
Geſellſchaft, griechiſche . . 301 ff.
— die antike 609
Geſellſchaftsformen in der Steinzeit . . . . 101 f.
Geſichtsurnen, trojaniſche 146, Abb. 146
Geta, Aurelius, Kaiſer . . . 544
Geten, Volk der 349
Getreidehandel, Athens . . . 220
Gha, Inſel (Kopaisſee) . . 158
Ghandarakunſt 48
Gibraltar, Schädelfunde von 78
Gigantenkampf, der, von Pergamon Abb. 448, Abb. 449, 450
Gilden, die römiſchen 601
Glabrio M'Acilius . . 434, 440
Gladiatorenſpiele 574
Glaubenslehre, die kirchliche 593
Glaucia, C. Servilius, Praetor 467
Gnoſis, heidniſche 333
— chriſtliche 588, 590
Gorgias aus Leontinoi 233, 314
Gortyn, Recht von 336
Goten, germaniſcher Volksſtamm 547, 606, 617, 624, 627
Götterbilder, die älteſten Abb. 168, 172
Göttermutter, Kult der phrygiſchen 334, 579, 583 f., 620
Gottesdienſt, chriſtlicher . . 610
Gottesſtaat, der chriſtliche . 592
Gottkönigtum, das helleniſtiſche 420, 608
— — orientaliſche 580
Grabſtelen, Attiſche Abb. 253, Abb. 263, Abb. 269, 299
— griechiſche . . . . . Abb. 265
Gracchen, die . . . . 502 f.
Gracchus, Ti. Sempronius der ältere 441
— — — — jüngere 417 f., 443, 455 ff., 462, 500 f.
— C., Volkstribun 450, 458 ff., 468, 500
Granikos, Schlacht am . . . 316
Gratian, Kaiſer 616, 622
Gregor der Große, Papſt 575, 625
— von Nazianz 595
Grenzen, die natürlichen des Römerreiches 516
Grenzwall, des Hadrian und Pius 558
Griechentum, Renaiſſance des, im Römerreich . . 570 ff.
Großbetrieb, römiſcher, der Kaiſerzeit 601
Großgriechenland 390 ff., 399 f.
Großſtädte, griechiſche . . . 219
— römiſche . . . . 553 ff.
Grundherrſchaft, altrömiſche 370 ff.
Gundobad, Burgunder . . . 631
Grundſteuerfreiheit, Verleihung der 544, 605
Gußtechnik, in Afrika 58
— des Kupfers 114
Guter Hirt, ſ. Chriſtus.
Gyges, König v. Lydien . . 181
Gylippos, Spartaner 252

Hades, Gott 158
Hadrian, röm. Kaiſer 537 ff., Abb. 538, 553, 558, 568 f.
Hadriansvilla zu Tivoli Abb. 536, Abb. 537, 539
Hagelaidas, Bildhauer . . . 224
Hagia Triada, Gefäß aus Abb. 155
Hagnon, athen. Staatsmann 257
Haliartos, Schlacht bei . . . 272
Halikarnaſſos, Fürſtentum 282 f., 316 f.
— Inſchrift des Auguſtus zu 549
Hallſtattperiode, die 122 ff., Abb. 123, Abb. 125, Abb. 127
Hamilkar, Karthager (a. 480) 208
— Barkas 415, 425
Hamitiſche Sprachen . 51, 54 f.
Handel, griechiſcher . . . 162 ff.
— in der helleniſtiſchen Zeit . . . . 330 f.
— römiſcher 388
— — der Kaiſerzeit Abb. 538, 551 f.
Hannibal, karthagiſcher Feldherr 425 ff., 433 f., 441, 445 f.
Häreſie, chriſtliche . . . 607, 616
Harmodios und Ariſtogeiton Abb. 187
Harpyenmonument zu Xanthos . . . Abb. 180, Abb. 181
Hasdrubal, karthagiſcher Feldherr 425, 428, 430
Hasmonäer, jüdiſche Dynaſtie 439
Heddernheim. Mithrasrelief zu . . . . Abb. 583
Hegeſo, Grabſtele der Abb. 253
Heilandsvorſtellung, die, der Antike 549, 578, 581
— chriſtliche 587
Heilige, chriſtliche . . . . . 591 f.
Heiliger Geiſt, der, in den antiken Myſterien 583
Heiloten, Lage der 157, 211, 444
Heilsbotſchaft der antiken Myſterien 585
— chriſtliche 588, 593
Hekatäos v. Abdera 424
— aus Milet . . . . 195 f., 444
Helena, Gemahlin des Menelaos 160
—, Gemahlin des Julian Apoſtata . . . . . . Abb. 621
—, Sarkophag der heiligen Abb. 615
Heliogabal, ſiehe Elagabal.
Heliopoliten in Pergamon . 449
Helios, Mythus vom 620
— Religion des 334
Heliozentriſches Syſtem, das antike 294, 332, 422
Hellenen, Namen der 162
Helleniſierung der Juden 436 ff.
— des Partherreichs 546
— Roms . . . . 418 ff., 450 ff.
Hellenismus, Kultur des 329 ff.
— Orientaliſierung des . . 576
Helleniſtiſche Porträts . . . 332
— Reliefs Abb. 331, 332, Abb. 333, Abb. 422. Abb. 423
Hellenotamien (Schatzmeiſter der Hellenen) 206
Helvidius Priscus, Senator 530, 540, 573
Hephäſtos 158
Hera, Göttin . . . . 152 f., 158
— Statue des Polykleitos . 225
— Heiligtum der, am Euböon 157
— Tempel der, bei Mykenä 223
— Schale . . . . Abb. 245
Herakleia 166
Herakleides aus Herakleia 294, 385

Herakleitos aus Epheſos 193
Herakles 153, 160, Abb. 188, 196
— des Lyſippos 299
Herakliden, Wanderung der 196
Herkulanum, Untergang von 530
Hermeias, ſyriſcher Miniſter 432
Hermes, Kult des 158, Abb. 189, 581 f., 587, 593
Hermokopidenfrevel 251
Hermunduren, germaniſcher Volksſtamm 541
Herniker 387
Herodes Atticus, Rhetor 570
Herodes, König der Juden 481, 569
Herodotos 202, 233 f., 237 f., Abb. 239, 569, 571, 606
Heroen, griechiſche 160
Herondas, Dichter 424
Herrentiere 25, 27, Abb. 35
Heruler, german. Volksſtamm 630
Heſiodos 145, 170, 362, 440
Hetären 302, Abb. 303
Hexameter, Versmaß 160, 452
Hiempſal von Numidien 463
Hieroglyphen, Entzifferung der 446
Hieron v. Syrakus 208 f., 226, 364, 414, 427
Hieronymus v. Kardia 424
Hieronymus, Kirchenvater 575, 596, 622
Hiketas von Leontinoi 312
Hildesheim, der Silberfund zu 552
Himaneger Abb. 54, 54 ff.
Himera 164, 207 f., 262
Himilkon, Karthager 269
Himmelfahrt in den antiken Myſterien 585
— chriſtliche 594
Hindu, die brahmaniſchen 74
Hipparchos von Athen 184
— Sohn des Charmos 200 f.
— Aſtronom 572
Hipparinos, Neffe Dions 286
Hippias von Athen 184, 198
— — Elis 234, 236
Hippokrates v. Gela 208
— Arzt 231 f.
— atheniſcher Feldherr 249
Hipponax aus Epheſos 170
Hipponion 165
Hirtius, A., Cäſarianer 493 f.
Hoheprieſter, der jüdiſche 436, 438
Höllenglaube, der antike 575
— chriſtlicher 593
Holzſchnitzereien, afrikaniſche Abb. 53, Abb. 55, Abb. 56, Abb. 58, Abb. 59
Homer und das homeriſche Epos 140, 144 ff., 147, 150 ff., 155, 158, 160 ff., 186, 190, 196, 523, 593
— und der Hellenismus 420, Abb. 421
Homeriden, Sängergeſchlecht 161
Homeriſche Zeit 156 ff.
Honorius, Kaiſer 606, 623
Horatius, M., Konſul 364
—, Quintus Flaccus 502, 513 ff., 521, 561 ff.
Hortenſiſches Geſetz 403
Hortenſius, Redner 476 ff., 501
Hottentottenraſſe 50 f.
Humanitätsideen in der Kaiſerzeit 539, 574
Hunnen, Volk der 628 ff.
Hydaſpes, Schlacht am 321
Hygin, Literat 561
Hymnen, religiöſe, der Griechen 160
— ambroſianiſche 596
Hypaſpiſten, maked. 304
Hypatia, Philoſophin 624 f.
Hyperbolos, athen. Staatsmann 250
Hypereides, athen. Staatsmann 293, 308
Hyrkan II., Makkabäer 481
Hyrkanien, Landſchaft in Aſien 432, 436

Japyger 210
Jaſon, Tyrann v. Pherä 280
Ibykos aus Rhegion 188
Idalion, Bronzetafel v. Abb. 144
Idiſiaviſus, Schlacht bei 516
Idyll, Blütezeit des 562
Igel, Grabſtein zu 557
Ikaria, Dionyſoskult zu 190
Iktinos, Architekt 223
Ilias 143 f., 150 ff., 160 f.
Ilion 145 ff. ſ. auch Troja.
Illyrien 315, 357, 416
Imperium Galliarum 528
Imperium Romanum 508, 631
Indianer, die, in Amerika 71 f.
Indien in der antiken Literatur 321, 348 ff., 409 f., 569
Indogermanen, Heimat der 139
Indoneſien 73
Indos, Fluß 322
Innsbruck, ſiehe Pons Aeni.
Innungsweſen, römiſches in der Kaiſerzeit 551, 601
Inſchriften, die antiken Abb. 170, 335
—, griechiſche, in den römiſchen Provinzen 557
Inſtrumentalmuſik, griechiſche 188
Inſubrer, gall. Stamm 416
Ioniden, attiſches Geſchlecht 145
Ionien 144 f., 161, 168, 181 183, 197 f., 205 f., 257 ff., 314 ff.
Ioniſcher Aufſtand 197 f.
Ioniſcher Dialekt 142, 144
Iphikrates, athen. Stratege 273, 277 f., 280, 283, 303
Ipſos, Schlacht bei 348, 480
Iran, unter den Parthern 435 ff.
Iſagoras, Athener 185
Iſis und Harpokrates, Gruppe von 334
Iſis, Religion der 334, 524, 579, Abb. 581, 582
Iſokrates, Rhetor 292, 304, 314
Iſſa, Inſel (Liſſa) 270
Iſſos, Schlacht bei 317 f.
Iſtar, ſiehe Iſis.
Iſthmos von Korinth 142, 162, 204
—, Spiele am 186
Itali, Stamm der 356
Italiſche Dialekte 357
—, Nation 359 f.
Italien 355 ff.
—, Griechen in 210, 218, 390 ff.
Itanos, auf Kreta 143
Ithome 214

Jahve 438, 522, 529, 579, 619
Jakim, Hoheprieſter 438
Jamblichos, Philoſoph 334, 577
Janustempel, der zu Rom 507
Japaner 73
Jazygen, ſiehe Sarmaten 532
Jeruſalem, der Tempel zu 436, 522, 529
—, Zerſtörung von 537
Jeſus, jüdiſcher Hoheprieſter 436
Jeſus Chriſtus, ſ. Chriſtus.
Johannes Chryſoſtomos 595, 624
— Hyrka I. 480 f.
—, der Evangeliſt 582, 584, 618
—, Makkabäer 437
Jonathan, Makkabäer 437 f.
Joſephus, jüdiſch. Hiſtoriker 569, 580, 607
Juber, König v. Numidien 489
Judas Makkabäus 437 f., 480
Juden, Aufſtand der unter den Makkabäern 438 f.
Juden, Lage der unter den Diadochen 435 ff., 480 ff., 593
—, im Römerreich 529, 537, 551, 579 f., 610
Judentum, das, in der antiken Literatur 569
—, und Chriſtentum 591
—, heilige Schriften des 592
Judenverfolgungen 529
Jugurtha, König von Numidien 463 f.
Julia, Tochter d. Auguſtus 436, 511, 516
Julia Aemona (Oeſterreich) 559
Julia Domna 544, Abb. 570
Julian Apoſtata, Kaiſer 334, 568, 570, 580, 589, 590, 606, 616 ff., Abb. 619, Abb. 621
Julier, Dynaſtie 511
Juliergrab, das Abb. 485, 556
Jungfrauenſohn, Mythus vom 586
Junonia, Kolonie 462
Jupiter Capitolinus 364, 514, 528
Juraperiode 11, 31
Juſtin, Kirchenvater 593, 595
Juſtinian, oſtrömiſcher Kaiſer 336, 419, 624, 627
Juvavum (Oeſterreich) 559
Juvenal, Satiriker 530, 564

Kadmos, Sage von 147, 196
Kaffern, Raſſe der 49f.
Kaiſerkult, Entſtehung des 431, 512 f., 554, 609 ff.
Kaiſerzeit, die römiſche 505 ff.
Kalamis, Bildhauer 224
Kalas, Makedon, General 316
Kalchedon 166
Kalender, der römiſche 563
Kallikratidas, ſpartaniſcher Admiral 259 f.
Kallimachos, Dichter 423
Kallinos aus Epheſos 170
Kallippos, Athener 286
Kalliſthenes aus Olynth 321, 424
— — Kyrene 450
Kamaresſtil 148, Abb. 149 ſ. auch Vaſen.
Kamarina 164
Kambriumperiode 12
Kambyſes, Perſerkönig 182 ff.
Kamerunneger, Kunſt der Abb. 54, Abb. 55, Abb. 56
Kanachos aus Sikyon, Bildhauer 224
Känozoiſches Zeitalter der Erdgeſchichte 31
Kantone, die galliſchen 556
Kanzelredner, chriſtliche 595
Kaphyai, Schlacht bei 429
Kapitalismus in Griechenland 168
— — der römiſchen Kaiſerzeit 601
Kapitol, das römiſche 361, 529, 567
Kappadokien, Königreich 448
Karbonzeit 11, 13 f.
Karien 128, 282 f.
Karikaturen, antichriſtliche Abb. 623
Karneades, Philoſoph 451, Abb. 452
Karthagiſcher Sarkophag Abb. 427
Karthago, Staat von 182, 208, 262 f., 268 f., 284 ff., 313, 388, 398 f., 401, 412 ff., 425 ff., 442, 552
— als chriſtliches Bistum 613
Kartographie, antike 423
Kaſpiſches Meer, Erforſchung des 350
Kaſſandros 344, 347 f., 420
Kaſſiopeja, Sternbild der 4, 9
Katakombenmalerei, römiſche Abb. 586, Abb. 587, Abb. 588, Abb. 589, Abb. 590, Abb. 591, Abb. 594, Abb. 595, Abb. 596, Abb. 597
Katane 164, 251
Katechetenſchule, von Alexandria 595
Katholizität, Begriff der 622
Keimesgeſchichte 24, 26
Keltentum, Romaniſierung des 525
Keltentum, das, in Gallien 556
— in Oberitalien 426 ff. ſiehe auch Gallier.
Kempten, ſ. Campodunum
Kentumgruppe, der ariſchen Sprachen 79
Keramik, neolithiſche 102, 106 f., 109 f., Abb. 107, Abb. 109
— auf den Südſeeinſeln 65
— kretiſche 149, 154
Keramik, altgriechiſche 156 ſiehe auch Vaſen.
Kereſſos, Gefecht bei 180
Kerkyra 164, 177, 240 f., 246, 277
Ketzer, chriſtliche 614 ff., 628
Ketzerpolitik, der römiſchen Kaiſer 616 f.
Kimmerier, Züge der 181
Kimon, Atheniſcher Staatsmann 207, 211 ff., 216 f.
Kimon, Stempelſchneider Abb. 251
Kirche, die chriſtliche 440, 606 ff.
— — jüdiſche 439
Kithäron, Gebirge 142
Klaſſenkampf, im 6. Jahrh. 176
Klazomenä 166, Abb. 139
Kleander, Prätorianerpräfekt 542
Kleandros v. Gela 208
Kleinaſien, griechiſche Kolonien in 143, 145, 177, 314 ff.
Kleiſthenes, der Alkmeonide 184f.
— von Sikyon 177, 180
Kleiſtheniſche Verfaſſung 185 f.
Kleitarchos, Hiſtoriker 424
Kleitos, Freund Alexanders des Großen 321
Kleombrotos, König von Sparta 276, 278
Kleomenes, König von Sparta 185, 202
Kleomenes, König von Sparta (227) 407, 420, 424
Kleon 247 ff.
Kleopatra, Gemahlin des Antiochos Epiphanes 445
Kleopatra III., Witwe Physkons von Agypten 482
Kleopatra VII., Königin von Aegypten 482 f., 489 ff., Abb. 497, 507, 522
Kleopatra Selene, Tochter der vorigen 497
Kleophon, athen. Demokrat 258, 260
Klerus, der chriſtliche 619
Klienten, altrömiſche 373
Klima, der Erde 16, 18
Klitias und Ergotimos, Krater des Abb. 175
Klonas aus Theben 183
Knabenliebe, griechiſche 187
Knidos 182, 257
—, Aerzteſchule von 231
—, Seeſchlacht bei 272 f.
Knoſos, auf Kreta 145, Abb. 152 ff.
Kolh-Stämme, die, in Vorder-Indien 73
Köln, ſ. Colonia Agrippina
Kolonen, römiſche 541, 548, 601 ff., 627 ff.
Koloniſation, griechiſche 143, 164 ff., 322 f.
Koloſſeum, das, zu Rom 529, Abb. 531, 553
Komet, der, vom Jahre 17 514
Komiſche Szene, römiſche Abb. 563
Kommandogeſetz, Marius' 464
Komödie, atheniſche 229 f., 297
Komödie, griech. 226 f., Abb. 422, 423, Abb. 423
Königskult bei Alexander 323 f.
Königtum, in der mykeniſchen Zeit 151 f.
—, atheniſches 174
—, ſpartaniſches 174
—, kypriſches 174
—, römiſches 364, 512
Konon, athen. Feldherr 259 f., 271 ff.
Konſtans, Kaiſer 614, 616
Konſtantin der Große 595, Abb. 603, Abb. 604, 605 f., Abb. 613, Abb. 615, 611 ff., 619
Konſtantinopel, Gründung von 612
— als Reichshauptſtadt 606 ff.
—, Stadtgöttin von Abb. 627
(Siehe auch Byzantion.)
Konſtantius I., Kaiſer 601, 606, 614, 619,

Konſtantius II., Kaiſer . . 616
— Chlorus, Kaiſer . . . 604 f.
Konſulat, in Rom 364 f., 380, 508
Konſulnliſte, die römiſche 398, 452
Konſulartribunen in Rom 380 f.
Konzilien, chriſtliche 594
Korax und Teiſias, Schöpfer der Gerichtsrede 236
Kore, ſ. Perſephone.
Korinthos 162, 166, 168, 177 f., 184, 189, 213, 219, 240 f., 250, 252, Abb. 271, 272 ff., 308, 312, 431, Abb. 443, 443, 453
—, Bundesverſammlung zu
Korinthiſcher Krieg . . . . 272 f.
Koroneia, Schlacht bei 216, 272
Kosmogonie, platoniſche . . 618
Krankenkaſſen zur römiſchen Kaiſerzeit 551
—, chriſtliche 590
Krateros, Feldherr . . 323, 340
—, Dichter 230
Kratus von Mallus, Philologe 450
Kreideperiode der Erdgeſchichte 11, 31
Kreta, Kultur von 143 f., 148 ff., 153 ff., 176
Kreuzeszeichen, chriſtliches . 585
Krimiſos, Schlacht am Fluß 313
Kriſa, Zerſtörung von . . . 180
Kritias . . . . 264 f., 334
Kritias und Neſiotes, Bildhauer 224
Kritolaos, Peripatetiker 444, 451
Krixus, Sklavenführer . . . 476
Kröſus, König von Lydien Abb. 164, 181 f.
Kroton 208
—, Aerzteſchule 232
Kteſias, Leibarzt Artaxerxes II. . . 349, 419, 422,, 479
Kugelgeſtalt der Erde, Lehre von der 390
Kunaxa, Schlacht bei 479
Kunſt, kretiſche . . . . . 148 ff.
—, mykeniſche 148 ff., Abb. 148, Abb. 149, Abb. 152, Abb. 154, Abb. 155
—, griechiſche . . 172 ff., 297 ff.
—, helleniſtiſche 332, 424
—, römiſche, der Kaiſerzeit 552 ff., 572
Kunſtgewerbe der römiſchen Kaiſerzeit . . . . . . Abb. 552
Kunſtſtraßen der römiſchen Kaiſerzeit 550, 561
Kupfer, in der altägäiſchen Kultur 146
Kupferbarren, römiſche, 395, Abb. 395, Abb. 399
Kupferzeit 106, Abb. 109, 112 ff.
Kurden, in Vorderaſien . . . 775
Kurzſchädel, Problem der Entſtehung der extremen 45
Kykladen 144
Kyme 164, 182 f., 208, 363, 392
Kyniker 290
Kynos Kephalai, Schlacht bei 431, 433
Kynuria, Landſchaft 184
Kypriſche Silbenſchrift Abb. 144, 145
Kypros Abb. 142, Abb. 143, 144 f., 148, 155, 183, 198, 214, 216, 271, 273 f.
Kypſelos von Korinth . . . 177
Kyrene . . . 166, 210, 350 f., 482
—, Philoſophenſchule von . 280
Kyrnos, Geliebter des Theognis 187
— (Corſika) 182 270
Kyros, Perſerkönig 182, 546, 608
—, der Jüngere . . 259, 266 f.
Kyzikos, Stadt in Klinaſien 166
—, Schlacht bei 258

Labarum, das chriſtliche Abb. 610, Abb. 613
Labrayndos, ſ. Zeus
Labrys (Doppelaxt) 154
Labyrinth, Sage vom . . . 154
La Chapelle aux Saints, Schädelfunde von 78
Lactantius, Kirchenvater 560, 596, 610, 626
Lade, Seeſchlacht bei . . . 198
Lagerſtädte, römiſche . . 555 ff.
Lakonien 143, 165
Lambäſis, römiſches Kaſtell in Afrika 538, 555, Abb. 559
Lamia, Krieg um 341
Lampſakos 166
Länas, C. Popilius . . . 446 f.
Landarbeiter, Lage der, in der Kaiſerzeit . . . 601, 627
Landtag, von Aſien . . 570, 578
—, der galliſche 556
Landwirtſchft, griechiſche 220, 300 f.
Langobarden, germaniſcher Volksſtamm 541, 547
Langſchädel . . . . 45 f.
Laokoon, Marmorgruppe des Abb. 451
Larenkult der Kaiſerzeit . . 512
Lariſa, in Theſſalien . . . 140
—, Burg von Argos 357
Laſos aus Hermione . . . 188
Lateiniſche Sprache 357, 360, 389, 560
La Tène-Periode 122 ff., Abb. 129, Abb. 131, Abb. 132, Abb. 133, Abb.. 134
Latifundien, die römiſchen der Kaiſerzeit 601
Latiner 362 f., 367, 387 ff., 413 f.
Latiniſches Recht . . 389, 401 f.
Lauriacum (Deutſchland) . 559
Laurion, Silberbergwerke . 202
Lebenshaltung, griech. . . . 302
Lebensmittel, Preis der, in Griechenland 221
Legaten, ſenatoriſche 538
Legende, die chriſtliche 514, 575
Legendendichtung, antike . . 592
Legitimitätsprinzip der römiſchen Kaiſer 516
Leichenverbrennung in der Bronzezeit 112
Leipſydrion, Gefecht von . 184
„Leiturgien“ in Athen . . 222
Lekythen, attiſche . . .Abb. 264
Lelantiſches Feld (Euböa). 180
Le Mouſtier, Schädelfunde von 78
Leonidas, König v. Sparta 202 ff.
Leontinoi 164, 250
Leotychidas, König v. Sparta 202, 205
Lepidus, M. Aemilius, Konſul . . . . 445 ff.
—. Triumvir 489, 492
Lesbiſche Liebe . . . . . 187 f.
Lesbos . . . 144, 166, 183, 218
—, Abfall von . . . . . 244 f.
Leukas, Halbinſel . . . 164, 177
Leuktra, Schlacht bei 278
Lex Acilia repetundarum . . . . Abb. 457
Lex de imperio Vespasiani 530
Lex regia der Kaiſerzeit . 544
Lex regia des Veſpaſian . 509
Libanios von Antiochia, Philoſoph . . . 570, 618, 625
Lichtgötter, in der myken. Zeit 153
Lichtjahr 3
Liciniſches Ackergeſetz 456
Liciniſch-Sextiſche Geſetze . . 386
Licinius, Kaiſer . . . 605, 611
Liebesgemeinſchaft der antiken Myſterien 584
Lienz, ſ. Aquontum.
Ligurer 357
Lilybäum (Sizilien) . 268, 401
Limes, der römiſch-germaniſche . . . . 532, 536 f., 558
Lipariſche Inſeln . . 182, 383 f.
Literatur, afrikaniſche . . . 560
—, alexandriniſche . . . . 422 ff.
—, apokalyptiſche 578
—, chriſtliche . . 560, 595, 608
—, griechiſche . . 187 ff., 226 ff.
Literatur, jüdiſche . . 569, 578
—, neupythagoreiſche 576
—, pergameniſche 4540
—, religiöſe 587
—, römiſche . 452, 512, 561 ff.
Livia, Gemahlin des Auguſtus 511, 518
Livius Andronikus, Dichter 452
— M., Salinator, Konſul . 428
—, Titus, Hiſtoriker 502, , 523, 566, 577
Logia, die chaldäiſchen . . . 576
Logik, des Ariſtoteles . . . 296
Logos, theologiſcher Begriff . 618
Lokrer 165
Lokroi (Unteritalien) . 165, 176, 210
London (Londinium) . . . 557
Longus, Ti. Sempronius Konſul 426
Lorch, ſiehe Lauriacum.
Lucanus L. Annäus, Dichter 521, 528, 561, 564
Lucca, Konferenz zu . . . 486
Lucilius, röm. Satiriker . 502
Lucretius, röm. Epiker . . 502
Lucullus, L. Licinius, röm. Feldherr . . . . 476 f.
Lugudunum (Gallien) . 556
Lukaner . . . . . . 269 f., 399
Lukas, Evangeliſt . . . 618, 620
Lukian von Samoſata 570 f., 578, 588
Lutatius Catulus, Friede des 415, 425
Luxusgeſetze des Auguſtus 515
Lydiades von Megalepolis 406
Lygdamis von Naxos . . . 184
Lykeion, Schule vom 295
Lykien . Abb. 180, Abb. 181, 198
Lykier (Lichtgeiſter) 160
Lykophron, Tyrann von Pherä 280
Lykortas, achäiſcher Stratege 442, 444
Lykurgos, Geſetze des . . . 176
Lyon, ſiehe Lugudunum.
Lyrik, griechiſche . . 170 f., 187 ff.
Lyſandros, ſpartaniſcher Admiral 259 ff., 263 f., 265 f., 272, 431
Lyſias, Redner 293
—, Reichsverweſer in Paläſtina 438
Lyſimachia 433
Lyſimachos von Thrakien Abb. 323, 346 ff., 352 ff., 433
Lyſippos, Bildhauer 299, Abb. 301

Mäcenas 499, 513
Macrinus Opellius, Kaiſer 545
Macro, Präfekt der Garde 520 f.
Mädchenhandel zur römiſchen Kaiſerzeit 539
Madonna, Typus der . . . 334
Magier, Anbetung der 514, 578 f., 586, 609
Magiſter Equitum, Stellung des 366, 600
Magiſtrate, die römiſchen . 510
Magnes, Luſtſpieldichter . 230
Magneſia am Mäandros Abb. 211, 212
—, Schlacht bei 434
Mailand, als Hauptſtadt Italiens 605
—, Edikt von 611
—, Synode von 615
Mainz, ſiehe Mogontiacum.
Maiſon carrée, ſ. Nimes
Majeſtätsprozeſſe . . . 519, 528
Makedonien 305 ff., 330, 352 ff., 404 ff., 428 ff., 441
Makkabäer, Dynaſtie der 432 ff., 437 ff., Abb. 439, 480 ff.
Malaien, die Raſſe der . . . 73
Malerei, griechiſche . . 225, 299 f.
—, kretiſche 148
—, pompejaniſche . . . 424, 553
Mälius, Spurius 380
Mamertiner 414
Mammäa, Mutter des Alex. Severus . . . . . . Abb. 548
Mammonismus 590, 594
Mänake 167, 182
Manetho, Ägypter . . 333, 421
Manicheismus, perſiſcher . 587
Maniliſches Geſetz (de imperio Cn. Pompei) . . . 478
Manlius, M. 385
Manteltiere (Tunicata) . 33
Mantineia 274, 278
—, Schlacht bei . . . 250, 282
—, Schlacht bei . . . (207) 430
Marathon, Schlacht bei 198, 200, Abb. 201, Abb. 203
Marcellus, M. Claudius . . 427
Marcia, Mätreſſe des Commodus 542
Marcianus Capella 596
Marcier, Geſchlecht der . . 398
Marcion, Theologe 619
Marcusſäule, die, in Rom 541, Abb. 543
Mardonios, Perſer . . 198, 204 f.
Maria, Mutter Chriſti . . 621
Marius, C. . 463 f., Abb. 463
Mark Aurel, Kaiſer 539, 550, 569, 580, 595, 610, 626
Markomannen, germaniſcher Volksſtamm . . 532, 541, 547
Maroneia 166
Maroniten, religiöſe Sekte . 76
Mars, etrusk., von Todi Abb. 375
Martial, römiſcher Dichter 527, 561, 564, 602
Martin von Tours, der heilige 623
Märtyrer, chriſtliche . 587, 610
Maſiniſſa, König von Numidien 428, 442
Maſſalia 128, 166, 182, 383, 412, 426, 489, 556
Maſtarna . . . . 363, Abb. 363
Mathematik, griech. 193 f., 231, 294 f.
—, helleniſtiſche 418
Mattathias, Makkabäer . . . 437
Mattenflechten auf den Südſeeinſeln 64
Matthäus, Evangeliſt 618, 620
Mauer, die römiſche, des Aurelian und Probus . 548
Mauern, die langen, Athens 216, 273
Mauren, in Afrika 599
Mauſſollos, Fürſt von Halikarnaſſos . . . 282 f., Abb. 283
—, Grabmal des 298
Maxentius, Kaiſer . . 605, 612
Maximaltarif für das römiſche Reich 603
Maximian, Mitregent Diokletians . . . . 604 f.
Maximin, C. Julius, Verus, Kaiſer 545
Maximinus Thrax, Kaiſer 610
Maximus, Q. Fabius, Diktator 427
Mazdakismus, religiöſe Bewegung 591
Mediſches Reich 182
Medizin . . 231 f., 238, 294 f.
Megakles, Alkmeonide 177 f., 200 f.
Megalepolis . . . 278, Abb. 279
—, Schlacht bei 319
Megara 162, 164, 166, 178, 213, 216, 219, 241, 243, 249
—, (Sicilien) 164, 208
Megaris, Dialekt der . . . 142
Megaſthenes, Indienreiſender . . . . 349 f.
Melanchros, Tyrann von Mytilene 183
Melaneſier 59 f., Abb. 60, Abb. 61
Melaneſiſche Kunſt und Kunſtgewerbe 60, Abb. 62, Abb. 63
Memmon, aus Rhodos . 316 f.
Memoiren, des Aratos . . . 424
—, Sullas 502
Memphis 214, 446
Menander, Luſtſpieldichter Abb. 423, 424, 571

Menelaos 160
—, jüdiſcher Hoheprieſter 431 f.
Menenius, C., Volkstribun 463
Menſch, Stammesgeſchichte 30ff.
—, Keimesgeſchichte . . . . . 28 Abb. 27, 31
Menſchenaffen 17 f., 25, Abb. 27 31
Menſchenopfer, bei den Galliern 556
Menſchliche Kulturanfänge 81 ff.
Merida, Stadt in Spanien 555
Merneptah, König von Ägypten 145
Meſopotamien, als römiſche Provinz 536
Meſozoiſches Zeitalter der Erdgeſchichte 31
Meſſalina, Gemahlin des Klaudius 525
Meſſapier 357
Meſſene . . 179, 279, Abb. 281
Meſſenien 207, 211 f., 214, 279, 428
Meſſias, ſ. Weisſagungen
Metaurus, Schlacht am . . 428
Metellus, C. Cäcilius, Konſul . . . . 463 f.
—, Q. Cäcilius 443
Methone 306
Metöken, Athens 219
Meton, Mathematiker . . . 231
Metrodor, Philoſoph 419
Metropoliten, chriſtliche . . 612
Midas, König von Phrygien 181
—, Grab des . . . . . Abb. 183
Mideia, Burg von 157
Mikon, Maler . . . . . . 225 f.
Mikroneſiſche Inſelwelt . . 61
Milchſtraße, die 4
Milet 166, 168, 181, 198, 218, 316
—, Tempel des Apollon . 298
Militärdiktatur in Syrakus . . . . 261 ff.
Militärſtraßen, römiſche, zur Kaiſerzeit 536
Militia Chriſti 608
Milo, General des Pyrrhos 101
Miltiades 200
Milviſche Brücke, Schlacht an der . . . . 605, Abb. 605
Mimnermos aus Smyrna 170 f.
Mimos, des Sophron . . . 227
Minos, Sage von 154
Minotauros, Sage vom . . 154
Minucius, Felix, Schriftſteller 596
—, Marcus, Diktator . . . 427
Miozänzeit des Tertiär . . 11
Miſchna, die jüdiſche . . . 439
Mithradates von Pontos 435 ff., 464, 470 ff., Abb. 471, 476, 478 f., 481, 486
Mithras, Verehrung des 334, 579 ff., Abb. 583, 584, 586, 588, 612, 620
Mneſikles, Architekt 223
Mogontiacum (Deutſchland) 558
Molon, Statthalter von Medien 432
Monarchie, in Griechenland, des 6. Jahrh. 176
—, Gedanke der, in Griechenland 304
—, Entwicklung der abſoluten . . . . 542, 599 ff.
Mönchstum, das chriſtliche 596
Mond 9
Monogramm Chriſti 612
Monotheismus, des Chriſtentums 591
—, griechiſcher 391
Montanismus, religiöſe Bewegung 588
Moſelland, das, zur Römerzeit 557
Moſes 580
Motye, Belagerung von . . 268
Mummius, Lucius, Konſul 444
Munizipien, die römiſchen, ſ. auch Gemeinden 385 f., 402
Münzprägung, Erfindung der . . . . . . 163, Abb. 164
Münzſyſtem, Alexanders 323, Abb. 323
Münzverſchlechterungen, römiſche 603
Münzweſen, Athens Abb. 218, 220
—, römiſches 388, 395, Abb. 395, Abb. 399, 511
Mus, P. Decius 399
Muſäos 191
Muſeum, von Alexandria . 423
Muſik, griechiſche 188 f., 193, 229
Mutina, Schlacht bei . . 493 f.
Mykale, Vorgebirge . 145, 205
Mykenä 149, 153, 157
—, Löwentor zu Abb. 137, 150
—, Schachtgräber Abb. 141, 150
Mykeniſche Kultur . 150 ff., 164
Mylä, Seeſchlacht bei . . . 414
Myron aus Eleutherä 224, Abb. 224
Myronidas, Athener . . . 213 f.
Myrſilos, Tyrann von Mytilene 183
Myſterien, von Eleuſis 190 ff., 288, 584
—, von Samothrake 288
Myſterien 334, 577
— des Attis 584
— des Dionyſos 584
— der Iſis 584
— des Mithras, ſiehe auch Mithras 584
— der Göttermutter 584
Myſtik, in der römiſchen Kaiſerzeit . 576, 581 ff., 593
Mythologie, griechiſche . . 160 f.
Mytilene . . . . . . 183 f., 245

Nabat, römiſcher Klientelſtaat 536
Nabis, König von Sparta 431, 444
Namenweſen, das römiſche . 398
Narbonenſis, galliſche Provinz 462, 555
Narziß, Freigelaſſener, des Claudius 525
Naturalwirtſchaft, in der römiſchen Kaiſerzeit 602
Naturwiſſenſchaft, griechiſche 287, 294 ff., 296 f., 422
Naukratis 166
Naupaktos 214, 266
—, Friede zu 429
Nauplia, Burg von 157
Nauru, Inſel 61
Naxos, Inſel 184, 212
—, Seeſchlacht von 277
—, auf Sicilien 164, 251
Neandertalraſſe in Europa . 78
Neapolis (Neapel) 392
Nearch, Entdecker . . 322 f., 423
Nebularhypotheſe, Laplace's 24
Negerfrage, in Amerika . 68 ff.
Negrito, Zwergvolk . . . 46, 73
Nemauſus, ſ. Nîmes.
Nemea, Schlacht bei 272
—, Spiele von 186
Neolithiſche Kultur 103 ff., Abb. 103, Abb. 105, Abb. 107, 107 f., Abb. 109, Abb. 111, 145
Neologen, jüdiſche 439
Nero, Claudius, Caeſar, römiſcher Kaiſer 520 f., Abb. 523, 525 ff., Abb. 527, 567, 572, 609
—, C. Claudius, Konſul . 428
Nerva, römiſcher Kaiſer 534, 568
Neu-Holland 66
Neukarthago, Spanien 425, 428
Neumagen, Reliefs von Abb. 557
Neuplatonismus 334, 577, 587, 590, 593, 595, 620, 624
Neupythagoreer 334, 576
Neuß, ſ. Novaeſium.
Nicäa, Konzil von . . . . 614 f.
—, Zuſammenkunft zu . . . 431
Nicomedia, Reſidenz Diokletians 605
Nikanor, ſyriſcher Feldherr 438, 480
Nike des Paionios . . Abb. 246
— von Samothrake 316, Abb. 347
Nikeratos, Sohn des Nikias 264
Nikias . . . 247 ff., 251 f., 254
— Friede des 250
—, Maler 300
Nikolaos von Damaskus, Philoſoph 569, 606
Nikomachos, Vater des Ariſtoteles 295
Nil, der als Flußgott . Abb. 445
Nîmes, Tempel zu 556, Abb. 557
Niobegruppe . . . 298, Abb. 299
Nobilität, die römiſche 396, 398
Nobilior, M. Fulvius, Konſul 435
Nomadenvölker 46
Norddoriſche Dialekte 142
Nordgriechiſche Dialekte . . . 142
Noreja, Schlacht bei 466
Noricum, römiſche Provinz 559 f., 630
Notenſchrift, Erfindung der 188
Notion, Schlacht bei 259
Novaeſium (Deutſchland) . . 558
Noviomagus (Deutſchland) . 558
Numantia (Spanien) 394, 458 f.
Numidien, Königreich . 428, 442
Nyſäos, Neffe Dions 286

Ochos, ſ. Artaxerxes III.
Octavia, Gemahlin des Nero 525f.
—, zweite Gemahlin des Antonius 497
Octavian, ſ. Auguſtus . . .
Octavius, Cn. . . . . . . 471 f.
—, M., Volkstribun . . . 456ff.
Odenathus, Araberfürſt . . . 547
Ödipus . . . . 160 f.
Odovacar, Germanenführer . 631
Odyſſee 150, 160 ., 164, 190, 452
Offenbarung, Johannis . . 608
—, religiöſe 577
Ökumene, die römiſche 515, 549
Olbia, griech. Kolonie . . . 166
Oligozänzeit des Tertiär 11 Abb. 13
Olympia, Spiele zu 178f., 186, 230, 281f., 623
—, Heratempel . . . . Abb. 173
—, Zeus von 225
—, Zeustempel Abb. 220, Abb. 221, 222f.
Olympias, Mutter Alexanders . . . . 308, 314f., 340ff.
Olynth (Chalkidike) . 274f., 306
Onatas, Bildhauer 224
Onias, jüdiſcher Hoheprieſter 436
Onomakritos, Orphiker . . . 192
Onomarchos, Phoker . 281, 306
Önophyta, Schlacht in den . 214
Önopides, Aſtronom 231
Ontogenie ſ. Keimesgeſchichte
Opfer, der Griechen 172
Opferkönig (rex sacrorum) in Rom 366
Orakel 172
—, chaldäiſche 587
—, zu Delphi 172
Orakelliteratur, der römiſchen Kaiſerzeit 576
Orange, Theater von . Abb. 556
Orbis terrarum, der römiſche 549
Orchomenos, in Böotien . . 158
Oreſtes, Germanenführer . . 631
Organiſation des Chriſtentums . . . . 594, 610ff.
Orgiasmus, des Dionyſos . 584
Orient, ſein Einfluß auf den Hellenismus . . . . 332ff.
—, die Griechen im . . . . 330ff.
—, Reaktion gegen den Hellenismus 435
Orientaliſche Götter, in Griechenland 288
Orientaliſche Motive, in der griech. Kunſt . . Abb. 172, 173
Orientaliſierung Europas 579ff.
—, Roms 545f., 571, 604
Orienthandel, im Römerreich 551
Orientpolitik der römiſchen Kaiſer 537
Origenes, Kirchenvater 334, 580, 593, 595, 610
Ornamentale Kunſt, der Römer 552
Orodes, Partherkönig . . . 497
Oroſius, Kirchenvater 628
Orpheus, Kult des . . 191, 580
Orpheusrelief . . . . . Abb. 265
Orphik, Lehre der 191f., 287f., 593
Orthagoras von Sikyon . . 177
Ortygia, Inſel 164
Oſiris, Kult des 579, 581
Oskiſche Sprache 357
Oſtafrika, Völker in . . . 53ff.
Öſterreich zur Römerzeit 558 f.
Oſtia, Hafen von 561
Oſtraka 335
Oſtrakismos (Scherbengericht) . . . . 200f.
Oſtrömiſches Reich 631
Otho, römiſcher Kaiſer 528, 577
Ovid, Publius Naſo, römiſcher Dichter . 513, 536, 561ff.

Paionios, Nike des . Abb. 246
Paläolithiſche Periode 85ff., Abb. Abb. 85ff.
Paläontogenie, Aufgabe der 24
Paläozoiſcher Zeitraum der Erdgeſchichte (Primärzeit) 31
Paläſtina, zur helleniſtiſchen Zeit . . . . 436ff.
Palatiniſcher Hügel 361
Pallene, Gefecht bei 178
Palmyra, ... 547, 548, 561
Pamphilos, Maler 300
Pamphylien (Kleinaſien) . . 144
Panänos, Maler 226
Panathenäen . . . . . Abb. 191
Pandekten, Geſetzbücher der 544
Pangäon, Goldbergwerke des 218
Panonien, römiſche Provinz 559f., 630
Panſa, C. . . . . 493f.
Pantheon, des Agrippa, Abb. 519, 521, 553
Pantikapäon, griech. Kolonie 166
Pantſchatantra, als Quelle für die Swahililiteratur . 58f.
Panzerlurche 31
Papyri, ägyptiſche, 335f., Abb. 337, 423, 450
Paradies, Mythus vom . . 618
Parmenides aus Elea 124f., 236, 392
Parmenion, General Alexanders 306, 314, 316, 319 f., 321
Parnes, Gebirge 142
Parrhaſios, Maler 226
Parſi, Nachkommen der alten Perſer 74
Parthenon zu Athen, Abb. 215, 223, 225, Abb. 255
Parthenos, Athena, des Pheidias 225
Parther und Partherreich 409, 423, 432, 435, 484, 497, 536, 546, 579
Paryſatis, Gemahlin Alexanders 322
Paſſau, ſ. Caſtra Batava.
Paſſivbürger, römiſche 385, 392, 402
Patricius, Stellung des römiſchen 631
Paulus, L. Ämilius, Konſul . . . . 427, 441ff.
Paulus, Apoſtel 575, 580, 585, 587f., Abb. 591, 608, 618
Paulus von Nola 627
Pauperismus, in Rom 554, 626
Pauſanias, König von Sparta 266, 272
Pauſanias, Regent von Sparta . . . . 205, 207, 210f.
Pauſanias, Beſchreibung von Griechenland 540
Pauſias, Maler 300
Pax Romana, Beſtehen der 507f., 515f.
Peiräus 216
Peiſandros, athen. Staatsmann 257
—, ſpartaniſcher Admiral . 216f.
Peiſiſtratos, von Athen 178, 184
Pelasger 140, 196
Pelasgiotis, in Theſſalien . 140
Pelopidas, Thebaner 272, 280f.
Peloponnes 142

Peloponneſiſcher Bund . . . 184
Peloponneſiſcher Krieg . . 240ff.
Pelops, Sage von 196
Peltaſten . . . . 303f.
Peluſium, Schlacht bei . . . 182
Peneſten, theſſaliſche Bauern 280
Penteren, Typ der 268
Pentheliden, in Mytilene . 176
Perdikkas von Makkedonien 249, 340ff.
Peregrinus Proteus, Zauberer 586
Perennis, Präfekt der Prätorianer 542
Pergameniſche Kunſt, Abb. 405, Abb. 407, Abb. 448, Abb. 449, 450, Abb. 579
Pergament, als Schreibmaterial 450
Pergamon, Staat 409ff., 429f., 446ff., 449
—, Stadt 409, Abb. 411, 423, 450
Periandros von Korinth 177, 523
Perikleiſche Zeit, Kultur der . . . . 218ff.
Perikles 213, 216, 217ff., 240, 244
—, der jüngere 260
Perinthos, griech. Kolonie . 309
Periöken, Spartas 157
Peripatetiſche Schule . . . 419ff.
Permzeit 11
Perperna, M., Legat des Sertorius . . . . 475f.
Perſephone (Kore) 158, 190, Abb. 195
Perſepolis 320
Perſerkriege . . . . 197ff.
— der römiſchen Kaiſer . . 450
Perſerreich 182ff., 197ff., 257ff., 270ff., 314ff., 546
Perſeus, König von Makedonien . . Abb 429, 441ff., 446
Perſius, Satiriker 564
Pertinax P. Helvius, Kaiſer 542, 626
Peruſia (Perugia) 493, Abb. 493
Peſt, die große, in Athen 243f.
Petrus, Apoſtelfürſt, Abb. 590
Peter, St., Baſilika von . . 627
Petra, Ruinen von 561
Petronius Arbiter . . . 561, 564
Pettau, ſ. Poetovio.
Pfahlbauten 25
Phädon, Sokratiker 289
Phalanx, makedoniſche . . . 304
Phaleron, Hafen Athens . . 216
Phallos, in der Komödie . . 229
Phariſäer, jüdiſche Sekte 439, 586
Pharnabazos, Satrap . 265, 271
Pharnakes I. von Pontus . 446
Pharos, Leuchtturm 411
Pharſalus, Schlacht bei . . . 489
Phäſtos, auf Kreta 149, Abb. 149, Abb. 150, Abb. 154
Phayllos, Phoker 306
Pheidias, griechiſcher Bildhauer, 224f., 241f., Abb. 243, Abb. 259, 522
Pheidon von Argos . . . . 178f.
Pherä, Fürſten von . . . . 280f.
Phigaleia, Kult der Demeter zu 152
—, Tempel zu . . 223, Abb. 277 Abb. 277
Philetairos von Pergamon 409, Abb. 410
Philipp II. von Makedonien 284, 306ff., 314, Abb. 323
— V., König von Makedonien, 427, 428ff., Abb. 429, 433, 441, 445
Philippi, Schlacht bei 494
Philippiſche Reden des Demoſthenes 501
Philippos, Reichsverweſer von Syrien 438
Philippus, L. Marcius, Konſul 468
Philiſtos, Staatsmann und Hiſtoriker 286, 293
Philo, jüdiſcher Staatsmann 523, 580
Philokrates, Friede des . . 307f.
Philomelos, Phoker 284
Philopömen, Führer des achäiſchen Bundes, 430, 441, 444
Philoſophenſchulen . . . 419, 451
Philoſophie, chriſtliche . . . 593
Philoſophie, griechiſche, 192f., 232ff., 288ff., 390ff., 418ff., 573ff., 593f.
Philotas, Sohn Parmenions 320f.
Phokäa (Jonien) 162, 166, 182, 363
Phokion, athen. Staatsmann 309, 344
Phokis . . 180, 272, 284, 306ff.
Phokiſcher Krieg . . . . . . 306f.
Phöniker . . . 147, 182, 198, 412
Phönix, Heros 147
Phormion, Athener 244
Phraates II., Partherkönig 436, 479, 486f.
— III., Partherkönig . . . 486
Phratrien, griech. 152
Phrygien 181
Phrygiſche Religion 288
Phryne, Hetäre . 302, Abb. 303
Phylarch, Hiſtoriker 424
Phyle, Bergfeſte 265
Phylen, die 4 attiſchen 144, 185
— die 3 argoliſchen . . 144, 152
Physkon (ſiehe Ptolemäos VIII.)
Pictographs, griechiſche . . 148
Pictor, Q. Fabius, Hiſtoriker 452
Piktenwall, Erbauung des . 537
Pindaros aus Theben . . 188f.
Pindos, Gebirge 142
Piſatis, Landſchaft 184
Piſo, L. Calpurnius, Volkstribun 461
Piſo, Konſul zur Zeit Neros 528
Pithekuſſä, Inſel (Iſchia) . 208
Pittakos, von Mytilene . . 183
Placidia, Schweſter des Honorius 630
Platää (Böotien) 242, 244, 246
—, Schlacht bei . . . . . . 204 f.
Platon, 286, 289ff., 295, Abb. 295, 523, 575, 578, 586, 593
Platonismus, Lehr des 573, 580
Plattentiere 34
Plautus 452, 569
Plebejer, in Rom . . . . 380ff.
Plebiscite, in Rom 403
Plebs, Die römiſche . 369f., 510
Plebs, Seceſſion der 369
Pleiſtarchos, König von Sparta 211
Pleiſtoanax, König von Sparta 216, 240, 247
Plemmyrion, Vorgebirge . . 252
Plinius der ältere . . . 572, 601
Plinius der jüngere 531, 535, 555, 610, 620
Pliozänzeit des Tertiär . . . 11
Plotinus, Neuplatoniker 333, 577
Plutarch von Chäronea, Hiſtoriker, 451, 569, 573, 578, 580, 625
Pneuma, ſ. Heiliger Geiſt.
Poetovio (Pannonien) . . 559
Polarſtern 37
Polemarchos, in Athen (Kriegsoberſt) 174
Polizei, in Rom 509
Polizeiregiment unter Domitian 531
Polybios, Hiſtoriker 332, 417f., 424, 435, 441ff., 452, 459f., 503, 569
Polydämonismus, ſiehe Dämonenglaube.
Polygnotos, griech. Maler 226, Abb. 227
Polyhiſtorie, Zeit der . . . 572
Polykleitos, aus Argos, 225, Abb. 225
Polykrates v. Samos . . 183f.
—, Sophiſt 292
Polyneſier 597
Polyperchon, Reichsverweſer 342ff.
Pompeji, Blüte der Kunſt in 552f.
Pompeji, Funde aus, 424, Abb. 532, Abb. 533, Abb. 549, Abb. 552, Abb. 553, Abb. 554, Abb. 555, Abb. 562, Abb. 563, Abb. 565, Abb. 566, Abb. 567. Abb. 573
—, Untergang von 530
Pompejus, 460, 464, 472, Abb. 473, Abb. 475f., 482ff., 487ff., 501, 509
—, Cn., Sohn des Magnus 489
—, Sex., Sohn des Magnus 489, 494f.
— Trogus, Hiſtoriker . . . 561
Pomponius Mela 561
Pons Aeni (Deutſchland) . 559
Pontifex Maximus 366, 382, 452, 513
Pontos Euxinos (Schwarzes Meer) 166
Pontus, Königreich 446
Poppäa Sabina, Gemahlin Neros . . . . 526 f.
Poros, indiſcher Fürſt . . . 321
Porphyrios, Neuplatoniker 503, 577, 593, 618
Porta Nigra, zu Trier, 553, 557, Abb. 607, Abb. 613
Porträtkunſt, römiſche . . . 553
Portus Claudius, Hafen an der Tibermündung 525
Poſeidon, Gott 158
—, Kult des, auf dem Iſthmos 186
Poſeidonia (Päſtum) . 165,, 390
Poſeidonios, aus Rhodos 332, Abb. 501, 503, 576, 594
Poteidäa, 166, 177, 241, 244, 282
Präfekten, prätorianiſche . . 600
Präfekturen, Die diokletianiſchen 606
—, der römiſchen Provinzen 600
Präſos, auf Kreta 143
Präneſte 385
Prätorianer, kaiſerliche Leibwache,, 510, 528, 542, Abb. 547
Prätoren, Stellung der . . 417
Praxiteles . . . 298f., Abb. 303
Predigt, Die chriſtliche . . . 587
Prieſterchronik, in Rom . . 382
Prieſterkollegium, unter Auguſtus 513
Prieſtertafeln, Die römiſchen 452
Primaten, Die älteſten . 17, 25
Prinzipat, Begründung des . . . . 507ff.
Priscus, Hiſtoriker 627
Privatrecht, römiſches . . 378f.
Probus, römiſcher Kaiſer Abb. 548
Prodikos aus Keos . . . 234, 236
Progonotaxis des Menſchen 36
Proletariat, Das bäuerliche der Kaiſerzeit 613
—, das römiſche der Kaiſerzeit 516, 627
Propaganda, chriſtliche, 580, 585, 587, 593, 596
Properz, römiſcher Dichter 513, 521, 561f.
Propheten, chriſtliche 590
—, jüdiſche 592
Propyläen (Athen), Abb. 219, 223
Proſaliteratur, römiſche . 566 f.
Proſkriptionen, nach Cäſars Ermordung 491
Proskyneſis 321, 522, 604
Protagoras aus Abdera 233 f., 236, 291
Provinzen, Die römiſchen 417, 508, 538, 544, 600f.
Provinzialkultur im Römerreich 557
Provinziallandtage im römiſchen Reich 554, 560
Provinzialſtatthalter, römiſche 417
Provinztheater im römiſchen Reich 555
Provokation, Recht der . . . 377
Prudentius, chriſtlicher Dichter 623
Pruſias II. von Bithynien 429f, 441, 446, 448
Prytanen, Athens 185
Pſalmiſten, jüdiſche 592
Pſammetichos, von Ägypten 166
—, von Korinth 177
Ptolemäer, Dynaſtie der 351ff., 445ff.
Ptolemäos I., 339, 341ff., 346ff., Abb. 351, 351f., 424
— II., Philadelphos, 353f., 405, 410f., 445
— III., Euergetes . 411, 445
— IV., Philopator, 430, 432f., 445ff.
— V., Epiphanes, 430, 433, 445f.
— VI., Philometor 445ff., 448, 481
— VIII., Euergetes II., 446, 481f.
— XIII., Neos Dionyſos Auletes, König von Ägypten . . 481
— XIV. von Ägypten 482, 489 482, 489
— XV. von Ägypten . . 482f.
— von Alexandria, Geograph 332, 572, 576
— Keraunos 353
Ptolemäiſches Weltſyſtem 294, 332, 594
Puniſche Kriege 414ff., 245ff., 333, 442ff.
Pydna, Schlacht bei, 282, 306, 441ff., 446, 453
Pygmäen, Zwergmenſchen, 46, 61, 73
Pylos, Kampf um 243
Pyrrhos, v. Epirus, 339, 352f., 400f., Abb. 401, 405, 412f., 445
Pythagoras, Philoſoph 193f., 390, 422, 576, 578
—, Bildhauer 224
Pythagoreer . . . 210, 231f., 294
— (ſ. auch Neupythagoreer).

Quaden, germaniſcher Volksſtamm 541
Quäſtoren, in Rom 380
Quintilian, Rhetor . . 561, 566

Ramſes III., Pharao . . . 145
Raphia, Schlacht bei . . . 432
Raſſen und Völker . . . . 41 ff.
— als anatomiſcher Begriff 42 f.
— Zuſammenhänge der . . 46
Rätien, römiſche Provinz 558 f., 630
Rationalismus, chriſtlicher 593
Ravenna, als Hauptſtadt Italiens 605
—, Bedeutung für die Kunſt 553
Reaktionszeit, Griechenlands . . . . 263 ff.
Realismus, helleniſtiſcher . 424
Recht, altgriechiſches . . 174 ff.
—, das atheniſche 178
—, griechiſches 336
—, italiſches, ſ. Grundſteuerfreiheit.
—, römiſches 336, 377, 379 ff.
Redekunſt, griechiſche . 234, 236, 286
—, römiſche, der Kaiſerzeit . . . . 569 f.
— und Chriſtentum 594
„Redner“ Etruskiſche Statue 373
Reform, die diokletianiſche 599 ff.
—, die julianiſche 621
Regensburg, ſiehe Caſtra Regina.
Regulus, M. Atilius . . . 415
Reichseinheit, die römiſche 604 f.
Reichsgedanke, der römiſche 631
Reichsmünze, die römiſche, in der Kaiſerzeit 551
Reichspolitik, der römiſchen Kaiſer 538
Rekrutenkontingent, das römiſche 602
Religion, ägyptiſche 351
—, etruskiſche . 367, Abb. 367
—, griechiſche 152 f., 158 f., 171 f., 190 f., 222 f., 234 ff., 287 f.

Religion, helleniſtiſche, 333 f., 418 ff.
—, kretiſche . . . . . Abb. 155
—, orientaliſche . . . . . 333 f.
—, römiſche 366, ſiehe auch Chriſtentum.
Religiöſes Leben, in der römiſchen Kaiſerzeit 574 ff., 608
Reliquienverehrung, chriſtliche 592
Renaiſſance, die griechiſche, in der Kaiſerzeit . 552, 570 ff.
Rhegion . 164, 207, 210, 269 f.
Rheingrenze, die römiſche 532, 557 f.
Rheinübergänge, Cäſars . . 485
Rhetorik, ſiehe Redekunſt.
Rhion, Meerenge von . . . 143
Rhodos 165, 257, 283, 300, 398, 430, 441, 446
—, Belagerung von 347
—, hohe Schule 561
Rhoxane, Gemahlin Alexanders 322
Richterſold, in Athen . . . 217
Ricimer, Germanenführer . 631
Ritterſtand, der römiſche . 383
Rittertum, der homeriſchen Zeit . . . . 156 f.
Rom . . . . 360 ff.
— als Reichshauptſtadt 507 ff., 553 f., 606
— als Weltreich . . . . 549 ff.
— Brand unter Nero 527, 567
— Brand unter Titus . . 530
— Brand unter Commodus 542
— Einnahme durch die Goten 628
— Helleniſierung . . . . 450 ff.
— Rückgang der Bevölkerung 626
— Stadtgöttin von Abb. 464, Abb. 627
Roma, Kult der Göttin . . 512
Romaniſierung der Donauländer 559
— des Helleniſmus 418 ff., 503
— der Städte in den Provinzen 554
Römer, die, in Deutſchland . . . . 557 ff.
Römiſches Reich, Teilung 604 f.
Romulus und Remus . 362, 513
—, Grab des 361
— Auguſtulus 631
Roſette, Der Stein von 446, Abb. 447
Rottweil, ſ. Arae Flaviae.
Rubico, Cäſar geht über den . . . . 488 f.
Rufinus, Miniſter des oſtrömiſchen Reichs 606
Rufus, P. Sulpicius, Gegner Sullas . . . . . . 470 f.
— Rutilius, Legat 468
Rugier, germaniſcher Volksſtamm 630
Rullianus, Q. Fabius Maximus . 394, 396, 402, 418
Ruma, etruskiſches Geſchlecht 362

Saalburg, Gründung der 532, 559
Sabäer, Volk in Südarabien 411
Sabazios, Kult des 579
Sabbat, jüdiſcher Feiertag . 437
Sabiner 366, 398
Sachſen, germaniſcher Volksſtamm 547, 599
Sadduzäer, jüdiſche Sekte 439, 481, 585
Sagunt (Spanien) 425
Sakadas aus Argos 188
Sakramente, der Myſterien . 587
—, chriſtliche 585
—, Lehre des Paulus von den 583
Säkulariſation, des Tempelguts 612
Säkularſpiele, Feier der römiſchen 514
Salamis, kommt an Athen . 178
—, Seeſchlacht bei 204
—, auf Kypros, Schlacht bei 216, 346
Salona, Kaiſerpalaſt zu Abb. 602
Salluſt C. Crispus . . .502, 577
Salvian, Hiſtoriker . . . . 627f.
Salzburg, ſ. Juvavum.
Samniter 393 ff., Abb. 393, 396 ff.
Samniterkriege . . . 392ff., 440
Samnium 381, 388
Samos 176, 180, 183, 218, 261, Abb. 261, 280, 283
—, Erhebung gegen Athen . 218
Samothrake, Myſterienkult . 288
—, Nike von . . . 346, Abb. 347
Sappho 187, 563
Sardes 181f., 198
Sardinien . . . . . . 415, 425ff.
Sarmaten, Volk der . 532, 541
Saſſaniden, Dynaſtie der 546, 580
Satan, Glaube der Chriſten an den 591
Satemgruppen der ariſchen Sprachen 79
Satirendichtung, römiſche 422, 564
Saturnalienfeier in Rom . 524
Saturnier, römiſches Versmaß 452
Saturninus, Statthalter Niedergermaniens 532
—, L. Appuleius, Volkstribun . . . . 467f.
Satyr . . . . . . Abb. 188, 189
Säugetiere, Auftreten und Entwickelung der 15f., 27f., 31
Scaurus, M. Aemilius, Senator . . . . 463 f.
Schiffe, römiſche . . . Abb. 495
Schiffskatalog, der Ilias . 170
Schlachtordnung, ſchiefe, des Epameinondas 278
Schlangengöttin, kretiſche Abb. 152
Scholaſtik, Philoſophie der . 577
Schöpfungsgeſchichte, bibliſche 618
Schrift, griechiſche 169, Abb. 170
—, italiſche . . . . 358f.
—, kretiſche 148, Abb. 149, 150f.
—, ſemitiſche 169
Schuldknechtſchaft, in Athen 178
—, recht, in Rom 379
Schulunterricht, römiſcher Abb. 558
Scipio Barbatus, L. Cornelius 399
—, Gnäus Cornelius . . 426 f.
—, P. Cornelius Africanus major 426 ff., Abb. 431, 434, 440 f., 453, 509
—, Lucius Cornelius, Bruder des vorigen 434, 440 f.
—, P. Cornelius Aemilianus Africanus minor 442 ff., 448, 453 f., 458 f.
—, P. Cornelius Naſica . 458
Scipionen, Partei der 440 f., 452
Scipionenſarkophag . . Abb. 425
Scribonia, zweite Gemahlin Oktavians 496
Seebund, der zweite atheniſche . . . . 276 ff.
Seeherrſchaft, der Griechen 162 ff.
Seekarten der Südſeeinſulaner 63
Seeräuberkrieg 464, 478
Seeverkehr, zur Kaiſerzeit . 550
„Seevölker“, Einfälle der, in Aegypten 155
Segeſta 251, 262
—, Tempel zu . 390, Abb. 391
Seian, Günſtling des Tiberius 519, 567
Selektionstheorie ſ. Zuchtwahllehre.
Seleukia Pieria 432
Seleukia, am Tigris 350
Seleukiden, Dynaſtie der 345, 349 f., 409 f., 432 ff., 480
Seleukos I. von Syrien 332, 340, 348 ff., 353 f., Abb. 408, 409
— II. — — . . 410, 432, 445
— III. — — 410, 432
— IV. — — 435
— von Babylon, Mathematiker 422
Selinus 164, 250, 262
— Tempel zu . . Abb. 165, Abb. 167
Sellaſia, Schlacht bei . . . 408
Semiten, Typus der 480
— in Rom 561
Semonides, aus Amorgos 170
Sena Gallica (Sinigaglia) . 385
—, Schlacht bei 428
Senat, der römiſche zur Zeit der Republik . . 403, 430, 442
—, — zur Zeit des Auguſtus 508
—, — — — — Tiberius 518
—, — — — — Caligula 521, 524
—, — — — — Domitian 531
—, — — — — Veſpaſian 529
—, — — — der Soldatenkaiſer 544
—, — und das Chriſtentum 594
Seneca, L. Annäus 524, 526 f., Abb. 561, 564, 566 f., 572, 574 ff., 575
Seneca, Prokonſul von Achaia 575
Senonen, Galliſcher Stamm 385, 417
Sentinum, Schlacht bei . . 399
Serapeion, das zu Alexandria . . . . 622 f.
Serapis, Kult des 351, 537, 579 f., 622
Sertorius, Q., Marianer 475 f.
Servianiſche Mauer 385
Seſtos 205
Severus Alexander Kaiſer 545 f., Abb. 548, 569, 580, 600
—, Antoninus, ſiehe Caracalla.
—, Septimius 544, Abb. 570, 610
Severusbogen, zu Rom Abb. 571, 572
Sextus, der Empiriker . . . 577
Sibylle, kumäiſche 578
Sibyllen, Orakel der 576
Sicilien 148, 164 f., 207 ff., 218, 247 f., 249, 261 ff., 268 ff., 284 ff., 312 f., 356, 390, 400 f., 414, 418, 425 ff.
Sigeion 184
Sikeler 208, 210
Sikyon 177, 180, 184
—, Malerſchule von 300
Silbenſchrift, kypriſche Abb. 144, 145, 169
Silius Italicus, Dichter . 564
Silurzeit 12
Simon, Makkabäer . 437 f., 480
Simonides aus Keos 188
Sinope 166
Sippenverband, als Geſellſchaftsform in der Steinzeit 101
Siris 165
—, Schlacht am 400
Sirmium (Pannonien) . . 559
Sklaverei, antike . . . . 370 ff.
—, in Amerika 69
—, in Griechenland 168, 219 ff.
—, in Pergamon 450
—, im Römerreich 476, 539, 579
Skopas, Bildhauer 298, Abb. 299
—, Aegyptiſcher Feldherr . 433
Skylax v. Karyanda 349
Skythen 197
Sokrates 288 f., Abb. 291, 575, 593
Sokratik . . . . 289 ff.
Soldatenkaiſertum, das römiſche 542
Söldnerkrieg, der Karthager 415
Söldnerweſen in Griechenland . . . . . . 301 f., 303 f.
—, unter Auguſtus 516
Solon 171, 178, 456
Somalineger, die . . . 53f., 57
Sonne, als Wärme- und Lichtquelle . . . . 3 ff., 8 ff.
Sonnengott, Verehrung des (ſ. auch Helios) . 334, 580 ff.
Sophiſtik, die griechiſche 23 ff., 286 ff., 291 ff.
—, in der römiſchen Kaiſerzeit . . . . 569 f.
Sophokles . . . . . . 227 f., 237
Sophron 227
Sozialpolitik, chriſtliche . . 590
Sozialrecht, zur römiſchen Kaiſerzeit 539
Sozomenos, Kirchenhiſtoriker 621
Spanien, zur römiſchen Kaiſerzeit . . . . . 555 f., 561
—, unter karthagiſcher Herrſchaft . . . . 425 f.
Sparta 157 f., 160, 174, 176, 179, 184 f., 188, 198, 202, 210 ff., 240 ff., 253 ff., 256, 267 ff., 306, 312, 405 ff., 429, 444
—, Ebene von . . . . Abb. 159
—, Hegemonie von . . . 263 ff.
Spartakus, Sklavenführer . 476
Speier, ſiehe Noviomagus.
Speuſippos, Neffe Platons 295
Sphairos, Stoiker 420
Sphakteria, Beſetzung von . 248
Sphodrias, Spartaner . . . 277
Spiele, bei den Griechen 156, 186, 230, 431
Spiritualismus, antiker . . 620
Sport, griechiſcher 186
Sprache, griechiſche . . . 139 f.
—, keltiſche 558
—, als linguiſtiſcher Begriff 43
—, Forſchung, vergleichende 42
—, Wiſſenſchaft, antike . . . 238
Spy, Schädelfunde von . . 78
Staat und Chriſtentum . 606 ff.
Staatenſyſtem, helleniſtiſches 345, 428
Staatsgedanke, platoniſcher 523, 539
Staatslehre, des Ariſtoteles 226
Staatsrecht, das orientaliſche, im Römerreich . . 604
Stabiä, Zerſtörung von . . 530
Städteweſen im römiſchen Reich . . . . 554 f.
Stadtfreiheit, der Gemeinden im Römerreich 554
Stadtrecht, das von Alexandria 544
Stammesgeſchichte . 24, 26, 32
Stateira, Gemahlin Alexanders 322
Statius, römiſcher Dichter . 564
Statthalterſchaften, die römiſchen 600
Steinkohle, Bildung der 13, 31
Steinzeit . . . . 25, 110f.
—, Geſellſchaftsformen in der . . . . 101 f.
Sterne und Sternſyſteme 3 ff., 8 f.
Sternenglaube in der römiſchen Kaiſerzeit 576
Steſichoros aus Himera . . 188
Steuern, direkte, in Rom . 442
Steuerſyſtem, das diocletianiſche 600
Stilicho, Miniſter des weſtrömiſchen Reichs 606, 263, 629
Stoa, Schule der 332, 420 f., 450, 573ff.,f580, 593
Strabo von Amaſea, Geograph 503, 551, 568, 576, 617
Strafprozeß, der römiſche . 377
Strafrecht, römiſches 377
Straßburg, Schlacht bei . 617 (Siehe auch Argentorate.)
Strategen in Athen 201
Stratios, achäiſcher Staatsmann 444
Stratonike, Gemahlin Attalos II . . . . 448 f.
Streitwagen 145
Subhagaſana, indiſcher König 433
Südſee, Ethnographie der 59 ff., Abb. 60, Abb. 61 65
Sueton, C. Tranquillius Hiſtoriker 520, 530, 568, 578
Sueven, germaniſcher Volksſtamm . . . . 532, 628 f.
Sulla, L. Cornelius 463 470 ff., 473 ff., 490
Sumerer, Urbevölkerung von Meſopotamien 76

Sündenfall in der antiken Myſtik 593
Sunion, Poſeidontempel von 223
Supranaturalismus, antiker 577
Swahili, Literatur und Kunſt, der . . . Abb. 53, 57 f.
Syagrius, römiſcher Statthalter 630
Sybaris 165, 208
Sybota-Inſeln, Seeſchlacht bei den 241
Sykophanten in Athen . . . 256
Symbole, chriſtliche Abb. 594, Abb. 610, Abb. 611, Abb. 613
Symmachus, Präfekt von Rom. 595, 628
Syneſios von Kyrene, Biſchof 624
Synkretismus, religiöſer 333 f., 503
Synoden, chriſtliche . . 594, 612
Synoptiker, die chriſtlichen . 618
Syphax, König von Numidien 428
Syrakus 164, 176, 208 ff., 219, 226, 247, 250 ff., Abb. 251, 254, 261ff., Abb. 267, 268ff., 284ff., 300, 312f., 401, 412, 414, 422, 427, 429
Syria Paläſtina, ſ. Juden.
Syrien, römiſche Provinz . 480 ſ. auch Seleukiden.
Syſſitien der Spartaner . 157

Tacitus, Publius Cornelius, römiſcher Geſchichtſchreiber 510, 512, 516, 518, 526, 528, 30, 534, 559, 566 ff. 577, 607, 630
— römiſcher Kaiſer 548
Tagos, Der theſſaliſche . 179
Talmud, Der jüdiſche . . . 439
Tanagra, Schlacht bei 214
Tänaron, Kap 139
Tarent 165, 210, 300, 392, 400 ff., 414, 427
Tarquinier, röm. Dynaſtie 363 f.
Tarraco (Spanien) 555
Tarſos, Stadt in Aſien . . . 547
— Hohe Schule zu 561
Tarteſſos (Spanien) . 182, 412
Taube als chriſtliches Symbol . . . . 584, Abb. 597
Taufe im Myſterienkult . . 582
— Die chriſtliche 608
Tauromenion . . . . . Abb. 413
„Tauſend und eine Nacht" . 58
Tegea 181
— Tempel der Athena zu . 298
Telamon, Schlacht bei . . . 416
Tempe, Tal von 203
Temperaturgrade, Der Sterne 9
Terenz, Dichter 452
Teridates, Parnerkönig . . . 432
Terpandros aus Sparta . . 188
Tertiärzeit . . . . 11, 16, 85 ff.
Tertullian, Kirchenvater 550, 560, 580, 589, 593, 596, 607, 609
Teſtament, Das alte 592 f., 595, 616, 622
— — neue 587, 618
Tetradrachmon, Attiſch. Abb. 218
Teufelsaustreibungen 590
Teutoburger Wald, Schlacht im 516
Teutonen, German. Volk 466 f.
Thales aus Milet 192
Thapſus, Schlacht bei 489
Thaſos 166, 170, 212
— Sarkophag von . . Abb. 197
Theater von Arauſio . Abb. 556
— Das flaviſche zu Rom Abb. 531
— probe, römiſche . . Abb. 565
Thebaniſcher Sagenkreis . 160 f.
Theben 158, 204 f., 214, 274, 276 ff., 281, 284, 306, 308, 310 f., 314 ff.
Themiſtios, Rhetor 618
Themiſtokles 201 ff., Abb. 210, Abb. 211, 211 f.
Theodizee der Stoa 574
Theodorich, Gotenkönig . . . 631
Theodoſius I., Kaiſer Abb. 599, 616, 629, Abb. 629
— II., — 606, 624
Theodotos, ägyptiſcher Feldherr 432
Theognis aus Megara . . . 187
Theogonie, heſiodiſche 170
Theokrit, Dichter 423
Theologie, antike 574
— helleniſtiſche 513
Theophanes von Mytilene, Geſchichtſchreiber 479
Theophraſtos, Schüler, des Ariſtoteles 296 f., 388, 419, 422
Theopompos, Hiſtoriker 294, 314, 571
Thera 160
Theramenes, atheniſcher Staatsmann . . . 275 ff., 264
Thermopylen, Paß der 203 f., 310
— Schlacht bei den (191) . 434
Theron v. Akragas . . 207, 208
Theſeus 158, 160
Theſeustempel, Athen 223, Abb. 223
Thesmotheten, in Athen . . 174
Theſpiä (Böotien) 204
Theſpis aus Ikaria 190
Theſſalien 140, 162, 179 f., 203, 211, 266, 277 ff., 284, 306
— Dialekt von 142
Theveſte, Stadt in Afrika . 560
Thorius, Sp., Tribun . . . 462
Thrakien . 249, 306, 308 f., 433
Thraſea Pätus, römiſcher Senator 528, 530, 540
Thraſybulos, atheniſcher Demokrat 265, 273
— von Syrakus 209
Thraſydäos v. Akragas . . . 209
Thraſymachos aus Kalchedon 236, 291 f.
Thukydides, griechiſcher Geſchichtſchreiber 237 f., Abb. 239, 241, 249, 293, 452, 571, 577, 592
— Sohn des Meleſias . . . 216
Thüringer, germaniſches Volk 630
Thurioi, Gründung von . . 218
Tiber, Fluß 360
Tiberbrücke des Hadrian . . 553
Tiberius, Cäſar Auguſtus Abb. 509, 511, 516 ff., Abb. 517, Abb. 523, 530, 567, 577
— Gemellus, Enkel des vorigen 521
Tibull, römiſcher Dichter . . 563
Tibur, Villenanlagen zu . . 538
Ticinus, Schlacht am . . . 426
Tierverehrung, in der Steinzeit 101
— altgriechiſche 152
Tigranes, König von Armenien 478, 486
Tigranokerta, Schlacht bei 478, 480
Timarchos, Satrap von Medien 435
Timaſitheus v. Lipara . . . 383
Timgad, ſ. Theveſte.
Timoleon . . . . 312 f.
Timotheos, Sohn Konons 277, 280, 283
Tiribazos, perſiſcher Satrap 273 f.
Tirol, zur römiſchen Kaiſerzeit 558
Tiryns 149, 157
Tiſſaphernes, Satrap von Sardes . . . . . . 257 ff., 267
Tities, Ramnes, Luceres, älteſte Tribus in Rom . . 362
Titius, P., Tribun 494
Titus Flavius Veſpaſianus, Kaiſer . . . 530 f., Abb. 530
Titusbogen, der zu Rom Abb. 437, 529, Abb. 529, 553
Titus Tatius, Legende von 366, 398
Toleranz, religiöſe, im römiſchen Reich . . . . . . 606 f.
Toleranzedikt, d. Mailänder 611
Tolmides, Athener . . 214, 216
Totengericht, in der antiken Myſtik 593
Tracht, in der kretiſchen Kultur Abb. 152, 153, Abb. 156, Abb. 157
Tracht, griechiſche 221
Tradition, die jüdiſche . . . 439
Tragödie, griechiſche 190, 227 f., 297, 571
Traian, Marcus Ulpius, Kaiſer 526, 531, 534 ff., Abb. 534, 550, 560 f., 566, 579, 610
Traiansſäule, zu Rom Abb. 535, 553
Traſimenerſee, Schlacht am 427, 429
Trebbia, Schlacht an der . . 427
Trebonius, L. Volkstribun . 486
Triasperiode, der Kreidezeit 11, 31
Tribunen, in Rom . . . . 369 f.
Tribus, die Römiſchen 369 f., 395, 402 f., 416
Trier, ſ. Auguſta Trevirorum.
„Trierarchie" in Athen . . . 222
Trieren, kommen auf 202
Trinitätstheologie, chriſtliche 620
Triopiſches Vorgebirge, bei Knidos 145
Triparadiſos, Satrapieenordnung von 342
Triumvirat, das erſte 484
— — zweite 494
Troas, kleinaſiatiſche Landſchaft 166, 183
Troglodyten, Wohngebiet diluviales . . . . Abb. 84
Troja 145 ff., Abb. 146, Abb. 147
— Zweite Stadt von 146
— Sagen von . . 160, Abb. 161
Tropaeum Traiani, das zu Adamkliſſi 536
Tryphon, ſyriſcher Prätendent . . . . 435 f., 438
Tſchandragupta, König von Pataliputra . . 349, 409, 433
„Türk", die Bedeutung des Wortes 75
Turkmenen, in Vorderaſien . 75
Turmbau, der babyloniſche . 618
Tusculum 385
Tuſſineger . . . . 54 ff.
Tyche, ſ. Fortuna.
Tyrannenmörder, Gruppe der 224
Tyrannis, die griechiſche . 176 ff.
— — theſſaliſche 280
Tyros 318, 432
Tyrtäos . . . . 170 f.

Ulpian, Juriſt . 544, 545, 561
Umbrien, ital. Landſchaft . 398
Umbriſche Sprache 357
Unio mystica 584
Unteritalien Griechen in 164 f.
Unterricht bei den Griechen 236 f., 292 ff., Abb. 292, Abb. 293
—, öffentlicher, in der Kaiſerzeit 570
Unterſtützungsweſen, chriſtl. 590
Urgeſchichte, Aufgabe der 25 f.
Urſprung des Menſchen 25 ff.
Urtiere (Protozoa) . 34, 37
Urzeit der Erdgeſchichte, Formationen der 12

Valens, Kaiſer . . 568, 606, 621
Valentinian I. Kaiſer . 606, 621, 627
— II., —, ... 606, 630
— III., —, ... 630
Valerian, römiſcher Kaiſer 547, 610
Valerius Flaccus, Dichter 564
Vandalen, germaniſcher Volksſtamm 541, 547, 599, 628
Vaphio, ſ. Amyklä 153
Varro, C. Terentius, Konſul 427
—, M Terentius 361
Varus, Quintilius 516
Vaſen, (vergleiche auch die Vaſentafel).
—, kretiſche . . . . . Abb. 149
—, meliſche . . . . . Abb. 149
—, Kamaresſtil . . . Abb. 149
—, mykeniſche Abb. 148, Abb. 157
Vaſen, Ariſtonothosvaſe Abb. 165
—, Dipylonvaſe . . . Abb. 170
—, Françoisvaſe . . . Abb. 175
—, attiſche des VI. Jahrhunderts . . 173, Abb. 175
—, Panathenäiſche Preisvaſe . . . . . . Abb. 191
—, ſchwarzfigurige Abb. 161, 173, Abb. 175, Abb. 188, Abb. 189, Abb. 191
—, rotfigurige Abb. 199, Abb. 204, Abb. 205, Abb. 207, Abb. 208, Abb. 217, Abb. 227, Abb. 228, Abb. 229, Abb. 245, Abb. 292, Abb. 293, Abb. 302
—, attiſche Lekythen, Abb. 264
—, Tarentiner Prachtgefäß Abb. 235
—, etruskiſche . . . . Abb. 365
Vatinius, P. Tribun . . . 484
Veji . . . . 368 f.
—, Kriege mit . . . 382 ff., 452
Veneter 357
Venus Urania (Caeleſtis) Verehrung der 545
Vercelli, Schlacht bei . . 466 f.
Vercingetorix, keltiſcher Fürſt 485
Verkehrswege, zur römiſchen Kaiſerzeit 550
Verona, Belagerung von, Abb. 604
Verres, C. Prozeß des 476 f., 501
Veſpaſianus Flavius, römiſcher Kaiſer 527 f., Abb. 530, 555, 558, 560
Veſpaſianstempel zu Rom . 553
Veſuv, Ausbruch des . . . 530
Vetera Caſtra (Deutſchland) 558
Veteranenanſiedlungen 509, 555
Vettier, Haus der zu Pompeji, Abb. 553, Abb. 566, Abb. 567
Vicare, des römiſchen Präfekten 600
Vierkaiſerjahr, das römiſche 528
Vindelicien, römiſche Provinz . . . . 558 f.
Vindex, Statthalter von Gallien 528
Vindobona, römiſches Legionslager . . . 528, 541, 559
Virgil, P. Maro, römiſcher Dichter 513, 521, 523, 562, 578
Virginia, Legende von der 380
Viriathus, Aufſtand des . . 459
San Vitale, zu Ravenna . 553
Vitellius, römiſcher Kaiſer 528
Völkermiſchung im römiſchen Reich 561
Volkstribunat 369, 380
—, unter Auguſtus 510
Volsker . . . . 368, 381 f.
Vorzeit der Erde . . . . . 1 ff.
Vulci, Grab von 363, Abb. 363
Vulſo, C. Manlius, Konſul 435, 446

Waffen, in der Steinzeit Abb. 103, Abb. 105
— in der homeriſchen Zeit . 156
Wahlaufrufe in Pompeji . 554
Wallia, Gotenkönig 630
Waſhington, Booker, ... 71
Watſch, Gürtelblech von Abb. 357
Webekunſt auf den Südſeeinſeln, Fehlen der 64
Weidewirtſchaft, Unteritaliens . . . . 397 f.
Weisſagungen, chaldäiſche . 576
— auf Chriſtus 593
— des Daniel 437
— meſſianiſche . . 513, 529, 537
— ſibylliniſche 578
— des alten Teſtaments 592, 618
Weltanſchauung, des Chriſtentums . . . . 575 ff.
— des Hellenismus . . . 418 ff.
„Weltgeſchichte", Begriff der 6
— Hauptgebiete der 25

Welthandel, des Hellenismus . . . . 330 f., 411
— römiſcher 551
Weltinduſtrie, die römiſche 551
Weltkultur, des Hellenismus . . . . 331 ff.
Weltliteratur, römiſche, der Kaiſerzeit 561, 570
Weltpolitik, helleniſtiſche . . 331
Weltreligion zur römiſchen Kaiſerzeit 561
Weltſchöpfung, die orphiſche 191
Weltſyſtem, Laplaces . . . 24
Werkzeugtechnik, neolithiſche 107 ff.
Weſel, ſiehe Vetera Caſtra.
Weſtgoten, Reich der 630
Weſtrömiſches Reich, Zerfall des 626
Wiedergeburtsglaube, antiker 583
Wiesbaden, ſiehe Aquae Mattiacae.
Wildhauſer Schafberg 7, Abb. 7
Wirbeltiere . . . 27, 31, 33 ff.
Wirtſchaftsleben, griechiſches 218ff., 300 ff.
Wirtſchaftsleben, d. Steinzeit 102
Wiſſenſchaft, griech. 192 ff., 231 ff., 297
—, helleniſtiſche 332
—, römiſche, der Kaiſerzeit 573, 593 f.
—, chriſtliche 595
Wohlfahrtspolitik der römiſchen Kaiſer 554
Wolfsgilde, Prieſterſchaft . 361
Worms, ſ. Borbetomagus.
Wunder Chriſti 585
Wunderglaube, antiker 578, 590

Xanthippos 200, 205
Xanthos, Harpyienmonument zu . . . . Abb. 180, Abb. 181
Xenophanes von Elea 390 f., 420
Xenophanes aus Kolophon . 194
Xenophon, attiſcher Feldherr 267, 289, 293f.
Xerxes, König von Perſien 200ff.

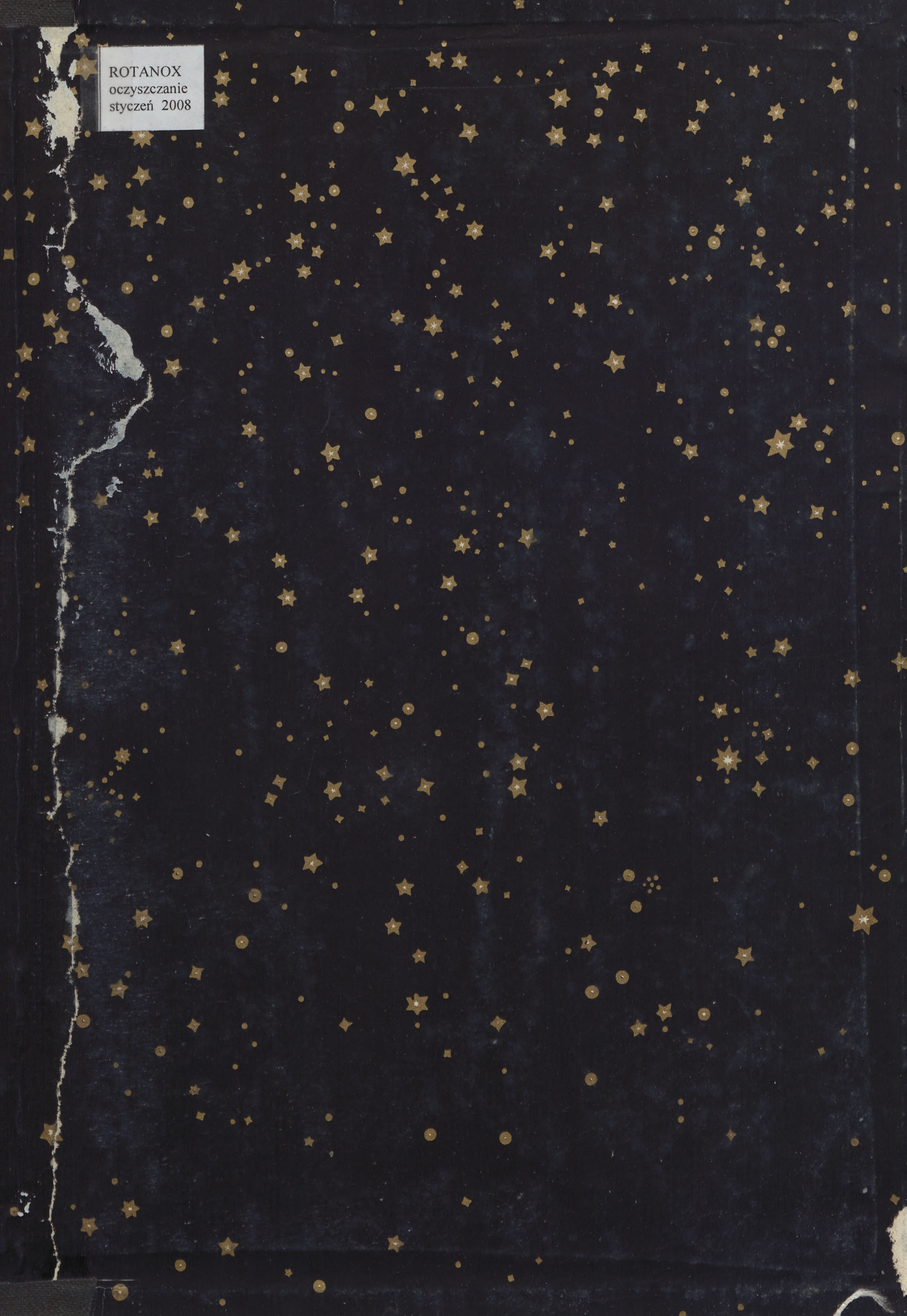
Yankee-Typus, der . . . . 67 f.
York, ſiehe Eboracum.

Zagreus-Dionyſos 191
Zaleukos, Geſetze des . . . 176
Zama, Schlacht bei 428
Zankle ſiehe auch Meſſana . 164
Zarmizegethuſa, Hauptſtadt Dakiens 536
Zauberer, ägyptiſche 582
—-Gerät, pergameniſches Abb. 579
—-wahn, theurgiſcher 576
„Zehntauſend“, Rückkehr der 267
Zeitalter der Erdgeſchichte 11 f.
Zeitrechnung, jüdiſche . . . 438
—, römiſche 328
Zellentheorie, Begründung der 24
Zenobia, Herrſcherin von Palmyra 548
Zenon aus Elea . . . 236, 420
—, Stoiker 332
Zenſur, literariſche unter Tiberius . . . . 520f.
Zentralaſien, Erforſchung von 350
Zeremoniell, das orientaliſche der römiſchen Kaiſer 548, 604
Zeus 152, 158
— der, von Dodona . . . 140
— Grab des, auf Kreta . . 160
— der Pelasgiſche 140
— Epiphanes Gaios . . . 522
— Labrayndos 154
— des Pheidias . . 224 f., 522
— Tempel des, zu Athen . 553
— Altar des, zu Pergamon Abb. 448, Abb. 449, 450
Zeuxis, Maler 226
Zilli, ſiehe Ceia.
Zinsfuß in Griechenland 168, 220
Zivilverwaltung, römiſche, unter Diokletian 601
Zoologie 296
Zoroaſter, perſiſcher Religionsſtifter 74, 546
Zuchtwahllehre . . . . . . 24ff.
Zunftweſen, römiſches, der Kaiſerzeit 601
Zwölf Tafeln, Geſetzgebung der . . . . 378 f.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

20/43

Stadt-
bücherei
Elbing



ROTANOX
oczyszczanie
styczeń 2008

Bibliote
Główna
UMK T

KD.47.1
nr inw. 51